Franz Alexander von Kleist

Werke

Zusammengestellt von

Sigurd von Kleist

Hamm 2017

Inhaltsverzeichnis

	Vorwort	1
	Kurzbiographie	3
1791	Hohe Aussichten der Liebe	10
1791	Ueber die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres	21
1791	Graf Peter der Däne	39
1792	Fantasien auf einer Reise nach Prag	185
1793	Sappho	222
1793	Zamori oder die Philosophie der Liebe	309
1793	Das Glück der Liebe	429
1796	Das Glück der Ehe	439
1797	Vermischte Schriften	450
1799	Liebe und Ehe in 3 Gesängen	571
	Hohe Aussichten der Liebe	572
	Das Glück der Liebe	583
1788-1793	Einzelveröffentlichungen	592
1789-1797	Briefe und Handschriften	751
	Veröffentlichungen zum Werk	873
	Zeitgenössische Rezensionen	874
	Friedrich de la Motte Fouqué Die drei Kleiste	907
	Wolfgang Menzel Auszug aus Geschichte der deutschen Dichtung	913
	Allg. Deutsche Biographie Artikel von 1882	913
	Julius Schwering Franz von Kleist Eine litterarische Ausgrabung	915
	Ludwig Geiger Franz Alexander von Kleist	932
	Alexander von Ungern-Sternberg Über Albertine von Waldow	934
	Wilhelm Harnisch Über Albertine von Waldow	938

Vorwort

Dieses Buch ist entstanden als Teil der Digitalisierung von Unterlagen zur Familie von Kleist. Unmittelbar vorhergegangen war die Digitalisierung der Ausgabe von August Sauer von Werken und Briefen von Ewald Christian von Kleist. Damit waren für den Herausgeber die Manuskript-Schätze des Gleimhauses in Halberstadt erkennbar geworden, die, soweit sie Franz Alexander von Kleist betrafen, nur auszugsweise veröffentlicht waren. Mit der zusammenfassenden Herausgabe des ganze Werks von Franz Alexander von Kleist, der Bücher, Aufsätze und Briefe sowie von zeitgenössischen Rezensionen ist ein neues eigenständiges Buch entstanden. Die Zusammenstellung und Gliederung ist dabei formal, Bücher vor Veröffentlichungen in Zeitschriften und vor den Briefen, angeordnet grundsätzlich in zeitlicher Reihenfolge.

Bei den verwendeten Büchern ist im Normalfall die Bibliothek des Digitalisats, das meist von Google Books stammt, angegeben, soweit sie aus der verwendeten Internet-Datei erkennbar war. Auch die Veröffentlichungen in Zeitschriften waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im Internet verfügbar. Hier ist auch der digitale Zeitschriftenbestand der Universitätsbibliothek Bielefeld intensiv genutzt worden.

Die Texterkennung erfolgte mit Abbyy Recognition Server für Frakturschrift sowie Abbyy Finereader 12 Professional für die übrigen Texte. Fehler können natürlich nicht ausgeschlossen werden.

Das Buch enthält zusätzlich Abschriften des im Gleimhaus, Halberstadt, befindlichen Briefwechsels mit Gleim sowie Briefen im Kleist-Museum in Frankfurt/Oder und den Vieweg-Sammlungen der Universitäts-Bibliothek Braunschweig. Ich danke diesen Institutionen für die Unterstützung. Weitere Briefe sind aufgenommen, soweit sie veröffentlicht sind. Eine kleine Zahl von Briefen, die sich in anderen Sammlungen befinden, ist nur erwähnt, aber nicht wiedergegeben. Die Transkription der Briefe enthält Lücken und entspricht - dem Wissenstand des Herausgebers entsprechend - nicht wissenschaftlichem Standard.

Die Rechtschreibung richtet sich nach dem jeweiligen Original, lediglich die Verwendung der Anführungszeichen ist etwas angepasst. Die Seitenumbrüche der Originale sind bei den Büchern in [] angegeben. Die Anmerkungen der jeweiligen Quellen sind mit * kenntlich gemacht, Anmerkungen des Herausgebers mit der Jahreszahl 2016 oder 2017.

Der Band soll die Beschäftigung mit Franz Alexander von Kleist erleichtern. Auf Grund des familiengeschichtlichen Ansatzes spielt es für die Herausgabe keine Rolle, wie seine Bedeutung als Dichter heute einzuschätzen ist. Seine in den Briefen geäußerten Ansichten, die teilweise auch zu seinen Texten im Widerspruch stehen, stellen eine interessante Quelle für die Ansichten eines jungen Kleist in den Zeiten der französischen Revolution dar. Da das Buch für die Veröffentlichung im Internet bestimmt und durchsuchbar ist, ist ein Register nicht erforderlich. Ein Druck, aufgeteilt auf 2 Bände, wird nur in einer Auflage von wenigen Stück für die unterstützenden Institutionen und das Familienarchiv durchgeführt.

Eine Kommentierung der Texte ist nicht vorgesehen. Am Ende der Kurzbiographie wird auf neuere Literatur verwiesen, die zur Vertiefung herangezogen werden kann, insbesondere die grundlegende Arbeit von Anke Tanzer, „Mein theurer zweiter Kleist“, ohne die dieser Band nicht entstanden wäre.

Von den von Anke Tanzer zusammengestellten zeitgenössischen Rezensionen sind mehrere, von den älteren Aufsätzen, die sich mit Franz Alexander von Kleist beschäftigt haben, sind die Texte von Friedrich de la Motte Fouqué und Julius Schwering am Schluss beigefügt.

Für eine Information über Fehler an sigurd@v-kleist.com wäre ich dankbar.

Sigurd von Kleist

Familienverband derer v. Kleist e. V.

Hamm

Lith. Anst. v. Winckelmann & Söhne.

Franz von Kleist

Kurzbiographie

auf der Basis des aktualisierten Artikels in der 2. Auflage der Familiengeschichte von 1886 und der dort verwendeten Literaturzitate.

Franz Alexander,

Legationsrat und Dichter,

geb. 1769, † 1797.

Ein Lebensbild dieses bedeutenden, leider so früh verstorbenen Mannes ist in der Allgemeinen Deutschen Biographie[1] 1882 erschienen; Der Text ist unten S. 913 vollständig abgedruckt. Teile sind im folgenden Text verwendet, ebenso Teile des ergänzenden Textes der Familiengeschichte, die aber durch weitere Informationen ergänzt sind.

Franz Alexander von Kleist wurde am 24. Dezember 1769 zu Potsdam geboren. Sein Vater war der preußische Generallieutenant Franz Casimir von Kleist, seine Mutter Caroline Luise, gleichfalls aus Kleist'schem Geschlechte, war die Tochter des Obersten Carl Wilhelm (II. 129), der das Haus Zützen[2] begründete, und seiner Frau Eva Luise Eleonore, geb. von Schlomach, verwitw. von Einsiedell, einer sehr wohlhabenden Frau.

Kl. wurde bis zu seinem 9. Jahre von seiner Großmutter mütterlicherseits, zur der Zeit bereits Witwe, in Zützen, erzogen und kam dann zu seinen Eltern nach Potsdam[3] und später nach Magdeburg. Seine Mutter starb während dieser Zeit 1780 in Magdeburg.

Im März 1784[4] trat er bei dem preußischen Infanterie-Regiment des Herzogs von Braunschweig Nr. 21 in Halberstadt ein[5]. 1785 wurde er Fähnrich. Dort ergab sich ein Kontakt zu dem Domsekretär und Dichter Gleim, der auf Grund seiner früheren engen Freundschaft zu dem 1759 gefallenen ‚Frühlingsdichter' Ewald Christian besondere Sympathie für Franz Alexander empfand. Gleim hatte einen Kreis von an Dichtung Interessierten um sich versammelt und führte einen umfangreichen Schriftwechseln mit Dichtern in Deutschland. In diesem Umfeld sind die ersten poetischen Arbeiten von Franz Alexander von Kleist entstanden.[6] Seinem ersten Gedicht, im März 1788 in den Halberstädtischen Gemeinnützigen Blättern veröffentlicht, folgten Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften. 1789 folgte sein erstes Buch, „Hohe Aussichten der Liebe". Die Orientierung am Halberstädter Kreis hatte nicht nur Vorteile, weil sie die Wahrnehmung anderer poetischer Zeitströmungen begrenzte.[7]

Er machte den Feldzug von 1790[8] mit. Nach diesem Feldzuge verließ er am 9. November 1790 die Armee. Angaben über einen anschließendes Aufenthalt in Göttingen sind nicht belegbar, auch könnte er nur Wochen gedauert haben. Eine Immatrikulation ist jedenfalls nicht erfolgt. Schon Anfang 1791 wohnte er in Berlin. Auch nachdem er Halberstadt verlassen hatte, stand Kl. bis zu seinem frühen Tod im Briefwechsel mit

---

[1] Allgemeine Deutsche Biographie 16 (1882), S. 121-122

[2] Zützen ist heute Teil der Gemeinde Golßen im Landkreis Dahme-Spreewald in Brandenburg. Das Gut hatte die Ehefrau 1749 gekauft. (2016)

[3] 2016: Sein Vater wurde zum 12. Januar 1777 nach Magdeburg versetzt.

[4] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, 1998, S. 16. (2007)

[5] Laut Kriegs-M. -A. war er im Juni 1786 Fähnrich im Infanterie-Regiment Nr. 21, wurde 3. Juni 1788 Lieutenant und nahm 9. November 1790 den Abschied.

[6] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, 1998, S. 15 ff. (2007)

[7] Unveröffentlichter Vortrag von Dr. Lothar Jordan bei dem Kleistschen Familientag am 18. Oktober 2003 in Falkenhagen. Anlage zum Rundschreiben Nr. XVI des Familienverbandes v. Kleist vom Januar 2004.

[8] 2016: Nicht 1789, wie in der Familiengeschichte 1886 stand, siehe Schreiben zwischen Gleim und Kleist im Juni/Juli 1790. Kleist befand sich in Schlesien in Baumgarten bei Franckenstein an der Grenze nach Böhmen.

Gleim. Die erhaltenen Briefe sind unten abgedruckt. Ein Inhalt der Briefe ist die Stellung der Briefschreiber zur französischen Revolution und ihren Folgen für Deutschland.

Er wurde unter dem Minister Grafen von Hertzberg 1791 am 1. April 1791 Legationsrat im auswärtigen Dienst. Zu einer Verwendung im Ausland kam es aber nicht. Seine Reise im September 1791 nach Prag zur Königskrönung Leopolds II., die er anonym in den „Fantasien auf einer Reise nach Prag" geschildert hat, könnte einen dienstlichen Hintergrund gehabt haben, für den es aber in dem Text keinen Beleg gibt. 1791 erschien sein erstes Schauspiel „Graf Peter der Däne".

Er vermählte sich am 10. oder 11. Januar 1792[9] mit Albertine von Jungk, geboren 2. Juli 1774 in Frankfurt/Oder,[10] gestorben 16. November 1854 in Charlottenburg bei Berlin,[11] Tochter des verstorbenen Johann Anton von Jungk auf Falckenhagen, Legationsrat und Preußischer Resident in Danzig, den Friedrich der Große 1766 geadelt hatte, und der Albertina Anna Susanna Fettingen[12]. Zwei Briefe von Kleist an seine spätere Frau sind erhalten. In Briefen an seinen Freund und Verleger Vieweg aus der Zeit nach der Hochzeit gibt er Aufträge zur Ausstattung seiner Wohnung in Berlin. Er verliess bereits 1792 wieder den Staatsdienst. Ob dies mit der etwa gleichzeitigen Entmachtung des Grafen von Hertzberg oder mit Plänen zum Erwerb eines Gutes für die Eheleute zusammenhängt, ist nicht zu klären. Im gleichen Jahr stellte er das Schauspiel „Sappho" und das Lehrgedicht „Zamori" fertig.

Es gelang ihm überraschend, das Gut Falkenhagen bei Frankfurt a. /O.[13], welches zur Aufteilung des Erbes zwischen Albertine und der Witwe, ihrer Stiefmutter, versteigert wurde, für 102.000 Reichstaler im Frühjahr 1793 zu ersteigern. Er bezog es zum 20. März 1793.[14] Die Verwaltung des Guts nahm von jetzt an seine Zeit stark in Anspruch. Es endeten seine Veröffentlichungen in Zeitschriften. Von den Büchern sind in dieser Zeit nur zwei kurze Arbeiten, das Glück der Liebe, 1793, und das Glück der Ehe, 1796, erschienen. Auch

---

[9] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, 1998, S. 29. (2007)

[10] Albertine wurde in Frankfurt/Oder am 3. August 1774 in der Marienkirche getauft. Zu den Taufpaten gehörten die Schwester der Mutter von Heinrich von Kleist, Frau von Massow, und ein höherer Offizier, Joachim Rüdiger von Kleist, der auch später Taufpate bei Heinrich von Kleist war. Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen und Ringenwalde, Hans-Jürgen Rehfeld, S. 11. (2018)

[11] Biographisches Handbuch der Preußischen Verwaltungs- und Justizbeamten, 1740-1806/ 1815, Teil 1, Rolf Straubel, München 2009, S. 466 (2012)
Sterbeort: Karl August Varnhagen von Ense, Tagebücher, Bd. 11, Hamburg 1869, S. 317 (2014)

[12] Biographisches Handbuch der Preußischen Verwaltungs- und Justizbeamten, 1740-1806/ 1815, Teil 1, Rolf Straubel, München 2009, S. 466 (2012)
Albertine Susanne Fetting, * 1750 Danzig, + 25. August 1774 - Frankfurt/Oder, Stammbaum Jochen ROLCKE (jrdus)
Kirchenbuch der Frankfurter Marienkirche unter dem 26. August 1774: Albertina Anna Susanna von Jungk, geb. Fettingen, verh. Johannes Andreas von Jungk, Königl. Preuß. Legations Rath Ehefrau in dem 24ten Jahre ihres Alters verstorben und nach ihrem Landgut Falckenhagen gefahren und daselbst beerdigt. (2018)

[13] Falkenhagen, Kreis Lebus, Regierungsbezirk Frankfurt a. O. (Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II, S. 444.) Das Gut gehörte der Witwe seines Schwiegervaters, die in zweiter Ehe mit einem Leutnant von Oppen verheiratet war, und Albertine. Bei der Witwe handelt es sich um Katharina Wilhelmine v. Faggyas, * 1764, + 22.1.1815 Berlin, Tochter des Urban v. Faggyas, Königlich preußischer Kapitän a. D. und Zolldirektor. Sie heiratete 3.11.1790 in Gatersleben, Kr. Aschersleben, Adolf Friedrich v. Oppen, * 4.12.1762 Gatersleben, + 29.8.1834 Siede, Kr. Soldin. Handbuch des preußischen Adels, 2, 1893, S. 456.
In ihrem Testament von 1805, Oppen, Catharine Wilhelmine v. geb. v. Faggyas, Majorin, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, 4A Testamente 12977, führt sie aus: Mein Vermögen, welches ich aus meines verstorbenen Mannes, des wolseligen Herrn Legations-Rat von Junck Nachlas ererbt habe, bestehet nach Ausweisung des darüber errichteten Erbvertrags in Sieben und Vierzig Tausend Neunhundert Taler in Currant, und einem Mobiliar Vermögen. (2018)

[14] Bis November 1795 war ein Kleist aus dem Hause Stavenow, Wilhelm Adrian, III. 490, Commendator des Johanniter-Gutes (Komturei) Lietzen, ca. 6 km nördlich von Falkenhagen. In den vorhandenen Briefen gibt es keinen Hinweis darauf. (2019)

seine Briefe an Gleim wurden immer seltener. Er erklärte Gleim nun, er wolle sich der Politik enthalten, kam aber immer wieder auf die jeweilige aktuelle politische Lage zu sprechen.

Es gibt nur Spekulationen darüber, ob es einen Kontakt zwischen Franz Alexander von Kleist und seinem jüngeren entfernten Vetter Heinrich gab. Da Heinrich von Kleist am Rheinfeldzug teilnahm, war er während der Zeit, in der Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen war, nicht in Frankfurt/Oder. Allerdings spricht alles dafür, dass Heinrich von Kleist etwas von Franz Alexander von Kleist wußte, schon deshalb, weil er mit einem Bruder der Mutter von Franz Alexander, dem Kammerherrn August Wilhelm v. Kleist auf Tzschernowitz, Haus Zützen, und später dessen Witwe Kontakt hatte.[15] Ob der Werdegang und das Werk von Franz Alexander von Kleist Einfluss auf die Entwicklung von Heinrich von Kleist hatte, kann hier nicht behandelt werden.[16]

Kleist hat das Gut ohne die nötige Erfahrung geführt, neigte wohl auch zur Verschwendung. Er hatte aber auch mit der preußischen Verwaltung Schwierigkeiten, die sich auf angebliche Versäumnisse der Vorbesitzer bezogen. Auch ergaben sich erhebliche finanzielle Forderungen der Frau von Oppen. Er verpachtete zunächst im April 1795 das Rittergut Falkenhagen auf zwölf Jahre.[17] 1796 verkaufte Kleist Falkenhagen für 130.000 Reichstaler wieder,[18] und er erwarb von dem Landrat des Königsberger Kreises Carl Cristoph Gottlob von Knobelsdorf, das Gut Ringenwalde in der Neumark für 91.320 Reichstaler. Alexander v. Humboldt erhielt dabei eine Restzahlung aus einer ererbten Hypothek an dem Gut.[19] Franz Alexander von Kleist ließ sich auf dem erworbenen Gut nieder. Er starb dort, noch nicht 28 Jahre alt, am 8. August 1797 an der Ruhr.[20] Nach dem Vorbericht zu den erst nach seinem Tod erschienenen „vermischten Schriften“ bereitete er diese Zusammenstellung von weitgehend bisher nicht veröffentlichten Werken in seinen letzten Monaten vor, s. unten S. 451. Auch mit der Überarbeitung seiner 1799, zwei Jahre nach seinem Tod, unter dem Titel „Liebe und Ehe in 3 Gesängen“ von seinem Verleger Vieweg veröffentlichten Zusammenstellung seiner Bücher zu dem Thema war er in seinem letzten Lebensjahr befasst gewesen, wie sich aus einem Brief an Vieweg ergibt.

Das in diesem Band zusammengestellte gesamte veröffentlichte dichterische Werk während seines kurzen Lebens umfasst mehr als 700 Seiten. Die ungewöhnliche Fruchtbarkeit dieses jetzt vergessenen Dichters verdient besondere Beachtung. Er wurde zu seinen Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tode viel gelesen und beurteilt. Eine ganze Reihe von zeitgenössischen Rezensionen sind in diesem Band abgedruckt.

---

[15] Heinrich von Kleists Lebensspuren, Helmut Sembdner, Nr. 9.

[16] Z. B. Kleist und die Romantik, Ernst Kayka, Berlin 1906, S. 8 ff.

[17] Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen und Ringenwalde, Hans-Jürgen Rehfeld, S. 20. (2018)

[18] Eine Kopie des Kaufvertrags betr. das Allodialgut Falkenhagen vom 25.6.1796 zwischen Leg.Rat Franz von Kleist als Verkäufer und Reichsgraf Georg von Münster - Meinhövel als Käufer im Hauptstaatsarchiv Hannover Dep. 125 B Nr. 24 (2011)

[19] Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen und Ringenwalde, Hans-Jürgen Rehfeld, S. 24. (2018)

[20] Nachruf der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Berlin September 1797
Die Gesellschaft litte vorigen Monath durch den Tod des Legations - Rathes Franz von Kleist einen ihr sehr schmerzhaften Verlust. Er starb auf seinem Landgute Ringenwalde in der Neumark an der Ruhr. Man kann von ihm sagen, dass er nicht minder in der Blüthe seiner Talente, als in der Blüthe seiner Jahre starb. Durch seine erste Erziehung nicht bestimmt zu den Wissenschaften, führte ihn allein das Genie denselben zu. Die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, die Fülle und selbst die Üppigkeit seiner Einbildungskraft und sein leises Gefühl für Harmonie, bekundeten seinen Beruf zu den schönen Künsten. Er bemühte sich und besonders in dem letzten Jahre seines Lebens, mit Eifer und Anstrengung, durch das Studium der ernsten Wissenschaften und der Philosophie, um die Mittel, seinen späteren Geistesprodukten das Correkte und die Vollendung zu geben, die man gewiss an ihnen erkannt haben würde, wenn der Feind alles Vollendeten hienieden ihn nicht so früh der Welt entrissen hätte.

Seine Sappho und der Zamori sind mehrfach von Rezensenten sehr scharf kritisiert worden. Diese Kritiken haben Franz Alexander von Kleist stark getroffen, siehe unten seinen Brief an Gleim vom 5. Januar 1794, S. 854.

Kleist's „Glück der Ehe" ist sogar nach seinem Tod „ein Meisterstück wohllautender Leerheit" genannt worden;[21] Wolfgang Menzel sagt in seiner „Geschichte der deutschen Dichtkunst": es sei „kein Zufall, daß in demselben Jahre, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was ein deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentriert erscheint."[22]

Daß Kleist keineswegs ausschließlich dieser Richtung angehört hat, geht unter Anderem aus dem im Maiheft der deutschen Monatsschrift von 1791 veröffentlichten schönen Gedichte: „Auf Mirabeau's Tod" hervor, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der Freiheit und der höchsten geistigen Güter auftritt. Seine Briefe an Gleim bestätigen diese Haltung.

Friedrich de la Motte Fouqué, der sich für die literarische Rezeption von Franz Alexander eingesetzt hatte, hat in einem Brief vom 28. November 1811 an Hitzig ausgeführt: „Seltsam ist es doch mit den drei Dichtern aus dem Kleist'schen Hause. Alle so früh im Grabe, und Jeder gewissermaßen durch die Todesart sein Zeitalter ausdrückend. ...der zweite in wüster Ausschweifung untergegangen noch vor dem Sterben..."[23] Anke Tanzer sieht eine mögliche Erklärung darin, dass sich Franz Alexander an der Spekulation mit Gütern beteiligt haben könnte und sich dabei verspekulierte.[24]

Ein weiteres Urteil sei hinzugefügt. Wir entnehmen es Otto Brahm, der in seinem Buche, Heinrich von Kleist, (1884), schreibt: (Seite 7)

„„Alle Kleists Dichter", heißt es in den kurzen Charakteristiken, welche die Eigenschaften der großen preußischen Adelsfamilien wie in Sprichwörtern zusammenfassen, von dem weitverzweigten altpommerschen Geschlecht; und als Zeuge davon steht neben Ewald und Heinrich als dritter Franz von Kleist da: gleichfalls Soldat und Poet, gleichfalls in frühen Jahren verstorben. Franz von Kleist, um 8 Jahre älter als Heinrich, begann als Schüler zugleich der Wieland'schen Lehrgedichte und der Gleim'schen Anakreontik, er versuchte sich in der Ballade und erzählte unter Anderem, als ein Vorgänger Schillers, die Sage vom Taucher; und er starb, eben als er zu selbständigeren Gestaltungen erfolgreich emporstrebte, noch nicht dreißigjährig. Dennoch war sein nachdenkliches Schaffen nicht ohne Erfolg gewesen; und wir lesen in der Lebensgeschichte eines jüngeren Zeitgenossen, de la Motte-Fouqué's, das enthusiastische Lob seiner anmutigen Milde, seiner zarten Phantasie und des Wohllauts seiner Sprache."

1892 erschienen zwei Abhandlungen unter dem Titel „Franz von Kleist, Eine litterarische Ausgrabung", wobei die Arbeit des Autors der zweiten Abhandlung, Dr. Julius Schwering, den höheren Wert hat. Sein Urteil zu Franz Alexander lautet: „Am glücklichsten ist der Dichter in der politischen Ode oder Hymne . . . Seine episch-didaktischen Versuche mit ihrem mythologischen Ballast sind dagegen für uns ungenießbar und mit Recht von der Nation vergessen. . . . Franz von Kleist trat auf, als es Frühling war im deutschen Dichterwalde; in dem tausendstimmigen Chor herrlicherer und gewaltigerer Melodieen sind seine jugendlichen Weisen verhallt."[25]

Es folgte 1893 ein Aufsatz von Berthold Schulze, „Ein vergessener Dichter (Franz von Kleist)".[26] Sein Ziel war es, zu einer gerechteren Sicht auf das Werk von Kleist beizutragen.

---

[21] 2016: Siehe unten S. 906.

[22] 2016: Geschichte der Deutschen Dichtung, Wolfgang Menzel, Neue Ausgabe, Dritter Band, Leipzig 1875, S. 118.

[23] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, S. 37

[24] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, S. 39

[25] Die Abhandlung findet sich auf Seite 915

[26] 2016: Nord und Süd, Band 65, Breslau 1893, S. 322 ff.

Kleist wurde im 20. Jahrhundert endgültig als Dichter vergessen.

1998 hat Anke Tanzer 1998 eine umfangreiche Monographie, die überarbeitete Fassung ihrer Dissertation, über sein „Leben und Werk" veröffentlicht.[27] Sie hat auch die vorhandenen Briefe ausgewertet. Ihrer Arbeit sind wichtige Ergänzungen für dieses Lebensbild entnommen. In ihrem Schlusswort schreibt sie: „Sein Werk spiegelt auf individuelle Weise die Umbruchsituation um 1800, sowohl in historischer als auch literaturgeschichtlicher Perspektive. Er ist dabei nicht nur Modedichter. Besonders in seinen politischen und ästhetischen Schriften entwickelt Kleist bemerkenswerte Ideen, die seiner Zeit und seinen großen Zeitgenossen teilweise vorgreifen und durchaus mit theoretischen wie poetischen Konzepten von eben beispielsweise Schiller oder Schlegel, aber auch Heinrich von Kleist vergleichbar sind."[28]

Auch das Kleist-Museum in Frankfurt (Oder) widmet sich dem Werk von Franz Alexander von Kleist. Die Familie von Kleist hat ihren Familientag 2003 in Frankfurt (Oder) in Erinnerung an den Dichter in einem Hotel in Falkenhagen abgehalten. Der damalige Direktor des Kleist-Museums, Dr. Lothar Jordan, hielt dabei dort einen Vortrag über Kleist, der Ergebnisse der Arbeit von Anke Tanzer mit einbezog.[29]

Er charakterisierte Kleist „als Freigeist, der den Prinzipien der Aufklärung und auch demokratischen Vorstellungen ... sehr nahestand. Zu der freigeistigen Haltung gehörte auch eine nichtchristliche Religiosität, die zwischen Deismus und Pantheismus anzusiedeln ist... Allerdings ist er in seinen öffentlichen politischen Äußerungen, wenn es konkret wird, wesentlich moderater als in seinen privaten, z.B. auch, wenn es um die Französische Revolution geht."

Im Jahr 2013 hat Hans-Jürgen Rehfeld in der Reihe des Kleist-Museums, Frankfurter Buntbücher, „Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen und Ringenwalde" veröffentlicht. Im Mittelpunkt des Hefts mit 28 Seiten steht die Biographie von Kleist unter Berücksichtigung des Briefwechsels und ausführlicher Informationen zu seinen beiden Gütern.

Der Ehe von Kleist mit Albertine von Jungk entstammen *zwei* Kinder:

1) Franz Casimir (III. 780), *geboren am 2. April 1797, gestorben am 11. Mai 1802*,[30] und

2) Adelaide, geboren 21. Oktober 1794, gestorben 16. August 1854 zu Berlin, vermählt Falkenhagen 27.

---

[27] Anke Tanzer, "Mein theurer zweiter Kleist" Franz Alexander von Kleist (1769-1797) - Leben und Werk. Mit einer umfassenden Bibliographie der Primär- und Sekundärliteratur und einer kritischen Beschreibung der Autographen.
2016: Von der gleichen Autorin Anke Emminger, Beatus ille, qui procul negotiis, Franz Alexander von Kleists Rückzug aufs Land und dessen mögliche Gründe. In Kleist in der Schweiz — Kleist und die Schweiz, 2015, 53 ff.
Ergänzend zu dem Thema des Aufsatzes ein familiengeschichtlicher Hinweis. Franz Alexander ist als Kind auf dem Gut seiner Großmutter in Zützen aufgewachsen. Drei Onkel hatten eine Militärkarriere früh aufgegeben und konzentrierten sich auf die Bewirtschaftung ihrer Güter:
Der Halbbruder seines Vaters, Friedrich Otto Gustav, in Protzen und zwei Brüder seiner Mutter, Friedrich von Kleist, in Rammenau und August Wilhelm von Kleist in Tzschernowitz bei Guben.

[28] Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, S. 294

[29] Unveröffentlichter Vortrag vom 18. Oktober 2003. Anlage zum Rundschreiben Nr. XVI des Familienverbandes v. Kleist vom Januar 2004. (2016)

[30] Der ursprüngliche Text der Familiengeschichte, die davon ausging, dass der jüngere Sohn bereits vor dem Vater gestorben sei, ist mit den vorliegenden Informationen nicht vereinbar. Im Brief vom 24. März 1797 an Gleim spricht Franz Alexander von seiner Hoffnung, dass ihm zu seiner Tochter demnächst ein Sohn geboren wird. Am 5. Mai 1797 gab Franz Alexander im Neuen Berliner Intelligenz-Blatt unter dem Datum 2. April 1797 die "glückliche Entbindung" seiner Frau "von einem Sohn" bekannt. Dieser Sohn, Franz, starb nach der Todesanzeige im Neuen Berliner Intelligenz-Blatt vom 22. May 1802, S. 1358, am 11. May an den Folgen des Scharlachfiebers. Über einen zuvor verstorbenen weiteren Sohn Carl (III. 781) ist dem Briefwechsel und den weiteren Unterlagen nichts zu entnehmen. (Todesanzeige bei Paul Hoffmann, handschriftliche Ergänzungen zum Artikel zu Franz Alexander von Kleist in der 1. Auflage der Familiengeschichte im Exemplar des Kleist-Museums Frankfurt (Oder) (2018)

Dezember 1812 mit dem General-Major Ludwig von Wurmb (geb. Wollin 2. Mai 1788, gestorben 28. Febr. 1855 in Berlin).[31]

Bei seinem Tode hinterließ Kleist seine Gemahlin und zwei minorenne Kinder.

Kurz vor seinem Ende erklärte Franz von Kl. in Gegenwart der Prediger Fischer, Vater und Sohn und eines Chirurgen seinen letzten Willen dahin, daß seine Ehefrau Universalerbin seines Vermögens sei, seinen Kindern das Pflichtteil selbst bestimme und die unumschränkte Vormundschaft über sie führen solle, welche Disposition dem Dorfgericht und von diesem dem Patrimonialgericht übergeben und am 29. September 1797 vorschriftsmäßig publiciert wurde.[32]

Die Witwe heiratete im Jahre *1799*[33] den Hauptmann im von Frankenberg'schen Grenadier-Bataillon zu Soldin: Ferdinand von Waldow auf Dannenwalde, geb. 1765, + 1830.[34] Sie unterhielt um 1820 in Berlin einen Salon.[35] Eine ausführliche Lebensbeschreibung findet sich in den Erinnerungen eines ihrer Schwiegersöhne.[36]

Das Bild von Franz Alexander aus der Familiengeschichte von Kleist von 1886, das seiner Darstellung auf der Vignette zu dem Buch „das Glück der Liebe" nachempfunden ist, ist diesem Text vorangestellt.

---

[31] Gothaisches genealogisches Taschenbuch der adeligen Häuser, Uradel, 1902, S. 908 (2011)

[32] Es ergab sich eine beträchtliche Vermögens-Insufficienz, in Folge dessen die Witwe anfänglich nicht Erbin sein wollte, sondern nur ihre Illata von 46 000 Rtlr. forderte. Ihr Gemahl hatte unterm 22. Juli 1796 das Allodial-Rittergut Ringenwalde zum guten Teile mit dem Gelde seiner Frau gekauft und zwar für 91320 Rtlr.; dazu hatte er am 2. Juni 1797 die unter die Gesamtgerichtsbarkeit der Rittergüter Beerfelde und Sellin gehörige Groß-Schmolnitz'sche Mahl- und Schneidemühle für 9300 Rtlr. erworben. — Nach dem Inventarium vom 17. November 1798 ergab sich der Taxwerth des Nachlasses auf 111 880 Rtlr. 21 Gr. und die Schuldenlast mit Inbegriff der Illata auf 124 320 Rtlr. 4 Gr. 10 Pf., so daß die Insufficienz 12 339 Rtlr. 7 Gr. 10 Pf. betrug. Zum Vormund der Minorennen war ihr Großvater, der General-Lieutenant Franz Casimir, am 2. August 1798 bestellt. Derselbe überließ durch Erbauseinandersetzungs-Rezeß d. d. Cüstrin den 2. und 19. April 1800 seiner Schwiegertochter den gesamten Nachlaß, mit Inbegriff der Grundstücke, und diese übernahm schließlich die Befriedigung der Gläubiger. Außerdem setzte er seinen beiden Minorennen als Vatererbe die Summe von 3904 Rtlr. 16 Gr. aus.
Die Eingaben, welche der General von Kl. an den König, betreffend die Verlassenschafts-Regulierung seines verstorb. Sohnes unterm 21. Oktober und 11. Dezember 1798 gerichtet und die darauf ergangene Cabinetsordre vom 22. Dezember 1798 sind noch vorhanden (Text von 1886).
Ergänzung 2018: Am 8. Februar 1799 erfolgte durch die Königl. Preuß. Neumärk. Regierung in Cüstrin die Aufforderung an etwaige unbekannte Erbschafts-Gläubiger, bis zum 2. Juli 1799 ihren Anspruch anzumelden. Neues Berliner Intelligenz-Blatt Nr. 132 vom 3. Juni 1799. Beylage. S. 1325 f.

[33] Nach der Aufforderung der Regierung in Cüstrin an die unbekannten Gläubiger vom 8. Februar 1799 war sie schon wieder verheiratet. (2018)

[34] Der Hauslehrer der Tochter Adelaide von Franz Alexander auf dem Gut des Stiefvaters berichtet in seinen Erinnerungen, daß eine geistesgestörte Schwester von Franz Alexander mit im Haushalt lebte und daß er die Bibliothek von Franz Alexander benutzte. Mein Lebensmorgen, Wilhelm Harnisch, Berlin 1865, S. 153 (2010) Lebensdaten von Waldow aus Neues preussisches Adels-Lexicon, Leopold Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Band 4, Leipzig 1837, S. 310 (2014)

[35] Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert: 1780-1914, Berlin 1989, Petra Wilhelmy, S. 883. (2014)

[36] Erinnerungsblätter, Alexander von Sternberg, Teil 6, Leipzig 1860, S. 107 ff. s. u. S. 934 (2011)

Hohe
Aussichten der Liebe.[37]

Von

Franz von Kleist

Zweite verbesserte Auflage.

Berlin,

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

[37] Die Erstauflage lag nicht vor. Sie trägt die Bezeichnung „Halberstadt im Heumonat 1789", Anke Tanzer, mein theurer zweiter Kleist, S. 231.
Grundlage hier ist ein Buch im Archiv der Familie v. Kleist. Das Kupfer trägt die Jahreszahl 1790. Nach Anke Tanzer, S. 232, stammt die Ausgabe aus dem Jahr 1791. Sie geht davon aus, dass die späteren Veränderungen im Sammelband Liebe und Ehe in 3 Gesängen nicht auf Franz Alexander v. Kleist zurückgeführt werden könnten, S. 232 f.
An der zweiten Annahme bestehen Zweifel, da ein Brief von Franz Alexander von Kleist an seinen Verleger Vieweg vom 20. Dezember ohne Jahresangabe, in dem er um Exemplare der Hohen Aussichten und des Glücks der Liebe für eine Neuausgabe bittet, entgegen Tanzer nach dem Inhalt eindeutig aus dem Jahr 1796 stammt, s. u. S. 867. Die erste Ausgabe des Sammelbandes ist auch - 1799 - bei Vieweg erschienen. Diese wurde dann von anderen Verlagen unverändert nachgedruckt. Es spricht daher einiges dafür, dass die Abweichungen in diesem Band, die sich auf den ältesten Text konzentrieren, die Hohen Aussichten der Liebe, von Franz Alexander von Kleist herrühren. Deshalb wird die Fassung von 1799 in dieser Werkausgabe gesondert abgedruckt, s. u. S. 572. Bei dem letzten Buch im Sammelband, Glück der Ehe, werden Änderungen von Versen jeweils beim Text der 1. Ausgabe jeweils als Anmerkung vermerkt.

Tecum vivere amem, tecum obeam libens.

Horat.

A n

M I N N O N A.

Holde Zauberinn der Freude,
Fantasie, dein Göttertraum
Schimmert mir im Feuerkleide
Mit der Hoffnung Glanzgeschmeide
An des Aethers goldnem Saum!
Schwinde, süsse Augenweide,
Schwinde nicht wie Wogenschaum, -
Denn von Himmelsglut durchwallt,
Seh' ich Deine Lichtgestalt!

[10] Herrlich wie die Morgenfeyer,
Wenn der Thau die Halme nässt,
Häos aus der Dämm'rung Schleyer
Sich mit sanftem Purpurfeuer
Auf die Hügel niederlässt;
Lieblich wie der Ton der Leyer,
Wenn ein duftgetränkter West
Säuselnd durch die Saiten bebt, —
Ist das Bild, das mich umschwebt! —

Wie das Mädchen in Gefühle
Göttlicher Berauschung sinkt,
Wenn vom hohen Freudenziele
In des Abends stiller Kühle,
Wo die Flur Erquickung trinkt,
Mit der Wollust Harfenspiele
Treue Liebe lächelnd winkt; -
So durchströmt der Minne Lust
Wonnewallend meine Brust.

[11] Auf! schon glüht Empfindungsflamme
In der Seele tiefstem Schooss,
Hoch entkeimt aus Götterstamme
Reisst sie von dem Erdendamme
Der Verbindungen sich los, —
Fliehet vor des Lasters Schlamme,
Kühn beflügelt, hehr und gross,
Im ätherischen Gewand
Zu des Geistes Feenland.

Hier im Reich der Fantasieen,
Wo die Nacht dem Lichte gleicht,
Wo der Hoffnung Sonnen glühen,
Ewig die Naturen blühen,
Uns die Thräne nie beschleicht;
Wo des Kummers Schatten fliehen,
Ihren Nektar Liebe reicht, —
Hier, in diesem Lustgefild,
Glänze mir der Zukunft Bild.

[12] Schwinge Dich auf Adlerflügeln,
Du, mein göttlichster Gesang,
Nach des Himmels Sternenhügeln,
In der Gottheit Dich zu spiegeln,
Und bey hohem Sphärenklang
Kühn die Zukunft zu entriegeln,
Die kein Erdenblick durchdrang;
Schwinge über Hain und Flur
Dich zur Werkstatt der Natur!

Oeffne hier der Gräber Hülle,
Blicke zur Vollendung hin,
Ob in freudenreicher Fülle,
Wie des Schöpfers Geist und Wille,
Ich unsterblich ewig bin;
Ob ich — lohnt in süsser Stille
Einst der Tugend Hochgewinn —
Mich mit hoher Schwärmerey
Ewig meiner Liebe weih'!

[13] Schweb, o Lied! vom Glanz durchdrungen
Göttlicher Erhabenheit,
Von der Liebe Kranz umschlungen,
Und mit Geist und Herz gesungen,
Schimmernd hin den Strom der Zeit!
Denn ich habe sie errungen,
Dieser Erde Seligkeit,
In Minnona's Zauberblick
Strahlt mir Gott und Welt zurück!

Ehr und Ruhm sind Gaukeleyen,
Die der Thorheit Wahn uns giebt;
Eitle, eitle Schmeicheleyen,
Die - gleich allen Zaubereyen —
Schnell der Wahrheit Hauch zerstiebt;
Keiner kann sich Gottes freuen,
Wer nicht innig fühlt und liebt, —
Ja! beym Ew'gen! Liebe nur
Ist die Seele der Natur!

[14] Ha! wer kennt nicht ihre Mächte,
Sänke nicht vor ihrem Thron?
Wer vom menschlichen Geschlechte
Trotzte wohl der Liebe Rechte,
Spräch' der Liebe Herrschaft Hohn,
Dass Er nicht auch Opfer brächte
Zu erringen Minnelohn? —
Jeder küsst die Schwanenhand,
Die ihm Rosenfesseln band.

Fliehe von des Nordmeers Strande
Zu Arcadiens Gefild,
Von dem schneebedeckten Lande
Zu des Frühlings Lichtgewande,
Wo der Bach durch Blumen quillt;
Reitzend scheint in jedem Stande
Dir der Liebe Zauberbild,
Reitzend wie im Wiederhall
Ein Gesang der Nachtigall.

[15] Lockend wie der Hoffnung Blüthe
Zu dem Thal der Ewigkeit,
Winkt der Liebe Schmeichelgüte
Lächelnd uns zu dem Gebiethe,
Wo Sie zaubernd uns erfreut;
Liebe — die das Herz durchglühte,
Der sich Greis und Jüngling weiht,
Ist des Himmels schönstes Gut,
Unsers Lebens Licht und Glut!

Schön bekränzt mit Myrthenzweigen
Einverstandner Harmonie
Lächelt sie im Wonneschweigen,
Engelblicke nur zu Zeugen,
Edler Seelensympathie!
Kühner Herzen Stolz zu beugen
Zürnen ihre Blicke nie,
Ach! der Thränen sanfter Schmerz
Fesselt auch Alcidens Herz.

[16] Mit des Reitzes Demantketten
Hält sie Männer Kraft und Geist
In der Wollust Schwanenbetten,
Schlau bedient von Amoretten,
Durch das Glück, das sie verheisst:
Und wenn alle Weise hätten,
Was ihr stolzer Irrthum preis't,
Dennoch — dennoch siegten sie
Ueber Amors Waffen nie.

Leicht aus Rosenglut gesponnen
Ist der Liebe Morgenkleid,
Aus des Schöpfers Hand entronnen,
Und von Grazien ersonnen
Zu des Lebens Seligkeit!
Gleich dem Glanze zweyer Sonnen,
Strahlet flimmernd, hehr und weit,
In des Lebens düstern Hain
Reiner Liebe Flammenschein.

[17] Auch auf meines Lebens Stunden
Streut sie nun ihr schimmernd Licht;
Heilend meiner Schwermuth Wunden,
Hab' ich endlich sie gefunden,
Schön auf rosigem Gesicht;
Habe diesen Kranz gebunden,
Den des Geistes Zauber flicht,
Dir, Minnona, ihn zu weihn,
Deines Kusses werth zu seyn.

Könnt ich laut wie Donner sprechen,
Wenn der Herr im Blitze schwebt,
Und der Sünder vor Verbrechen,
Die nicht Weltgesetze rächen,
Reuevoll im Staube bebt;
Könnt ich Hella's Lorber brechen,
Der Homeros Staub belebt,
Und Ihn, Trotz des Todes Macht,
Zur Unsterblichkeit gebracht:

[18] Ha! so rief ich, dass es schallte
Mächtig wie Posaunenton,
Dass es ewig wiederhallte,
Durch die Fluth der Zeiten wallte
Zu des einzgen Gottes Thron;
Riefe laut: „Die Schöpfung zahlte
Mir des Lebens schönsten Lohn!
Denn Minnona, Sie ist mein -
Hört es, Welten! — Sie ist mein!! -"

Legt Monarchen Eure Kronen,
Freyheit, Wonnespenderinn,
Legt den Reichthum aller Zonen,
Wo nur Mensch und Thiere wohnen,
Auf des Werthes Wage hin;
Meine Seligkeit zu lohnen,
Ist es kindischer Gewinn;
Was in diesem Busen lebt,
Ist aus Götterhauch gewebt.

[19] O! ihr kalten Männerseelen,
Die der Liebe Macht verkannt,
Schleicht aus Euren düstern Höhlen,
Wo Euch Neid und Sorgen quälen,
Zu der Minne Blumenland,
Neue Kraft wird Euch beseelen,
Wie nach heissem Sonnenbrand,
Wenn ein Regen sich ergiesst,
Labung auf die Fluren fliesst.

Auch ich hatt' es einst geschworen
Aller Minne feind zu seyn,
Lieblich tönt' es meinen Ohren,
Mit der Stimme stolzer Thoren
Ihren Zauber zu verschreyn;
Doch auf ewig nicht verloren
War für mich ihr Götterwein;
In Minnona's Liebe fand
Ich der Freude Rosenband.

[20] Süss berauscht im Labeweine,
Der von Ihren Lippen quoll,
Ruh' ich jetzt im Freudenhaine
Bey der Liebe Fackelscheine
Tiefgerührt, empfindungsvoll;
Bring in Thränen, die ich weine,
Ihr des Hochgefühles Zoll;
Fühle mich bei Ihrem Kuss
In Elysiums Genuss.

Wenn in heissen Liebeswogen
Von der Seele Himmelsdrang
An des Busens Schwanenbogen
Sympathetisch angezogen
Meine glühe Wange sank -
Hab' ich Wonne eingesogen,
Wonne, wie kein Gott sie trank,
Wie sie nie vom Himmel rann
Und kein Cherub sie ersann.

[21] Wollust schwebt von Ihrem Munde,
Den die Rosenlippe kränzt,
Wollust athmet jede Stunde,
Wenn in süssem Zauberbunde
Lieb' in ihrem Auge glänzt;
Auf dem ganzen Erdenrunde
Fühlet dann so unbegränzt
Keiner von den Sterblichen
Das Gefühl der Seligen.

Wie im hohen Sternensaale,
Den des Jubels Ruf durchdringt,
Zeus beym hohen Göttermahle
Aus der goldnen Freudenschale
Wonniges Entzücken trinkt;
So geniess ich in dem Thale,
Wo mir Veilchenbalsam winkt
Ruhend an Minnona's Brust
Süss bezaubert Himmelslust.

[22] Meinem Glück muss jedes weichen,
Welches Menschen schon gekannt,
Unter Armen, unter Reichen
Ist mir keiner zu vergleichen,
Keiner fühlt, was ich empfand;
Kann es nimmermehr erreichen,
Denn Sie schuf des Schöpfers Hand
Im entzückenden Gefühl,
Als der Schönheit höchstes Ziel.

Wer Sie sieht, sinkt betend nieder
Vor der himmlischen Gestalt,
Denn das Ebenmass der Glieder,
Ihres Busens Schwangefieder,
Den ein edles Herz durchwallt,
Ihrer Stimme sanfte Lieder
Haben zaubernde Gewalt;
Jeder, der Ihr Lächeln sieht,
Wird von Sympathie durchglüht.

[23] Ja! es strahlt aus Ihren Zügen
Freundlich sanft ein schönes Herz,
Das, mit heiligem Vergnügen
Andrer Kummer einzuwiegen
Nimmer fürchtet eignen Schmerz;
Das der Tugend Thron erstiegen,
Stets mit seelenvollem Scherz
Himmelsfrohe Heiterkeit
Auf die ganze Schöpfung streut!

Und diess Mädchen mein zu nennen,
Die kein Erdensohn erblickt,
Ohn' in Minnegluth zu brennen; —
Sie als Gattin lieben können,
Die mich jezt schon so entzückt;
Nimmer mich von Ihr zu trennen,
Stets durch Ihren Kuss beglückt,
Heiter, fern von stolzem Wahn
Zu durchwandeln meine Bahn? -

[24] Komm, o seliger Gedanke!
Fessle mich mit Deiner Hand,
Wie den Stab des Weinstocks Ranke,
Dass ich nicht im Sturme wanke,
Scheitre an des Stolzes Strand!
Denn ach! sieh, wie meine kranke
Seele in dem Flammenbrand
Der Gefühle sich empört,
Und nur deine Stimme hört!

Ja, ich höre sie und fühle
Schon der Freude Gottes Kuss,
Nahe mich im Geist dem Ziele,
Wo bey süssem Lautenspiele
Thront der Ehe Genius;
Sehe, wie beym Lustgewühle,
Wie im festlichen Genuss
Schon des Tages Purpur bleicht,
Und die Nacht sich näher schleicht.

[25] Naht euch, süsse Augenblicke,
Eh des Lebens May entrauscht,
Wo ich an die Brust Sie drücke,
Und die schönste Blüthe pflücke,
Nicht vom Neide mehr belauscht;
Wo ich jedes Ach! ersticke,
Und von Amor's Wein berauscht
Göttern gleich an Freude bin,
Gleich an liebevollem Sinn!

Wonne wird mein Leben krönen,
Wenn Sie mich als Gattinn küsst,
Und mit holden, sanften, schönen,
Liebevollen Herzenstönen
Mir ein Trost im Kummer ist;
Froh werd' ich den Stolz verhöhnen,
Der ein solches Glück vermisst,
Und von eitlem Wahn entflammt
Jeden Fühlenden verdammt.

[26] Reiner wie die Silberquelle,
Die vom Felsen sich ergiesst,
Strömt in ungetrübter Helle
Meines Lebens Freudenwelle,
Die der Tugend Schooss entfliesst,
Zu des Oceanes Stelle,
Wo der Tod die Gränze schliesst,
Licht und Schatten sich vereint,
Und die Ewigkeit erscheint.

Glänzend in dem Lichtgewande
Der Vollendung strahlt Ihr Haupt,
Winkt mich an des Grabes Rande
Zu dem blumenreichen Lande,
Das ein ewger May belaubt;
Wo der Leib im Sclavenbande
Nicht dem Geist die Stärke raubt
Aufzugehn wie Lichtgeschoss
Zu der Wahrheit Sonnenschloss.

[27] Hier, wo Wahrheit, Macht und Leben
Sich in einen Strom verliert,
Um von hier aus Kraft zu geben,
Und das Weltall zu umschweben,
Dessen Wirkung es regiert;
Hier, wo Gottes Geistesstreben
Aller Welten Ruder führt;
Wo des Wissens Nacht entflieht,
Und der Geist Erleuchtung sieht!

Hier, wo Cherubime walten,
Neue Weltsysteme blühn,
Tausend fremde Lichtgestalten
Unserm Auge vorgehalten
Uns mit Zauberreiz umglühn,
Die Naturen sich entfalten,
Alle Zweifel uns entfliehn,
Sich der Durst nach Weisheit stillt,
Gott sich unserm Blick enthüllt!

[28] Wo im lichten Himmelsglanze
Die Vergelt'rinn unser denkt,
Bey der Geister Zaubertanze
Mit dem edlen Palmenkranze
Der Belohnung uns empfängt,
Und der Strafe Schreckenlanze
Sanft von unserm Busen lenkt;
Hier — am göttlichen Altar
Huldigt uns der Engel Schar.

Ja! Minnona, unsre Liebe
Schlummert nicht mit diesem Staub,
Denn zu hehr sind unsre Triebe,
Als dass sie ein Grab begrübe,
Dass sie würden Todesraub;
Nein! kein düstrer Kummer trübe,
Mache mich für Freuden taub,
Denn der Zukunft Morgen glänzt
Lächelnd mir, mit Ruhm bekränzt,

[29] Prachtvoll, — wie zum ersten Mahle
Da aus der Entwicklung Schooss,
In des Chaos todtem Thale
Aus des Schöpfers Wunderschale
Lebensodem sich ergoss,
Und in Gottes Sonnensaale
Geisterstoff zusammenfloss, —
So wird einst der Morgen seyn,
Da wir uns als Engel freun.

Bey erhabnen Götter Chören
Reiner Engelmelodie
Werden wir die ewgen Lehren,
Hoher Wesen Bildung hören,
Der Naturen Harmonie;
Werden nimmer wiederkehren
Zu des Wahnes Fantasie,
Werden ohne falschen Schein,
Schluss auf Schluss zu Folgen reihn!

[30] Rosen werden uns umschatten,
Palmen kühlend uns umwehn,
Wonnen sich zu Wonnen gatten,
Unsre Freude nie ermatten,
Düster uns kein Morgen sehn;
Jeden Kummer zu erstatten,
Das Vergnügen zu erhöhn
Blicken wir mit Sphärensinn
Auch auf das Vergangne hin!

Unsers Kusses reines Feuer
Bleibt dann ewig, stark und gleich;
Nicht des Neides Ungeheuer,
Nicht des Irrthums dunkler Schleyer
Herrschen noch im Aetherreich;
Unverstellt, erhabner, freyer,
Ohne Wermuth, sanft und weich,
Wie des Mayes Morgenblick
Ist dann unsrer Liebe Glück.

[31] Kommen wird im Zeitenflusse
Endlich diese Wonnezeit,
Wo im ewigen Genusse
Unserm seelenvollen Kusse
Weder Sturm noch Donner dräut;
Wo beym ersten Engelgrusse
Unsre Liebe sich erneut,
Wonne unsre Treue krönt,
Und die Hochzeitharfe tönt!! -

Ueber

die eigenthümlichen

Vollkommenheiten

des

Preußischen Heeres,

von

Franz von Kleist.

Berlin, 1791.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

Ces armes, ces chevaux, ces soldats, ces canons,
Ne soutiennent pas seuls l'honneur des nations;
Apprenez Ieur usage et par quelles maximes
Un guerrier peut atteindre à des exploits sublimes! -

Frédéric le Grand.
dans l'art de la Guerre, chant prémier.

Dem
Königl. Preußischen General-Major
und
Chef eines Infanterieregiments,

Herrn von Kleist,

in Prenzlow,

meinem geliebten Vater,

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Einem Staate, der sich in zwey Jahrhunderten aus der unbemerkten Stille geringer Wirkung zu der glanzvollen Höhe eines Reichs aufschwingt, das fremden Nazionen Gesetze vorschreibt; als Mittler zwischen Kaiser und Könige tritt und ihre Streitigkeiten schlichtet; ein Muster der Tapferkeit im Kriege, ein Beyspiel der Weisheit im Frieden andern Völkern ist; — einem solchen Staate kann wohl nichts wichtiger seyn, als den geheimen Quellen seiner Größe und seiner Macht nachzugehn.

Der Preußische Staat bedarf keines langen Forschens. Eine ununterbrochne Reihe weiser und edler Fürsten bietet sich ihm von selbst als Ursache dar; und ein Kriegsheer zeigt sich schön und entwickelt seinem Blicke, das, ohne den Lobredner seiner Selbst zu machen, schon durch [6] seine äußere Vollkommenheiten sagt, daß nur ein ähnliches Heer im Stande war, Werke zu vollenden, die zwar der Weisheit Unterstützung bedurften, aber nicht von ihr allein auszuführen waren.

Schon bey unsern edeln Vorbildern der Größe, bey Griechen und Römern, vereinigte man die Göttinn des Krieges und der Weisheit, und verehrte sie unter Einer Gestalt. Der Preußische Staat gibt uns ein neues Beyspiel, was beyde, vereinigt, vermögen.

Ohne die weise Zusammenkettung jeder seiner einzelnen Theile und Glieder; ohne die weise Vorsicht, im Frieden, durch Geldersparung, künftiger Kriege Bedürfniß zuvorzukommen; kurz, ohne die Weisheit seiner inneren Einrichtung würde Preußen, Trotz seines mächtigen Heers, nie den Gipfel der Hoheit erklimmt haben, auf dem es jetzt mit Sicherheit thronen kann.

Sich aber in diesem ruhigen Besitz zu erhalten, ist es Nothwendigkeit, nie die Hauptstütze [7] seiner Macht, das Kriegsheer selbst zu vernachlässigen, und im Innern des Heers die geheimen Quellen zu erforschen, die es so sehr vor den Truppen anderer Mächte auszeichnen, und Ihn die Siege erringen ließen, durch welche sich das Preußische Heer furchtbar, und der übrigen Welt ehrwürdig machte.

Eine Entwicklung solcher charakteristischer Vorzüge ist daher von großem Nutzen; sie macht den Staat theils genauer mit ihnen bekannt, theils darauf aufmerksamer, und lehrt Ihn sie mit größerer Sorgfalt ausbilden und vervollkommnen.

Diese Entwicklung im Kleinen zu versuchen, ist meine Absicht, und erreicht' ich dadurch auch weiter nichts, als Männer, die mehr Erfahrung und mehr militairische Kenntniß andrer Heere und ihres eignen besitzen, als mir eine kurze Dienstzeit gewährte, auf diese gewiß nicht unwichtige Untersuchung aufmerksam zu machen.

[8] I. Patriotismus.

Die Mutter der größten Thaten im Kriege, der edelsten Aufopferungen, des kühnsten Muthes, ist Patriotismus.*[38] Ein Heer, das nicht von diesem Feuer belebt, nur für Geld gedungen, gleich erkauften Knechten kämpft, bleibt seinen Pflichten nur so lange treu, als es noch etwas zu gewinnen hofft; übersteigt der Verlust aber die Hoffnung des Gewinnes, so verlacht es den Schwur der Treue, und nimmt mit eben so frechem Muth die Waffen gegen den in die Hand, für den es vorher das Leben aufzuopfern [9] geschworen hatte. Der patriotische Geist hingegen kennt keine süßere, heiligere Pflicht, als die Treue für sein Vaterland: dieß zu retten, ist ihm kein Gewinn, keine Aufopferung groß genug. Und dieser erhabne Römergeist ist es, der das Preußische Heer bis jetzt noch immer in allen seinen Kriegen auszeichnete, und verdient daher die erste Stelle unter meinen Bemerkungen.

---

[38]* Diejenigen, die dieses Wort durch Vaterlandsliebe übersetzen wollen, vergessen, daß nicht einerley Begriffe mit beyden Worten verbunden sind. Vaterlandsliebe ist ein natürliches, jedem gutartigen auch ungebildeten Menschen eigenes Gefühl; Patriotismus ist mehr ein Werk der Ueberzeugung prüfender Vernunft, und äußert sich nur im geselligen Leben in dem Wunsche, dem allgemeinen Besten zu nutzen. Vaterlandsliebe ist eine physische, Patriotismus eine moralische Eigenschaft des Menschen.

Den Preußischen Soldaten belebt ein gewisser hoher, edler Stolz auf sich und die Kräfte seiner Heerführer, der ihm ganz eigen ist, und in keinem andern Heere in so hohem Grade angetroffen wird. Durch Thaten der Größe und des Muthes erzeugt; durch Friederich des Einzigen Geist in dem Busen des gemeinsten Kriegers entflammt, ist der Preußische Patriotismus Begeisterung geworden. Wenn ein Grenadier*[39] in dem letzten Holländischen Feldzuge verwundet [10] wird, und seinen herbeyeilenden Sohn, der ihn verbinden will, zürnend zurückstößt und ihn wieder in das Gefecht gehen heißt; so wird man gewiß überzeugt, daß Preußischer Patriotismus dem Römischen und Griechischen nichts nachgibt, und ihr vielleicht nur da, wo die Verfassung des Staats es unmöglich macht, ihr ähnlich zu seyn, weicht. Schon der Name Preuße macht das Gesicht eines edlen, wahren Brennen vom heiligen Feuer des Muthes und der Ehre glühen, und Er sieht unerschrocken dem Tode für's Vaterland entgegen.

Umsonst sucht die Politik des Auslandes dieß Gefühl unter ihre Heere zu verbreiten; nur durch Thaten wird es geboren, — wo diese schweigen, wird es Prahlerey, und verschwindet im Augenblick der Gefahr. Dagegen ist des Preußischen Soldaten hohe Selbstmeinung durch Thaten gerechtfertigt, und mit kühnem Selbstgefühl sieht der Preuße seine Feinde; ohne Verachtung, — aber doch voll Gewißheit des Sieges. So fehlerhaft beym Feldherrn Geringschätzung seines Feindes ist, so sehr ist dieß Gefühl in einem gewissen Grade, beym gemeinen Krieger [11] zu wünschen. Nur muß dieß Bewußtseyn der Kraft nicht in Tollkühnheit und Zügellosigkeit ausarten, weil sonst die Folgen für den Feldherrn, wie auf den Pharsalischen Ebnen für Pompejus den Großen, traurig und schimpflich sind. Ihn riß die Tollkühnheit seiner Krieger in die Schlacht, und Er ward vom Cäsar geschlagen.*[40] Selbstvertrauen aber, von weiser Vorsicht gemäßigt, verdoppelt den Muth; erhöht durch die Meinung auch die wirkliche Kraft; stellt die Flucht als den niedrigsten [12] Schandfleck eines Kriegers vor, und macht dadurch den Sieg über die Feinde gewisser.

Denn was anders, als dieser patriotische Muth, gab unter Alexander dem Großen den Macedoniern Sieg? — krönte mit Lorbern das Heer des Epaminondas bey Leuktra und Marathon? — stärkte Hermanns Arm gegen die Varrischen Legionen? — Was anders, als dieses hohe, edle Gefühl begleitete das Preußische Heer in die berühmte Schlacht bey Leuthen, und schlug ein zweymahl so starkes feindliches Heer in die Flucht.

Wichtig muß daher die Erhaltung dieser glühenden Vaterlandsliebe, sowohl dem Könige, als jedem edlen Preußen seyn, da ohne sie die höchste Kriegskunst nur ein Blendwerk bleibt, Unmündige zu schrecken.

Wodurch wird sie aber erhalten? — Wodurch von dem, in Schlachten gereiften Krieger, auf den jungen Soldaten fortgepflanzt? — Wodurch ihren Untergang verhüthen, der in Friedenszeiten so leicht ist, da die Zeit großer [13] Thaten Erinnerung schwächt, und keine neue Werke des Heldenmuths den Nacheiferungsgeist der Krieger und den Stolz aufs Vaterland anfeuern? — Alle diese Fragen gründlich zu beantworten, das heißt, nicht allein die Mittel des Patriotismus anzugeben, sondern auch thätig mitzuwirken, liegt außer meinen Kräften, und ich kann daher nur das erstere deuten, wo zu Beweisen Erfahrungen erfordert werden. Denn nichts kann dem Staate wichtiger seyn, als die Erhaltung des Patriotismus; und doch sind bis jetzt so wenig Mittel zu seiner Fortpflanzung angewandt; ja selbst so wenig brauchbare vorgeschlagen. Wir lassen uns bey dergleichen Vorschlägen zu leicht ganz von den Beyspielen der Vorzeit leiten, und vergessen, daß die edlen, einfachen Sitten des Menschengeschlechts, die so viel Einfluß auf Herz und Geist haben, jetzt mit unsern Begriffen durch reichen, schwelgerischen Ueberfluß, wo sich tausend Künste die Hand biethen, unsrer Bequemlichkeit zu schmeicheln, verfeinert und vervielfältigt sind. Der

---

[39]* Der Name dieses braven Patrioten ist mir entfallen; er steht beym Regim. von Budberg, und diese Geschichte soll sich bey Amstelveen zugetragen haben.

[40]* Mir ist die Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus besonders darum stets merkwürdig gewesen, weil es die Nothwendigkeit so anschaulich zeigt, daß ein Befehlshaber im Kriege Selbstständigkeit haben, und sich nicht weibisch nach andrer Urtheil richten muß. Pompejus würde sich nie zur Schlacht verstanden haben, hätten ihn nicht die Spötteleyen seiner Freunde, ihr Rath und das Ungestüm des Heers dazu vermocht; denn er sah es nur zu gut ein, wieviel er wage, und Cäsar rief freudig mit großem Rechte, da er Ihn zur Schlacht sich rüsten sah: Nun ist der erwartete Tag erschienen, da wir mit Menschen und nicht mit dem Hunger und Mangel zu kämpfen haben.

bildliche Mensch hat sich in den geistigen verwandelt! — Jene Zeiten der Leonidasse und Brutusse sind nicht mehr; und mit Recht ward der [14] jüngere Cato der letzte Römer genannt. Unsere Seele hat jetzt zu sophistisch unterscheiden gelernt, und um die Menge des Volks zu einer dauernden Begeisterung hinzureißen, suchte jetzt der Menschenkenner gewiß eben so sehr den Verstand, als die Sinne zu reizen; denn sich ganz von seiner Körperlichkeit loßreißen, ist unmöglich, — der bestmoralische Mensch bleibt doch immer ein sinnlicher Mensch. Und dennoch scheint es umsonst, ganz jenen Patriotismus wieder zu erwecken, der einst die ersten Griechen und Römer belebte. Hier hatte noch jedes Volk seine eigne Gottheiten; mit seinem Vaterlande glaubt' es auch die Vorsorge seines Gottes, an dem ihre noch kindische Vernunft mit abergläubiger Treue hing, verloren. Sclaverey war das Loos des Gefangnen, und der freye Bürger, ein halber Fürst in seinem Vaterlande, mußte Fesseln tragen, gerieth er in die Hände der Feinde: daher wählte der fechtende Römer lieber den Tod, als ein freyes Ergeben oder Flucht. Die Wirkung der Furcht ward hier Wirkung der Tapferkeit, weil erstre die letztre erzeugte. Selbst aller Gesetze höchster Endzweck war, Patriotismus und Tapferkeit [15] zu befördern. Die Lazedämonier hatten ein eignes Gesetz, daß die aus einer Schlacht Entflohenen, von allen Aemtern ausgeschlossen und jeder Mißhandlung ausgesetzt wären; zerrißne Kleider von einer besondern Farbe trügen, und zu keiner Heirath mit den Töchtern ihres Vaterlandes gelassen würden; und nur die Nothwendigkeit und der traurige Zustand der Stadt, erlaubte dem Agesilaus, die Gesetze einen Tag schlafen zu lassen. Wie wenig scheinen unsre Einrichtungen, — unsre Gesetze dahin abzuzwecken! — Statt des Ruhms erwartet unsere alten Krieger dürftiger Lebensunterhalt; statt den Tapfern auszuzeichnen, genießt der Flüchtling mit dem Sieger gleiche Rechte; und wenn auch Verachtung den Feigen trifft, so blüht doch keine Belohnung dem Tapferen. Der edelste Mensch aber besitzt einigen Eigennutz, wenn auch nur den Wunsch der Anerkennung seines Werths, und man muß den Geist einer Nation genau kennen, um die Mittel zu bestimmen, durch die Patriotismus zu verbreiten und zu erheben ist.

Bey Griechen und Römern ward theils aus oben bemerkten Gründen, theils durch öffentliche [16] Götterfeste, Denkmähler, Triumphe, Schauspiele und Aufwand der Edlen der Patriotismus verbreitet und erhalten, der schon vom Vater auf den Sohn geerbt, durch die Vorzüge ihrer Einrichtungen, Religionsgebräuche, und vorzüglich durch ihre Erziehung erzeugt war. Der Spartaner, als Säugling in den Eurotas getaucht, verehrte diesen Fluß, wie der Christ seine Taufe, und aus Liebe für den Ort seiner Geburt, hätt' er mit keinem Lukullischen Feste die schwarze Suppe vertauscht.

Würd' es aber nicht thöricht seyn, darum, weil diese Gebräuche auf den Spartaner so hohe Wirkung hatten, sie auch auf uns anwenden zu wollen? — Jetzt genießen meist alle Nationen gleicher Rechte, wenige Freystaaten ausgenommen; jede Sclaverey ist oder wird doch bald gänzlich vernichtet seyn; alle cultivirten christlichen Völker beten einen Gott*[41] an, und die [17] verschiednen Arten ihrer Verehrung sind zu unbedeutend, um mit den Griechen und Persern verglichen zu werden; unsre Begriffe sind wahrhafter, reiner, und nicht so bildlich streng, als die damahliger Zeit; — der Patriotismus hat daher andre Quellen und bedarf andrer Mittel. Im Freystaat anderer, als im Monarchischen! —

Im Preußischen Staat ward Patriotismus unstreitig durch Brandenburgs weise Beherrscher, ihre göttliche Thaten, und die edle Behandlung ihrer Unterthanen erzeugt; die Mittel, den Patriotismus anzufeuern, müssen sich daher alle auf dieses Hauptprincip gründen. [18] Man lehre daher früh den Preußischen Unterthan die Thaten und Männer seiner Verehrung kennen und schätzen; im Knaben muß der künftige Mann gebildet werden. Man nenne ihm die Pflichten, die er seinem Vaterlande und dem Könige schuldig ist, als die

---

[41]* Doch würde dieser eine Gott nicht allein den Religionshaß vermindern, da uns die schrecklichen Kriege der mittleren Jahrhunderte schändliche Beweise genug darbiethen, daß man Millionen Unschuldige mordete, weil sie nicht an die Wunder eines Gottmenschen glauben wollten; sondern das immer sich mehr aufhellende Licht der Wahrheit hat diese göttliche Wirkung. Durch dieß werden bald alle Nationen vereint, ohne Scheinheiligkeit und lächerliche Glaubensartikel, den Einzigen wahren Gott anbeten, und brüderlich vereinte Menschen Menschenwohlfahrt befördern. Laßt dann auch die Gläubigen schreyen, der jüngste Tag sey da, wo sich alle in einen Glauben vereinigen; — selig! selig! ruf ich mit ihnen, — wer dann am jüngsten Tage lebt! —

heiligsten seines Lebens; denn alle, sowohl kirchliche als weltliche, Gesetze vereinen sich hier. Man führe ihn in die heilige Halle der Vorzeit, stelle mit lebhaften Farben seinem Geist die Heldenbilder seiner Voreltern vor, und begeistere so schon die Seele des Knaben zu Entschlüssen, künftiger Mannheit würdig. Und dieß nicht allein im Stande höherer Cultur, — nein! bis zum dürftigsten Landmann, denn Er bedarf gerade am meisten Anfeurung, und Ihm ist Vaterlandsliebe, zum Besten des Staats, am nöthigsten.

Und wie leicht wäre dieß im Preußischen Staate zu erreichen? — Jeder Unterthan kennt seine Bestimmung zum Krieger, wenn ihn nicht die Ordnung des Gesetzes davon ausschließt; es wird ihm also um so wichtiger, mit seinem künftigen Stande und seinem Vaterlande bekannt zu werden.

[19] Und zu welcher Begeisterung muß es nicht den Jüngling für seinen König und sein Vaterland spornen, dessen vielfältige Vorzüge entwickelt zu sehn, und es mit andern Reichen, in denen Zerrüttungen, Mangel am Nothdürftigen, und Ungerechtigkeit herrschen, zu vergleichen? Die großen Thaten seiner Vorfahren und Fürsten zu kennen und zu bewundern? — Selbst den Werth zu fühlen, der Bürger, und als Soldat der Vertheidiger eines solchen Staats zu seyn? — Es selbst zu empfinden, wie sehr Vaterlandsliebe den ächten Bürger des Staats adelt, ihn zu höheren Stufen des Ruhms erhebt, und wie göttlich groß der Gedanke ist, den hohen Vorbildern, die sein Vaterland erzeugte, zu gleichen? — O, gewiß! machten unsre Erzieher erst die Geschichte ihres Vaterlandes zu ihrem Hauptstudium, und verstünden sie die Kunst, die Vorzeit durch Sprache und Geist gegenwärtig und wahr darzustellen; der Staat würde dann, statt gezwungner Krieger, freywillige erhalten, die mit einem Mutius Scävola ihre Hand dem Feuer darböten, um ihre Unerschrockenheit und Liebe zum Vaterlande zu zeigen.

[20] Doch diese Bemühungen müßten die Gesetze unterstützen. Oeffentliche Feste, zur Feyer siegreicher Begebenheiten, oder zum Andenken edler Feldherren und Krieger, die sich durch Tapferkeit ausgezeichnet, müßten, von der ganzen Nation begangen, ein königliches Zeugniß der Ehrwürdigkeit dieser Thaten seyn. Bey solchen Festen müßte Allgemeingeist herrschen; der Offizier müßte sich dem gemeinen Krieger mit edler Herablassung nähern, die Freude mit ihm theilen, und so dem gemeinen Manne einen höheren Begriff von sich und seinem Stande beybringen. Der ältere Krieger könnte hier den jüngern durch die Erzählung von Schlachten und Siegen, überstandnen Gefahren, und kühnen Thaten des Muths, mehr mit den Mühseligkeiten des Krieges bekannt machen, und ihn zugleich durch seine herzliche, natürliche, feurige Art zu erzählen, begeistern und zum Nacheifer ähnlicher Thaten reizen. Denn es kann dem militärischen Beobachter nicht entgangen seyn, mit welcher innigen Aufmerksamkeit nur auf Wachen und in Lägern der junge Krieger des älteren Erzählung anhört, wie er hier Noth gelitten, dort Gefahren überstanden; hier im Treffen [21] verwundet, dennoch gekämpft, dort ein Siegeszeichen erbeutet und aus dem Munde seines Königs Beyfall eingeerntet habe; — mit welchem, fast neidischem, Blicke dann der junge Krieger auf den ehrwürdigen Veteran hinschielt und mit innigem Entzücken der Bewunderung in den lauten Wunsch ausbricht, doch auch erst solche Thaten vollbracht, solche Siege erfochten, solche Lobrede seines Monarchen errungen zu haben. Wer solche Auftritte beobachtet hat, wird sich gewiß überzeugen, daß Erzählungen der Art nicht ohne Wirkung sind.

Dann müßten auch hier, zur Unterhaltung kultivirterer Krieger, durch einen edlen, denkenden, fühlenden Mann, sey er von niederem oder höherem Range, Vorlesungen über die Pflichten eines guten Soldaten; Schilderungen vaterländischer Schlachten, und Biographieen edler, im Kriege sich berühmt gemachter Männer vorgetragen werden. Natürlich müßte der Vortrag dem Geist der Zuhörer angemessen, und nur herzliche, faßliche, die Seele einnehmende Sprache des Gefühls, und nicht bloße Mechanik der Kunst seyn.

[22] Hier wäre dann auch, wie bey den Olympischen Spielen Griechenlandes, der Wettstreit der Verdienste; nur mit dem großen Unterschied, daß, statt zu handeln, hier vergangne Verdienste belohnt und beurtheilt würden. Krieger, die sich auf irgend eine Art ausgezeichnet hätten, würden hier öffentlich vorgerufen, und durch zu bestimmende Ehrenzeichen belohnt; dahingegen Feige oder Bösewichte öffentlich beschimpft, entsetzt, und des Landes verwiesen würden. Daß hierbey die genaueste Gewissenhaftigkeit Pflicht sey, bedarf keiner Erwähnung; denn die geringste Verletzung würde das Ganze unnütz machen. Roms Triumphe verloren ihren Werth, da sie um Erkaufung und nicht um Verdienste bewilligt wurden.

Doch alle diese Mittel, Patriotismus zu wecken und zu erhalten, sind umsonst, so lange der Staat die alten, in Schlachten zu Greisen gewordenen Krieger nur mit einem dürftigen Gnadengehalt belohnt, statt sie mit dem höchsten Preise der Ehre zu krönen.

Undankbarkeit wird schon im Einzeln als Laster verachtet, — Undankbarkeit eines Staats [23] aber verbreitet Mißmuth unter seine Bürger, und gibt dem Jüngern, abgeschreckt durch das Beyspiel des Aelteren, ein Recht, obgleich nur scheinbar, in seinen Pflichten zu erschlaffen. Man setze daher ohne Verschwendung, doch auch ohne Geiz, zum Unterhalt alter, ehrwürdiger Krieger Gelder fest; räume ihnen bey obengedachten Festen und Versammlungen die ersten Stellen ein, und ertheile nach Bewandniß der Umstände, ihnen sogar den Rang der Edlen des Volks. Nur Thaten müßten adeln, nicht geerbte Ahnen oder erkaufte Diplome.

Ruhe müßte dem kriegerischen Veteran die letzten Tage seines Lebens versüßen, und nicht neue Mühseligkeiten dasselbe verbittern, und Er dem ganzen Volk als ein ehrwürdiges aber nicht bedürftiges Muster der Nachahmung erscheinen.

Um aber zu diesem hohen Grade des Ruhms und der Belohnung zu gelangen, gehörte zu den Eigenschaften eines solchen Kriegers, daß er sich keiner, der Ehre eines Soldaten nachtheiligen Verbrechen habe zu Schulden kommen lassen, und daß er mit Treue wenigstens dreyßig Jahr [24] dem Vaterlande gedient habe. Scheint diese Foderung an den Staat aber zu groß, nach dem jetzigen Verhältniß der Invaliden, so kann ich, gewiß nicht ohne Grund, behaupten, daß wir dann weniger sich unbrauchbar angebende Krieger hätten, und daß dieser mehrere Geldaufwand dem Staate die herrlichsten Zinsen bringen würde.

Könnte man alle gesagte Mittel anwenden, und wär' es nicht leichter, Projekte zu machen, als sie auszuführen, so bin ich fest überzeugt, der Patriotismus, der noch jetzt so sehr das Preußische Heer begeistert, würde dann nicht allein erhalten, sondern auch erhoben werden; und unser Heer, schon jetzt so furchtbar, würde dann unüberwindlich seyn.

Wer daran zweifelt, den hoff' ich am Ende dieser Arbeit überzeugt zu haben, — wenn er all die Vollkommenheiten übersieht, die das Heer besitzt, welches Friedrichs Geist belebte.

[25] II. Subordination.

Diese einem Heere so nothwendige Eigenschaft verdient die höchste Aufmerksamkeit, da auf sie die größte Stärke des Preußischen Heers beruht. Ohne die strenge, auf edle, mit den Gefühlen der Menschheit harmonirenden Grundsätze beruhende Subordination, hätte das Preußische Heer in den Schlesischen Kriegen nie die Wunder thun können, durch die es sich jetzt so hohen Ruhm errungen hat. Nur die längste dauernde Ordnung in einem Heere macht Schlachten gewonnen, und diese kann nicht erhalten werden, wo nicht Subordination herrscht. Aber auch diese kann übertrieben werden, kann in Sklaverey ausarten, und dann ist sie dem Heere so schädlich, als sie im entgegengesetzten Fall nützlich war. Hierin zeichnet sich nun das Preußische Heer vor allen andern auf die vortheilhafteste Art aus.

Bekannt mit den Rechten der Menschheit, — bekannt mit den übeln Folgen der Sklaverey, [26] daß Seelen, die kein Gefühl von Freyheit mehr besitzen, auch alle Gefühle des Edlen und Schönen verloren haben, und mit Sklavensinn zu jeder Niederträchtigkeit fähig seyen, — geht die Preußische Subordination den schönen Mittelweg zwischen Oesterreichischer, Russischer und Dänischer Sklaverey, und Englischer, Französischer und Holländischer Zügellosigkeit: und der Preußische Soldat kennt die Strenge der Gesetze, ohne nöthig zu haben, seine Menschheit zu vergessen.

Unter den Waffen erblickt er seinen Vorgesetzten als strengen Vollführer der Gesetze; als einen Halbgott, gegen den schon ein lauter Zweifel Empörung und Verrätherey wäre; dagegen findet er ihn auch außer den Waffen, so sieht er in ihm einen liebreichen Vater, dem er jeden Kummer seiner Seele anvertrauen kann; er findet in ihm einen Theilnehmer seiner Leiden, dessen höchste Pflicht es ist, der Noth seiner Untergebnen abzuhelfen. Durch diese menschenfreundliche Behandlung wird die sklavische Furcht vor seinen Obern in

Liebe umgeschaffen, und mit froherem Muthe und größerer Sorgfalt [27] wird sich dann der Soldat in Erfüllung seiner Pflichten treffen lassen. Daher die hohe Nothwendigkeit, daß sich der Offizier öfterer zu seinem Untergebnen herabläßt; — sich mit ihm traulich über seine häuslichen Umstände, seine Zufriedenheit, die Erziehung seiner Kinder unterredet, um auf solche Art mehr das Herz, als den Kopf des gemeinen Mannes zu gewinnen.

Dieß ist ein erhabner, großer, edler Vorzug des Preußischen Heeres; hier will der Obere seinen Untergebnen nicht bloß als Maschine seines Gedankenspiels betrachten, sondern er sieht auch in ihm den Menschen, — das Geschöpf, das mit ihm gleiche Vorzüge zu genießen, von der Natur ein Recht hat, — und er will ihn auch glücklich sehn. Der Offizier besucht den Soldaten in seinem Quartiere; — überrascht ihn im Kreise seiner Familie, um seine häusliche Umstände beurtheilen zu können; beschäftigt sich ganze Tage damit, wie er diesem und jenem dürftigen Soldaten Brot schaffen will; kurz, der Offizier ist selbst Mensch, und wünscht frohe, glückliche [28] Menschen, und nicht verzweiflungsvolle Sklaven zu befehligen.*[42]

Und Trotz dieser menschenfreundlichen Behandlung, wo ist ein Heer, in welchem mehr Ordnung? mehr Genauigkeit? mehr Strenge bey Erfüllung aller Pflichten herrscht, als in dem Preußischen? — Gerechte Strenge beym Verbrecher, und hohe Güte beym Edlen, ist das Gesetz, welches die Preußische Subordination leitet, und sie nicht zur Geißel der Menschheit, sondern nur zu einem nothwendigen Gesetz macht, ohne das keine weltliche, noch vielweniger eine [29] kriegerische Verbindung, in der der strengste Gehorsam herrschen muß, da ein verlorner Augenblick oft das Leben vieler Tausende kostet, bestehen kann.

Doch nicht allein das Verhältniß zwischen dem gemeinen Manne und dem Offizier, sondern auch wieder zwischen letzterem und seinen Obern, ist jetzt im Preußischen Heer musterhaft und einzig. Zwar herrschten in dieser Art Subordination wohl sonst einige Mißbrauche, die nicht ganz zu billigen waren; doch hat auch hierin sich seit einiger Zeit das Preußische Heer vervollkommnet. Der höhere Offizier schien sonst im Feuer seines Diensteifers zuweilen zu vergessen, daß der jüngere Offizier dem gemeinen Manne, so gut als Er, heilig und unfehlbar scheinen muß, soll er nicht in der Achtung sinken, in welcher dieser stehn muß, um seine Befehle befolgt zu wissen. Denn Mangel an Erfahrungen und Jahren verringert so schon bey diesem das Zutrauen des gemeinen Mannes, und nur die Achtung des älteren Offiziers kann seinen Worten das oft mangelnde Gewicht geben; dahingegen ein öffentlicher oft harter Verweis des gemeinen [30] Soldaten Zutrauen wankend macht, und Er dann wohl gar beym Befehl des Offiziers zu überlegen anfängt, da unbedingt folgen ihm Pflicht ist.

Jetzt scheint man es mehr einsehn gelernt zu haben, wie äußerst nothwendig dieser hohe Grad von Ehrfurcht beym gemeinen Mann dem Offizier ist; daß dieser nur ein Gehülfe seines Obern, und nicht sein Unterworfner sey; daß beyde ein Vaterland vertheidigen und einem Könige dienen; und daß der Offizier, dem durch öffentliche Verweise das hohe Zartgefühl der Ehre beleidigt ward, zuletzt in seinen Pflichten ganz erschlafft, gleichgültig bey Verweisen ist, und sich durch lauten Spott rächt. Dieß findet jetzt fast gar nicht mehr Statt; durch freundschaftliche Verbindungen suchen beyde, der höhere und niedere Offizier, sich näher zu kommen, theils um zu bilden, theils um gebildet zu werden, und so vereinigter zum Nutzen ihres Vaterlandes zu wirken. Hierdurch wird im Ganzen der Gemeingeist und der hohe Begriff von Ehre und der Wichtigkeit seiner Pflichten unter die Preußischen [31] Offizier verbreitet, und dieß bringt mich auf die dritte Eigenthümlichkeit des Heers, den Preußischen Offizier.

---

[42]* Daß dieses entworfene Bild treue Copie ist, kann ich betheuren, und daß bey dem Regiment Sr. Durchl. des regierenden Herrn Herzogs von Braunschweig, unter dem ich zu dienen die Ehre gehabt habe, es sich jeder Offizier zur Pflicht machte, auch für das individuelle Glück seiner Untergebnen zu sorgen. Ich zweifle keinen Augenblick und hab' es zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß dieser Geist der Menschenfreundlichkeit fast unter dem ganzen Preußischen Heere herrscht; und wenn auch hier und da noch Ueberbleibsel jener rauheren Zeiten sich finden, doch im Allgemeinen Tiranney ganz ausgerottet ist.

III. Der Preußische Offizier.

Ohne von Vorliebe bestochen zu seyn, kann ich gewiß kühn behaupten, daß dieser so einzig und edel, als der ganze Preußische Staat bewunderungswürdig ist, und daß schon dieser allein unserm Heere den Vorzug vor allen übrigen Heeren in der Welt gibt. Denn wo trifft man, wie in ihm, den Krieger, den Weltmann, den fühlenden Menschen und oft den Denker vereint, — so vereint, daß jene nicht den Soldaten verdrängen, sondern daß der Krieger, nur durch jene begleitet und vervollkommnet, immer hervorblickt; und daß die Welt jene nur bemerkt und schätzt, indeß sie in ihm den Krieger verehrt und bewundert? — Man lasse das Ausland auftreten, mit unpartheyischer Gleichmuth urtheilen, — und gewiß gesteht es dem [32] Preußischen Offizier vor allen andern den Rang zu. Edler Anstand, nicht stutzermäßige, doch auch nicht platte Sitten, immer gleichbleibende Würde in seinen Handlungen, beständig eingedenk seines edlen Standes, Einigkeit unter sich, hoher Gemeingeist von Ehre und Stolz aufs Vaterland, Tapferkeit ohne prahlenden Wortaufwand, Gegenwart des Geistes in Gefahr, und genaue Kenntniß der Pflichten und Obliegenheiten seines Standes, zeichnen fast durchgängig den Preußischen Offizier aus. Einzelne Ausnahmen können nicht das Ganze bestimmen, und jeder, der mehr als seine Vaterstadt gesehen hat, wird mir hierin beypflichten.

Der Preußische Offizier, sey er im gesellschaftlichen Leben, oder gewaffnet vor seinem Heere, bleibt überall sich gleich. Alle von gleichem Stande, von Jugend auf mit der Wahrheit bekannt, daß nicht Geburt, wie in verschiedenen andern Heeren, sondern Verdienst und Treue in seinen Pflichten ihn erheben können, fängt er bey der untersten Stufe seines Standes zu dienen an, um so durch Erfahrung belehrt, den höchsten Gipfel der Ehre zu ersteigen. [33] Von seinen früheren Jahren daran gewöhnt, Theorie mit Ausübung zu verbinden, ist der Preußische Offizier in seinen Dienstpflichten unterrichtet, je nachdem es seine Fähigkeiten erlauben, zu höheren oder niedern Ehrenstellen; und man trifft gewiß wenige, die nicht den Charakter, den sie bekleiden, ganz ausfüllen. Denn was vielleicht manchem an Urtheilskraft und Kenntnissen abgeht, hat Uebung ersetzt, und diese leistet oft mehr als künstliche Theorie.

Mit den Mühseligkeiten seines Standes durch die früheren Dienstjahre bekannt, lernt der Preußische Offizier richtig über die Möglichkeit ausführbarer Dinge urtheilen, richtig die Kräfte seiner Untergebnen schätzen, und wird daher gewiß nicht so leicht in den Fehler der Ueberspannung oder Erschlaffung seiner Forderungen fallen. Und in diesen Fehler wird jeder verfallen, der nur das Militär von seiner äußern Seite, theoretisch kennt; sich bis zu den Jahren werdender Mannheit in Weichlichkeit und Ueberfluß wälzte, und dann, vermöge seiner Geburt oder seines Geldes, Menschen zu befehligen bekam, deren Kräfte und innere Verfassung er [34] nicht kannte; sie für Maschinen ansah, seiner Willkür übergeben, und von denen er hier bald zu viel, dort bald zu wenig forderte. Solche Befehlshaber sind es dann, die ohne Nutzen Menschenkräfte aufopfern, und bey vielem Aufwand nichts wirken; Puppen im Auge des Feindes, und Tirannen für ihre Truppen. Ueberdieß erschlafft es den Ehrgeiz andrer dienenden Offiziere, sich bey mehr Verdienst, längeren Diensten, mehreren Mühseligkeiten zurückgesetzt, und dem Befehl von Menschen unterworfen zu sehn, deren größtes Verdienst oft nur das ist, da zu schweigen, wo sie eigentlich reden müßten. Solche Geburtsvorzüge und Zurücksetzungen finden in dem Preußischen Heere, zur Freude jedes Vernünftigen, gar nicht Statt, und nur dieß hat bis jetzt demselben ein so edles und tapferes Corps Offiziere erhalten. Könnte der Preußische Staat je diese Einrichtung aus den Augen lassen, so würden die traurigen Folgen sich bald zeigen, und statt des hohen Ehrgefühls, des edlen Diensteifers, würden bald Mißvergnügen und Nachlässigkeit ihre Stellen einnehmen. Denn nur das Bewußtseyn, daß wahre Verdienste erkannt werden, kann die Thätigkeit [35] des Edlen anfeuren; das Gefühl der Zurücksetzung aber macht sie entschlummern. Daher halt ich es für höchst wichtig, daß der Staat seine dienende Offiziere kennen lerne, und nicht jeden nach gleichem Maßstabe messe; sondern im Gegentheil den sich Auszeichnenden durch schnelle, auffallende Vorzüge erhebe, und so das Ehrgefühl der Schlummernden und Unthätigen wecke.

Zwar wird es dieser ganz Unthätigen doch nur wenige in dem Preußischen Heere geben; denn von einem noch höherem Gefühl der Vaterlandsliebe belebt, vertraut mit den feinsten Begriffen der Ehre, sucht der edlere Preußische Offizier in der Erfüllung seiner Pflichten, Beruhigung und Vergnügen.

Vielleicht wundert man sich hier, daß ich dieß zu einer Eigenthümlichkeit desselben zähle, da dieß Gefühl unter den Offizieren der meisten Heere zu herrschen scheint? — Aber ich glaube behaupten zu können, daß es auch nur so scheint. Denn dieser erhabne Gemeingeist der Preußischen Offiziere ist nicht ganz ihr Verdienst, [36] sondern mehr ein zusammengesetztes Werk der Preußischen Staatsverfassung, und daher bis jetzt noch in keinem andern Staate möglich.

Der Preußische Staat muß sein Heer als den Grundpfeiler und die Hauptstütze seiner Größe ansehen; es muß daher auch diesen Stand durch vorzügliche Achtung auszeichnen. Dieß geschieht: alle übrigen Stände scheinen ihm untergeordnet, nur zu seiner Vervollkommnung zu wirken; das Ganze dreht sich um dieses Einzelne.

Der Preußische Offizier genießt die wichtigsten Vorrechte, die größte Achtung, und wird nicht als ein besoldeter Müßiggänger, gleich andern Staaten, hintenan gesetzt, sondern ist schon vermöge seiner Geburt unter den ersten des Staats, und vermöge seiner Wirkung, unter den nützlichsten Mitgliedern desselben gezählt.

Durch diese Auszeichnung wird sein eigner Stolz, sein eignes Ehrgefühl erweckt und beyden geschmeichelt; er sieht nur in sich seinen Stand, und diesen betrachtet er mit Ehrfurcht; [37] er muß daher jeden falschen, unedlen Trieb unterdrücken lernen, um sich selbst seinem Stande würdiger zu machen, und sich nicht durch niedre Handlungen in den Augen derer herabzusetzen, die gewohnt waren, ihn mit Ehrfurcht zu betrachten. Denn es ist ein Eigenthum der menschlichen Seele, nach der Achtung Andrer, ihren eignen Werth zu bestimmen; unverdiente Achtung muß sie daher anfeuern, jeden Mangel zu ersetzen. Dieß ist der Fall beym Preußischen Offizier; er muß suchen, vollkommner zu werden, um doch mit einigem Rechte die Vorzüge seines Standes zu genießen, und nur der, der keine Seele, keine Vernunft, nichts als den leidigen Cörper hat, kann gegen die geheime Sprache seines Herzens taub seyn, und sich ohne Verdienst geachtet sehn.

Endlich wird der Gemeingeist der Ehre und des Muths noch dadurch erhoben, daß alle Preußische Offiziere von Adel sind; einige ausgenommen, die durch Thaten den ächten Adel des Verdienstes erlangt haben. Dieß macht ihre Gemeinschaft inniger, ihren Umgang edler, entfernt jeden neidischen Geburtshaß aus ihrer [38] Mitte, und hält sie von sittenverderbenden Gesellschaften zurück, da ihnen die ersten Häuser jeder Stadt offen stehn.

Mit mehrerem Nachdruck kann auch aus diesem Grunde der Offizier auf seine Untergebnen wirken. Durch Geburt schon über sie erhaben, allgemein von den Bürgern des Staats geschätzt, mit hohen Vorrechten beschenkt, zollt der gemeine Mann seinem Offizier schon eine natürliche Ehrfurcht, nicht erst durch harte Mittel erzwungen; und durch die gütige Herablassung des Offiziers bekommt er Zutrauen zu ihm und sieht seine Befehle als Vorschriften zur Verbesserung seines Zustandes an, und befolgt sie williger.

Der Soldat ist daher mehr aus Ueberzeugung als aus blinder Pflicht gehorsam; und dieß vergrößert so unendlich die Wirkung des Offiziers, gibt ihm selbst dadurch eine Vollkommenheit mehr, macht den Preußischen Offizier, verbunden mit seinen übrigen Eigenschaften, zum Phänomen der neueren Zeit, zum Vorbilde jedes andern Heers, und verschafft ihm, unterstützt [39] von den Thaten seiner Vorfahren, die höchste Achtung bey allen Nationen.

Durch diese allgemeine Achtung sowohl fremder als seiner eignen Nation, erhält das Heer eine Eigenthümlichkeit, ohne die große Thaten ungeschehen bleiben, nehmlich den erhabensten Ehrgeiz.

[40] IV. Ehrgeiz.

Der Mensch im geselligen Leben ohne allen Ehrgeiz ist ein todtes Marmorbild, zu jedem Großen und Edlen untauglich — der Krieger aber ohne Ehrgeiz ist noch weniger als dieß, weil er ganz für seine Bestimmung verloren geht, und zu keiner Aufopferung, die nur Helden macht, fähig ist. Ich rede hier zu denkenden Menschen, die nicht Ehrgeiz mit Ehrsucht, Ruhmbegier mit Ruhmsucht verwechseln werden; denn, zu je schöneren Tugenden jene spornen, zu desto niedrigeren Lastern reißen diese hin. Der Soldat kann ohne

Ehrgeiz, ohne Ruhmbegier nicht bestehen; das göttliche Bild beyder muß ihm im Tumult der Schlacht vorschweben, muß seinen Geist entflammen, seine Schritte leiten, und ihn zu unsterblichen Thaten hinreißen. Groß und mächtig ist das Heer, wo diese herrschen, und welches Heer in der Welt kann sich hierin mit dem Preußischen messen? Die ganze Einrichtung des Preußischen [41] Staats scheint dahin abzuzwecken, dieses hohe Gefühl der Ehre, diesen allmächtigen Drang nach Sieg und Ruhm zu erhalten, und wehe unserm Staat, wenn wir dieß je unterließen. Preußens Thron, seine Größe ruht nur auf der Macht seines Heeres, — der Stand des Kriegers muß daher auch im Preußischen der erste Stand bleiben, und die auffallendsten Vorzüge genießen. Nur der Nichtpatriot, nur unwissender Bürgerstolz kann dagegen schreyen, und es Ungerechtigkeit schelten, — ohne diese Vorzüge würde der Ehrgeiz des Preußischen Heeres erschlaffen, und mit ihm die Kraft, große Thaten zu vollbringen. Es ist bey allen Nationen ein geltendes Gesetz, daß der Stand, der dem Staat den größten Nutzen bringt, auch am meisten begünstigt wird; warum sollte nun in einem Staate, dem nur der Kriegsstand Vestigkeit gibt, dieser Stand nicht gleiche Rechte genießen? — So gut wie Engeland und Holland den Kaufmann mehr begünstigt als den Krieger, so gut und mit noch größerem Rechte muß der Preußische Staat den Krieger mehr als alle übrige Stände ehren. Und wer verdient es mehr als dieser? Muß Er nicht sein Leben [42] opfern, dem Bürger Frieden und freyen Genuß seiner Landesrechte zu erhalten? muß Er nicht im Frieden das Eigenthum des Bürgers beschützen, vor Räuberhänden sichern und für seine Ruhe wachen? Und wie gering ist der Lohn, den ihm der Staat gibt, wenn nicht das Gefühl des Ehrgeizes ihm den Lohn der Hochachtung Andrer böthe? — Bis jetzt war im Preußischen der Stand des Kriegers der Stand der Ehre im eigentlichsten Verstande, und nur der Auszeichnung, die Er genoß, muß der Monarch das hohe Gefühl der Ehre verdanken, was seine Heere begeistert. Zwar haben die Thaten unsrer Vorfahren daran Theil, zwar können wir mit Grunde stolz auf das seyn, was unsre Vorfahren geleistet und wir, bey Gott! noch auszuführen im Stande sind — aber wie bald würde dieser Stolz auf eine schöne Vorzeit verschwinden, wenn die Gegenwart das Gepräge der Verachtung trüge? Unser Staat ist kein Handelsstaat — die Quelle unsers Reichthums ist Sparsamkeit — unser Adel ist arm, unsre ganze Größe ist nur ein moralisches Götterkind, ohne physischen Gehalt, die in dem Augenblick verschwindet, wo wir jede Seelenkraft in Bewegung [43] zu setzen vergessen. Dem Krieger ist Ehrgeiz, was dem Kaufmann das Geld — beyde sind ohne diese Eigenschaften unthätige Müßiggänger. Der Preußische Staat kann also nie genug darauf wachen, diesen Ehrgeiz in unserem Heere zu erhalten, wir dürfen nie — wie Joseph der Zweyte — mit unserem Heere etwas unternehmen, was wir nicht ruhmvoll endigen können; wir müssen das Heer in dem Wahn der Unbesiegbarkeit erhalten, oder es lieber ganz aus einander gehen lassen. Ein ungeübtes Heer zusammengelaufener Menschen ist mehr werth, als ein Heer, das große Thaten vollbrachte, und durch fehlerhafte Führung muthlos gemacht wurde; betrogner Glaube auf eigne Stärke erzeugt kindische Furcht. Doch das nicht allein, wir müssen auch im Frieden die Vorrechte des Soldaten schützen, ihn auszeichnen. Das erneuete Gesetz unsers jetzigen Königs war daher sehr weise, das jede Vergehung eines Bürgers an einer Militairperson hart zu ahnden befahl; der Soldat muß dem Bürger heilig seyn. Bedrückungen braucht hier der Bürger nicht zu fürchten; die Gesetze des Soldaten sind viel zu genau bestimmt, seine Strafen zu physisch strenge, [44] Er zu genau bewacht, als daß er seine Pflichten ungeahndet vergessen, sich durch Spitzfindigkeiten der Gerechtigkeit ausreden könnte! Wohl unserem Staat, wenn wir stets diesem Grundsatze treu bleiben, den Kriegesstand vorzüglich ehren, den Ehrgeiz des Heeres erhalten, und diesen Stand für das nehmen, was Er uns ist, — für die Grundstütze der Preußischen Monarchie! —

[45] V. Die innere Einrichtung des Heeres.

So vieler Verbesserungen die innere Einrichtung des Heers auch noch fähig ist, so verdient sie doch unsre ganze Bewunderung, denn sie ist die bewegende Kraft in dem großen wirkenden Körper; sie die Ursache, nicht allein des verbesserten Heers, sondern auch sogar der verbesserten Menschheit im Preußischen Staat. Hier findet man auf das weiseste Vernunft und Erfahrung vereint; und hier lernt man erst einsehen, warum das Preußische Heer so überwiegende Vorzüge hat und behalten wird. Doch, um nicht scheinbar durch Allgemeinheit und bloße Deklamation zu täuschen, sondern zu überzeugen, will ich jede einzelne

Vollkommenheit der inneren Einrichtung des Heers entwickeln, und zeigen, wie großen Nutzen sie sowohl für die Armee, als insbesondre für den Staat selbst hat.

[46] 1) Durch die weise Vertheilung, die eine Hälfte der Armee aus Ausländern, die andere aus Einländern bestehn zu lassen, empfing der Preußische Staat aus allen Nationen Europa's Menschen in seiner Mitte; — Fremdlinge da sie kamen, und Hausväter bey ihrem Tode. Der Vortheil der Bevölkerung ist daher schon auffallend genug, und ist es nicht lächerlich, zu behaupten, es koste dem Staate mehr, als es einbringe? — Ein halb so starkes Heer von lauter Landeskindern würd' Ihm eben so viel Dienste thun? — Gewiß nicht; und könnte dieß auch zugegeben werden, so würd' ich doch nie die jetzige Einrichtung verwerfen, die so weise als zweckmäßig ist.

Kann der Monarch seine Gelder besser anwenden, als zum Ankauf treuer Unterthanen? Und welcher Unterthan ist ihm treuer, als der alte Krieger? — Und ward nicht das rohe Volk unsrer Provinzen, durch die Menge ausländischer Köpfe verbessert und aufgeklärt? — Brachte nicht der Ausländer so viel gute als schlechte Eigenschaften aus seinem Vaterlande mit? — denn man wird doch kein Atheniensischer Timon [47] seyn, um im Menschen mehr Böses als Gutes zu suchen? — Und war auch wirklich der Ausländer, der sein Vaterland verließ, einem fremden Herrn zu dienen, nicht der beßre Theil der Nation, so war er doch auch gewiß nicht immer der schlechteste, — wenigstens nicht der unkultivirteste; und wie oft ward nicht der ausschweifendste Wüstling unter Preußischer Zucht, zum brauchbaren, vernünftigen Mann? — Wodurch anders ward die Preußische Industrie so sehr befördert, als durch die Aufnahme Französischer fliehender Hugenotten unter Friedrich Wilhelm, dem großen Churfürsten? — Und was die auffallend damahls im Großen wirkten, thut jetzt im Kleinen noch jeder Ausländer. Ich bin stolz auf mein Vaterland und hab' es Ursach zu seyn; ich hasse Nachahmungsgeist und Kleinkünstlerey; — aber Trotz dem ist mir jede wahre Tugend des Auslandes ehrwürdig und der Nacheiferung werth.

Auch würde dann der Preußische Staat unendlich mehr die Last, seiner, nach seinen Hülfsquellen verhältnismäßigen, sehr großen Armee empfinden, da er jetzt es kaum zu wissen scheint, [48] daß so viele müßige Menschen sich von dem arbeitsamen Landmann nähren. Denn ganz die Armee aufheben, alle Städte von der Einquartirung befreyen, gar keine Truppen halten, ist, nach den jetzigen Verhältnissen der Staaten, da jeder beträchtliche Staat sich ein großes, stehendes Heer hält, unmöglich; und blieben nur funfzigtausend beständig dienstthuende Einländer im Dienst, so würden sie dem Landbau entrissen, der sie jetzt nährt. Jetzt aber sind fast alle einländische Soldaten beurlaubt, und wissen es nur vier Wochen im Jahr, daß sie dem Staate verpflichtet sind, als Krieger zu dienen; der Staat benutzt sie daher doppelt, einmahl als Krieger und einmahl als Landleute. Ueberdieß wird noch durch die Ausländer jährlich, (ein großer Vortheil der stehenden Heere,) eine große Summe Geldes in Umlauf gebracht, die Städte, Manufakturen, Fabriken, — kurz, der ganze Staat kommt in Flor, weil Er die Kunst verstand, durch fremde Kräfte seine eignen, innern, zu schonen und zu erheben.

2) Ist die Preußische Werbung jetzt vortrefflich und musterhaft, da sie im Gegentheil sonst [49] eine der Einrichtungen in der Regierung des verewigten Friedrich des Einzigen war, die sich mit Recht tadeln ließ; die mit einer die Menschheit entehrenden Grausamkeit begangen ward, und deren Verbesserung der jetzigen Regierung die vollkommenste Ehre macht, und uns ganz das edle Herz unsers Königs enthüllt. Denn mußte nicht die Menschheit schaudern, daß man Menschen, denen die Natur ein vorzügliches Aeußere gegeben hatte, zu fangen suchte, — sie mit List in Wein berauschte, — ihnen dann einige Thaler, wenn sie ihrer Sinne nicht mächtig waren, aufdrang, ihnen dafür oft Freyheit, Glück und Zufriedenheit stahl, und sie so, aus dem Kreise liebender Eltern, als lebenswierige Sklaven, — nicht als Soldaten, — fortschleppte? — Um wie viel edler und besser, allen andern Heeren ein Muster, ist jetzt die Preußische Werbung. Man läßt demjenigen, der sich dem Kriegsstande widmen will, freye Wahl, wo und wie er dienen will; läßt ihm, in Gegenwart mehrerer Zeugen, die Zeit seiner Verpflichtung in einer Capitulation festsetzen, und hält ihm das Versprochne. Nur durch schlechte Aufführung und Treulosigkeit kann er [50] sich dieses Vorzugs verlustig machen; in jedem andern Fall kann der Angeworbne erwarten, daß ihm alles gehalten wird, was auf sein Verlangen ihm zugesagt ward. Dieß ist der wichtigste Vortheil der Preußischen Werbung, da auch überdieß noch der König eine große Summe erspart, um die Er sonst betrogen ward, und sie geradezu verschwendete.

Jetzt ist eine Taxe des Handgeldes nach der verschiedenen Größe der Leute festgesetzt, der Werbeoffizier ist gezwungen, ehrlicher Mann zu seyn, und der König erhält mit wenigern Unkosten, eben so viel Menschen, und nicht unglückliche Sklaven, die durch Gewalt und Betrug in seine Dienste gezogen, jede Gelegenheit zu entkommen ergreifen; sondern Freywillige, die ihre Dienstzeit selbst bestimmten, und daher — sind sie nicht ganz ruchlos — auch als ehrliche Leute diese Zeit ausdienen werden.

3) Das Enrollement der Einländer ist gewiß eine der merkwürdigsten Einrichtungen im Preußischen, da sie ganz dem Zweck eines kriegerischen Staats entspricht, und nach dem richtigsten Plan, ohne den Bürger zu drücken, keine [51] einzelne Kraft unbenutzt läßt. Ich sage absichtlich, ohne zu drücken; denn die thörichte Liebe und Unverschämtheit mancher Eltern, die es für Grausamkeit halten, wenn der Staat, der ihnen Ruhe und Sicherheit gewährt, auch eines ihrer Kinder zu seinem Dienst verlangt; diese können hierin nichts bestimmen.

Dem Preußischen Unterthan steht jeder Weg höherer Bildung offen; ihn sprechen die Gesetze vom Soldatendienst frey, sobald er dem Staat nützlicher werden kann: doch statt Herumläufer, Tagediebe, Bettler, — ist es freylich unendlich nützlicher, sie durch kriegerische Strenge zu brauchbaren Mitgliedern des Staats, zu Vertheidigern ihres Vaterlandes und ihres Königs zu machen. Leidet nun hin und wieder hierbey auch ein Einzelner, so ist der Nutzen für das Ganze zu groß, als ein Gesetz zu tadeln, das so selige Folgen für den Staat hat. Denn nicht allein, daß Preußens Größe in seinem Heere besteht, und daß dessen Unterhaltung und Vergrößerung der Hauptendzweck unsrer ganzen Gesetzgebung seyn muß; so gewinnt der Staat hierbey noch, theils Krieger, die von Jugend [52] auf ihre Bestimmung wußten, und sich darauf vorbereiten konnten; theils ist durch das Enrollement jede Auswanderung der Unterthanen unmöglich, weil sie sogleich vermißt werden, und ihr Vermögen, ehe sie es fortbringen können, eingezogen wird.

Ueberdieß wird hierdurch der kriegerische Geist unter der Menge erhalten, und bey Mangel an Menschen im Kriege fällt es dem Preußischen Unterthan dann gar nicht auf, sich einkleiden zu sehn, da Er einmahl das Soldatwerden für seine Bestimmung anzusehen gewohnt ist. Auch wird die Gemeinschaft des Bürgers und des Kriegers dadurch inniger und vorurtheilsfreyer, daß jeder Bürger und Landmann entweder selbst Soldat gewesen, oder noch dienende Söhne im Heere hat. Man sehe nur eine Stadt und ihre Bürger, die vom Enrollement frey, und Eine, die demselben unterworfen ist; hier lebt Soldat und Bürger in Eintracht, in jener glaubt sich schon der Bürger über den Soldaten erhaben, und verachtet seinen Umgang. Wie groß, wie wichtig und wohlthätig ist daher einem Staate das Enrollement, wenn es nach so [53] vernünftigen Grundsätzen eingerichtet ist, als im Preußischen.

In unserm Staat darf und kann keine Partheylichkeit Statt finden; hier hängt es nicht von Willkür ab, welchen Bürger man zum Soldaten nehmen will, sondern es sind bestimmende Gesetze darüber da; hier kann man nicht, wie bey einer bekannten andern Armee, Unteroffiziere auf einländische Werbung ausschicken, um diese angeworbnen Einländer an einen andern weniger thätigen Compagniechef zu verkaufen, — hier hängt es nicht von der Willkür der Gutsbesitzer ab, welcher Unterthan dienen soll — sondern hier hat jeder Bürger gleiche Rechte. Jedes Regiment hat sein angewiesenes Canton, in diesem wieder jede Compagnie ihren besondern Bezirk; der Bauer wird in der Wiege schon aufgezeichnet, und in ein Enrollementsbuch vom Regimentschef oder dem Commandeur und von dem Landrath des Kreises eingetragen. Ihn befreyt nichts vom Kriegsdienst als das Gesetz der Ausnahme, das heißt, wenn er dem Staate auf eine andre Art nützlicher seyn kann, — keine Gunst — keine Fürsprache; ist er zum [54] Soldaten tauglich, so muß Er es werden. Keine Strafe kann daher für Betriegereyen dieser Art groß genug seyn, um alle Partheilichkeit auszurotten, denn es ist Nichts, was das Herz der Unterthanen gegen ihre Oberen mehr empört, als partheiliche Ungerechtigkeit. Die dürftigste Armuth, die bedrückendsten Auflagen, die größte Tiranney, man trägt sie ruhig, wenn sie ein allgemeines Uebel ist; aber die geringste Partheylichkeit bringt auf und schreyt Rache. Nur Geisteszwang hat diese Wirkung mit ihr gemein, und die Fürsten handeln thöricht, die da glauben, Religionsschwärmerey könne ihren Thron sichern; dann schenken sie ihre Herrschaft um sie zu erhalten, einem andern, und darben in ihrem Besitze; seyd gerecht, Fürsten, und je aufgeklärter Euer Volk ist, je fester steht Euer Thron, und je mehr wird es Euch lieben! —

4) Die Bekleidung der Armee, sowohl für den, der zu Fuß, als den, der zu Pferde dient, ist zweckmäßig und geschmackvoll geordnet, und wird jährlich dem Soldaten gegeben. Nicht allein zufrieden, sie ihm gegeben zu haben, wird auch dafür gesorgt, ihm diese zu erhalten; und [55] man findet gewiß den Preußischen Soldaten nie schmutzig im Dienst seines Herrn, sondern stets reinlich und gut, wenn auch nicht mit Sächsischer Zierlichkeit und Hessischer Steifheit. Der Preuße geht in Allem den edlen Mittelweg, — übertritt nichts, vernachlässigt nichts! So in der Kleidung, so im Kampfe, — kurz, in Allem, was zum Menschen gehört, und daher ist Er der Welt ehrwürdig und verdient Bewunderung. So wie das Preußische Heer in jedem einzelnen Theile etwas auszeichnendes hat, so ist es auch selbst in der größten Kleinigkeit,— in der Mondirung hervorstechend. Ich will mich nicht in die Mondirungskammern verlieren und jede einzelne Verschiedenheit in Aufbewahrung, Vertheilung und Bearbeitung der Mondirungsstücke bemerken, sondern nur noch einiges über die Mondirung selbst sagen.

Eine Preußische Mondirung kann man unterscheiden, sie werde am Delavare oder an der Seine, am schwarzen Meer oder an der Themse getragen, man erkennt sie gleich an ihrer edlen Einförmigkeit und am männlichen Aussehn. Denn so sonderbar es auch immer klingen mag, [56] einer Mondirung diese Eigenschaften zuzuschreiben, so wahr ist es doch, daß die Zusammenstellung von Einförmigkeit und Pracht, von Hell und Dunkel, von Neuheit und Alter, der Preußischen Mondirung etwas Auszeichnendes gibt.

Ob aber deßwegen die Bekleidung des Preußischen Soldaten ganz zweckmäßig ist? — Ob sie ganz die Absicht erfüllt, die sie bey einem Krieger erfüllen soll und muß, ist eine andre Frage? — Und hier ließe sich verschiedenes einwenden. Die Kleidung eines Soldaten, soll sie zweckmäßig seyn, muß gutes Aussehen mit Dauer und innerer Güte verbinden; muß ihm zur Erwärmung im Winter dienen, ohne ihm im Sommer zu sehr zur Last zu fallen und zu erhitzen; muß so zusammengesetzt seyn, daß der Anzug nicht lange aufhält, und muß so gewählt seyn, daß sie von schlechter Witterung nicht gleich verdorben wird, und im ersten halben Jahre schon schmutzig und unbrauchbar ist.

Diesem Endzweck entspricht die Preußische Mondirung nicht ganz, und es ließen sich hier [57] viel Vorschläge machen; mir scheint vorzüglich ein näheres Augenmerk die Bedeckung des Kopfs zu verdienen, wo selbst unsre neuen Hüte noch lange nicht das leisten, was ein Hut oder Mütze leisten soll, nehmlich vor schneidender Kälte Nase und Ohren zu schützen. Denn ich halte dafür, es ist die wichtigste Obliegenheit eines Offiziers, für die Gesundheit seiner Soldaten zu sorgen; nicht allein, weil es Pflicht der Menschheit ist, sondern sein eigner Vortheil verlangt es, da er mit kranken Leuten nicht fechten kann.

Vielleicht macht man hier den Einwurf, daß zu eifrige Gesundheitspflege beym gemeinen Mann Weichlichkeit erwecken würde; aber ich weiß nicht, ob dadurch, daß ich den Werth meiner Gesundheit kenne und sie zu erhalten suche, Weichlichkeit entstehen kann? So lange meine Besorgniß vernünftige Schranken hält, und nicht zur kindischen Aengstlichkeit ausartet? — Im Gegentheil wird die Gesundheit durch eine weise Sorge für ihre Erhaltung gestärkt, kann daher mehr Ungemach ertragen, als wenn sie durch tollkühne Aufopferung schwach und kränklich gemacht ist. Ich gebe es zu, Gewohnheit [58] kann die Gesundheit abhärten, — aber wie viele sterben und werden ungesund, eh' ihr Körper solche harte Proben gewohnt wird? — Doch dieß Ganze ist nur ein flüchtiger Gedanke, und sein Werth so unbestimmt wie sein Nutzen.

5) Die Besorgung der militärischen Geschäfte, sowohl im Kriege als im Frieden, verdient die reinste Bewunderung. Wo findet man soviel Ordnung? so viel Genauigkeit? so viel Bestimmtheit? — Der König scheint allgegenwärtig zu wirken, so regelmäßig wird jedes Geschäft vollendet. Vom ganzen Heer durch monatliche Listen unterrichtet, bleibt keine erledigte Stelle länger, als höchstens vier Wochen unbesetzt; kein Gemeiner stirbt, entweicht, wird verabschiedet oder versetzt, der König wird davon benachrichtiget, oder in seinem Namen jetzt das Oberkriegskollegium; keine, auch nicht die geringste Kleinigkeit wird aufgeschoben oder bleibt liegen, sondern wird mit der pünktlichsten Genauigkeit beantwortet; und daher die große Ordnung und Regelmäßigkeit in Allem, was das Preußische Heer unternimmt. Im Frieden an Genauigkeit gewöhnt, erhält es eben die Ordnung [59] im Kriege, und die Thätigkeit seiner Entschlüsse, seiner Handlungen, ist die Folge dieser Gewohnheit.

Die schnellere Vollendung aller Geschäfte pflegt überhaupt ein Vorzug monarchischer Staaten zu seyn; da der Wille eines Einzigen sich leichter bestimmt, als die Meinung verschiedner Köpfe. Bis jetzt wurden auch beym Preußischen Heer alle Geschäfte nur durch den König selbst besorgt; Er empfing alle Listen, Meldungen und Sentenzen; fertigte selbst alle Befehle und Neuerungen aus: jetzt geschieht das mittelbar durch das Oberkriegskollegium, und die Geschäfte leiden nicht. Im Gegentheil, sie gewinnen in verschiedner Rücksicht.

Es ist nicht das Werk eines Einzigen, bey den überhäuften Geschäften eines Königs, an den Millionen Menschen Foderungen haben, sich um jede Kleinigkeit bekümmern zu können; von einem Kollegio wird dieß aber gefordert, das aus mehreren Köpfen besteht, und nur ein Fach zu bearbeiten hat. Dieß muß also auch für jedes Einzelne sorgen, und das Ganze gewinnt da [60] immer am meisten, wo auch kein einzelnes Individuum leidet; und dieses war nicht zu vermeiden, wenn unvorbereitete Befehle kamen, zu deren Erfüllung Stunden gegeben wurden, da sie vielleicht Tage erforderten. Uebereilung trat daher in die Stelle der Ordnung, und das Ganze litt so gut wie das Einzelne darunter. Diese Fälle können jetzt nicht mehr vorkommen; ein Kollegium muß sich auf alles bereit halten, nichts darf daher ihnen unvorbereitet kommen, und keine Unordnung entstehen.

6) Die Geschwindigkeit, mit der ein Preußisches Heer sich marschfertig machen kann, hat sich schon oft auffallend genug gezeigt, und auch sie ist eine Folge der guten innern Einrichtung der Armee und des Staats. Stets mit jedem Bedürfniß versehen, welches zum Ausmarsch eines Heeres gehört, von keinen langweiligen Civilanstalten aufgehalten, kann sich das Preußische Heer in Zeit von vier Wochen ins Feld stellen.

Nie durch zu große Sicherheit eingeschläfert, ist schon im Frieden mit weiser Vorsicht für [61] Alles gesorgt, was bey einem ausbrechenden Kriege nöthig ist, und es bedarf daher nur des Befehls zum Aufbruch, und das Heer zeigt sich dem Feinde.

Der Staat, durch eine edle Sparsamkeit in dem Stand gesetzt, nicht erst durch drückende Auflagen Gelder zum Feldzuge zu erpressen, braucht nicht auf dieß so sehr nothwendige, und langsam herbeyzuschaffende Bedürfniß Rücksicht zu nehmen: ein Schatz, der größte in Europa, setzt ihn vor jedem Geldmangel in Sicherheit, der sonst so leicht die Thätigkeit der Staaten hemmt. Gefüllte Magazine geben dem Heere Lebensmittel, und der Landmann, schon im Frieden bekannt mit dem, was er der Armee liefern muß, kann ohne Anstehen seine Lieferungen abtragen, die ihm nicht so schwer fallen, wie in andern Staaten, da er schon längst davon unterrichtet war, und sich vorbereiten konnte. Die nöthigen Stück- und Packknechte werden auch schon im Frieden ausgehoben und verpflichtet, sich bey einem bevorstehenden Feldzug zu stellen; und alle der Armee benöthigten Pferde sind schon gezeichnet, und müssen sogleich durch die Landräthe [62] und Cammern eingebracht werden. Diese bestimmte Ordnung nun hat jedes Hinderniß weggeräumt, das den Marsch der Armee aufhalten könnte, und macht die bewundernswürdige Schnelligkeit des Preußischen Heeres möglich.

7) die Versorgung der Invaliden, ein dem Staate, der Menschheit und den Wirkungen eines Heers so wichtiger Gegenstand, ward zwar nie vernachlässigt, aber doch mit zu wenigem Eifer und Ernst getrieben, als daß die Art ihrer Versorgung den Wünschen eines fühlenden Patrioten entsprechen konnte.

Wie dem Gärtner ein verdorrter Baum, so waren oft die Invaliden ihren Regimentschefs zur Last; man sah nur ihre gegenwärtige Unbrauchbarkeit, und vergaß leicht ihre vorigen Dienste, — vergaß, daß sie im Dienst des Königs ihre Jugendkräfte zugesetzt hatten, — ja oft durch Wunden unfähig gemacht waren, auf eine andre Art sich durch Arbeit zu ernähren. Ohne Rücksicht auf die Abnahme ihrer Kräfte zu nehmen, forderte man von ihnen noch die [63] Thätigkeit der Jugend, und brachte durch harte Behandlung oft die Edelsten des Volks, die ergraueten Krieger, zu der unglücklichen Nothwendigkeit, unter dem Geständniß, sich selbst zu ernähren, den Abschied, oder wenn ihr Schicksal glücklicher war, den Gnadenthaler anzunehmen. Daher denn auf den Landstraßen und Dörfern so viel unglückliche Schlachtopfer, die mit einem Arm, mit einem Fuß, an der Krücke umherschleichend, auf ihre grauen Locken und zerrißnen Mondirungen zeigten, und mit bekümmerten Thränen dem jungen Patrioten zuriefen: „so lohnt dein Vaterland Thaten!“ O! bey Gott! wer je einen alten Krieger, auf dessen zerfetztem Gesicht die Geschichte seines Muthes eingegraben ist, gesehen

hat, wie er kümmerlich von der Gutherzigkeit andrer leben, seinen zerstückten Körper von Thür zu Thür tragen muß, — wer je einen solchen Veteran, dessen Auge nie weichliche Thränen kannte, noch am Abend seiner Tage vor Bekümmerniß und Mangel weinen sieht, — der wird es ganz und innig einsehn, welchen schrecklichen Eindruck dieser Anblick auf das Herz des Jünglings, auf den Muth des Kriegers, auf den Geist des Patrioten hat! —

[64] Um so mehr muß es uns jetzt daher freuen, daß Anstalten getroffen werden, ähnliche Mißbräuche zu verhüten. Der Staat hat sie zwar nie gebilligt, aber er blieb doch unthätig bey ihrer Verbesserung; die Bedienungen standen in keinem Verhältniß mit der Menge Invaliden; die Regimenter, deren Chefs Verbindungen im Civil hatten, sahen ihre Invaliden versorgt, indeß andere die ihrigen behielten, und oft aus Noth gedrungen, unedle Mittel brauchten, sich ihrer zu entledigen. Jetzt aber sind die Hülfsmittel zu ihrer Versorgung vermehrt und gleicher vertheilt, und kein Preußischer Soldat wird mehr nöthig haben, zum Lohne seiner Dienste ein Bettler zu werden. Trotz dem halte ich es aber noch immer für den wichtigsten Gegenstand der Preußischen Staatsverwaltung, auf Mittel zu denken, die Versorgung alter Krieger zu veredeln. Denn es ist gewiß, nichts wirkt so mächtig auf den Muth des gemeinen Mannes, als die Gewißheit, unbekümmert sein Alter in Ruhe zu durchleben, als die Hoffnung, sich nicht vom Staat verstoßen zu sehn, wenn er, durch Wunden zerstümmelt, zum Dienst nicht mehr brauchbar ist. Denn der Gedanke des Todes wird wenige [65] schrecken; aber die quälende Ungewißheit, ob meiner nicht, nachdem ich Leben und Gesundheit dem Vaterlande geopfert, Dürftigkeit und Verachtung warten, — dieß Gefühl kann selbst den edelsten Patrioten im Laufe seiner Thaten zurückhalten, und seinen Muth schwächen. Hängt nun überdieß noch an seinem Leben, die Wohlfahrt eines Weibes, das Glück unmündiger Kinder, — dann ist es kein Wunder, wenn wir da Flüchtlinge sehn, wo wir nur Sieger zu bewundern hofften. Wie unumgänglich nöthig ist es daher dem Staate, auch für diese zu sorgen; denn der gemeine Mann liebt sein Weib, seine Kinder eben so innigst und oft noch treuer, als der stolze Thor, der ihm diese edlen Gefühle abzusprechen nicht erröthet.

Es scheint das Werk unsers menschenfreundlichen Monarchen zu seyn, die Lücken, die der weitumfassende Blick des großen Friedrichs übersah, auszufüllen, und Er wird gewiß auch hierin dem Mangelnden abzuhelfen suchen. Der schönste Anfang ist schon gemacht, und ob zwar noch viel zu thun übrig bleibt, so hat der Preußische Staat zur Versorgung seiner Invaliden [66] doch noch immer am meisten von allen übrigen Staaten gethan, wo man diesen Gegenstand noch leichter behandelt. Alles vorher gesagte läßt sich auch auf den Offizier anwenden. Ihn muß zwar mehr Ruf der Ehre zur Erfüllung seiner Pflichten leiten, als jedes andre Gefühl, aber dennoch bleibt es auch ihm ein sehr niederschlagender Gedanke, seine Dienste am Ende mit Armuth und oft so gar Verachtung belohnt zu sehn.

Doch genug! ich habe schon zu lange von der inneren Einrichtung des Preußischen Heeres gesprochen, und so unvollkommen auch mein entworfenes Gemählde ist, so wird man sich doch überzeugen, wie viel diese Einrichtung vor andern in fremden Heeren voraus hat, und wird gewiß das Preußische Heer bewundern.

Doch Bewundrung allein ist nicht dem großen Künstler genug, er verlangt auch Ehrfurcht für das Meisterwerk seiner Kunst, und diese wird man für das Preußische Heer fühlen, wenn ich seine letzte Eigenthümlichkeit, die Kunst, sich nach bestimmten Regeln [67] zu bewegen, oder seine Taktik in wenigen Worten schildern.

VI. Die Taktik.

Welches weite Feld bietet sich hier sowohl dem militärischen als philosophischen Beobachter dar! Welche bewundernswürdige Wirkung erzeugt hier der weise Gebrauch einzelner Kräfte, zu einem mächtigen Ganzen vereinigt! Hier reißt sich ein zusammengedrängter Körper los, und zertheilt sich mit Zauberschnelle in mehrere Reihen! — Dort rückt die stählerne Mauer der Krieger in abgemeßner Bewegung gegen den Feind; — in lebloser Stille mit Maschinengleichförmigkeit! — Ein Wort — und Leben ergießt sich durch ihre Reihen, und tödtender Donner stürzt aus ihrer Mitte! — Ein Wunderanblick dem ununterrichteten Neuling, und dem ältesten Krieger, obgleich nicht mehr neu durch Gewohnheit, — immer noch schön. Denn [68] wer

kann ohne Begeisterung ein Preußisches Heer manövriren sehen; hier, wo die Kunst die Natur übertrift, und der menschliche Verstand in seinem schönsten Siege erscheint? —

In jenen Zeiten der Barbarey, wo noch wenige Erfindungen das Leben mit Bequemlichkeit beglückten; die Sitten einfacher, der Mensch roher und ungebildeter war, — galt auch im Kriege nur persönliche Tapferkeit. Der Mensch von Natur kriegerisch, mit dem Wunsche, seine Herrschaft und Größe zu äußern, versehen, schlichtete in seiner Dürftigkeit alle Zwistigkeiten mit den Waffen. Mit dem Steigen der Cultur und der Bevölkerung vereinigten sich Nationen, und sonst einzelne Gefechte wurden nun Kriege. Ihre Waffen, die in Schwertern, Lanzen, Schleudern, Wurfspießen, Pfeil und Bogen bestanden, waren nur in der Nähe gebrauchbar, und es kam daher bey ihren Kriegern auch nur ganz auf persönliche Tapferkeit an. Ganze Heere konnten durch wenige tapfere Männer vernichtet werden; das Uebergewicht einiger Edeln war entscheidend, und ganze Kriege wurden durch [69] Zweykampf vollendet. Diese Art zu kriegen dauerte bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, wo mit der Erfindung des Pulvers, ein neues System Kriege zu führen gebohren ward: und von hier an können wir das Entstehen der neueren Taktik rechnen. Der Krieg, nur allein der Menschheit eigen, ward jetzt aus einer rohen, barbarischen, aber leider auch unter Gesitteten nothwendigen Sitte, zur Wissenschaft erhoben; der Zufall und das Glück verloren ihre unumschränkte Macht, persönliche Stärke ihren allmächtigen Werth, — und Weisheit der Anordnung des Plans, Geschicktheit und Ordnung der Ausführung, mußte beides ersetzen. Ein Mönch ward der Verbesserer der Kriegskunst! —

Nun suchten alle Nazionen in dieser so neuen und nützlichen Wissenschaft sich zu vervollkommnen; eine Erfindung verdrängte die andere, ein Kunstgriff den andern, bis endlich Friedrich der Einzige die Taktik zu der Höhe brachte, auf der sie jetzt beym Preußischen Heere steht.

[70] Und welches Heer kann sich mit diesem vergleichen? — Wo ist die Ordnung und Schnelligkeit der Bewegung? — Wo so viel Mittel für so viel Gefahren? — Wo so viel Angriff bey so viel Vertheidigung? — Das Preußische Heer ist die Lehrerinn Europa's! — Hier versammeln sich alle Nazionen, die Uebungen der großen Meister der Kriegskunst zu sehen, und eigne Vertheidigung von ihnen zu erlernen.

Ich bin nicht willens, eine ganze Taktik zu schreiben, sondern will nur einige Bewegungen ausheben, deren Erfindung man entweder dem Preußischen Heere zu verdanken hat, oder worin sie alle übrige Heere übertreffen, oder welche sie noch allein besitzen.

Die Formirung, oder Stellung eines Heers in Schlachtordnung, verdient zuerst genannt zu werden.

Die Arten der Formirung, oder des Aufmarsches sind zu verschieden, je nachdem sie Zeit und Umstände, Nähe oder Ferne des Feindes bestimmen, als eine jede einzeln zu nennen; die [71] merkwürdigste, Friedrich des Einzigen Erfindung, ist.

I) Das Deployiren, oder sich aus einer zusammengedrängten Masse, mit der größten Ordnung und Schnelligkeit zu zertheilen. Dieses Manöver so unerwartet als nützlich, war eine der Hauptursachen des großen Sieges bey Leuthen, und sein Nutzen ward auch innigst von unsern Feinden erkannt. Der Feldmarschall Laudon wollt es bald darauf bey Liegnitz nachahmen, sein Heer hatte aber die Mechanik dieser Bewegung nicht ganz inne, bekam eine falsche Front, und die daraus entstandne Unordnung trug nicht wenig zu dem von unsren Truppen erfochtnen Siege bey. Jetzt ist es zwar in andern Heeren auch eingeführt, aber in Schnelligkeit der Ausführung und Verschiedenartigkeit des Gebrauchs, unterscheidet man noch immer den Erfinder vom Nachahmer.

Der Nutzen dieser Bewegung ist unglaublich, und hat vor allen Aufmärschen den Vorzug. Der Werth eines Aufmarsches kann nur durch die Schnelligkeit und Ordnung seiner Ausführung, [72] die Kürze der Zeit die er einnimt, die mögliche Anwendbarkeit auf jedem Terrain, und die Absicht die ich damit erreichen kann, bestimmt werden: und darin ist das Deployiren[43] vor allen andern vorzüglich.

Den[n] 1) kann ich hier die Linie in so viel Theile berechnen als ich will, und dadurch die Schnelligkeit des

[43] 2016: Herstellen der Linie aus der geschlossenen Regiments-Kolonne.

Aufmarsches befördern; 2) die größte Ordnung erhalten, da keine Distance verloren geht, wodurch doch am öftersten Unordnung beym Aufmarsch entsteht. Denn wenn auch eine Division zu früh stehen bleibt, so kann der Staabs - Offizier, der dieß bemerkt, es bey der folgenden Division ersetzen. 3) Kann ich den Feind durch diese Bewegung leichter täuschen, da er nicht weiß von welcher Seite er den Hauptangriff zu erwarten hat, und er leichter der Ueberflüglung ausgesetzt ist. 4) Kann dieses Manöver auf jedem Terrain gebraucht werden, da seine Ausführung so sehr verschieden ist. Je nachdem es die Gegend will, kann ich von einem Flügel, von beiden zugleich, aus der Mitte, rechts oder links deployiren, und bin durch nichts gehindert. Das Deployiren [73] aus der Mitte scheint mir aber das vorzüglichste.

Unter den besten Aufmärschen, verdient auch noch der Adjudantenmarsch gezählt zu werden.

II) Zeichnet die Preußische Taktik, das sogenannte Ziehen mit gerader Front aus; eine Bewegung in der die preußische Armee noch bis jetzt die größte Fertigkeit und Schnelligkeit hat, und durch eine neu gemachte Erfindung, die ich unten näher beschreiben werde, es in dieser Art Bewegung noch zu einer größeren Vollkommenheit bringen wird. Die Absicht des Ziehens ist den Feind zu täuschen und ihn unbemerkt zu überflügeln; eine Bewegung die von unendlichem Nutzen ist. Ein Heer zu überflügeln, ist das gefährlichste Manöver für den Feind, und Epaminondas und Pelopidas siegten bey Leuktra über die Lacedemonier lediglich durch Ueberflügelung; indem der Feind, durch die schiefe Schlachtordnung des Epaminondas getäuscht, zu spät dessen Absichten bemerkte, und sich schon — da er seinen Fehler verbessern wollte, — von der Thebanischen [74] Cavallerie unter Pelopidas überflügelt, und bald darauf geschlagen sah. Diese Ueberflüglung theils zu bewerkstelligen, theils zu verhindern, erfand man das rechts und links ziehen. Dies erfüllte aber noch lang nicht seinen Endzweck ganz, weil es immer seiner Absicht nach zu langsam geht; diesen Mangel sah ein sehr verdienstvoller Offizier der Oberstlieutenant von Grawert ein, und erfand ein Ziehen mit Sectionen, — eine Bewegung, die — obgleich noch nicht in der Armee eingeführt — gewiß bey näherer Beleuchtung eingeführt zu werden verdient. Es wird nehmlich — dem Grundsatz gemäß, daß je kleiner die zu bewegende Masse, je leichter und schneller auch ihre Bewegung sey — jeder Zug in drey Sectionen, den Zug zu 24 Rotten, die Sectionen zu 6 R. angenommen, getheilt, und auf das Commando, mit Sectionen rechts oder links — mit jeder Section drey Schritt rechts oder links geschwenkt, und nun in gerader Direction fortgegangen. Man kömmt durch diese Bewegung viel schneller links oder rechts wo man hin will, — vermeidet das künstliche Schulterdrehen wie beym Ziehen, und kann in dem schnellsten Deployierschritt [75] austreten. Hierdurch würden wir in den Stand gesetzt mit der augenblicklichsten Geschwindigkeit dem Feinde die rechte oder linke Flanke abzugewinnen, und jeder seiner Bewegungen zuvorzukommen. Nur muß bey dieser Bewegung der commandirende Offizier im Zuge seine Leute genau beobachten und in Ordnung halten, da in einem Treffen, durch die Verwundeten und Todten, die Abtheilungen der Sektionen sehr leiden, und leicht Lücken und durch Ungleichheit der Sectionen noch mehrere Unordnungen entstehen können.

III) Die Schwenkungen ganzer Linien und Batallione, ist gleichfalls ein Manöver, worin dem Preußischen Heere der Preis vor allen übrigen gehört, weil Schnelligkeit und Ordnung hier wieder so sehr die Größe und Wichtigkeit des Nutzens bestimmen. Es giebt Bewegungen eines Heers die sehr leicht nachgeahmt sind, aber die Art der Ausführung ist hier nur entscheidend. Ein Preußisches Batallion ist jetzt so gewandt, wie ehedem ein Zug, und durch den obenerwähnten Sectionenmarsch sind wir fähig uns mit einer ganzen Linie in der größten Ordnung zu drehen, [76] je nachdem es die Umstände erfordern, und nach allen Seiten zu dem Feind die Spitze zu bieten, ohne je bey der Bewegung die Vertheidigung zu vergessen. Einem Preußischen Heere kömmt der Feind nie unerwartet, und wenn er uns auch in dem allergefährlichsten Augenblick einer Bewegung überrascht, so ist ein Wort nöthig, und er findet da einen stehenden, ihn erwartenden Feind, wo er einen in Unordnung gebrachten anzugreifen hofte. Diese Schwenkungen sind daher äußerst wichtig, da sie nicht allein zur Ueberflüglung dienen, sondern uns auch zur Vertheidigung beständig bereit machen, und dem Feinde einen oft ganz unerwarteten Anblick geben.

IV) Die Waffenübungen eines Preußischen Soldaten selbst, verdienen die höchste Bewunderung, da so verschiedenartige Menschen, jeder von einem ihm eignem Geiste beseelt, durch Mühe und Fleiß dahin gebracht werden, daß sie mit gleichen Kräften nach einer Haupt - Absicht zu streben scheinen. Mit

elektrischer Kraft, mit mathematischer Gründlichkeit abgemessen, scheinen alle ihre Bewegungen; und der Zuschauer [77] muß staunen, tausende in einem und ebendemselben Augenblick mit der unglaublichsten Geschwindigkeit ein und ebendieselbe Handlung ausführen zu sehn.

Das Preußische Exercieren hatte schon unter König Fr. Wilhelm den Ersten die Aufmerksamkeit fremder Heere auf sich gezogen, und ward noch unter Friedrich dem Einzigen erhoben, indem die Preußischen Soldaten sechsmahl in einer Minute feuren konnten; — ob aber in diesen sechsmahlen einen einzigen Feind treffen? dieß ist eine sophistische Frage.

Unser jetziger König sah dieses zwar künstliche, aber unnütze, der Brust und Gesundheit des Soldaten schädliche Exercitium ein, schaffte sie mit allen übrigen unnützen kriegerischen Spielereyen ab, und behielt nur das bey, was wahren Nutzen hat. Ob nun gleich jene Spielereyen nicht ganz ohne Nutzen waren, indem sie den gemeinen Mann gewandter und zu andern Bewegungen tüchtiger machten, so raubten sie doch viel Zeit nützlichern Beschäftigungen, und es gehört gewiß unter den weisen Einrichtungen [78] des jetzigen Monarchen sie abgeschaft zu haben. Denn so leicht wie Neuerungssucht schadet, und so sehr ich wünschte unsre Taktik noch mehr auf einfache Grundprincipen reducirt zu sehn, und nicht ein Chaos von Dingen dem gemeinen Manne beyzubringen, woraus er sich selbst nicht finden kann, so muß gewiß jeder Krieger gestehn, daß alle Neuerungen im Militair des jetzt regierenden Monarchen, verehrungswerth und nützlich sind. Ich schmeichle mir durch dieß Wenige den Werth der Preußischen niedern Taktik gezeigt zu haben, deren Vervollkommnung wir außer den noch lebenden Helden, vorzüglich bey der Infantrie Friedrich dem Einzigen und dem Gen. Lient. v. Saldern, bey der Cavallerie dem Ge. d. C. v. Seidliz zu verdanken haben.

Die höhere Taktik ist lediglich Werk des Verstandes und nicht der Uebung, daher sie bey keinem Heere als Eigenthümlichkeit angesehen werden kann, da der Geist keine Fessel kennt, als die des Unvermögens. Doch daß das Preußische Heer auch hierin keinem Heere in der Welt etwas nachgiebt, verbürgt uns Friedrich Wilhelms [79] Rückzug aus Böhmen in dem letzten Feldzuge im Jahr 1778, verbürgen uns Heinrichs Feldzüge, die Thaten eines Carl, und der Name eines Möllendorff, und vieler Anderer, deren Thätigkeit sich noch nicht äußern konnte, da Ihren Verdiensten nichts, als das Alter fehlt. Glorreich und schön sind die Aussichten eines Heers, daß in sich selbst durch seine Einrichtung und Verfassung mächtig, von solchem Könige, von solchen Feldherren geführt wird; glorreich werden auch dessen Thaten seyn, und unsre Feinde müssen zittern, wenn sie sich uns ganz so denken, wie wir sind. —

[80] Möcht' ich doch durch diesen schwachen und so äußerst unvollkomm[n]en Entwurf, jeden der ihn lies't überzeugen, wie viel das Preußische Heer vor allen Heeren in der Welt voraus hat, und mit welchem gerechten Stolz wir uns freuen können, Friedrich Wilhelm zu dienen, und Preußen zu seyn! —

Berlin, gedruckt bei Johann Georg Langhoff.

Graf

Peter der Däne.[44]

Ein historisches Gemählde

von

Franz von Kleist.

Berlin, 1791.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

[44] Berlin, gedruckt bey J. G. Langhoff.
2016: Die Druckfehlerberichtigungen auf S. 317 sind in den Text eingearbeitet.
Rezension s. S. 879

Vorerinnerung.[45]

Man lese diesen meinen ersten Versuch dramatischer Dichtung, und man wird es nicht stolze Bescheidenheit nennen, wenn ich das Mangelhafte desselben, seinem Guten gleich setze. Nicht zur Entschuldigung des Ersteren, oder Erhebung des Letzteren, gesteh' ich dieß öffentlich; sondern nur in der schmeichelhaften Hoffnung, die wahre Kritik durch mein aufrichtiges Bekenntniß aufmerksamer auf die Belehrung meiner Fehler zu machen. Da dieß Gedicht nicht für die Bühne bestimmt ist, so werd' ich über seine innre Einrichtung nichts weiter nöthig haben zu bemerken. Gern hätt' ich die selbst erkannten Fehler verbessert, wenn sie nicht oft eine ganze neue Umarbeitung des Gedichts, das rohe Schooßkind meiner ersten denkenden Jahre, gefordert hätten; und wenn nicht die Musen, — zu unschuldig und schüchtern, sich vor dem Schwerte eines jungen Kriegers fürchtend, — das vorzüglich den Schönen gefährlich seyn soll, — zu oft aus meinen Armen entflohen wären.
Könnt' ich einst, mit mehrerem Selbstvertrauen, mich meinem Vaterlande darstellen, - so wäre der glühendste Wunsch meiner Seele erfüllt.

Halberstadt, im Jänner 1790.

Franz von Kleist.

---

[45] 2017: Zur Geschichte von Graf Peter dem Dänen:
https://de.wikipedia.org/wiki/Piotr_W%C5%82ostowic
Der folgende Text könnte die Vorlage für den Dichter gewesen sein:
Beitrag zur Geschichte und Karakteristik Peter des Dänen, Schindler, Schlesische Provinzialblätter, Band 8, Breslau 1788, S. 1

Personen.

Vladislav, Herzog von Kleinpohlen und Schlesien.
Christine, die Herzogin, eine Deutsche Prinzessin.
Dobeis, Deutscher Ritter, Kammerherr der Herzogin.
Peter der Däne, Graf von Skrzyn, Statthalter von Schlesien,
und Vasall des Herzogs.
Maria, dessen Gattin.
Adelheide, dessen Tochter.
Jaxa, Fürst von Servien.
Anton, ein Einsiedler.
Murawitsch, Kammerjunker der Herzogin.
Starost Pontowsky, Hauptmann der Leibwache des Herzogs.
Albrecht, Abt von Skrzyn.
Rutowsky, } Räuber.
Platschinsky, }
Joseph, ein Knecht des Gr. Peters.

Bediente. Wachen. Volk.

Die Kleidung ist altdeutsch, und Pohlnische Nationaltracht, die Handlung theils in Breslau, theils in den umliegenden Gegenden, und dem Lustschloß Christinenburg.

Erste Handlung.

Ein Saal im Schlosse des Herzogs.

Dobeis. Murawitsch.

Dobeis.
Ach! endlich seh ich Dich allein, Geliebter,
kann endlich dem gepreßten Herzen Luft,
der bangen Seele Lindrung, im vertrauten
Gespräch der Freundschaft geben.

Murawitsch.
Armer Dobeis, -
wie sehr bist Du seit kurzer Zeit gefallen,
seitdem der Liebe Glut in Deinem Busen
mit lichten Flammen lodert. — Deine Stärke,
der kühne Stolz von Deinen Jugendjahren,
[6] der Leidenschaft Gesetze zu verlachen,
ist jetzt dahin; die Liebe ist Dein Spiegel!
Du siehst da Glück, wo ich nur Elend sehe,
und stürzest Dich, berauscht von Phantasie,
der Luftgestalt betrogen in die Arme.

Dobeis.
Nein! Freund, Du irrst:— zu sehr ein kalter Weiser! —
Nicht ein Phantom, von Jünglings Witz erdacht,
winkt mir im Strahlenkleide des Entzückens; —
nein! nein! — Sie selbst, der Liebe göttliche
Gestalt! — O, sahst Du Adelheiden nie? —

Murawitsch.
Was? hör' ich recht? — Du nanntest Adelheiden?
Des Fürsten Braut, dem Servien gehorcht? —
So schrecklich hätt' ich mich in Dir geirrt? —
Und also war die Herzogin Dein Scherz, —
Du suchtest sie mit Worten sanft zu täuschen,
indeß Dein Herz ein ander Mädchen liebt?

Dobeis sich traulich nähernd.
O! Freund vergib, daß ich Dich hinterging,
daß da die List den schlauen Meister spielte,
wo schon das Herz allein Beherrscher war! —
Die Liebe riß ja aus Alcidens Händen
[7] das scharfe Schwert und gab den Wöcken ihm,
wie leicht kann nicht ihr sanfter Rosenmund,
auch unsre Seele zaubernd überreden,
daß sie verstellt den Wünschen Hoffnung gibt?
Ich schmeichelte Christinens Liebe nur,
um mich durch sie, dem hohen Glück zu nahen,
das mir bis jetzt so sehr entfernt noch schien.

Murawitsch.
Und ewig scheinen muß. — Der Treue Schwur,
ist nicht ein Spielwerk leichter Augenblicke;

nicht ein Gespinnst, mit Händen zu vernichten:
und Adelheide fühlt zu sehr den Werth,
in eines Fürsten Arm ihr Leben zu
verträumen, als mit leichtem Flattersinn
die Liebe zu vergessen, die sie ihm
in feyerlichen Stunden einst geschworen.
Und hat Dich nicht ihr Vater abgewiesen?

Dobeis.
Er hat's! Und meine Rache trifft ihn sicher.
Ich habe nicht vergebens mich gekrümmt
Christinens Herz, ihr Inn'res zu erforschen; —
sie sey Maschine meiner Wirksamkeit!

[8] Murawitsch.
Erbebst Du nicht vor Deiner Hoffnung Bilder?
Willst Du durch Macht Dir Gegenlieb' erzwingen?

Dobeis.
Erzwingen nicht, — doch sie durch Schimmer reizen.
Ein Weiber Herz ist trügrisch wie der Strom;
am tiefsten da, wo er am stillsten fließt.

Murawitsch.
Bey Adelheiden warlich nicht! — Sie ist
noch edler, als ihr äußrer Schein verspricht.
Ja! wär' ich nicht zu sehr Dein treuer Freund,
hätt' ich Dir nicht als Jüngling schon geschworen,
mit Dir vereint dieß Leben zu durchwandeln,
ich könnte jetzt das Band der Freundschaft selbst
zerreißen, — so empört sich mein Gefühl,
daß Du Dein Glück auf Andrer Laster gründest.

Dobeis.
Auch Du willst mich verlassen, Murawitsch?
Der Einzige, dem ich mich anvertraut,
in dem ich nur den treuen Freund gesucht,
der will mich jetzt verrathen?

[9] Murawitsch.
Nimmermehr!
Doch die erstorbne Pflicht in Deiner Brust
erwecken, — zeigen Dir, wie sehr Du fehlst,
durch schlaue List ein Mädchen zu erkämpfen,
die schon der Liebe hohes Glück genießt; —
Dieß war mein Wunsch, der ächten Freundschaft werth.
Wenn nun Christine Deinen Plan entdeckt,
wird sie von wilder Rache dann bewogen,
nicht deinen schnellen Untergang befördern,
und für des Grafen Vortheil sich erklären? —
Ist dann Dein Fall, Dein Umsturz nicht gewiß? —

Dobeis.
Sey unbesorgt; — mein Kopf verläßt mich nie,
auch selbst im Feuer des Gefühles nicht.

Ich werd' es zwar noch einmal wagen müssen,
ob Peters Stolz wohl meinen Bitten weicht;
doch schlägt er mir die Tochter wieder ab,
und zieht den Fürsten Serviens mir vor, —
so leb' ich nur Christinen und der Rache.

Murawitsch.
Den Herzog scheinst Du gänzlich zu vergessen? —
Du hoffst vielleicht, er wird nie wiederkehren:
[10] doch Freund, — die Hoffnung gleicht dem Zauberlicht,
das uns in Sümpfe führt, und dann verlischt.
Vertrau ihr nicht zu viel.

Dobeis.
Ich hoffe nichts:
die Gegenwart ist meine Gottheit nur! —
Glaub Murawitsch, mein Weg scheint dunkel, dem
der ihn nicht kennt; — mir ist er licht und klar.
Und o gewiß werd' ich das Ziel erringen,
nach dem mein Geist mit kühnem Schwunge strebt,
und dann — dann theilen wir vergnügt, Geliebter,
am Abend unsrer Tage die Trophäen. (er umarmt ihn.)

Murawitsch.
Mein treuer Wunsch begleitet Dich: doch ach!
ich zweifle sehr am glücklichen Erfolg. —
Ich gehe jetzt um Nachricht einzuziehn,
ob sich der Herzog noch nicht eingefunden! —
Bedenk' indeß die Wichtigkeit der Sache! —
geht ab.

Dobeis allein, mit hämischen Lächeln.
O! welch ein Glück, daß es noch Menschen gibt,
die an der Treue hohe Pflichten glauben: —
[11] Denn ohne sie erlahmte selbst die List.
Doch ha! — so unterstützt die Ehrlichkeit
des feinen Mannes schlau ersonn'nen Plan,
und bietet ihm zum Riesenwerk die Hand.
Drum warlich ist's des Menschen beste Kunst,
nur immer Schein, nie Wirklichkeit zu seyn! —
Und dennoch — Trotz der Stärke meiner Gleichmuth,
bin ich begierig jetzt die Herzogin
zu sprechen; — ohne Ursach pflegt sie nie
Besorgnisse zu äußern, und heut schien
mir ihre Einladung zu dringend. — Wie? —
Wenn uns wohl gar Verrätherey bedrohte? —
er geht einigemahl auf und ab.

Die Herzogin tritt zur Seitenthür herein.
Ihr seht, ich halte Wort.

Dobeis schnell entgegen, küßt ihre Hand.
O! theure Fürstin,
das Glück, das Eure Güte mir gewährt,
daß ich es wagen darf, die schöne Hand

mit heißem Ungestüm, an meinen Mund
zu drücken; wiegt für mich der Reiche Kronen,
der Erde Freuden auf.

[12] Die Herzogin ängstlich.
Verschwendet nicht
Die Zeit mit diesem Wortgepränge, Ritter,
denn unsre Augenblicke sind gewogen!
Die schrecklichste Gefahr droht unsrer Liebe;
denn ach! wir sind entdeckt — von unserm Feind,
der alles thun wird, uns zu stürzen.

Dobeis.
Was? —
Was sagt ihr, Herzogin? — Um Gottes Willen!
Entdeckt? — von wem?

Herzogin.
Ihr könnt noch fragen, Ritter?
Wer anders, als der listige Graf Peter.
Er weiß sich mit der Tugend zu umgürten,
indeß in ihm die tiefste Bosheit wohnt.

Dobeis.
Wie kann er aber ein Geheimniß wissen,
das außer uns, kein Sterblicher erfuhr?

Herzogin.
Der Haß ist ein verschlagener Spion,
und oft die Liebe selbst Verrätherin.
[13] Denn ach! Ihr wißt ja selbst, die Liebenden,
wann sie geheimnißvoll verbergen wollen,
was laut in ihnen tobt; o so verräth
der Blicke süßes Einverständniß sie,
und nie entgeht der forschenden Bemerkung
die Zärtlichkeit, die ihre Seelen fesselt.
Graf Peter war mein Feind, schon seit der Zeit,
Da er mich einst mit freventlicher Frechheit,
Verrätherey und Eigennutz beschuldigt,
als ich aus Liebe meinem Gatten rieth,
der andern Brüder Erbtheil zu erkaufen,
und suchte längst Gelegenheit, die Gnade
des Herzogs mir zu rauben. — Endlich fand
er sie. Verborgen hinter einer Hecke,
belauscht' er uns an jenes Abends Stille,
da ich besiegt von zärtlichen Gefühlen,
Euch angehört, was kühne Liebe sprach.
Von seinen Dienern, die mein Gold bestochen,
hat einer mir's entdeckt, der an der Thür
des Schlafgemachs gehorcht, als er der Gattin
die frohe Neuigkeit erzählt. Drum auf!
auf Ritter, waffnet Euch mit Muth und Rache,
[14] denn Euer Leben, — meine Liebe krönt
den Sieg.

Dobeis.
Ha! dieses Zurufs braucht es nicht!
Denn Fürstin, lange schon empörte sich
mein inneres Gefühl, wenn dieser Thor,
von seines Haares Silberweiß geschützt,
des Herzogs kleinste Handlung musterte,
und Weisheit athmend, ihn belehren wollte:
der selbst, durch öffentliche Schmähungen
Euch zu beleidigen, sich nicht gescheut!
Sein Maß ist voll, und meine Rache reif.

Die Herzogin.
Doch Ritter, Aufschub hier ist eigner Tod! —
Wir müssen ungesäumt den großen Plan
mit Klugheit schmieden, der ihn stürzen soll;
denn Zög'rung beym Entwurf der Mittel, die
Gefahr zu überwinden, ist auch schon
die Mutter künftiger Gefahr. Ihr kennt
des Herzogs Seele ganz; ein Wort des Grafen,
mit Weisheit ausgeschmückt, zu rechter Zeit
dem schwachen Ohr des Herzogs eingeflüstert, —
[15] und unsre ganze Hoffnung stürzt dahin!
Ihr wißt, die Gegenwart beherrscht sein Herz
uneingeschränkt, und seine Macht ist nur
ein Spiel der list'gen Köpfe seines Hofes.
Daher befürcht' ich jetzt mit Recht, Graf Peter,
hat künstlich dieß Verirren auf der Jacht
mit schlauer List geordnet, um in stiller,
vertrauter Einsamkeit dem Herzog zu
entdecken, was er hörte, — was er sah:
und ihn zur strengsten Rache aufzufordern.
Gott! wäre dieß, — wo fänden wir dann Rettung?

Dobeis.
Mit größ'rer List, des Grafen List besiegen,
ist nur die einz'ge Rettung, die uns bleibt.
Hat er gewagt, den Argwohn anzufachen,
der Feuer leicht in Männer Busen fängt,
so kennt ihr ja, o Fürstin, Eurer Reitze
allmächtige Gewalt: — so wißt Ihr ja,
daß bey des Kusses glühendem Vergnügen,
das Weib des Mannes Herz mit Rosenketten
umwindet, und leicht seinen Willen lenkt;
daß er, ein Spiel von ihrem Eigensinne,
[16] die Bahn, die sie ihm zeichnet, folgsam geht.
Ein Wort im Ton der Zärtlichkeit gesagt, —
ein holder Blick, — ein sanfter Händedruck, —
und einer Thräne heller Silberglanz, —
so legt des Gatten eigne Hand, die Fesseln
der Liebe wieder an; — verscheucht des Argwohns,
des trübsten Kummers Schmerz, aus seiner Seele,
und flucht dem, der verrätherisch in ihm
die Eifersucht erweckt. Verrätherey,
ist treulos gegen ihre Diener; stürzt
so schnell, als sie mit Laster- Flügeln stieg.

Drum wählt den Weg, den ich Euch vorgezeichnet;
verlaßt Euch auf der Schönheit Zauberey,
und sucht im Schooß der sanften Zärtlichkeit
der Rache Feuer langsam zu entflammen.
Denn nur die Zeit ist Mutter großer Thaten,
und Rache, diesen Augenblick ersonnen,
und schon im nächsten ausgeführt,— trägt nie
der Ueberlegung ernstliches Gepräge,
und bringt statt Rettung, größere Gefahr.
Daher o Fürstin, laßt in Euren Busen
der Ruhe stille Freude wiederkehren,
und sucht in Eures Gatten Auge zu
[17] entdecken, ob des Argwohns Furchtsamkeit
in seinen Blicken wohnet, oder ob
der Freude Heiterkeit sein Herz beherrscht.
Bemerkt ihr düstern Kaltsinn, dann so eilt
durch Zärtlichkeit, verstellten Zorn und Bitten,
ihn zu bewegen, daß er Eurem Schooße
des Argwohns bittre Schmerzen anvertraue,
und dann, — dann seyd ein Weib, und Euer ist
der Sieg! —

Die Herzogin.
Ich stehe wie bezaubert hier,
bewundre Eures Witzes Schlauigkeit,
und muß Euch traulich folgen; denn die Hoffnung
zieht mich mit sanfter Hand zu Eurem Busen,
und zeigt das Glück in glänzenden Gestalten,
im rosigen Gewande mir. — Doch eilt
indessen Ritter, nach des Grafen Schloß;
sagt seiner Gattin, mit der Miene, die
Gefahren deckt, daß ich schon Nachricht habe,
der Graf, von wilder Lust der Jacht geführt,
sey in den Wäldern des Gebirges irr
gegangen; keiner wisse, wo er sich
verloren, noch wo mein Gemahl geblieben:
[18] vielleicht, daß sie von Schrecken überwältigt,
durch Worte sich verräth; vielleicht, daß man
durch ihre Unbedachtsamkeit erfährt,
wie sich der Graf entschlossen hat zu handeln.

Dobeis.
Ich gehe Herzogin, obgleich mit Furcht,
daß diese süße Hoffnung, Täuschung sey.
(er küßt ihre Hand, beyde von verschiednen Seiten ab.)

Abend.

Ein Wald. Die Dämmerung beginnt, und der Mond geht
in der Ferne auf.
Tiefe Stille, nur vom entfernten Rauschen einer Quelle
unterbrochen.

Der Herzog Vladislav und Graf Peter,
beyde in Jachtkleidern, kommen von einem Felsen

herabgeklettert, setzen sich ermüdet bey der
Quelle nieder.

Der Herzog.
So müssen wir in diesem öden Walde
in stiller Einsamkeit, die düstre Nacht
durchwachen, Graf? —

[19] Gr. Peter.
Ja, Herzog, Du wirst hier
entfernt von dem Gefolge bleiben müssen;
hier, wo die feile Schaar gedungner Schmeichler
Zwar nicht Dein Loblied rauscht, Dein Ohr entzückt,
doch Dich die Kälte dieser Frühlingsnacht,
des rauhen Ostwinds Hauch, der schneidend weht,
der Hunger und der heiße Wunsch nach Ruhe,
an den, den Fürsten widrigen Gedanken
erinnert, — daß auch sie, nur — Menschen sind.

Der Herzog.
Thor, glaubst Du, daß ein unbedeutendes
Verirren auf der Jacht erst nöthig sey,
um Fürsten an die Menschheit zu erinnern?
O! glaube mir, das inn're Selbstgefühl
der Schwäche, — dann die Ueberlegenheit
des Geists, durch den uns andere beherrschen, —
der heiße Wunsch nach jenen äußern Reitzen,
die uns mit mütterlicher Güte die
Natur, im Schooße der Entwicklung gibt;
o dieses sind erkaufte, mächt'ge Zeugen
des allgewalt'gen Wesens der Natur,
[20] die uns mit jedem Pulsschlag die Erinn'rung
der schwachen Menschheit in die Ohren donnern.

Gr. Peter.
Auch selbst, wenn diese Zeugen donnern könnten,
so würden sie doch nur dem Fürstenohr
das seyn, was Nachtigallgesang dem Tauben;
ein sichtbar Etwas, das nicht Fühlbarkeit
noch Nutzen hat. Denn göttlich seyn, auch nur
im Traum ist süß, — zu süß, um das Erwachen
zur Sterblichkeit zu wünschen, und gefährlich
dem Wecker. Fürsten ihre Schwäche lehren,
ist bey dem Besten selbst, Giganten Arbeit, —
von Nutzen selten, nie belohnt. — Und dennoch, —
weil ich noch nie mich nach Belohnung sehnte,
so unternehm' ich sie bey dir.

Der Herzog.
Viel Kühnheit,
die Wahrheit da ins reine Licht zu stellen,
wo sie so leicht das blöde Auge blendet. —
Doch die Belehrung? —

[21] Gr. Peter.

Kühnheit, ist der Geist
des Edelmuths; hat starke Adlerschwingen,
mit denen er zur Sonne Majestät,
auffliegt, — nicht selten diese dann beschattet.
Vergib daher; die Kühnheit meiner Worte
bestimmt das Edle ihrer großen Wahrheit. —
Du sagtest, daß Dir jeder Pulsschlag schon
Erinn'rung Deiner schwachen Menschheit sey?
Erlaube Herzog, daß ich daran zweifle,
denn dieß Bewußtseyn duldet nicht Verläugnung
des sanftesten Gefühls derselben.

Der Herzog.
Und
wo hätt' ich diesem scheinbar nur entsagt? —
Wo waren je wohl hülfsbedürft'ge Waisen,
die nicht Erziehung fanden, — wo die Mutter,
von Krankheit schwach, und nicht von mir gestärkt?
Wo sahst Du je den Armen unterdrückt,
den ich nicht gleich befreyte?

[22] Gr. Peter.
Täglich, Herzog,
gabst Du der Welt die treflichsten Beweise,
daß Du das Wohl der Unterthanen wünschtest,
die dir die Vorsicht zu beherrschen gab.
Doch alles dieß war kein Verdienst von Dir,
weil die Natur im Innren Deines Herzens
allmächtig Dir's geboth, des Jammernden
erpreßte Thränen freundlich abzutrocknen;
weil hier der Leidenschaften starker Drang,
nicht wiederspenstig Unterdrückung wollte:
ach! aber Herzog, denk' an Deine Brüder,
und Deine Wange wird vor Schaam erröthen!
O! gib der Wahrheit Raum, verleugnetest
Du hier nicht alle große, göttliche
Gefühle der Natur? — Ein Bruder will,
durch falsche Ländersucht gereizt, die Andern,
mit List und glatter Worte Nektar locken,
um sie berauscht, in Gift dann zu ertränken?
Und dieß warum? — Weil sie dem Vaterherzen
gleich werth als Söhne waren? — Weil sie Dir
von Deinen großen Ländereyen, nur
ein kleines Plätzchen Nutzbarkeit entrissen? —
[23] Mein Fürst, - ja, öffne Dein erhabnes Herz
dem Hochgefühl der Bruderliebe wieder:
verwirf die Bitten eines Freundes nicht,
und gönne Deinen jüngern Brüdern auch
den ruhigen Besitz von ihren Ländern:
und denke an die Nichtigkeit des Lebens,
und daß auch Fürsten auf dem Sterbebette
den strengsten Richter in sich selber finden.

Der Herzog. mit schamhafter Unruhe.
Nein! — Graf, — Du thust mir Unrecht; — dieses war

nie meine Absicht; — nur mit steter Güte,
durch Unterhandlung wollt' ich sie bewegen: —
und überdieß, — der flüchtige Gedanke
war nur ein Gaukelspiel schlafloser Nacht;
nie Ernst.

Gr. Peter.
Der erste, keimende Entwurf
vielleicht; — doch seit es mehr schlafloser Nächte
Christinen kostete, — da ward es auch
bey Dir ein Scheiterhaufen Deiner Tugend,
der lodernd, durch Vernichtung nur erlischt.
[24] das Blut der Bogislavs empört sich zwar
bis jetzt noch gegen diese grause That; —
doch hat auch dieß der Schlangenkuß Christinens
aus Deinem edlen Busen erst verdrängt,
dann hat die Hirngeburt der Nacht auch sich
der Ausführung genaht.

Es rauscht etwas im nahen Dickicht, der Herzog springt schnell auf; der Einsiedler Anton, in der Kleidung eines Carthäuser Mönchs, tritt aus dem Busche hervor. Anton bleibt erstaunt stehen, da er die beyden Fremdlinge sieht; der Gr. Peter richtet sich auf.

Gr. Peter mit edler Dreistigkeit auf ihn zu.
Woher so spät
noch heil'ger Vater, hier im wüsten Walde,
da schon die schwarze Nacht mit allen Geistern
die Welt umhüllt? —

Der E. Anton melancholisch, langsam.
Die stille Einsamkeit
der Nacht ist mir zur heiligen Betrachtung
geschickter, als das rauschende Gewühl
des Tages; — diese, Fremdling, wähl' ich nur
zum ernsten Denken; — ihre tiefe Stille
[25] erhebt die Seele, und sie sieht dann reiner,
im flimmernden Gestirn am Hochgewölbe
des Himmels— Gott, — als in der Sonne Strahlen.
In ihrem Dunkel nur entflieh ich stets
der düstren Laune, um erhabnere
Gedanken, hier, im Garten der Natur,
wo Miriaden Welten mich bedecken,
als Frucht zu brechen. — Aber wie kommt ihr
in dieses unbewohnte Waldgebirg,
das außer mir, noch nie ein Fuß betrat? —

Der Herzog der sich genaht hat.
Wir jagten hier ein schnelles Reh; durchirrten
den ganzen Wald und diese steilen Felsen
mit solcher Hitze, daß wir keinen Ausgang
nach unsrer Heymath wiederfinden konnten.

Gr. Peter.
Du siehst, die Nacht hat uns schon überrascht, —
selbst diese Gegend ist uns unbekannt;
Du wirst daher Dir unsern Dank verdienen,
wenn Du den rechten Weg uns wieder zeigst;
denn ob uns gleich die Jacht schon sehr ermüdet,
[26] so möchten wir vor Tagesanbruch doch
die Stadt erreichen.

Der E. Anton.
Gern soll dieß geschehn.
Doch Freunde, wollt ihr nach erlitt'ner Mühe
mit ländlicher Erfrischung Euch erquicken,
so folget mir zu meiner Siedeley:
Denn die Verirrten wieder hinzuweisen,
wenn sie vom rechten Wege sich verloren;
Nothleidende in schwachen Stunden stärken,
ist meiner hohen Pflichten heiligste.

Gr. Peter
drückt traulich des Einsiedlers Hand.
Ach! würd'ger Vater, dächten Deine Brüder
und lebten sie dem gleich, so würde bald
der heil'ge Trugschein Deines Standes schwinden,
und wahre Achtung seine Diener lohnen:
die Menschenfreundlichkeit kein leerer Schall,
Religion nicht Fanatismus seyn.

Der Herzog.
Dein gütig Anerbieten nehmen wir
Mit inn'gem Danke an, Du kamst damit
[27] dem Wunsche unsers Herzens nur zuvor.
Bezeichne uns den Weg nach Deiner Wohnung,
wir folgen Dir.

Der E. Anton.
Erwartet, Freunde, nichts
als was Natur mit karger Hand den wilden
unangebauten Feldern gibt; nur Wurzeln,
die ich von Tausenden mühsam gelesen,
um Freunden in der Noth zur süßen Labung,
mir selber sie zum Unterhalt zu geben.

er nimmt den Grafen bey der Hand.

Den Weg, der unter dickbelaubten Hecken
nach meiner Hütte Euch am nächsten führt,
den, meine Lieben, geh' ich Euch voran.

Der E. Anton führt den Grafen fort, ihm folgt der Herzog.

[28] Ein Zimmer
im Schlosse des Grafen Peter. Im Hintergrunde ein Spiegel, unter dem die Gemählde des Jaxa und der

Adelheide hängen.

Maria und Adelheide treten herein.

Adelheide.
Wir müssen heut sehr lange, liebe Mutter,
des frohen Augenblicks, — der Wonne harren,
den besten Vater wieder hier zu sehn;
denn lange schon ist die bestimmte Stunde
der Rückkehr, sein erwartend hingeschwunden;
die Nacht senkt ihren Trauerflor schon nieder,
und noch ist keine Nachricht von ihm da? —
Ach! wenn der Bosheit stets bewaffnetes
Geschwader, — wenn der Arglist tück'scher Pfeil
nur nicht das Herz des Edelsten erreichte! —

Maria
mit unterdrückter Besorgniß.
Wahr ists, der Gute säumet heute lang,
doch ängstige Dein fühlend Herz nur nicht,
geliebte Adelheid, denn schwärmerisch
[29] sich mit geträumten Kummer schon zu quälen,
ist Thorheit, da des Wirklichen so viel
in dieses Lebens kurzem Zeitraum ist. —
Gewiß ist ihm kein Unglück widerfahren,
sonst wüßten wir es schon; — sein treuster Knecht
ist ja bey ihm.

Adelheide.
Wohl wüßten wir's: denn hielt
des Unfalls Schreckenhand den Edlen ab,
zum Schooß der Häuslichkeit zurückzukehren,
und unsre bangen Zweifel zu zerstreun,
so hätte schon des Neides schnelle Zunge
uns schadenfroh das Uebel längst verkündigt: —
und glückliche Zufälle, — können die
anjetzt wohl seiner warten?

Maria.
Mahne mich
an dieses nicht, und reiße jene Wunden
nicht wieder auf, die durch die Wunderkraft
vergangner Jahre kaum geschlossen sind. —
Ach! freylich blühten schönre Rosen einst,
[30] im Thal entfernter Stunden, als ich je
zu brechen fand; die Nichte Bogislavs
des Dritten, wähnte nicht, da sie zum Gatten,
des Volkes und des Fürsten Liebling wählte,
daß auf den schönsten Traum, nur bitteres
Erwachen folge; — daß des Edelmuths
gepriesne Wahrheitsliebe, nur den Vater
und nicht den Sohn erfreute; — dieses wähnt'
ich nicht, und lachender schien mir die Aussicht.
Allein kaum starb der bidre Bogislav
den sanften Tod geliebter, edler Fürsten,

so änderte der schöne Schauplatz sich,
der Höfe allgewöhnliches Geschick. —
Das unterdrückte Laster keimte auf,
und der bescheidne Edle wich zurück.

Adelheide.
Ach! wenn der Edle dieß noch immer kann,
und darf, - so hat er noch ein glückliches
Geschick; — wenn er im Schein von Mitwirkung
sich aber unterdrückt, verachtet sieht; —
dieß glaub' ich, — dieß ist schmerzlicher, als jede
Entfernung.

[31] Maria kummervoll.
Ja, wohl schmerzlicher! Ach! könnt'
ich Deinen Vater nur bewegen, ganz
den Hof, den jungen Herzog zu verlassen; —
nur seinem Lande, nur sich selbst zu leben; —
ich wär' in Fülle glücklich und getröstet: —
so aber hängt er, mit der Ehrsucht Ketten
aus Stahl geschmiedet, an des Hofes Pracht:
fühlt seiner Größe Fall, und will mit edler
Verläugnung seiner selbst, doch noch behaupten,
es sey Vergessenheit der Pflicht, dem Sohne
des besten Vaters, der vom wilden Strudel
der Schmeicheley in Abgrund hingerissen,
die Hand der Rettung zu entziehn! Und ach!
so wird er selbst sein eigen Herz vergiften,
und bald der Neider List, Christinens Stolze
ein Opfer seyn; wird bald erfahren, was
die Hoheit ist, wenn Zügellosigkeit
den Stolz entnervt, der sie beleben sollte:
Den Stolz, durch Thaten sich des Zufalls Gunst,
der sie zum Herrscher andrer Menschen schuf,
verdient zu machen; — was die Hoheit ist,
wenn eines Buben freche Faust sie lenkt.

[32] Adelheide bedeutend.
Ach! Mutter, dieses Mannes Bosheit scheu
ich mehr, als alle drohende Gefahren
Dobeis, in dessen Busen nie ein Strahl
von Seelenadel floß; den Eigennutz,
des niedern Schmeichlers scheuslich Götzenbild
allein regiert, und ihn zu jeder Schandthat
verleiten kann; der mit schamloser Stirn
den Weg zur Größe sich auf Lastern bahnt;
der einen Freund verräth, um seinen Feind,
der mächtiger ihm schien, zu stürzen; dem
die List mit schwesterlicher Hülfe stets
zur Seite schwebt, und dessen gift'ger Hauch
die Liebe selbst, dieß hohe Zauberbild,
zu einem wüt'gen Dämon schaffen könnte,
um Menschenglück gebietrisch zu zerstören; —
der ists, der jetzt des Fürstenherz beherrscht,
und den verdrängt, den Redlichkeit beseelte:

der jetzt Christinens Liebe sich erschlich,
um einst, von ihrer Bosheit unterstützt,
zur Rache gegen meinen theuren Vater
sich mit geschärftem Pfeil heranzustürzen.

Thränen entsinken ihrem Auge.

[33] Maria.
Wie? — Liebst Du mich so wenig, Adelheide,
um mir durch diese düstre Schwärmereyen
noch jede Kraft des Widerstands zu rauben?
O! glaube mir, die Tugend bleibt beständig
im wilden Sturm des Schicksals Siegerin;
und scheint sie auch der Bosheit Hohn zu weichen,
o so erhellt der Zukunft Feuerglanz
die finstre Nacht, die zaubernd sie verhüllt,
und krönt sie schmeichelnd mit der Hoffnung Laub!
Drum tröste Dich!

sie legt traulich Adelheidens Hand in die ihrige.

Graf Peters Tugend glänzt
auch unter Blutgerüsten noch hervor,
und wird die Bosheit eines Buben lähmen,
der keine Tugend kennt.

ein Bedienter kommt.

Bedienter.
Der Ritter Dobeis
kommt mit Aufträgen von der Herzogin,
und wünscht die Gnade zu erhalten, Euch
allein zu sprechen.

[34] Maria kalt.
Ich erwarte ihn.

Bedienter ab.

Adelheide.
Gott! nun ist es gewiß, daß meine Angst
kein tändelndes Naturspiel war; — daß ihn
der Herzog hinterging, um seine Bosheit
dann ungescheut zu üben.

Maria.
Schone Deiner
Empfindlichkeit; denn große Selen äußern
in Duldung großer Leiden sich; und fliehe
den Anblick eines Mannes, dessen Stirn
mit Frechheit jeder Unschuld lacht.

Adelheide im Abgehen.
Ich gehe —
doch bange Ahndung füllt mein Herz.

Dobeis tritt mit den letzten Worten Adelheidens herein;
stutzt da er diese sieht, — sie macht ihm eine
Verbeugung, und entfernt sich.

Maria nicht ohne Verlegenheit.
Ich bin
erfreut, in meinem Hause Euch zu sehn,
[35] und ganz erwartungsvoll, der Herzogin
Befehl zu hören.

Dobeis.
Nie beglückte mich
das Zutraun meiner Fürstin mehr, als heut,
da sie mich wählte, ihre größte Freundschaft
Euch, gnäd'ge Gräfin, zu versichern, und
der Zärtlichkeit Besorgniß zu zerstreun.

Maria schnell einfallend.
Besorgniß — welche? —

Dobeis.
Die vielleicht des Grafen
so langes Zögern auf der Jacht erregte.
Ein Jäger, der allein zurückgekehrt,
hat uns, zum höchsten Schmerz der Herzogin,
die Nachricht mitgebracht, daß Euer Gatte,
der auf der Jacht dem Herzog als Begleiter
gefolgt, mit ihm so ungestüm die Felsen
des düstern Waldes überstiegen, daß
sich beyde vom Gefolge abgeirrt,
zu schnell im Jagen, um sie zu erreichen.

[36] Maria ängstlich.
Und weiß man noch nicht ihren Aufenthalt?

Dobeis.
Bis jetzt noch nicht; — doch hegt der Jäger die
Vermuthung, einer von des Grafen Leuten
sey ihrer Spur gefolgt; man hoffe auch
in kurzer Zeit Gewißheit zu erhalten,
in welchem Theil des Waldes sie verweilen,
da man schon Jäger ihnen nachgeschickt.
Christine hielt's daher für ihre Pflicht,
Euch diese Nachricht schleunigst mitzutheilen,
und ungeachtet, daß es Abend ist,
mich noch zu Euch zu senden.

Maria.
Warlich Ritter,
ich bin gerührt von Eurer Fürstin Freundschaft! -
O! stattet ihr den ehrfurchtsvollsten Dank
für ihre Güte, - für die Sorgfalt ab,
mit der sie sich für meine Ruh verwendet;
auch seyd von mir, für Eure gütige
Bestellung

[37] Dobeis schnell.
Nichts hiervon; — wenn jede Pflicht
so angenehm Belohnung mit sich führte,
als diese, - sagt, wer würde denn wohl je
der Pflichten Schwere kennen?

Maria sehr ernst und bedeutend.
Ja! ich bin
es überzeugt, daß diese Pflicht für Euch
Belohnung bringt; — doch ist der süße Lohn,
den euch die Zukunft trügerisch verspricht,
auch Eurer Tugend werth? —

Dobeis mit Verwirrung.
Er ist es, — mehr,
als sich der Hoffnung gierigstes Verlangen
es wünschen kann; — denn Gräfin, kennet Ihr
ein größer Glück, als die verlorne Ruhe
im Busen des Geängsteten zurück
zu rufen?

Maria.
Nein! ich kenne keins! - Doch ob
auch ihr den hohen Werth davon empfindet,
ganz fasset die Unendlichkeit der Wonne,
[38] der Fels von eines Menschen Glück zu seyn,
auf dem er seines Lebens Ruhe baut?
Mit dem Gefühl stimmt Euer Leben nicht,
und wahrlich, dann verstehet ihr die Kunst
sehr gut, die feinsten Farben mit den gröbsten,
die hellsten mit den dunkelsten zu mischen.

Dobeis mir scheinbarem Kummer.
Ich weiß, daß ich es mich nicht rühmen kann,
in Eurer Gunst zu stehn; weiß, dass ein Glück
beneidenswerth nur unerfahrnen Thoren,
mir zwar des Herzogs Herz, den Schneckengang
zu seinem Innern zeigt, doch dafür auch
die Fehler, die ein Fürst so leicht begeht,
der mit dem Jugendfeuer Macht verbindet;
dem Leidenschaft, Gesetz des Lebens scheint,
und den nichts, als sein eigner Wille führt,
zu meinen Schulden zählt, und mir die Welt
als stets bestochnen Richter zeigt: ich weiß,
daß Euer Gatte mich deswegen haßt,
doch hoff' ich bald, auch ihn vom Gegentheil,
daß ihn der Schein betrog, zu überzeugen.
Der Herzog liebt den Grafen, wie ich ihn
verehre.

[39] Maria mit Ironie.
Gleicht die Liebe der Verehrung,
so sind sie beyde äußerst wünschenswerth.

Dobeis.

Ob ich dieß Mißtraun ganz verdiene, bleibe
so lange zweifelhaft, bis des Beweises
gegründete Bestätigung mich rechte.
Nicht immer zeigt der Thaten blendende
Gestalt ihr wahres Licht; — ein ächter Freund
dient nur in der Bedrängniß bangen Stunde,
und schweigt vorher von seiner Freundschaft Werth.

Maria.
Sehr wahr; — drum Ritter schwiegt ihr wohl bis jetzt?

Dobeis.
Ich schwieg, um mir die Kränkung zu ersparen,
die jetzt mir widerfährt. Ein Blick, der prüfend
auch durch den dichten Schleyer sah, der Peters
verschwiegnes Herz umgab, der zeigte mir
des Inneren verborgenste Gedanken:
nur heißer Durst nach Ruhm, und nicht nach Freundschaft.

[40] Maria.
Die Freundschaft, die im schimmernden Gewande
sich naht, und nicht der Tugend sanftern Strahl,
nicht innige Vertraulichkeit der Seele,
nur gleichen Schimmer sucht, nach dieser sehnt
sich nie sein Herz, und zieht den wahren Ruhm,
sich eigene Verdienste zu erwerben,
den Namen dieser Freundschaft vor.

Dobeis feurig.
Wenn aber der, den ihr so ganz verkannt,
sich mächtig losreißt aus den weichen Armen
der Fürstengunst, und an den Busen jener
sanft lächelnden Gestalt, der Liebe Bild,
sich hängt; durch sie den grausen Abgrund flieht,
an dessen Rand er wankt, o würdet Ihr
auch dann noch nicht des Mißtrauns Felsenwand
erklimmen, und sie übersteigen? — Würdet - -

Maria.
O! quält Euch länger nicht mit leeren Worten,
die Euer Herz nicht kennt. Es wäre schon
genug, der Mutter - Schwachheit zu besiegen,
wenn der verschlagne Spieler nicht vergessen,
[41] den Plan versteckter anzulegen; - wenn
nicht Adelheide schon gewählt.

Dobeis scheinbar staunend.
Gewählt? —
Und also wär' es wahr, was man gesagt,
als Jaxa sich an unserm Hofe zeigte? —
Ha! Thorheit, einen Augenblick zu zweifeln,
da mir Gewißheit die Erfahrung gab! —
Nein! Gräfin, — dießmahl habt Ihr Euch betrogen;
ich habe schon die Leidenschaft vergessen,
die Adelheidens Reitz in mir entbrannte! -

Umsonst sucht' ich den Weg zu Eurem Herzen;
umsonst both ich Euch meine Freundschaft an;
Ihr saht in mir verstellte Bosheit nur.
Wohlan, — Euch hat bis jetzt der Schein betrogen,
o hütet Euch, daß es nicht Wahrheit wird,
was Ihr bethört geglaubt; denn nun will ich
des Scheines würdig seyn.

(hitzig ab.)

Maria allein.
Und ich? — ich will
mich des erklärten Feindes freuen, weil
[42] er mir den falschen Freund so treu entlarvte!
Und doch? — Wenn seine Seele mitgefühlt? -
Wenn dieser Augenblick der Einz'ge war,
in seines Lebens großer Stundenreihe,
wo er der Tugend sanften Ruf gehört?
Wo sein Gehirn allmächtig der Gedanke
durchschoß, als Mensch und nicht als Fürstenknecht
dem zärtlichen Gefühl der Menschenliebe
sich hinzugeben? — Und ich hätt' ihm nicht
die Hand zur Unterstützung dargeboten?
Es wäre schrecklich! - Aber nein! sein Blick
entsprach dem Sinn der schlauen Worte nicht;
nur Adelheidens Rosenwange reizte
den Frevler, nicht der Tugend lichter Glanz;
sie war der Heucheley versteckte Feder!
Und dir, o Himmel, sag' ich Dank, daß sie
in Jaxa's Arm der Liebe hohes Glück, -
der Tugend sanfte Wonne finden wird.

innigst gerührt betrachtet sie die beyden Gemählde des Jaxa und der Adelheide, und entfernt sich dann langsam.

[43] Eine Einsiedeley.

Die Wände mit Moos bedeckt, von einer Lampe sparsam erleuchtet; ein Tisch und ein Sarg stehn in derselben. Auf der Seite ist eine erhöhte Rasenbank.

Der Herzog, Gr. Peter, Der E. Anton treten herein.

Der E. Anton.
Hier Freunde, seyd ihr in der stillen Wohnung
des Mannes, der dem Wogenstrom der Freuden
entrann, um in dem stillen Quell zu baden;
der ganz als freyer Mensch, der göttlichen
Natur, und seiner Seele Endzweck lebt,
Schwermuth verräth das Aeußere dieser Hütte,
doch ruhige Zufriedenheit wohnt nur
in ihr. — Setzt euch auf diese Bank, ich will
indeß aus meinem kleinen Vorrath euch

zur süßen Labung trockne Früchte bringen.

(geht ab.)

Der Herzog.
naht sich dem Grafen Peter, welcher mit forschenden Blicken den E. Anton betrachtet und ihm nachsieht.
Nun, was ist Dir? — Du träumst gedankenvoll
mit offnen Augen? -

[44] Gr. Peter.
Wohl gedankenvoll, —
denn dieser Greis erweckt in meiner Brust
Gefühle, die mit Kummer mich erfüllen.
Als ich noch Jüngling war, im Schooß der Freude
der Unschuld Seligkeit empfand, verlor
ich einen Bruder schon. Aus einem Kloster,
der stillen Frömmigkeit und nicht der Jugend
aufbrausendem Gefühl geweiht, — entfloh
er, und seitdem blieb mir sein Aufenthalt
noch unbekannt. Ich hatte den Verlust
schon halb verschmerzt, denn in der Zeiten Schooß
entschläft der Kummer auch; doch jetzo glüht
sein schwaches Bild, beym Anblick dieses Greises,
entflammt in meiner Seele auf.

Der Herzog.
Sey ruhig!
Die schlaue Hoffnung, Freund, verräth uns oft
mit holden Bildern, die sie trügerisch
Erinn'rung nennt; obgleich es Täuschung ist,
geschaffen nur im Schooß der Phantasey.
Laß Deine dunkle Träumerey'n zurück
[45] durchs Elfen Thor, aus dem sie kamen, fliehen;
denn ach! des Kummers Stunde schleicht, geführt
vom Stabe eines Greises, fort, doch die
der Freude stürzt, schnell mit Gedanken - Fittich,
in ew'gen Strom gebährender Minuten.

Gr. Peter.
Kann aber wohl der Sterbliche sich stets
auf Rosenhügeln seliger Gefilde
befinden[46]? — Muß er nicht das düstre Thal
der Leiden auch durchwandeln, um die Wonne
erhab'ner Freude dann zu schmecken? — Denn
nur Mangel zeigt des Ueberflusses Werth.
Das Leben, eingewiegt im Schooße des
Vergnügens, wäre nur die Schreckgestalt
gleichgültigen Gefühls; ein Feuerstrahl
von eines Spiegels Fläche aufgefangen,
und ohne Kraft erbleicht zurückgeworfen.
Laß meine Schwermuth mir, denn sie gewährt

---

[46] Im Scan erste Buchstaben des Worts unlesbar

dem Leidenden Vergnügen, süßen Trost!

Der Herzog.
Nicht immer. Oefters wiegt sie auch die Seele
in düstre Bilder ein, und näßt mit Thränen
[46] die Wimper uns. Drum scheuch die Traurigkeit
zurück zum Wohnplatz grauenvoller Nacht,
und laß des Morgens Frohsinn Dich erheitern.
Denn dieser Greis scheint ganz dazu geschaffen,
ein gutes Herz zur Freude zu erwecken:
sein Blick verräth der Seele hohe Güte, —
man liebt ihn schon, da man ihm kaum gesehn.

Gr. Peter.
Und dieser Mönch, — den Freymuth, edle Tugend,
vom sanften Schimmer der Religion
umglänzt, weit über andrer Priester
verstellte Heiligkeit erhebt; - wenn er
mein längst verlorner Bruder wär'? — Doch fort,
du süßes Zauberspiel getäuschter Hoffnung! —
Ich seh' ihn doch nicht wieder! — Ach! umsonst
hat mir mein bidrer Abt mit diesem Glück
geschmeichelt; mich umsonst getröstet mit
der Zukunft Morgen.

Der Herzog.
Trost, den Dir der Abt
gegeben, ist ein leeres Schattenbild,
dem Traume gleich des schlummernden Verliebten.
[47] Denn er verbirgt im heil'gen Priesterthum
des Schlausinns Tücke und der Bosheit Gift:
Und ruht vielleicht in Deines Weibes Arm,
indeß Du hier an ihn mit Ehrfurcht denkst.

Gr. Peter aufspringend.
Dieß Herzog, sprach aus Dir kein guter Christ! —
Mein Weib, mein edles Weib bey einem Priester? -

(mit vieler Bitterkeit)

Doch ja! — Sie wird so süß beym Abte ruhn,
als Deine Gattin schwelgend an der Brust
des Deutschen Ritters Dobeis schlummert, und
mit zorn'gen Blicken auf das glühende Gewölk
des Morgens schielet, weil es sie zu früh
aus des Genusses süßem Taumel weckt.

Der Herzog mit unterdrückter Wuth.
Beleidigungen, Graf, verträgt kein Fürst, —
befürchtest Du nicht meines Zornes Rache? -

Gr. Peter mit Hoheit.
Ich fürchte nichts, - so lange mir verdient
kein Uebel droht; denn nur Verbrecher fürchten
die Strafe, Edle, das Verbrechen selbst.

[48] Der Herzog.
Die Weisheit spricht aus allen Deinen Worten,
doch Deine Werke schweigen oft beschämt.
Verwandeltest Du nicht den frohen Scherz
in giftgetränkten Spott? Und hast Du nicht
in mir des Fürsten Vorrecht angegriffen,
den nicht Vasallen-Tadel treffen soll? —

Gr. Peter.
Nein, Herzog! — Eines Fürsten Vorrecht ist,
durch Thaten hoher Menschenfreundlichkeit,
durch Edelmuth, die Liebe seines Volks
mit Sorgfalt sich und Weisheit zu erwerben;
und nicht berauscht vom Glanze seiner Größe,
durch Eingriff in der Menschheit erste Rechte,
den Mann zu zwingen, daß er, aufgeschreckt
vom Traume sclavischer Gefühle, sich
in seiner Thatenkraft erkenne, — tief
die Luftgestalt des Rangs, die Pappenwand
des Despotismus untergrabe, und
durchdrungen von Gefühlen seiner Größe,
in Augenblicken der Begeisterung,
des falschen Wahnes Kette kühn zerreiße,
die dieses Schandgebäude hielt.

[49] Der Herzog.
Vergißt
Du ganz, an wen sich Dein tollkühner Kopf
mit heuchelnder Beredsamkeit gewandt?

Gr. Peter mit Feuer.
Nein! nie entfloh aus meiner freyen Brust
der fesselnde Gedanke meines Herrn:
nie sah ich einen Sclaven ungerührt!
Doch wird, von Fürstengunst sanft angelockt,
dieß freygeborne Herz den Menschen nie
in niedrer Sclaventracht verträumen lernen.
Die Menschheit zog der Sklavenketten Schwere
mit Unterwerfung schon Jahrtausende;
denn immer schwebte noch ein Schattenbild
der Freyheit ihr zur Seite; dämmernd zwar,
doch göttlich schön, um Herzen zu entzücken.
In jener Urzeit ehrten noch die Fürsten
des Volks Gesetze, und verlachten nicht,
bethört vom Zauberwahn der Hoheit und
des Stolzes, — Menschenglück und Menschenfreuden!
Doch jetzt? — Jetzt übermannt der große Wunsch
die Fürsten, göttlich uns zu scheinen, - und
[50] die Menschheit zeigt sich ihrem Stolze nur,
als ein Geschöpf von ihrer Hand geformt,
bereit zur Bildung, die sie geben wollen:
und so bestrickt durch feile Schmeicheleyen,
verkennen sie die Schwachheit ihrer Seelen,
verachten der Verdienste hohen Werth,
und glauben sich aus unsrer Atmosphäre,

zum göttlich seyn, auf den Olymp versetzt.

Der Herzog.
Hier übereilt Dein kühner Freyheitssinn
die denkende Vernunft; denn ein Monarch
scheint oft im Traum der Leidenschaft gewiegt,
um unbemerkt die Wahrheit zu erforschen.
Doch — laß uns diesen ernsten Stoff vergessen;

(er gibt ihm die Hand.)

vergib der frohen Laune, wenn mein Scherz
zu unbedachtsam hingeworfen, Dir
beleid'gend schien; und glaube mir es, Graf,
durch bittern Spott Dein Ehrgefühl zu kränken,
war meine Absicht nicht.

Gr. Peter.
Der kleinste Scherz,
wenn es das Heiligthum der Ehre gilt,
[51] wird Kränkung, selbst aus eines Freundes Mund;
doch wenn ein Fürst sein eigen Unrecht fühlt,
so muß man ihm vergeben.

(er umarmt ihn.)
Der E. Anton tritt herein, eine Schüssel mit Früchten in der Hand.

Der E. Anton.
Seht, — hier bring'
ich Euch, was ich besitze. Einfach zwar
ist die Bewirthung eines armen Clausners,
sie kann Euch aber dennoch theuer seyn,
weil sie mein gut gemeinter Wunsch begleitet.

Gr. Peter
Dank, heil'ger Vater, Dank! Ein mäßig Mahl,
mit gutem Herzen uns gegeben, ist
mehr werth, als jene reichbesetzten Tafeln,
wo Schmähsucht, Neid und Haß die Speise würzt.

sie nehmen einiges von den Früchten; indeß betrachtet der Einsiedler den Grafen mit vieler Aufmerksamkeit; der Herzog bemerkt es, und dreht sich zum Einsiedler.

Der Herzog.
Ihr sagtet, heil'ger Vater, daß Euch hier
Zufriedenheit in dieser Wohnung lächle;
[52] o sagt, wie kann Euch je in Einsamkeit
der Sorgen Schwermuth fliehn, — die Freude winken,
da Ihr, entfernt von Euren Mitgeschöpfen,
in diesem Walde lebt, und kein Vergnügen
in ihrem frohen Kreis genießt? —

Der E. Anton.

O! Freund,
Zufriedenheit hat ihre stille Wohnung
im Herzen nur, und nicht im äußern Glanze.
Geselligkeit besitzt die höchsten Freuden,
und lohnt dem Mann, der ihr sich weise weiht,
mit seligem Vergnügen. Doch sie trägt
in ihrem Schooß auch kummervolle Stunden;
in ihrem Nektar mischt sich oft das Gift
verläumderischer Seelen ein. — Ich war
zu der Verzweiflung Raserey getrieben,
als ich mit Menschen noch die Freuden theilte,
die ich der göttlichen Betrachtung jetzt,
im weichen Arm der sanften Ruhe, weyhe.
Und gern wollt' ich den letzten Rest der Tage,
die mir die Vorsicht noch zu seyn bestimmt,
zum Opfer der Versöhnung Altar bringen,
[53] könnt' ich die Rückerinn'rung jener Zeit
aus meiner Seele ganz verscheuchen; denn
nur diese trübt die heitre Freudenquelle,
die Seligkeit in meiner Hütte mir.

Der Herzog.

Die Schilderung, die Du vom Leben machst,
zeigt, daß Du nur der Leiden Schmerz getrunken,
und nicht den Labetrank der Freude schmecktest.
Zu düstre Bilder füllen Deine Seele;
denn sage, welche Freuden lächeln Dir
von Menschen abgesondert?

Der E. Anton.

Alle Edle!
Die Freuden innigster Bewunderung
beym Forscherblick im Reiche der Natur.
Denn ach! was hilft des Augenblicks Genuß,
ein Glück, so schnell wie Frühlingsreiz verschwunden?
Bewußtseyn seines vorigen Besitzes,
ein Qualgeschenk, von seiner Hand verliehen,
ist alles was uns bleibt; — und diese Freuden,
die Quelle aller Leidenden Gefühle,
[54] entbehr' ich hier, im ruhigen Besitz
der besseren.

Gr. Peter mit Feuer.

Ich fühle, heil'ger Vater,
mit ganzer Seele jetzt die Göttlichkeit,
in edler Ruh die Schöpfung zu betrachten;
und wollt' es das Geschick, ich bliebe so
beständig Dein Gefährte, als ich schon
Dein wärmster Freund auf ewig bin.

er umarmt ihn.

O! darf
ich Deinen Namen, — jene Ursach wissen,

die Dich bewog die Welt zu fliehn, und hier
dieß stille Glück zu suchen? —

Der E. Anton.

Anton, nannten
die Väter mich; der Name meiner Taufe
blieb mir bis jetzt Geheimniß und verborgen.
Nur Messen waren meine Jugendfreuden,
und Klöster mein bestimmter Aufenthalt.
Ich sah die Welt, nur durch den Priesterschleyer,
so schrecklich graus, als diese Hülle ist.
[55] Ich war schon Jüngling, als ein matter Strahl
des Lichts in meine düstre Zelle fiel,
und eine unbekannte Bahn mir wies, —
der Liebe Rosenpfad.

die Aufmerksamkeit des Grafen Peter nimmt zu — er rückt näher dem Einsiedler.

Ich folgte ihr —
doch Statt den Tag gehoffter, süßer Freude,
fand ich die Nacht des grauenvollsten Schmerzens.
Betrübt, daß meiner Hoffnung Glanz verschwunden,
sank ich aufs neue vor des Altars Schwelle,
und lebte neunzehn ruhigere Jahre
auf dem Cartäuser-Kloster, das zu Breslau
ein Menschenfreund, — der bidere Graf Peter
gestiftet und erbaut.

des Grafen Verlegenheit wird größer.

Nachdem ich dort
die Weltlichkeit mit Fasten und Gebet
vertauscht, floh ich in diese Siedeley,
und lebe hier vom Neide unbemerkt,
von Mißgunst ungehaßt, als freyer Mensch,
und froher Christ; und nur der einzige
noch unerfüllte Wunsch, pflügt meine Stirn
mit tiefen Furchen schweren Kummers — daß
[56] ich ihm, dem edlen Stifter unsers Klosters, —
dem hohes Lob des Volkes Stimme ruft,
durch dessen segenvolle Hand, obgleich
ihm unbekannt, ich neunzehn Jahr erhalten,
durch seine Huld zur Frömmigkeit ermahnt, —
noch nicht gedankt; — noch nicht die heil'ge Thräne
der innigsten Empfindung zollte; denn
zu schwach, um seine Burg zu finden, wird
mich wohl der Tod, eh ich ihm dankte, rauben.

Der Einsiedler trocknet sich die Thränen von der Wange.
Der Graf aufs äußerste gerührt, der Herzog verlegen.
Kurzes Schweigen.

Der Herzog mit gefaßtem Ton.

Wenn dieß die Ruhe Deiner Seele stört,
so sey zufrieden; — ich weiß Linderung,
und werde bald, die Freundschaft zu vergelten,
mit der Du uns empfingst, den edlen Wunsch
der Dankbarkeit erhab'nen Pflicht zu opfern,
in Wirklichkeit verwandeln.

Der E. Anton
mit hohem Gefühl, zum Himmel blickend.
Gott! wenn Du
mein Alter noch mit dieser Wonne kröntest,
[57] beruhigt legt' ich dann mein Haupt ins Grab!

es wird heftig an die Thür gepocht, alle fahren auf.

Still, Freunde, — laßt allein mich sehen, wer
uns stören will, mein graues Haupt ist jedem,
dem Mörder und dem Räuber heilig.

(geht ab.)

Der Herzog.
leise und ängstlich, nach einer Pause.
Soll
ich ihm entdecken, wer wir sind, — es kann . .

Gr. Peter.
Um Gotteswillen nicht! Dem guten Alten
hat schwärmerisch die düstre Einsamkeit
zu jedem Eindruck fähiger gemacht,
und glühend seine Phantasey erhoben; —
es würd' ihn nur zu mächtig überraschen,
und mich beschämt vor seiner Tugend machen.

Der Herzog.
Wie Du es willst. — Doch still, — ich hör' Geräusch; —
ein lauteres Gespräch, — ein Schrey — man kömmt —

[58] Der E. Anton von Joseph begleitet
stürzt zur Thür herein, und sinkt zu des Grafen
Peters Knieen.
|
Der E. Anton
mit gefaltnen hoch empor gehobnen Händen.
Allmacht'ger, ew'ger Gott! — Also hast du
mein heißes Flehn, erhöret meine Bitte!
Du mein Erretter, — mein Wohlthäter — o!
sieh hier in diesen Thränen meinen Dank!

Gr. Peter ihn aufhebend.
Beschäme mich durch Deine Freude nicht, —
durch diesen unverdienten Dank, der mir
mit Rechten nicht gehört.

Der E. Anton.

Wie? edler Graf,
hast Du den Jüngling schon vergessen, der
Dich noch als Greis erkennt! So unbedeutend
hält Deine große Seele ihre Werke,
der Tugend und erhab'nen Lohnes werth.
Hast Du den Jüngling schon vergessen, der
verzweiflungsvoll bey einer Quelle saß,
[59] gelehnt an einer Felsenwand, die über
dem Bache sich in nackten Klüften thürmte,
betrachtend, wie der Sturm die Wellen schäumte,
sich wälzend jede hob und jede sank,
so ähnlich meinem Leben. Weinend, trafst
Du mich, und fragtest, noch ein Jüngling,
und in der Blüthe Deiner Jugendjahre,
mir mitleidsvoll nach meiner Seele Leiden.
Drauf sagt' ich Dir, von Thränen unterbrochen,
wie schwer des Schicksals Hand mich Armen träfe:
da nahmst Du gütig mich bey meiner Rechten,
und führtest mich, durch Gott mein Herz zu trösten,
nach einer Zelle heil'gem Dunkel. Hier
nun lebt' ich menschenfern, in tiefster Reue,
ohn' je den edlen Mann, der mich befreyt,
zu kennen noch zu sehn. — Vor wenig Zeit,
als ich schon hier in meiner Clause wohnte,
besuchte mich ein alter Klosterbruder,
und nannte Deinen Namen mir, o Graf,
als den, der mich vom Tode rettete.
O! könnt' ich Dir doch meinen ganzen Dank,
mein fühlend Herz in heißen Thränen schildern.

[60] Gr. Peter.
Wie kannst Du, heil'ger Vater, eine Handlung
so hoch erheben, die nur Menschlichkeit,
nicht einmal Tugend ist. —

er drückt ihm herzlich die Hand.

Sey mein Freund,
und ich bin mehr belohnt, als ich verdiene.

Der E. Anton.
gerührt, mit Thränen des Gefühls.
Allmächt'ger Gott, wie herrlich, groß bist Du
in Deinen Menschen!! —

Gr. Peter.
Schone Deinen Geist,
zu sehr von dieses Augenblickes Feyer
geschwächt, und sey versichert; solche Thränen,
als jetzt in Deinem Auge glänzen, lohnen
die Wohlthat einer Welt.

Der E. Anton.
Belohnen nie;
doch zeigen, daß des edlen Mannes Güte

am Undankbaren nicht Verschwendung ward.

[61] Der Herzog.
der so lange entfernt gestanden, nähert sich beyden.
Hemmt durch Vernunft die Flamme des Gefühls,
daß ungleich nicht im Kampfe, die Natur
erliege.

Der E. Anton.
Ach! vergebt des Alters Schwachheit,
o Herzog, daß ich außer mir vor Freude,
der Ehrfurcht Pflichten freventlich vergaß.
Doch wer ist seiner innigen Empfindung
Beherrscher? — Wer kann wohl der heißen Wonne
beym Wiedersehn des Längstgehofften spotten? —

Der Herzog.
Genieße sie, die hohe Seligkeit,
und wollte Gott, ich könnte sie empfinden.

Der E. Anton.
O! dieser Wunsch ist eines Fürsten werth!
Zu bitter ist der Trennung schweres Leiden;
ein Schmerz, der unsrer Seele feinste Saiten
[62] zerreißt; — doch ist des Wiedersehens Glück
ein Vorgefühl zukünftiger Triumphe! —
O! könnt' ich Dir das Feuer des Entzückens
mit Farben zeichnen, der Empfindung werth,
als ich erfuhr, wen meine Clause barg:
wie meine Glieder schnell der Schreck durchbebte,
so unverhofft traf mich dieß hohe Glück;
wie dann der Freude Glut mein Herz entflammte,
von Glied zu Glied, von Grad zu Grade stieg;
ich dann berauscht im hohen Glanz der Wonne,
nicht diesen,

auf Joseph deutend.

noch der Clause Wände sah;
zu Dir nur eilte, um mein Dankgefühl
Dir darzubringen. — Und o! könnt' ich Dir
doch nur ganz alles, alles sagen, was
ich jetzt empfinde, um beruhigter
zu sterben.

Gr. Peter.
Freund, — noch einmal, — schone Deiner!

[63] Joseph,
der bis jetzt mit vieler Theilnahme den Einsiedler betrachtet,
naht sich dem Herzog.
Erlaubt es Eurem Knechte, Herzog, daß
er Euch und meinen lieben Grafen fleht,
um diese heil'ge Hütte zu verlassen:
denn ungeduldig wartet Euer schon,

besorgt für Euch, Herr Graf, Maria. Alles
ist, außer Euch, zur Rückkehr schon bereit.

Der Herzog.
Du weckest meinen schlummernden Beruf,
der, eingewiegt von dieses Ortes Schwermuth,
vergaß, was seine Pflichten sind. Geh, und
erwarte uns im Walde.

(Joseph ab.)

Unsre Zeit
ist schon dahin geeilt, denn dämmernd schwebt
der junge Tag schon über den Gefilden,
und die Geschäfte meines Lebens rufen
mit Sonnen - Aufgang mich. Kann Deiner Tage
Zufriedne Einsamkeit noch weltlich Glück
erhöhn, o so vertraue Deinen Wunsch
[64] dem Herzen Deines Fürsten, — und er sey
Dir gern gewährt.

Der E. Anton.
Kein Wunsch stört meines Lebens
einsame Freuden mehr; das Einzige,
was ich von Dir erbitte, ist: „Laß nie
aus dem Gedächtniß diese Nacht entfliehn,
denn sanft Gefühl vom wahren Glück der Menschheit,
im Busen eines Fürsten, sind erhab'ne
Vorboten seines Ruhms Unsterblichkeit,
Goldquellen für sein Volk."

Gr. Peter.
Mit eh'rnem Griffel
schreib' diese goldnen Worte, Herzog, ja
in Deine Seele, denn sie sind es werth.

mit Wärme zum Einsiedler.

Ein Zufall, edler Greis, schloß unsre Freundschaft,
laß sie durch keinen je sich wieder enden.
Jetzt müssen wir uns trennen, aber nur
um bald des Wiedersehens Wonne zu
genießen; denn ich werde oft, im stillen,
[65] vertraulichen Gespräch, die Einsamkeit
mit Dir, Geliebter, theilen.

Der E. Anton.
Schwach sind Worte
bey Schilderung erhabener Gefühle;
drum will ich schweigen, — und Dich ewig lieben.

(stille Umarmung.)

Der Herzog.
Nun, heil'ger Vater, lebe wohl. Für Deine

Bewirtung nimm den wärmsten, besten Dank;
für Deinen Wunsch nimm meine ganze Freundschaft.

(sie gehen schweigend ab.)

Ende der ersten Handlung.

[66] Zweyte Handlung.

Ein Zimmer im Schlosse des Herzogs.

Der Herzog. Die Herzogin.

Die Herzogin.
Nach einer Trennung, die so lange mir
die Freude raubte, Dich in diese Arme,
an diese Brust zu drücken, kehret mein
Gemahl zu seiner treuen Gattin noch
mit trüben Launen, und mit düstrer Schwermuth
zurück, und würdigt ihrer Zärtlichkeit
die flücht'gen Blicke der Bemerkung kaum?

Der Herzog kalt.
Dich würden flücht'ge Blicke kränken; und
heut mit dem Blick der inn'gen Theilnehmung,
[67] empfindungsvoll Dich anzusehen, — ward
seit der vergangnen Nacht, Unmöglichkeit
für mich.

Die Herzogin.
ihn fest anblickend, mit ernster Hoheit.

Mit mir, mein edelster Gemahl,
zu scherzen, über den Verlust der Liebe,
die mir Dem Herz gezollt, — ist Hochverrath,
auf eines Sklaven freventlicher Zunge; —
und ach! aus Deinem Munde, — bittrer Spott.

Der Herzog wie vorher.
Bey Liebenden ist Spott entweder schon
der Gränzstein der Verachtung: oder auch
nur eine neue Feder in dem Werk
der Zärtlichkeit, wenn Liebe schon die Kraft
geprüfter Wirksamkeit verloren hat.
Die Anwendung sey Deines Scharfsinns Probe.

Die Herzogin mit Stolz.
Verachtung, die durch schlechte Thatenfolge
verdient uns trift, — kann nur die Seele kränken:
sie unverschuldet leiden, feuert uns,
[68] durch Edelmuth, sie zu beschämen an.

(gerührt.)

O! mein Gemahl, — geliebter, heißgeliebter
Gemahl, — wodurch verdient' ich diese kalte
Herabsetzung? — Ich, — die in Deinen Augen
den Himmel fand? — die jedes Glück verwarf,
das mein Gemahl nicht mit genoß? — Entschlüpfte
je wallend meiner Brust auch nur ein Ach!
das Unzufriedenheit mit Dir verrieth? —
O! sage, bebte je in meinem Auge

nur eine Thräne, die auf Deine Wange
hernieder rann, und sie mit Kummer glühte? —
Erweckte je ein deutungsvoller Blick,
des weiblichen Gefühls Verrätherin,
bey Dir des Argwohns fernesten Gedanken? —
O! Gott, hier fühl' ich heut' zum erstenmal,
daß auch im Schooß des Glücks, wo alle Freuden
sanft schmeichelnd sich entwickeln, — nur Vergnügen
berauschend uns umschwebt, — daß unser Leben,
zum Wohnplatz steter Freude nicht geschaffen,
uns lästig wird, im Augenblick des Kummers;
und daß die düstre, kühle Schattenwand
des Grabes auch Glückseligkeit gewährt.

(sie verhüllt weinend ihr Gesicht.)

[69] Der Herzog,
der zunehmend unruhig geworden.
Und ich? — Ich fühle heut' zum erstenmal,
wie schwer es ist, vom Laster stets die Tugend
zu unterscheiden.

geht einigemal auf und ab; steht dann betrachtend
vor der weinenden Herzogin still.

Doch, — es sey! — Ich will
das letztere, denn lieber heut' verkennen,
als je die erstere beleidigen.

er geht auf sie zu, und küßt sie.

Vergib es meiner Liebe, Theuerste,
wenn mich zu treue Vorsicht fehlen ließ,
und laß auf immer diesen trüben Morgen
aus unserm Lebensbuch gestrichen seyn.

Die Herzogin sanft und zärtlich.
Was kann ich Dir, Geliebter, wohl vergeben,
da Du beleidigt schienst? da ich die Ursach
der trüben Stunden war, die dieser Argwohn
Dir machte? Aber darf ich mir wohl jetzt,
da der Versöhnung und der Liebe Freuden
uns wieder neu beglücken, — darf ich mir
[70] etwas erbitten, so entdecke mir
die wahre Ursach Deines Mißvergnügens;

Der Herzog.
Die Eifersucht ist stets für Liebende
der reichste Quell des Kummers. Denn er quillt
mit trüber Welle aus dem Höllenfluß,
und Teufel tröpfeln oft, in menschlicher
Gestalt verhüllt, den Giftschaum dieses Quells
in unsrer Lebensfreuden reinen Becher:
und statt der Liebe süße Labe - Wonne,
schleicht sich in unsrer Brust Verzweiflung, Wuth

und Haß. Vom Hauche dieser Seelenpest
verwelkt der Liebe schönstes Glück.

Die Herzogin mit steigender Hitze.
O! Gott,
das mir, - die in Erfüllung ihrer Pflichten
als Gattin, nur ihr Glück, nur Ruhe fand?
Ha! ew'ger Fluch und Rache sey geschworen
dem Frevler, der verrätherisch gewagt,
im Busen meines liebevollen Gatten
des Argwohns grause Flamme anzuzünden;
[71] dem hämischen, erfindungsreichen Geist
geschworen, der dieß Bubenstück ersann.
Ihm hauchte, aus dem Tartarus entflohen,
ein böser Schatte den Gedanken ein! -
Denn ach! es ist nur eines Dämons Werk,
das süße Band der Zärtlichkeit zu trennen,
verläumderisch der Herzen Einverständniß,
durch Bosheit zu zerreißen: und wenn noch
in Deiner Brust Gefühl für Recht und Liebe
für Deine treue Gattin glüht, — o so
entdecke mir des Ehrvergeßnen Namen,
damit der martervollste Tod ihn lohne.

Der Herzog.
Wer, theuere Christine, kommt auf Erden
den Teufeln wohl am nächsten, als Scheinheil'ge?
Denn sie, die frech genug, bethöret glauben,
durch äußern Schein die Gottheit zu betrügen,
sie nur verstehn die schandenvolle Kunst,
der Liebe Rosenketten zu zerbrechen,
und gute Menschen, die vertraut den Pfad
der Tugend gingen, von einander zu
entfernen, um mit leichtrer Mühe, und
[72] mit schwächerm Widerstand, sie einzeln dann
zu dem zu machen, was sie sind, und so
das Laster auf den stets geschonten Boden
der Tugend zu verpflanzen.

Die Herzogin.
Dieses Bild
erkenn' ich schon an seinen schlechten Farben:
doch soll's Graf Peter auch, beym Himmel! fühlen,
was Tugend, die so schwer beleidigt wird,
gereizter Stolz, für meine Seele sind.

Der Herzog.
Du hast den heuchlerisch, versteckten Mann
erkannt, der schmeichelnd sich im bidern Ton
der Freundschaft mir genaht, und mit dem Giftbiß
erhitzter Eifersucht auch meine Brust
zerfleischte. Er beging die Kühnheit, zu
behaupten, daß Du mit dem Ritter buhltest.

er hält ein, betrachtet die Herzogin, die sich gleich bleibt.

Und ach: nun denke Dir, geliebte Gattin,
wie mußte dieß mein treues Herz durchbohren?
Wie mußte dieß mit wilder Wuth mich nicht
[73] ergreifen, — mich, — der Dich so innig, noch
ganz mit der Liebe erstem Feuer liebte? —
Und doch mußt' ich ihm glauben, — oder gleich
Verrätherey an diesem Heuchler rügen!
Das erstre ward mir schwer; — das letztre war
unmöglich! — Aber jetzt, — da mir Dein Blick, -
Dein Herzens - Ton, ein edel Weib bezeugt,
für Deine Treue bürgt, — jetzt schwör' ich Dir,
ich will den schändlichen Verläumder strafen,
der trügrisch mit.der Weisheit goldnen Worten,
nur Schändlichkeit in seinem Busen barg;
uns beyde trennen, dann vernichten wollte.
Der auch die Unschuld dann nicht mehr verschont,
wenn ihrer Klarheit reiner Strahlenschimmer
den Umsturz seiner Bosheit droht, und der
Verläumdungen ersinnt, um nicht das einz'ge
verworfene Geschöpf der Welt zu seyn,
das in dem Dunkel düstrer Nächte sich,
der Schande zu entgehn, verbergen muß.
Geschworen sey's, — ich will den Frevler strafen! —

Die Herzogin.
Nein! mein Gemahl, — nur mich — nur mich allein
beleidigte der Graf; nur mir allein
[74] gebührt die Rache! Laß in seinem Blute
das glühe Feuer meines Busens löschen.

Der Herzog.
Gerecht ist Deine Rache zwar, doch setze ihr
ein Maß; im ersten heft'gen Augenblick
entflammter Leidenschaft, entfliehet stets
die denkende Vernunft, und wogenstürmend
reißt uns dann jene mit zum Strudel nieder.
Zu große Heftigkeit, die würde hier,
uns ohne Nutzen, schädlich werden; denn der Graf,
vom Volke schwärmerisch geliebt, besitzt
in dieser Liebe einen Talisman,
der ihn vor unsrer Feindschaft sicher stellt,
für uns gefährlich macht; — drum bitt' ich Dich,
sey vorsichtig.

Die Herzogin.
Der Schneckengang der Vorsicht,
ist nicht der Weg der kühnen Rache, die
heißglühend unsre Brust bestürmt; den wähle
ein Weib, in dessen Busen sich die ganze
Gebrechlichkeit des schwächeren Geschlechts
[75] vereint, —- nie aber eine Fürstin, die
es fühlet, was sie ist, — was sie vermag!

Der Herzog.
Du irrest; denn vorsichtig handeln, heißt

bey Fürsten nur, den Fußsteig wählen, wenn
die Bahn nicht mehr in unsern Gleisen paßt,
die jeder wandelt; und die Kunst verstehn,
schnell Hunderte in Wirksamkeit zu setzen,
um einen Einzigen zu stürzen; stets
den Frevel eines ausgeübten Bubenstücks,
auf jene, die es auszuführen wagten,
und nicht auf den, der es gebot, zu wälzen;
kurz, so zu handeln wissen, daß man da
unthätig scheint, wo man am meisten wirkte!
Und glaube, dieser Weg geht oft noch schneller,
als tollkühn nur dem Weg der Rache folgen:
und ist viel sicherer.

Die Herzogin gemäßigter.
Nun gut! — Doch wer
soll hier Vermittler seyn? —

[76] Der Herzog nachdenkend.
Es ist sehr schwer,
aus vielen einen Einz'gen wählen. (Pause) Dobeis,
ist schlau, kennt die Verbindungen des Hauses, —
ist auch empfindlich von des Grafen Stolz
beleidigt, und ihm selbst verhaßt, — von ihm
so oft verläumdet; — laß uns diesen wählen.

Die Herzogin.
Vergißt Du schon in ihm den Nebenbuhler?
Nein! wähle diesen nicht, so gut er auch
sich dazu schickt; denn der Verdacht entschläft
zuweilen, doch verschwindet nicht, und kehrt
dann nur mit größ'rer Wuth zurück.

Der Herzog.
Absichtlich,
will ich ihn wählen, daß Du siehst, wie wenig
ich noch an diesen falschen Argwohn glaube.
Laß uns vorher sein Inneres durchforschen,
und finden wir ihn so, als ich es hoffe,
so blick' er dann in unsern Plan, und lenke
durch seine Klugheit unsre Macht.

[77] Die Herzogin.
Ich folge
dem Willen meines Gatten gern, selbst wenn
er Zwang mir kosten sollte, wie vielmehr
anjetzt, da sein Verlangen meiner Wünsche
errathne Sprache ist. — Ich eile; — Dobeis
erfahrne List soll meine Ehre rächen.

(sie eilt hinweg; ihr folgt der Herzog.)

Dobeis.
kommt von einer andern Seite, in heftiger Bewegung.
Ha! meine Rache soll Maria fühlen, —

und jede Thräne, die sie weint, die soll
zum Flammenstrom auf ihren Wangen werden!
Verdammt! Mein Anerbieten zu verspotten, -
mit kaltem Lächeln mich zu höhnen! — Ha!
ihr sollt mir die Verachtung alle büßen! —
zur Richterin soll meine Rache werden! —
Ich heuchelte also umsonst Christinen,
die Liebe vor, die Adelheiden brannte?
Umsonst versucht' ich mir durch Macht, das Herz
der Mutter zu gewinnen? — Wie — umsonst? —
Nun gut, —- da Liebe mir die Seligkeit
[78] verbirgt, mit der sie Andern lächelt, — nun
so will ich auf des Lasters Schrecken - Leiter,
Christinens Hand, des Gatten Thron ersteigen!
Der Herzog soll das Werkzeug meiner Größe,
und seines eignen Falles seyn! — Kann ich
der Liebe Glück nicht fühlen, o so will
ich sie im Glanz der Majestät vergessen!

Die Herzogin tritt schnell herein.
Ach! seyd Ihr hier, — vortreflich! Jetzt zur Rache,
zur Rache, Ritter, denn was ich befürchtet,
was sich in bangen Bildern meiner Seele,
bey düstern Stunden aufgedrängt, — dieß ist
geschehen Ritter, denn Graf Peter hat - -

Dobeis.
Wie? hör' ich recht? — Der Graf, — er hat gewagt
Verdacht dem Herzog einzuflößen? — was?

Die Herzogin.
O! nicht Verdacht allein; — Gewißheit gab
des Frevlers Worten Stärke; und schon wäre
der Trennung Schreckenstunde für uns da,
hätt' ich des Herzogs weiche Seele nicht
[79] durch sanfter Worte holde Schmeicheley
gerührt, und wieder seinen Blick umschleyert.
Jetzt ist es Zeit, wenn wir uns rächen wollen;
der Herzog schwur, von Zorn bethört, da ihn
der Graf so schrecklich sehr getäuscht, sich ganz
dem Willen meines Herzens hinzugeben.
Drum auf zur Rache, Ritter! auf! ihr wißt
es selbst, des Herzogs Wille gleicht dem Blinden,
er folgt, wer ihm die Hand zur Leitung reicht.

Dobeis.
Ha! nicht umsonst hör' ich den Ruf zur Rache! -
Nun Weib, nun soll Dein frecher Stolz sich jammernd
zu meinen Füßen winden, und verzweifeln!
Ja! Herzogin, glaubt meinem Ritterwort,
Ihr sollt der Rache süße Labung fühlen!
Auch mich verstieß, mit frechem Hohn, Maria,
als ich zu ihr, sie auszuforschen, kam,
und fluchte mir im Angesicht, Verbrecher,
doch leichte trug ich der Verachtung Fesseln,

von eines Weibes Thorheit aufgelegt;
jetzt aber, da des Lebens Seligkeit,
mein ganzes Glück, die Liebe meiner Fürstin
Gefahr läuft, an des Neides Fels zu scheitern,
[80] jetzt kenn' ich nicht des Schmaches Duldung mehr! —
Ich muß ihn sehn, den Buben, meine Gluth
in seinem Blute löschen! —

(er stürzt heraus)

Die Herzogin ruft ihm nach.
Ritter, bleibt —
um Gotteswillen, hört! — Umsonst, er flieht, —
und stürzt sich in die Fluten des Verderbens.

eine Pause, sie setzt sich.

Ach! was bedeut des Herzens wildes Toben, —
Wie? Ist es Liebe? — Rache?— Ist es Furcht?—

sie springt auf.

Nein! es ist Stolz, beleidigt durch Verachtung! —

eilt schnell ab.

Eine Stunde nachher.

Der Schloßhof.
Im Hintergrunde die Schloßwache ins Gewehr, noch hin und wieder in den Eingängen Menschen, die sich furchtsam umsehen.

Der Herzog. Gr. Peter. Dobeis mit blutrünstigem Gesicht; in einiger Entfernung Starost Pontowsky und verschiedne Hofbediente:

Der Herzog zu Dobeis.
Doch ihr, — so g'nau bekannt mit den Gesetzen,
ihr habt in dem Gebiete meines Schlosses,
[81] vor meinen Augen wagen können, Euerm
empörten Sinn zu folgen; diesen Edlen

auf Gr. Peter deutend.

mit kühner Frechheit thätlich anzugreifen?
Vergeßt Ihr ganz die heil'ge Ehrfurcht, die
Ihr mir und meinem Freunde schuldig seyd?

Dobeis.
Ich werde nie die hohe Pflicht vergessen,
die ich des Fürsten Größe schuldig bin; —
auch in dem kleinen Grade nicht, wo sie
der freye Mensch entschuldigt, und der edle,
gerechte Fürst sie duldet; aber einen

Verläumder werd' ich auch verachten, wenn
er gleich sich unter eines Fürsten Purpur
gesichert glaubt.

Gr. Peter.

Wie? kann auch der verachten,
der stets verachtet ward?

Der Herzog.

Freund, mäßige
jetzt Deinen so gerechten Zorn, und laß
[82] den Ritter nun die Ursach' mir entdecken,
die ihn bewog, an Dir sich zu vergehn. —
Von Euch erwart' ich die Erzählung, Dobeis?

Dobeis.

Mein Fürst befielt; ich rede, — und Er richte!
des Unterthan's beschworner Treue Pflicht,
der Ehre stets allgeltendes Gesetz,
verlangten heut, da mir die Herzogin
die schändlichen Verläumdungen entdeckte,
die sich der Graf bedient, mich und auch Sie
des schwärzesten Verbrechens zu bezeugen,
Genugthuung von ihm. — Ich eilte gleich
ihn aufzusuchen, — kam hieher, — fand ihn,
sah ihn, und forderte mein Recht. — Er gab
es mir. Doch kaum daß unsre Schwerter blitzten,
daß ihr Herabfall durch die Lüfte pfiff, —
so eilte Haufenweis' das Volk herbey; —
umringten uns, — mißhandelten auf das
Geheiß des Grafen mich, — und wollten ihn
schon im Triumph nach seinem Schlosse führen,
um ihn vielleicht mit Purpur zu bekleiden,
als Ihr erschient, und sich zu rechter Zeit
[83] die Menge noch verlor. — Und nun sagt selbst,
mein Fürst, worin ich fehlte?

Gr. Peter.

Daß des Gifts
zu wenig noch in Eurer Rede war.
Beschämt verschweiget Ihr die Wahrheit ganz,
und sucht des Zufalls künstlich Werk herbey,
um trügerisch des Herzogs Geist zu blenden.
Ihr sucht den Neid, von banger Furcht gefoltert,
in seinem Busen zu erwecken, weil
Ihr wißt, daß Tugend ihren Beystand Euch
versagt, und nur das Laster Euch beschirmt.

Der Herzog zu Dobeis.

Geendigt sey der Streit! — Denn ungerecht,
durch Feindschaft nur geboren, war die Rache,
die Ihr so kühn Euch nicht zu nehmen scheutet.
Denn, Ritter, nie beleidigte der Graf
auf solche Art die Ehre meiner Gattin:
sonst wär' ich wohl zum großen Kampfe da.

Den Stoff zu dieser Rede gab ein Scherz,
den bald des Weibes Schlangenzunge mit
Erdichtungen vermengte, und von Mund zu Mund,
[84] geschwätzig wie die Elster, ausgestreut.
Ihr ließt Euch hier, ganz durch der Uebereilung
geflügelte Begierde übermannen.
Gern sey Euch alles dieß vergeben, Ritter!
Doch daß Ihr hier, in meinem Schloß gewagt,
den Grafen anzugreifen, — muß ich strafen.
Ihr machtet Euch der Uebertretung der
Gesetze meines Reichs theilhaftig, und
vergaßt die Ehrfurcht, die der Unterthan
des Fürsten Wohnung schuldig ist.

Er winke den Starost Pontowsky.

Pontowsky,
Ihr nehmt indeß den Ritter in Verhaft,
bis mein Befehl das Weitere bestimmt.

Er entfernt sich mit dem Gr. Peter nach der andern
Seite des Schloßhofes.

Starost Pontowsky.
sich dem Dobeis nahend.
Die strenge Pflicht geht meiner Freundschaft vor!
Es thut mir Leid, daß ich um Euer Schwert,
und mir zu folgen bitten muß.

[85] Dobeis gibt ihm das Schwert.
Hier ist's!
Doch eh die Sonne dreymal ihren Lauf
vollendet, ist meine Ehre schon gerächt.

(er geht mit dem Pontowsky ab.)

Der Herzog.
kommt sprechend mit dem Grafen herauf.
Es sey denn, — Dir zu Liebe straft' ich ihn!
Doch sage, liegt die Schuld allein auf ihm?
Hast Du ihn nicht zur Tollkühnheit gereizt?
Denn mit Verachtung schlugst Du seinen Stolz
in meiner Gegenwart schon mächtig nieder;
wie wird Dein Zorn, da ihn kein Zeuge zähmte,
nicht erst gewüthet haben?

Gr. Peter.
Wenn Du glaubst,
daß vor des Fürsten Antlitz, niedrig sich
ein freyer Mann, der Schmeicheleyen haßt,
in der Verstellung düstren Schleyer hüllt;
dann hast Du Grund, zu wähnen, daß ich stolz,
durch bittern Spott, des Ritters Schwachheit reizte.
[86] Doch, glaubst Du, Herzog,, daß die ew'ge Gottheit
ein höher Wesen sey, als Menschen, die

der Purpur von Gesetzen losgesprochen;
dann kannst Du nur ein richtig Urtheil fällen,
ob Deine Gegenwart mich fesselte.
Des Ritters Sklaven-Willen kann sie binden,
doch nie den Meinigen.

Der Herzog.

Des Ritters nur? —
Wer sprach denn Dich schon vom Gehorsam frey?

Gr. Peter.

O! ich versteh den dunkeln Sinn der Frage,
es ist die Hirngeburt der schlauen List,
mit der sich Dobeis zu vertheid'gen wußte.
Denn hätten seine schlauen Gründe nicht
zu sehr des Fürsten Herz geschmeichelt,
so würd' es Dir nicht aufgefallen seyn,
daß Sklavensinn und Pflicht des Unterthan's
ein weiter, ferner Abstand trennt; daß jeder,
den der Gesetze mächtiges Gebot,
den die Natur durch inn're Triebe leitet,
nie freyen Willen hat; — daß dieser große,
[87] beglückende Gedanke, Zauberspiel
des Himmels sey, um die Vernunft bethört
durch Täuschung einzuschläfern, und uns Menschen
an diesem Seil, des eigenen Verdienstes
erkaufte Schmeichlerin, nach seiner Willkühr,
und doch im Scheine unsrer Wahl zu führen.
Denn jeder, dessen widriges Geschick
ihn zwang, des Stärkern Macht zu folgen,
muß in der Knechtschaft eisern'n Harnisch schmachten:
nur mit dem Unterschied, daß Schmeicheley
mit Schimpf die Fesseln der Verbindung trägt,
doch kühner Wahrheitssinn sie adelt und
ehrwürd'ger macht.

Der Herzog.

Oft aber auch gefährlicher;
und dieß mit Recht. Denn in der Wahrheit Tempel
streun edle Fürsten, gleich den guten Bürgern
den Weyrauch der Verehrung; beyde
erbeben nicht vor ihres Lichtes Glanz.
Und dennoch wird der edle Fürst erröthen,
von ihr gestraft, im Kreise seiner Völker
sich zu erblicken, — wird vor Zorn entbrennen.
[88] Denn glaube mir, es ist ein niedriger
Gedanke, über andere erhaben,
und doch von ihnen übertroffen seyn.
Daher verleugne Du die Wahrheit nie,
wenn sie von Dir gefordert wird; doch schweige
zu Fehlern, die Du nicht verbessern kannst.

Gr. Peter

Sehr gern! denn aus der Freundschaft reinsten Quelle
entsprang der Wunsch, durch herben Tadel Dich

zum Gipfel der Vollkommenheit zu führen.
Gut war die Absicht, — wenn auch unerreicht! —
Von heut' an will ich schweigen; nimmer soll
die Wahrheit Dich aus Deinem Irrthum wecken,
und nichts, als eine wehmuthsvolle Thräne,
geweint der heil'gen Asche Deines Vaters,
soll jetzt bey Deinen Fehlern mir entsinken.
Doch hör' des Freundes laute Warnungsstimme,
noch einmal höre sie; — ach! eines Freundes,
der Dich mit ängstlichem Bemühn, so oft
auf diesen Armen trug, und zitternd sah,
wenn Krankheit Dir aus mattem Auge blickte, -
o hör' noch einmal sie, — zum letztenmal'. —
[89] Vermeide stets der Schmeichler höhnend Lächeln,
sie hauchen Gift im Nektar Odem aus,
und können leicht das beste Fürstenherz,
Trotz aller Wahrheit und Vernunft verpesten.
Die Thorheit mahlen sie, mit goldnen Farben
der Tugend, Dir so täuschend ähnlich aus,
daß Du Vollkommenheit das Laster nennst,
und der Vernunft die eignen Fehler schwinden.
Sie sind der falsche Spiegel Deiner Seele,
und zaubern Dir ein Bild der Größe vor;
indeß verhüllt in Dir das Laster schlummert.
Du siehst Dich selbst ein Muster höchster Güte,
zu schwach, des Edlen Unterschied zu fühlen,
und sinkst, da Dir die Fackel der Vernunft
verlischt, im Schlamme der Verbrechen nieder.
Ein Fürst, der erst in ihrer Mitte wohnt,
nur Lächler, nicht den Ernst der Weisheit sieht: -
der in den Armen einer feilen Phryne,
des Lebens schnelles Thatenspiel vertändelt; —
der erst mit flücht'gem Lächeln über die
enteilte, unbenutzte Stunde blickt:
erst Tage nur, von Wollust angelockt,
in eines Mädchens weichem Schooß verträumt, -
[90] dann Jahre auch, berauscht vom Nektartrank
wollüstiger Begier, verschleudert; der
wird endlich — wehe ihm! — von Leidenschaft,
die ihn allein beherrscht, gefesselt; — wird
ein Sklave seiner Schmeichler, seiner Thorheit;
der wird der Menschheit Last, da Er ihr Trost
zu werden, schon die schöne Hoffnung hatte.
Beweinenswerthes, menschliches Geschlecht, —
zu schwach zur Selbstbeherrschung Deiner Kräfte,
vergabst du deine Wirksamkeit Tyrannen!
Nun fließt dein Blut, die Hoffnung künft'ger Enkel,
geopfert von Beschützern deines Rechts;
ermattet liegst du unterm harten Joch
der Despotie, und jammernd steigt nach Rettung
umsonst dein Seufzer zu dem Schöpfer auf!
Er hört nicht deine Klagen! — Könige
und Fürsten, deren Herz und deren Geist
geboren ward zu herrschen, werden durch
die Schlangenbrut der Schmeicheley entnervt;

und diese Thongeschöpfe menschlicher
Natur, die sich in jede Forme passen,
ha! diese herrschen über unsre Welt,
weil sie es wagten, Fürsten zu belügen! —
[91] O! theurer Herzog, bey der Gottheit, die
gerecht, am Thron des Lichts, auch Fürsten einst
nur nach vollbrachtem Guten richten wird,
beschwör' ich Dich, — entfliehe dieser Brut,
denn sie sind Deiner Schwachheit stärkste Zeugen.
Sie setzen Dir da Tugend hin, wo sie nicht ist,
und sind durch solche Schmeicheleyen dann
beym ganzen Volk, Verräther Deiner Fehler: —
sie bringen Dich, voll schadenfroher List,
der Nachwelt nur in schwarzen Farben zu,
und rauben Dir die Achtung künft'ger Zeiten!
Sie sind's, die jede gute Eigenschaft,
aufkeimend schon, im Herzen unterdrücken;
zu jedem Edlen Dir die Mittel nehmen, —
die jeden Leidenden von Dir entfernen, —
der Ungerechtigkeit nur fröhnen, — und
die so den Vater eines Volks, zu seinem
blutdürstenden Tyrannen machen! —

Der Herzog gerührt.

Edler Mann!

(er umarmt ihn.)

Nie sollen Dir des Kummers Thränen fließen,
am Grabe meines Vaters über mich
[92] geweint: denn alles ist der Wahrheit treu,
was Dir Dein Bidersinn zu sagen hier
gebot. Doch welcher Fürst ist stark genug,
der Eigenliebe süßes Schmeichel - Lächeln,
ihr, dieser Allbeherrscherin der Welt,
zu widerstehn? Wer hat mit weisem Ernst
wohl so der Seele Innerstes erforscht,
um stets der Schmeicheley berauschend Täuschungsbild
zu kennen, und es nicht für Wirklichkeit
zu halten? —

Gr. Peter.

Der, — der Tadel glaubt, und mit
Bescheidenheit sich nach ihm richtet! — Doch
ich halte Wort; — jetzt bin ich nur Vasall,
nicht mehr Dein Freund.

er küßt ihn.

Nimm diesen Kuß zurück,
denn für die innige Empfindung strömte
des Feuers nicht genug in ihm, — und doch
für bloße Fürstenfreundschaft — schon zu viel.
Versöhnung kennt nicht des Gefühles Ziel,
[93] und Freundschaft nicht Verstellung. -

Der Herzog kann seine Unruhe nicht verbergen.

Drum verzeih —
ich gehe, das Erröthen Dir zu sparen.
Doch prüfe ja die Falten Deines Herzens,
entdecke, was in ihrer Hülle liegt; —
und kannst Du noch die düstre Bahn verlassen,
auf der zu wandeln Du beginnst, — so eile,
auf daß Dich nicht des Stolzes Zauber stürze!

(er geht schnell ab.)

Der Herzog allein.
fest auf und niedergehend in großer Bewegung, dann
selbst betrachtend.

Noch einen Augenblick, — so überwand
die Wortpracht seiner schimmervollen Größe,
den Vorsatz meines Seyns: — beynahe wich
der Fürst dem Menschen hier. - O! Traurig, daß
sie beyde nicht, durch ächte Weisheitslehren
vereint, in eines Wesens Hülle sind:
daß Fürsten nie die süße Sehnsucht kennen,
mit der ein Freund sich nach dem andern sehnt, —
[94] die Liebe nicht, die eines Jünglings Wange
mit des Gefühls erhab'nem Feuer glüht:
Uns zeigt sich nur die Menschheit als Maschine,
ihr Künstler die Natur, — ihr Führer wir! —
Und doch — den Freund, den Liebling meines Vaters —
den Führer meiner Jugend, ihn, den ersten,
und weisesten von allen meinen Freunden, —
so schnell verstoßen? — ihn dem Tode opfern? —
Und was, — was liegt in jener Schaale des
Gewinnes? Länder, die durch Brudermord
errungen sind? — die kaum mein Eigenthum,
vielleicht ein Mächtiger mir wieder raubt? —
Furcht, — daß er mir die Krone selbst entreiße,
und mich an meinem Thron als Sklave feßle?
der Rache Ruf? mein Stolz? — Nein! dieses wiegt
es noch nicht auf; doch hier,

auf sein Herz deutend.

Christine, hier, —
ha! daß ich meine Schwäche fühlen muß, —
und doch ein Mann seyn! —

(er eilt hinweg.)

[95] Von einer andern Seite kommen
Fürst Jaxa. Der Abt von Skrzyn.

Der Abt.
War das nicht der Herzog,
der sich so schnell entfernte? — düster schien,

und in Empörung seine Seele? —

F. Jaxa.

Ja,
er war's! Und keiner seines Volkes hat,
wohl so viel Ursach mißvergnügt zu werden,
als er. Denn ohne inn're Kraft und Stärke,
nicht seiner schwächsten Leidenschaft Gebieter,
der Führer und der Vater Andrer seyn, —
die große Kette der Verbindung ordnen,
und Glied an Glied mit weiser Sorgfalt knüpfen, —
ist ein Phantom, — das nur Christinens Stolz
zur wirklichen Gestalt umbilden kann.
Trotz dem, hält ihm ein jeder Augenblick
den Spiegel seiner Schwachheit vor; er fühlt
dann selbst, wie wenig, er Beherrscher ist;
daß er den Namen nur, und nicht das Scepter
der Herrschaft führt; daß eines Weibes Schlauheit,
[96] nach ihrer Willkühr seinen Willen leitet, —
daß er das Bild und sie der Mahler ist.
Und muß sein Herz bey dem Gedanken nicht
von inn'rer Wehmuth bluten?

Der Abt.

Leider bluten, —
und ach! sein Volk beym innern Kampfe leiden!
Denn so, wie ihn des Weibes Lächeln lenkt,
so reißt ihn auch der Strom der Schmeichler fort,
und jeder Edle weicht von seinem Thron.
Der Einz'ge, der bis jetzt ihm treu geblieben,
mit weisem Rath ihn vor dem Laster warnte,
Graf Peter selbst, wird endlich ihn verlassen,
will er nicht auch der Bosheit Opfer seyn.

F. Jaxa.

Und folgt er mir und meinen heißen Wünschen,
so fliehet er noch heut den Herzog und
den Hof. Zu spät vielleicht, erwacht in ihm
erst dann Besorgniß, wenn schon die Gefahr
in finstern Wolken über ihm sich thürmt.
Des Ritters Neid, - Christinens Rache schläft
jetzt noch in der Entwicklung Schooß, doch wenn
[97] sie erst die reifen Früchte trägt, sich kühn
des Volkes und des Grafen Auge zeigt, —
ha! dann ist Flucht, — dann Rettung schon zu spät.

Der Abt.

Ihr seyd zu schnell im Denken, junger Mann,
die Vorsicht lenkt der Sterblichen Geschick,
und Gottes Flügel überschwebt uns immer.
Umsonst empört der Bosheit Schlangenheer,
umsonst die Hölle sich, die Tugend zu
vernichten; Gott verläßt den Edlen nicht! —
Doch seht, dort kommt ja unser lieber Graf.

sie gehn auf den Gr. Peter zu.

Gr. Peter
kommt in der Entfernung heraufgegangen. Da er den Abt gewahr wird, eilt er freudig auf ihn zu.

Nach einem Sturm, auf unbekannten Klippen,
noch Freunde finden, ist ein seltnes Glück,
und uns um desto werther.

(er umarmt beyde.)

[98] F. Jaxa.
Theurer Graf,
was deuten diese räthselhaften Worte?
Doch nicht schon wieder neue Unglücksbothen?

Gr. Peter.
Nein; sie verkünd'gen Euch im Gegentheil
das Ende meines Unglücks; denn ich habe
dem Herzog und dem Hofe ganz entsagt.

Der Abt.
Entsagt? — auf immer Hof und Herzog schon?

Gr. Peter.
Auf immer mich von beyden schon getrennt.
Ein Streit mit Dobeis, der im Angesicht
des Volks mich anzugreifen wagte, hat
mich heut, ob ihn der Herzog gleich bestrafte,
zu diesem schnellen, kühnen Schritt bestimmt.
Ich werde nun des Herzogs Jugendfeuer,
nicht seine Unbedachtsamkeit mehr lenken; —
nicht mehr den wahren Freund ihm zeigen, und
der niedern Schmeicheley verräthrisches
Gezische überstimmen, — sondern werd'
[99] ihn sehn, und über seine Thorheit trauern, —
nie aber wörtlich an ihm Fehler rügen; —
ich werde seinen Hof besuchen, aber
mich nie in seine Angelegenheiten mischen.

F. Jaxa.
Ha! welch ein freudiges Gefühl belebt
nun wieder meine Brust; dieß war schon längst
ein hoffnungsloser Wunsch bey Euren Freunden;
und jetzt auf einmal reift er zur Erfüllung!
O! nun doch bald mein Vater; nun doch bald
den süßen Namen Sohn von Euren Lippen?
Ja! — ja! gewiß, — ein Vater, dessen Seele
so ganz, so innig jedes Schöne, Große
der Schöpfung fühlt,— wie könnte der, — taub gegen
die göttlichen Gefühle reiner Liebe, —
taub gegen jene sanften Himmelsworte
der schönen Adelheide, — ungerührt
bey dieser heißen Bitte seyn?

er fällt ihm um den Hals.

Ja! mein Vater, —
nun länger nicht gezögert, — eilet — eilet
zu unserm Glück, — zu Eurer eigenen,
so oft gepries'nen Seligkeit.

[100] Gr. Peter.
Wer kann
da widerstehn, wo die Natur gebietet.
Ja! edler Jüngling — ja! in dreyen Tagen
bist Du mein Sohn und Adelheidens Gatte.

F. Jaxa
am Busen des Grafen Peter.
Dank Vater, Dank!— Jetzt fühlt in mir die Menschheit,
daß sie ein Gott erschuf, — erhält; - jetzt sinkt
von der Unendlichkeiten ew'ger Wonne
ein Tropfen in des Lebens Freudenschaale,
und ach! sie stürzt, herabgezogen von
des Tropfens Schwere nieder.

Gr. Peter
legt auf Jaxa's Schulter seine Hand.
Bleibe stets
so glücklich, als Du heute bist; — erkenne
stets Deiner künft'gen Gattin Werth so, als
in dieser Stunde hoher Seligkeit,
und Du wirst gleiche Freud' an Deinen Kindern,
an ihnen gleiche Wonne dann erleben,
[101] als ich, in diesem süßen Augenblick
des seligsten Vergnügens. (zum Abt.) Glaubt mir, Freund,
der Krone Werth wiegt diese hohen Freuden,
der Vaterliebe hohes Glück nicht auf.

Der Abt.
Ich glaub' es gern, und ach! Dein Beyspiel weckt
in meiner Brust der Reue bittre Schmerzen!
Denn Gott im Himmel weiß, ich dien' Ihm gern, —
ich folge gern der Vorsicht seines Willens; —
doch hier, — bey dem erschütternden Gedanken, —
daß ich nicht Vater bin; — nicht jener Freuden
unendlich große Fülle schmecke, die
ein Vaterherz uns beut; — bey dem Gedanken,
empört sich laut mein inneres Gefühl,
und könnte kühn der heiligen Stunde fluchen,
da ich der Wonne, Vater seyn, entsagte.

Gr. Peter.
Ihr raset, Freund! Die Stunde zu verdammen,
da Ihr dem Dienste Gottes Euch geweiht? —
Groß sind die Freuden eines Vaters zwar,
sein Ebenbild an guten Kindern zu
[102] erblicken; doch ist auch der Kummer, beym
Verlust, die bittern Leiden über das

Vergehen eines Einzigen, so grausam,
daß sie bald jene Freuden all' aufwiegen.
Denn Vater seyn ist süß; doch diesen Namen
verlieren, oder gar sich schämen müssen,
ist schrecklich! — Und für dieses ungewisse,
so leicht verscherzte Gut, wagt Ihr, Verweg'ner,
die Gottheit zu entheiligen? - Wer gab
Euch die Gewißheit, nicht der Vater eines
verworfnen Sohns zu seyn? Nicht einer Tochter
verlorne Tugend zu beweinen? — Und,
o sagt, wo blieb dann die gehoffte Freude? —
Wie namenlos erschrecklich, wäre dann
der Schmerz, statt Freuden, Kummer einzuärnten?
Freund, — Freund! für einen Weisen war dieß viel
zu übereilt gedacht! —

Der Abt.

Für einen Weisen
vielleicht, doch für den fühlend guten Menschen
wohl nicht. Ach! lieber Graf, nur erst ein Jahr
gezwungen, Vaterfreuden, Gattenwonne,
[103] mit diesem Kleide hier vertauscht, — Ihr würdet
gewiß dann sagen, ihm ist zu vergeben,
er sprach zwar übereilt, doch fühlt er richtig.

F. Jaxa.

Daß Euer Loos nicht ganz das Beste sey,
empfindet keiner wohl so sehr, als ich,
der an der Schwelle jenes Tempels steht,
wo uns der Freude höchstes Ziel erwartet.
Recht gern wollt' ich mit Euch die Wonne theilen,
die mir der Hoffnung holde Güte gibt;
doch jetzt vergebt mir, Abt, — mein Wunsch, sie bald,
sie, meine heißgeliebte Adelheide,
recht bald zu sehn, ist schon zu groß, um länger
bey Euch noch unbefriedigt zu verweilen.
Ich eile zu ihr hin, um des Gerüchts
beredte Zunge schnell zu lähmen,
und vor Schreck das gute Mädchen ganz zu sichern.

(er will fort.)

Gr. Peter.

Nimm uns mit, lieber Sohn, vielleicht wird dann
die Freude noch vergrößert.

[104] F. Jaxa.

O! gewiß, -
gewiß, mein Vater, denn Maria lebt,
nur in dem Blicke ihres edlen Gatten.
Doch kommt, mein Vater, kommt und eilt, damit
nicht meine Sehnsucht zur Begierde werde.

(geht schnell ab.)

Gr. Peter
folgt ihm mit dem Abt.
Noch ganz der Liebe starkes Jugendfeuer.

Murawitsch
kommt gedankenvoll von einer andern Seite.
Die Sache sey von Wichtigkeit? — Er selbst
im Staatsgefängniß? — Mir bis jetzt noch alles
ein undurchdringlich Räthsel, — das sich bald, —
vielleicht sehr bald entwickeln, doch ach!
zu unserm Vortheil nimmer. — Peters Treue, —
die Weisheit seines aufgeklärten Geistes, —
sein edler Blick, — des Herzens schönste Sprache, —
die Liebe für sein Vaterland, — ha! dieß
sind Tugenden, die der Verläumdung Macht
entnerven, und die Bosheit überstimmen. —
[105] Doch wär' es Bosheit, der Verstellung Schleyer,
dem Heuchlerblick des Schändlichen entziehn?
Ist seine Tugend nicht ein Mienenspiel,
den Gläubigen durch Blendung zu betrügen?
Wie hinterging der Heuchler mich nicht selbst?
Ha! er verdient der Rache Dolch zu fühlen! —
Wenn aber Peters List erfindungsreicher,
als unser Scharfsinn wäre, — wie dann Rettung? -
Doch nein; — Christine ist zu schlaues Weib,
um nicht der Arglist strafste Bogensehne
zu spannen, ihren Giftpfeil treffend zu
verschleudern. Und, was ist wohl Männerkraft,
was Grundsatz, Tugend — was Religion
im Augenblick der Schwachheit und der Liebe? —
Die Traumgestalt, die vor dem Morgen schwindet.
Denn welches Glück hat wohl im Leben Dauer,
und welche Tugend trotzt dem Sturm der Zeit?
Stürzt eine Tugend nicht die andre nieder?
Werd' ich nicht selbst aus Freundschaft jetzt Verbrecher?
ha! nein, — ich kann ja noch die Klippe meiden,
an welcher ich zu scheitern nahe war: —
nein, — noch entsank das Steuer nicht der Hand! —
Vernunft, — noch lächelt mir Dein dämmernd Licht;
[106] ein sanfter Strahl von Deinem milden Glanze,
sinkt labend noch in meine Seele nieder? —

(wie auf einmahl von einem Gedanken überrascht.)

Ich will zu ihm! Der Freundschaft Stimme soll
ihn von der Felsenbahn des Lasters rufen;
ihm die Abscheulichkeit der blut'gen Rache,
die Nichtigkeit der schönsten Hoffnung zeigen.
Vielleicht gewönn' er wieder Tugend lieb, —
vielleicht riß Gott allmächtig dann den Vorhang,
der über meines Lebens Zukunft liegt,
hinweg, und zeigte mir ein glücklicher
Geschick, wo ich dennoch als treuer Freund,
an Dobeis Hand, den Pfad der Tugend ginge.
O! göttlich Bild, — doch leider nur ein Traum! —

(ab.)

Ein Staatsgefängniß im Schlosse.

Die Herzogin. Dobeis.

Dobeis.
Genugthuung ist meiner Rache Wunsch!
Ward nicht im Angesicht des ganzen Volks,
heut öffentlich mein edler Stolz gekränkt, —
[107] beleidigt Ritterpflicht, und Ritter-Ehre? -
Und jetzt soll ich geheim den Flammentrieb
der kühnsten Rache stillen? — Soll verhüllt,
dem Buben gleich, der sich vor Menschen fürchtet,
im stillen Dunkel die Beschimpfung rügen,
die mich vor Gott und Welt mit Schande deckt?

Die Herzogin.
Ihr könntet meinen Wünschen widerstehn? —
Umsonst hätt' ich so flehentlich gebeten, —
umsonst des Kerkers Schrecken nicht gescheut?
Ist das der Lohn, daß ich, Trotz meiner Pflicht,
nur Euch, und nicht der Tugend Ruf gehört?
Euch hab' ich meine Ruhe aufgeopfert;
Euch gab ich alles, was ein Weib besitzt;
für Euch verschwand selbst meines Stolzes Größe,
und nur ein Kind der fühlenden Natur,
sank ich berauscht, — bethört in Eure Arme, —
vergaß der Treue heiliges Gesetz!
Und ha! dafür verspottet Ihr mein Flehen,
das nur um Schonung Eures Lebens bittet? —
Denn öffentlich sich an dem Grafen rächen,
ist Raserey! — Empören würde sich
[108] das ganze Volk, und Euer Leben dann
ein Opfer ihrer Rache seyn! Ja selbst
der Krone unsers Reichs den Umsturz drohn!

Dobeis.
Sagt, theure Fürstin, sagt, wie könnt Ihr wähnen,
daß ich bey Euren Bitten fühllos wär,
wenn nicht Unmöglichkeit des Herzens Willen,
mit harten Fesseln bände! — Zwey Gefühle,
geliehen von der himmlischen Natur,
die Menschheit zu beglücken, — Lieb' und Ehrgeiz,
durchströmen kämpfend meine bange Brust.
Gleich stark an Götterreiz, doch nicht an Kraft,
erliegt im wilden Kampf die sanftre Liebe,
und jene winkt zum Thron der Majestät. —

(er hält inne, die Herzogin erschrickt.)

Ha! nehmt den gift'gen Dolch, durchstoßt mein Herz,
und sterbend werden meine blassen Lippen
noch Eure Hand, und Eure Liebe segnen.
Doch ach! beschimpft vor jedem Edlen bleiben;

verheimlicht nur der Rache Opfer bringen,
vermag ich nicht, und hinge selbst mein Leben
von der Entscheidung Augenblick.

[109] Die Herzogin.

Ihr sucht
umsonst, durch holde Worte mich zu blenden;
ich sehe ganz, was Euer Herz verschließt! —
Enthüllt zeigt sich in schrecklichen Gestalten
der kühne Wunsch, der Euren Geist durchglüht.
Ich sehe ihn, — und schaudre vor Entsetzen! —
Zum Throne steigt Dein kühn berauschter Sinn? —

Dobeis zu ihren Füßen.

Nein, Fürstin! nicht des Thrones Strahlenglanz,
der Purpur nicht, die Zier der Majestät; —
nur Euer göttlich Bild umschimmert mich.
Der schönste Kuß, als Räuber ihn genossen,
ist meiner Liebe Drang, — nicht Löschung mehr.
Rechtmäßiger Besitz, ist nur die Palme,
nach der der Liebe hohe Sehnsucht ringt; —
und diesen nur, o Fürstin, wünscht mein Herz.
O! könnt Ihr ihn — und wollt Ihr ihn erfüllen,
so opfre ich noch heut der Ehre Pflicht,
auf meiner Liebe heiligem Altar.

[110] Die Herzogin wendet ihr Gesicht weg.

Was thu ich? welche fürchterliche Wahl? —
Die Tugend zeigt sich schlummernd mir beym Elend,
und das Verbrechen in der Liebe Schooß! —

Dobeis dringend.

O! Herzogin, verdammt den kühnen Wunsch,
der Liebe heiße Sehnsucht nicht.
(er ergreift ihre Hand.)

Die Herzogin.

Es sey! —

(sie richtet ihn auf.)

Verbrecher, — komm an meine Brust, und fühle,
wie mächtig Liebe in dem Weibe herrscht! —
Kühn ist dein Wunsch, — noch kühner mein Beginnen —
und doch — er sey erhört! —

Dobeis.

Christine! — Gott! —
Ich taumle schon im Rausche des Entzückens! —
Dich mein zu nennen, — himmlischer Gedanke —
verlach' ich stolz des Fürsten-Mordes Schrecken,
und spotte kühn die Qualen einer Hölle! —

er küßt ihre Hand feurig.

[111] Die Herzogin unruhig, auffahrend.
Ich hör' der Rache Ruf!! — Auf, Ritter auf!
Graf Peter zählt verlorene Minuten! —
Ihr seyd jetzt frey. Heut Abend seh ich Euch,
dann sey der Plan zu unsrer Rache fertig.

Dobeis.
Und bald, Christine, sey er ausgeführt,
um einen größern zu beginnen, und
dann jeden Schmerz mit Liebe zu belohnen!

(heiße Umarmung. Die Herzogin ab.)

Dobeis
allein, mit schadenfrohem Lächeln.
Nun ist doch bald das ferne Ziel erkämpft,
obgleich mit Blut der rauhe Weg gebahnt.
Ha! wie viel bange Nächte kostete
mir dieser Plan, und dennoch blieb er immer,
Trotz Schlauheit und Verstellung unerfüllt!
Und jetzt gewährt ihn mir das Ungefähr.
O! hört es, Weise, die an Vorsicht glauben,
o hört es, eitle Thorheit ists, die Zeit,
[112] so kostbar im vergnügten Augenblick,
mit witzigen Entwürfen künft'ger Dinge,
mit leeren Phantasieen zu verträumen;
da doch so oft das blinde Ungefähr
der sehenden Vernunft den Rang abläuft!
der Zufall führt die List als feige Sklavin
tyrannisch fort. — O! glücklich Ungefähr, —
von Dir geschätzt, mit holder Gunst geführt,
gelang ich weiter, als an Deiner Hand
o Weisheit, Du des Himmels stolze Tochter! —
denn mochte hier Christinens stolze Seele,
erhaben oder niedrig seyn — gleichviel, —
hier fällt die Hoheit auch. — Ein Weib, in der
auf einmal so viel Triebe mächtig wirken,
gleicht in der Tugend dann dem Sandkorn, das
durch eine Welle, die der Sturm empört,
vom Strand des Meeres weggerissen wird.

er geht zum Fenster.

O! schön, — dort kommt mein bidrer Murawitsch! —

er steckt einige Papiere ein, die auf dem Tische liegen.

Murawitsch kommt.

[113] Dobeis
wendet sich schnell um, da er ihn gewahr wird.
Willkommen hier, auf unbekanntem Boden!
Ist nicht mein Anfang überraschend schön? —

Murawitsch.

Bey Gott, ich weiß mich hierin nicht zu finden;
und bin voll Neugier, dieses selt'nen Spiels
Entwick'lung noch zu sehn. Das freudige
Geschrey der Menge machte mir schon vieles
bekannt; und dennoch möcht' ich nicht gern glauben,
was ich gehört. Man sagte, Dein Verhaft
sey Peters Werk? —

Dobeis.

Sein Werk! Doch ha! er soll
es schwer genug zu seiner Zeit empfinden,
das er die Ursach dieses Schimpfes war.

Murawitsch.

Wodurch entstand denn Euer heft'ger Streit? —

Dobeis.

Durch meine Wuth, und seine niedre Bosheit.
Verräterisch entdeckt er die Verbindung,
[114] in der ich mit Christinen bin, dem Herzog;
und hatte jenes Schwächlings Seele so
bethört, daß er nur wilde Rache schnob.
Hier schien Gefahr. Doch unser gütiges
Geschick umflorte durch Christinens List,
des Herzogs kaum erhellten Blick; und Er —
ergab sich wieder seiner Gattin Wünschen.
Denn Fürsten Wille scheint nur ein Gewebe,
das des Ministers Schlauheit spinnt, und jede
entflammte Leidenschaft zerreißt. Natürlich
nahm ich der Unschuld hohe Mienen an,
und ging, da ich Christinen kaum verlassen,
der Rache wilde Forderung zu tilgen.
Ich traf den Grafen vor des Herzogs Schloß,
und zwang ihn hier, sein feiges Schwert zu ziehn.
Doch kaum begann der Kampf, so stürzte sich
der Pöbel zwischen uns, — mißhandelt' mich, —

Murawitsch.

Mißhandelt' Dich? — O! dieß ist schändlich, — ist
Beleidigung des Ritterrechts.

[115] Dobeis.

Noch mehr:
Der Herzog kam, und konnte kaum der Wuth
des Pöbels Einhalt thun. Doch endlich geht
die Menge auseinander, und — o denke —
zum Lohne meiner vielen Dienste, schickt
er mich nach diesem Ort.

Murawitsch.

Gewiß, um hier
auf bess're Mittel einer bessern Rache
zu sinnen.

Dobeis.

Und ich habe sie ersonnen!
o fein're, bess're schon ersonnen, als
jemahls, und frage Dich jetzt feyerlich
zum letzten Mahl, hast Du es g'nau erwogen,
was ich vor ein'ger Zeit vom Grafen Dir
und dessen Mord gesagt? — Bist Du noch nicht
Gehülfe meiner Rache? —

Murawitsch.
Ich bin es,
Trotz meines Herzens mächt'gem Widerstreben.
[116] Denn nicht die Hoffnung glänzenden Gewinnes,
nicht Ehrbegier, noch nied'rer Eigennutz,
nein! nur der Freundschaft magische Gewalt,
der Freundschaft, die uns beyde schon vereinte,
als Unschuld noch in unsern Herzen wohnte,
der frühen Jugend himmlisches Geschenk,
vermochte meines bessern Willens Gründe
zu unterdrücken.

Dobeis.
Weg mit diesen Gründen,
wo Ehre laut das Wort der Rache redet,
und ein durchträumter, schwacher Augenblick,
uns kummervolle Jahre macht, (er umarmt ihn) — O! sey
mein Freund, sey mein Gehülfe, und ich will
gern alle Freuden mit Dir theilen, die
der Vorsicht üppigste Verschwendung mir
je geben kann.

Murawitsch.
Ich war, und bin Dein Freund,
und darf daher von Dir Aufrichtigkeit,
als den Beweis der echten Freundschaft fordern:
o sage, sollte nicht ein besser Mittel,
[117] Als Meuchelmord und nächtlich Ueberfallen,
sich finden, Deine Rache zu befried'gen? —
Und wird, und kann dieß wohl den bittern Schimpf
der Ehre rächen? Trift nicht neue Schmach
durch neuen Frevel sie? — Denn warlich, Freund,
ein unbescholt'nes, lasterfreyes Leben,
kann uns allein das süße Hochgefühl,
und anderen die Meinung von uns schenken,
die Ehre heißt. — Uns selbst kann dieß Gefühl
nur das Bewußtseyn eigner Schande rauben,
und nimmer die Verachtung einer Welt.
Doch andern kann ein schlauer Bösewicht
verrätherisch die gute Meinung nehmen,
die unsre Tugend ihnen eingeflößt,
und dann ist es des Mannes strengste Pflicht,
so lange Blut in seinen Adern rollt,
der Ehre hohes Heiligthum zu retten;
doch nicht durch Meuchelmord es zu beflecken,
und sich der Zukunft Strafen zu verdienen.

Dobeis.
Mein Ohr ist taub für die Moral der Weisen,
nicht anzuwenden in der Wirklichkeit.
[118] Nicht Tugendsinn ist mehr der Menschheit Ehre;
die Ruhmsucht trägt verfälscht ihr Strahlenkleid.
Des Reichthums Pracht, des Fürsten günstig Lächeln,
ist jetzt das Siegel ihrer Majestät.
Der Edelmuth, dem dieß Gepräge fehlt,
trägt der Verachtung schändliches Gewand,
und hinkt verlacht, dem Grabe dürftig zu.
Nein! lieber Murawitsch, auf dieser Welt
wird Deine Ehre selten nur geschätzt,
und Tugend nie belohnt. Zu mächtig schwer
ruht in der Wageschale des Genusses
die frohe, schöne Wirklichkeit, als in
der Schale schimmervoller Hoffnung
die künftige Belohnung. Mein Wahlspruch bleibt
die blut'ge Rache.

Murawitsch.
Hast Du auch die Folgen
der blut'gen Rache g'nau erwogen? — Kennst
Du schon in seinem ganzen, großen Umfange,
in seiner ganzen Schrecklichkeit, das Wort
Gewissen? — Kennst Du schon den quälenden,
den grausen Augenblick des endlichen
[119] Erwachens? - Wann in schauervoller Stille
der Nacht, der Schatten des Ermord'ten Dich
umschwebt, — Angstschweiß in großen Tropfen sich
vor Deiner Stirne sammelt; - Schauerbeben
der Glieder Innerstes erschüttert; — grausend
Dein Haar sich sträubt, und Dich das Ganze der
Natur mit Schrecken nur umgibt? — Hast Du
auch gegen solche Augenblicke, Dich
und Deinen Muth gestählt? —

Dobeis kann seine inn're Unruhe nicht unterdrücken.

O! fluche dem
abscheulichen Gedanken der Ermordung,
und sinne auf was bess'res. — Rächen sollst
Du Dich, — nur nicht durch Mord.

Dobeis
geht tiefsinnig auf und ab, dann plötzlich zu Murawitsch.
Nun gut! Ich will
Dir folgen: — höre aber meinen Willen,
und ohne Widerspruch. — Der Graf muß fallen,
wenn wir noch steigen und nicht sinken sollen.
Sein Untergang ist unsrer Größe Gründung.
[120] Ihn länger noch auf einer Höhe lassen,
zu der wir erst heran zu klimmen wagen,
hieß der Gefahr im Schooße eingeschlummert.
Ich habe Nachricht, daß in wenig Tagen
schon die Vermählung Adelheidens sey;

bey dieser falle der Entscheidung Loos.
Die Nacht, — das rauschende Gewühl der Menge,
begünstigen dann unsern kühnen Plan,
und wir sind ganz die Meister unsers Glücks.

Murawitsch.
Doch wenn an uns der Pöbel Rache nimmt?

Dobeis.
Das kann er nicht; denn unsere Verschwörung
bleibt allen ein Geheimniß. Peters Gattin,
der Tochter, und dem Volke wird gesagt,
daß eine Räuberschaar den Grafen fortgeführt,
und unsre Sage unterstützt der Herzog.

Murawitsch.
Wenn sich der Herzog aber weigerte?
Denn jeder Fürst braucht den Verräther gern,
[121] wenn er ihm noch bestimmten Nutzen bringt,
doch haßt er ihn, weil er ihn selber fürchtet.

Dobeis.
Der Herzog weiß von nichts, — bis nach der That,
und dann wird ihn Christine schon regieren.
Dieß ist ihr Werk, — und Freund! gewiß, sie führt
es aus; ihr schlauer Kopf versteht die Kunst
der Täuschung; und Gefahren, die Du fürchtest,
bedrohn uns beyden nicht, wenn Du mir stets
der Treue Schwur, der Freundschaft Pflichten hältst.

Murawitsch gibt ihm die Hand.
Mit diesem Handschlag nimm die heilige
Versich'rung meiner Hülfe, Deine Wünsche,
Dein Glück, und Deine Freude zu erhöhn.
Doch könntest Du je Peters Mord beschließen,
so treffe Dich der Erde schwerster Fluch.

Dobeis ihn umarmend.
Und treff' auch den, der je im Glück den Freund
vergißt. — Jetzt will ich gehn, — und morgen Nacht
die nähere Bestimmung.

[122] Murawitsch staunend.
Bist Du frey? —

Dobeis.
Ich bin es, durch die Herzogin. — Doch laß
mich jetzt! — Denn ich muß eilen, unserm Bunde
auch Stärke noch zu geben.

(geht ab.)

Murawitsch
bleibt tiefsinnig stehen; geht dann mit heftigen Schritten
im innern Streit mit sich selbst auf und ab; dann

mit dem Ausdruck des höchsten Gefühls.

Gott! was war
ich einst, - was will ich werden? - Ach! erst Mensch -
einseit'ger, guter Mensch, — noch fühlbar für
der Menschheit Freuden; — dann — dann Hofmann, und
auf einmal, alle Ruhe - alles Glück
verloren! — Und ach! Gott, nun gar Verräther! -
Durch einen Freund zum Laster hingezogen,
der erst so gut, so edel mir geschienen,
und den allein die Ehrbegier vergiftet! —
O! Ehrgeiz, du der Leidenschaften kühnste, -
wohin stürmt deine Allgewalt, die Bürger
der Erde? — Menschenkraft und Menschentugend
[123] ist dir ein Halm, vom Sturm der schnellen Zeit
zerknickt! — Dir widerstehn, ein rasendes
Geschäft! — Selbst Engel fühlten deine Macht, —
du schufst sie zu Dämonen um, — und ich —
ich sollte kühner dich besiegen? Fort — mit dir,
gebietende Religion — Fessel
des Menschenwillens! — Fort mit Tugend, nur
das Gauckelspiel der Liebe! Weg! du kannst
die nicht beglücken, die am Throne leben!! —
Nein! dir entsagen will ich, — und groß werden!! —

Ende der zweyten Handlung.

[124] Dritte Handlung.

Ein Vorsaal im Schlosse des Herzogs.

Die Herzogin. Dobeis.

Die Herzogin.
Nun, edler Mann, wie steht's um Deine Rache?
Hast Du den Willen mit der That vereint?

Dobeis.
So wie es Männern ziemet, Herzogin,
in deren Herz der Liebe heil'ges Feuer,
der Ehrsucht kühnste Flamme brennt.

er küßt ihr die Hand.

Kann mir
die feinste List, den Mächtigen zu stürzen,
der schlauste Plan, es unbemerkt zu thun,
die Gnade meiner Fürstin sichern, dann -
o! dann, so hab' ich heute sie verdient.

[125] Die Herzogin.
Mann meiner Liebe, fühlt Dein stolzes Herz
nicht volle Sättigung in meiner Schwachheit,
soll ich Dir auch durch Worte noch besiegeln,
was dieser Kuß (sie küßt ihn) in stiller Wollust sagt? —
Die Sprache ist des Lebens Richterin;
wir handeln oft mit unverschämter Stirn,
wo wir in Worten unsre That zu schildern
erröthen. Drum verlange da nicht Worte,
wo schon die Handlung spricht. Entdecke mir
vielmehr die Bahn, auf der ich wandeln soll,
die Wünsche unsrer Liebe zu erreichen;
dieß ist uns wichtiger.

Dobeis.
Nie zeigte sich,
geliebte Fürstin, schöner Eure Liebe,
als jetzt in diesem dringenden Verlangen.
Hört und entscheidet den Entwurf. — Der Schein,
der blendend jede That umgibt, ist oft —
fast immer Maßstab ihres Werths. Daher
der Kluge stets den Schein des Guten zu
erhalten sucht; denn Menschentugend ist
[126] ein Schimmer, nur den Thoren zu verblenden.
Auf diesen Grundsatz stützet sich mein Plan.
Graf Peter ist das größte Hinderniß,
das unsre Liebe zu besiegen hat.
Er wird vom niedern Volk geliebt, geehrt;
die größte Kunst bleibt, dieß zu hintergehn:
denn glaubt, der Pöbel ist ein Labyrinth,
in dem sich leicht die Politik verirrt:
sein Urtheil ist ein wundersam Gebilde,

mit Wahrheit und Verblendung untermischt.
Er sieht oft schärfer, als der stolze Weise,
durchblickt den Schleyer, den man ihm gewoben,
und ist zu fürchten, wenn er ruhig duldet,
Ihr müßt daher, um jeden Argwohn zu
entkräften, Eure Feindschaft unterdrücken;
des Grafen Stolz durch Schmeicheley erheben,
und so das Volk durch diesen Kunstgriff täuschen.

Die Herzogin.
Und glaubt ihr denn, das Volk wird sich so leicht
von der Versöhnung überzeugen? —

Dobeis.
Wird
es, Fürstin. Denn so richtig oft das Urtheil
[127] des Pöbels unterscheidet, o! so leicht
kann guter Schein des Volkes Geist bethören; —
in Dingen leicht bethören, wo sie nicht
den Grund der Wirkung einzusehn vermögen.

Die Herzogin.
Wie aber wohl dem Volke dieß entdecken? —
durch welche That es ihnen glaubend machen? —

Dobeis.
Durch die Vermählung Adelheidens. Fürsten
bemerkt man nie im einsamen Gemach,
man sieht sie nur bey öffentlichen Festen; —
wen sie mit einem Lächeln dort begünst'gen,
der ist beym Volk ihr Liebling und ihr Freund,
und jeder sieht mit Neid auf den Beglückten.
Drum sucht mit List den Herzog zu bewegen,
daß Er, — Er selbst die Feyer der Vermählung,
auf seinem Schlosse zu Christinenburg
begeht, und hierdurch jedem zeigt, wie sehr
er das Verdienst des Grafen ehrt.

Die Herzogin.
Wozu
denn aber, Ritter, diese Einladung?

[128] Dobeis.
Das fragt Ihr noch? — Ist denn nicht genug,
das Volk zu hintergehn? Und werd' ich wohl
beym Hügel harren, wenn ich Felsen schon
erstiegen? Warlich nicht! Bey diesem Fest
erwartet in der Nacht, aus meiner Hand,
den Grafen die Vernichtung seiner Größe.
Bestochne Räuber brechen ein, und führen
ihn dann so weit hinweg, daß ihn so leicht
nicht seiner Freunde Augen finden sollen;
und wir sind dann vor jedem Argwohn sicher.

Die Herzogin.

Wie aber, Ritter, wenn man uns entdeckte?
Und wird der Herzog dieß bewilligen? —

Dobeis.
Die Frage klingt aus Euerm Munde, Fürstin,
zu demuthsvoll, als daß ich glauben könnte,
sie sey im Ernst gemeint. Wie? Kann ein Weib,
die einen Gott, durch ihrer Blicke Zauberey,
zu einem Dämon schaffen kann, die Stärke
des Mannes fürchten, der durch sie nur lebt?
Kann Tugend kämpfen, wo Vernunft erliegt? —
[129] Ist denn auf einmal Euer kühner Stolz
so weit herabgesunken, daß Ihr fürchtet -
wo Ihr befehlen könnt? —

Die Herzogin.
Schweigt, Ritter, schweigt!
daß ich nicht selbst vor mir erröthe. Nein! —
Noch fühl' ich meine Kraft, — noch bin ich Weib! —
Und ha! Ihr sollt es sehn, was ich vermag!

(ein Geräusch.)

Ich höre wen, — entfernt Euch schleunigst, Ritter! —
(Dobeis ab.)

Der Herzog
tritt herein, mit Befremdung.
Du so allein? — Wählt meine Gattin schon
die Einsamkeit zu ihrer stillen Freundin? —

Die Herzogin mit zärtlichem Kummer.
Wenn mein Gemahl die Unterhaltung flieht,
die er so oft einst suchte — ja, dann freylich
ist sie nur die Vertraute meiner Laune.

Der Herzog.
Christinen sollt' ich fliehn? — Nein! nimmermehr!
In ihrem Schoos empfängt mich nur die Freude,
[130] die auf dem Thron dem Fürsten stets entweicht.
Sie hab' ich nur zu meinem einz'gen Freunde
und außer ihr, wem kann ich mich vertrauen? -

Die Herzogin küßt ihn feurig.
O! nun bin ich beglückt! Dieß wollt' ich nur
aus Deinem Munde hören! Denn kann Liebe
wohl innig seyn, wenn sie das treue Weib
nur zur Gespielin, nicht zur Freundin wählt?

Der Herzog.
Und hast Du je daran gezweifelt? Hab'
ich je geheimnißvoll vor Dir geschienen?
Entfaltet lag mein Herz vor Deinen Augen,
und jeden seiner Triebe kanntest Du.

Die Herzogin.
Nur einen nicht; — den wichtigsten von allen;
Graf Peter war bis jetzt versteckt Dein Freund.

Der Herzog.
Nicht Freund; - Du irrst. Doch gänzlich ihn verstoßen,
wie konnt' ich das? Denn warlich, so verdient
er Deine Feindschaft trägt, — so schreckbar mir
sein Einfluß auf das Volk, so kann ich doch
den alten bidern Mann nicht hintergehn.
O! wüßtest Du, was er für mich gelitten,
[131] wie manche Wunde er empfing, die mir
den Kopf zu spalten drohte, als ich jung
und unerfahren in die Schlacht mich wagte;
Du würdest ihm gewiß noch heut vergeben.

Die Herzogin.
Was mich betrift, hab' ich ihm längst verziehen;
mein Haß erlosch mit der Gefahr der Schmähung.
Doch Dich zu lieben hört' ich nimmer auf,
und dieses selige Gefühl müßt' ich
verleugnen, sollt' ich Peters stolzes Herz,
die feine List, uns beyde zu betrügen,
mit kalter Seele ungeahndet lassen.
Sein Stolz ist nicht das wilde Roß der Jugend,
es ist die Schlange, die in Blumen lauscht.
Er wußte, daß sich künstlich zu verstellen,
die Larve der Religion die beste, —
die sey, die jede schwarze Bosheit birgt,
und ihn, im Schimmer heil'ger Heucheley,
dem Volke als ein höher Wesen zeigt.

Der Herzog.
Nein! nein! Christine, - nimmer kann das Laster
so täuschend schön der Tugend Bild nachahmen! —
[132] Sein Edelmuth ist nicht ein Werk der List,
dieß können seine Thaten mir bezeigen.

Die Herzogin.
Kann das Vergangene die Gegenwart
vernichten? — Und ach! welcher Weg ist wohl
gebahnter, der, der uns vom Laster zu
der Tugend führet, oder jener, der
die Tugend schmeichelnd auf den Rosenpfad
der Laster bringt? — Ich bin nur schwaches Weib,
doch weiß ich Nacht von Dämm'rung zu erkennen.
Denn jene Meinung, Peters Tugend sey
so göttlich wahr, wie sie von außen scheint,
betrog schon lange Dich, — die Priester, — und
das Volk; — dieß glaubt ihn edel, traut ihm keine
verstellte, böse Absicht zu, — und lebt
zu weit von ihm entfernt, um Heucheley
zu ahnden. Denn abgöttisch liebt es ihn,
und doch ist es gewiß, daß seine Tugend
verlarvte Bosheit ist. — Er weiß, daß ich

ihn kenne; — weiß, daß meinen schlauen Blicken
nicht seines Herzens wirkliche Gestalt
entging, und ist daher mein Feind, und meinen
gerechten Wünschen stracks zuwider; — sucht
[133] durch nied're Ränke mir die Liebe meines
Gemahls zu rauben; — Dich zu hintergehn,
den Pöbel zu betrügen, und zu seinen
Absichten beyde umzustimmen! — Und
ach! — ach! vielleicht sind seine großen, kühnen
Entwürfe bald gereift, und dann reißt Er,
von wildem Stolz entbrannt, die heil'ge Larve,
beschützt durch die empörte Menge, vom
Gesicht; wirft sich zum Herrscher auf, — und ach!
Dein Schicksal ist entschieden.

Der Herzog.
Was? — Empörung? —
O! nein! zu solchen Bubenstücken leiht
der Himmel solches Aeußre nicht! Er kann
nicht gottlos seyn.

Die Herzogin mit vielem Ernst.
Nun gut, — so glaube, was
Du willst, und werde das, wozu der Graf
Dich macht; — ich will nicht seine Sclaverey
noch zieren. Morgen geh ich nach Deutschland.
(sie will zornig gehn.)

Der Herzog ihr nach, sie haltend.
Christine! - Bestes, theures Weib! Was soll
[134] ich thun? — Was soll geschehen? — Alles - alles
nach Deinem Willen, — nur verlaß mich nicht! —

Die Herzogin.
Du weißt, daß Dich mein Herz mit zärtlichem
Entzücken liebt, und alles für Dich wagt;
daß ich Dich lieber ganz verlieren, als
unglücklich sehen will. — Verlaß daher
den Grafen; übergib ihn seinem Schicksal,
das Dich zur Rache seiner Meutereyen
auffordert; stürze ihn, eh er Dich stürzt;
und wirke bald, denn sonst ist es zu spät.
Bey kühnen Dingen kann die Schnelligkeit
der Ausführung allein entscheiden; denn
den Trägen trift des blinden Zufalls Geißel
am ersten.

Der Herzog an ihrer Brust.
Bestes Weib, - ich will ihn strafen!
Doch wie? - Denn ach! Trotz Deiner Gründe, fühl'
ich mich nicht stark genug, selbst auf den Plan
des Untergangs zu sinnen.

Die Herzogin.
Ueberlaß

dieß meinem Witze, und versprich es mir, -
[135] bey unsrer Liebe schwör' es, daß Du Alles,
was ich hier unternehme, billigst.

Der Herzog mit abgewandtem Gesicht.
Ich schwör' es.

Die Herzogin küßt ihn.
Nun — nun wieder mein Gemahl! —
Schon zittert' ich für Dich, — schon sah ich Dich
dem Thron entsetzt, der Knechtschaft Fesseln tragen!
Doch nun flammt meiner Hoffnung Schimmer auf.
Vernimm daher, was ich von Dir verlange.
Graf Peter kommt in wenig Augenblicken
zu Dir, sein Diener hat ihn mir gemeldet,
vermuthlich Dich zur Trauung einzuladen;
versöhne Dich zum Schein mit ihm, und bitte,
um ihm Beweise Deiner Huld zu geben,
daß er die Hochzeitsfeyer Adelheidens
auf Deinem Schloß, Christinenburg, begeht.

Der Herzog.
Auf meinem Schloß? Und was soll dort geschehn?

Die Herzogin.
Das Weit're will ich Dir nachher erklären.
Trau auf mein Wort, Du wirst zufrieden seyn.

[136] Der Herzog.
Ich will mich einem Weibe anvertrauen?
Dem ersten Menschen raubt' es leider die
Unsterblichkeit, ach! mir vielleicht auf immer
die Ruhe meines Lebens! —
(ab.)

Kurze Pause, dann

Die Herzogin mit lautem Freudengelächter.
O! Triumph
dem Weibe! — Nun — nun stolzer Graf, soll bald
Dein Haupt, das sich in Deiner Nächte kühnem
Gedankenspiel, schon künft'ge Enkel als
Herzoge dachte, - bald zu Boden stürzen,
und seine Krone mit dem Staub vertauschen! — —
Nein! um durch List ein Fürst zu werden, warst
Du viel zu edel noch! — Denn wann Du auch
den Weg der Bosheit schon betratst; schon dämmernd
der Schandthat hohes Ziel erblicktest, o!
so stürzte Dich ein Strahl von Tugend wieder
herab, und Deine Plane hatten Alles, —
nur nicht den Zweck der Sünde — nicht Vollendung! —
Auf! hin zur Rache, wo die Liebe winkt;
das Maß der Sünde ist die Zeit der Ruhe! —
(sie eilt schnell hinweg.)

[137] Ein Zimmer im Hause des Grafen Peter.

F. Jaxa
sitzend, einen Brief in der Hand.
Geliebter Brief, — wie viele Wollust gibt
mir deiner Worte schöner Engelsinn;
wie ganz spricht Adelheidens große Seele
aus jeder Sylbe; — wie so ganz erfüllt
sie meines Busens gieriges Verlangen
nach Zärtlichkeit; — wie voll gibt ihre Hand
den Freudenbecher, angefüllt mit Liebe,
zurück! — Ja! es ist namenlose Wonne,
zu finden eine Seele, die mit unsrer
in gleich gestimmten Harmonieen tönt! —
Bey Gott! des Lebens reinste Freudenquelle
ist Liebe doch! Sie wiegt in sanften Schlummer
die Seele ein; — erhebt in ihrem Schooß
uns mit geträumter Lust zu einem Gott,
und weiß der Täuschung süßes Schattenbild
so göttlich wahr dem Geiste darzustellen,
daß uns der Uebergang zur Wirklichkeit,
nur wie ein leichter Morgentraum erscheint.

Adelheide tritt unbemerkt herein.

Von ihrem Arm in rosige Gefilde
[138] der Schwärmerey geführt, ist mir die Welt
bey Adelheidens wollustreichem Kuß,
mehr als Elisium!

Adelheide ihn umarmend.
Ist sie? — Ist sie? -
Kann ich beglückt die stolze Hoffnung nähren?

F. Jaxa aufspringend.
Ja! Mädchen ists, — und soll es ewig bleiben,
wenn nicht der Liebe Macht ein Spielwerk ist,
das heiligste Gefühl zu täuschen; - wenn
die Macht, die solch ein liebes Mädchen schuf,
nicht eines Zufalls Werk, nein! göttlich war.

Adelheide.
O! könnt' ich doch den hohen Werth verdienen,
den Du auf mich und meine Liebe legst!
Doch wenn ein Herz, das nie Verstellung kannte,
in dem der Liebe reinste Flamme brennt,
wenn dieß durch Liebe Dich beglücken kann,
o! dann Geliebter, muß Dein Leben Dir,
im stillen Glück, edenisch schön verschwinden.

[139] F. Jaxa.
Und Götter uns die Sterblichkeit beneiden! —
Ein Tigerherz kann nur der Wonne lachen,
mit der ein treues Weib das Leben krönt! —
Umsonst erschöpft der Schmeichler seine Künste,

vergebens öffnet sich der Erde Schooß,
und bietet uns die reichsten Schätze dar; —
wer nicht der Liebe Seligkeit empfunden,
ha! der ist arm im schimmerndsten Pallast.
Glückseligkeit, das Ringerziel des Lebens,
ward nur im Schooß der Zärtlichkeit geboren,
und jetzt von mir in Deinen Arm erreicht.

Adelheide.
Vermöcht' ich doch mein glühendes Gefühl
mit gleichen Farben treffend Dir zu schildern!
Wie ich Dich einst mit liebevoller Hand,
zum schweren Streit der Feinde waffnen werde;
von Deiner Stirn den Schweiß des Kampfes trocknen,
wenn Du zurückgekehrt; mit Küssen Dir
für jeden Schmerz, für jeden Kummer lohnen;
o! könnt' ich Dir mein ganzes Herz entfalten,
um Deiner Liebe würdiger zu seyn.

[140] F. Jaxa.
Nein! dieses schönen Spiegels braucht es nicht,
um Deines Werthes Majestät zu fühlen:
entschleyert schwebt in diesem Feuerauge,
in dieses Lächelns unschuldsvoller Güte,
der Seele himmlische Gestalt; — und nur
in Deiner Liebe, find' ich mein Verdienst.
(küßt sie feurig.)

Maria tritt herein.
Ach! endlich find' ich Euch, geliebten Kinder,
Euch frohe Botschaft zu verkünden. Wißt,
nach dreyen Tagen schon hat Euer Vater
die Feyer der Vermählung festgesetzt.

F. Jaxa freudig.
Wie? ist es wahr? — Werd' ich so bald das Glück,
als Mutter Euch zu ehren, schon empfinden?
(zu Adelh.) Werd' ich dich bald als Weib begrüßen können?
O! Mutter, wie viel Dank bin ich Euch schuldig,
für ein Geschenk, deß hohen Werth zu schätzen,
der kühnste Stolz noch nicht ein Maß erfand.
Denn Adelheid, dieß Mädchen, sanft und gut,
in der im schönsten Einverständniß sich
[141] des Vaters Herz, der Mutter Reiz verbinden;
auf deren Wang', im schönsten Rosenkleide,
der Jugend Bild, der Unschuld Würde thront; —

Adelheide.
Still Schmeichler, — nur ein sparsam Lob ist süß;
das übertriebne Lob wird Spott; — und Spötter
kann man nur fürchten und nicht lieben.

F. Jaxa.
Kann
die Wahrheit je des Spottes Farben tragen?

Je trügen? Nein! sie gleicht dem Edelstein,
an ihrem Strahl von Weisen schnell erkannt.
Und kann die Sprache da zu feurig schildern,
wo das Gefühl unendlich wird? — Kann ich,
wo kalter Marmor sich beseelte, — ich —
der frohste Mann durch Deine Liebe — schweigen? —
Dich nicht mit Feuerfarben der Begeist'rung
und des Entzückens mahlen? — Nein! dann würde
die Lehre der Natur zur Lügnerin.

Maria.
Daß doch die Schwärmerey so gern der Liebe
Begleit'rin ist, da jene doch so bald
[142] entflieht; so früh ihr Zauberschleyer sinkt.
Sagt Männer, warum seyd ihr immer Flamme,
da Euer Stolz nur kalte Weisheit sucht,
und nicht Gefühl? —

F. Jaxa.
Nur weil wir Männer sind, —
Kraft war das Taufgeschenk, und Feuer die
Mitgabe der Natur, als sie uns schuf;
an diesem nur erkenn' ich stets den Mann.

Maria.
Und ich — den Jüngling. Warlich glaubt es mir,
des Feuers Ueberfluß droht oft Gefahr.
Denn von zu wilder Hitze hingerissen,
kennt ihr die Waage des Vergnügens nicht,
und leeret ganz die Schaale des Genusses.
Und ach! auf einmal alles zu genießen,
läßt für die künft'gen Zeiten nichts,
als die Erinn'rung des genoss'nen Guts; —
ein bittrer Traum für den verarmten Reichen.

F. Jaxa.
Ihr werdet ernst, — dieß wünscht' ich nicht. - Fort mit
Philosophie, wenn sie uns Freuden raubt,
[143] jetzt da uns des Genusses süße Wonne
noch lacht! — Denn Liebe und Philosophie
sind feindliche Geschwister; eine lehrt
uns denken, und die andere, empfinden.

Maria.
Und beyde, glücklich seyn. O! meine Kinder,
lernt beyder Werth nach rechtem Maße schätzen;
verehrt die Tugend; liebt Euch selbst; erzieht
die Kinder Eurer Ehe gut, und Gott
wird Euer Glück erhalten, und Euch segnen.
Nun, lieben Kinder, geht zum Tannenhayn,
wo wir so oft im Mondenglanz gesessen,
dort ist für uns ein Abendmahl bereitet;
ich werde hier auf unsern Vater warten,
und dann Euch folgen.

F. Jaxa.

Euer Wille ist
uns theure Pflicht; — wir gehen, folgt bald nach.
(sie gehen Hand in Hand ab.)

Maria allein.

Wie göttlich ist's, zwey Liebende zu sehen,
die durch das Band der Zärtlichkeit beglückt,
[144] Ihr Daseyn nur durch stete Freude fühlen!
Und ach! an diesem Glücke Theil zu haben,
ein Mittel seyn zu ihrem höchsten Zwecke; —
ist ein Gefühl von Seligen entsprossen.
O! könnt' es doch der hagre Neid empfinden,
daß er sich selbst die schönsten Freuden stiehlt,
er würde nie nach andrer Unglück trachten.

(geht nachdenkend auf und ab.)

Gott! wär' es möglich — könnte Dobeis Haß
so unersättlich seyn, der Liebe Glück, —
der Aeltern höchste Wonne zu zerstören? —
sich an der Unschuld boshaft noch zu rächen? -

Gr. Peter kommt zur Seitenthüre hinein, da ihn
Maria sieht, eilt sie freudig auf ihn zu.

Willkommen Lieber, schon zurück gekehrt?
so bald hast Du den Herzog schon verlassen? —

Gr. Peter ernst.

Ja! schon so bald, — und doch auch schon so spät;
denn liebes Weib, ich ward von seinen Bitten
gerührt; von seiner Freundschaft äußerm Schein
bewegt, und sah in ihm nicht mehr den Fürsten,
der nur den Schmeichler hört; nur ihnen folgt;
nein! sah in ihm den reuevollen Freund,
[145] und überließ mich seiner Leitung ganz;
versprach ihm mehr, als mir die Weisheit rieth.

Maria.

Und was? —

Gr. Peter.

Du weißt, ich ging, ihm Adelheidens
Vermählung anzusagen; ihn zu bitten,
persönlich diesem Feste beyzuwohnen.
Kaum hört er mein Gesuch, so reicht er freudig
mir seine Hand, und wünschte mir so herzlich,
so ganz vom künstlichen Gepränge fern,
zu diesem Feste Glück, daß ich beschämt
mich selbst in ihm geirrt zu haben glaubte.
Er schien mein plötzlich Staunen zu bemerken:
Freund, sprach er, könntest Du in meinem Herzen
die Freude lesen; welche mich beseelt,
Dich noch am Abend Deiner Tage glücklich

in Deiner Kinder frohem Kreis' zu sehn:
Du schlügst mir warlich nicht die Bitte ab,
die ich von Deiner Freundschaft fordere.
Vergiß, was zwischen uns sich zugetragen,
und fey're auf Christinenburg ein Fest,
[146] das Adelheidens künft'ge Wohlfahrt gründet,
und uns aufs neue wieder fest vereint.

Maria.
Und Du versprachst es ihm? —

Gr. Peter.
Ja, liebes Weib,
ich hab' es ihm versprochen; ob mir gleich
jetzt selbst die schnelle Güte furchtbar scheint.
Denn Haß, in schnelle Freundschaft umgeformt,
hat selten, ja fast nie Bewegungsgründe,
die aus dem edlen Wunsch, zur bessern Kenntniß
der Tugend Anderer entsprangen; — Rache
und Eigennutz sind meisthin seine Quellen.
des Herzens innige Umwandlung geht
mit mäß'ger Eil erst jegliches Gefühl
der Seele durch, eh sie die Meinung ändert,
die schon seit Jahren her sie gut geheißen.

Maria.
Und dennoch willst Du zu ihm gehn? — Es wagen,
da Du schon die Gefahren kennst, die Deiner
dort warten? — Da Du selbst es weißt, wie furchtbar
Dir dieses Gastmahl werden kann?

[147] Gr. Peter.
Will zu
ihm gehn; es wagen. Denn Scheingründen fehlt
noch viel zu wirklichen Beweisen; und
vielleicht ist er bereit, sein Unrecht zu
erkennen, — seine Schwäche zu besiegen: —
vielleicht hat jetzt Christinens Seele, durch
den Einfluß höh'rer Kräfte, ihre Bosheit
erkannt; und ach! dann würde Argwohn nur
in diesen neu Geschaff'nen, die junge
emporgesproßte Pflanze unterdrücken!
Nur Sanftheit kann der Tugend schwache Blüte
vor neuem Abfall hüten.

Maria.
Aber wenn
die Tugend noch zu sehr des frechen Lasters
nur augenblickliche Verstellung an
sich trägt; zu deutlich noch der wahren Reue
Aufrichtigkeit ihr fehlt; — wie dann? —

Gr. Peter.
Auch dann
muß man durch Unterstützung und durch Zutraun

[148] den edlen Stolz in ihrer Brust erwecken,
daß sie das wird, was sie verstellt nur schien.
Und überdieß ist es der Menschlichkeit
die liebste Traumgestalt, sich eine Welt
zu denken, wo nur gute Menschen sind.

Maria mit Innigkeit.
O! edler Mann, ganz würdig Deiner Tugend,
sind Deine Gründe! Aber ach! wenn nur
die Traumgestalt mit Blut beflecket nicht
erwacht! —

Gr. Peter.
Sie wird es nicht. Denn was kann ihm
der mürbe Schädel eines Greises, ohne
Gedanken, — ohne Lebenskraft wohl nützen?
Ach! meinen Rath, den kann er lang' noch brauchen,
doch diese grauen Locken nie.

Maria gerührt.
O! Gott,
dieß auszudenken, bebt von Schmerz ergriffen
auch meine Seele, und ich fühle dann,
daß ich nur Weib bin.

[149] Gr. Peter theilnehmend.
Drum denk' ihn nicht aus;
laß uns den Abend noch bey unsern Kindern
vergnügt beschließen; ihre Freude auch
die unsre seyn; und jeden mißvergnügten
Gedanken dann verlieren. Komm! —

(sie wollen gehen, indem kommt der Abt von Skrzyn.)

Der Abt mit verworrenen Blicken.
Verzeiht,
wenn ich Euch ungelegen komme, Graf, —
doch wünscht' ich, Euch auf wenig Augenblicke
allein zu sprechen.

Maria.
Ich verlaß Euch schon.
(ab.)

Gr. Peter.
Mir ist ein Freund zu jeder Stunde theuer,
und Ihr vor allen andern. — Doch was ist
mit Euch heut' vorgegangen; — Euer Auge
blickt wild und düster um sich; — Eure Wange
ist blaß, — Ihr scheint gerührt; — was fehlt Euch?

[150] Der Abt.
Ach! was mir fehlt, ist eine Welt zu arm,
es zu ersetzen. Nur an Eurem Busen
komm' ich, dem vollen Herzen Luft zu schaffen.

Gr. Peter.
Ihr macht mich stutzen, Abt; setzt Euch — redet.

Der Abt
setzt sich, ergreift seine Hand.
Seyd Ihr mein Freund?

Gr. Peter.
Als ob die Frage nicht
schon längst entschieden wär'; ich bin's bey Gott,
und werd' es seyn.

Der Abt.
Auch dann noch seyn, wann Ihr
nicht ganz den fändet, der ich Euch geschienen? —
Wenn ich zu schwach einst meine Pflichten brach? —

Gr. Peter.
Auch dann; — des Lebens erstes Loos ist Schwachheit;
ihr Stämpel ist der Menschheit aufgedrückt;
[151] so kraftlos, wie das Kind im Schooß der Mutter,
ist auch der Mensch, wenn Leidenschaft ihn fesselt!
Sich immer gleich an Macht ist die Natur.
Ein Kind der Erde, sinkt der stolze Mensch
ermattet stets in ihren Arm zurück.
Wo Triebe reden, schweigt die kalte Pflicht,
der Mensch bleibt Mensch, als Bettler und als Fürst.

Der Abt ihn feurig umarmend.
So hab' ich denn in Euch den Mann gefunden,
der mir zum Trost so lange schon gefehlt!
der Einzige von allen, der mein Glück
befördern kann, den ich so herzlich liebe,
ist Mensch genug, die Schwachheit zu verzeihn.

Gr. Peter.
Noch weiß ich mich in dieser eignen Laune,
in Euren Worten nicht zu finden; — sagt
was hat Euch so auf einmahl umgeschaffen? —

Der Abt.
Der Zufall that's. O! Freund, erinnert Euch,
was Ihr mir jüngst an jenem Abend sagtet:
Wir saßen einsam auf dem nackten Felsen,
[152] der Euch so oft nach seinem Gipfel lockt,
die schöne Aussicht zu genießen; denn
das weite Thal, das jenseits sich eröfnet,
die Oder, die an seinem Fuße strömt,
im Hintergrund' das düstre Waldgebirge,
durchglühen hier die Seele mit Entzucken.
Noch saßen wir, und sahen, wie sich Woge
in Wog', von gleichen Kräften fortgewälzt,
verlor, als auf der Flur die Nacht erschien.
der Mond ging auf, und spiegelte sein Haupt
mit blassem Schimmer in den wilden Wogen;

ein sanft Gesäusel bebte in den Eichen,
den Mond verfinsterten die düstern Wolken;
da wurdet Ihr in Schwermuth eingewiegt,
und eine stille Thräne glänzte zitternd
in Euerm Aug'. Ich fragt' Euch mitleidsvoll
nach Euerm Kummer; und erfuhr —

Gr. Peter.

Daß ich
ans Unglück meines armen Bruders dachte.
O! ich vergess' es nicht, wie Ihr gerührt
von seinem Schicksal mich zu trösten wünschtet,
und endlich selbst von Mitleid hingerissen,
[153] verzweiflungsvoll die Hände rangt und weintet.
Des Armen Schicksal war auch wirklich traurig;
von Jugend auf im Kloster eingekerkert,
zum Krieger, nicht zum Heiligen geboren,
mußt' er zuletzt, der Leidenschaft zum Opfer,
ein Frevler werden, und den Fluch des Höchsten -

Der Abt.

O! haltet ein, — verwundet nicht aufs neue
mein schon zerriss'nes Herz!

stürzt vor ihm auf die Kniee.

Hier lieg' ich, — seht -
ich bin's, der ihn zu einem Frevler machte!
Ich flammte seine Leidenschaft zur Agnes,
von gleichen Trieben aufgefordert, an; —
ich war's, der ihn bestärkte, sie zu rauben,
die heil'gen Klostermauern zu ersteigen,
den Schleyer ihr vom Angesicht zu reißen,
und sein Gelübd' verrätherisch zu brechen!

Gr. Peter richtet ihn auf.

Du kanntest ihn? O! sprich — wo ist er jetzt?
Entdeck' es mir, daß ich den Bruderkuß
auf seine Lippe drücke; Thränen trockne,
die ihm ein falscher Mutter-Wahn erpreßte.

[154] Der Abt.

Wo er jetzt lebt, ist mir ganz unbekannt;
ich sah ihn oft, doch ohne je zu wissen,
daß Anton Euer Bruder sey.

Gr. Peter.

Was? Anton?
Ihr sagtet Anton? —

Der Abt.

Ja, so hieß er damals.
Ist dieser Klostername Euch so wichtig? —

Gr. Peter.
Gott! wenn es wär'? O süße Hoffnung, wenn
der bidre Greis mein Bruder wär'? Vielleicht
hat ihn sein Leiden alt gemacht? - - Doch nein!
Ihr seyd nur ein verstellter Bösewicht,
Ihr wollt mich nur mit schönen Worten täuschen!

Der Abt.
Bey Gott! kein Bösewicht — nein! nur ein Mensch —
ein schwacher Mensch. Die Liebe strömt' in mich
das wilde Feuer ihrer kühnsten Größe,
[155] und ich vergaß der Pflichten Heiligkeit!
O! wenn Ihr glaubt, daß ich nicht Wahrheit rede,
so hört mein Schicksal, und bedauert mich.
Schon früh vertraut mit dieses Lebens Leiden,
weiht' ich als Jüngling mich dem stillen Kloster:
und im Gebet enteilte meine Jugend.
Ich hatte einst das Hochamt bey den Nonnen,
die zu dem Sprengel unsers Abts gehörten,
als ich in ihrem Kreis' ein junges Mädchen,
schön, wie das ros'ge Morgenroth erblickte.
Ein seliges Entsetzen faßte mich,
da sie ihr schönes Aug' entschleyerte.
Erhab'ne Unschuld, Liebe, Schwermuth, Sanftheit,
dieß alles schien aus ihrem Blick zu strahlen,
die Rosenlippen reizend zu umschweben.
Mit Zittern reicht' ich die geweihte Hostie
der holden Beterinn; — sie blickte auf, —
und ich vermochte kaum das Hochamt zu
verrichten, so gerührt ward meine Seele.
Kaum schloß das Chor, so eilt' ich bang' und traurig
nach meinem Kloster; — einsam saß ich hier,
und flehte innigst Gott um Stärke an,
als Anton zu mir in die Zelle trat.

[156] Gr. Peter.
O! meine Hoffnung!

Der Abt.
Anton war mein Freund;
er kam, mir ein Geheimniß zu vertrauen; —
ach! wollte Gott, er hätt' es nie gethan,
so hätt' er nicht so schwer und viel gelitten,
durch den gelitten, der ihn jetzt beweint.

Gr. Peter.
Und sein Geheimniß war?

Der Abt.
Er liebte, — sie -
sie selbst, an der mein Herz gefesselt war,
und wählte mich, ihm freundschaftlich zu rathen,
mit meinem Beystand ihn zu unterstützen.
Er liebte glücklich, — Agnes war, so hieß
die schöne Nonne, schon seit zweyen Jahren

durch Lieb' und Sympathie mit ihm verbunden.
Mein Blut erstarrte, da er's mir entdeckte;
so wenig Hoffnung, bey so vieler Liebe;
ich sah mit Schaudern in mein eigen Herz!
[157] Ein Strom empörender Gefühle tobte
in meinem Innern; schreckenvolle Bilder,
von Liebe und Verzweiflung kühn entworfen,
erschienen meiner Seele nun zur Wahl!
Im wilden Kampf stand Freundschaft mit der Liebe.
Doch noch verbarg ich mich vor meinem Freunde,
und ging zum Schein die Straße der Vernunft.
Ich stellte ihm in schrecklichen Gestalten,
mit Riesenbildern die Gefahren vor,
die ihm bey seiner Liebe droheten: -
umsonst, die Erde war zu arm an Schrecken,
der Liebe Muth im Busen zu bekämpfen.
Nun zeigt' ich ihm die Größe des Verbrechens,
dem Himmel die Verlobte zu entführen;
er lachte laut, und nannte meinen Glauben
ein Gaukelspiel, die Thoren zu beschwatzen.
Ich mahlte ihm die Trugbarkeit der Weiber,
von jedem Trieb magnetisch fortgerissen;
und Agnes blieb ein Gott in seinen Augen.
Auch diesen Irrwahn wollt' ich widerlegen,
und er verließ mich zornig: — Nun begann
in meiner Brust die Leidenschaft zu stürmen;
umsonst sucht' ich die Liebe zu bekämpfen,
[158] die ich so strafbar als unmöglich fand;
umsonst den Strahl vom Herzen zu verdrängen,
der wilde Gluth durch meine Nerven goß;
umsonst, ihr Bild umschwebte mich bey jedem
Gebet, in jedem Traum, in jeder Stunde. —

Gr. Peter.
Und Euer Freund, — sagt — sagt was ward aus ihm?

Der Abt.
Ein blutend Opfer wilder Leidenschaft.
Denn als der Liebe Hoffnung mir verschwunden,
als ich umsonst durch Blicke mich verrathen,
gebraucht' ich List, um Agnes zu besitzen.
Bekannt mit der Natur der Liebe, baut'
ich nur mein Glück auf ihre kurze Dauer.
Die Flamme, die am schrecklichsten verheert,
ersticken bald die Trümmer ihres Raubes:
der stärkste Feind der Liebe, ist — Genuß.
ich sann daher, ihm diesen zu verschaffen.
Ich flammte mächtiger in Antons Busen
den kühnen Trieb, der Liebe Sehnsucht an,
und überstimmte bald die schwäch're Tugend.
[159] Er floh mit Agnes und mit mir dem Kloster,
und war in ihrem Arm beglückt.

Gr. Peter.
Beglückt? —

meineidig, und beglückt? —

Der Abt.

Er war es. Denn
noch schlummerte von Wollust eingewiegt,
der Richterruf des inneren Gefühls;
vergoldet stand, im Wonneblick der Liebe,
die Zukunft noch als holdes Mädchen da.
Doch bald verschwand des Traumes Schattenbild,
und nun erschien der Hoffnung Morgen mir.
Denn sanfter ward die Sprache der Empfindung,
vom stillen Ernst des Kusses Gluth gekühlt;
es ruhten, wie vom Zauber hingegossen,
nicht mehr auf Anton, Agnes Blicke nur;
ihn fand in ihren weichen Armen nicht
Aurora mehr, denn Sorge scheuchte schon
den Schlummer früh von seinen matten Augen:
er sah der Liebe Harmonie gestört,
und Eifersucht erwachte nun in ihm.
[160] Jetzt war die Zeit, um Agnes zu bestürmen,
ihr meine Wünsche endlich zu entdecken: —

Gr. Peter.

Abscheulich! Ihr ein Priester Gottes? — Ihr? —
der sich am Unglück seines Freundes labet,
der auf die Schwachheit eines Weibes hofft,
um seine schändliche Begier zu stillen? —

Der Abt.

O! flucht mir nicht! Zu elend bin ich schon,
um diesen letzten Schmerz noch zu ertragen;
denn wißt, die Eifersucht riß Anton hin, —
er mordete das schönste Weib der Erde.

Gr. Peter.

Allmächt'ger Gott! ein Mörder?— Agnes Mörder? —

Der Abt.

Ach! wie so viel hab' ich seitdem gelitten,
wie oft nach meinem Freunde mich gesehnt;
wie oft um Mitternacht noch bitt're Thränen
um ihn vergossen; Thränen, dem Tode Agnes
geweint. Doch endlich ward mein Schmerz gelinder; -
durch gute Thaten wog ich jene auf,
[161] und ruhiges Bewußtseyn kam zurück.
Schon hatt' ich ganz der Liebe Zorn vergessen,
mit dem sie mich so grausam einst gestraft,
als mich das Schicksal Eures Bruders wieder
zum neuen Schmerz, zum neuen Kummer weckte:
denn ich erkannte gleich in ihm denselben,
dem ich sein Weib, sein Glück, sein Alles raubte.
Heut sucht' ich unter meinen Briefen nach,
und seht! fand diese Zeilen noch von ihm.
(er gibt den Grafen ein Papier.)

Gr. Peter reißt es schnell auf, und lies't.

An Agnes.

Riesenbilder, die sich vor mir thürmen,
wilde Zweifel meiner Phantasie,
wollt ihr ewig, ewig mich bestürmen,
stören unsrer Liebe Harmonie? —

Ist es Wahrheit, was ich zitternd denke,
Agnes, Agnes kannst Du treulos seyn?
Ha! dann Hölle komm herauf, und tränke
mich mit Gift, und lindre meine Pein! —

[162] Meine Ruhe hab' ich ihr geschlachtet,
meiner Seele Hoffnung gab ich hin;
nicht Gefahr noch Noth hab' ich geachtet,
und Verschmähung wäre mein Gewinn? —

Ha! dann sey's den Furien geschworen,
wilde Rache stürze sie ins Grab;
mit ihr hab' ich meinen Gott verloren,
ich vernichte, was er mir einst gab!! —
(wirft das Blatt weg.)

Unmensch! — und dieses Elend war Dein Werk? —
Du machtest ihn zum Mörder seines Weibes? —

Der Abt.
Zum Mörder nicht; doch liebt ich sie, wie Er.
Schlug denn kein menschlich Herz in meinem Busen? —
Kann ich dem Sturm gebieten, wenn er braus't? —
Der Liebe Glut kann die Vernunft nicht löschen,
wer sie besiegt, hat nie die Kraft gekannt,
die in dem Nektar ihrer Reitze strömt.
Durch inn'ren Kampf steigt ihres Wesens Stärke!
Dem Riesen gleich, den einst Alcid erdrückt,
wird sie, ein Kind der göttlichen Natur,
[163] durch die Berührung ihrer selbst nur kühner.
Und darum wollt ihr mich verdammen,
weil ich Unmöglichkeiten unvollendet ließ? —
O! Mann, Du Einziger auf Erden, dem
ich meinen Kummer klagte, willst Du auch
mich noch verlassen? — Nur durch Dich erhielt
ich vom Geschick noch Trost, und ach! Du könntest
mir jetzt, weil ich als Freund Dich liebte, fluchen? —

Gr. Peter
nach einigem Nachdenken.
Nein! ich vergesse die vergangne Sünde
bey gegenwärt'ger Tugend. Heilig ist
mir jeder, der zu ihr zurückgekehrt.

er umarmt ihn.

Vergebt, wenn ich mich gegen Euch verging,
ich bleibe Euer treuer Freund: — doch darf
ich auch auf Eure Freundschaft rechnen? —

Der Abt.
Ewig,
beym Himmel! ewig.

[164] Gr. Peter.
O! so sagt, lebt Anton,
lebt mein Bruder noch? —

Der Abt bekümmert.
Dieß weiß ich nicht!
Denn er entfloh nach jener grausen That,
und seit der Zeit hab' ich ihn nie gesehn.

Gr. Peter.
Und würdet ihr ihn auch nicht mehr erkennen?

Der Abt.
Erkennen, hätt' er auch in Sclaventracht
sich eingehüllt. Zu lebhaft schwebt sein Bild
vor meiner Seele noch; zu glühend steht
in meiner Brust sein Name eingeschrieben,
als nicht beym ersten Anblick ihn zu kennen.

Gr. Peter.
Ihr würdet also? — o! dann eilet — eilet
zu ihm, ich weiß, wo Anton sich verborgen.

[165] Der Abt.
Ach! spottet meines schweren Kummers nicht!

Gr. Peter.
Fluch dem, wer Euer spottet. Hört — ich hatte
vor ein'ger Zeit mich mit dem Herzog auf
der Jacht im weiten Waldgebirg' verirrt.
Das Ungefähr bracht uns zu einer Hütte,
in der ein alter Siedler wohnt. Er nahm
uns gütig auf; — sein bidrer, großer Blick
verrieth uns gleich den edlen Mann in ihm.
Ich ward beym ersten Anblick schon gerührt:
doch da er uns sein Schicksal erst entdeckte,
erwachte der Gedanke schnell in mir,
daß es mein Bruder sey. Denn wie Ihr wißt,
als jüng'rer Sohn ward er bey der Geburt
dem Kloster schon bestimmt. Ich sah ihn nie: —
nur erst nach meines Vaters Tod' erfuhr
ich seinen Aufenthalt. Ich eilte hin;
doch ach! er war auch hier verschwunden,
mit Agnes schon entflohn. Vergebens war
bis jetzt mein Forschen; nirgends fand ich einen,
der mich vermuthen ließ, er sey's. Doch jetzt,
[166] jetzt bleibt für mich kein Zweifel mehr, der Greis,

der auf der Jacht mich freundlich aufgenommen,
er ist mein Bruder.

Der Abt.
Aber worauf gründet
sich Eure Hoffnung? —

Gr. Peter.
Nur auf seinen Namen,
und mein Gefühl. Auch er heißt Anton;
ward früh dem Klosterleben schon bestimmt.
O! eilet hin, — seht, ob Ihr seine Hütte,
ob Ihr ihn wiederfindet; — eilet — eilet! —

Der Abt.
Ja! ich will hin! Will jeden Fels erklimmen,
jede Schluft durchsuchen, - jeden Busch
durchstreichen, bis ich seine Hütte, bis
ich ihn gefunden habe!
(er eilet schnell ab.)

Gr. Peter allein.
Holde Hoffnung,
die meine Brust mit sanfter Wonne schwillt, —
[167] darf mich dein Lied in Schlummer wiegen? —
Nein! nein! Der kalte Mensch ist weise! Ich
will fürchten, statt zu hoffen! —
(folgt dem Abt.)

Zwey Tage nachher.

Nacht.
Ein dicker Wald. In der Entfernung eine Hütte, in welcher eine Lampe brennt, deren Schimmer man schwach durch ein Fenster erblickt, mehr vorwärts ein freyer Platz, wo in der Mitte ein Cruzifix steht. Aus dieser Hütte tritt der Einsiedler Anton, einen Spaden auf der Schulter.

Der E. Anton
naht sich, melankolisch langsam.
Still und traurig
ist diese Nacht! Wie meine Seele dunkel! —
Schwer ruht die Schreckenhand des Weltenrichters
auf einem Frevler! — Nieder — zur Verdammniß —
zur Erde — ach! zum Grabe drückt die Last
des strafenden Gewissens! — Lächelnd scheucht
die frohe Jugend diesen Richter fort,
[168] und sinkt berauscht an deinen Busen, Hoffnung!
gibt statt der That, Versprechungen der Pflicht.
Doch ach! ist erst das gold'ne Haar verbleicht,
verwelkt die Rose jugendlicher Wangen;
ha! dann erwacht der eingewiegte Tieger,
raubt träumend dann dem Schlummer die Erquickung,
dem Tode selbst die Ruhe! — (Pause.)

(er nimmt den Spaden ab, stützt sich auf ihm, und sieht traurig zur Erde.)

Also hier —
hier soll mein Grab seyn? — Hier, soll mein Gebein
in Staub zerfallen und vermodern? - Staub? -
Die Harmonie der wundervollsten Kräfte,
nach ewigen Gesetzen eingestimmt, —
der Lebensquell tiefgreifender Gefühle, —
der Mutterschooß unendlicher Gedanken, -
die Seele Staub? — Auf ewig — ewig Staub? -
Wie? — Klimmte nicht am Schöpfungsmaß der Wesen,
kaum halb belebt, der Wurm zum höchsten Ziel,
das die Natur ihm dämmernd vorgesteckt?
Und ich allein? — Ich sollte nicht vollenden? —
Lobt die Natur nicht ihres Schöpfers Weisheit
in jedem Theile der geschaffnen Welt, —
[169] und sollte sie, am schönsten Meisterwerk,
der Gottheit Bild, am Menschen Ihn verleugnen?
Wozu der Traum edenischer Gefilde? —
Wozu der Drang, an Geisteskraft zu steigen?
Unendlichkeiten, uns mit schwachem Griffel
im Zauberthal der Zukunft vorgezeichnet, —
wenn unser Endzweck nur Vernichtung sey? —
Nein! nein! der sanfte Schimmer wird einst Licht, —
Unendlichkeit — ich werde dich erforschen!
Zurückgefordert deiner Gottheit Strahl,
wird meinem Geist, im Schooß der Ewigkeit,
dein Wesen sich, in glänzenden Gestalten,
in miriaden Formen sich enthüllen!
Ich werde seyn, was ich einst war - unsterblich!
Und Agnes — Agnes, ach! dann seh ich Dich
an Gottes Thron einst wieder! Seh Dich wieder? —
(Pause.)

Nein! nein!! nein!!! Mörder, die verachtet Gott,
sie sind die Störer seiner Harmonieen!

(in verzweifelndem Ausschrey.)

Ich bin verdammt! O! Gott im Himmel, bin
verdammt! —

(er lehnt seinen Kopf auf den Spaden. Tiefe Pause. Dann im gemäßigt melankolischen Ton.)

[170] Doch grabe Alter, — grab', eh du
vollendest!

(er gräbt; es fängt an zu stürmen.)

Ha! horch Greis! horch wie der Sturm
so schrecklich durch die Eichen-Wipfel heult!
Es sind die Seelen der Verdammten! — Horch! —
Hu, Alter, hu! dich schaudert! — (Pause) Grabe, — grabe

an deiner Todtengruft.

(er gräbt weiter. Eine Eule schreyt.)

Die Eule schreyt —
ruft meinen Grabgesang! — Sie ruft — sie ruft —
ha! meine Todesstunde naht!

(er will niederknieen, indem sieht er aber in der Entfernung den Murawitsch kommen.)

Sieh da
ein Mensch! — Der möchte meines Schmerzes spotten,
ich will ihm fliehn! —

er verbirgt sich im Gebüsch.

Der Sturm nimmt zu; der Donner wird stärker, die Blitze heftiger.

Murawitsch
in wilder Bewegung: da er das Cruzifix erblickt, bleibt er stehen.

Hier ist der Platz! — Die Nacht
ist fürchterlich genug, um Teufel zu
[171] gebähren! Stürmisch schon genug, der Nord,
um von der Seele jeden guten Vorsatz,
wie von dem Stamm das dürre Blatt zu wehen!
Der Donner mächtig schon genug, die Stimme
der Pflicht zu überschreyn! — Doch wo bleibt Dobeis?
Die Mitternacht ist um; — er noch nicht da? —
Ich bin doch recht?

(er geht suchend umher.)

Der freye Platz im Walde —
und dort das Cruzifix —

er stößt auf das Grab, fährt erschrocken zusammen.

ha was! ein Grab!
Ein frisches Grab! Will etwa mir die Hölle
im schwarzen Spiegel der Vernichtung die
vermess'nen Bilder zeigen, die mich einst
mit kalter Hand am Ziel der Zeit empfangen? —
Mich schon nach jenem düstern Tempel führen,
wo Nacht regiert und ew'ges Schweigen wohnt? —

er bleibt nachdenkend vor dem Grabe stehn, dann in gelaßnem Ton.

O Thor! in welchen wilden Labyrinthen
irrt die Gewissensangst! — Es ist ja nur
ein Grab! das Schwanenbette stiller Ruhe!
Ein Weiser dachte sich die Zukunft, und

[172] er grub sich selbst dieß Grab! — Muth, schwacher Thor!
Der kühnste Mann ist auch der Glücklichste!
Besorgniß führt an ihrem Gängelbande
so gut ins Grab, wie Unbesonnenheit!
Nur der ist weise, der die Zukunft kennt! —

in diesen Gedanken verloren, ist sein Blick stier auf
das Grab geheftet.

Dobeis, Rutowsky, Platschinsky kommen.

Dobeis noch in der Entfernung.
Ha! laßt den Sturm! je schrecklicher die Nacht,
je heiterer der Morgen.

Murawitsch erschrickt.
Hör' ich recht?
Dort eine Stimme.
(er tritt zurück.)

Dobeis eine Laterne in der Hand.
Hier wo muß er seyn!
He! Murawitsch! —

Murawitsch.
(für sich) Er ist's! (laut) Hier bin ich Freund!
[173] Du hast mich lange auf Dich warten lassen, -
und mir ist jetzt die Einsamkeit nicht hold.

Dobeis.
Vergib, — um Dir Gesellschaft mitzubringen,
verweilt' ich mich so lang'; — und warlich! Du
beschämst mich sehr durch Deine Gegenwart,
da mich beynah der Sturm zurückgehalten,
und Du sein wildes Toben nicht geachtet.

Murawitsch.
Der Freundschaft Bande kann kein Donner trennen,
am wenigsten in solchen Augenblicken,
wo Herz und Kopf in schwerem Kampfe liegen:
den wahren Freund muß dieser Argwohn kränken.

Dobeis.
Doch nicht erzürnen! Drum zum Werke Freund!
Laß immerhin den Donner brausen; Wogen
sich brechen, — Winde heulen; um so wilder
des Schöpfers Schrecken wüten; um so freyer
kann der Geschaffne handeln.

Murawitsch
führt ihn näher dem Grabe, mit vielem Ernst.
Sieh dieß Grab.

[174] Dobeis kalt.
Ich sehe.

Murawitsch.
Fühlst Du nichts bey diesem Anblick?
Gar nichts? —

Dobeis wie vorher.
Ein wenig Kälte mehr, als gestern, -
sonst nichts. Zerstörung ist der Schöpfung Mutter;
aus ihrem Schooß bevölkert sich die Welt!
Sie steht der großen Künstlerin, Natur
zur Seite, den Giftbecher in der Hand;
wo jene bildet, reißt sie wütend nieder;
wo jene schaffen soll, muß sie zerstören.
Der Tod gibt Leben, und das Leben Tod!
Aus meinem Staub' entkeimt ein neues Wunder;
doch ach! für mich kehrt keine Jugend wieder;
die goldne Frucht des Lebens ist verwelkt,
Erinnerung! dein Spiegel wird zernichtet!
Nur einmal kann ich ein Geschöpf der Erde,
ein Wesen seyn, nur zum Genuß geboren;
die Geister fremder Welten sah ich nie!
Doch riß sich hier vielleicht ein Körper los,
und stieg belehrend für die Menschheit auf?

[175] Murawitsch.
Bey Gott! Du würdest vor dem Lehrer zittern!

Dobeis.
Und ihn belachen; — Doch genug davon!
Die schöne Nacht verstreicht, und es ist nichts
geordnet.

zu den beyden andern.
Tretet näher Freunde!

sie nähern sich.
Näher,
denn selbst die Nacht ist oft Verrätherin!

Rutowsky und Platschinsky treten hart an Dobeis,
Murawitsch hat sich betrachtend nach dem
Grabe hingewandt.

Seyd ihr noch fest entschlossen, mir zu halten,
was ich auch will, sey's Leben oder Tod? —

Rutowsky.
Noch fest entschlossen, Ritter.

Dobeis.
Könnt ihr sterben? -

[176] Platschinsky.
Wir fürchten nicht den Tod, doch lieben wir
das Leben.

Rutowsky.
Andre lehren wir die Kunst
zu sterben, aber üben sie nicht selbst.

Dobeis.
Ihr scheinet kühn; - ich wünschte tapfre Männer.
Auf! höret meinen Willen. Schwer und mächtig
drückt meinen Busen das Bewußtseyn einer
Beschimpfung, die bis jetzt noch ungerächt
dem Frevler blieb, der mich so hart gekränkt.
Sein stolzes Haupt, das den Gesetzen trotzte,
das heuchlerisch ein ganzes Volk betrog,
glaubt sich bethört durch Pfaffen Stolz gesichert.
Das Herz des Volks, durch Heucheley gewonnen,
beschimpft er ungestraft, die Edelsten
des Reichs; und knechtisch mußte jeder dulden,
nicht kühn genug, die Fesseln zu zerbrechen.
Doch nun hat seiner Stunden wichtigste
geschlagen; schon beginnt sein letzter Stern
der Größe zu verlöschen! — Fallen soll
[177] er itzt durch Euch! — Vermöcht' ichs, o! ich wählte
nicht Meuterey; ich stieß ihm selbst dieß Schwert,
das meine Faust so kühn geführt, ins Herz:
doch Fürstenangst hat ihn davor geschützt,
der Funke soll nicht wilde Flamme werden.
Wohlan! durch Andre werd' ich dann gerächt!
Die gute Absicht adle das Verbrechen.
Ihr seyd dazu erwählt; und Euer Lohn
sey Eurem Dienste gleich. Erklärt Euch nun!

Rutowsky.
Wir wagen viel, nach dem, was Ihr . .

Dobeis schnell einfallend.
Noch mehr!
Selbst Euer Fürst entbietet Euch durch mich; —
auch ihm ist der Verräther furchtbar;
er zittert, sich an ihm zu rächen, und
verspricht Euch Tausende für diese That.

Platschinsky.
Bey meinem Dolch! wir sind die Eurigen.
Was kümmern uns die Priester? — Morden ist
der Zeitvertreib in unsern Abendstunden;
[178] Verräthereyen das Erhohlungswerk
des Tages.

Rutowsky.
Unsre Dolche blitzten nie
aus dem Geheft, daß Blut sie nicht befleckte,
der Fluch von Sterbenden sie traf. Befiehl! -
wir handeln.

Dobeis.
Ich verlange mehr als Mord: —

vernichten kann der Zufall. Um zu tödten,
bedürft' ich Euer nicht! Ein Pülverchen,
versteckt dem Wein des Schwelgers eingemischt, —
ein scharfer Dolch im Busen eingetaucht —
und das Gewebe künstlicher Erfahrung,
der weise Mensch — zertrümmert stürzt er nieder.
Nein! diese Kunst kann jeder Pfuscher üben!
Doch festen Muths sich durch Gefahren drängen, -
den stolzen Thor im Glanze seiner Größe,
im schönsten Traum der Zukunft überraschen, —
ihn unverletzt dem Kreise seiner Freunde,
dem Kusse seines Weibes zu entreißen? —
Erbebt Ihr auch vor dieser Fordrung nicht? —

[179] Rutowsky.
Nein! Ritter; unser Muth gleicht unserm Geitz;
sie kennen beide keine Schranken.

Dobeis.
Gut!
So schwört mir Treue und Verschwiegenheit.

Platschinsky.
Wir kennen keinen Schwur, als unser Wort,
und Eure Münze. Wollt Ihr mehr, so müßt
Ihr Euch an einen Eurer Pfaffen wenden.

Dobeis für sich.
Ganz sonderbar; — und doch nicht falsch gedacht.
(laut.) Ich glaube Eurem Wort; — ich will es wagen.
Wißt denn, der Mann, der mich so freventlich
gekränkt, der meine Rache fühlen soll, —
ist der Graf Peter.

Rutowsky.
Wer? Der edle Graf?

Platschinsky.
Der Menschenfreund — der Vater aller Armen?

[180] Dobeis für sich.
Selbst Mörder sind von ihm bestochen! (laut.) Ja!
Der edle Graf, der keine Bosheit scheut,
die ihn erheben kann; der Gutes thut,
um unbemerkter dann zu freveln; der —
ja der Verräther ist's, der stürzen soll —
und stürzen muß. Hört! morgen schon ist die
Vermählung seiner Tochter; — eine Nacht
muß sie zum Weibe, — ihn zum Sclaven machen.
Das Fest wird zu Christinenburg gefeyert;
Ihr müßt daher Euch um die eilfte Stunde
in dem Gehölz, das an den Garten gränzt,
versammeln; hier bis Mitternacht verweilen.
Dann eilt Ihr nach des Schlosses linkem Flügel,
steigt dort ins fünfte Fenster ein; empfangt

von mir aus meinen Händen dann den Grafen,
und führt ihn nach dem Rabenthurme, hier
im Waldgebirg.

Platschinsky.
Und unser Lohn?

Dobeis.
Ist mit
des Frevlers Kopf in Euren Händen. —
[181] Doch nun verlaßt uns, eh der Tag anbricht;
ich bau auf Euren Muth, auf Eure Klugheit.

Rutowsky.
Wie wir auf Eure Dankbarkeit.
(sie wollen gehn.)

Dobeis.
Noch eins!
Vergeßt es nie, daß unter eines Fürsten
Aegide mein Verbrechen thront; und daß
Ihr nimmer meinem Arm' entgehen könnt.

Platschinsky.
Ein Mann, ein Wort: wir sehn uns morgen! —
(mit Rutowsky ab.)

Dobeis
zu Murawitsch, der in Betrachtung versunken sein Auge
auf das Grab gerichtet hat.
Nun?
Du sagst kein Wort zu meinen tapfern Leuten?
Du stehst ja wahrlich hier, als wolltest Du
der Auferstehung warten? — Armer Thor —
die Todten sind verschwiegene Geschöpfe.

[182] Murawitsch.
Betrog'ner Dobeis — Deine Schaam will sich
in Witz verbergen; Deine Seele fühlt,
daß dieser Augenblick sie in die Zahl
der niedrigsten Verbrecher führte; — und
mit Worten willst Du mein Gefühl bestechen?

Dobeis.
Wozu bestechen? — Willigtest Du nicht
in meinen Plan?

Murawitsch.
Ja! leider täuschte mich
der Freundschaft liebliche Gestalt; das Herz
von Vorurtheilen eingenommen, glaubt
zu gern nur was es wünscht. Ich hoffte, Dich
gerecht zu finden; Deine Rache schien
mir die Geburt gekränkter Ehre; - doch
wie anders seh ich jetzt.

Dobeis.
Was siehst Du denn?
Hat die Natur so schnell mich umgeschaffen? —

[183] Murawitsch.
Sie hat es, Freund! Wie im Chamäleon,
so spiegelt sie, mit buntgemischten Farben,
in meinem Auge Dein Gemählde jetzt.
Es ist kein Ding im Reiche der Natur,
kein Wesen von so tausendfacher Art -
als der gepries'ne Fürst der Welt, - der Mensch.

Dobeis.
Von welchem Pfaffen borgtest Du die Formel?

Murawitsch.
Von der Erfahrung. Sie entdeckte mir,
was ich umsonst in weisen Büchern suchte.
O! Dobeis — folge jetzt auch ihrem Wink!
Was nutzt es Dir, wenn Du den Grafen stürzest?
Wenn Du den Thron erreichst, nach dem Du ringst?
Kann Dir ein Diadem ersetzen, was
Du jetzt ihm opferst? — Kann der Purpur wohl
Dir die Erinn'rung Deiner Sünde nehmen? -
Und was ist edler, — Kronen auszuschlagen, -
ach! oder sie verrätherisch erringen?

[184] Dobeis bestürzt.
Ich glaube Dein Verstand hat Dich verlassen!
Wo sind denn hier wohl Kronen zu erkämpfen?

Murawitsch.
Ha! diese Frage macht dem Freunde Ehre!
Hast Du gemeint, mein Auge sey erblindet, -
ich könne nicht beym Sonnenscheine lesen?
Der Schleyer war nicht fein genug gewebt,
in den Du Deines Stolzes Hoffnung hülltest! —
Erröthe vor Dir selbst, — ich weiß, wonach
Du trachtest. Doch noch ist es Zeit — noch kannst
Du ja zurück in Arm des Freundes kehren;
sey größer, als der stolze Cäsar war,
gib einen Thron um Deine Tugend auf!

Dobeis.
Ich kann nicht mehr! Der himmlische Gedanke,
ein zweyter Gott in meinem Reich zu seyn;
zu herrschen da, wo Tausende gehorchen;
o! er hat mich zu mächtig schon bezaubert,
ich kann nicht mehr der Sclave andrer seyn!
Wer erst der Ehrsucht Götter - Harmonieen,
[185] die Stimme hört, die uns zum Throne ruft, —
ha! der muß folgen, wenn er Engel wäre.

Murawitsch.
Verstopften die Achaier nicht ihr Ohr,

dem Zauber der Sirenenstimmen zu
entgehn? Kann dieß der Weise nicht auch hier?

Dobeis.
Er hätt' es wohl gekonnt — doch nun nicht mehr.
Ein schwacher Laut von dem Gesang vernommen,
ein Flistern nur, wie Abendlüfte wehen,
und nichts vermag den Taumelnden zu halten;
das Weltmeer wird ein Bach vor seinem Blick,
zum Hügel jene grauen Riesenfelsen!*[47]
Jetzt muß der Stolz die Eisenfessel brechen,
mit der das Schicksal ihn ans Sclavenjoch
geschmiedet! —

Murawitsch.
Oder in der Last ersticken.
Der Zufall ist ein mächtiger Despot,
[186] als Mörder sterben, keine leichte Sache.
Denn wenn Du nun am Fuß des Thrones stehst, -
schon Deine Hand begierig nach der Krone —
begierig nach dem Zepter streckst, — und schnell
ein halber Wink des Schöpfers Dich vernichtet;
wie würdest Du dann in die Zukunft gehn -
wo bliebe dann die Hoffnung jener Welten? —

Dobeis.
Wo sie jetzt ruht — im Chaos unsrer Träume. -
Das ganze Bild zukünft'ger Paradiese, -
Belohnungen, im Spiegel vorgehalten,
dem schwachen Thor das Auge zu verblenden —
was sind sie weiter, als ein schöner Traum,
der beym Erwachen uns die Natter zeigt,
in deren Schooß wir taumelnd eingeschlummert?
Was ist das Puppenspiel der Hölle mehr,
als eine Frazze, schlau vom Klügeren
erdacht, des armen Gläubigen zu spotten; —
zum Himmel ihn am Narrenseil zu führen? —

Murawitsch drückt ihn von sich.
Zurück! Du frevelst mit dem Heiligsten!
Wer mit dem Himmel spielt, — der kennt auch nicht
[187] der Freundschaft und der Menschheit heilige
Gesetze.

Dobeis.
Kennt sie wohl, und wird sie ehren.
Und überdem ist es ja nur Vergeltung,
den Himmel zu verspotten; — meine Laster -
sie sind so gut sein Werk, als meine Tugend;
Nur seine Schöpfung ist es, welche Mörder
beglückt, Verräther krönt, die Unschuld mit
der Hoffnung goldnem Morgen lohnt. O! fort

---

[47]* Das Riesengebirge in Schlesien.

mit dir, du trügerisches Bild, hinweg!
daß nicht dein Gifthauch meine Freude tödte! —
Mit Wonne will ich dort ein Bube seyn,
wenn ich vor Menschen nur, der Gottheit Schatten,
sein Nachbild scheinen kann. Ha! bleib ein Thor,
und tröste Dich mit Hoffnung, und durchträume
ein Leben, das abgerollt vom großen Ball
der Urzeit, nur ein Faden ist, mit dem
der Thor die Ewigkeit anknüpfen, und
der Weise seinen Leichnam zur Verwesung
umgürten will.

[188] Murawitsch fährt erzürnt auf.
Jetzt endet meine Freundschaft!
Zu lange war sie falsche Richterin;
ich sehe nun in Dir nur einen Frevler!
Vernichtet sey, was ich Dir einst geschworen,
und unser Bund getrennt! Ich muß Dich fliehn,
eh Du auch meine Tugend ganz zertrümmerst.
(er will fort.)

Dobeis hält ihn.
Was willst Du thun? —

Murawitsch.
Den Freund vergessen, und
der Welt den schlauen Bösewicht verrathen.
(er will sich loswinden.)

Dobeis
reißt seine Klinge heraus und sticht ihm in die Seite.
Ha! so verrathe auch den Mörder noch! —

(er eilt schnell ab. Murawitsch sinkt verwundet zur Erde. Der E. Anton eilt aus dem Gebüsche herbey.)

[189] Der E. Anton.
O Gott im Himmel! welche That! —
(er bücke sich zu ihm nieder.)

Murawitsch
fährt erschrocken zusammen, betrachtet dann den Einsiedler Anton eine Zeitlang.
Ach! Freund,
dieß ist die erste Handlung jenes Mannes,
die menschlich ist.

Der E. Anton.
Was sagst Du — menschlich? — menschlich? —
daß er den Freund, der ihn mit Strenge vor
des Lasters Rosenirrgang warnet, — der
ihm jene wüsten Klippen zeigt, auf denen
er sich befindet, — daß er diesen Edlen
zum Lohne seiner Freundschaft morden will? —

Murawitsch.
Doch menschlich. Denn durch seine schnelle That
hält er mich ab, nicht einen Schwur zu brechen,
der Freundschaft heilige Mysterien
nicht zu verrathen.

[190] Der E. Anton.
Lieber Sohn! zu Sünden
verbindet uns kein Schwur; ein solcher Eid
hat keine Gültigkeit, und ist vernichtet,
wenn ihn die Zunge spricht. Zur Tugend wird
Verrätherey, wenn sie ein holdes Kind
der Reue und des bessern Willens ist,
und doppelt strafbar, wer mit frecher Hand,
den ersten Keim der Reue unterdrückt.

Murawitsch.
Nur hier nicht doppelt; mein vermeinter Tod
erhält vielleicht dem edlen Mann das Leben.

Der E. Anton.
Das Leben? wem? — O! Gott ich hörte schon,
in der Entfernung einen Namen nennen,
bey dessen Mord mein graues Haar sich sträubend
empören, und sich diese morsche Faust
mit Jugendkraft zu seiner Rettung neu
ermannen würde. Sage — sage, wem? —

Murawitsch.
Kaum kann ich vor Beschämung, heil'ger Vater,
Dir den gebenedeyten Namen nennen.

[191] Der E. Anton.
Sohn! ich beschwöre Dich beym Himmel!
o sage, wem? —

Murawitsch.
Ihn selbst — den Grafen Peter -

Der E. Anton
im Ausbruch des Schmerzens.
Mein Gott! — mein Gott! Dieß letzte auch! Noch nicht,
noch nicht genug gelitten? —

Murawitsch.
Ach! schon in
der künft'gen Nacht, - erschreckt nicht Alter - ist
die feyerliche Stunde, wo des Himmels
Bewohner einen Heiligen empfangen, —
die Erde einen großen Mann verliert! —

Der E. Anton mit steigendem Schmerz.
Nein! nein! sie soll ihn nicht verlieren! nein!
Ich will hin, — will dieß Bubenstück vernichten,
wenn auch mein alter Kopf zerschellen sollte.

(mit gefaltnen Händen.)

Und dann Allmächt'ger! stürb' ich doch gerechter!
[192] denn diese That wiegt mein Vergehen auf! —

(nach einer Pause.)

Komm Fremdling — komm, steh auf, und folge mir
nach meiner Hütte, Deine Wunde dort
zu pflegen. Komm! Ich will dann auch gleich eilen,
Ihn zu erhalten!

Murawitsch bekümmert.
Deine Freude ist
umsonst; denn für den Guten, heil'ger Vater,
ist des Pallastes Thür verschlossen; Buben
nur haben freyen Zutritt. Ach! Er ist
verloren.

Der E. Anton.
Nein! beym hohen Himmel! nein!
Er ist's noch nicht! Ha! ich will hin, und will
dem Herzog zeigen, was dann Jünglingswuth
in eines Greises Brust vermag, wenn sie
für eines edlen Mannes Leben tobt!
Ich will ihm zeigen, daß dieß graue Haar
nicht vor der Machtfaust des gekrönten Frevlers
erbebt; — ich will ihm zeigen, was der Mensch
ist, wenn die Freyheit, fern von Schändlichkeit
[193] und Sucht nach Größe, — eines Greises Seele
belebt! — Komm! komm! eh dieses kühne Feuer
verraucht! —
(er hilft ihm auf.)

Murawitsch.
O! meine Seite — welcher Schmerz! —

Der E. Anton.
Komm, eile! denn der Schmerz verliert sich mit
der Stunde.

Murawitsch.
Ach! vielleicht die Schmerzen meiner Seite,
doch nie die innern Schmerzen meiner Seele! —
(sie gehen langsam ab.)

Ende der dritten Handlung.

[194] Vierte Handlung.

Die Waldgegend um des Einsiedlers Anton
Hütte.

Der Abt von Skrzyn, als Jäger verkleidet, und
Joseph kommen von einem Felsen herab.

Joseph.
Verzeiht, hochwürd'ger Herr, — es ist doch gut,
daß Ihr mich mitgenommen, denn wer würd'
Euch hier auf diesem Felsen wohl zu recht
gewiesen haben?

Der Abt.
Keiner, guter Joseph!
Doch leider war bis jetzt das Suchen noch
vergebens; — sollt' ich ihn wohl wiederfinden?
Sollt' ich von ihm Verzeihung noch erlangen?

[195] Joseph.
O! ganz gewiß, wenn Ihr den Siedler sucht,
der hier im Walde lebt. Er ist zu bider,
zu brav, zu freundlich seine Worte, um
im Herzen Haß, die Sonne untergehn
zu lassen.

Der Abt.
Aber wie ihn wohl erkennen?
Der Gram mahlt Furchen auch auf Jünglingswangen,
um wie vielmehr, wenn ihm die Zeit den Pinsel
zum Coloritt des Greises führt.

Joseph.
Für das
Erkennen laßt den Himmel sorgen; denn
mir hat es oft mein gnäd'ger Graf gesagt,
die Freundschaft sey ein hoher Schatz des Herzens,
und Herzen kennen sich in jeder Tracht.
(Der Abt blickt in Schmerz verloren zur Erde.)
Nun steht nur nicht so da, hochwürd'ger Herr,
als wolltet Ihr die Hölle zum Erbarmen
bewegen; — wird sich wohl noch alles finden.
Mir ist es auch in meinen funfzig Jahren
[196] gar wunderlich gegangen, — könnt' Euch manches
von meinen Abenteuern wohl erzählen: -
Doch wie es scheint, Ihr habt nicht Lust zu hören.

Der Abt.
Erzählt nur, Freund, — ich höre gern dergleichen,
man kann sich seiner Jugend d'bey erinnern;
und überdieß bin ich recht herzlich müde.
(sie setzen sich nieder.)

Joseph.

Ja seht, — da war ich jüngst mit meinem Herrn,
als er noch dreißig Jahr zurücke hatt',
auch auf der Jacht; denn dieses war schon damals
des Grafen Lieblingslust. Es war schon Nacht,
als wir zu Hause ritten, und im Walde
schien alles todtenstill. Auf einmal hören
wir in der Ferne ein Geschrey; mein Graf,
so gut als tapfer, eilte hin. Mir ward
ganz warm um's Herz, da ich ihm folgte, denn
um Mitternacht, da ist kein gutes Fechten, —
da haben oft die Geister ihren Spuk.
Doch dießmahl war der Handel nicht so ernstlich;
denn als wir näher kamen, sahen wir
[197] zwey Räuber einen armen Pfaffen plündern,
der sich Trotz unserm besten Ritter wehrte,
obgleich zum Schwert nur einen Dornenstab.
Kaum sahen uns die Räuber, so verließen
sie ihre Beute, und mein Herr stieg ab.
Der arme Mönch war außer sich vor Freuden;
„Ach! welchen Schatz, sprach er, hab' ich gerettet,
ich muß euch ewig dafür dankbar seyn!
Seht, dieser Ring, er war mein einzig Gut —
ich trug ihn stets auf meiner Brust!"

Der Abt.

Ist's möglich?
Find' ich im Grafen meinen Retter wieder? —
Gott, wie wunderbar herrscht deine Hand! —
(er entblößt seine Brust, an einem rothen Bande hängt
ein Ring auf solcher.)
Sieh, bidrer Joseph, sieh — hier ist der Ring,
um den ich bald mein Leben aufgeopfert! —

Joseph staunend.

Ja! wer das glaubte! Ihr, der arme Mönch? —
Doch sagt mir nur, wie kommt Ihr zu dem Ringe?

[198] Der Abt.

An jenem Abend gab ihn mir mein Anton,
Als ich mit ihm und seiner Agnes floh.
„Freund", sagt er, „dieser Ring sey Dir ein Zeuge,
daß, würden wir vom Schicksal auch getrennt,
doch unsre Freundschaft treu und ewig bliebe!"
Ach! jetzt sind wir getrennt, — und er verflucht
vielleicht den Augenblick, da er als Freund,
als Bruder mich zum erstenmal geküßt.

Joseph.

Ihr wäret also doch der arme Mönch?
Es wäre nicht ein eitler Scherz von Euch? —
O! welche Freude wird mein gnäd'ger Graf
nun haben, wenn ich's ihm . . .

Der Abt springt auf.

Sieh! dort am Felsen —

dort durch die Schluft. — wer mag der Pilger seyn?

Joseph.
Ich kenn ihn nicht — er hat ein edles Ansehn.

[199] Der Abt.
Wir wollen uns hier im Gebüsch verbergen.
(sie verbergen sich.)

Der E. Anton
als Pilger, kommt vom Felsen herab.
Ich bin schon müde, — kann kaum weiter fort; —
der schwache Greis wird doch nicht wieder Jüngling!
(er setzt sich.)
Das Leben kann nicht unsern Wünschen folgen, —
die Kräfte sinken, wenn der Wille steigt.
Ich fühl' es jetzt, man kann viel wollen, — und
doch wenig enden! - - Aber was entzückt
den Jüngling wohl am hohen Geist des Helden?
Die Kühnheit seiner mächtigen Entschlüsse? —
Nein! Thoren können Riesenwerke wollen! —
Die Aetherflamme des entzückten Stolzes,
der Menschheit Kraft am Göttlichen zu messen? —
Die Schwachheit zum Erhabenen zu führen? —
Ist dieses nicht des Bildes schönste Farbe? —
Und sollte nicht der schwache Greis sich in
den kühnsten Traum des Jünglings wiegen können?
Was ihn entflammt, das sollte diesen nicht
begeistern dürfen? — Einem Brutus gab
[200] der Wunsch, Roms Fesseln zu zerbrechen, Muth —
ist denn das Leben eines Weisen minder
der Menschheit wichtig, als das Schattenspiel
republikan'scher Freyheit? — Ja! es sey!
Den Kampf zu scheun ist Schande, — nicht erliegen.
Ich will den Edlen zu befreyen suchen.

Er richtet sich auf und will gehn. Der Abt und
Joseph treten hervor.

Joseph.
Ehrwürd'ger Vater, — hört — nur auf ein Wort!

Der E. Anton bleibt erstaunt stehen.
Wer seyd Ihr? Und was macht Ihr hier im Walde?

Der Abt.
Wir suchten einen Weisen, — und es scheint,
als hätten wir ihn jetzt in Euch gefunden.

Der E. Anton ohne es zu bemerken.
Ich kenn' Euch nicht; — und dennoch dünkt mich, Euch
(auf Joseph) schon wo gesehn zu haben.

Joseph.
Kann wohl seyn,

ehrwürd'ger Vater; — mir ist auch, als kennt'
[201] ich Euch. Ihr seyd doch wohl nicht gar der Alte,
der hier vor ein'ger Zeit den Grafen Peter —

Der E. Anton.
Ach! Joseph — treuer Joseph!

Joseph.
Ja! der bin
ich, heil'ger Vater; — kam, Euch aufzusuchen,
und Gott sey Dank, daß wir Euch wieder haben.

Der E. Anton.
Du konntest Deinen Herrn verlassen, Joseph? —
Jetzt, da man ihm nach seinem Leben trachtet, —
da jede Stunde ihm Gefahren bringt?

Joseph.
Was sagtet Ihr? Um Gotteswillen! was?
Mein Herr! — mein guter Herr! O kommt geschwind
zurück, — wir wollen ihm zu Hülfe eilen!

er will mit dem E. Anton fort.

Der Abt vor sich.
Er ist's! Bey Gott! er ist es! (laut.) Bleibt - o bleibt
nur einen Augenblick!

er sieht den E. Anton starr an.

Ich irre nicht! —
[202] O! Anton — Anton, kennst Du Albert, — kennst
Du den nicht mehr, den Du als Freund einst liebtest?

Der E. Anton.
Ich wünscht' ihn nicht zu kennen; spare mir
die Schmerzen der Erinnerung. Ich hatte
einst einen Freund, der Albert hieß, doch ach!
er fiel von meinem Herzen ab, — ist weit
von hier.

Der Abt ergreift seine Hand.
Ist nah — steht hier vor Deinen Augen, —
wird fühlt die Leiden des Verbrechers ganz, —
und fleht Verzeihung von der Menschlichkeit,
wenn ihm die Freundschaft ihren Schutz versagt.

Der E. Anton küßt ihn feurig.
O! Albert — Albert! Dieser Kuß dem Freunde, —
dem Mörder meiner Agnes, Fluch! —
(er stößt ihn von sich.)

Der Abt.
Nein! nein!
Du kannst den Strahl der Gottheit nicht verleugnen,

die Seele nicht, die Dir der Schöpfer gab!
[203] Der Menschenfreund kann nicht der Rache leben,
ihm ist verzeihn die wonnevollste Pflicht,
sie führet ihn der Schöpfung Urbild näher!

der E. Anton dreht sein Gesicht weg.

Du kehrst Dich weg? O Anton blicke her, —
versage nicht dem Leidenden die Freude
des Mitleids Thräne schimmernd zu erkennen;
den süßen Trost, im fühlenden Geschöpf
des Richters Nachsicht liebevoll zu ahnden.

Der E. Anton.
Der Gottheit darf der Mensch nicht Bahnen zeichnen,
die sie ihn führen soll; Verzeihung ist
ein Hochgeschenk des Himmels; Menschen können
nichts thun, als nur vergessen. Und ich will —
ich will es Dir vergessen; — weiter kann
ich nichts.

Der Abt.
Dieß kann den Frevler trösten, nie
den Freund. O Anton, hier bey diesem Ring,

er zeigt ihm den Ring auf der Brust,

den Du mir einst in jener Stunde schenktest,
[204] da Dir der Liebe zauberische Macht,
die Welt mit paradiesischen Gefilden,
mit göttlichen Geschöpfen ausgeschmückt; —
da Dir die Zukunft Wonnen vorgespiegelt,
die kaum des Seraphs Geistesauge kennt; —
bey diesem Ring, der Freundschaft heil'ger Zeuge,
beschwör' ich Dich, vergib dem Freund' Verbrechen,
die die Natur durch Triebe ihn gelehrt.
Denn kann Vernunft, die Gottheit der Pedanten,
Religion, die Lehre fremder Welten,
kann sie den Baum begrünen, wenn er welkt?
vermag sie mehr, als die Natur der Wesen?
Konnt' ich da hassen, Anton, wo Du liebtest?
Kannst Du Verzeihung hoffen, wenn Du selbst
den reuigen, verwaisten Freund verstießest?

Der E. Anton.
Kann mein Verzeihen Dich wohl trösten, Albert?
Kann ein Verbrecher wohl den andern heil'gen?
Nein! — Unser Trost ist nur des Schöpfers Güte.
Zwar bin ich manchen düstern Pfad seitdem
gegangen, habe mich durch Dornenhecken
gewunden, sie mit meinem Blut befleckt; —
[205] ich habe schwer gebüßt, und viel gelitten;
doch ach! die Zeit heilt jedes Kummers Wunden,
doch nie verlöscht sie eines Mordes Spuren.
Dem Mörder wohnt ein gier'ger Scorpion

im Herzen, — jeder Stich bringt neue Leiden.
O! komm an meinen Busen, Freund, — und weine,
denn diese Qual ist ewig, wie die Gottheit.

Der Abt.
Mein Anton!

stille Umarmung.

Joseph mit gefaltnen Händen.
Güt'ger Himmel! tröste Beyde!

Der E. Anton.
Ach! glaube mir, der Räuber, der der Armuth
den letzten Brocken nimmt; der Fürst, der schändlich
die Unschuld unterdrückt und Thränen sammelt,
wo freud'ger Dank ihn preisend lohnen könnte;
der Priester, der versteckt die Bosheit lehrt, —
hat nie so viel verschuldet, als der Mörder!
Die Bosheit kann ersetzen, was sie frech
der Tugend nahm, doch selbst dem Wurme kann
[206] der Mensch nicht Leben wiederschenken, — ewig,
ja ewig bleibt er hier ein Schuldner.

Der Abt.
Sey
getrost, mein Anton! Gütig ist die Gottheit,
wenn Schwachheit, und nicht Vorsatz uns verführte,
O sieh in mir ein Beyspiel Ihrer Güte!
Als Du von mir entflohen, irrt' ich lange
freundlos und ohne Schutz umher; — doch endlich,
fand ich, von Gottes Hand gelenkt, im Kloster
der Carmeliter Schutz; — bereute mein
Vergehn, und ward durch Seine Huld erwählt,
als Abt von Skrzyn die Tugend auszubreiten,
und an dem Glück von Tausenden zu bauen.

Der E. Anton.
So glücklich war ich nicht? — Doch, Albert, ein
Geständniß noch von Deiner alten Freundschaft:
Blieb Agnes mir, — blieb sie der Tugend treu?

Der Abt.
Treu bis im Tode.

[207] Der E. Anton feurig.
Agnes — Agnes, dann
bin ich getröstet! Meine Schuld ist halb
verwaschen! Nicht Dein Mord, nein! nur die Furcht,
gerichtet Dich in jenen Engelsphären,
verstoßen aus der Zahl der Glücklichen
zu sehn, — dieß folterte mit Martern mich,
und raubte jeden Trost, — der Zukunft Schimmer,
der Hoffnung Wonne mir! — Sie starb gerecht!
Beglückter Freund, Du bist mein Retter! steigt

nur ihre Tugend, o so sinke tief herab
die Wage meiner Schuld! Wenn sie nur lebt, —
das Lustgefühl edenischer Entzücken
im ew'gen Raum der Geisterwelt genießt!
O so bin ich beglückt — zufrieden — froh;
mein graues Haupt wird eine Silberkrone,
die in der Nacht des Kummers schimmernd glänzt,
und jeden Leidenden mit Trost erquickt!
Mein Albert — Albert, neues Leben gibst
Du wieder heut dem halberstorbnen Greis; —
ich sehe Dich vom Himmel mir gesandt!
Komm! theile zur Belohnung auch die That,
die unsre Schuld verlöschen soll, mit mir!
[208] Ich will der Menschheit einen Edlen retten,
dem diese Nacht die Bosheit andrer droht,
ihn zu vernichten strebt!

Joseph tritt aufmerksam näher.

Ja, treuer Joseph,
man will Dir Deinen bidern Grafen rauben;
doch Gott wird meine Hoffnung unterstützen.
Wir haben aber keine Zeit zu säumen;
kommt hier herab, — hier geht der Weg zum Schlosse, —
ich will Euch alles dann entdecken. Kommt!

Der Abt.
Und ich Dir ein Geheimniß offenbaren,
das Himmelsfreuden Dir gewähren soll.

sie gehen durch die Schluft herab.

Ein Vorsaal im Christinenburger Schlosse,
von einem Kronleuchter erhellt;
aus einer Nebenthüre kommen

F. Jaxa und Adelheide.

F. Jaxa.
Wie Adelheid ? Nach diesem Tag der Freude,
an einem Abend, wo des Lebens Kummer
[209] sich zärtlich in der Liebe Rosenlager
versteckt, und der beglückte Sterbliche
sich ohne Neid des Himmels Freuden denkt; -
ja Cherubime selbst den raschen Wunsch
kaum unterdrücken können, Mensch zu seyn;
an diesem Abend könntest Du noch trauern?

Adelheide.
Und Du noch scherzen? Noch der Freude opfern?
Du mit dem scharfen Späherblick des Weisen;
Du mit dem hohen Großgefühl des Schönen,
kannst sorgenlos der Nacht entgegen sehen,
die furchtbar uns in schwarzen Wolken schon
den nahen Sturm verkündete, da noch

der Abendsonne letzte Strahlen glühten?

F. Jaxa.
Du spottest meiner Liebe, Theuerste.
Ich sollte schwermuthsvoll die schöne Nacht,
der Liebe heiliges Asyl erwarten?
Die Nacht, in der ich, ein Endymion,
mit kühner Hand Dianens Gürtel löse?
In der mein sterbliches Gefühl zum Gott
in himmlischer Begeistrung mich erhebt?
[210] Laß immer finstre, grauenvolle Wolken
den Horizont beziehen, — laß es stürmen,
es stürmte ja so oft in meiner Brust
nach dieser heißen, glühenden Umarmung!
(er küßt sie feurig.)

Adelheide.
Geliebter — o Du weißt, daß ich Dich liebe, —
Dich innig liebe, — doch vergib, noch steht
mit Feuerschrift ein Nahme außer Deinem,
in diesem Herzen eingeschrieben, — und —
der will heut Thränen.

F. Jaxa.
Thränen Adelheid?
Wer könnte wohl von Dir heut Thränen fordern?

Adelheide.
Mein Vater fordert sie. O! diese Nacht
ist eine fürchterliche Nacht für ihn.

F. Jaxa.
Wie so? droht ihm Gefahr? — ich bin bereit
sie abzuwenden.

[211] Adelheide.
Alle, — und auch keine.
O! sahst Du nicht das teuflische Entzücken
in Dobeis Auge? Wie auf seiner Stirn
sich jede Schandthat mahlte? Sahst Du nicht
die ängstliche Verlegenheit des Herzogs?
Wie mächtig stark in seiner Seele Tugend
und Laster stritten? Sahst Du nicht Christinen,
wie alles laut in ihrem Innern tobte?
Wie mühsam sie es zu verbergen suchte,
daß es kein Spielwerk sey, dem Himmel zu
entsagen?

F. Jaxa.
Kleine Schwärmerinn, ich sah
von alle diesem nichts. Wie konnt' ich auch?
Mit gierigem Verlangen war mein Blick
auf Deiner Reize Harmonie geheftet;
in Wollust war mein wallend Herz verloren;
mit magischem Entzücken fesselte

mich die Natur an ihre Engelschöpfung!
Das Weltgericht hätt' ich verträumen können,
so selig machte mich die Sterblichkeit!

[212] Adelheide.
Du willst mich nur mit goldnen Träumen täuschen,
und meine Furcht ist leider zu gegründet.
Denn Murawitsch, der Einzige von allen,
der edel schien, ihn hatte man entfernt; —
und denn die Botschaft, die man Dobeis brachte,
sie sagt es nur zu deutlich.

F. Jaxa.
Welche Botschaft? -

Adelheide.
Ich saß nicht fern von ihm; ein Diener kam,
und meldete, man hätte vor dem Schlosse
drey sehr verdächt'ge Männer angehalten;
der eine sey entsprungen. Dobeis schreckte
bey dieser Nachricht fürchterlich zusammen;
die Herzogin entfärbte zitternd sich.
Der Ritter eilte fort, und kam darauf
in wenig Augenblicken lächelnd wieder;
„ein Mißverstand!" sagt er zur Herzogin,
und setzte sich beruhigt nun zur Tafel.
O! glaube mir, in diesen Worten liegt
ein fürchterlicher Sinn.

[213] F. Jaxa.
Nicht fürchterlich!
Man hat vielleicht ganz ungerechter Weise
die Männer angehalten, sie für Räuber,
was sie nicht waren, angesehn! Sey Du
nur unbesorgt, geliebte Adelheid,
beneidet wird vom Laster zwar die Tugend,
doch auch verehrt! denn selbst der Mörder bebt
beym Tod des Edlen vor der That zurück,
da er den Bösewicht mit Wollust mordet.
(er schließt sie feurig in seine Arme.)

Laß diesen kummervollen Blick entfliehn;
was sorgst Du für die Zukunft, wenn uns noch
die Gegenwart mit süßer Freude lächelt?
Warum die Stunden, die zum seligen
Genuß der Liebe uns verliehen wurden,
mit bösen Träumen klagend uns verbittern?

feurig.

O! komm — komm in die Arme heißer Liebe,
komm in die Arme hoher Götterfreude!

Adelheide
sinkt zärtlich an seine Brust; ein glühender Kuß ist ihre

Antwort; er führt sie ab.

[214] Die Herzogin
aus einer Nebenthüre; ein Licht in der Hand, innere Angst,
Unruhe, halbe Verzweiflung auf dem Gesicht. Sie
setzt heftig das Licht hin.
Und stürzte nun das Haupt von Tausenden,
jetzt muß ich siegen! — Schuldlos ist er nicht, —
des Grafen Diener war ja sein Begleiter? —
sein anderer Gefährte ist entflohn? —
das Pilgerkleid soll ihn bey mir nicht schützen,
sein graues Haar vermodre nun im Kerker! —

sie geht ängstlich auf und nieder.

Was pocht mein Herz? Was glüht mein Auge?
Ist es die Freude, daß ich reif geworden,
die Schrecken der Verdammniß ganz zu fühlen?
In eines Weibes Brust Dämonen - Wollust? —
Wie? oder ist es Angst? Die bange Furcht,
daß dort ein Richter unser warten könne?
Sollt' ich bereuen, was ich weise nannte?
Sollt' ich zur Männerkraft begeistert, jetzt
zur Weiberschwachheit ängstlich niedersinken?
Hinweg mit dieser Schmach! Erwache Muth!
Entzünde dich mein Stolz, zur kühnsten Flamme!
Dir Wankelmuth, ein Fluch, der nur das Weib
[215] getroffen, dir entsag' ich! (gerührt) Denn hier muß
ich nun schon alles werden, weil ich dort
doch nichts mehr seyn kann!

sie wirft sich von Schmerz übermannt, in
einen Sessel.

Der Herzog
tiefsinnig, ohne dir Herzogin zu bemerken.
Mensch! noch ist es Zeit!
Noch schlug die zwölfte Stunde nicht; noch kann
ein schwerer Augenblick, der Ewigkeit
verheiss'ne Freuden mir erhalten; mein
Gewissen schuldlos machen!

Die Herzogin verräth ihre Unruhe; der Herzog
blickt erstaunt umher.
Ha! Christine!
Du hier allein?

Die Herzogin mit kalter Verstellung.
Glaubst Du, die Einsamkeit
sey mir so schrecklich?

Der Herzog.
Ist Dir mehr als schrecklich!
O! geh — geh leg' Dich schlafen; — eil — damit
[216] Du diese Stunde ja durchträumst, denn wachend

bestürmte Dich vielleicht Verzweiflung.

Die Herzogin wild aufspringend.
Ja!
Verzweiflung über Dich und Deine Schwachheit!
Ha! leichtbesiegter Thor, durchglüht Dein Herz
noch keine Thatenkraft; o dann so komm
an eines Weibes Brust, — und ich will Dir
einhauchen meiner Seele Feuermuth!
O! Du sollst fühlen den allmächtigen Drang
nach Rache, — Du sollst werden stark zum Morden,
und kühn, den Himmeln Gottes zu entsagen!

Der Herzog für sich.
Gott steh ihr bey, sie ras't! (laut.) Geliebtes Weib,
wo bist Du?

Die Herzogin mit wildem Tone.
Im Gefühle meines Werths!
An mir erkenne, was ein Weib vermag,
in deren Busen wahre Größe wohnt!
Erringen will ich meines Stolzes Ziel, —
dem Ideale meiner Schöpfung gleichen, -
[217] den schwachen Mann zu kühnen Thaten spornen!
Sey standhaft! Oder willst Du jetzt verzagen?
Dein Ohr dem Ruf der Ehre feig verstopfen? —
Du schweigst noch? — Gut! so sey der Thorheit Opfer, —
stürz in den Staub, des Grafen Knecht zu seyn, —
fleh ihn um Gnade, um Vergebung an; —

mit steigendem Affekt.

versprich das Leben Deiner Gattin ihm,
und sey ein Fürst, der jedem Heuchler folgt,
den Schierling trinkt, den Pfaffen ihm bereiten!
Zerreiß der Liebe Band, und laß mich sterben; —
führ' mich zum Hochgericht, — laß mein Gebein
gefräß'gen Geiern eine Labung werden; —
und dann zur gräßlichen Vollendung dieses
erhab'nen Bubenstücks, reiß noch mit eigner Hand
den Fürsten Serviens von Adelheidens Brust,
und mache sie zu Deinem Weibe!

Der Herzog ängstlich.
Sie
ist fürchterlich!

[218] Die Herzogin wie vorher.
Doch horch! Ich werd' auf immer
Dich nicht verlassen; nein! wenn Du verrathen,
vertrieben, — Deines Throns entsetzt, in einer
zerfallnen Bettlerhütte weilst, — um Ruhe — nur
um einen frohen Augenblick zu Gott
aufseufzest, — dann — dann werd' ich kommen, in
der großen, feyerlichen Stunde der

Verdammten, nur um Mitternacht erst, werd'
ich kommen, und von Deinem Lager Dir
die Ruhe scheuchen, und Dich quälen — Dich
im Traum mit grauenvollen Bildern quälen,
von dem, was Du seyn könntest, und was Du
nun bist;— und dann, wenn Du auffährst und fluchst
dem Augenblick, an welchem Du der Schwärmerey
bestochener Priester folgtest, — ha! dann werd'
ich Dir mit fluchen, — jauchzend Dich verdammen,
und wie ein Teufel lachen!! —

sie stößt den Herzog zurück, und eilt wüthend ab.

Der Herzog
wirft, die Hände ringend, sich in einen Sessel.
Ich erliege!
der Schmerz zerreißt das letzte Band der Hoffnung!
[219] Ist dieß mein Weib? der Lohn für meine Liebe?
Kann Schönheit sich, nach himmlischen Modellen
im feinsten Reiz der Weiblichkeit verwebt,
mit Eumenidenwuth vereinen? Kann
das Herz so die Gestalt des Körpers schänden?
Nein! das Verbrechen straft sich selbst, — der Rausch
des Sünders flieht, — Verzweiflung ist Erwachen! —
Und was ist Tod? dem Schuldigen der Tod?
Vor ihm verbirgt die Zukunft ihre Stralen; —
ihm flieht des Lebens schönster Labetrost!
Blutdürstig winkt die Gottheit ihm zum Grabe,
Verwesung nur ist seiner Wünsche Ziel!
Und ich Verblendeter will länger träumen?
Ist mir ein blutend Opfer nicht genug?
Soll die Natur ihr göttlichstes Geschenk,
zur Täuschung mir Vernunft gegeben haben?
Soll sich mein Herz an meinem Stolz verbluten?
Nein! — Leidenschaft erliege meiner Tugend!
Ich will dem Grafen mich entdecken, — ihm
gefesselt den Verräther überliefern; —
mein Schicksal sey nun Schmähung oder Ruhm!

er will gehn — kehrt wieder zurück.

Und doch?— sich selbst zum niedern Frevler stämpeln,
[220] ein freyer Fürst zum Sclaven sich erniedern,
Verzeihung bitten, wo Er Herrscher ist? —
Ha! besser als durch Bosheit sich erhöhen!
Fort! fort! zur Rettung!

er stürzt heraus.

Ein Zimmer im Schlosse.

Im Hintergrunde steht ein Bett, auf welchem Gr. Peter
halb angezogen schlummernd liegt. Es brennt auf
dem Tische eine Nachtlampe.

Dobeis
tritt zur Seitenthüre herein.
Wie so sanft er schläft!
Ich möchte bald ihm seine Ruh mißgönnen,
des Schlummers Freude, die mir langst entfloh;

zieht einen Dolch.

ihm bald die Ewigkeit im Traum erkaufen.
So rächt sich aber jeder feige Tropf!
Der klügre Mann muß beßre Mittel kennen.

eine Scheibe hebt sich aus, das Fenster wird geöffnet,
die beiden Meuchelmörder steigen ein.

Platschinsky zu Dobeis.
Hier sind wir Herr, — bereit zu Allem!

Dobeis
geht zum Bette des Grafen.
Kommt!
der weise Mann ist heut ein Träumer worden!

er ergreift den Grafen bey der Brust; mit
starker Stimme.

Erwache! Du verschläfst sonst einen Purpur!

Gr. Peter vom Schlaf auffahrend.
Was stört Ihr mich; — wer seyd Ihr?

Dobeis.
Deine Feinde.

Gr. Peter.
Die fürcht' ich nicht, Gott wachet!

Dobeis.
Dessen Hülfe
erwartest Du vergebens. Greift ihn, Pohlen!

sie fallen über ihn her.

[222] Gr. Peter.
Für Meuchelmörder hab' ich keine Waffen;
da bindet mich!

er reicht die Hände hin.

im Himmel lebt mein Rächer.

Die Meuchelmörder staunen seiner Gelassenheit, ein
strafender Blick Dobeis mahnt sie an ihre Pflicht;
sie binden ihn, und führen ihn ab. Dobeis gibt
einen Beutel beym Abgehen an Rutowsky.

Dobeis.
den Beutel hinreichend.
Hier ist Dein Lohn!
(nachdem sich die Mörder entfernt, mit
schadenfroher Freude)
Auch dieser Stein ist fort
gewälzt; — nun noch den letzten, kühnen Schritt,
und Purpur wallt um meine stolze Schläfe.
Der Thron wird mein, nach dem ich längst gerungen;
es stürzt der Tropf, — der liebevolle Gatte,
durch seines Weibes schlaue Zärtlichkeit! —
Doch fort von hier, eh man mich überrascht, —
die Sicherheit —

er will gehen, stößt auf den Herzog,

[223] Der Herzog.
Zurück, der Graf soll leben!
(er sieht das leere Bett.)

O! Gott schon ist's geschehn! Ich kam zu spät!
Ha! von Euch, Ritter, fordre man ihn wieder,
für ihn bürgt Euer Leben.

Dobeis höhnend kalt.
Eure Ehre
mir für das meine! Fürsten - Drohungen,
nach einem selbst erdachten Bubenstück,
hat auch ein andrer Thor es ausgeführt,
sind ihren freundlichen Versprechen gleich;
es ist ein Schein, Unkundigen nur täuschend.
Der Kenner lächelt über beide; fürchtet
die erstern nicht, und glaubt den letztern nie.
Doch Herzog, wenn Ihr wollt, so kann ich gehn,
und kann ihn wieder der Gefahr entreißen,
der ich ihn übergab. Vergebens sey
dann meine schöne Hoffnung, Euch zu retten, —
der Wunsch verweht, den Thron Euch zu erhalten!
Ich will der Welt dann sagen, Herzog, daß
[224] Ihr zwar den Schritt, den ich gewagt, bewilligt;
großmüthig, - reuevoll ihn aber . .

Der Herzog.
Schweig,
Verräther, — meine Langmuth ist zu Ende!
Wo führte man ihn hin?

Dobeis ironisch.
Nach eben dem
Gehölz, in dem vor ein'ger Zeit der Graf
Christinens Tugend Euch so hoch gerühmt.
Dort steht ein Thurm, — im Schatten alter Eichen,
romantisch schön, — der Eulen stille Wohnstatt;
in diesem denkt der Graf auf neue Plane, —
sucht einen bessern Nebenbuhler Euch,

als ich es war.

Der Herzog.
O! dacht' ich's doch; — wem Du
ein Leben schenkst, der Arme sieht gewiß
den qualenvollsten Tod für Rettung an.
Eil' hin! gib ihm die Freyheit wieder, — ich
befehl' es Dir.

[225] Dobeis.
Habt Ihr im Rausche, Herzog,
Statt Nektar, Lethe eingeschlürft? Ha! wißt
Ihr denn nicht, wer Ihr seyd? Hat die Vernunft
zu Eurem Herzen auch den Weg gefunden?
Im Labyrinthe kindischer Gefühle,
im Wahn der Tugend sich verirrt? Ist die
Philosophie des Fürsten schon verdrängt?
Die Sclaverey Euch liebenswürdig worden?
Hat keinen Reiz der Purpur mehr für Euch?
Habt Ihr die ausgesprengte Sage schon
vergessen, Räuber hätten ihn entführt?
Und wißt Ihr nicht, daß schon auf mein Geheiß
das ganze Schloß geweckt, — schon alles wacht?
Daß Jaxa's wilder Grimm Empörung schnaubt,
Maria von Verräthereyen spricht? —
O hört, ich fleh euch, hört des Freundes Stimme!
Nur Euer Wohl, nicht wilde Rache spornt
mich an! Denn wollt Ihr jetzt den Graf befreyn,
die Fesseln lösen, die er schuldig trägt; —
wollt Ihr dem alten Anton Freyheit schenken,
so wird dem Volke Eure Mitwirkung
bekannt, und Euer Name ist auf ewig
[226] gebrandmarkt; dient in der Geschichte nur
zum Schreckbild jedem edlen Fürstensohn!

Der Herzog.
O Gott! wie schwer ist hier, das Beste wählen!
Zur Tugend ist die Rückkehr mir versagt,
der Weg zur Schande steht mir jetzt nur offen!
So sey es denn;

er tritt zurück, zu Dobeis.

Vollende ganz Dein Werk!

man hört eine Stimme ängstlich rufen, wo ist er?
wo ist er? laßt mich zu ihm!

Gott welch Geschrey! — Komm daß ich mich verberge, —
daß man nicht sieht, nicht lies't die Schandthat, die
mir flammend vor der Stirn geschrieben steht.

er stürzt zu einer Nebenthüre heraus, Dobeis ihm
nach; zur Hauptthüre kommen

Maria, Adelheide, F. Jaxa,
alle in höchster Zerstreuung.

Maria zum Bette hineilend.
Allmächt'ger! — er ist fort!

sie sinkt am Bette nieder.

[227] Adelheide ihre Hand ergreifend.
Ach! meine Mutter!

F. Jaxa tritt näher.
Bey Gott, es ist!

er hebt seine rechte Hand gen Himmel.

Nun dann, so falle schwer
die Hand des ew'gen Rächers über seine
Verräther! Blut'ge Thränen weine einst
die Welt, — Fluch donn're Gott dann über mich,
wenn der, der ihn so feig und schlau betrog,
je seiner Frevelthaten Frucht genießt.

Maria richtet sich auf.
Was schwörst Du, Thörichter? — O! weißt Du nicht
das gräsliche Geheimniß dieser Burg;
weißt Du es nicht? Ha! dann so hör' es jetzt
und Deine Wange wird vor Schreck erbleichen, —
Dein Muth entsinken; hör' — sein Mörder ist
ein Fürst.

Adelheide.
Sein Rächer, Gott.

sie lehnt sich an Jaxa's Brust,

[228] F. Jaxa.
Und dieser Gott
durch mich. Denn auch in meinen Adern strömt
ein edles Fürstenblut; Jahrhunderte
gehorchten meinen Ahnen — ehrten sie, —
und ungerächt soll keiner mich beschimpfen!
Mit meinem Schwert will ich ihm zeigen, diesem
gekrönten Bösewicht, ihm zeigen, daß
des Gottes wirkende Unendlichkeit,
der Miriaden Sonnen schuf, nicht bey
dem Natterherzen eines schlechten Fürsten
vollendete! Nein! nein! sie reichet nach
des Wortes zügellosester Freyheit — weit!
Selbst der Ideengang des kühnsten Denkers
ist kaum der Anfang ihres labyrinthischen
Gestirnenlaufs; des Meeres Spiegelfläche,
ein Tropfen nur im Ocean der Welten!
Und dieser Gott wird wahrlich Euch beschützen,
Er prüft die Tugend, doch verläßt sie nicht.

Maria niederknieend.

Allmächt'ger! sieh herab vom Thron des Lichts,
von dem, in stralenvoller Majestät,
[229] Dein Schöpferblick, das Sternenheer des Himmels,
die Sonnen der Unendlichkeit durchschaut; -
o! sieh herab auf diese Thräne, sie
fällt schwer, - schwer in die Thatenschale dieses
gekrönten Prassers! Wiege sie am Tage
des Weltgerichtes gegen alles Gute,
was er in seines Lebens Zeitraum wirkte,
Und kannst du, Gottheit, so vergib ihm dann.
O! laß von Deinem Flammensitz herab
ihn steigen, — ihn der Menschheit göttlichen
Beschützer; laß ihn wecken in dem Busen
des Herzogs, sanft Gefühl und edle Güte
für seine Mitgeschaffnen; laß, Allmächt'ger,
ihn glücklich machen, - glücklich machen alle,
die Fürstengunst erfreuen kann; - und hat
er es erkämpft, das hohe Ziel, — o dann
so lösche diese Thräne aus dem heil'gen,
mit Flammenschrift geschriebnen Schuldenbuch
des Weltgerichts, und nimm in Deine Himmel,
zu Deiner Seligkeit ihn wieder auf!

nach einer Pause richtet sie sich auf.

Nun fühl' ich mich gefaßt.

[230] F. Jaxa.

Und ich mich stark!
O! es ist schön, die Tugend anzustaunen,
sie zu verehren. Euer Beyspiel lehrt
den Spötter selbst, den Schöpfer zu bewundern,
den stolzer Witz mit frecher Thorheit tadelt.
Doch ich kann Eure Größe nicht erreichen;
mit Ehrfurcht neigt vor Eurer Tugend sich
mein Herz, - sich nachzuschwingen wagt es nicht.
Ihr fleht Verzeihung, ich muß Rache fordern!
Der Fürst muß fühlen, wenn sein kühner Stolz
Die Menschheit frevelnd niederdrückt; — hier schweigen,
verdammte mich zu ähnlichen Verbrechern.
Mir ist die Menschheit näher, als der Purpur!
Ich bin ein Fremdling in dem Kreis' der Fürsten,
und dank' es meinem Schicksal nicht, daß mich
der Zufall ihnen zugeführt. Mir ist
der Thron ein lästiges Geschenk, wenn ich
der Menschheit sanftre Freuden missen soll!
Und diese wagt der Herzog mir zu rauben?
Jetzt, da ich ihrem Heiligthum mich nahte?
Beym Himmel! hier ist Rache nur Vergeltung!

er will fort.

[231] Adelheide ihn zurückhaltend.

Wo willst Du hin, Geliebter? Bleib' — verlaß
uns nicht;

F. Jaxa.
Ich muß, wenn ich Euch retten will!
Dem fürstlichen Verbrecher drohet kein
Gesetz, das ihn mit harter Geißel züchtigt;
Er wüthet frey, und lacht des Unterdrückten.
Doch trotzt ihm einer, gleich an Macht und Stärke,
o! dann so bebt er selbst vor Schattenbildern, —
zum Sclaven wird der tobende Tyrann,
(zu Maria) Kommt, edle Frau, und überlaßt Euch mir,
ich hoffe, Eure Thränen bald zu trocknen,
(zu Adelheiden) und Deine Liebe zu verdienen, Theure!

Adelheide mit sanfter Zärtlichkeit.
Und gingest Du ins Grab, ich folgte Dir.

sie sinkt in seine Arme, er führt sie und
Maria ab.

[232] Ein Kerker.
Der schimmernde Strahl einer Lampe erhebt das Dunkel
zur schaurigen Dämmerung. Im Hintergrunde
sitzt Joseph gefesselt, der E. Anton steht ohne
Fesseln vor ihm.

Der E. Anton.
Gib nicht die Hoffnung auf! Nur Leiden führen
uns zu dem Ziel des höchsten Glücks! die Freude
ist oft ein süßes Gift, — sie tödtet schmeichelnd.

Joseph.
Vergebt mir meine Zweifel, heil'ger Vater,
ich bin zum Denken nicht gewöhnt; — und mir, —
ich kanns nicht leugnen, — scheint die Ursach dunkel,
warum wir nur durch Leiden besser werden?
warum die Unschuld duldet, — ach! indeß
im Ueberfluß das feige Laster schwelgt? —

Der E. Anton.
Es ziemt dem Menschen nicht, die höhern Plane
der Vorsicht zu erforschen. Glaube mir,
es gab nur Einen, der unschuldig litt; —
Vergeltung ist des Lebens größte Plage.
Die Schuld vergißt sich leichter, als der Lohn;
[233] wir zählen g'nau das Gute unsrer Thaten,
und suchen leicht, das Böse zu vergessen.
Es schweigt der Frevler bey geschenkter Strafe,
doch tobt er wüthend, wenn der Richter irrt!
Selbstprüfung ist die schwerste Kunst des Weisen,
drum leidet nur der Weise ohne Murren;
ihm dämmert eine Zukunft froh entgegen,
Gerechtigkeit durchschimmert ihre Hülle!

Joseph.
Getröstet fühl' ich mich durch Eure Lehren,
doch ganz begreifen kann ich sie noch nicht.
War gegen Euch der Himmel wohl gerecht?
Ihr wolltet meinen lieben Grafen retten,
ihn seiner schlauen Feinde Macht entreißen,
und ach! statt dessen führt man Euch in Kerker,
und läßt euch hier in dumpfen Mauern schmachten?

Der E. Anton.
Gott ist gerecht, — ist gegen mich gerecht, —
ich habe mehr verschuldet, als ich leide!
Auf meinem grauen Haupte ruht ein Mord,
ein ew'ger Fluch, der meine Freuden stört!
Ol könnt' ich diese That mit meinem Blut'
[234] vernichten, dieses schreckliche Bewußtseyn
aus meiner Brust verdrängen, gerne wollt'
ich hier, in diesen düstern Mauern, — gern
verschmachten; — aber so muß ich dem Tod
mit fürchterlicher Angst entgegen sehn.

Joseph.
Vermöcht' ich's, — theilen wollt' ich Euern Schmerz; —
doch Euer Leiden, heil'ger Vater, hat
den Himmel schon versöhnt; Ihr habt ja schon
so viel dafür gelitten.

Der E. Anton.
Guter Joseph,
wer tödtet, muß auch schaffen können; Reue
gibt dem Erschlagnen nicht das Leben wieder.
Ach! gestern noch hatt' ich die schöne Hoffnung,
das Leben eines Edlen zu erhalten,
und mein Verbrechen endlich auszulöschen: —
schon überraschte mich das selige Gefühl,
das nur der Unschuld reiner Seelen lacht;
des Himmel Fluch verschwand in süßen Bildern; —
die frohe Aussicht, schuldlos einst zu sterben,
zwang mir entzückt ein schwaches Lächeln ab!
[235] Und als ich nun aus Alberts Munde hörte,
daß mich einst auf dem Sterbebette noch
ein heißer Bruderkuß beglücken sollte,
da glänzte heiterer die Sonne mir,
und fröhlicher sah ich sie untergehn.
Doch ach! mein Gott! Du wolltest mich nur prüfen,
und dem Verbrecher zeigen, wie gerecht
in Deiner Hand des Schicksals Wage schwebt; —
und willig, — willig unterwerf ich mich.

Joseph weint.

O! weine nicht, — Gott ist der Schöpfung Vater!
Wo unsre Weisheit nicht Vollendung sieht,
muß uns der Glaube trösten! — Ist doch Albert
des Ritters Händen glücklich noch entkommen, —

er ist vielleicht der Schutzgeist meines Bruders.
Ach! wenn ich ihn nur einmahl sehen könnte, —
als Bruder ihn nur einmahl noch umfangen!
O! laß uns niederknieen, für ihn beten! —

ein Gerassel an der Thüre läßt sich hören.

Zu spät - ach unsre Henker kommen schon, —
ich sterbe willig.

er setzt sich auf einen an der Mauer ruhenden Stein, Joseph gegenüber. Die Thür des Gefängnisses öffnet sich, Dobeis tritt herein, von zweyen Bewaffneten begleitet, welche an der Thüre stehen bleiben.

[236] Dobeis.
In des Herzogs Namen
erschein' ich jetzt vor Euch, und fordre Wahrheit.
Nur Eure Reue kann die Strenge des Gesetzes,
des Hochverrathes harte Strafe mildern.

Der E. Anton erstaunt.
Des Hochverrats? Wer machte sich deß schuldig?

Dobeis schnell.
Ihr! Ihr verbargt im Silberhaupt des Alters,
der Jugend thatenkühne Frechheit; Ihr
verschleyertet im heiligen Gewand
den Räuberwunsch nach fürstlicher Verehrung.

Der E. Anton.
Wer seyd Ihr, der so teufelisch verläumdet?

Dobeis.
Ein treuer Diener meines Herrn, - ein Christ.

Der E. Anton.
Die Kirche muß vor diesem Mitglied schaudern;
Christ seyd Ihr nicht.

[237] Dobeis.
Wer wagt dieß zu bezweifeln?

Der E. Anton.
Ein schwacher Greis, — der schon den Fuß ins Grab
zur großen Wandrung setzt; der bald am Ziel
von allen Leiden auszuruhen denkt,
und Fürstenmacht im Todeskampf verspottet.
Nie hat der Glanz von Kronen mich geblendet, —
von Menschen fern, fand ich in meiner Seele
mehr Stoff zum Denken, als in Fürstenlaunen.
Gedanken, unbegreiflich schnell entwickelt,
des Körpers Kraft allmächtig mitgetheilt,
sind Tiefen, die kein Erdengeist ergründet,
sind unermeßlich, wie das Ewige.

In ihrer göttlichen Betrachtung flieht
nur zu geschwind ein Erdenleben hin;
und Hochverrath ist nur ein Werk der Muße, —
ist die Erfindung eines Bösewichts,
beschützt von Fürsten, Edle zu verdrängen!

Dobeis.
Mich täuschet nicht der Worte leere Pracht,
Dein Leugnen soll im Tode Dich gereuen.
[238] Hast Du den Herzog nicht vergiften wollen?
und bist Du nicht des Grafen Peters Freund?

Der E. Anton.
Der bin ich; — ihn zu retten kam ich her,
ihn aus den Handen seiner Feinde zu
entreißen, -

Dobeis.
Aus den Händen des Gerichts,
nicht seiner Feinde. Denn es ist entdeckt,
daß er den Herzog zu ermorden hoffte; —
nach seiner Krone rang; entdeckt, daß Ihr
Gehülfen seiner Boßheit seyd; — und nun
bleibt Euch die Wahl, — des Grafen schändliches
Verbrechen auszusagen, — gegen ihn
zu zeugen, — oder martervoll zu sterben.

Der E. Anton.
Vergebens habt Ihr Euren Witz verschwendet,
gefürchtete Gefahren schrecken nicht:
der Tod ist süß, den man für Freunde, für
die Wahrheit stirbt. Mich hintergeht Ihr nicht;
ich war ein Zeuge der Verrätherey,
[239] als man mit Gold des Grafen Mörder kaufte;
ich sah in seinem Blute Murawitsch,

Dobeis erschrickt, — faßt sich aber bald wieder.

von eines Teufels Händen hingestreckt!
Jetzt unterlieg ich zwar der Boßheit Macht,
und kann die freche Schandthat nicht entlarven,
doch dort erwartet uns ein strenger Richter!

Dobeis.
Die Uebung macht Dich zum verstockten Sünder,
doch Qualen werden Deinen Stolz schon beugen.
(zu Joseph.)
Du aber hier, der bidre Redlichkeit
im Auge führt, — gesteh mir Dein Verbrechen,
Du sollst belohnt den Kerker dann verlassen.

Joseph mit edlem Zorn.
Gebt Euern Mördern Lohn, mir nicht: — mir ist
ein ehrlich Herz mehr werth, als Euer Gold,
und nimmer werd ich meinen guten Herrn

verrathen. O! ich kenn' euch lange schon; —
Euch flucht das Volk, — die Guten hassen Euch,
die Bösen lieben Euch aus Furcht. Ihr selbst
[240] ringt nach des Herzogs Thron, und darum nur
ist Euch die Klugheit meines Herrn verhaßt.

Dobeis.
Ha! schweig Verwegner!
(zur Wache.)
Bringt ihn fort; er soll
für seine Kühnheit büßen.

die Wache greift ihn, führt ihn fort.

Joseph im Abführen.
Betet für
mich, heil'ger Vater. (ab.)

Dobeis zum E. Anton.
Deiner Boßheit, Alter,
will ich noch Zeit sich zu entschließen geben;
bedenk, man lebt nur einmal, stirbt nur einmal.

Er geht schnell ab. Der Kerker wird wieder
verschlossen.

Der E. Anton.
Und wird von Gott auch einmal nur gerichtet.
O! süßer Trost in kummervollen Stunden,
der Einz'ge, der dem Unterdrückten bleibt,
[241] erquicke du das matte Herz des Greises!
Hier sterben, ist ja dort, geboren werden!
Der Mensch ist nur ein Embryo der Schöpfung,
das sich im Schooß der Ewigkeit entwickelt; —
und ist die Welle schon vernichtet, wann
sie sich im Strom verliert? Ist denn ein Tod
zu fürchten, der enthüllt die Seele zu
dem Geister- Chor der Seligen entführt? —
Wohnt nicht Vergeltung in den Himmel - Sphären? —
Vergeltung? — Kann die Gottheit wohl vergelten?
Ist der Verbrecher nicht auch ihr Geschöpf?
Kann sie gerecht verdammen, wen sie schuf?
Sind Triebe Kräfte des Verstandes, oder
willkürliche Geschenke der Natur?

er schweigt in Nachdenken verloren; richtet sich
dann schnell auf.

Aus diesem Labyrinthe führt kein Pfad!
O! schreckliche Vernunft, die nur mit Zweifeln,
und nicht mit Ueberzeugung uns beschenkt!

[242] Der Wald,
in welchem des E. Anton Hütte liegt. Morgendämmerung.
Aus dem Dickicht der Sträuche drängt sich

der Abt.

Der Abt athemlos.
Ach! glücklich bin ich der Gefahr entronnen,
hier muß ich bald an seiner Hütte seyn.
O! Anton, — Freund, den ich kaum wiederfand,
so bald schon mußt' ich Dich verlieren? Mußte
Dein hartes Schicksal Dich auch hier verfolgen?
Wo Er vielleicht jetzt leidet? Welchen Kerker
er jetzt mit seinen bangen Klagen füllt? —
Gerechte Vorsicht, unter deinen Flügeln kann
ein solcher Frevel ungestraft geschehn?
O! Gott! ich sah die feile Boßheit lachen,
wie sie der Tugend ihren Sieg entriß; —
ich sah das große Opfer rauben, das
dem Stolze eines Weibes bluten sollte, —
und konnte, durfte nichts, als nur entfliehn.
Und doch ist meine Flucht vielleicht noch Rettung —
könnt' ich nur Antons Hütte wiederfinden.
Er sagte mir, es wohne dort ein Freund
von ihm — ach! wenn der unser Engel wär'!

er geht nach der einen felsigen Seite.

[243] Ich will auf diesen Felsen steigen, — hier
kann man die Gegend übersehn. —

er steigt herauf, sieht umher.

Himmel!
was seh' ich dort, — der Graf, geführt in Ketten,
er kommt hieher!

er verbirgt sich im Gebüsch.

Der Gr. Peter gefesselt, von Rutowsky und
Platschinsky geführt.

Gr. Peter.
O so erlaubt mir doch
nur einmal auszuruhn!

Rutowsky.
Wir dürfen hier
nicht länger säumen, denn auf unsern Fersen
brennt glühe Angst, und uns verfolgt die Furcht,
der Räuber nächtliche Gefährtin. Komm -
nimm Deine Kräfte noch zusammen, — nur
noch eine kurze Zeit, und Du bist da,
wo Deiner eine lange Ruhe wartet.

Gr. Peter.
Nur einen Augenblick; — o laßt Euch doch
erbitten. Diese Stäte ist mir heilig, —
[244] nur einmal will ich sie noch überschauen, —

nur einmal mich der Wonne noch erinnern,
die mich auf diesem Platz beglückte, — und
dann gerne sterben.

Die beiden Mörder sehn sich fragend an.

Platschinsky.
Wahrlich! wenn mein Kopf
auch diesen Augenblick bezahlen sollte,
ich kann's ihm nicht versagen! — Setz Dich, Alter!

Gr. Peter
setzt sich auf einen Stein.
Dieß Mitleid wird der Himmel Dir vergelten.

nachdem er sich erhohlt hat.

Ach! wenn sich meiner Seele all die heitern,
die frohen Bilder der Vergangenheit
aufdringen, und ich dann den großen, schweren
Vergleich mit dieser Stunde wage, dann
wird mir's doch weh ums Herz, — dann fühl' ich doch,
daß jene hochgepries'ne Seelen-Stärke,
die leidend gleich sich bleibt, ein Trugbild ist,
das sich in Stunden der Begeistrung die
ehrgeitz'ge Phantasie des Jünglings schuf. —
[245] Wie reitzend spiegelte mein Leben einst
sich in der Hoffnung holden Zauberey;
wenn ich bey feyerlichen Abendstunden,
in kühler Dämm'rung, unter Linden - Schatten,
an meines lieben Weibes Seite saß,
und heiter die durchlebten Jahre mir
zurücke rief, — der künft'gen freudig dachte;
gleich einem Landmann, der mit frohern Blick
die abgemähten Fluren übersieht,
und sich des künft'gen Sommers freut; — und ich
dann in des Vorgefühls erhab'ner Freude
als gute Mutter Adelheiden sah,
und muntre Enkel mir auf meinem Schooße
sanft eingeschlummert dachte; - ach! da war
ich glücklich! - Aber jetzt, — auf einmal, tief
herabgesunken von dem goldnen Throne
geträumter, halbgenoßner Seligkeit, —
o dieß ist wahrlich schmerzhaft!

Platschinsky nicht ohne Theilnahme.
Armer Mann!

Gr. Peter.
Ich ahndete das nahe Ungewitter
schon damals, als ich einst beym alten Anton
[246] in seiner Hütte saß, und mich der Herzog
nach unsrer Rückkehr kalt und ernst begrüßte;
da sah ich schon die nahe Wetterwolke.
Doch freundlich schien sich alles aufzuklären, -

und als ich Zorn und Argwohn schon vergessen, —
als ich mich ganz und innig glücklich fühlte,
da stürzte der verkappte Räuber vor.
Und doch wollt' ich mein Schicksal gerne tragen,
hätt' ich Gewißheit nur vom Abt erhalten!
Ich hatte einen Bruder, — kannt' ihn nur
als Säugling, — liebt' ihn aber damals schon
so innig und so warm, — und mußte ihn
verlieren. Zeit und weltliche Zerstreuung,
die hatten ihn beynahe ganz aus meinem
Gedächtniß schon verlöscht, — als mir ein Zufall
die Hoffnung, ihn zu sehen, wiederschenkte.
Doch nun werd' ich ihn wohl in jener Welt
erst wiedersehn.

Platschinsky.
Beynah bin ich erweicht; —
es war die höchste Zeit, daß Du jetzt schwiegst.

[247] Rutowsky
deutet ihn zu schweigen.
Und ist die höchste Zeit, daß wir jetzt gehn,
wenn unser Leben nicht geraubte Waare
ist, denn sonst möchte bald der Eigenthümer
sich melden, uns es wieder abzunehmen.

Gr. Peter.
Sey unbesorgt; der Tod von einem Greise
gleicht dem verdorrten Eichenstamm im Walde,
der in der Nacht vom Blitz zerschmettert wird.
Der Jäger, - er bemerkt am Morgen kaum
des Eichenstamms Verlust; und höchstens heult
die Eule ihm ein Todtenlied, weil der
ihr Obdach fehlt. So ist es mit den Greisen.
Auch sie sind nur ein abgenutztes Werkzeug
der Welt, ihr paßendstes Gemach — das Grab.
Und da bringt mich nur immer hin; legt mich
zu dem, was ich war, eh ich ward, — zur Erde.
Errichtet einen Stein auf meinem Grabe,
damit, wenn einst ein müder Wandrer auf
ihm ruht, mein Geist ihn schützend noch umschwebt,
und ihn mit dem Gedanken überrascht:
[248] Belohnung ist die große Lichtgestalt
des künft'gen Lebens.

er richtet sich auf.

Platschinsky gerührt.
Edler Greis,
Dein Tod ist nicht so nahe, als Du glaubst.

sie führen ihn ab.

Der Abt
tritt aus dem Gebüsch hervor.

Ich sah ihn — sah ihn! Meine Seele glühte,
mein Auge brach vor Schmerz, und hülflos war
mein Arm zu schwach, ihn zu befreyn! — Wie groß
und edel seine Seel' im Unglück war; —
noch bey der dringendsten Gefahr so fest
und stark! Wie Wogen sich an Felsen brechen,
so sprang an seines Glaubens Stärke die
Verzweiflung kleiner Seelen ab; und Er
bleibt Mann, obgleich sein Auge Thränen kennt.
Und dieser Edle soll der wilden Rache
Christinens aufgeopfert werden? Er
soll trostlos bleiben? — Nein! ich will ihm nach,
[249] den Ort entdecken, wo er leidend seufzt, —
vom ganzen Volk ihm laut dann Schutz erflehn,
und allen zeigen, daß den Menschen Tugend,
und nicht der Krone Schimmer heiliget! —

er eilt fort.

Ende der vierten Handlung.

[250] Fünfte Handlung.

Die Einsiedeley.

Murawitsch
sitzt lesend an einem Tische; er schlägt das Buch zu, und steht unruhig auf, und geht auf und ab.

Noch kömmt mein Anton nicht! Seit zweyen Tagen
ist er schon fern — und noch nicht wieder hier!
Ach! edler Greis, wärst Du ein Opfer auch
der Ehrsucht Raserey gefallen! — Doch —
was fürcht' ich denn? Regiert ein höher Wesen
nicht unsers Lebens stillen Thatengang?
Und läuft des Schicksals künstliches Gewebe
nicht weise stets in einen Punkt zusammen?
Der Zweck ist einfach, nur die Mittel wechseln
in himmlischer Verschiedenheit die Farben!
Und gibt nicht diese göttliche Verkettung
den Zweifelnden allein Gewißheit? — Führt
[251] sie nicht den Geist, verirrt im Ocean
der Meinungen zur bessern Ueberzeugung? —
O! süßer Glaube, der mir heilig ist!
Wie wär' ich selbst dem Sturme wohl entgangen;
wenn Zufall uns die Wunderbahnen führte,
die Fürst und Sclaven zu dem Grabe bringen?
Stand ich nicht selbst schon an der düstern Höhle,
wo sich der Glaube mit dem Zweifel mißt?
Das Künftige in lichter Riesengröße,
die Gegenwart mit Schauer überschattet?
Und doch bin ich, durch eines Greises Hülfe,
der Tugendwonne wieder neu geboren!
O! welche Seligkeit, wenn nun der Graf
befreyt, in seinem Kreise, mir zufrieden,
in stiller Heiterkeit die Stunden schwinden, —
und ich dieß Alles meinem Anton danke!

es wird an die Thür gepocht.

Da wird Er seyn, — o wär' es ihm gelungen! —

er geht aus der Zelle, kommt bald darauf wieder herein, vom Abt begleitet.

Murawitsch.
Nur näher Fremdling, Ihr seyd recht gekommen;
dieß ist des alten Antons Siedeley.

[252] Der Abt.
So dank' ich Gott! — Ich suche Antons Freund.

Murawitsch.
Der bin ich.

Der Abt ihm näher tretend.

O! dann kommt, - - Allmächt'ger Gott!
täuscht mich mein Auge, oder ist es Zauber?
Wen seh ich! Murawitsch, ist's Euer Schatten?

Murawitsch.
Ihr kennt mich?

Der Abt.
Ach! wenn Ihr es seyd, — wenn Ihr
noch lebt, — o dann so kommt, — so kommt und sprengt
den düstern Kerker auf, wo Anton schmachtet,
befreyt ihn und den Graf vom nahen Tode.

Murawitsch.
Ha! fürchterliche Nachricht! Sagt, wer schickt
Euch her? — wer seyd Ihr?

[253] Der Abt.
Niemand schickt mich her; —
selbst hab' ich mir den Weg zu Euch gebahnt;
bin Anton's, bin des Grafen Freund, — der Abt
von Skrzyn, selbst dem Gefängniß kaum entgangen.

Murawitsch.
Mein Himmel! Abt, und Ihr in diesen Kleidern?

Der Abt.
Der Stolz erstirbt im Schooße der Gefahr;
dem heiligen Gewand mußt' ich entsagen,
den bangen Busen zu besänftigen.
Ach! wollt Ihr einst mit hoher Glorie
bey Seligen die Ewigkeit genießen,
so reißt Euch auf,— stählt Euern Arm mit Kraft, —
mit Muth das Herz, mit Weisheit Eure Seele,
und lös't die Fesseln, welche Anton drücken,
wenn ihn nicht schon der Tod der Erd' entführte.

Murawitsch.
Ihr stoßt mit giftgen Dolchen in mein Herz!
Ist die Verschwörung nicht entdeckt? — Graf Peter
durch Anton nicht des Mörders Hand entrissen?

[254] Der Abt.
Nein! das Geschick will uns noch härter prüfen!
Graf Peter schmachtet hier in einem Thurm
im Walde, — einsam, unbesucht vom Wandrer;
und Anton liegt, im Kerker angefesselt,
der wilden Wuth Christinens übergeben.

Murawitsch.
Ha! schon genug, zur Rettung mich zu spornen!
Wenn Gottes Daseyn keine Lüge ist,
so werd' ich noch des Herzogs Seele rühren.
Ich will Christinens Boßheit ihm enthüllen,
die Engel zu Dämonen ihm entlarven!

Er soll erzittern, wenn er schaudernd sieht,
in welchen Schooß er seine Seele legte, —
in welche schändliche Verbrechen ihn
die Schwachheit seines Herzens stürzte.

er will gehn.

Der Abt.

Bleibt!
wollt Ihr durch Uebereilung Alles noch
verderben? — Laßt uns erst der Mittel denken,
eh wir so kühn zu wilden Thaten schreiten;
[255] Ein Fürstenthron hat fürchterliche Wächter!
Und die Verwegenheit führt zur Verzweiflung,
sie ist des trunknen Spielers letzte Zuflucht.

Murawitsch.

Doch hat der Trunkne nicht im Augenblick
der flammenden Berauschung, Riesenkraft?

Der Abt.

Kraft, nicht vom Steuer der Vernunft regiert,
gleicht eines Gottesläugners frevelndes
Gespött; — es schimmert ohne Werth! — Denn ach!
der kühne Unternehmungsgeist des Mannes,
durch Leidenschaft zu blinder Thätigkeit
gereizt, — ist nur ein schneller Sonnenschein
nach stürmenden Gewittern! — Nein, so wie
Du dachtest, würden wir mit ihnen selbst
ein Raub der Tyranney! — Um beide zu
befreyn, laß uns das ganze Volk empören, -
in ihrer Brust die heil'ge Gluth entflammen,
der unterdrückten Unschuld beyzustehn, —
und so mit Macht des Kerkers Riegel sprengen.

[256] Murawitsch.

Ein Haus zu retten, zehen niederreißen!
Nein, Abt! Der Kühne bahnt sich einen Weg
durch Felsen, wenn vor ihm die Tugend leuchtet;
mich wird man nicht zu fesseln wagen! Kommt! —

er geht voran, ihm folgt der Abt.

Pallast des Herzogs.

Der Herzog und F. Jaxa.

F. Jaxa.

Jetzt Herzog, stürzt die Zauberwand zusammen,
die eitle Pracht so mühsam aufgethürmt;
es springt das Band, das Fürstenstolz geschmiedet,
Mensch gegen Mensch, so stehn wir beyde hier,
entblößt von Purpur, der oft Schande deckt.

Der Herzog.

Ihr überrascht mich; — denn was soll der Mensch,
wo man den Fürsten will.

[257] F. Jaxa.
Den Menschen rächen,
wenn Fürstenmacht ihn freventlich beleidigt.
Es klingt Euch sonderbar, daß ich mein Recht
nicht mit dem Blut der Unterthanen fordre,
die ich beglücken, nicht ermorden soll;
daß ich mich Mann genugsam selber fühle,
Euch in dem Schooß des Stolzes aufzusuchen,
und Euch entlarvt das eigne Bild zu zeigen.

Der Herzog.
Ihr flucht dem Fürstenstolz und trotzt auf ihn;
Ihr wüthet, und ich weiß die Ursach nicht; —
wer hat tyrannisch meine Macht gefühlt?

F. Jaxa.
Und Ihr erröthet nicht zu fragen, Herzog?
Hat Euer Herz, als Jüngling einst so gut,
schon ganz das Gift der Boßheit eingesogen?
das göttliche Gefühl der Scham verdrängt?
Ha! dann so hört den Namen, der Euch schrecken,
der Eurer Seele Innerstes durchzittern,
und sie beschämen soll, — Graf Peter! — habt
[258] Ihr ihn, von feiner Weiberlist verführt,
nicht dem Gefängniß schändlich übergeben?

Der Herzog.
Ihr raset, — denn wozu sollt' ich verbergen,
was keiner öffentlich mir hindern kann?

F. Jaxa.
Nicht hindern kann? — Ist so weit schon bey Euch
die Tugend ins Abscheuliche versunken,
daß Ihr das heil'ge Bündniß kühn verletzt,
das beyde, Fürst und Unterthan verpflichtet?
Daß Ihr mit Stolz den heil'gen Ruf verachtet,
der den Entschlummerten mit Ehrfurcht nennt,
wenn er als Fürst das goldne Ziel erreichte,
das seine Pflicht ihm feurig vorgezeichnet?
Daß Ihr mit Frechheit den Verbrecher adelt,
und neidisch die erhabne Tugend stürzt?
O! wißt, es kommt die Zeit, wo Fürsten zittern,
wenn sie ein Sclavenherz in Purpur hüllten.

Der Herzog.
Fürst, Ihr vergeßt —

[259] F. Jaxa hitzig.
Was kann ich hier vergessen?
Mit gleichem Rang, mit gleicher Macht geboren,
befleckt dieß Herz noch keine Frevelthat.
Wild ist mein Blut, beym Ew'gen! aber edel;

ich fordre noch die Welt zum Richter auf,
und zittre nicht, die Gottheit zu erkennen!
Und könnt Ihr das?

Der Herzog mit verlegner Stimme.
Ich kanns!

F. Jaxa.
Noch einmal sprecht
dieß Wort, noch einmal nur und seht mich an,
daß ich in Euren Augen Lüge lese.

der Herzog wendet sich weg.

Ha! seht, Ihr fürchtet das Entdecken, Herzog!
das Auge ist die Seele der Natur,
rein, wie sie selbst, verträgt es keine Hülle!
Hier ist die Kunst des Höflings abgeschnitten,
die Schmeicheley steht ohne Glanzgefieder,
in nackter Armuth zeigt sich hier ihr Werth.
Verlassen seyd Ihr, — einsam, ein Verbrecher,
[260] nicht Fürst nicht Mensch, — und dennoch, dennoch sinket
der Schleyer nicht von Eurem Auge? — Stolz, —
und doch an Muth verarmt, wollt Ihr noch länger
den Fürsten spielen? Wollt verschweigen, was
jetzt diese stolze Schaam so laut entdeckt?

Der Herzog mit erkünstelter Würde.
Ihr trotzt mit freventlicher Kühnheit auf
die Freundschaft unsrer Jugend, Fürst; macht nicht,
daß der gekrönte Stolz erwacht, Ihr seyd
in meinen Händen.

F. Jaxa.
Sollt' ich diesen fürchten?
Beym Himmel nicht! Ihr habt nicht eignen Willen.
Ein Weib schlug Euch mit Schlangenlist in Fesseln;
in ihrem Schooß liegt Eure Macht vergraben, —
und Euch blieb nur ein schimmerndes Phantom!
Sie schmeichelte mit Feinheit Eurem Stolze,
indeß sie ihm um seine Kraft betrog.
sie spiegelte chamäleonisch schön
Euch Liebe vor, indeß die Heuchlerinn
an eines andern Brust wollüstig schwelgte.

Der Herzog.
Bedenkt, es ist mein Weib! Könnt Ihr beweisen,
was Ihr so kühn behauptet?

[261] F. Jaxa.
Kann es, Herzog,
wenn Ihr da glauben wollt, wo andre sahen;
wenn Euch des Volkes Stimme überzeugt.
Gab sie dem Ritter nicht die Freyheit wieder?
schlich sie nicht selbst nach dem Gefängniß sich?

Der Herzog.
Dieß war mein Wille.

F. Jaxa.
Euer Wille, Herzog?
Um Mitternacht, die traulichen Gespräche
im Eichenhayn des Gartens auch?

Der Herzog.
Ihr lügt.

F. Jaxa
nach seinem Schwerte greifend.
Wer wagt noch einmal dieß zu widerhohlen?
Ich rede Wahrheit, — nur die reinste Wahrheit.
Ich selbst und der Graf Peter waren Zeuge,
Als man um Eure Ehre Würfel spielte,
verrätherisch Euch einen Gecken nannte.

[262] Der Herzog.
Und mir verschwieg man diese Frevelthat?

F. Jaxa.
Entdeckt' es Euch der Graf nicht auf der Jacht?
Doch Ihr war't schon der Sclaverey gewohnt,
Ihr glaubtet Eurem Weibe mehr, als ihm —
und wurdet auch schlau in ihr Netz gefangen.
Deßwegen nur verfolgte sie den Grafen, -
deßwegen ward er fortgeführt, — ein Raub
der niedern Boßheit einer Buhlerinn.

Der Herzog vor sich.
Gott! wenn es Wahrheit wäre? Wenn es wäre?
Doch nein! mein Weib ist edel, - Ihr verläumdet.

F. Jaxa
ihm traulich die Hand reichend.
Es wird Euch schwer, der Täuschung zu entsagen!
Seyd wieder Mann! Zerreißt die Bande, die
zu lange schon Euch schändeten; erfüllt,
was Eure schön're Jugend einst versprach,
als wir zusammen noch in Breßlau lebten,
und Ihr ein Knabe voller Hoffnung waret;
[263] gebt Euer Herz den süßen Träumen wieder,
die damahls uns so glühend schön erschienen.

Der Herzog.
Des Knaben Träume sind nicht Männer - Thaten.

F. Jaxa.
Bey Gott! Hier kann, — hier muß zur That es werden!
Des Nachruhms feyerliche Stimme hört
der Jüngling nur, indeß der Mann ihr folgt.
Ist das Gefühl, das Menschen göttlich schuf,
der heiße Wunsch, der Nachwelt noch zu leben,

des Jünglings nur und nicht des Mannes würdig?
Die Hoffnung schon in Eurer Brust erstorben,
der Sterblichkeit durch Thatenruf zu trotzen?
Gleichgültig Euch geworden, ob der Enkel
mit Schaudern oder mit Entzücken Euer
gedenkt? Ob Euer Name einst verlöscht,
den Erben schon ein fremdes Wort geworden?
Noch einmal hört, — seyd wieder Mann, und nehmt
das Zepter wieder, das Euch Gott gegeben,
selbst Euer Volk mit Mannheit zu beherrschen,
und es nicht Weiberhänden zu verkaufen.
Fangt groß und schön die neue Herrschaft an, —
[264] Gerechtigkeit sey Eure höchste Tugend!
Gebt mir den Grafen wieder frey; — wo nicht, —
so sagt mir sein Verbrechen!

Der Herzog.

Kann ich das?
Kann ich das geben, was ich nicht besitze?
Wüßt' ich die Räuber nur, —

F. Jaxa schnell.

O! schweigt hiervon!
Die Mähre sagt den Knaben Eures Hofes,
die sie zu glauben wenigstens doch scheinen, —
nicht mir, der Euch und Dobeis feine Ränke kennt.
Gebt mir den Grafen frey, und ich vergesse,
daß Ihr durch ihn auch mich beleidigt habt.

Der Herzog.

Glaubt meinem Wort, ich weiß vom Grafen nichts, -
die ganze That ist wider meinen Willen —

F. Jaxa.

O! sprächt Ihr wahr?

Der Herzog.

Bey Gott! ich rede wahr.

[265] F. Jaxa.

Es wäre nur ein Bubenstück des Ritters? —
Er hätte diesen kühnen Schritt gewagt? —
Gewagt? wenn Euer Schutz ihn nicht gesichert?
Nein! selbst Verwegenheit stirbt ohne Hoffnung;
Ihr habt ihm durch Versprechungen geschmeichelt.
gebilligt seine frevelhafte That.
O! hört in mir die Stimme Eures Volks, —
sie flehet laut, gebt mir den Grafen frey!
Er war ihr Vater, — war ihr schönster Trost,
sein Ansehn gab Euch doppeltes Gewicht!
Er war Euch, was Erfahrung andern ist, —
sein Rath war Weisheit, Tugend sein Gesetz;
gebt ihn dem Staat und Euerm Vortheil wieder!

Der Herzog.

Ich kann nicht; steht es denn in meiner Macht?

F. Jaxa.
Beym heil'gen Schatten Eures Vaters, Herzog,
beschwör' ich Euch, gebt mir den Grafen wieder!

der Herzog dreht sich schweigend um.

Ihr schweigt? O! redet — sagt —

Der Herzog.
Ich kann nicht, Fürst.

[266] F. Jaxa kalt.
Nun Herzog, hab' ich Euch nichts mehr zu sagen:
doch nehmt mein Wort, ich räche den Graf Peter.
er geht zürnend ab.

Der Herzog
allein, ihm nachsehend.
Er geht, — aus seinen Mienen sprach der Zorn,
Verachtung aus des Auges kühnem Blick!
Und ich? ich steh in bangen Zweifeln hier,
mit Schmach bedeckt, die ich ertragen mußte,
weil schweigend mich mein Selbstgefühl verdammt!
Und doch vermocht' ich standhaft das zu leugnen,
was jeder Blick verrätherisch entdeckte?
Hat das Verbrechen Kraft, nur Tugend Schwäche?
Ist sünd'gend die Natur erhabner, als
im Edelmuth? Nein! schweige Lästerung!
Die Hölle strömt ihr Gift in meinen Odem, —
Scham schmiedet Sünder an dem Laster fest, —
und ich bin frey, — ich will die Fesseln brechen!! — —

er will zur Thüre heraus,

Starost Pontowsky kömmt.
Zwey Fremdlinge stehn in dem Vorsaal, Herzog,
sie bitten um die Gnade, Euch zu sprechen.

[267] Der Herzog mit einiger Unruhe.
Jetzt sprech ich keinen; — doch — sie mögen kommen.

Pontowsky ab, nach ihm treten herein

Murawitsch und der Abt.

Murawitsch
naht sich ehrfurchtsvoll.
Mein Fürst und Herr, verzeiht dem Unterthan,
wenn er zu kühn den Weg zum Thron sich bahnt,
den feile List und Boßheit ihm versperrten.

Der Herzog.
Mein Thron steht jedem offen. (vor sich) Irr' ich nicht?

(laut) Wer seyd Ihr?

Murawitsch.
Eh ich es wage, mich zu nennen,
so hört erst, Herzog, was mit kühnem Sinn
ich jetzt Euch zu entdecken denke! Dann
erkennt Ihr mich vielleicht an meinen Wünschen.
Erlaubt Ihr, Herzog?

Der Herzog.
Redet!

[268] Murawitsch.
Euer Thron,
den edle Pracht mit Glanz und Ueberfluß,
mit Werth die Hoheit ziert, ward lange schon
von Eurem Volk bewundert, — Ihr verehrt.
Ein seltner Schatz, den wenig Fürsten kennen,
und ihn erkannt, betrogen oft verachten,
die Wahrheit lag beschützt in Eurem Schooß.
Verbannt war Schmeicheley, die stolze Thörinn,
von Eurem Thron; der Weyhrauch war verweht,
den ihre Diener streun — die Wahrheit gallt.
Voll Hoffnung sank die Armuth vor Euch nieder,
und fleht Euch oft um süße Lind'rung an;
nie kehrte sie bethränten Blicks zurück.
Mit väterlicher Güte schenktet Ihr
dem Kummer Trost, dem Unterdrückten Recht!
Froh jauchzend nannt' Euch nur die Menge Vater,
der Name Fürst war ihnen fremd geworden.
Ihr folgtet treu dem hohen Ideale,
das glänzend Euch als Herrscher vorgelebt, —
und schon erreichtet Ihr die Götter-Zinne, —
der Tugend ward Unsterblichkeit verheißen.

[269] Der Herzog.
Ich bin nicht Eures hohen Lobes werth;
wozu dieß Alles? -

Murawitsch.
Euch der Wahrheit Werth
im höchsten Glanz, im schönsten Reitz zu schildern.
O! Herzog, lange habt Ihr ihn geehrt, —
die Hoffnung flog schon der Gewißheit vor;
man nannte Euch den Edelsten der Fürsten.
Doch ach! wie ward der Wahn des Volks getäuscht!
Sanft zauberisch in Schönheit übergoldet,
unschuldig gut in Zärtlichkeit verschleyert,
schlich Liebe sich in Eure Fürstenseele,
und eine neue Welt entwickelte
sich Eurem Blick: Der Schöpfung Wiederschein
war Euch das Herz, woran Ihr Euch gefesselt.
Ach! wär' es doch ein reiner Gottesspiegel,
und nicht die Kunst des Magiers gewesen,
die sich verstellt in jede Tugend heuchelt.

Der Herzog.
Verwegner Thor! ich will nichts weiter hören, —
im Kerker sollst Du diesen Einfall büßen.
er will zürnend fort.

[270] Murawitsch
sich in den Weg stellend.
Ich fleh Euch, Herzog, hört mich.

Der Herzog.
Nichts! im Kerker!

Murawitsch.
O! hört mich aus, und dann — dann richtet, Herzog.

Der Herzog.
Daß ich der Spott von jedem Gecken würde,
den man bestach, mich listig zu betriegen?

Murawitsch
wirft sich vor ihm nieder.
Nein! nicht bestochen, — ich bin Murawitsch,
und will mein Leben wagen, Euch zu retten!

Der Herzog staunend.
Ha! welche Kühnheit! Ihr, der insgeheim
von meinem Hof entwichen, wagt es noch —

[271] Murawitsch.
Beym Himmel! nicht entwichen, Herzog; — Ihr
seyd hintergangen, seyd jetzt in Gefahr,
daß man gleich mir, Euch nach dem Leben trachtet.

Der Herzog.
Du willst durch Selbsterhaltung mich bestechen, —
ein wirkend Gift, wenn es die Schwachheit trinkt,
der Wahrheit willst Du schmeicheln, ungescheuter,
glaubwürdiger mit Boßheit zu verläumden.
Dein Pfeil ist scharf, doch eherner mein Herz;
der Kerker sey Dein Loos!

Der Abt
sich ihm heftig nahend.
Erbarmen, Herzog!
Um Euch, — und um den armen Greis im Kerker,
um Euch und Eurer eignen Seele willen, Fürst,
Erbarmen!

Der Herzog.
Nein! ich will vest und männlich werden!
mein weiches Herz will ich der Brust entreißen,
und es mit Stahl umgürten. Nimmer — nimmer
[272] will ich dem Mitleid, — seinen Winken folgen!
In Labyrinthe stürzte mich die Güte,
die Grausamkeit soll mich zum Helden machen.

Der Abt.
Nein! Herzog, Grausamkeit ist größre Schwäche!
Ein weises Mitleid, das ist Götter - Tugend.
Ihr seyd zu gut, den Vorsatz auszuüben,
um groß zu seyn, der Hölle nachzustreben.
O! höret uns, Ihr werdet sanfter denken.

Murawitsch.
Ihr seyd verrathen! Taucht den gift'gen Dolch,
durch List getäuscht, in Eure eigne Seele!
Ihr seyd verrathen — Herzog, seyd verrathen!
Ich kann nicht länger zu Verbrechen schweigen,
die Euch vor Gottes Richterstuhl verdammen,
und vor der Welt beschimpfen.

Der Herzog tritt erstaunt zurück. Murawitsch
richtet sich auf.

Nehmt mein Leben,
wenn Euch der Eifer freche Thorheit scheint,
mit dem ich Euch vom Traum der Hölle schrecke.
[273] Laßt mich ein Opfer werden schmeichlerischen Stolzes,
auch mich tyrannisch Eurer Täuschung fallen, —
doch länger schweigen kann ich nimmermehr.
Schon fand Graf Peter da Verrätherey,
wo ihm der Freundschaft sanftes Lächeln winkte;
schon liegt die Tugend unter harten Fesseln,
seufzt Rache auf den Unterdrücker nieder;
schon waffnet sich, in schwelgerischen Taumel
der Wollust hingesunken, Eure Gattinn
mit Dolchen, Euch den Busen zu durchstoßen,
wenn Ihr an ihrer Seite zärtlich schlummert;
schon sieht entzückt der Ritter sich in Purpur, —
und dennoch, Herzog, wollt Ihr Euch den Klauen
des Tigers nicht entreißen, der Euch schon
gefangen hält, blutgierig Euch zu morden?

Der Herzog kehrt sich weg.
Gott! Gott! aus welchem Traum' soll ich erwachen!

Murawitsch.
O! Herzog, gebt Euch Eurer Tugend wieder,
verwerft der Wahrheit hohe Warnung nicht!
Ich selbst war Dobeis Freund, schlau heuchlerisch
[274] durch äußern Schein der Redlichkeit betrogen;
mir ward der Boßheit schrecklichstes Geheimniß
im Schutz der Freundschaft ängstlich anvertraut.
Von Schwachheit zum Vergehn, von diesem zum
Verbrechen will die Herzoginn Euch führen,
und wenn Ihr dann am Ziel der Frevelthaten,
vom Schauer banger Reue überrascht,
der Stunde flucht, da Ihr geboren wurdet; —
dann will sie Euch mit eigner Hand erwürgen,
und ihren Buhlen auf den Thron erheben.
Erschrocken bebt' ich vor dem Riesenschatten

der Lasterthat zurück; — ich wollt' es wagen,
der Hölle eine Seele zu entreißen,
den Ritter vom Verderben abzuhalten;
doch schnell durchdrang ihn wilde Höllenwuth,
und Dobeis stieß sein Schwert mir in die Seite.

Der Herzog.
Und Euer Wunsch, mein fürstlich Bette zu
beflecken? Eure Flucht, der Strafe zu
entgehn? - dieß wäre Alles nur des Ritters
Erfindung?

[275] Murawitsch.
Hämische Erfindung, Herzog!
Es war die Nacht, da man die Mörder kaufte,
als ich von Dobeis Schwert verwundet, einsam
im Walde blieb, — da trat ein alter Siedler,
er hatte der Verschwörung zugehört,
mit sanfter Menschenfreundlichkeit zu mir, —
nahm mich in seine Zelle, ohne mich
zu kennen. Er war Peters Freund, — sein Bruder, —

Der Herzog.
Sein Bruder? Wer? Der alte Siedler Anton?

Der Abt.
Derselbe, Herzog, der Euch auf der Jacht
in seine Zelle freundlich aufgenommen;
derselbe, der durch Eure Hand gefangen,
im Kerker schmachtet und zu seinem Gotte
um nahen Tod, um Rettung fleht! — Ach! Herzog,
wenn nicht die Menschlichkeit in Eurer Brust
erstarb, — wenn Ihr an einen Gott noch glaubt,
der einst mit schwerem Donner richten wird,
o so erbarmt Euch eines edlen Greises,
[276] denn schrecklich werden seine Thränen einst
in Eure Seele blut'ge Mahle brennen!

Der Herzog halb für sich.
Allmächt'ger Gott! zwey Brüder hinzuopfern?

Der Abt.
Bedenkt es! gebt sie beyde frey, — vergeßt
auf Augenblicke nur die Welt, und denkt
der Zukunft; Ewigkeiten gegen Träume!
Und denkt des hohen, wonnigen Gefühls,
zwey Brüder, gleich an Edelmuth und Tugend,
als Kinder schon getrennt vom harten Schicksal,
und doch durch stilles Einverständnis treu verbunden,
sie endlich zu vereinen! Zu erblicken,
wie Herz an Herz in süßer Wollust schlägt,
und Freudenthränen Eure Großmuth segnen!
Ihr nahmt des Wiedersehens Wonnen ihnen,
im Augenblick, da sie als Brüder sich
erkannten, raubt Ihr ihnen ihre Freyheit,

und legtet ihrer Freude Fesseln an.

[277] Murawitsch.
Und wem wollt Ihr zwey edle Herzen opfern?
Für welchen Preis das süße Glück verpfänden,
das Euch der Tugend hohes Selbstgefühl
gewährt? Ihr gebt den höchsten Schatz der Menschheit,
die Wonne stiller Selbstzufriedenheit
verloren, um die Liebe eines Weibes,
die Euch verräth, verspottet, zu gewinnen?

Der Herzog.
Und wer verbürgt mir Eure Redlichkeit? -

Murawitsch.
Die Wahrheit, — dieser Mann, -

er zeigt auf den Abt.[48]

und unsre Absicht.
Der Eigennutz, der Schändlichkeit Gepräge,
ist von uns fern, — wir bitten nichts für uns!
Gebt uns Gerechtigkeit, und nimmer seht
Ihr uns zu Eurem Throne wiederkehren.

Der Herzog.
Ich will sie geben, — und der Graf sey frey, —
doch wollt Ihr vor Christinen wiederholen,
[278] was Ihr, entfernt von ihr, zu sagen nicht
erröthet?

Murawitsch.
Alles, Herzog! Wahrheit fürchtet
nicht Macht, nicht Zorn! Ein reiner Aetherstrahl,
ins Herz der Menschheit flammend sich ergossen,
verspottet sie der Hoheit zürnend Drohen.
Und ha! was kann ich fürchten, wenn ich nur
die heil'ge Angst, die meine Seele fühlt,
gewollt zu haben was Abscheuliches,
wenn ich nur diese unterdrücke; nur
den Edelsten der Menschen aus den Händen
der Boßheit rette, o! dann bin ich schon, —
auf Ewigkeiten schon beglückt!

Der Herzog.
Und ich?
Ich soll verlieren, was vor wenig Stunden,
mir zu ersetzen, eine Schöpfung arm,
ein Paradies zu wonneleer gewesen?
Den süßen Glauben an des Weibes Tugend?
Soll Qualen ärnten aus der Freude Saat?

---

[48] 2016: im Text fehlerhaft „auf Anton“.

[279] Der Abt.
Den Sieger ehrt die Schwere seines Kampfes.
Ein Priester Gottes steh ich hier vor Euch, —

Der Herzog.
Ein Priester, Ihr? —

Der Abt.
Ein Priester, Herzog, der
durch Leiden sich zum hohen Amt geheiligt,
den Tod nicht scheut, die Tugend zu befreyn.
Des Grafen Freund und sein erwählter Abt,
kannt' ich ihn ganz und ehrte seine Tugend,
und ach! ihn in Gefahr zu wissen, und
ein stummer Zeuge seiner Leiden bleiben, —
nein! Fürst, beym Himmel! dieses kann ich nicht.
Was könnt Ihr opfern, wo Gerechtigkeit
und des Allmächtigen Befehl es fordert?
Wo Eures Herzens tiefe Wunden nur
dem heil'gen Ruf erhab'ner Pflichten bluten?
Und kann Euch wohl die Wollust flücht'ger Stunden
die bange Qual der Ewigkeit ersetzen?
Ein feiler Kuß, verrätherisch erkauft,
den Schreckenfluch des Ewigen versüßen?

[280] Der Herzog bewegt.
Schweigt, schweigt, ihr habt mein ganzes Herz erschüttert!
ich fühle, daß ich ein Verbrechen schützte, —
ich will ihn strafen, der mich hinterging!

Murawitsch.
Die Fesseln auch dem edlen Greise Iösen?

Der Herzog.
Auch dieß!

er geht an einen Schreibtisch, und schreibt
einige Zeilen.

Hier! diese Zeilen werden Euch
den Kerker öffnen, wo er schuldlos duldet;
befreyt ihn — geht, und kommt dann wieder zu mir!

Murawitsch
stürzt vor ihm auf die Knie.
O! Herzog — Herzog, meine Freude — meinen Dank —

Der Herzog richtet ihn auf.
Steht auf — geht, denn ich zittre für sein Leben,
mein Herz ist weich und meine Tugend neu.

[281] Der Abt.
Und diese That, die größte Eures Lebens!
O! Fürst, es ist ein höh'rer Ruhm, der Thorheit
mit edler Selbstverläugnung zu entsagen,

als einen Sieg durch Tausende erfechten!
Gott wird mit Ewigkeiten Euch belohnen,
und Freudenthränen Euch im Grabe segnen.
er geht mit Murawitsch ab.

Der Herzog allein,
auf und abgehend, voll inn'rer Unruhe.

Ha! stille, Herz! ich muß dem Wahn entsagen,
der mich beglückte, wenn auch gleich getäuscht!
Getäuscht? — Und was ist nicht im Leben Täuschung?
Wer kann mich Wahrheit lehren, — wer vermags?
Ist nicht das Bild, vollkommen schön entworfen,
im Hirn des Denkers glühend sich entwickelt,
der Gottheit Bild — was ist es mehr als Täuschung?
ein Schatten, das Original zu deuten? —
Und Weibertreue sollt' allein nicht trügen?
Was ist ein Weib? Nur Stolz ist ihre Tugend, -
Betrug ihr Lächeln, ihre Schönheit Schminke!
Ja! ja! nur sie soll meine Rache fühlen!
[282] Er hat es ja gehört — er war sein Freund — ihm muß
ich glauben, oder keinem! — Gott! wie schrecklich!
es glauben müssen, daß das Göttlichste —
die Liebe selbst zur Marter uns geschaffen!

Die Herzogin stürzt herein.
Gott! mein Gemahl, ist's Wahrheit, was ich höre?
der Graf sey frey, — der Siedler werd' entfesselt?

Der Herzog
mit unterdrückter Wuth.
Ja! es ist wahr, — ist wahr, und ist entdeckt,
daß ich betrogen bin, — von meinem Weib'
betrogen, die so edel sich gestellt.

Die Herzogin
erschrickt, sammelt sich aber schnell, mit Stolz.
Was ist entdeckt? — Ich habe nichts zu fürchten.

Der Herzog.
Zu fürchten nichts? — Verruchte Buhlerinn,
die goldne Zeit, da ich dem Narrenseil
der Liebe folgte, ist vorbey! Ich bin
erwacht, und fluche meinem Traume.

[283] Die Herzogin
mit verstellter Rührung.
Gott!
Du weißt, ich bin gerecht! (sie weint.)

Der Herzog vor sich.
Wär' sie nicht schuldig? -

Die Herzogin wie vorher.
O! warum mußt' ich je der Liebe Glück

empfinden? — Je geliebt mich glauben?
Wenn dieser Schmerz noch meiner wartete?
Ha! Schicksal! wenn du Freuden nur gewährtest,
um sie mit Schmerz arglistig aufzuwiegen, —
so fluchtest du der Welt bey ihrer Schaffung, —
so ist es Tod, wenn man geboren wird,
und Seligkeit, im Grabe zu vermodern!

Der Herzog
mit gezwungner Kälte.
Ha! diese Sprache konnte sonst mich trügen,
da noch mein Weib — o! daß ich's denken muß,
und nicht vergehe!

[284] Die Herzogin,
Was ist Dein Weib? Hier steh ich -
ich bin bereit, Dir Rechenschaft zu geben; —
nur sage mir, was konnte Deine Liebe,
das goldne Kleinod meines höchsten Stolzes,
mir rauben?

Der Herzog.
Heuchlerinn! Du hättest mich
geliebt? Und willst mein Leben einem Sclaven
für schwelgerische Stunden opfern? Nein!
entlarvt ist mir die Bosheit Deiner Seele,
verweht der Zauber, der mich lang' gefesselt!
Du sollst empfinden, daß gereitzte Güte
sich in Tirannenwuth verwandeln kann;

Die Herzogin die Hände ringend.
Bin ich von meines Glückes höchstem Gipfel
auf einmal schon so tief herabgesunken!
daß mir ein Recht, das auch dem Mörder bleibt,
sich gegen seine Kläger zu vertheid'gen,
daß mein Gemahl auch dieses mir versagt?
sie sinkt vor ihm auf die Knie.

[285] Verstoßt mich, Herzog, nehmt mein Diadem,
das auch mit Euch den schönsten Glanz verloren,
laßt mich im Kerker mein Verbrechen büßen,
wenn Ihr mich schuldig findet, nur verdammt
mich nicht auf das Geheiß bestochner Frevler!
Verdammt mich nicht! —
sie umfaßt weinend seine Knie.

Der Herzog,
mit starr auf sie geheftetem Blick, betrachtet sie in stiller
Rührung, dann beugt er sich zu ihr herab, sie
aufzuheben. Mit Affekt.
Christine! Weib!

indem er sie aufheben will, treten der E. Anton,
der Abt und Murawitsch herein.

O! Gott!
sie sinkt ohnmächtig zurück.

[286] Zimmer im Schlosse des Grafen Peters.

Adelheide und Maria.

Adelheide setzt sich.
Bald Mutter, — bald verläßt mich meine Hoffnung!
Statt Augenblicke sind es Stunden worden!

Maria.
Er wird dafür vom Herzog Freude bringen;
denn endlich doch wird ihm der Schleyer sinken.
Ja! mein Gemahl, ich werde wieder Dich
in diese Arme schließen!

Adelheide.
Arme Mutter!
wenn nicht des Grabes Macht ihn schon umschließt?

Maria.
Geliebte, raube mir den süßen Glauben
doch an sein Leben nicht; laß mich ein Glück
im Traume doch genießen, das — zu streng'
das Schicksal mir versagt.

[287] Adelheide.
Ich fürchte Alles!
Dem Bösewicht ist keine Pflicht zu heilig;
um einen Augenblick Entzücken zu
erkaufen, können tausend Herzen bluten.
Ach! wäre nur mein Jaxa wieder hier.

Maria.
Könnt' er sich auch an diesem wohl vergehn?
So nah den Teufeln gleich zu werden suchen?
Nein! nimmer kann's ein Mensch.

Adelheide.
Ich fürchte Alles!
Mein Busen bebt — es zittern meine Kniee —
die Angst durchläuft empörend meine Pulse —
Ach! würdest Du mein Jaxa mir entrissen —
auch Du, mein letzter Trost in bangen Stunden!

Maria.
Verscheuch die Ahndung größrer Leiden; ach!
zu schwer ward unser Glaube schon geprüft.

[288] Adelheide.
Und wenn dieß Beben, — wenn es Ahndung wär'?
Wenn man den Gatten auch ermordet hätte,
da man den Vater nicht geschont? — Wenn man —
Bey Gott! es ist! Ich seh - ich seh ihn wandeln,

den heil'gen Schatten, — Mutter, laßt uns beten!
sie knieet nieder.

F. Jaxa noch draußen.
Wo ist mein Weib? —

Adelheide aufspringend.
Gott! seine Stimme, Mutter.

Jaxa tritt herein, sie fliegt ihm entgegen.

Mein Jaxa!

F. Jaxa
sie zärtlich umschließend.
Adelheide, — theures Weib —
(zu Marien) geliebte Mutter, — unsre Hoffnung ist
verloren.

Adelheide und Maria.
Ist verloren?

[289] F. Jaxa.
Ja! verloren.
Umsonst wagt' ich der kühnsten Rede Schrecken, —
Umsonst der Freundschaft liebevollen Zauber, —
kalt blieb sein Herz, das Hochgefühl der Freundschaft
nicht im Tirannen-Busen zu entehren:
Ich rief die Zeit, die goldne Zeit der Jugend
zurück in seine Seele, — auch hier noch
erwachte nichts in seiner Marmorbrust,
das für die bessre Sache sprach; — er blieb
Tirann als Fürst und niedrer Sclav als Gatte,
zu weichlich, um die Fesseln abzuwerfen,
der er sich schämt und nicht entreißen kann.

Maria.
Und keine Hoffnung bleibt uns weiter?

F. Jaxa.
Keine,
als edle Flucht, um bald mit mir vereint,
zur Rache heimzukehren.

Maria.
Edle Flucht?
Um bald mein Vaterland durch Kriege zu
[290] verwüsten? meiner Rache aufzuopfern?
Nein! Rache gibt den Theuren mir nicht wieder,
der jetzt vielleicht schon in den Himmeln schwebt,
und liebevoll auf uns hernieder blickt.
O! steh' uns bey, geliebter Schatten, — gib
dem Weibe Trost, eh zitternd sie verschmachtet!

Adelheide.

Und ich bin dieser Leiden Schöpferinn!
Um meinetwillen kam Er zu dem Schlosse,
und ward ein Raub des schändlichsten Verrathes!
Ja! mein Gemahl, Du mußt mir fluchen, wenn Du
in mir die Vatermördrinn küssest.

F. Jaxa.
Theures —
geliebtes Weib, — laß diese düstre Schwermuth! —
Der Mensch muß leiden, um die Freude schöner
zu fühlen! Du hast schon gelitten, — öffne
der Freude wieder Deine sanfte Seele —
sey wieder froh.

[291] Adelheide zärtlich.
Hat denn der Name Mann
so bald den fühlenden Geliebten schon
verdrängt? —

F. Jaxa.
Nie! und in Ewigkeiten nie! —
Doch wird durch Uebertreibung die Tugend nicht
zum Fehler schon? um wie vielmehr der Schmerz?
Du willst des Lebens ganzes Glück verscherzen,
um inniger den Vater zu betrauern,
den Dir Dein Klagen doch nicht wiedergibt?
O! komm in meine Arme, liebes Weib,
sie sollen freudig Dich an diese Wangen,
an diesen Busen drücken! Du sollst Alles,
was je ein Blick bedeutend mir verräth,
besitzen, — sollst der Freude Ueberfluß
in glänzender Verschwendung stets besitzen, —
nur mindre Deinen Schmerz, — und flieh von hier.

Adelheide.
Den heiligen Ort verlassen, wo mein Vater
vielleicht noch leidet, — heiße Thränen weint?
Wo ich zuerst die Sonne froh begrüßte?

[292] F. Jaxa.
Verlassen, einem höhern Zweck zu folgen;
um Eurer beyden Ruhe Willen fliehen! —
O! Mutter, redet Eurer Tochter zu.

Maria.
Ich kann nichts! nun nichts mehr — als klagen!
Mit ihm ging meine ganze Kraft verloren —
ein schwaches Weib, besitz' ich jetzt nur Thränen.

ein Bedienter kömmt herein, sagt dem Jaxa
etwas ins Ohr.

F. Jaxa.
Er mag nur kommen!

Bedienter ab.

Maria.
Wer?

F. Jaxa.
Ein alter Siedler,
er sagt, er sey ein treuer Freund des Hauses; —
da ist er schon.

[293] Der E. Anton
zur Thür hereintretend.
Ich komm' ein Friedensbothe
des Höchsten, und sein Segen sey mit Euch.

F. Jaxa.
Dank, heil'ger Vater! unsre Herzen sehnen
sich nach dem sanften Frieden Gottes, denn
die Nacht der Leiden überschattet uns.

Der E. Anton.
Ich weiß, der Herr hat Eurer Tugend Stärke
sehr streng geprüft,— er hat Euch viel genommen, —
doch düster sind der Vorsicht heil'ge Wege, —
und licht ihr Ziel; — folgt ihnen ohne Murren.
Der Herr ist groß im Weltenbau der Schöpfung,
wie in dem Wurm, der still den Staub durchpflügt, —
und unerforschlich seines Willens Weisheit.
Folgt ihm getrost, er wird Euch nicht verlassen,
was er genommen, kann er wiedergeben.

F. Jaxa.
Ehrwürd'ger Vater, Euer Glaube ist
gerecht, — doch ist auch thöricht nicht mein Zweifel.
[294] Anbetend sink' ich vor die Allmacht nieder,
doch die entfloh'ne Stunde neu zu schaffen,
vermag sie nicht. Die Zeit ist in der Schöpfung
die zweyte Gottheit und des Himmels Schwester!
Mit Blitzkraft eilt sie alle Welten durch, —
stürzt in das Meer der Ewigkeit, — und ein
verschwundenes Jahrhundert gleicht dann nur
dem flücht'gen Morgentraum besorgter Liebe.
Graf Peter lebte einmahl, Gott wird Ihn
zum zweytenmahle nicht erschaffen.

Der E. Anton.
Nein!
das wird er nicht! Die Zeit der Wunder ist
vergangen, nur der schwächern Menschheit nöthig;
mit reineren Begriffen hat der Geist
die Wirkung eines Gottes nun erkannt.
Kein Todter wird dem Grabe mehr entrissen, —
des Körpers Tod ist auch des Körpers Ende.
Doch wer gab Euch Gewißheit seines Todes?

Maria.
Christinens Haß, und diese heiße Thränen.
sie weint.

[295] Der E. Anton.
Der Ahndung weinen, heißt nicht Gott vertrauen.
Er kann vielleicht noch leben; — kann vielleicht
zu seiner Kinder Kreis bald wiederkehren,
mit hoher Seligkeit den Schmerz Euch lohnen, —
und ach! dann würdet Ihr bereun, geklagt
zu haben; und sich Reue sparen, das,
geliebten Kinder, ist nur wahre Tugend.

Maria.
Ach! diese Hoffnung gleicht dem Abendroth,
es ist des Tages letzter Schimmer.

Der E. Anton.
Oder
der frühen Sonne schönster Morgenglanz
und die Verkünd'gerinn des Lichts! O! hört
es, meine Kinder, — stählt zur hohen Freude —
zur höchsten Wonne Eure Seele, — hört es —
Graf Peter — Euer Gatte — Euer Vater — lebt!

Maria, Jaxa, Adelheide.
Er lebt? —

[296] Der E. Anton.
Er lebt, und ist bald wieder Euer.

Adelheide.
Allgüt'ger Gott! er lebt!

Maria.
Mein Gatte lebt!

F. Jaxa
fällt dem E. Anton um den Hals.
O! welche Wollust, Gott im Wohlthun zu
erkennen! — Hohe Freude — inn'ger Dank
ersticken meine Worte.

Adelheide
küßt des E. Anton Hand.
Heil'ger Vater!
nehmt meine Thränen zur Belohnung an.

Der E. Anton.
Der Gottheit danke, theure Tochter, und
nicht mir, ich war ihr schwächstes Werkzeug!

[297] Maria
mit freudigem Entzücken.
Ach!

ich seh ihn wieder — seh ihn wieder! Alles
glaubt' ich Schwachsehende verloren, — und
nun hab' ich Alles wieder! — O! vergib,
Allgüt'ger, meine Klagen — meine Furcht!

Der E. Anton.
Das wird Er, edle Frau; Gott fordert nichts,
wozu Natur uns ihre Kraft versagte;
der edle Schmerz ist ein erhab'ner Zeuge,
daß unsre Brust noch sanfte Liebe kennt;
und wer's Geschöpf geliebt, verehrt den Schöpfer,
und ohne Liebe ist der Mensch ein Bettler.

Maria.
Süß ist der Balsam, heil'ger Vater, den
Ihr mir in meiner Seele tiefe Wunden
sanft labend gießt! O! könnt' ich lohnen
den Trost, den Ihr großmüthig mir geschenkt,
könnt' ich Euch danken, wie mein Herz es wünscht.

[298] Der E. Anton.
Nicht mir; nein! dankt nur Gott und diesen Edlen.

er macht die Thür auf, Murawitsch und
der Abt treten herein.

Maria und Jaxa.
Ha! unser Abt!

Der Abt zu Maria.
Verzeiht mir, edle Frau,
daß ich so lang' Euch ohne Trost gelassen,
doch dafür ist mein Segen jetzt auch zwiefach;
ich bring' Euch beydes, Freud' und Gatten wieder.

Maria.
Allgütiger! auf einmal so viel Wonne!
ich bin betäubt von seligem Entzücken.

F. Jaxa küßt den Abt.
Ehrwürd'ger Mann, — den Menschenfreund kann nichts,
als das Gefühl der eignen That belohnen.

Der Abt.
Und unverdienter Dank ihn auch beschämen!
Mir seyd Ihr nichts, dem Himmel Alles schuldig,
[299] daß Er das Herz Christinens so gelenkt; —
ein Augenblick, und jede Hoffnung war
verschwunden. Doch, da nahte sich in diesem

auf den Einsiedler Anton zeigend.

der Schutzgeist unsrer Wünsche; — ihm nur dankt, -
was ich gethan, war feiler Eigennutz.

Murawitsch.
Er sprach mit Worten eines Heiligen,
durch ihn ward erst Christinens Herz erweicht,
daß sie dem Gatten ihr Verbrechen länger
nicht läugnete. Schon hatte sie den Herzog
mit der Sirenenkraft erhab'ner Reize
in ihrer Netze Zauberey gezogen; —
schon wollt' er wieder frech die Bahn verlassen,
die Tugend ihm mit sanfter Hand gezeigt, —
als dieser Greis mit starker Gottesstimme
ihn an der Pflichten heiliges Gebot
gemahnt; Christinens hartes Herz gerührt,
und ihrem Auge reuevolle Thränen
erpreßt.

[300] Der E. Anton.
Dem Guten folgen, ist nur Pflicht!
Ihr nahmt mir meine Fesseln, und ich nehme
sie jetzt dem Grafen ab.

Adelheide.
Wo ist er jetzt?

Der Abt.
Im Kerker, in den Händen seiner Feinde!
Drum laßt uns länger keine Zeit versäumen,
sein Leben ist noch in der Macht des Ritters,
sein Aufenthalt noch fürchterlich und schrecklich.
Kommt! eilt! ihn seinen Mördern zu entreißen!

Der E. Anton.
Nur noch ein kleines Weilchen gönnt mir Ruhe!
noch liegt ein schwerer Fels auf meinem Herzen;
und doch bin ich zu schwach, ihn fortzuwälzen.
Ach! Albrecht, willst Du mich wohl unterstützen?

Der Abt.
Kann ich ersetzen, was ich Dir geraubt?

[301] Der E. Anton
des Abts Hand an sein Herz drückend.
Vergessen sey auf immerdar und ewig,
woran ich jetzt zum letztenmal Dich mahne.

(zu Marien.)
Sagt, edle Frau, hat Euer Gatte nie,
in Stunden sanfterer Vertraulichkeit,
sich eines fernen Bruders noch erinnert,
den ihm das Schicksal schon sehr früh geraubt,
und der in stillen Klöstern seine Jugend
vertrauern müssen?

Maria.
Ja! oft dacht' er seiner.
Schon früh durch mütterliche Heiligkeit, —

halb Säugling noch, — dem Kloster anvertraut,
war meinem Gatten jeder Weg zu ihm
versagt; er durft' ihn nie besuchen,
um in des Jünglings Herz den Hang zur Welt
anlockend nicht zu reitzen. Bald entschlief
die Mutter meines Gatten, und ihr Tod
nahm seinem Wunsch, den Bruder zu befreyn,
des Zwanges harte Fesseln ab. Er eilte
[302] voll hoher Freud' und Hoffnung zu ihm hin, —
doch ach! sein Bruder war mit einer Nonne
vom Kloster schon entflohen. Lange sucht'
er ihn vergebens; weinte bittre Thränen
um den Verlust des Bruders.

Der E. Anton.
Aber liebte
ihn doch noch?

Adelheide.
Heiß und innig! Denn wie oft
sprach er von ihm mit thränenvollem Auge,
und wünschte nichts so sehnlich, als ihn nur
in seine Bruder - Arme einst zu schließen.

Der E. Anton freudig.
O! that er das? Und wolltet Ihr denn auch
den Bruder nicht verstoßen?

F. Jaxa.
Heil'ger Vater,
dieß sind zwey edle Weiber! Und sie lieben
die Menschen auch im dürftigsten Gewande.

[303] Der E. Anton noch entzückter.
Ihr wollt ihn nicht verstoßen? O! so wißt,
ich bin sein Bruder.

Maria, Jaxa, Adelheide staunend.
Ihr sein Bruder?

Der E. Anton.
Ja!
ich bin's! — Mein Albrecht hat es mir entdeckt,
und ach! noch hab' ich nicht als Bruder ihn gegrüßt.

F. Jaxa.
Welch Labyrinth! welch Zauberspiel des Schicksals!

Maria.
Sagt, heil'ger Vater, ist es Wahrheit? darf
ich ganz der Freude meinen Busen öffnen?

Der E. Anton.
Ganz — wenn es Freude ist, in einem Greis
den Bruder zu erkennen; — einen Bruder —

o Albrecht — Albrecht! — der — ein Mörder ist!

er stützt sich auf dem Abt; dieser weint;
alle übrigen beben zurück, verstummen vor Schreck.
Eine kurze schauervolle Stille.

[304] Ihr schaudert wohl zurück vor solchem Bruder,
an dessen Hand das Blut der Unschuld klebt? —
Ihr flucht der That, und weinet um den Thäter?
O! flucht mir nicht, — ich habe schon so viel —
so viel dafür gelitten.

Maria und Adeheide weinen.

F. Jaxa gerührt.
Armer Greis!

Der Abt.
O! tröstet ihn, daß ich nicht hier verzweifle, —
ich bin an seinem Morde schuld!! -

Der E. Anton.
Sey ruhig —
ich habe Alles — Alles Dir vergessen, —
und Gott, — Er hat uns beide schon verziehen.
Wir traten eine junge Rose nieder, —
und pflanzten eine hohe Ceder hin. —
Graf Peter lebt — mein einz'ger Bruder lebt, —
ich habe keine Wünsche weiter! Ihn —
will ich noch sehn, — noch einmal ihn erblicken,
und dann — dann gern nach meinem Grabe gehn.
[305] Ich bin zum Leiden lange schon gewöhnt,
und will in meiner stillen Einsamkeit
den letzten Rest des Lebens gern vertrauern! —
Doch wollt Ihr wohl mir armen alten Greise
nun auch vergeben? — mich wohl lieben?

sie schweigen alle gerührt.

Ach!
Ihr schweigt? Gott! ist dieß Schweigen, diese Thräne
nur stilles Mitleid mit dem bangen Sünder —
ach! oder deut't sie Liebe?

Maria
reicht ihm mit weinenden Augen die Hand.
Schwester- Liebe!

Murawitsch
feurig seine Hand küssend.
Die höchste Dankbarkeit.

Jaxa und Adelheide
knieen vor ihm nieder.
Nur kindliche

Verehrung!

[306] Der E. Anton.
O! dann kommt an meine Brust, —
und nehmt die Thränen eines Greises; heilig
der Menschheit, nehmet sie Statt meines Segens.

er umarmt beyde.

Und nun kommt, Graf Peter zu befreyen!

er geht voran, ihm folgen die übrigen.

Der Wald.
Im Hintergrunde von Gebirgen umschlossen, im Dickicht des Waldes ein Thurm.

Gr. Peter
an einem Gitter - Fenster im Thurme.
Ich soll ihn wiedersehn, versprach der Abt, —
ihn sehn, nach dem ich mich so lang' gesehnt!
Ach! Anton, welcher Götter-Augenblick,
wenn ich Dich froh an meinen Busen drücke! — —
[307] Doch schwach nur dämmert meine Hoffnung noch; —
ich bin herabgesunken von dem Gipfel
des Glücks — herabgesunken ins Verderben! —
Ach! herrlich warf die Sonne ihre Strahlen
in meinen Kerker, — nun ist sie verschwunden, —
ein Nachtgewölk umschleyert nun ihr Haupt! —
Sie ist ein Bild des Lebens — Nacht und Schimmer!
Am Morgen liegt die Freude uns im Schooß, —
der Schmerz am Mittag — und der Tod am Abend.
O! meine Kinder! meine Gattinn! mußte so
der Freude schönster Nektar, Schierling werden?
Die Freundschaft, zur Verrätherinn erkauft,
nach meinem Leben trachten? — Fürstenstolz
zu Sclavenboßheit sich erniedern? Ha!
Was kann ein Weib mit ihren mächtigen Reitzen!
Was ist ein Fürst? Kann er mit Männerkraft
nicht ihrem Zauber widerstehn? — Denn Schwachheit
ist auch bey ihm die Blüthe des Verbrechens!
Ich bin ein Opfer ihr gefallen; — will's
ihm gern verzeihn, — könnt' ich nur meine Kinder,
mein Weib, und meinen Bruder wiedersehn!
Allmächt'ger Gott! nur einmal laß mich noch
[308] die Theuern sehn, — nur einmal ihnen — Ach!
wen seh ich dort? — mein Henker kommt! —

er zieht sich in den Thurm zurück.

Dobeis
kommt mit wilder Miene und wuthverzerrten Zügen durch das Gesträuch — einen Becher in der Hand.

Er sterbe!

mit diesen Worten setzt er den Becher auf den
Abhang eines Felsen.

In seinem Tod liegt meine neue Größe!
Der Lebende ist immer noch zu fürchten, —
und Schaden braucht nur weniger Gehülfen,
denn Nutzen! Nur der Tod ist stumm. Und ha!
was ist denn dieses Lebens ganze Freude? —
was bebt der Mensch vor dem Verlust? Ob er
noch länger kühn nach einem Ziele läuft,
wo Felsen sich auf seiner Bahn durchkreutzen —
Vollendung — Abgrund ist; Gedankenspiel
der Lohn des Siegers? Oder ob er jetzt,
ein Opfer meiner Laune, - meinem Nutzen, -
zwey Augenblicke früher endet, als
das Schicksal ihm bestimmt? — Ha! beides gleich!
[309] Bestimmung ist der Tod! das Schicksal Mörder,
sein Werkzeug nicht. Soll er durch meine Hand
erblassen, — ha! so hilft mir Tugend nichts, —
ich werd' ein Mörder,— würd' ich's auch im Traume.
Ich handle, — wählen kann die Gottheit nur!

er nimmt den Giftbecher.

Komm, liebliches Getränk, — durch deine Macht
erhält des Denkers Trägheit rasche Flügel, —
und mancher schlechte Fürst beging durch dich
die erste Weisheit seines Lebens, — früh
zu sterben.

er will gehn, kehrt unschlüssig wieder um.

Und doch — Mensch! es ist kein Spiel,
der Tod, — wo Hoffnung bliebe, den Betrug
durch künft'ge Treue doppelt zu ersetzen; —
er schmiedet ew'ge Fesseln, und des Mörders
Verwegenheit kann keine Reu' vergüten! — — —
Ha! der Gedanke gibt dem Vorsatz Kraft!
Kann eine Sommernacht, in Schwelgerey,
am Busen holder Mädchen süß verpraßt,
nicht tausend ähnliche Geschöpfe bilden?
Kann also nicht ein Abend eins vernichten,
[310] das schon der Jugend Thatenkraft verloren,
des Grabes Dunkel halb bewohnt? — Er sterbe!

geht den Felsen in die Höh, in den Thurm.

Tiefe Stille:
nur zuweilen hört man einige laute Worte
im Thurme reden. Plötzlich tönt in der Ferne
Geräusch; — nicht lange darauf treten

Der E. Anton, F. Jaxa und Murawitsch auf.

Der Abt.
Dort in dem Thurm liegt unser Schatz verschlossen, —
wir wollen ihn erbrechen.

sie nahen sich.

F. Jaxa.
Gott! er ist
gesprengt: - Was wird dieß deuten? —

Dobeis
stürzt mit dem bloßen Schwerte heraus.
Euern Tod!

[311] F. Jaxa
springt zurück, zieht schnell sein Schwert.
Nein! Deinen, Mörder!

Kurzes Gefecht; Jaxa wirft dem Dobeis das Schwert
aus der Hand und durchsticht ihn.

Stirb! verruchter Sünder!
mein Schwur ist nun gehalten.

Dobeis
wüthend knirschend, sinkt zurück.
Hölle, nimm
mich hin!

er stirbt.

Murawitsch
hält den sterbenden Dobeis im Arme, und blickt innigst
gerührt auf ihn nieder.

Gr. Peter
tritt gefesselt aus dem Thurme, mit bleichem,
bekümmerten Gesicht.

Der E. Anton fliegt ihm entgegen.
Mein Bruder! —

[312] F. Jaxa
wirft sein Schwert weg, und stürzt zu seinen Füßen.
Vater! —

Gr. Peter
voll höchster Empfindung.
Hab' ich doch
Euch wieder! —

stille, feyerliche, lange Umarmung. Er richtet sich
auf, erblickt den Dobeis.

Ah! was seh' ich ? Strenge Vorsicht, -

so schnell hältst du Gericht?

F. Jaxa
richtet sich auf und küßt die Hand seines Vaters.
Ich bin sein Mörder
und ehre meine That.

Der E. Anton
verhüllt sein Gesicht am Busen des Bruders.
Gott ist gerecht.

[313] Der Abt.
Und ich erbebe! -

Gr. Peter.
Laßt uns das Vergang'ne
vergessen, nur dem Gegenwärt'gen leben, —
für uns ist auch die Zukunft grauenvoll! —

er küßt feurig seine Brüder.

Mein Anton — lange war die Wollust mir, —
an Deinem Busen brüderlich vereint
des Kummers schwere Last zu theilen, lange
versagt; — und ach! da wir zum erstenmal
uns wiedersehn, verheeret unsre Freuden
ein niedriger — doch ach! er ist nicht mehr —
ihm sey vergeben!

Murawitsch
noch in derselben Lage.
Dank, statt des Todten! —
Ihr wißt es, edler Graf, er war mein Freund; -
die frohen Jahre unsrer Kindheit lebten
[314] wir treu vereint in stiller Tugend hin; —
der Durst nach falschem Ruhm macht' ihn zum Sünder -
ich muß ihn hassen, — doch ihm fluchen kann
ich nicht. — O! laßt mich um den Armen weinen.

Der Abt.
Ah! welche Freundschaft hat das Schicksal hier
verschwendet!

Der E. Anton
zu Murawitsch.
Tröste Dich mit unsrer Freude, -
sie kennt nicht Worte, weil sie göttlich ist!

Gr. Peter.
Die gibt nicht Trost, — denn bald werd' ich von Euch
mich wieder trennen müssen.

Der E. Anton
zitternd.
Bald? Bald sagst Du? Ach!

Dein Lächeln, Schicksal, wär' nur Täuschung? —

[315] Gr. Peter

Täuschung!
Ich werde bald vor meinem Richter stehn!
Ich habe Dich gesehen, Bruder, mehr
verlang' ich nicht! Gern hätt' ich meinem Weib
den Abschiedskuß gegeben, — sie mit Trost
im letzten bangen Kampf gestärkt, doch Du
mein Bruder — Du mein Sohn, Ihr seyd ja da!
O! nehmt Euch ihrer an! Du weißt es, Anton -
und auch Du mein Albrecht, was ein Freund
im Leiden ist, — verlaßt sie nicht!

Der E. Anton.

Ich bebe —
das schreckliche Geheimniß zu erfahren; —
entdecke mir —

Gr. Peter.

Mein Anton, fasse Dich!
Gott wiegt des Kummers und der Freude Schwere,
ich muß mich von Dir trennen, — fühle schon
[316] den nahen Tod in meinen Adern wüthen —

er küßt den E. Anton,

mein Bruder —

dann Jaxa und den Abt.

Freunde, — fasset Euch — ich bin
vergiftet!

Der E. Anton.

Allmacht Gottes, ich erliege!! —

er sinkt ohnmächtig in die Arme des Abts.

Ende.

Fantasien

auf einer Reise nach Prag.[49]

v. K.

Dresden und Leipzig

in der Richterschen Buchhandlung

1792

[49] Grundlage war ein Scan eines Buchs der Národní knihovna CR.
Rezension s. S. 879

Fantasien
auf einer
Reise nach Prag.

1. Erinnerung.

Potsdam den 16. Aug. 1791.

Wann die zärtliche Nymphe früh erwacht zur blühenden Rose kommt, die, beträufelt vom Thau der Morgenröthe lieblicher lacht, so schlägt ihr schneller das freudige Herz; kehrt sie aber am Abend zurük, und sieht die Rose verwelkt, ihre Blätter vom Winde verstreut, dann trauert sie und troknet sich im Auge die Thräne. Schweigend setzt sie den reinlichen Wasserkrug aus der Hand, läßt sich auf das Gras nieder, und spielt mit ihren duftenden Locken, indeß ihr blaues Auge schmachtend zum Himmel aufblickt, und die Erinnerung herabwinkt. — Nun sieht sie die Rose noch als Knospe, in verhüllter Schönheit, wie sie selbst mit treuer Hand der Aufkeimenden pflegt, die immer mehr ihr reizendes [2] Blatt entwickelt; sieht sich mit lüsternem Finger die halb entfaltete Rose umfassen und näher dem Munde ziehn; hört ein Flüstern im nahen Gebüsch, läßt die Rose schießen, und verletzt am Dorn den zärtlichen Finger - flieht aber dennoch. Alles dies sieht sie; und die Erinnerung schenkt ihr bey der entblätterten Rose den Wiedergenuß entflohener Freuden. Die Hofnung mahlt ihr im kommenden Frühling die wieder Geblühte. Getröstet nimmt die zärtliche Nymphe den Wasserkrug in die Hand; sieht auf die Rose — „blühe — blühe bald wieder !“ sagt sie, und geht. - - - Lina, süß ist Erinnerung. Wessen Stirn ihre heilige Binde ziert, ist ein Beglückter. Ich bin es, o Lina, denn hier auf diesem Zimmer sah ich dich; zum letztenmal sah ich Dich, und las in deinem scheidenden Blick — selige Gewisheit — Liebe. Doch nicht hier sah ich dich nur. Nein! ich sah Dich unter dem Schatten duftender Linde, in Gesträuchen des Hains, im Getümmel der Menschen, im einsamen Garten, im stilleren Zimmer, am vertraulichen Fenster. Lina, ich sah dich nur einmal; seit ich zum erstenmal dich sah, seh ich Dich immer. Dein Bild begleitet [3] mich, wie im Mondesschimmer der Schatten den Eilenden; unzertrennbar sind beyde. Lächle Lina, daß mich heißer die Hofnung küsse; ach! sie flüstert mir himmlische Worte ins Ohr — soll ich verrathen Lina, was sie mir sagt? — Nein! den Trost der Hofnung wie den Seufzer der Liebe verschweig, o Jüngling: doch fliehe, so oft du kannst, in den Schoos der Erinnerung. In Augenblicke der Freude tauchen sich die Jahre des Kummers; rufe jene zurück, und du wirst diese vergessen. Rückblicke, die nicht schmerzen, sind Belohnung der Tugend, — sie entzücken.

2. Friedrich der Einzige.

„Bald werd ich dir näher seyn!“ sagte der sterbende Friedrich und sah der aufgehenden Sonne entgegen — und dachte große Gedanken. Hier saß er; hier lebt er. Halt Postillon! Ich muß aussteigen. Die Sonne geht so schön auf; ich will hier an der Terrasse des Schlosses stehen bleiben, hier dankbare Gefühle dem Größten der Könige, dem Vater, dem Beglücker [4] seines Volks opfern. Ach! Warum bist du kein Phönix, daß aus deinem Staube ein neues Wunder hervorsteige — oder der Kama (Gott der Liebe) der Indier, der reizend und neu belebt aus seiner eigenen Asche, als sie die Götter mit Nektar beträufelten, wieder hervorging, die Erde zu beglücken! Warum wardst du der Erde gegeben, da es so schwer ist, dir zu gleichen, und du, in dir, den Völkern ein Ideal aufstelltest, wie Könige seyn sollen? — Reiche Armuth ist mehr werth, als verarmter Reichthum.

Wie würde Friedrich staunen, beträt’ er jetzt die Welt? Wie würd’ er sich freuen, die Nation — die er zum Schooskinde sich wählte — diese Nation zu sehn, wie sie mit himmelanstrebendem Haupte so andern Nationen ein Vorbild wird, als Friedrich ein Vorbild der Könige war? — Wenig Könige können Friedrich nachahmen, wenig Völker den Franzosen. Größe nachahmen, ohne geprüfte Kraft, ist gefährlich; unglückliche Nachahmer zerstören mehr durch Tugend, als schlechte Despoten durch Laster; schimmernde

Original Schönheiten sind immer Carrikaturen in der Copie; — die eigne Bahn ist [5] stets die beste. Unweise handeln daher Fürsten, die Frankreichs Freyheit bekriegen wollen, ihre Throne zu sichern; die den Geist der Völker zu unterdrücken suchen, ihre Allgewalt zu behaupten. Furcht ist die Verkünderin der Gefahr; wer fürchtet hat schon verlohren. Friedrich würde gewis nie seine Waffen zu Frankreichs Unterdrückung gebrauchen. Er liebte, er schätzte die Freyheit, weil sie den Menschen veredelt. Um ihn her konnten alle Könige fallen, alle Throne versinken; ihn erschütterte nichts. Seinen Thron beschützte Gerechtigkeit und Volksliebe; über ihm hielt die Weisheit ihr Schild. Lächelnd hätte er die zertrümmerte Welt gesehn, aus ihren Ruinen wären doch seine Lorbeeren empor geschossen. Er schenkte seinem Volke die Freyheit, die andere sich erkämpften. Er war der größte Despot, — und doch war sein Volk das freyste. Täuschung berauscht den Jüngling, begeistert den Mann; entflammt das Volk. Verstehn nur Monarchen die Kunst, Täuschung bey ihren Völkern zu erhalten, so können Sie ruhig schlummern; mehr verlangen die mehrsten Menschen nicht. Aber auch selbst dieses kleine Glück, die Schmeicheley des Irrthums, [6] wollen sie uns nicht lassen; auch nicht einmal frey träumen soll sich der Mensch; auch entschlummert noch soll Er die Fesseln fühlen, die ihn wachend drückten — und so wecken Fürsten selbst den Stolz ihrer Völker. Laßt Eure Völker denken und sprechen und schreiben was sie wollen; ihnen sind Worte was dem Leidenden Thränen, — sie erleichtern das Herz und machen den Kummer vergessen. So lange ein Volk in Worten Unzufriedenheit äußern darf, so lange wird ihr Unmuth nicht in Thaten ausbrechen. Nur verschwiegener Schmerz preßt die Seele zusammen, erzeugt Verzweiflung, läßt Freundes Vertraulichkeit suchen, und knüpft Verbindungen, die gefährlich werden. Dies wußte Friedrich. Er ließ der Denkkraft den Zügel schießen, und setzte der begeisterten Fantasie so wenig wie der untersuchenden Wahrheit Grenzen fest, die zu überschreiten Verbrechen wäre. Man sprach über keinen Monarchen der Erde in seinem Lande freyer und kühner als über Friedrich; aber es war auch kein Volk stolzer auf seinen Fürsten, als Friedrichs Volk; und kein König ward nach seinem Tode so allgemein vergöttert, als Friedrich.

[7] 3. Jagd.

Da sprengen sie hin die Jäger, immer der Belitzer Haide zu, und sehn auf ihre umliegende Forst herab, wie ein Kriegsgott auf sein Volk, das gerne schreyen mochte, aber nicht darf. Ihr armen Geschöpfe der Erde, die ihr in euern Herren immer eure Mörder findet, seyd ihr nicht Thoren, daß ihr noch Menschen besucht, ihre Wälder bewohnt? Rottet euch zusammen, verwüstet ihre Felder, ihre Aecker, und werdet selbst eure eignen Förster und Forsträthe, und wie sie alle heißen die in euerm Gebiet brandschatzen. So würde ein wildgemachter Löwe sprechen, sich mit seinem Schweif zum Zorn reitzen, und die friedliche Hütte eines Walddespoten anfallen. Das schüchterne Reh aber flieht in die dicken Gesträuche. Der faule Eber, der noch etwas thun könnte, grunzt im Morast und freut sich seines Schlammes. Fett seyn ist besser als weise seyn, lehrt die Moral eines Ebers. Der Hirsch spiegelt sich in der Quelle, und belächelt seine Gestalt. Die Wölfe hat man vertrieben, sie heulten zu laut. Die Hasen stehn unter dem [8] unmittelbaren Schutz der Frau vom Hause, und machen sich eine Ehre daraus gebraten zu werden. Und endlich der Fuchs ist ein Witzling, der an der table d'hote über die Sclaverey, in der die Thiere leben müssen, scherzt, mit Sarkasmen die Tafel überschwemmt und äusserst glücklich ist, wenn Er belacht wird. Der Dachs allein kriecht in seine Höle, lebt von seinem eigenen Fette, und wehrt sich, wird er angegriffen, so lang er kann. So sollten es eigentlich die Menschen auch machen; und sie würden viel glüklicher seyn, als jetzt, da sie alle gerade in die Sonne sehn, und sich wundern, wenn ihre Augen geblendet werden. Wer Kraft in sich hat, der lebe von seiner Kraft, und lasse die Großen der Erde hausen: er wetze seine Zähne, und fällt man ihn an, so zeig er, daß er gewetzte Zähne habe. Aber es ist ein alter Erfahrungssatz: Löwen scheuen das Feuer, und große Herren die Wahrheit. Ich mögte wohl wissen, woher das kommt? Mit gewetzten Zähnen kann man sehr ruhig leben, es sey in Kamschatka, in Paris, oder in Wien. Die Wahrheit ist ein sonderbares Wesen; wir kleinen Leute sehen sie immer, als eine liebenswürdige Frau, mit umstraltem [8] Haupt, eine Fackel in der Hand, die eine Polyphemshöle erleuchten würde, sollt es zu unsrer Zeit einem einäugigen Cyclopen einfallen, Könige zu verschlingen. So wie sie erscheint, wird uns alles hell, alles klar. Ihren Wohnsitz aufzusuchen, er sey mit Dornen umpflanzt, oder mit Lilien bekränzt, bringen wir oft das ganze Leben zu; Ihr opfern wir unsre

Kräfte, und wenn wir sie finden, stürzen wir der Göttin inniger in die Arme, als Abelard seiner Heloise, da Er sie endlich wiederfand. Nicht aber so die Fürsten. Ihnen ist Liebe zur Wahrheit Laster, und wer Wahrheit lehrt, ein Verbrecher; sie können die Wahrheit nicht vertragen, weil jene keinen Fürsten verträgt. Wer aber dies für Schmähung hält, oder es den Fürsten zur Last legt, muß wenig gesehen, und noch weniger gedacht haben. Es ist nur eine sehr kleine Anzahl Menschen, die ganz vorurtheillos die Wahrheit lieben. Sie haschen alle nach Wahrheit, kennen sie aber selten. Haben sie sie nicht ergriffen, so glauben sie dieselbe zu besitzen; und halten sie sie wirklich in ihren Armen, so suchen sie sich eines Irthums so lange zu überreden, bis sie ihnen wieder entlaufen ist. Der [10] Unterschied bleibt: Selten lieben Menschen die Wahrheit — Fürsten fürchten sie immer.

4. Ruhe.

Hier lieg ich, indeß mein Postillon füttert, unter einem dickbelaubten Eichbaum, und bin froh wie ein Gott, da ich nur noch 6 Meilen von Leipzig bin, dort vielleicht meine Caroline finde, und mich selig — göttlich fühle bey Ihrem Anblick. Ihn mich her ist alles Wald; rechts weiden auf einer duftenden Wiese Kühe, mit Schellen am Halse, deren sonores Geläute mich an jene Zeiten friedlicher Hirtenwelt erinnert; links stehn grüne Tannen an überhängenden Felsen gewurzelt, und eine hübsche Bauerfrau geht vorüber, sieht halb lächelnd mich im Grase liegen, die Schreibtafel in der einen, ein Butterbrod in der andern Hand, vor mir auf einem irdenen Teller ein Glas Milch — und sie bietet mir in ihrem reinen sächsischen Dialekt einen freundlichen guten Morgen. Im Vorgrunde stehn vier einsame Häuser, die aber ein so friedliches, frohes Ansehen haben, daß sie Ruhe in [11] meine Seele bringen würden, wenn mir auch nicht das Glas Milch und mein Butterbrod so gut schmeckten.

Es giebt Augenblicke, wo ganz gewöhnliche Gegenden und Naturscenen einen unnennbaren Eindruck auf das Herz machen, ohne daß wir bestimmen können, woher dieser selige Rausch, dieses schöne Entsagen alles Prunks der größern Welt entstehe. Wenn die Idee der Alten, die der Schönheit des menschlichen Geschlechts so süß schmeichelt; die Idee, daß jeder Mensch seinen eignen Schutzgeist habe, der ihn überall umschwebe, begleite, ihn vor Gefahren schütze — wenn je diese Idee lebhaft in mir geworden ist, so war es in solchen Augenblicken stillen Entzückens. Mir war dann wirklich das Säuseln der Lüfte den Worten eines Freundes gleich, die er, um düstre Bilder zu verscheuchen, uns gütig zuflüstert; Worte, die unsern Fantasien schmeicheln, und unsern Lieblingswünschen Hofnung geben. Woher sonst die dunklen Gefühle der Wehmuth und der Freude, die uns oft so unwillkührlich überraschen? Die Erleichterung des Herzens, die ahnende Freyheit [12] der Seele, wenn wir im Schatten eines Baumes ruhen, auf das Murmeln eines Baches lauschen? Woher diese heitre Wollust, mit der ich diese Milch trinke, dieses Butterbrod esse? Du bist es, mein Schutzgeist, der labenden Nektar in diese Milch träufelt, in Ambrosia dieses Brod verwandelt; der in diesem einzigen Augenblick eine Woche des Kummers vergessen läßt. O! wie thöricht waren die Menschen, da sie sich Palläste bauten, dem Stolz Altäre heiligten, wo unter leuchtendem Purpur Tyranney schlummert! Kehrt zurük, meine Brüder, zur stillen Einfalt der Natur. Werdet aus chamäleonischen Ungeheuern Menschen. Kehrt zurük aus den unzähligen Labyrinthen des Stolzes, baut Eure Felder selbst, pflegt im Schooße der Natur ihre herrlichen Keime, daß sie aufsprossen und ihre majestätischen Aeste zu den Wolken erheben. Genießt die Zufriedenheit, die euch die Erde geben kann, wenn ihr dem Ehrgeitz das Schwerdt, dem Wahne die Heiligkeit, entreißt. Stürzt die Trophäen um, die blutiger Siege Denkmaale sind, und baut dem Fleiße, der Kunst, der Empfindung Altäre; baut der Liebe und der Freyheit Tempel! Dann [13] werden nicht wüthende Begierden euch anfallen, der Neid an euerm Busen nagen, die Sorge euer Mark auszehren, die Feindschaft eure Hütten versengen, Despotie eure Kinder erwürgen; freudige Ruhe wird dann auf der Erde wandeln. Dann hüpft ungekünstelt der Knabe zur freundlichen Mutter, und lernt schon früh große Gedanken — hohe Gefühle — frey seyn und Dankbarkeit kennen! Der Jüngling wird dann nicht die Nacht suchen, das Gift des Lasters und der Wollust verborgen zu trinken. Er athmet dann reinere Liebe; sein Gott ist dann Liebe; seine Religion Liebe; sein Leben Liebe; Veredlung sein Ziel. Der Mann wird dann seine Kraft kennen, nicht mit eigennütziger Heucheley nur für die Gegenwart leben. Er wird der Zukunft Blumen pflanzen, ihr Heiligthümer errichten; und der Greis wird mit Entzücken auf seine vollendete Laufbahn

zurüksehen. O! Wie glücklich könnten die Menschen seyn, berauschte sie nicht der Stolz, ihre sanfteren Gefühle zu verbergen, und Schwachheiten zu wittern. So lange Menschen noch mit dreister Stirn ihre Brüder verläumden, verborgen herzuschleichen, [14] um mit giftigen Lügen ihr Herz zu durchbohren; indeß sie erröthen, den kleinsten Gebrauch der Convenienz vergessen zu haben: so lange wird die Welt ein Narrenhaus bleiben! — Jezt rief man mich zu meinem Wagen; diese Augenblicke waren mir werth gewesen; ich frug wie dieser Platz heiße? - Man nannte mir die Kebelshaide, zwey Meilen hinter Wittenberg.

5. Die Sachsen.

Der Sachsen Zierlichkeit zeigt sich doch in Allem! rief ich aus, als ich aus einem schmutzigen, zerfallenen Gasthof einen sehr fein geschnizten grünen Laubkranz hängen sah, in dessen Mitte eine zierliche Weintraube schwebte, die Vorübergehenden zu locken. Der Charakter der Sachsen verdient wirklich vor allen Völkern Deutschlands die meiste Aufmerksamkeit, weil hier die Cultur einen umgekehrten Gang genommen hat. Auf dem Lande herrschen Wohlwollen, Freundlichkeit, Gastfreundschaft; kurz alle Tugenden eines [15] gutmüthigen aufgeklärten Volkes. Besonders hat beym weiblichen Geschlecht bis zur gemeinsten Bauerfrau ihr Wesen ein Gepräge von schuldloser Sittlichkeit angenommen. In den Mittelstädten dagegen — welche Unreinlichkeit, Grobheit, Betteley, Armuth! Gras wächst auf den Dächern; Todtenstille herrscht in den Straßen. Man fühlt süße Erleichterung, sich wieder unter Landleuten zu sehn, welches man im Niedersächsischen nicht sagen wird. Oft hat es mich mit süßer Freude ergriffen, wenn ich in einem sächsischen Bauergasthof abgetreten war, und hier über Politik und Religion sprechen hörte; aber noch öfter hab ich in eben diesem Lande Abscheu gefühlt, wenn ich in einem Creis von Guthsbesitzern, den Beherrschern dieses liebenswürdigen Landvolks, wenn ich da die unglaublichste Unwissenheit, die stolzeste Tyranney, die hassenswürdigste Intoleranz herrschen sah. Hier sieht man noch Geister wandeln, Kobolte spucken, Zigeuner weissagen; hier schlägt man noch den Calender nach, ob es gut Ader lassen sey? und hört mit andächtig - gefaltenen Händen und einfältiger Stirn Priesterunsinn als Wahrheit zu. Ich war selbst einmal zugegen, [16] als ein Prediger ungerügt von der Canzel, da der Blitz in die Herrschaftlichen Hofgebäude eingeschlagen, den Psalm zum Text nahm: „ich werde in der Gottlosen Wohnungen Feuer werfen, und ihre Thore anzünden!“ Ruhig hörte man ihm zu, und ehrte die Heiligkeit des Mannes. Es bedarf nicht der Erinnerung, daß es auch unter dem sächsischen Adel viele sehr liebenswürdige, edle Menschen giebt; daß ich hier nur von den eigentlichen Landjunkern spreche, und unter diesen ist keiner, der nicht seine Ahnenschaft höher als das Glück seiner Unterthanen schätze. Hier wird gewis nie ein Mirabeau gebohren! — Und doch muß der sächsische Adel mehr als jeder andere darauf denken, seine Bauern gut zu behandeln. Ihr Fleiß, ihre Betriebsamkeit, deren Folge Wohlstand ist; die Begriffe von Recht und Unrecht, die mit dem Wohlstande wachsen, machen jede Bedrückung ihnen doppelt schmerzhaft, und den Gehorsam unerträglich. Der Sachse ist der einzige Deutsche, der sich etwas über die gewöhnliche Geistesträgheit der Deutschen erhebt; dem nicht Gewohnheit ganz Naturgesetz ward; der kühnerer [17] Gefühle der Freyheit und Begeistrung fähig ist! Die meisten übrigen Völker Deutschlands sehn es für eine Sünde an, klüger als ihre Väter zu werden, und nur der Geist eines Friedrichs vermochte den Brandenburgern diesen Wahn zu entreissen. Begeistrung ist in Deutschland ein so fremder Begrif, daß man die wilden Ausbrüche der Volkswuth in Frankreich lange nicht so anstaunt, als die Aufwallungen edler Gefühle bey den Manen Voltair’s. In Deutschland kennt das Verdienst keinen andern Lohn, als baare Münze; nach Volksverehrung ringen wäre Wahnsinn; hier verehrt man nur was man fürchtet, und vergebens ist die Mühe, in deutschen Seelen Nationalstolz zu wecken. Aber sollte nie eine schönere Epoche für Deutschland kommen, wo der Stolz unsrer Väter erwachte, und der Deutsche es fühlen lerne, Er sey zu großen Thaten gebohren? — Ach! bis jezt liegt noch Moos auf den Ruinen der Vorzeit! —

6. Gewitterabend.

Warum kann ich nicht meine Freunde um mich her versammlen, mit ihnen die Bezauberung [18] dieses

Anblicks theilen! — Nie mahlte sich mir die untergehende Sonne, das nahende Gewitter schöner, nie tauchte die Dämmerung ihren Schleyer in ein glühenderes Roth, als heut! Rechts sinkt hinter einem buschigen Hügel die Sonne in ihr neues Leben, und in ihrem scheidenden Glanze spiegeln die Büsche auf dem Hügel sich wie kleine lebende Wesen, die da wanken und stehen, steigen und fallen wie wir. Jetzt spaltet eine schwarze Wolke die Feuerkugel, die fernen Gewölke färben mit Purpur sich, immer schwächer und schwächer, bis der Glanz sich in die Nacht des Sturmes verliehrt, wo röthliche Blitze sich schlängeln. So ist das Forschen nach Wahrheit, nach Enthüllung der Zukunft; ein aufgelöster Zweifel scheint die ganze Ferne zu erleuchten: doch kaum wollen wir diesem Lichte folgen, so ist es verschwunden, und wir sind wieder in Nacht verlohren. Nur zuweilen sinkt dann, wie hier, ein Blitzstrahl nieder, und zeigt um uns bald eine blühende Flur, bald die blauen Spitzen der Berge, die hohen Wipfel der Bäume; bald einen reißenden Strom! — Furcht und Freude, Thränen und Lächeln wechseln [19] in wallender Ungleichheit. Aber laßt sie wechseln, laßt die Spitzen der Berge donnernd herabrollen, die Ströme ihre Ufer durchbrechen, und blühende Saaten überschwemmen; laßt den Sturm die majestätische Tanne ausreißen und niederstürzen: dennoch wird selige Erwartung meine Stirn erheitern, dennoch wird dein Bild, o Lina! ewig mich umschweben, und dein Name in mein Herz gegraben seyn! Welches Vergnügen ist seliger, als das, durch Gefahren erbeutete? Die Thräne des Kummers versüßt die Freuden der Liebe! —

7. Leipzig.

den 18ten Aug.

Die Hofnung gleicht einem geschminkten Mädchen, die Rosen ihrer Wangen verwischen sich im Genusse, und getäuscht beweint der Erwachte seine Träume. So gieng es mir mit der Hofnung dich Lina noch hier zu finden, dich noch hier mit meiner Erscheinung zu überraschen! Auf dem ganzen Wege schwebten meiner Fantasie lächelnde Bilder vor. Ich dachte [20] mir eine Reyhe von Begebenheiten, — verwickelte — löste auf — war ein Despot in meiner Schöpfung, und wußte alles so zu lenken, daß immer meine Wünsche erfüllt wurden. O! wenn ich erst in deinen Besitz komme, unsterbliche Lina, dann verschwelgte ich Jahre an deinem Busen, und ein Kuß von dir hauchte von meiner Stirn den Kummer, und lockt die Freude in meinen Schoos.

Vom Himmel steigt in Rosenglanz gekleidet
die Göttliche bey deinem Kuss herab,
forscht kosend nach, was meine Seele leidet,
und bietet mir der Liebe Wanderstab.
Ein süßer Wahn den Plato mir beneidet,
der Fischerhütten Werth vor Königsthronen gab,
führt dann mich in den Hain beseelter Ideale,
und reicht den Nektar mir bey Hymens Freudenmaale.

Diesmal reichte mir aber Täuschung statt Freude einen ausgeleerten Kelch. Ich fand Lina nicht mehr, und suchte vergebens auf ihrem Zimmer, ob sie nicht etwas vergessen hätte, welches mir ihr Andenken zeigte. Umsonst! die nackten Wände schwiegen, und der bewölkte Himmel verkündigte mir ihre Abreise nach Carlsbad; ich entschlief mit dem heißen Wunsche, sie [21] im Traum zu erblicken. — — Ein heftiges Geräusch weckte mich; es war der Donner von einem fürchterlichen Regenguß begleitet, der die ganze Zeit meines Hierseyns in kurzen Zwischenräumen fortdauerte. Da die Sonne einige Augenblicke den Nachmittag durch die Regenwolken blickte, besuchte ich den schönen Spaziergang um die Stadt und das Rosenthal, welches geschaffen scheint, in seinem schaurigen Dunkel Rosen der Liebe brechen zu sehen. Zu meinem größten Bedauren fand ich bey der Zurückkunft von diesem Spaziergang den Hauptmann von Blankenburg, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünschte, nicht zu Haus: man sagte mir, er sey auf dem Lande, und eine der Hauptabsichten meines Hierseyns gieng verlohren. Wie mußt es mich nun erst schmerzen, auch von alle dem was ich erwartete, nichts zu finden, und mich durch einen heftigen Regen auch sogar abgehalten zu

sehn, die Stadt und ihre Bewohner kennen zu lernen. Wär ich es nicht in meinem Leben gewohnt worden, immer getäuscht zu werden, so hätt ich mich geärgert; — jetzt rechnete ich's zu den Uebrigen. Fühlende Herzen, geschmeichelt durch eine flammende Fantasie, stehn [22] immer dem Betrug offen; sie seufzen über andre und erkennen nicht in sich selbst den Betrüger; sie forschen nach Wahrheit und laufen hinter der Lüge her. Und doch ist jede Täuschung so bitter! Wenn der Ehrgeitz blühende Lorbeeren sich um die Stirn windet, im Jubel des Triumphs mit erbeuteten Trophäen einherzieht, schon hört, wie sein Lob aus tausend Stimmen die Luft durchschallt, und ihm nun nahe dem Ziel der Lorbeer verschwindet, Er in den Staub sinkt — gefesselt — besiegt! —

Wenn Hannibal schon hundert Legionen
der stolzen Römer siegreich schlug,
und schon bekränzt mit Lorbeerkronen
nach Rom die kühnen Waffen trug; —
wenn Er schon des Triumphes Freude
im Traum erhabner Hofnung fühlt,
und schön geschmückt im Purpurkleide
den Stolz der Weltbeherrscher kühlt; —
wenn dann ein Fabius mit Weile,
den jungen, kühnen Streiter schlägt,
und siegend die zerbrochnen Pfeile
als Triumphirer vor sich trägt;
dann leert Verzweiflung ihre Köcher,
durchbohrt das Herz, das sich betrügt,
der Held nimmt dann den Schierlingsbecher
und stirbt — getäuscht, doch nicht besiegt.

[23] Aber gleich dem betrognen Ehrgeitz, ist die Täuschung der Liebe schrecklich; ihr Gift ist nicht tödtend, aber es verzehrt langsam die Kräfte des Lebens, und der Jüngling von ihr hintergangen, welkt wie im Frost die Blume.

Träume, die auf Balsamschwingen
hohe Götterseligkeit
dem entflammten Jüngling bringen,
ihn mit Rosenkränz umschlingen,
unerreichbar von der Zeit;
die sich schöner stets verjüngen,
deren Blatt kein Sturm zerstreut; —
Träume Liebe zu belohnen,
welche beym Erwachen fliehn,
gleichen schlauen Scorpionen
die in Felsenschlüften wohnen,
giftge Dünste an sich ziehn;
keinen wird ihr Stich verschonen.
Geist und Herz ihr Gift durchglüht!
Fliehe drum den Rausch der Träume,
Jüngling, flieh die Schwärmerey,
dass dein Nektar nicht verschäume,
aus dem Glücke Schmerz entkeime,
Ueberdruß dein Leben sey;

Flieh die Liebe, Jüngling, säume
länger nicht — noch bist du frey: —
Hält dich erst in Rosenketten
Amors kleine Zauberhand,
ruhst du erst auf seinen Betten,
[24] o so können Amouletten,
wenn sie auch St. Paulus fand,
können Kämpfe dich nicht retten,
dich besiegt dein Widerstand.

Aber leider! ist dies besser gesagt als gethan; keiner glaubt daß er sich täusche; die Götter der Liebe sind diejenigen, die ohne Zwangsmittel, ohne Wächter der Orthodoxie, mit blindem Glauben verehrt werden. Keine Religion hat so wahrhaft Gläubige als die Liebe; sie weiß dem Herzen das Glauben so süß, so schön zu machen, sie weiß uns so hinreißende Bilder der Hofnung vorzustellen, daß unser Glück nur dann am schönsten blüht, wenn wir am wenigsten besitzen, und am meisten hoffen. Mit jeder leisen Annäherung zum wirklichen Besitz dieser reitzenden Bilder verschwindet ein Theil ihrer Reitze, und je reicher wir scheinen, je ärmer sind wir. Ob es nicht, wie in der Liebe, so im ganzen menschlichen Leben ist? Der Glanz der Entfernung vergoldet, — ihre Spiegel sind rein gewaschen und stralen lachende Bilder; aber die Nähe verwischt, was mit künstlicher Hand die Fantasie schuf — — ihre Spiegel laufen an, und nur Weisheit giebt ihren Glanz wieder! [25] — Mir noch strahlen die Spiegel — Erfahrung kröne oder vernichte die Erkenntniß — auf! hin zu Ihr, der Geliebten — hin wo Ihr Lächeln aus nackten Felsen Blumen hervorruft, und die Luft, wo Sie wandelt, mit Liebesgöttern bevölkert! —

8. Bärenstein.

den 21ten Aug.

Halt stille Postillion! diese schöne Gegend muß ich näher betrachten! Ich stieg aus meinem Wagen, und stand vor einem Abgrund, ein weites Thal breitete sich in seinem Schoos aus, links strömte aus hohen Gebürgen ein Bach, schlängelte sich um einen düstern Tannenwald das Thal hinab, und bezeichnete die Gränze zwischen Böhmen und Sachsen. An seinen beblümten Ufern weideten Kühe, und patriarchalisch lagen Häuser hin und wieder zerstreut, in denen sich heut zufriedne Landleute des Sonntags freuten. Noch sanken die ersten Strahlen der Sonne auf die Gebürge, und ein düstrer Rauch stieg aus ihren Schlüften, in dem sich wie Riesenbilder die nackten Felsenhäupter, die nächtlichen [26] Wälder enthüllten. Mir zur Rechten stand schon ganz von der Sonne erleuchtet, ein hohes majestätisches Felsgerippe, dessen breiter Rücken von Eichen und Tannen beschattet war; auch hiengen rauschende Birken an den Felswänden herab. Ich frug nach dem Namen dieses Berges, und mein Postillion nannte ihn mit den Bärenstein, weil vorzeiten hier viele Bären gehaust hätten, die man aber schon längst ganz ausgerottet habe. — Es war mir unangenehm dies zu hören, — mir ist Vernichtung eine unleidliche Idee, da es nicht in unsrer Macht steht, Etwas zu schaffen; selbst das Schädliche ausrotten ist nicht gut. Der Mensch will Beschäftigung, wenn er edel bleiben soll; es müssen sich ihm Hindernisse in den Weg werfen, welche zu besiegen ihm schwer werden. Nur dann fühlt er seine Kraft, nur dann erhebt er sich zu kühnen Entschlüssen, liebt mit Begeistrung die Freyheit dann, und wirft Tirannenketten ab, wenn sie ihn drücken. Was gab unsern Vorfahren so viel Kraft, so viel Standhaftigkeit, so viel Größe? Wodurch erhielten sie ihre Freyheit trotz Tirannenangriffe, schlugen Roms Legionen, und duldeten lieber Armuth eh sie [27] sclavische Wollust genössen? Sie hatten weniger Mittel ausser sich, und mußten die Waffen ihrer Vertheidigung in sich selbst suchen. Daher kommt es auch, daß alle Bewohner der Gebürge edler, freyheitsliebender, als die der Thäler und Ebnen sind; jene haben mit mehr Hindernissen zu kämpfen, ihr Eigenthum — mühsam erhalten, ist ihnen werther — zu werth, um es der Wollust weichlicher Despoten zu opfern! Schon längst hat es mich gewundert, daß noch keiner der Fürsten auf den Gedanken kam, die Gebürge abzutragen, um so die Freyheit in ihrer Geburt zu ersticken. Von Gebürgen strömte zuerst der Segen der Freyheit auf die Thäler hin, und hätte der Sohn des Gebürges unter

den Schatten einer duftenden Linde, auf Blumenschlummer, eingewiegt vom Murmeln des Baches, umschlungen vom weichen Arm eines lächelnden Weibes, um sich die schweigende Ebne, hätte Er im Genuß nicht seine Geburt vergessen, hätte der Jüngling erst die rauhen Gebürge bauen müssen, eh er die sanfte Ebne bewohnte, nie würde es einem Tirannen gelungen seyn, freye Menschen mit Sclavenketten zu fesseln! So aber büßen wir jetzt die Sünden der Vorzeit, [28] und erkennen im Menschen kaum mehr die Copie jener schöneren Originale. Doch nicht ewig werden wir schlummern, — der Mensch wird zu Thaten erwachen, und die Fahnen der Freyheit werden über alle Gefilde der Erde wehen! Gros und herrlich wird dann die neue Sonne stralen, mit freyerem Blick wird dann der Jüngling die heiligen Hallen, wo seine Väter schlummern, betreten, und sagen: „Seht! ich bin Euer Sohn! — ich habe sie umgeworfen die Mauern des Stolzes! ich habe sie ausgelöscht die Flamme der Zwietracht. Despoten - Ehrgeitz wird nicht mehr den Schoos der Menschheit durchwühlen, und mit blutsaugender Wollust sich an den Thränen klagender Mütter weiden; ich habe sie zerstreut die Heere gedungener Sclaven, und aus jedem Bürger einen Helden gemacht, ich habe den Schleyer der Heiligkeit zerrissen, Priesterbosheit entlarvt, und eure Götzen umgestürzt; ich habe der Wahrheit einen Tempel gebaut und der Vernunft Altäre gewidmet; ich habe die Völker zertheilt, die sich um die Throne der Despoten wälzten, und schlummernde Centauren ihnen gezeigt, ich habe die Größe wieder im Menschen geweckt, und bin werth Euer [29] Sohn zu heißen!“ So wird der begeisterte Jüngling dann sprechen, und aus den Grüften der Väter wird ein heiliges Säuseln hervorsteigen, und ihren Wohlgefallen verkünden! O! ihr glücklichen Gallier, ihr seyd nahe dem Zeitpunkt, wenn euer wüthender Rausch ausgebraust, ihr wieder die Stimme des Gesetzes mit Unterwerfung vernehmt, dann werden Eure Jünglinge mit Stolz zu Ludwigs des 14ten Denkmaal treten, auf die leeren Stellen umgestürzter Sclaven weisen, und sagen: „König, wir machten sie frey, — sieh in uns deine Brüder! — “

9. Hochzeit.

Trompetenschall tönte mir aus einem Saalfenster entgegen, als ich in das kleine Dörfchen Schreckenwerde, anderthalb Meilen von Carlsbad, anlangte, und der Jubel einer fröhlichen Menge mir ein Fest verkündigte. Sehnsucht ist eine schlechte Begleiterin auf Reisen; ich würde also sehr mißvergnügt gewesen seyn, hier die Pferde zu füttern, hätte mich das ländliche Fest [30] nicht aufgeheitert. Mein Wagen hielt vor dem Gasthof still, gerade dem Hause gegenüber, aus welchem die Trommeten erschallten, und wo beym kreischenden Getön einiger Geigen ungezwungene Fröhlichkeit in wilden Tänzen herumschwirrte. Kaum war ich ausgestiegen und hatte erfahren, daß man hier eine Hochzeit feyere, so schwiegen die Trommeten, und nach wenigen Augenblicken trat ein kleiner runder Mann, in braunem Rock mit schwarzen Knöpfen, einer Stutzperücke, verkupfertem Gesicht, glühenden Augen und auf wankenden Füßen zu mir, und bat mit so verlegner Stimme um Etwas, daß ich nur aus seiner Stellung errathen konnte, Er wolle ein Allmosen haben. Gleich beym ersten Anblick hielt ich ihn für eine Amphibie, für ein Mittelding zwischen Geistlichen und Nachtwächter, denn seine kriechende Demuth und seine krummen Beine ließen mir nichts anders in ihm vermuthen. Da ich theils nicht verstand, was er wollte, theils dieser Art Menschen nie Allmosen gebe, so schickt ich ihn unbeschenkt fort, und sein Achselzucken, sein trauriger Blick, eine so schöne Aussicht, das Herz mit einem Trunk zu erfrischen, auf einmal verlohren zu haben, [31] machten, daß ich mich erkundigte, wer Er sey: „Es ist der Thurmwächter, Ihr Gnaden,“ antwortete mir der Wirth, „er hat ihnen entgegen geblasen, und hofte, sie würden ihm ein klein Biergeld dafür schenken.“ Das Vergnügen, den Charakter dieses Bettlers so richtig errathen zu haben, und die Dankbarkeit für die mir erzeugte Ehre, bestimmten natürlich mich ihn zurükzurufen, und seine Wünsche zu erfüllen. Mit tiefen Verbeugungen empfing er die Gabe, und versicherte, er werde mich wieder zum Dorfe herausblasen; welches ich der Unbequemlichkeit wegen verbath, so gern ich mich auch auf den Rücken eines Westwindes gesetzt und nach Carlsbad übergeschifft wäre.

Die Fröhlichkeit der Landleute bey ihrem Feste führte mich zur stilleren Betrachtung, und als ich meine Schreibtafel in die Hand nahm, sah ich mit Vergnügen, wie sich um mich her die Landleute versammelten, und mich als ein fremdes Wesen anstaunten. O! welche süße Vorbedeutung für meine Liebe, so dacht ich — kurz vorher, eh du hinkömmst, wo du die Gottheit deiner Gedanken findest, siehst du die Freude im [32]

Gewande der Unschuld scherzen, und mit Hymens Kränzen die Liebe krönen. Mag immerhin Rousseau in den reitzenden Träumen seiner Naturwelt sich zu weit von den Gränzen der Möglichkeit verlohren haben, dennoch sind es immer nur die Träume einer schönen Seele, für die der Haß und der Neid keinen Sinn hat, und in denen viel Wahres liegt. Wo ist ein Fest der Großen, bey dem diese ungeschminkte Heiterkeit die Herzen beglückt, und gleichseitige Vertraulichkeit weckt? Hier wacht nicht der Neid mit schielendem Auge, im Ausbruch der Freude seines Bruders Schwäche abzulauern; hier stört nicht der Ehrgeitz das zufriedne Lächeln schwärmender Jünglinge, die Habsucht bewacht hier nicht liebende Herzen, frey und ungehindert folgt jeder seinen Trieben, und überläßt sich dem Rausch seiner Empfindungen. Oft auch wohnen in Hütten die Laster, die man nur in Pallästen sucht, aber wenn sie auch dort wohnen, so wagen sie sich doch selten in die ländlichen Feste der Freude. In der großen Welt aber sind sie die treuen Begleiter der scheinbaren Freude; ein jeder nimmt seine Larve mit, und es ist Klugheit, im höchsten Rausch des [33] Vergnügens sie am festesten anzudrücken. Armseligen Geschöpfe der Convenienz! die ihr erröthen müßt, euch so zu zeigen, wie ihr seyd — wollt ihr ewig in diesem Schlamm euch wälzen? wollt ihr nie in die Rosenarme der Natur zurückkehren? soll ihr balsamischer Odem euch nie anwehen, euch stärken, euch groß, euch unsterblich machen? Ihr Thoren, die ihr nach Genuß, nach Freude lauft, wollt ihr denn nie genießen lernen? —

Wie thöricht ist der Mensch, der nach der Freude läuft,
und da sie sucht, wo goldne Becher blinken
und Nektar von besetzten Tafeln träuft;
der Ueberfluß kann nur die Thoren reizend dünken,
mag er auch noch so schön die bleichen Wangen schminken,
den Weisen lockt er nicht; die wahre Freude reift
nur in uns selbst; sie ist ein Erbgut edler Seelen,
wer sie begierig sucht, der wird sie stets verfehlen.

Hört die Stimme der Natur, ihr stolzen Gecken, die ihr den Menschen in seiner schuldlosen Einfalt verachtet, der doch glücklicher ist, als ihr! Liebt die Natur —

Denn ach! wie krank, wie arm sind die,
die nicht das Schöne der Natur empfinden!
[34] Der Stolz berauscht — es muß der Throne Reitz verschwinden,
wer immer ihn genießt — die Fantasie
Kann Flammen wohl in unsrer Brust entzünden,
Die göttlich lodern — doch wie bald verlöschen sie?
Des Goldes Glanz — der Wollust Lüsternheiten,
sind Tand — sie müssen stets mit ihrem Tode streiten.

Doch wer, Natur — wer liebte jemals dich
und sagte je, er müsse bey dir darben?
dein Bild erscheint in tausendfachen Farben,
bald sanft und schön — bald ernst und fürchterlich!
hier glänzest du gereift in goldnen Garben,
dort auf dem nakten Fels, im kalten Himmelsstrich
stehst du entseelt und mit beschneiter Locke;
hier hauchst du Flammen aus, dort eine Blütenflocke.

Und so schön und herrlich die Natur sich in Thälern, Hain und Bergen mahlt, so schön, und noch schöner zeigt sie sich im Menschen, wenn Er Ihre Heiligkeit ehrt, und sie nicht verstümmelt! —

10. Blitz ohne Donner.

Carlsbad den 21ten Aug.

Die Nacht rauschte schon im schaurigen Dunkel über die Gebürge, — hier und da vereinzelt [35] entdeckte ein sonores Geläut von Schellen weidende Kühe; durch graue Gewölke blickten einsame Sterne über mir und neben mir schwarze Felsen — mehr sah ich nicht; — ernst und schauerlich war die Stille. Schweigend saß ich in meinem Wagen und dachte des Wiedersehns — Lina! da durchzitterte Wonne meine Seele — ich fühlte den Hauch der Begeistrung und blickte gen Himmel, der Unsterblichkeit in die Augen. Ja, auch du einsamer Stern bist mir ein Zeuge künftiger Geschlechte! Ist der vervollkommnete Mensch nicht würdig, den Himmel zu bevölkern? Soll er, ein Geschöpf der Erde, nur mit dem Staub sich vermählen? Nein! Nothwendigkeit zeichnet die Bahnen des Idealismus. Lina! wir werden unsterblich seyn! — Ha! sey mir gesegnet, leuchtender Blitz, — deine Donner schweigen, aber dein Glanz verkündigt die höhere Wahrheit! Schnell schwinden die Blitze der Wahrheit im Dunkel des Irrthums! Heil dem, der bey ihrem eilenden Lichte die Hieroglyphen der Natur zu enträthseln versteht! —

Welcher himmlische Abend! immer nur Blitze und keine Donner; immer Erwartung — [36] nie Erfolg! ach! daß es mir nicht auch so gehe, Lina, daß ich nicht auch die Gottheit in einer Wolke umarme, die verschwunden tödtet! —

Sanft tönte jezt im Thale die Arie wieder: „ich klage dir, dir Echo dir, die Leiden meiner Brust “ — mit den reinsten Tönen und dem wahrsten Ausdruck blies sie mein Postillon, und ich hörte die Töne zuerst im Wiederhall. Diese Ueberraschung machte einen unendlichen Eindruck auf mich — und jezt rauschten meine Räder durch die Eger und ich nahte mich dem geliebten Ort, voll Erwartungen, voll Hofnungen, das Herz mit Flammen, die Seele mit Entzücken erfüllt. Gleich der erste Anblick vom Carlsbad war für mich romantisch; ich sah mich in einer finstern Nacht, zwischen Felsen, an denen Häuser hingen, oder vielmehr Irrlichter zu wandeln schienen, so täuschte das schimmernde Licht durch die Fenster; vor mir kreuzende Blitze, die nur die Gegend zu erhellen schienen, um einen Irrthum zu heben und einen andern zu wecken. Hoch über der Stadt mir zur Linken glänzten drey Kreuze aus einer erleuchteten Capelle, und ich bedauerte in diesem Augenblick meinen Unglauben, weil Er [37] mir das Vergnügen entzog, die Heiligkeit dieser Gegenstände zu fühlen. Aber dennoch schön war mir der Anblick, und wäre Erwartung nicht eine so schlechte Beobachterin, ich würde ein Gemählde dieses Abends entwerfen können, eines Rembrands würdig. Doch mein Geist war nicht mit den schönen, er war nur mit dem schönsten Gegenstande beschäftigt, und hätte sich mir jezt der Himmel aufgethan, ich würde die Götter nur gesehn haben, um sie mit der Einzigen zu vergleichen. Wahre Liebe, ist allmächtiger wie die Gottheit; diese schuf nur die Welt, — jene den Himmel! O! sey mir gütig, allmächtige Liebe, und kröne meine Hofnung mit der Palme des Sieges! —

11. Das Wiedersehen.

Ich sah Sie — Götter und Menschen fühlt einmal dieses Entzücken, und ihr werdet dann ewig von euren Freuden schweigen! Was sind sie anders als Nachahmungen dieses Augenblicks? Im Moment des Wiedersehns strömen alle Wonnen, alle Wohlgefühle der Schöpfung [38] in einen einzigen Blick zusammen und vergöttern die sterbliche Natur! — Nichts ist was dieser Empfindung gleicht, nichts was sie aufwiegt; wenn selbst die Möglichkeit da wäre, daß ein König sterben könnte mit der Ueberzeugung, sein ganzes Volk glücklich, keinen einzigen unglücklich gemacht zu haben, — selbst dies Gefühl — und beym Himmel es müßte göttlich seyn! — selbst dies wiegt es nicht auf; denn dies ist die Wonne der Vollendung, jenes die Seligkeit des Entstehens! — Der Geist findet die Flamme wieder die ihn beseelt, das Herz den Odem der es belebt, und jede Tugend beginnt aus ihrem Schlummer zu erwachen, und der Mensch seine Unsterblichkeit zu fühlen! —

12. Der Kapuziner und die Karten.

den 23ten Aug.

Es war schon spät, als ich heut Abend von den Linden nach Hause ging, und von einem höchst sonderbaren Anblick überrascht ward. Bey einem Fenster, an einem runden Tisch, auf dem zwey Lichter standen, reitzte meine ganze [39] Aufmerksamkeit ein Gemählde, dessen lebhaftes Colorit, durch den Schein des Lichts erhoben, gewis einem Rubens Ehre gemacht hätte. Auch war der Geist der Handlung ganz im niederländischen Geschmack, und ein Mahler dieser Schule hätte für meinen Platz immer zweyhundert Ducaten bieten können, er hätte sie ihm wieder eingebracht. Ich sah gerade vor mir ein hageres Weibergesicht; ihre Augen waren eingefallen, und schwere Tropfen sammelten sich triefend in den herunterhängenden Augenliedern; auf einer dürren Nase wankte eine grüne Brille, die eine bläuliche halbgestorbene Hand gerade zusammenkniff, als ich hinsah. Ein spitzes Kinn überschattete die bleichen, eingefallenen Lippen, die halb geöfnet durch zwey Ruinen schwarzer Zähne einen Seufzer auszustoßen schienen; Ein schwarzes Mützchen mit Pelz verbrämt umschloß das zitternde Haupt, ein weißes Schleyertuch den Hals und die Brust; die linke Hand ruhte auf dem Tisch und hielt mit Zittern fünf deutsche Karten mit dem Daum eingeklemmt. Ihr gegenüber glänzte die glühende Kugel eines Mönchkopfs, an der ein langer zweyzackiger weißer Bart herabhing; hinter ihr aber thürmte sich eine braune Kapsel dieses ungeheuren [40] Kopfs. Seine kleine Stirn hatte sich in Falten gelegt, und die weißen Augenbraunen schlugen finstre Locken. Das große stiere Auge quoll hinter der Stirn hervor, und überschattete die kleine eingebogene Calmuckennase, an der die aufgeworfene glühende Lippe gränzte. Die beyden Arme dieses geistlichen Ungeheuers lagen auf dem Tisch, er hielt mit beyden Händen die Karten, deren Er sechs hatte, und sann, was er auf die ausgespielte Karte seiner Gegnerin bedienen sollte. Vermuthlich hatte diese mit der Hand, die sie zur Brille führte, die auf dem Tisch liegende Karte ausgespielt. Neben dem Mönch stand ein mächtiger Krug Bier, und ich wartete eine ganze Weile ihn trinken zu sehen; aber leider entging ich diesem Vergnügen. Denn aufrichtig gestanden, so ungern ich sonst Mönche sehe, ebenso gern seh ich sie doch mit alten Weibern beten, mit jungen Schwärmern trinken, und bey schönen Mädchen schmunzeln. Daß sie aber auch mit alten Weibern Karten spielten, hab ich nicht vermuthet, und ich würde viel drum geben, wüßt ich, ob er umsonst, oder für Geld diese Buße gethan. Priesterbosheiten zu enthüllen ist mir immer ein festliches Werk, da jede [41] solche Entdeckung den Schleyer durchlöchert, der noch so vielen — selbst in andern Dingen richtig sehenden Menschen — die Augen verblendet ; und soviel edle und trefliche Männer ich auch unter dem Priesterstand kenne, ja von Herzen liebe, so hält dies mich doch nicht ab, das Allgemeine zu hassen. Wo ist ein Uebel in der Welt, es habe geraßt wo es wolle, und so fürchterlich es wolle, das mehr Schaden der Menschheit zugefügt, als die Priester? In allen Nationen, in allen Himmelsstrichen, benutzten sie die Wunderbarkeit der Zusammensetzung menschlicher Kräfte und den daraus entstandenen Glauben am Wunderbaren, gründeten darauf Systeme mit fürchterlicher Grausamkeit durchgesetzt und unterhalten, wurden Giftmischer, erfanden Torturen, wurden Mordbrenner, Königsmörder, sahen beym Auto da Fe mit Wollust ihren Mitbruder am langsamen Feuer jämmerlich sterben, wiegelten Völker auf, tödteten Millionen, und nannten sich die Diener eines gütigen Gottes! — Tieger würden weinen über die Grausamkeiten, die Priester mit kalter Seele verübten, und der schwächste Wurm würde sein Gift sammeln, um es gegen sie auszuhauchen. [42] Nur der Mensch ehrt in ihnen die Hand eines Allmächtigen, und sinkt immer — warf er auch einmal die Ketten der Scheinheiligkeit ab — wieder in ihre Hände! O! könnt ich mit der Stimme von Millionen, mit der Weisheit eines Sokrates, mit der donnernden Beredsamkeit eines Cicero und Demosthenes reden, um in allen Seelen Kraft und Größe zu wecken, daß sie auf ewig heiligen Thorheiten entsagten! — Allen entsagten, denn wird eine geduldet, so pflanzen tausend sich in dieser einzigen fort! Wie in einem freyen, mächtigen, auf Grundsätze der Vernunft gebauten Staat jeder Bürger Soldat seyn muß, wo er erröthen muß, sich für Geld von fremden Händen gegen Feinde vertheidigt und zum Sclaven gemacht zu sehn: so muß auch in der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen jeder Mensch ein Priester Gottes seyn, denn jedem stehn die Tempel der Natur offen, und es muß jedem erlaubt seyn, so weit hereinzugehen, als er kommen kann. Es muß ihm aber nicht bestimmt werden, so weit nur sollst du kommen und nicht weiter; es müssen ihm nicht betrügerisch Geheimnisse vorgespiegelt werden, deren Auflösung nur dem

Priester möglich sey, da dieser [43] doch so viel, und so wenig als ein anderer davon weiß, und im Gegentheil durch seine Afterweisheit die gesunden Begriffe verwirrt, die einzelne Köpfe oft zufällig haben. Die Religion, die weiter kein Geheimniß hat, als das große, ewige Geheimniß des Entstehens von dem was da ist, des Daseyns eines höhern Wesens, eines Schöpfers, — ist keine reine Religion mehr; und der Priester, der König, der Mensch, der von diesem Geheimniß nähere Kunde zu haben vorgiebt, ist entweder ein Bösewicht oder ein Narr. Dies waren die beyden Hauptcharaktere aller Priester von allen Nationen in vorigen Zeiten; jezt scheint die Epoche zu nahen, wo auch die Priester den heiligen Schein ablegen und sich zu Menschen bekehren. Lebensphilosophie sey das Studium des öffentlichen Lehrers des Volks; sein höchster Ruhm sey das menschliche Herz und nicht die mystischen Stellen der Bibel zu kennen. — Er rühre nicht durch Täuschung, durch betrügerische Schilderungen von Dingen, die er nicht sah und nicht wissen kann, sondern wandele in die labyrinthischen Gänge des Herzens, und stelle das Uebel in seinen gegenwärtigen und nicht in seinen künftigen Folgen dar, — lebendig [44] dar, daß Geist und Herz die Wahrheit seiner Worte fühlen, und die Redlichkeit seiner Absicht erkennen. Er mahle das höchste Wesen nicht mit Höllenfarben, fülle die Zukunft nicht mit Hochgerichten, sondern wähle die sanftesten schönsten Bilder, die glühendsten, lieblichsten Farben der Natur, um seine Gottheit als den gütigsten Vater, den gerechtesten Herrscher zu zeichnen — heiße Liebe für Ihn im Busen seiner Geschöpfe zu entzünden; er entfalte das schöne Verhältniß, in dem unsre Pflichten mit unsrem Wohle stehn, und wie im Fall der Vergessenheit derselben es das höchste Wesen schmerzen muß, seine Menschen nicht so glücklich zu sehn, als sie seyn könnten; Liebe sey der Sporn unsrer Tugend, nicht Furcht. Der Mensch ist sinnlich, und verlangt sinnliche Bilder; aber man gebe ihm Bilder des Entzückens und nicht Bilder des Schreckens; man werde nicht um Tugend zu lehren ein Betrüger und heuchle zu glauben, — wo Glauben unmöglich ist. Unsre Orthodoxen schreyen auf, unsre Betschwestern schlagen die Augen nieder bey den Greueln, welche die Griechen ihrem Zevs, die Römer ihrem Jupiter andichten; aber sie verdrehen andächtig die Augen [45] bey der Familiengeschichte ihres Glaubens, die fast gleichen Unsinn wie jene enthält. Will man nun aber auch an diesem kindischen Gängelbande geführt seyn, so sey man wenigstens billig genug, diejenigen in aller Ruhe aufwärts gehn zu lassen, die keines Gängelbandes bedürfen, sey gerecht genug, diejenigen zu belohnen, die es unternehmen wollen, Andre gleichfalls aufrecht gehen zu lehren. Es braucht keiner Inquisitionen, keiner Bastillen, keiner Bluthochzeit. Fürsten, die nicht tolerant seyn wollen, können unter dem Schein der größten Menschenfreundlichkeit doch Glaubensdespotismus ausüben. Wenn denjenigen, der nicht heuchelt, der frey sieht, der Haß des Fürsten, der unumschränkt in seinem Lande regiert, seine Verachtung trift, — wenn man ihn von allen Versorgungen entfernt und Er ohne zu wissen wie? ein Fremdling in seinem Vaterlande geworden; muß er dann nicht ein Heuchler werden? Ist dies nicht ärger als Inqusition? Kommen hierzu aber noch jene Religionsedikte, Kirchenverordnungen, Abendmahlsscheine und wie diese Abscheulichkeiten mehr heissen: dann bleibt warlich dem denkenden Mann kein andrer Weg mehr als heucheln oder betteln; [46] denn alle Kirchenedikte sind Spitzfindigkeiten, die der Schelm gebrauchen kann, den ehrlichen Mann niederzudrücken. Nur der ehrliche Mann sagt was er denkt; Schelme oder Schmeichler machen ihr Glück an allen Höfen; diese haben keine Grundsätze, und formen ihre Seele nach dem Hut ihrer Fürsten; seine Gesetze sind ihnen witzige Einfälle, die man vergessen kann, wenn sie alt werden. Aber wehe dem Fürsten, der von diesen Schmeichlern hintergangen, die Heiligkeit seiner Gesetze verdächtig macht, und dem Volke seine Fehlbarkeit in Gesetzen zeigt! Ein zurükgenommenes Gesetz ist eine verlorne Schlacht; Feinde benutzen den Sieg nicht immer, — das Volk stets. Es war gewiß nie ein Zeitraum in der Geschichte, wo die Könige so mit Ernst daran denken mußten, weise zu regieren; gewis nie ein Zeitraum, wo die Throne der Fürsten auf so schwachen Füßen standen, als jezt! Die triumphirende Menschheit läßt ihre Siegesfahnen über die ganze Erde wehen, und sieht von den Ruinen zerfallener Throne auf die Gräber der Könige. Ja! Friedrich, du Einziger! beweine dein Loos, zu früh gestorben zu seyn! Jezt könntest du zeigen, ob du Despot aus Neigung oder [47] aus Grundsatz warst? Jezt, da dem Jüngling stolz der Busen schlägt, wenn er zum Greis heraufblickt, und seiner Jugend denkt — und seiner Zeiten! Wenn er denkt, was er war, was er ist, was er seyn wird! — Zukunft! nie glänzten deine Locken so herrlich; der Purpur deiner Wangen röthete nie so weit den Horizont vorauf, als jezt! Die Ahnung künftiger Siege — ist die Stimme halber Gewisheit. Segen und Friede schlummern in deinem Schoos — der Krieg wird seine

Waffen verlieren, und auf verödeten Fluren wird der Fleiß neue, blühende Welten schaffen.

13. Nacht.

den 24ten Aug.

Auch dein Licht verlöscht, Lina! — Hell schimmern die Sterne; still ist alles. Nur vor mir steht über deinem Hause der nächtliche Felsen — hinter ihm verbergen sich die Gestirne; — das grüne Laub seiner Büsche ist schwarz geworden, es schmeichelt der Empfindung meines Herzens! Ha umsonst rauschest du, Eger, du [48] übertäubst diese Wehmuth nicht! — Umsonst sprudelst du Quelle der Gesundheit, ich trinke deine Wasser nicht! ach! mir wohnt Ruhe in fernen Regionen. — — — Ich ersteige den schwarzen Felsen nicht; ich will mich an seinem Fuße hinlegen und sterben. Es wird zwar bald ein andrer kommen, ihn ersteigen, und lächelnd auf meinen vermoderten Körper hinsehen. — O! lächle nicht, Thörichter. Menschenglück ist ein Nebel, den jeder Strahl der Wahrheit zertheilt. Hülle deine Tugend in Sterbekleider; werde ein Bösewicht; thürme Verbrechen auf; — und du bist doch ruhiger als ich, dem die Natur Gefühle gab, ihn mit steigender Tyranney zu quälen! Abscheuliche Verrätherey! Warum gabst du mir dieses Herz — diese Gefühle — diese Einbildungskraft, wenn du mir stets den Tropfen Freude vergiften willst, den ich zu genießen träumte? —

14. Der Freundschaftssitz.

den 25ten Aug.

Dich wählte man zum Ruheplatz der Freundschaft, schauriger Felsen, auf dem die dürre Tanne [49] schwebt, den Umsturz drohend? Wo vor dem Auge eine grünende Wiese sich ausbreitet, und dem Ohr ein murmelnder Bach schmeichelt, der sich hart am Felsen hinschlängelt? Zu dir führte der beschattete Weg, an dessen Seite Felsen sich thürmen, und doch auch goldne Halme reifen? Ja traulicher Sitz, du bist es werth, der Freundschaft geheiligt zu seyn, in deren Schoos der bekümmerte Busen sich erleichtert, und das schüchterne Mädchen ruhiger weint. Ach! Lina, bald werd ich dich verlassen — und wir waren nicht hier? wir saßen nicht auf diesem Feldstücke, sahen nicht im Bach das Bild hinströmender Stunden, und bekränzten die Gegenwart mit Blüthen der Zukunft? — Ha! da stürzt eine Tanne vom Felsen herab; majestätisch stand sie dort oben mit stolzem Wipfel — fiel jezt, und wird vermodern. So ist das Leben. Das Kleine steigt - das Große fällt!

Endlich stürzt von ihrer stolzen Höhe
Auch die Ceder — wenn der Sturm sie bricht,
Stürze nieder! Winde, heult ein Wehe!
Braust es, Ströme! Werde dunkel, Licht!
Stürze nieder, daß von deinem Falle
Erd und Himmel schrecklich wiederhalle.

[50] Seht ihr nicht? Ihr, die mit Natternzungen
An den Blüten schöne Blumen leckt! —
Seht Ihr nicht? Jezt ist es euch gelungen, —
Ach! da liegt vom Staub und Schutt bedeckt,
Liegt die Ceder, die zum Himmel blikte,
Und so manchen Waller hier entzückte.

Auch ich muß mit dir mein Schicksal theilen,
Arme Ceder! Auch ich sinke bald!
Meinen Kummer kann nur Lina heilen, —
Lina, die mit sterblicher Gestalt

Göttertugend, Götterwitz vereinigt;
Sie — die zürnend segnet, lächelnd peinigt.

Doch so viel auch meine Seele duldet,
Und so schwer der Sieg errungen ist,
O so leid ich doch nicht unverschuldet!
Wenn der Mensch zu stolz sein selbst vergißt,
Wagt, ein Himmelskleinod zu erbeuten —
Darf er murren, wenn die Götter streiten?

15. Mariencapelle.

Hoch auf einem Felsen, der über die ganze Stadt wegsieht, glänzt eine erleuchtete Capelle, hinter der drey schwarze Kreuze hervorragen, von nächtlichem Strauchwerk umschattet. Der Maria ist diese Capelle geweiht. Schon vergrößern [51] im Mondesschimmer die Schattenbilder wandelnder Menschen sich, und bilden Riesengestalten; schon dämmert der Stern der Liebe in verlöschender Ferne; — aber dennoch muß ich den Felsen hinan — Lina will es — ich muß! — „Sieh den frommen Herrn, der geht so spät noch zum Gebet!“ flüsterte ein Weib ihrem Ehemann zu, mit dem sie beym Eingang der Felsentreppe saß, die zu dieser Capelle führt. Ach! dacht ich, ihr armen getäuschten Menschen, die ihr bey einer Capelle, von deren Höhe herab ich ein ganzes Städtchen übersehen kann, nichts weiter denkt, als Formeln — Gebet genannt; die ihr heraufsteigt, niederkniet, und euern Rosenkranz abzählt! Weg! mit euren Capellen, euren Gebeten! Wißt ihr ein schönes, weitumschauendes Plätzchen, so baut eine friedliche Hütte dort; gebt sie einem schuldlosen, sich liebenden Paare; dann wandelt hin, seht die zufriedene Glückseligkeit dieses Paars auf der einen, auf der andern Seite flieg euer Blick über die Erde hin; und wenn dann eine dankbare Thräne in euren Augen glänzt, — dann sagt: ich habe gebetet, ich habe den Schöpfer gepriesen. Unter diesen Betrachtungen erreicht’ ich die Capelle, [52] und sah hier einige wenige Männer, aber desto mehr alte Frauen knien, und mit verzerrten Augen ihren Rosenkranz abbeten. Ach! Lina, da dankt ich dir für dein Geheiß, hier herauf zu gehen! Ich ward ruhiger. — Diese Betenden hielten mir einen Spiegel vor, in dem ich die Ungerechtigkeit meiner Klagen erblikte. Morgen zwar soll ich Lina verlassen — Sie verlassen, die nur allein die Kräfte meiner Seele weckt, meiner Fantasie Flügel giebt, und meiner Denkkraft Stärke; — Lina verlassen, bey der ich den Himmel vergessen, die Seligkeit verträumen könnte; — Lina, die einzige Geschafne, die so schön, wie das erste Lächeln Gottes, weiblich fühlt und männlich denkt; morgen soll ich sie verlassen, und doch ist meine Klage ungerecht. Mir bleibt die Hofnung des Wiedersehens — eine Freude, die uns Engel beneiden. Aber jene unglücklichen Schlachtopfer des Aberglaubens quält der ewige Scorpion ihres Gewissens. Sie haben kein Verdienst, keinen Werth; sie müssen die Gerechtigkeit fürchten, und alles von der Gnade erwarten. Welcher fürchterliche Zustand, welche ewige Pein! Ha, welche Frechheit, den Schöpfer zu beschuldigen, er hab’ [53] uns unvollkommen geschaffen, daß wir bey dem besten Willen doch Sünder bleiben müssen! Nein, wer vor der Strafe zittert, ist so gut ein Thor, als der, der von der Güte hoft. Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt, und das Gesetz der Gottheit. Nichts ist, wie es ist, das nicht seyn muß. Der Glückseligste ist der Tugendhafteste. Nach Glückseligkeit ringen, heißt nach Tugend streben. Bedauernswürdig ist der, der seinen Weg zur Glückseligkeit verfehlt, aber nie bestrafenswürdig. Dies ist ein Mißbrauch der menschlichen Gesellschaft; und Strafen erzeugen Laster und Verbrechen. Mit der Strafe glaubt der Bösewicht sein Verbrechen getilgt. Die Zukunft verliert für ihn das Schrecken; er glaubt hier abgebüßt zu haben, und scheut die dortigen Folgen nicht, will er, nach der Lehre unsrer Priester, sich die Gerechtigkeit Gottes ganz wie bey unsern Richtern denkt. Sogar der Bestechung hält er, wie diese, Gott fähig — und will ihn mit seinen Gebeten hintergehen. Bedarf es mehr Triebfedern zur Tugend, als die Tugend selbst, so wähle man die wahrscheinlichen, und nicht die widersinnigen. Würde man die Menschen von Jugend auf mit der Lehre von [54] der Nothwendigkeit der Dinge bekannt machen, und von der Unvernichtbarkeit der Folgen jeder Handlung; sie würden gewiß behutsamer handeln lernen, als wenn ich

ihnen ein Strafgericht vorstelle, wo Blut versöhnen kann, oder einen Gott, der selbst einer Leidenschaft, der Rache, fähig ist. Wüßte jeder Mensch, (und würd' es ihm von Jugend auf gesagt, so hing er an dieser Wahrheit, so fest wie jezt am Vorurtheil) daß die Folgen jeder Handlung ewig wären, daß es nicht von der Güte oder dem Zorn eines Gottes abhinge, ihn zu strafen oder zu belohnen; sondern daß seine Glückseligkeit hier und dort ganz die unveränderliche Folge seiner Handlungen sey; ich bin überzeugt, wir würden tugendhaftere Menschen, treuere Freunde, bessere Bürger, vorurtheillosere Denker haben, als jezt, wo die Gottheit eine menschliche Gestalt angenommen hat; wo der schwachsehende Mensch sich untersteht, zu urtheilen, ob das Leben seines Mitbruders der menschlichen Gesellschaft noch zuträglich sey, oder nicht, — er, der nicht die Folgen eines Augenblicks übersehen kann!

[55]

16. Schönhoff.

den 27ten Aug.

Wie süß wird das Vertrauen auf Urtheile schöner Seelen belohnt! Schon war ich zweifelhaft, ob ich drey Meilen umfahren, nach Lina's Wünschen den Park in Schönhoff sehen, oder die bestellten Pferde benutzen, und den geraden Weg nach Prag gehen sollte? Ich wählte das erstere, und bin dir neuen Dank schuldig, Lina! Muß sich denn alles vereinen, mich dir zu verpflichten? — Schon, als ich in die feyerliche Allee kam, die nach dem Dorfe führt, über tausend Schritt lang ist, und aus gleich hohen, starken schattigten Linden besteht; schon da rauschten ahnende Vorgefühle mir vorüber. Eine gewisse süße Schwermuth, die sich meiner von dem Augenblick an bemächtigte, da ich Carlsbad unter tausendfachem Lebewohl von Lina verließ, ein Kummer, der unschätzbar ist, weil er aus so schönen Quellen entsteht, und den die Seele sorgfältiger pflegt, als das Vergnügen; diese Gefühle, und das mich ewig umgebende Bild Lina's liehen meiner Fantasie Spiegel, in denen Erwartung eine reizende Gruppe zeigte. [56] Als ich kaum in das Wirthshaus abgetreten war, und mein Zimmer besah, erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Er raßte mit meinen Fensterladen, und dicke Regentropfen rieselten an den Scheiben herab. Meine Aussichten für den künftigen Morgen waren schlecht; und dennoch lief ich voll wilder Freude in meiner Stube auf und nieder, küßte mein Heiligthum, Lina's Geschenk, warf mich auf meine Knie, glich einem Berauschten! Deiner dacht ich, Unsterbliche, wie du im weißen Gewande, ähnlich der reinen, schuldlosen, himmlischen Liebe, da standst, mir die bebende Hand reichtest, mir Lebewohl sagtest. Dann sah ich dich am Fenster — wie dein schönes Gefühl in ungekünstelter Anmuth mir deutete deine Liebe. — Mußt ich da nicht, wenn ich nicht Kies, nicht kalter Marmor war, mußt ich nicht auf meine Knie fallen, und der Natur danken? Mußt ich dich nicht im Geist küssen und segnen? — Mußt ich nicht zu dem überall waltenden, überall sichtbaren Wesen der Natur beten um dein Glück, deine Freude, deine Ruhe? Um euer Glück, die ich bey der Einzigen zurükließ? — Selig waren nach diesem Abend die Träume der Nacht; und obgleich beym Erwachen [57] der Himmel noch mit Wolken bedeckt war, so kehrte doch wieder mehr Ruhe in mein Herz mit dem erwachenden Tage. Heute sollt ich den gepriesenen Park dieses Orts, der dem Grafen Tschernin gehört, sehen, und nach Lina's Ausspruch bewundern. - Bedurft' es mehr, meine Neugier zu wecken? da ich überdem Dessau's Elysium, Wörlitz, und die schönen ausländischen Holzpflanzungen in Harbke gesehen hatte, wo, wie in Wörlitz, Kunst und Geschmack ihrem Besitzer, dem Herrn von Veltheim, eine gleich große Lobrede halten, wie der Geist, der in seinen Unterhaltungen lebt. Nur Vergleichung kann Begriffe der Schönheit geben, und den Werth des Schönen bestimmen; Schönhoffs Park mußte schon ungleich schöner seyn, wenn er meine Aufmerksamkeit wecken sollte; da mich theils solche Ansichten nicht mehr überraschten; theils die gütige Herablassung eines Fürsten, wo Geist und Herz wahrhaft fürstlich sind, wie in Wörlitz, und die geistreiche Unterhaltung eines Veltheim, wie in Harbke, hier fehlten. Mit gemäßigter Erwartung betrat ich den Park, zu dem ein Haupteingang und verschiedene Nebengänge führen. Durch einen der letzten [58] sah ich mich plötzlich auf einem runden Rasenplatz, in dessen Mitte eine ehrwürdige Pappel stand, um deren dicken Stamm eine Bank sich ründete. An einer Tafel stand höher dem Baume folgende Inschrift:

Le repos est un bien, lorsque
notre ame est pure,
et lorsqu'elle est sensible, un champ
peut l'attendrir;
d'un oeil indifférent qui peut voir la verdure,
n'étoit pas né pour le plaisir.

Ein düstrer von ausländischen Baumarten beschatteter Gang führte weiter, wo an der einen Seite in gleicher Entfernung von einander mich vorzüglich drey alte Eichen entzückten, die ich fast noch nie größer und mahlerischer gesehn habe. An ihrer majestätischen Höhe, an ihren schauerlich weit ausgebreiteten Aesten, erkannte man die Züge eines vergangenen Jahrhunderts, — dachte der Vorzeit, und sah im Geist Druiden unter ihren heiligen Schatten beten. Da ich noch meinen Führer nicht gefunden, so folgte ich dem Lauf der Gänge, und übersah beynahe ein niedliches kleines Vogelhaus, von französischen Pappeln [59] umgeben, und von zwitschernden Finken, Stieglitzen und Zeisigen belebt, welches einen sehr lachenden Anblick gewährte. Ueber murmelnde Bäche, deren Fall durch künstliche kleine Steinmassen vermehrt ist, nahte ich mich dem großen oder dem Pans - Tempel, der im einfachen erhabenen Stil gebaut und überaus schön im morgenländischen Geschmack möblirt ist. Die Vorhalle ruht auf vier Säulen, und über der innern Thüre und den beyden vordersten Fenstern sind drey ganz ausgearbeitete Basreliefs, die, wenn ich nicht irre, Opfer des Pans vorstellen, da der Tempel auch den Namen dieses Gottes führt. Vor dem Tempel ist ein geräumiger Rasenplatz, und gerade dem Eingang gegenüber ein künstlicher Kataract, der wegen seines beträchtlich hohen Falls, zumal wenn das Wasser groß ist, täuschend genug die Fantasie auf die beschneiten Gebürge der Schweitz versetzen kann. Ein reineres Vergnügen als dies, gewährten mir hinter diesem Tempel die Hütten des Palämon, die in einer Vertiefung liegen und durch ihre einfache Schönheit außerordentlich überraschen. Ohne die mindeste Ahnung, hier Bilder der uns so schön gemahlten Schäferzeit [60] zu finden, stößt man auf einen hohen Schilfzaun. Man öfnet die Pforte, und sieht einen runden Rasenplatz; in der Mitte einen Brunnen, ähnlich dem, wozu einst Königstöchter kamen, Wasser zu schöpfen. Im Hintergrunde erhebt sich eine bejahrte Mauer, wo zur Rechten und Linken kleine Schilfhütten stehen, deren Dächer, statt auf Säulen, auf Baumstämmen ruhen. Diese beyden Hütten scheinen einem größern, mittlern Häuschen zur Bedeckung zu dienen, welches, von Stein erbaut, einer Ruine ähnlich sieht, aus deren beschilftem Dache ein grüner Baum seine Aeste hervorstreckt. Eine zerfallene Oefnung winkte mich zu diesen Resten des Alterthums, und ich las über derselben:

Froh ist mein Abend, froh mein Morgen,
Der Fürsten schwere Sorgen
und Tyranney —
Die Hoffarth mit dem dürren Neide
Des Lasters wilde Freude
Gehn fern vor mir vorbey.

So wenig vorzügliches auch diese Verse haben, so ist doch ihre Simplicität zu diesem Orte passend, und ich war würklich entzückt, da ich in diese Hütte trat, und mich ein reizender Blumengarten [61] empfing, der ganz das Werk einer ungelehrten Schäferhand schien. Die Bänke an den beyden Nebenhütten waren sehr geschmackvoll mit Reisern durchflochten, und alles athmete hier Geist der Unschuld. Nun stiegen wir unter Säuseln des Laubes, gekühlt vom Schatten der Bäume, zu einer erst im vorigen Jahre angelegten Fischerhütte, die dem Geschmack ihres Erfinders so viel Ehre, als dem dort ruhenden Vorgänger macht. Die Wände des Gebäudes sind auswärts mit geflochtnen Wiedenmatten, innwendig mit Fischernetzen überzogen, hinter denen bemooste Muscheln durchblicken. Ein großer Teich, in welchem sich über Kiesel ein Bach herabwälzt, und auf dem sich türkische Enten und zwey Fahrzeuge wiegen, bespült mit seinen silbernen Wellen die äusseren Geländer dieses Platzes. Mit Hülfe einer kleinen zum Selbstfahren eingerichteten Gondel kömmt man über den Teich zum Fuße fortlaufender Berge, auf deren Gipfel links ein Pfad läuft,

welcher mich nach dem kleinen Tempel brachte. Eine Kuppel, die auf acht Säulen ruht, bedeckt einen Altar, auf welchem die Büste der Gräfin Tschernin, einer gebohrnen Gräfin Schönburg, gestellt werden soll. Von [62] diesem kleinen Tempel übersieht man den größten Theil der Gegend; besonders gewährt das Dorf Borlitz einen romantischen Anblick. Wie sehr ward ich aber erst von dem Fleiß und Erfindungsgeist des Besitzers gerührt, als ich durch den Rehgarten, — eine gehegte Wildniß, in der Rehe gehalten werden, — zu einer Allee kam, die, obgleich noch im Entstehen, und noch nicht hinreichend beschattet, mit Recht die Bewunderung jedes Naturfreundes fordert. Sie ist 600 Klaftern lang, sehr breit, und über zwanzig Fuß tief durch Berge gegraben. Ihre Mitte wird von einer Vogelstange bezeichnet, und an das eine Ende, nach dem Felde zu, soll ein hoher Obelisk kommen, auf dessen Spitze eine vergoldete Sonne strahlt. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, nach zehn Jahren diese Allee wieder zu sehen. Sie trägt jezt schon das Gepräge des Erhabenen, wie viel mehr nicht dann? Ein sich herabneigender schattenreicher Gang führt zu einem chinesischen Haus, das in der Ferne aus weiß mit blau gemahlten Porcellaintafeln erbaut schien, gleich den Kaffeetischen unserer Großmütter. Von hier übersieht man aus dem Fenster die ganze Gebürgskette an der sächsischen Grenze, worunter sich [63] die Bergspitzen bey Töplitz vorzüglich schön ausnehmen. Näher im Thal wechseln die glänzenden Schindeldächer mit grünen Wiesen, schlängelnden Bächen und goldnen Feldern ab, und zeigen dem erstaunten Auge die Früchte des Fleisses und der Cultur. Unter diesem Gebäude ist eine Grotte, aus der das Wasser sich sammlet, welches alle kleine Wasserfälle im Park bildet. Das hier aufgefangene Wasser fällt durch eine unterirdische Röhre in einen Teich, der vor diesem Gebäude gegraben ist, und wird dann weiter vertheilt. Mein Führer, ein ehemaliger Einsiedler, der jezt Oberaufseher des Gartens ist, und neben dem großen Tempel eine einsiedlerische anziehende Wohnung hat, brachte mich in ein tiefes Thal herab, welches die Rachel heißt, und zwischen zwey wildbemoosten Felswänden fortläuft. Der Bach war jezt vertrocknet, und sein Gemurmel mehrte nicht die Schauer dieses dunkeln Thals. Als wir hier weiter fortgingen, hört' ich auf einmal das Girren zärtlicher Turteltauben. — O Lina! da dacht ich deiner Liebe, und folgte dem Laut. Ich stieg eine kleine Höhe herauf, und sah in einem runden beschatteten Platz drey Paar Turteltauben, in Käfige gesperrt. [64] Ach! dacht ich, ihr Armen entbehret die Freyheit, und doch seyd ihr um eure Sclaverey zu beneiden. Ihr theilt euer Schicksal; — Mich aber drückt die Freyheit schwerer, als euch die Gefangenschaft, denn ich muß getrennt von der Gottheit, der Schöpferin meiner Gedanken, hier diese Schönheiten sehen, und kann die süßen Gefühle der Wonne nicht mit Lina theilen! — Schwermüthig kehrt ich zurük, und folgte meinem Führer. Jezt wurden die Sträuche immer dichter, die Schatten dunkler, die Berge höher. Der Bach bewässerte sich wieder, und rauschte - die Turteltauben girrten in der Ferne, und das Laub der Bäume säuselte schauerlicher. Da stand vor mir eine bemooste Grotte, wie die Trümmern eines zerfallenen Raubschlosses, heilig in einsamer Stille, wie die Klause eines Gerechten. Ich trat herein. Eine feingeflochtene Schilfmatte diente den Wänden zur Tapete; die Stühle, der Tisch waren aus Holz geschnitten, nur leider, etwas zu modern, um sie für die Arbeit eines Siedlers zu halten. Ernst schlich ich mich nach dem Fenster linker Hand, und o Götter! Hinter finstern Gesträuchen, fern auf grauen Felsen, zeigte sich mir eine einsame Kapelle, aus Holz errichtet, [65] mit Schilf gedeckt. Ein schwarzes Creuz auf dem Thurm mahnte den hinblickenden Siedler hier zum Gebet. Ich habe nie die Kunst verstanden, Worte zu plaudern, und dies Gebet zu nennen; ich war kein Siedler, und liebe die Zeichen des Creuzes nicht. Aber in diesem Augenblicke hatte der Aberglaube würklich so viel Reitzendes, daß ich beynah in Versuchung gerieth, meiner Wirthin ihr Cruzifix zu beneiden. Hier, in einer solchen stillen, friedlichen Hütte dacht' ich mir den Weiseren, der die schimmernde Welt floh, im Schoos seiner Seele ungestört nach Gedanken zu forschen, die der Unsterblichkeit ihre Hülle entreissen. Ich sah einen Weisen, wie ihn Wieland[50] schildert:

In seinem Ansehn war die angebohrne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine Kutte scheint;
Sein ofner Blick war aller Wesen Freund,
Und schien gewohnt, — wiewol der Jahre Bürde

[50] 2016: Wieland, Oberon, Gesang IX, Strophen 52 und 53

Den Nacken sanft gekrümmt, stets himmelwärts zu schauen;
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbraunen,
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,
Scheint überm Erdentand die reine Stirn zu schweben.

Den Rest der Welt, der Leidenschaften Spur,
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweggewaschen.
[66] Fiel eine Cron ihm zu, und es bedurfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und rein gestimmt zu ihr.

Aehnliche Bilder umschwebten mich in dieser Hütte, und ich konnte mich ohnmöglich von ihr entfernen, ohne ihrem Erbauer für die seligen Augenblicke zu danken, die seine mit Gefühl und Geschmack erbaute Siedeley mir schenkte. Auf einem Stück Pergament, welches ich mit einer Nadel am Tisch anheftete, schrieb ich folgende Stanze:

Wer die Natur mit schöpferischen Händen,
Durch weise Kunst, gleich dir, verschönt,
Indessen Stolz und Neid ihr schimmernd Licht verschwenden,
Damit ihr falscher Ruhm von Pol zu Pole tönt —
Der ist es werth, die Schöpfung zu vollenden,
Die Er gedacht! Dies sagt die Dankbarkeit,
Die deiner sich, o Graf, in dieser Grotte freut.

Mögt' er doch, wenn er diese Zeilen findet, sie als Aeusserungen ungeschminkter Empfindungen annehmen, und bey dem Gedanken Belohnung [67] finden, daß ihm hier gewiß schon manches Herz dankbar entgegen schlug! —

Jezt verließ ich die Hütte, und unter Felsenwänden, über mir eine fliegende Brücke, vor mir nächtliche Schatten, kam ich zu einer finsteren Höle, wo mir das Rauschen eines Quells entgegen schallte.

Ernst trat ich in die Oefnung der Höle. Alles war dunkel; nur eine dämmernde Lampe warf ein magisches Licht auf ihr Inneres. Was ist das? frug ich meinen Führer. — Ein Grabmaal, war seine Antwort. Ich trat näher. Ein aus Quaderstein erbautes vierecktes Monument stand hier, unter ihm eine Quelle, links zur Seite in der Wand eine viereckte steinerne Tafel, wo die Worte eingegraben waren:

Wenn ich einst liege und schlafe in
Frieden, so lass mein Andencken einem
Stillen, redlichen Herzen werth seyn.
Kein Fluch und keine Laesterung beschwere meine Grube.

Es bedarf keiner Schilderung, welche Empfindungen hier geweckt werden, und es ist [68] ein recht treflicher Gedanke, im Schooße des Vergnügens auch dem Tode eine Stätte zu heiligen. Die höchste Freude schuldloser Seelen schließt sich immer an diesen Gedanken. Wessen Wonne der Gedanke des Todes stört, der ist ein Bösewicht, oder seine Freude war unedel.

Mit diesem Grabmaal fing die schwernmüthige Gegend an, sich wieder zu erheitern. Wir erstiegen die Berge, gingen über die dreyßig Schritt lange fliegende Brücke, von der wir in den tiefen Abgrund hinabsahen, in welchem wir vorher gegangen waren. Ich kam nun zu der Capelle, die mich von der Einsiedeley so sehr entzückte. Wie erstaunt' ich, als sie geöfnet ward, und sich mir ein äusserst geschmackvoll eingerichtetes Zimmer zeigte, wo ich sehr schön gearbeites Wiener Porzellain sah. Die

Aussicht von hier aus über das Thal war bezaubernd, und die Inschrift dieser Kirche bey dem Anblick von so vielem Schönen natürlich und gut:

Gütiger! Gutes gieb mir, und wenn ich
auch nicht darum bäte —
Böses wende von mir, fleht
ich auch sehnlich darum: —

[69] Jezt brachte mich mein Führer die Berge wieder herab, dem großen Ausgange zu, wo ich vorher noch ein rundes steinernes Gebäude vom Wald umgeben fand, welches dem Apollo geweiht war, und wo der Besitzer während seines Aufenthalts zu musiciren pflegte. Es war durch nächtlichen Einbruch beschädigt worden, doch bis auf wenige Kleinigkeiten wieder ausgebessert. Mir ist es immer schrecklich, ähnliche Diebstähle hören zu müssen, da doch hier offenbar (man hatte Gardinen gestohlen) der Nutzen des Entwendeten dem Schaden bey weitem nicht gleich kommt, welchen ich dem Vergnügen des andern zufüge. Mir scheint der Mensch boshafter, der mir von meinem Violoncello muthwillig eine Saite abschneidet, als der mir einen Beutel mit hundert Friedrichsd'ors stiehlt; und ich würde lezterm eher vergeben, als dem erstern. Meine Wandrung im Park war nunmehro beendiget, und ich fühlte mich vollkommen mit der Anwendung dieses Morgens zufrieden. — Schöne Gegenden sind wie das Auge Lina's; man muß es sehen, um seine Allmacht zu empfinden. So gewis daher auch meine Schildrung dem Original weit nachsteht; so wird man es doch wohl [70] immer meiner Empfindung und meinem Urtheil glauben müssen, wenn ich diesen Park dem Wörlitzer und Harbker vorziehe. Die Kunst hat gewis unendlich mehr in Wörlitz geleistet, als hier; aber die Natur war stiefmütterlich gegen jenes, und verschwenderisch mit Schönheiten hier, die der Besitzer so richtig und geschmackvoll seinen Ideen anzuschmiegen verstand. Wie zwey Liebende, in göttlicher Eintracht Arm in Arm verschlungen, so wandelt hier Kunst und Natur, und läßt kein Gefühl der Seele unberührt. Wer die Natur liebt, und wessen Herz Schönheiten zu empfinden im Stande ist, der wird gewis befriedigt diese Fluren verlassen, die, jezt ein Eden, noch vor sieben Jahren wüster Wald waren. Ihr, die ihr an Zauberer und Geister glaubt, seht hier den einzigen Zauberer der Erde, den Einzigen, der Wunder erzeugen, Berge von ihren Stellen heben, und Schlösser entstehen heissen kann — rastlosen, zweckmäßigen Fleis. —

[71]

17. Mönchsherrschaft.

Prag den 28ten Aug.

Für mich sorgt das Glück, oder der Himmel; genug, ich muß dem wohlthätigen Genius danken, der über mich waltet; denn hier, bey dem jetzigen Zeitpunkt, um 1/2 12 Uhr, mit zwey abgematteten Pferden und einem stockböhmischen Bauer ankommen, und noch ein gutes, wohlfeiles, nahes Quartier finden, gehört doch gewis unter die Zufälle, auf die sich die meisten Fürsten bey ihren Regierungen, und die meisten Helden bey ihren Schlachten verlassen. Dafür wohn ich auch dem Himmel etwas näher auf dem Hradschin, und habe den entzückenden Anblick, die ganze Stadt Prag mit allen ihren Klöstern und allen ihren Kirchen zu meinen Füßen ausgebreitet zu sehen. Dieser Blick über die ganze bewohnte Erde war schon von meiner Kindheit an das einzige, was ich den Himmelsbewohnern beneidete. Wie äusserst sonderbar muß dieses Gewirre der Menschen einem Unsterblichen dünken, der auf der Spitze seines Fixsterns schwebt, und lächelnd auf uns herabblickt! Ich sah nun freylich nichts mehr und nichts weniger als Prag, eine Welt, die an Heiligen und Priestern reich [72] ist, aber leider! nach dem Ausspruch denkender hier lebender Männer, arm an Vernünftigen seyn soll! Mir war dieser Gedanke ein Störer der Freude, die ich sonst ganz rein bey dieser Aussicht würde genossen haben, und ich bedauerte im Geist die armen Menschen, die sich von Thorheiten nähren, und mit Aberglauben tränken! O! Joseph! Joseph! warum bekleidetest du nicht deine Entschlüsse mit einem Harnisch, und gabst deinen Gesetzen Athenä's Aegide, daß jeder, der sie anzutasten wage, zurückschrecke! Warum unterwarfst du nicht deiner schönen Seele die wildere Fantasie, und lehrtest durch eignes Beyspiel weise Mäßigung das Volk? Warum opfertest du nicht den Entwürfen der Menschenfreundlichkeit die stolzen Plane des Ehrgeitzes auf? — Du brauchtest nicht der Osmannen Gebiet

zu betreten, um Feinde bekämpfen zu können. In deinem eignen Lande hattest du deren genug! Da warf sich dir eine Hyder mit Mönchsköpfen entgegen, wenn du der Vernunft Altäre weihen, und geheiligte Räubernester zerstören wolltest! Wenn du gerecht seyn, wenn du den lächerlichen Stolz deiner Vasallen demüthigen und sie Menschenrecht und Menschenwerth [73] lehren wolltest, so rauschten die Trommeten des Aufruhrs — und deine Throne bebten! — — O! Joseph, hättest du ganz diese Feinde besiegt, du hättest unsterblichen Ruhm errungen, und wärst froher gestorben, als du starbst, da hundert tausende deines Volks besiegt von Osmannen - Schwerdtern sanken! Siege in Schlachten erkämpft, sind meist Siege des Ungefehrs; den Namen des Helden giebt die Kunst, Siege zu benutzen; aber jeder Sieg über Volkswahn, auch der kleinste, ist eine heroische, eine göttliche That. Was ist aber mehr Volkswahn, als Religion, so wie sie Pfaffen lehren, und Pfaffen Anbeter ausüben? Ist es nicht abscheulich, verrätherisch gegen die Menschheit, die Quaal von Tausenden zu befördern, damit einzelne Betrüger in Wollust leben? — Und was ist Pfaffenreligion anders, als Quaal, als immerwährender Kampf, ewige Betrügerey? Denn es ist ihnen nicht genug, uns bis zum Sterbebette gepeinigt zu haben; nein! auch die Ewigkeit mahlen sie ihren Schlachtopfern mit den Fratzengesichtern der Heiligen aus. Christus Moral ist göttlich; er selbst einer der treflichsten Menschen seiner Zeit. Sein Geist ging seinem [74] Jahrhundert vor, und er würde noch jezt, wenn er lebte, als ein weiser Mann geliebt werden. Aber die Religion seiner sogenannten orthodoxen Anhänger ist schrecklich; seine schönere Moral übertüncht mit grobem Mönchstrug, ist ein Werkzeug des Betrugs und der Despotie geworden. Und doch wie thöricht handeln Monarchen, die den Aberglauben beschützen? Wenn sie kein andres Band mit ihrem Volke vereinigt, als dies — so werden die Könige bald Knechte der Mönche werden, und wie Kaiser Heinrich, mit entblößten Füßen vor der Thür eines Papstes .um Buße bitten. Mir bleibt es ewig unbegreiflich, wie Menschen von einem andern Menschen glauben können, er sey der Gottheit näher, als sie, weil er seine Pflichten schlechter als sie erfüllt? Denn daß der Handwerksmann, der heut einen Schuh arbeitet, dem höchsten Wesen wohlgefälliger seyn muß, als der Pfaffe, der heut funfzig Messen liest, — das scheint mir sonnenklar! Und dieses schien auch Joseph sonnenklar! Er hatte hier meist alle Klöster aufgehoben, und nur die barmherzigen Brüder, einen Orden, der für das Wohl der Armen thätig sorgt, unterstützt. Die Religion eines weisen, eines guten Menschen, wird [75] sich in Handlungen der Menschenfreundlichkeit, der Toleranz, der Gerechtigkeit äussern. Die meisten Beter aber sind Bösewichter oder Schwachköpfe; die erstern muß man ausrotten, die letztern bedauern — schätzen keinen. Es ist kein Mensch so dumm, daß er nicht die Menschlichkeit der Priester ahnen sollte; aber viele boshaft genug, aus Eigennutz ihre Unfehlbarkeit zu bekräftigen! Und leider! sind noch in unsrer Zeit Religion und Priesterthum Synonime! —

18. Der Königseinzug.

Prag den 31ten.

Es ist geendigt das große Schauspiel des Einzugs. Die Stadt ist um einen König reicher, und ihre Einwohner um eine Million Thaler ärmer! — Mehr will ich über diesen Königseinzug nicht sagen, wo die Sclaverey in ihrem prächtigsten Kleide einherging, und sie der Pöbel mit geblendetem Auge anstarrte, ohne zu fühlen, daß ein vergoldetes Joch so gut drücke, wie ein andres, und daß diese schimmernden Livereyen, diese goldbelegten Geschirre, mit ihren [76] Schweistropfen erkauft sind. Mir sagte ein hiesiger Bürger: „Joseph wollte diesen Einzug nicht halten, uns unser Geld zu ersparen, und wir murrten; Leopold zieht als ein König ein; wir verschwenden Tausende, die wir nicht entbehren können; opfern die letzten Kräfte, die uns Kriegssteuern übrig ließen, einem schimmernden Schauspiel auf — und wir scheinen zufrieden? — “ Der Mann hatte warlich Recht! Mit kindischer Blindheit laufen die Menschen dem Scheine nach, welcher glänzend täuscht, und sehen nicht, daß hinter ihnen die weinende Wirklichkeit nachhinkt, und nach dem Nothwendigen seufzt. Und dennoch wäre diese Pracht zu verzeihen, hätten die Großen des Landes die Werkzeuge der Pracht in ihrem Vaterlande erkauft: so aber schickten sie Hunderttausende in das Ausland, und was der Fleis ihrer Unterthanen aufbrachte, verzehrt die Industrie eines Britten oder Franzosen. Jeder denkende Zuschauer mußte dies fühlen; und gewis ließ dies Schauspiel nur bey wenigen frohe Empfindungen zurük. Doch was würde erst ein freyer Franzose gefühlt haben, wenn er junge, unreife

Menschen, sitzend in schimmernden Wägen, gesehn [77] hätte, von zwanzig zu Fuß gehenden älteren Menschen begleitet, die, von Gold bedeckt, ihre Erniedrigung nicht zu fühlen schienen? Daß Menschen Menschen dienen müssen, ist in unsrer jetzigen Welt nothwendig; daß aber dieselben Menschen, die zum Dienen bestimmt sind, zu einem Schauspiel sich drängen können, wo sich der Stolz mit ihrer Erniedrigung brüstet — dies bleibt mir unbegreiflich! Ich will den stolzesten Aristokraten auffodern, er soll entscheiden, welches Fest schöner ist; das der Römer, wo Diener und Herren gleich gemacht wurden, und in zwangloser Fröhlichkeit ihre Saturnalien feyerten; wo der weltbeherrschende Consul sich freundlich zu seinem Sclaven herabließ, ihm den weinangefüllten Becher reichte, damit er die Erinnerung seiner eignen Sclaverey verscheuchte, und in dem Oberherrn zugleich einen Vater lieben lernte? Oder der Einzug eines Monarchen, vor dem die Wächter der Despotie bewafnet einherziehn; und tausend Sclaven mit und ohne Würde sich krümmen, und den Staub von seinen Sohlen küssen? Beym Himmel! wer hier noch wählen kann, verdient die Gärten von Tunis zu pflügen! Gehorchen muß der Mensch; er muß Gesetzen [78] gehorchen, damit die Plane, die die Weisheit des Mannes, die Erfahrung des Greises ordnete, damit diese des Jünglings Leidenschaft nicht vernichte. Aber der Willkühr einzelner müssen nie Tausende folgen; wir müssen alle nur Menschen gebohren werden; die Natur giebt durch das Geschenk einer schönen Seele allein Adel; wer einen andern erkennt, nach einem andern sich sehnt, einen andern rechtfertigt, den bestach Eigennutz und thörichte Hoffarth. Empört hat es mich, als ich heut Abend im Schauspiel nach einem Lustspiel, „Er mischt sich in Alles“, welches von der Sekondaschen Gesellschaft treflich gegeben ward, das elende Stück, „der weibliche Jacobiner Club“, aufführen sah. Wie konnte ein Mann, der in mancher Absicht einige Verdienste, — aber lange nicht so viel, als er glaubt — um die deutsche Bühne hat,[51] wie konnte der so ganz seine Absicht verfehlen? Er wollte die französische Revolution lächerlich, die Demokratie verächtlich machen, und er machte sich selbst lächerlich; er zeigte durch die äusserst geschmacklose platte Erfindung seines Stücks, durch den unbehülflich hölzern gezeichneten Aristokraten, daß die Anhänger dieses Systems [79] entweder nie Geist besaßen, oder ihn durch zu vielen Gebrauch schon abgenutzt hatten, da sie in diese Gesellschaft traten, wo man auch ohne Geist glänzt. Es ist traurig, daß so viele Schriftsteller und Dichter so ganz vergessen, dass es eine Zeit giebt, wo man zu schreiben aufhören muß; und warlich! diese Zeit ist beym Verfasser des weiblichen Jacobiner Clubs schon ein ganz Weilchen vorübergegangen, ohne von ihm bemerkt zu werden. Es geht seinen Lesern wie einst Voltairen bey dem Buch eines jungen Autors, wo Voltaire öfters die Mütze abnahm; der junge Schriftsteller, überrascht, frug, was das bedeute? — „Je salue les vieilles connoissances“, antwortete Voltaire. —

19. Das Schauspiel.

den 1ten Sept.

Im heutigen Schauspiel ward „Bruder Moritz“, oder: „der Sonderling“, vom Verfasser des weiblichen JacobinerClubs, gegeben, und man wird hier einigermaßen mit ihm ausgesöhnt. Die Sekondasche Gesellschaft ist [80] im Allgemeinen gut, besonders gefällt eine Madam Zucker durch das ungezwungene, leichte, reizende ihres Anstandes. Dagegen ist Herr Opitz, den mit aller Gewalt das hiesige Publikum sowohl wie das Dresdner bewundert, lange der Schauspieler nicht, zu dem man ihn macht. Einst mag er gut gewesen seyn, den zärtlichen Liebhaber bey unzärtlichen Mädchen zu machen, aber jezt ist er wirklich für die Charaktere, die er zu spielen unternimmt, viel zu alt. Um so mehr wundert es mich, daß er auch nicht einmal die Regeln des Costum’s beobachtet, da ihn doch dies die Erfahrung lehren müßte. Als Bruder Moritz trug er zwey fürchterliche Modelocken an der Seite, und glich eher einem verjagten Kammerherrn, — deren es hier eine ungeheure Menge giebt — als einem Manne, der die Thorheiten der Welt entfaltet, sie für Thorheiten hält, und den schöneren Eingebungen seines Herzens, ohne Rücksichten, ohne Gepränge, mit duldender Schonung folgt. Des Herrn Opitz Sprache hat nichts weiches, herzeinnehmendes. Er hat meist eine rauhe Stimme, und so sehr er sich auch den Conversationston eigen gemacht hat, so glaub ich doch,

[51] 2016: Autor August von Kotzebue

daß er sich in Heldenrollen, [81] als z. B. im Otto von Wittelsbach, weit besser ausnehmen mag, als in zärtlichen, hinschmachtenden Liebhabern, oder in einem Moritz. Darauf nimmt aber weder das Publikum, noch der Schauspiel - Directeur, noch Herr Opitz selbst Rücksicht. Weil er eine Rolle vorzüglich gut spielt, so, denkt man, muß er auch alle gleich gut ausführen. Er kommt — man lobt, man bewundert ihn, und er geht schlechter vom Theater, als er kam. Dies ist der Fall auf allen Theatern Deutschlands, und eben deshalb werden wir ewig schlechte Theater haben, und unsre Schauspieler ewig Stümper in ihrer Kunst bleiben. Und doch sollte man nicht so leicht über diese Kunst denken. Sie ist der Menschheit, sie ist der Religion wichtig, und ein guter Schauspieler wirkt mehr auf das Herz, als der beste Priester. Man versuch es nur einmal, und setze von den Priestern die Hälfte ab; und gebe den dadurch ersparten Gehalt Schauspielern; man gebe dem Stand der Schauspieler nur halb so viel äussere Würde, als dem Stand der Geistlichen; man mache den Eingang in ein Schauspiel dem Volke so leicht, als den in die Kirche; und wir wollen sehen, ob nicht alle Kirchen leer [82] bleiben. Mehr bedarf es dann nicht! die Menschen werden gebesserter aus einem Schauspiel, als aus der Kirche gehn. Zu jenem zieht sie Drang des Herzens, zu dieser Heucheley, der Wunsch zu scheinen, was kein Mensch seyn kann, der die gesunde Vernunft noch nicht verlohren hat. In jenem sehn sie die Moral in Ursach und Wirkung, und je größerer Künstler der Schauspieler ist, desto mehr fangen sie an, ganz unwillkührlich aus wahrer Rührung die Tugend in ihren Reitzen zu lieben, und das Laster in seinen Folgen zu hassen. Der Priester muß schon sehr gut seyn, muß schon die Beredsamkeit eines Cicero haben, der nur seiner Zuhörer Aufmerksamkeit fesseln und erhalten will; — rühren wird er kein Herz, und nur die Thränensäcke alter Weiber werden sich ihm öfnen, an denen nichts mehr zu bessern und nichts mehr zu verschlimmern ist. Welcher allmächtige Unterschied! Hier opfert ein Odoardo der Tugend sein heiligstes Kleinod, seine einzige Tochter, seine Emilie; er zuckt den Dolch, — — und tausend Herzen beben; die leidende Unschuld sinkt zur Erde und fleht um Erhaltung, um Gnade — und in tausend Augen glänzt die fürchtende Hofnung; — Odoardo [83] spricht das schreckliche — „doch, meine Tochter, doch“ — und über tausend Seelen schauert Entsetzen, — Thränen rollen von allen Wangen; — das blühende Mädchen beschließt die Tugend zu lieben, — der kraftvolle Jüngling, die Unschuld zu ehren, — der Mann, der Vater, groß wie Odoardo zu denken; — der Fürst kehrt sich weg, und fängt an, seine Marinelli’s zu prüfen! Von tausend Menschen kehrt keiner zurük, ohne den Vorsatz, besser zu werden.

Wie ganz anders aber da, wo ein verschrumpftes Jesuitengesicht, unter dem Drucke einer Haarwolke, mit Augen, aus denen Geitz, Neid und Herschsucht hervorblicken, auf einer Canzel steht, und von Tugenden spricht, die er nicht kennt; Dinge erklärt, die er nicht versteht; Menschen vergöttert, die er nicht gesehn hat. Wo die Hälfte seiner Zuhörer schläft, ein Viertel plaudert, und nur ein Viertel ihm zuhört, von denen sich wenige an seiner Rede erbauen, die meisten nur hören, um nicht zu schlafen, oder mit dem gehörten Unsinn ihre Tischgesellschaft zu unterhalten. Wenn es je einem Fürsten einfiel, Weiber und Männer aus den Kirchen zu trennen, und [84] fûr jedes Geschlecht eine besondere Kirche anzulegen; die Zahl der Kirchengeher würde sich schrecklich vermindern. Thöricht handelt der, der die Moral in blosen Worten mit Nutzen zu lehren denkt. Nur Beyspiele, nur wirkliche Handlungen geben dem sinnlichen Menschen lebhafte Bilder, denen er anhängt. Wer seine Moral auf Abstraktionen, auf übernatürliche Dinge gründet, wird selten moralisch handeln. Wenn nun aber erst ein Priester Mäßigkeit lehrt, der selbst unmäßig ist; — Menschenfreundlichkeit preist, und selbst ein Barbar für seine Untergebenen ist; kann da Liebe zur Tugend in Menschenherzen geweckt werden? — Nein, man hängt dem Laster einen Mantel um, und wird, wie der Lehrer, ein Heuchler! —

20. Die Opergesellschaft.[52]

den 2ten Sept.

Nie bin ich so belohnt aus einem Opernhause gegangen, als heut, wo ich in einem Saal so viel merkwürdige

[52] 2018: Hans Joachim Kreutzer, hat [Heinrich von] Kleist Mozart gesehen? mit Nachweisen zum Aufenthalt von Franz Alexander von Kleist in Prag.

Menschen, in so verschiedener Lage sah. Der Kaiser nebst seiner Familie sollte heut in die Oper kommen, und der ganze Weg [85] vom Schlosse bis zum Opernhause wimmelte von Menschen, die neugierig waren, einen Kaiser zu sehn, wie er nach einem Schauspiel fährt. Im Hause waren alle Logen, und das Parterre mit Menschen angefüllt; und als endlich der Kaiser kam, empfing man ihn mit einem dreymaligen Händeklatschen, und einem Vivat! wo man die Stimmen, ohne das Gehör eines Indiers zu haben, zählen und unterscheiden konnte. Einige wollen sogar behaupten, die Polizeybedienten hätten zum Vivat aufgemuntert.

Der Kaiser schien mit seiner Bewillkommung zufrieden, und verneigte sich einigemal gegen die Zuschauer; — doch muß ich aufrichtig gestehn, trotz dem Klatschen, trotz dem Gerassel der Pauken und Trommeten, hatte dieser Auftritt auch nicht das geringste Feyerliche, weil ihm ganz die Begeistrung fehlte, die eine Volksversammlung beleben muß, wenn die Aeußerung ihrer Freude erhaben und schön seyn soll. Hier schwieg ganz die hochaufwallende Empfindung einer begeisterten Seele; man fühlte, diese Freude sey ein Kind der Convenienz, und man fürchtete immer beym Anfang, die Fortsetzung würde fehlen, so langsam [86] ging die Freude der Prager Bürger. Warlich, die Einrichtung der Indischen Fürsten, sich Ihrem Volke nur verhüllt zu zeigen, hat sehr viel Gutes. Die meisten Menschen denken sich ihren Beherrscher, ihren gebohrnen Monarchen, als ein höheres Wesen, oder wenigstens als einen sehr schönen, weisen, vollkommnen Menschen. Ist er verhüllt, so prägt sich dies Bild ein, und die Neugier mahlt es noch schöner aus; tritt er aber hervor, so sieht man leider nur zu oft eine unvollkommne Gestalt, in der sich nichts Großes, nichts Erhabnes mahlt. Eine solche Täuschung ist widrig, und läßt Vorurtheile gegen den Geist eines solchen Mannes zurük, die zu überwinden es beweisender Handlungen bedarf. — Der Erzherzog Franz hat viel Aehnliches vom Kaiser Joseph, und man verspricht sich hier große Dinge von ihm. Sein Gesicht, wenn auch nicht geistvoll, zeigt doch jezt schon etwas Edles, Vestes, Bestimmtes, das seiner Art zu handeln nicht widerspricht. Gleich nach seiner Ankunft war es sein erstes Geschäft, nach der Hofbuchhandlung zu schicken, und sich alles Neue der Litteratur, und alle neue Landcharten holen zu lassen. Auch erzählte man mir eine Anekdote von der Liebe zu [87] seiner verstorbenen Gattin, deren Bild über seinem Schreibtische hing, indessen das Gemählde seiner künftigen gerade gegenüber gestellt war. Die Kaiserin, der diese Anordnung nicht gefällt, läßt während der Abwesenheit des Erzherzogs die Gemählde umhängen. Der Erzherzog erblickt bey seiner Rückkehr die Verändrung, und schweigt. Nach einigen Tagen aber befiehlt er dem Cammerdiener, den Schreibetisch unter das Bild der Verstorbenen zu setzen, und so erreicht er seine Absicht, ohne die von der Kaiserin getroffene Anordnung der Bilder zu verändern. Mir scheint dieser kleine Zug merkwürdig, da sich darinnen der Grundsatz äußert, bestimmte Absichten zu erreichen, ohne die einmal eingeführte Ordnung zu stören. Die Brüder des Erzherzogs Franz gleichen sich fast alle; der schönste und bestgewachsenste ist der Palatin von Ungarn. Mehr weiß ich eigentlich nicht von ihnen zu sagen, wenn sich auch mehr sagen ließe, so wie ich ebenfalls in der Kaiserin nichts weiter als die Frau eines Kaisers entdeckte. Merkwürdiger waren mir die Personen vom zweyten Range, die den Kaiser nicht umgaben, und in deren Gesichtszügen ihre Lebensgeschichte stand. Rührend war unten im [88] Parterre der Anblick des General Bouillé; und so verdient er sein jetziges Schicksal trägt, so konnt' ich doch nicht alle Gefühle des Mitleids gegen ihn unterdrücken. Mit leserlichen Chiffren steht auf seiner Stirn sein Unglück geschrieben, und der Kummer scheint das Feuer seines Auges allmählich zu vermindern. Aber doch spricht noch Klugheit und Muth aus seinen Blicken, und jeder erkennt, daß ihn das Schicksal zu mehr, als einem verwaisten Flüchtling bestimmte. Noch nie sah ich ein Gesicht, auf dem der Gram so abgedrückt war, wie auf dem seinigen; und ich kann mir vorstellen, welche schreckliche Gefühle sein Herz durchbohren. Einem leidenschaftlichen Augenblick zu gefallen, — geblendet von den süßen Schmeicheleyen der Zukunft, geläng es ihm, die Tempel der Freyheit umzustürzen, und die Despotie wieder einzusetzen, mißbraucht er das Vertrauen der Nationalversammlung, wird ein Verräther seines Vaterlandes und seines Volks; — wird von einem angesehenen französischen Bürger, ein vornehmer Bettler im Ausland; und sieht sich nun von niemanden gefürchtet, von wenigen geschätzt, von den meisten verachtet. Wie muß ihn die [89] Reue peinigen, wie der Gedanke ihn erschüttern, daß er vielleicht an dem Blutvergießen vieler Tausend Schuld seyn kann, einen Irrthum zu vertheidigen! Wie ganz arm an großen, schönen Gefühlen muß seine Seele seyn, da ihr der Stolz der Selbstständigkeit mangelt; da sie schlaff genug war, dem Eigennutz zu fröhnen, seinen Winken zu folgen, und auf die seligen Früchte der Freyheit Verzicht zu thun! Wie verwaist muß er sich

fühlen, da ihm seine Nation flucht, sein Vaterland als ein Ungeheuer ausspeyt, und kein Herz ihm sich naht, harmonisch gestimmt, aufwallend für die großen Tugenden des Menschengeschlechts, für Freyheit und Liebe! Einsam steht er da, wie eine giftige Pflanze, die kein freundliches Thier besucht, vor der der Wanderer, ohne sie anzublicken, vorübergeht, und um die sich nur Scorpionen sammeln! — Wie lächerlich nehmen sich aber dennoch neben diesem bethörten, unglücklichen Mann die übrigen Französischen Flüchtlinge aus! Besonders der nicht schöne Fersen, der seine Amanda überall zu suchen schien, und umsonst mit seiner weißen Cocarde am Huth spielte, und umsonst von einer Bande zur andern lief! Er findet [90] sie nicht, und seufzt der Hofnung entgegen, daß doch einer der Zuschauer bemerken würde, was er suche. Der Sohn des Bouillé und der Herzog von Polignac sind so unbedeutend, daß man mit ihren Namen das Register ihrer Verdienste schließen kann. Fort! mit diesen Menschen; mir winkt zu schöneren Bemerkungen dort ein kleiner Mann, in grünem Rocke, dessen Auge verräth, was sein bescheidner Anstand verschweigt. Es ist Mozart, dessen Oper, Don Juan, heut gegeben wird, der die Freude hat, selbst das Entzücken zu sehen, in welches seine schöne Harmonie die Herzen aller Zuschauer versetzt. Wer im ganzen Hause kann stolzer und froher seyn, als er? Wem gewährt sein eignes Selbst mehr Befriedigungen, als ihm? Umsonst würden Monarchen Schätze verschwenden, umsonst der Ahnenstolz seine Reichthümer; er kann auch nicht ein Fünkchen dieses Gefühls erkaufen, mit welchem die Kunst ihren Geliebten belohnt! Freuden mit Gold erkauft, sind die leidlichen Minuten eines Kranken; der Schmerz stellt sich bald nur desto heftiger wieder ein. Wie anders des Künstlers Entzücken beym unsterblichen Werk? Auch seine Freude gleicht einem Rausch; aber [91] sie ist dennoch ewig; Sie steigt immer in neuer Schönheit hervor, and beseligt mit Schöpfergefühlen den sterblichen Menschen. Alles muß den Tod fürchten; der Künstler fürchtet ihn nicht. Seine Unsterblichkeit ist nicht Hofnung, sie ist Gewisheit! den schöneren Theil seiner Selbst, Denkmähler seliger Stunden, läßt er der Nachwelt zurük. Er würkt noch auf künftige Geschlechter, wenn längst die Gebeine der Könige vermodert sind. Und mit allen diesen Ueberzeugungen konnte Mozart da stehen, als tausend Ohren auf jedes Beben der Saite, auf jeden Lispel der Flöte lauschten, und hochwallende Busen, schnell schlagende Herzen die heiligen Empfindungen verriethen, die seine Harmonien weckten. Dieses Wecken dunkler Gefühle hat die Musik vor allen schönen Künsten eigen. Durch das Unbestimmte ihres Ausdrucks schmeichelt sie den eigenthümlichen Empfindungen jedes Herzens, folgt im stillen Einverständniß dem verschwiegenen Gang unsrer Fantasien, und wiegt den Bekümmerten in Schmerz, den Frohen in Freude! — Sey es Schwärmerey oder richtiges Menschengefühl, genug, ich wünschte in diesen Augenblicken lieber Mozart als Leopold zu seyn; und wenn [92] auch unsern deutschen Zuhöre[r]n die hohe Empfänglichkeit für Begeistrung fehlt, mit der der Britte einen Hendel, der Franzose einen Gluck bewundert; so muß doch auch schon die unwillkührliche Aeußerung weniger Fühlenden ein schöner, himmlischer Lohn dem Künstler seyn, der den Sphären ihre Harmonien ablauschte, und durch Töne Seelen zu entzücken versteht! —

21. Volksfest.

den 3ten Sept.

Volksfeste fangen an, allen Monarchen wichtig zu werden. Die Fürsten lernen einsehen, daß das Volk leichter Fürsten, als Fürsten das Volk entbehren können, und sie müssen diesem fürchterlichen Löwen schmeicheln, um nicht von ihm verschlungen zu werden. Pracht blendet, Schein täuscht; ein glänzendes Volksfest ist daher eigentlich gemacht, den Geist der Menschen mit Spiegeln, Kronleuchtern, Tänzen, Juwelen, köstlichen Speisen und schäumenden Getränken zu beschäftigen, und in eine so süße Trunkenheit zu wiegen, daß nie die Gefühle der Freyheit [93] und des Stolzes in ihnen erwachen! Diese Ideen weckte in mir das heutige Fest, welches der Kaiser dieser Stadt auf seinem Schlosse gab, wo jeder anständig gekleidete Mann freyen Zutritt hatte, und welches an Pracht und Ueberfluß eines so mächtigen Monarchen würdig war. Der Eintritt in den großen Saal, von 50 Kronleuchtern, erhellt, gewährte einen überraschenden Anblick, und die Fantasie eines Ariosts hätte sich hier gewis in einem Zauberschlosse geglaubt. Man fand auch alles hier, was die Pracht und der Reichthum zaubern können, und ein stark besetztes, gut eingespieltes Orchester vollendete den Eindruck der ersten Ueberraschung. Gütig und herablassend war der Kaiser gegen die, mit

denen er sprach: doch dies waren nur wenige des vornehmsten böhmischen Adels, und ich hörte zu meinem Erstaunen mehrere Personen, die Josephs Leutseligkeit weit der des jetzigen Monarchen vorzogen. Mit Vergnügen hört ich eine Dame versichern, daß der Kaiser Joseph so angenehmer Gesellschafter gewesen sey, daß man ihn zu lieben sich nicht hätte enthalten können; und einen solchen Gatten zu haben, müsse Seligkeit seyn. So spricht man jetzt von einem [94] Fürsten, gegen den man sich bey seinem Leben empörte; den man einen Tyrannen schalt, und der im Begriff stand, die grose Oestreichische Monarchie zersplittert zu sehen. Er ist todt — und nun erhebt man seine Eigenschaften. Nun bewundert man ihn, und vergißt die Gegenwart über die Vergangenheit. Sind drum die Menschen nicht thöricht, die da ängstlich auf jede Stimme horchen, und nach jeder ihre Handlungen einrichten wollen? — Volksurtheil muß kein Fürst, und überhaupt kein Mensch ganz verachten; aber auch nie nach jedes Fantasie seine Grundsätze formen, und allen gefallen wollen. Schön ist der Stolz, anerkanntes Gute fest zu halten, will es auch die ganze Welt uns entreißen; schön der Stolz, gleich wahr gegen König und Bettler seyn. Es ist besser, den Kopf durch das Schwerdt verlieren, als durch eigennützige Schmeicheley ihn verleugnen! — Aber wie wenige denken so! Wie viele schätzen das Lächeln eines Monarchen höher, als die Ueberzeugung, groß und edel gehandelt zu haben. Und wäre das nicht, wie könnten oft Fürsten, was ihr ganzes Volk als Thorheit anerkennt, allein für schätzenswerth und weise halten? Fürsten können keine größeren [95] Fehler begehen, als den Geist des Volks für schwächer, als den ihrigen, zu halten. Was mühsame Politik erfindet, schlaue Hofkunst verschweigt, entdeckt gewöhnlich das Volk am ersten; und es ist leichter, einen Sokrates zu täuschen, als den sogenannten Pöbel. In nichts können daher Fürsten behutsamer seyn, als in Volkstäuschungen oder Volksfesten. Der Schleyer, mit dem sie das Auge des Volks bedecken wollen, ist oft der Talismann, durch den es richtig sehen lernt; und, statt Liebe, erzeugen diese Kunstgriffe politischer Weisheit dann eine Mittelempfindung von Furcht und Haß — Verachtung. —

22. Erleuchtung.

den 4ten Sept.

Heute Morgen ward dem Kaiser gehuldigt, und heute Abend die Stadt erleuchtet; eine Feyerlichkeit, die ich allen andern vorziehe, theils, weil mit dem Begriffe Licht sich so vieles Erhabnes verbinden läßt, theils, weil hier der Geist mit der Pracht in vereinigter Schönheit [96] glänzen kann. Diese Hofnung täuschte mich aber jezt, und ich fand nur hie und da Pracht, noch seltner Geschmack, und in ganz Prag nicht eine schöne Idee, oder einen schönen Gedanken. Hätte man nicht so viel Pracht an verschiedene Privathäuser, öffentliche Gebäude und Klöster verschwendet, so würd' ich glauben, man habe nichts Schönes zeigen wollen; so aber muß ich wirklich die Ursache im Können suchen, und hier fand ich die Religion als eine treue Gehülfin. Den katholischen Priestern lehrt Selbsterhaltung die Pflicht, das Volk so unwissend als möglich zu erhalten, und ihnen die Religion als eine Ceremonie vorzustellen, in der sie den Vorsitz haben. Keine Religion, die in Ceremonien besteht, ist gut; keine Religion der neuern Zeit ist Religion; aber doch gewis die am wenigsten, deren Hauptstützen Unwissenheit und Intoleranz sind. — Mich hat geschaudert, als ich hörte, daß man den Juden heute auszugehen verboten, und daß man es ruhig ansah, als Jung und Alt einen doch ausgegangenen Juden steinigten, und da er floh, ihn verfolgten. Ist es nicht fürchterlich, in unserm Jahrhundert, wo man in Paris die Siegestrophäen der Freyheit und des gesunden [97] Menschenverstandes in Tempeln aufbewahrt, daß man noch so etwas bei deutschen Fürsten duldet? Warum wendet ihr eure Blicke, Sprecher der Deutschen, nach Frankreichs Thälern , und klagt und flucht, wenn der höchsten Seligkeit des Menschengeschlechts, der Freyheit, einzelne Opfer fallen, indeß die Fürsten eures Vaterlandes noch ruhig solche Greuel mit ansehen? Warum zieht ihr die Schwerdter eures Geistes nicht gegen diese? Weil ihr Menschen seyd, die von dem Lächeln der Fürsten ihren Unterhalt erwarten müssen, und die um eines ärmlichen Selbstvortheils willen, den Vortheil des Menschengeschlechts vergessen. Aber wenn ihr dies müßt, so entehrt euren Geist nicht mit Vertheidigung abscheulicher Gebräuche, und flucht nicht der Hand, die es wagen will, das Gebäude des Despotismus zu stürzen. Götter! welch ein Unterschied zwischen Deutschland, — sonst die Veste der Freyheit — gegen Frankreich — sonst das Land der Despotie! Dort verbrennt man das Bild des Papstes! hier stürzt man noch vor Erzbischöffen nieder, wenn sie zum Schmause

fahren, ihr bischen Vernunft in Tokayer zu ertränken; — dort holt man die Leiche eines verwiesenen [98] Weisen, und stellt sie in die heiligsten Gewölbe der Kirche; — hier steinigt man Juden, von der Regierung beschützt, setzt vertriebene Mönche wieder ein, und schärft die Censuren. Die Toleranz der Prager geht so weit, daß man bei der hiesigen Universität für die Professoren ein Gesetz hat, daß der Professor, dem man den Atheismus beweisen kann, 25 Streiche auf den Hintern bekommt; der einen andern aber fälschlich so gescholten, die Hälfte der Streiche; und es ist noch nicht lange, als man dieses Gesetz in Ausübung bringen wollte. Wie ungleich sind die Gefühle bey diesen Beweisen schändlicher Mönchstiranney gegen die Empfindungen, welche Schwerins Denksäule auf dem Schlachtfelde, wo er für sein Vaterland kämpfte, siegte und starb — in dem Herzen eines Nichtglaubenden weckte? — O Tugend, wie groß ist dein Sieg! Auf dem Grabe deiner Geliebten giebst du dem Steine Beredsamkeit, dem Marmor Seele: — ungeschminkt stehst du da, und tausend feurige Herzen stürzen dir in die Arme; indeß den Altar des Glaubens die Furcht, der Betrug und die Sünde bewacht! — Ich war heut Morgen auf dem Schlachtfelde, wo sich die [99] kämpfenden Heere vom weissen Berge aus herumtummelten; wo Friedrich siegte — ach! aber Schwerin unter der Last seiner Thaten fiel, und von der Seite seines großen, königlichen Freundes gerissen ward. Ihm weinte Friedrich Thränen; Joseph ehrte sein Andenken öffentlich; was soll der Patriot, der von hohen Entschlüssen glühende Preuße, thun? — Nicht Thränen ihm weinen — nicht schweigend ihn ehren? an seinem Grabstein muß er schwören, ihm gleichen zu wollen; muß schwören, mit gleichem Muth nie Gefahr zu fürchten, so weise, so kühn, so groß wie er zu seyn, und die Pflichten für das Vaterland höher, als die gegen sich und den König, zu schätzen; muß schwören, die Rechte, die uns Friedrich der Einzige kennen lehrte, den Ruhm, den er uns erwarb, die Freyheit des Geistes, die wir bey ihm genossen, zu erhalten, und jede Schmeicheley des Glücks und der Ehre zu verachten, entfernte sie ihn von der Pflicht dieses Schwures. O meine Landsleute! Warum kann ich euch nicht zu dieser Begeisterung beseelen, warum nicht in eurem Herzen den römischen Patriotismus wecken? Euren Ruhm zu erhalten, bedarfs nur der Kenntniß eurer Kraft. Ein [100] Volk, wie wir, braucht keine Welt zu fürchten, wenn sie es wagt, sich gegen uns zu stellen; und wer sie fürchtet, den stoßt aus eurer Mitte, und brandmarkt seine Stirn! Kein Gedanke in der Welt ist mir fürchterlicher, als der, daß je Preußens Ruhm nur sinken könnte; dieser Ruhm, durch Götterthaten erkämpft, welche die Welt in Jahrhunderten mehr anstaunen wird, als die Thaten Alexanders des Großen; — ein Ruhm, nicht, wie Klopstock sagt, zu theuer durch das Blut blühender Jünglinge, und der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkauft; ein Ruhm, der Friedrichs Volk vor ganz Europa beneidenswerth machte, weil jeder denkende eingestand, daß nur dies Volk im Stande gewesen sey, Friedrichs Willen zu folgen, und die kühnen Plane seines Geistes auszuführen. Umsonst erhebt der Stolz der Britten sein Haupt; umsonst wehen die Fahnen der Freiheit in Frankreich; umsonst wirfst du, Sarmatien, das Kleid der Barbarey ab; umsonst zeigt Schweden auf seinen Orlando, und Rußland auf den Stolz Europa's, auf seine Kaiserin. Ihr alle waret nicht fähig, mit Friedrich zu leiden, mit Friedrich zu kämpfen, mit Friedrich zu siegen! Dies konnten wir nur, die weder Brittenstolz, noch Schwedendemuth, [101] weder Galliens Cultur, noch Rußlands Wildheit besaßen; — wir, die wir nicht nach dem Triumph der Freyheit ringen, aber gewiß auch schändende Sclaverey nicht trügen; — die wir Bequemlichkeiten kennen, aber Mühe nicht scheuen; die wir, mit Armuth belohnt, dem Traumbild der Ehre mit Wollust unser Leben und unsre Kräfte opfern! Wir, die unüberwindbar im Kampf, ein Muster der Völker, zur unumschränktesten Monarchie gebohren schienen, ohne doch je Sclaven zu werden! Nur mit einem solchen Volke konnte Friedrich der Welt Trotz bieten, mit ganz Europa kämpfen, und doch — siegen! —

23. Die Alten.

den 5ten Sept.

Sey mir gegrüßt, heilige Stille der Nacht! Sey mir gegrüßt! In deinem Schoos kann die Seele zur ruhigen Betrachtung sich sammlen, und in der Erinnerung die entflohenen Stunden noch einmal erblicken. Es war ein schöner Tag, den ich heut lebte; ich genoß ein Vergnügen, das der Stolz nicht erzwingen, die Verschwendung [102] nicht kaufen kann; das Vergnügen, in schönen Seelen den Abdruck der göttlichen Natur zu entdecken; Gedanken gegen Gedanken zu tauschen, und vervollkommet einen Tag zu beschließen.

Auf einer Insel in der Moldau, Klein - Venedig, welches der hiesigen Schützengesellschaft gehört, hatte der Professer Meißner einen kleinen Zirkel seiner Bekannten versammlet, wozu er auch Alxingern aus Wien, seinen Schwager Rupert Becker, und mich eingeladen hatte. Wer schon einmal das Vergnügen genoß, unter denkenden Männern und fühlenden Weibern mit freyer Seele die heitre Luft des Himmels bey sokratischen Gesprächen einzusaugen; wer schon einmal einen Meißner in der schweigenden Dämmerung des Abends, — unter dem säuselnden Obdach einer Linde, Bürgers Lied an die Hofnung declamiren hörte: Der wird es mir verzeihen, wenn ich auf Augenblicke von diesem Wohlgefühl überrascht, dich, Lina, und meinen Kummer um dich vergaß! — Den Verfasser des Alcibiades hab ich mir richtig gedacht; denn gewöhnlich pfleg ich mir ein Bild des Mannes zu entwerfen, dessen Bekanntschaft ich entgegen gehe, und gewöhnlich pfleg ich getäuscht zu werden; hier aber nicht. Meißners [103] Auge drückt ganz die schöne Schwärmerey aus, die in seinen Skizzen herrscht, die eine Bianka beseelt, und eine Luise aus den Gefilden der Seligen herabruft; es glüht ganz von dem Feuer, mit dem Alcibiades Glycerion umarmt, und er, — irre ich nicht — löschte auch einst eben so gern auf schönen Lippen dies Feuer. Wenig Schriftsteller gleichen so ihren Büchern, wie Meißner den seinigen; es ist ganz der liebe, tieffühlende Mann, den man sich in ihm dachte. Er scheint gar nicht Egoist — ein so höchst seltner Fall! — Er sagt seine Meinung, und hört auch die des andern; er duldet Irrthum, und glaubt, daß er irren kann; er ist nicht heftig im Streit, aber auch nicht kalt für die gute Sache; sein Geist äußert sich nicht in blendender Beredsamkeit, sondern mehr in einzeln hingeworfenen Ideen, die durch ihre Schönheit wirklich überraschen, und ihren Erfinder verrathen. Er ist verheurathet, und seine recht sehr liebenswürdige Frau scheint ganz den Werth ihres Mannes zu fühlen, dessen Bild auf dem Gesicht ihres einzigen Sohnes, eines schönen Jungen von sieben Jahren, abgedrückt ist. Von einer ganz andern, obgleich nicht schlechtern Art, ist Alxinger, [104] der Verfasser des Doolin von Mainz und des Bliomberis. Er ist mit lauter Beredsamkeit der heftigste Streiter, den ich kenne, ohne unangenehm zu seyn; denn er weiß mit vielem Witz seinen Satz zu unterstützen, wenn er auch auf noch so schwachen Füßen steht. Seine Grundsätze, mit Prüfung gewählt, sind eisern, daher er denn auch die einmal gefaßte Meinung selten fahren läßt, bewiese man ihm auch mit Wolfischer Weitläuftigkeit und Kantischer Gründlichkeit das Unächte derselben. Er hält ganz ausserordentlich viel auf Autorität; das Alterthum hat bey ihm ein großes Gewicht; sein gröstes, einziges Studium sind die Geisteswerke der Griechen und Römer, die er ganz kennt, ja sie beinahe völlig im Gedächtniß hat, und für die er denn auch so eingenommen ist, daß er behauptet, es könne nichts Schönes und wahrhaft Unsterbliches geschrieben werden, was nicht aus diesen Quellen hergeleitet sey. Er verwirft daher auch ganz die morgenländische Dichtkunst, und nimmt geradezu das für gut an, was das Griechische oder Römische Alterthum für gut hält. Natürlich stimmten wir hierin nicht ganz, da ich nichts für gut annehme, was ich nicht selbst [105] für gut befunden, wenn sich auch August mit dem ganzen Schriftstellerheer seiner Zeit dafür verbürgt. Mag dieses unbescheiden und selbstsüchtig scheinen, wie es will; Horaz selbst sagt: „auch der gute Homer schläft zuweilen“ und so gut wie der, schlief auch Horaz und Virgil, Tasso und Ariost, Corneille und Boileau, Voltaire und Racine, Oßian und Shakespear, Milton und Pope, Haller und Klopstock, Gleim und Ramler, Wieland und Alxinger zuweilen — der eine mehr, der andre weniger. Es ist und bleibt daher Irrthum, auch nur einen für unverbesserlich, für untadelhaft zu halten, und jede Nachahmung ist schlecht, gleichviel ob ich den Homer oder Popen, Virgil oder Wieland nachahme. Sclavische Nachahmung verwirft zwar Alxinger auch; er will, daß man, im Geist der Alten, seinen Zeiten das werde, was sie den ihrigen waren; daher man sich den Sitten unsrer Zeit anschmiegen, und nur die Manier der Alten nicht aber ihre Bilder gebrauchen müsse. Aber selbst diese Art der Nachahmung muß ich verwerfen, und ich werde daher ewig den Virgilisirten Tasso weniger, als den wilden Ariost schätzen, wenn jener auch planmäsiger und systematischer [106] zu Werke ging. Nicht allein unsre Staatsverfassung, unsre Sclaverey, in der der Kopf frey zu denken, und die Seele frey zu fühlen vergißt, nicht allein der Mangel an Auffoderung, sondern gerade unser frühes meist unreifes Studium der alten und fremden Sprachen, ehe wir unsre Muttersprache verstehen, gerade die Schulerziehung unterdrückt bey uns ganz den Originalgeist, den Stolz einer Nation; wir wissen früher lateinisch denn deutsch zu schreiben; wir erröthen über einen grammatikalischen Fehler in lateinischen Redensarten des gemeinen Lebens, aber wir bleiben schamlos, wenn wir in zehn deutschen Wörtern fünf Sprachfehler machen; wir würden für ungebildet gelten, ließen wir in einem französischen Briefe Germanismen oder grammatikalische

Fehler stehen, — aber in einem deutschen Briefe mögen wir Fehler auf Fehler häufen, diese bemerket von hunderten kaum einer. Dies thaten gewis die Alten nicht; dies thut noch jezt keine Nation. Darum haben alle weniger Gelehrsamkeit, aber mehr Originalität, mehr Achtung bey andern Völkern, mehr Selbstgefühl ihrer Kräfte, als wir Deutsche, die mit Recht eine der ersten Nationen der Erde seyn könnten, wenn wir wollten. [107] Aber nur unsre übertriebene Bescheidenheit, nur die Sucht, viel zu wissen, um viel nachahmen zu können, nur die Höflichkeit, daß wir jedem Fremdling mit seiner Sprache entgegen kommen, nur dies setzt uns in den Augen andrer Völker herab, und entfernt uns je mehr und mehr von aller Selbstständigkeit. Fingen wir bey Belehrung unsrer Jugend, statt der Schellerschen lateinischen Grammatik, mit der deutsch Adelungschen an; würden unsre Jünglinge früher den Leßing als den Cicero lesen, früher den Wieland als den Ovid oder Virgil; und müßten die Britten, Franzosen, Holländer, Schweden, sie, die in Deutschland reisen wollten, auch deutsch lernen, wie wir französisch und brittisch: so würde unsre Sprache allgemeiner; der Geist unsrer Nation bekannter und angefeuerter, der Deutsche selbst mehr geachtet werden! doch, wenn wird das geschehen? — Spät — nur zu spät für deutschen Ruhm, wird Freiheit und Stolz in unsern Herzen erwachen! O wie schmerzt es, einen Alxinger sagen zu hören: „unsre Staatsverfassung, unsre Menschen, unsre Ordnung der Dinge verhindern, so groß wie jene vergötterten Homere des Alterthums zu seyn; wir sehn [108] nur um uns Pygmäen; wir müssen also zu den Alten fliehen, um aus ihnen die Modele der Größe zu nehmen!“ — Schreckliche Wahrheit; die in diesen Worten liegt! Was hindert uns, sie nicht zur Lüge zu machen? — Sind nicht die Menschen noch eben dieselben wunderbaren Geschöpfe, von Leidenschaften beherrscht, thöricht und weise, edel und boshaft? Liegt es nicht an uns, wenn wir nicht seyn, was jene Menschen einst waren? — Haben wir nicht gleiche Kräfte? Aber, um es dahin zu bringen, muß erst Deutschlands glimmender Patriotismus Flamme werden; müssen Deutschlands Dichter uns nicht die Geschichten der Vorzeit singen, sondern die ihres Vaterlandes; — muß es ein Stolz seyn, sich ganz als Deutscher zu zeigen. Dann erst können wir sehen, ob die Menschen der Vorzeit edler waren, oder nicht. — Ich würde sehr mißverstanden werden, glaubte man, ich erkenne die göttlichen Verdienste der Griechen und Römer nicht; sie müssen ewig uns unschätzbar bleiben, und ihre Erfahrungen sind nicht mit Gold aufzuwiegen: nur muß ihr Studium uns nicht so mit ihnen verweben, daß wir keinen andern Weg mehr gehen können, als den sie uns vorgingen, sonst [109] werden wir immer griechische und römische Carricaturen in deutscher Tracht bleiben. Was anders als diese sklavische Folgsamkeit, hat uns eine der göttlichsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes, die Kunst zu idealisiren, oder aus den Reichthümern der Natur die herrlichsten zu wählen, und zu einem himmlischen Ganzen zu bilden, vergessen gemacht? Unsre Künstler sehen nur mit griechischen Augen, fühlen mit griechischen Organen, denken mit griechischem Geiste — haben aber nicht den griechischen Himmel, nicht die griechische Verfassung, und müssen daher ewig ihren großen Meistern nachstehen. Und kann unsre Verfassung je den schönen Künsten das werden, was die griechische ihnen war? Damals waren es die einzigen herrschenden Götter; die Religion der Griechen war nichts weiter, als eine schöne Kunst, die Menschen mit dem Himmel vertrauter zu machen; jezt aber sind tausend neue Erfindungen hervorgegangen, die ihre älteren Schwestern verdrängen. Und in welcher Kunst übertrafen uns denn die Alten? In der einzigen Bildhauer- und Baukunst, sonst in keiner; wenigstens kennen wir von ihren Mahlern nichts, und ihre Musik würde unsern Ohren vielleicht abscheulich [110] dünken. Ihre Dichtkunst, dies allgemein verehrte Götterkind neuerer Zeit, war ihnen mehr als uns die unsrige, das ist ausgemacht. Sie konnten einfacher und der Natur getreuer seyn, weil sie die Natur aus der Natur, und nicht aus Copien, wie wir, studierten; daher entstand der einfach edle Plan Homers, und die ganze Behandlungsart, die keiner Nachahmung fähig ist. Uebrigens gestehe ich selbst aufrichtig, daß ich Wielands Oberon so gern, als Homers Iliade lese, und daß ich, wenn es seyn muß, gern meinem Mangel am richtigen Gefühl dieses Phänomen zuschreibe; aber leugnen kann ich es nicht. Dagegen wie reich sind wir an Dingen, wovon die Alten gar nichts träumten, und die unsre Aufmerksamkeit natürlich sehr theilen? Unsre Sternkunde, unsre Physik, unsre geographische Kenntnisse, unsre Mahlerey, unsre Musik, — Erfindungen wie die der Uhren, der Buchdruckerkunst, des Pulvers, des Compasses, der Kriegsschiffe, ja selbst die noch unvollkommene Luftschifferey — welches weite Gebiet der Thätigkeit öfnen diese nicht dem menschlichen Geist? Ist es daher ein Wunder, wenn wir den Künsten des Vergnügens Stunden rauben, um sie [111] neuern Erfindungen zu schenken? Ist es nicht die Schuld unsrer Dichter, daß sie das Volks - Interesse nicht mehr zu

fesseln verstehn? — Man macht gewöhnlich über den Werth der Alten den Einwurf: ja sie müssen doch besser seyn, wie wir, da sie sich schon so lange erhalten haben, und noch erhalten: Das wird jedes Buch, wenn es sein erstes Jahrhundert überlebt. Die Menschen thun nichts lieber, als sich der Autorität andrer überlassen, und so stolz jeder auf seine eigne Meynung ist, so ist sie doch die meiste Zeit durch anderer Meynung entweder geweckt, oder doch motivirt worden. Und ist es dann so etwas Großes, daß uns ein Zeitraum von mehreren tausend Jahren einige gute Dichter hinterläßt? Ich bin fest überzeugt, daß wenn keine Erdrevolution unsre ganze Ordnung der Dinge durcheinander wirft, man noch nach tausend Jahren Leßings Nathan lesen und gewiß mehr lesen wird, als jezt. Alsdenn werden die Gefühle der Freiheit, der Menschlichkeit und der Toleranz von ihrem großen Geburtsort sich mehr ausgebreitet haben, die Köpfe der Menschen aufgeklärter, und ihre Seelen fähiger seyn, großen Gedanken und großen Empfindungen nachzuhängen! —

[112]

24. Königskrönung.

den 6ten Sept.

Wie mancherley Betrachtungen weckte die heutige Königskrönung nicht in meiner Seele! Wie lebhaft rief sie das Bild jener finstern Zeiten zurück, wo der menschliche Geist unter Pfaffendruck schmachtete, und die Vernunft eine schlummernde Heuchlerin war, die sich willig Priesterhänden unterwarf. Warlich, ich bin keiner von denen, die Unverletzbarkeit glauben, und Könige und Kaiser für andre Wesen als Menschen halten; sie erinnern uns nur zu oft daran. Aber dennoch empörte es mich, einen Kaiser vor Priestern, die da saßen, knien zu sehen. Des Kaisers Absicht bey dieser ganzen Ceremonie ist weise und es muß recht viel Ueberwindung dazu gehören, der Politik dieses Opfer zu bringen. Als man dem Kaiser Reichsapfel und Scepter in die Hand gegeben, die Crone aufgesetzt, das Schwerdt umgürtet hatte, so wußt ich kaum mehr, wofür ich ihn halten sollte; denn sein einfacher, männlicher Anstand harmonirte gar nicht zu diesem Possenspiel. Auch sah ich hier zum erstenmal die lebendige Bedeutung der Redensart: gesalbtes Haupt; der Erzbischof entblößte die [113] linke Schulter des Kaisers, und goß Oel darauf, welches nach vollendeter Einsegnung sogleich wieder mit Semmel in Salz gewürzt abgerieben ward. Die heiligen Begriffe der Salbung gehen daher beim wirklichen Anblik sehr verlohren. Man zwingt das Volk, seine Täuschung zu erkennen, und man wundert sich nun nicht mehr, warum man so oft bey den sogenannten gesalbten Häuptern die Salbung nicht bemerkt. Trotz dem scheint dies hier nicht der Fall zu seyn, da man so sehr unzufrieden mit Joseph war, daß er sich nicht hatte krönen lassen. Diese Unzufriedenheit herrscht aber nur beym ganz gemeinen Volk, oder bey denen, deren Stand erhaben, deren Geist aber pöbelhaft ist. Es war nur Mönchsstolz, der diese Unzufriedenheit zu erregen suchte, denn diesem wird eigentlich nur bey der Krönungsfeyerlichkeit gehuldigt. Es gelang ihm aber doch nicht. Joseph ward abgöttisch die letzte Zeit vom böhmischen Bauer geliebt, und ist es darum noch mehr, weil er todt ist; Adel, Bürger und Bauer sprechen noch mit vieler Begeisterung von ihm. Nach so vielen politischen Grundsätzen Kaiser Leopold jezt handelt, daß er die Geistlichkeit zu gewinnen sucht, die er ganz [114] zu verjagen nicht Muth genug hat; so bleibt solche Krönung stets erniedrigend für einen Kaiser. Die Feyer scheint nur eine Anerkennung des Kaisers, daß die höhere Gewalt der Kirche über den Monarchen gesetzt sey; daß die Priester bildlich die Vorsehung vorstellen, die ihm den Thron giebt, und er die Krone also aus ihren Händen empfange. Das Volk nimmt diese Feyer nicht für bildliche Vorstellung, sondern es hält sich am sichtbaren, und glaubt, von Beichtvätern und Hausgeistlichen unterstützt, daß die Priester die Gewalt haben, Kaiser einzusetzen, und daß ohne ihren Segen kein Monarch rechtmäßig regiere. Dieser Wahn, durch das Schauspiel der Krönung erzeugt, sichert das Ansehen der Priester, giebt ihnen neue Gewalt über die Herzen des Volks, und schränkt die Alleinherrschaft des Monarchen ein. Dies ist für Monarchen der große Unterschied, ob ihre Länder katholisch oder protestantisch seyn. In leztern lebt der Prediger als Bürger, um sich her seine Familie, ohne Anmaßung, wenigstens würde er sich sehr lächerlich durch Anmaßungen machen; Er ist ein öffentlicher Lehrer der Moral, die Christus aus mehreren griechischen Weltweisen in ein System [115] brachte, und nach seinem Namen die Schüler seines Systems Christen nannte; — und als ein solcher Lehrer der christlichen

Moral wird er, wenn er seine Pflichten erfüllt, geschätzt und geliebt.*[53] In katholischen Ländern aber ist der Priester ein Geweyhter Gottes, der Verkündiger einer Lehre, die allein seligmachend ist. Er flucht dem, der nicht glaubet wie er; er muß alle Gefühle, alle Schwachheiten des Menschen öffentlich verleugnen, um in Geheim alle Schandthaten des Menschen auszuüben; er darf die Freuden der Liebe öffentlich nicht genießen, um in Beichtstühlen und Gotteshäusern sich Schlachtopfer heimlicher Wollust zuzubereiten; er muß dem öffentlichen Wohlstande entsagen, die Armuth schwören, um sich ganz am Ehrgeitz zu sättigen, und durch geistliche abergläubische Büberey die Herzen des Volks zu tyrannisiren. So ist das wahrhaftige Bild der katholischen Mönche und Pfaffen. Ich selbst, wo ich jezt dies schreibe, wohne in einem Hause, in dessen vierten Stock ein junges Mädchen, von gutem Bürgerstande, höchstens achtzehn [116] Jahr, sich aufhält, welche von einem Mönch unterhalten, und täglich besucht wird. Könnten die Priester andrer Secten ihnen gleichen, gewis viele würden es gerne thun; aber die Rückkehr dieser Zeiten ist bey den Protestanten unmöglich, wenn nicht die Könige ganz den Kopf, und die Völker ganz das Herz verlieren. Fürstentyranney ist schrecklich; Priestertyranney teuflisch, und wenn ich mir ein Bild der Hölle entwerfen soll, so mahl' ich mir mit Leßing herrschende Priester darinnen. Man kann den Menschen nicht fürchterlich genug das Gemählde der Priesterherrschaft entwerfen. Es giebt keine Farben, die grell genug sind, alles auszudrücken, um die Menschen aufmerksam auf die Schlauheit der Priester zu machen. Ihre Fallen sind immer gelegt, ihre Netze immer aufgestellt, die unglükliche Unvorsichtigkeit zu fangen. Ach! warnet mehr eure Jünglinge vor Irrthümern des Verstandes, als vor Irrthümern des Herzens. Die höchste Leidenschaft wird vom grauen Haar gefesselt; das Vorurtheil aber stört nur den Jüngling, führt den Mann, beherrscht, tyrannisirt den Greis! —

[117] Aus diesem Grunde ist es schwer zu bestimmen, ob der Kaiser lieber es hätte wagen sollen, dem Vorurtheil zu trotzen, oder, wie er gethan, nachzugeben; er gewinnt und verliert bey beyden. Die Aufgeklärten seiner Nation sehen zwar die Handlung dieser Feyer für das an, was sie ist, ein Blendwerk für das Volk, und eine Schmeicheley für die Priester; denn daß dieser Feyerlichkeit wegen Leopold mehr gütiger, weiser Monarch seyn werde, als ohne sie, wird wohl kein Vernünftiger denken. Die Krönungsceremonie war übrigens feyerlich genug. Der Einzug der erblichen Reichswürden, als Reichsmarschall, Reichstruchses, und sie mit ihren verschiedenen Amtszeichen, die Metropolitankirche, die Pracht des Altars, die Krönung beym Schall der Pauken und Trompeten, und dem Donner der Kanonen, die Feyer des Kaiserlichen Schwurs — des Abendmahls — des Hochamts; — alle diese Scenen rühren wenigstens die Sinne, wenn sie auch das Herz kalt lassen. Die Metropolitankirche zeichnet sich mehr durch ihr Alter als durch ihre Schönheit aus. Merkwürdig sind darinnen die Gräber der ersten böhmischen Herzoge und Könige, wie die der Erzbischöfe, vorzüglich das [118] prächtige Denkmal und der silberne Altar des Johannes Nepomuk, der hier begraben liegt. Jeder der Erzbischöfe hat sich bey diesem Nepomukschen Denkmal verewigen wollen; es ist daher mit silbernen Engeln überladen, so, daß aus Mangel an Platz noch vier silberne Engel, wovon jeder 24000 Rthlr. kostet, um das Grabmal schweben. Den ersten Grundstein zu dieser Kirche soll der heil. Wenzel im Jahr 934. gelegt haben, der Bau kam aber erst im Jahr 950. unter der Regierung seines Bruders Boleslav zu Ende, und Michael, Bischof zu Regensburg, weihte sie noch in diesem Jahr ein. Man trift hier auch verschiedene Reliquien, denen ein eigner Altar geweiht ist. Die merkwürdigste derselben ist die unverweßte Zunge des heil. Nepomuk, die der Himmel seiner Verschwiegenheit wegen der Vergänglichkeit entriß. Als mir ein Kirchendiener dies erzählte, stand ein wohlgekleidetes Frauenzimmer bey mir, die, als ich an der Unverweßbarkeit der Zunge zu zweifeln schien, versicherte, sie habe sie gesehen, und schon zweymal die Gnade gehabt, sie zu küssen. Ich erschrack, als ich dies hörte; und nun wunderte mich das vergoldete schöne Cruzifix auf der großen Brücke nicht [119] mehr, welches ein Jude zur Strafe hat müssen setzen lassen, weil er gegen Christus einige Lästerungen ausgestoßen. Wenn alle Lästerungen so zur Verschönerung der Brücken beytrügen, so müßten in Frankreich und dem klügeren nördlichen Theil von Deutschland bald recht schöne Brücken zu sehen seyn!

Am Abend ward eine sehr schöne neue Oper „la Clemenza di Tito“ frey von den Ständen gegeben. Die

---

[53]* Leider giebt es auch hier Ausnahmen, und man findet hier und da doch wohl noch thörichte Priester, die sich für Auserlesene Gottes halten.

Musik ist von Mozart, und ganz ihres Meisters würdig, besonders gefällt er hier in dem Andante, wo seine Melodien schön genug sind, die Himmlischen herabzulocken. Kritisch mich darüber auszulassen, ist unmöglich, da ich die Oper nur einmal, in großem Gedränge, gehört habe.

25. Der Schwärmer L — r.

den 9. Sept.

Wie selten wird die Vernunft unter den Menschen! selbst da, wo man sie doch sonst zuweilen fand, auf den Kaffeehäusern, sucht man sie hier [120] umsonst. Aus wirklicher Langerweile war ich in die Traube gegangen, wo man ganz gut zu Abend ißt. Hier traf ich zu meiner Freude den Professor Meißner in Gesellschaft des Gr. H. und noch einige Bekannten. Nur kurze Zeit war ich ganz mit meinem Freund beschäftigt, als ein kleiner, dicker Mann, in einem schmutzigen Ueberrocke zu uns trat, und uns in der traulichsten Unterhaltung durch seine Frage störte; ob wir ihn nicht erkennten? Wir staunten, maßen ihn von unten auf bis oben, und — erkannten ihn, ohne seinen Namen zu nennen. Der kleine dicke Mann sprach von allerhand unbedeutenden Dingen, und in dieser Laune des Unbedeutenden lenkte sich sein Gespräch auch auf einen gewissen Prediger, der neulich, schändlich und boshaft genug, öffentlich in einer Predigt behauptete, man müsse die, die nicht an Christum glauben, oder glauben können, verfluchen, Gott bitten, sie so lange zu peinigen, bis sie sich zu Christum bekannt hätten. Diesen absurden Satz nahm mein kleiner dicker Mann an, bestritt ihn für sich selbst eine Zeit so heftig, daß er, als er endlich sahe, daß niemand an seinem Unsinn Theil nehmen wollte, mit den Worten: dies hat der Apostel Paulus gesagt, [121] zur gegenüberstehenden Tafel lief, und ganz ruhig wieder sein Glas Melnecker trank. Jezt erst flüsterte mir einer meiner Nachbarn zu, — mein Gott! wissen sie nicht, wer der Mann ist, der solchen Unsinn vertheidiget? Es ist der berüchtigte Schwärmer, der auf den Straßen stille steht, die Leute zu bekehren, der Graf L — r. Indem hatten der Herr Graf wieder Odem geschöpft, sprangen hinter ihrer Tafel hervor, und auf mich zu: „Lesen sie nur was Kranz in den letzten Heften von den Berlinschen Aufklärern, einem Nikolai, Biester etc. — die überall Jesuiten riechen, wo keine sind — was er von ihnen sagt, und dem antworten sie öffentlich.“ Ich drehte mich ganz gelassen um; „Sparen Sie ihre Mühe, uns zu bekehren; gegen Leute ihrer Art bin ich ein Marmor; ich spreche mit solchen Leuten gar nicht!“ hiermit wandt’ ich mich um, und das Gespräche hatte für heut ein Ende; aber nicht so der Eindruck, den es auf mich machte. Welche fürchterliche Aussichten für die Vernunft, wenn je Priestersinn wieder die Oberherrschaft über die Vernunft gewänne, und die Scepter der Könige wieder in ihre Hände kämen! Wenn noch jezt, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, [122] wo der Aberglaube vertrieben, die Freyheit erwacht, der Mensch auf dem Weg der Rückkehr zu seiner hohen Bestimmung ist — wenn da noch fanatische Predigten gehalten und vertheidigt werden können! Welche Ungeheuer würde die Zeit erst da zur Welt bringen, wo ähnliche Grundsätze allgemein bekannt wären? Wie ist es möglich, wie können Menschen ihre Herzen gegen die liebevolle Stimme der Natur verstopfen, und das scheusliche Gebrüll des Fanatismus hören? Kann man sich etwas fürchterlichers denken, als fluchen? und etwas schöneres als segnen? Wie himmlisch, wie freudenreich ist die Bestimmung des Menschen, der im Menschen nur den Bruder, den Mitgeschaffenen sieht; unbestochen von Eigennutz und Vorurtheil, uneingedenk der Meynungen sich ganz mit weicher Seele ihm hingiebt; Glückliche schaft, wo er kann, Freuden verbreitet, wo sie nicht waren, die bethränte Wange trocknet, und in bekümmerte Herzen Ruhe und Zufriedenheit wieder bringt! Welcher Mensch ist fühllos genug, daß ihm bey diesen Aussichten nicht höher das Herz schlage, daß er nicht um diese schöne Ueberzeugung wetteifere? — Aber es ist ein wunderbarer Stolz [123] im Menschen, der ihn für diese Gefühle stumpf macht: der Stolz: daß unsre Meinungen immer die wahren, die besten seyn müssen. Wir erkennen die körperlichen Vorzüge eines Menschen viel eher, als die seines Geistes, und oft überrascht uns der Wunsch, an körperlicher Schönheit diesem oder jenem zu gleichen, selten aber wollen wir unsre Meynungen mit denen eines andern vertauschen. Und wir sehen es ja täglich, wie leicht es ist, die Person mit der Sache zu verwechseln, wie leicht Meynungen persönlichen Haß erzeugen. Duldung bleibt daher eine der schönsten Tugenden des Menschen. Ohne sie werden die Bande der Bruderliebe zerrissen, und das stolze Gebäude gegenseitiger Pflichten stürzt zusammen. Haß heischt die Lehre Hermesscher Priester, nicht Christenthum; nicht die Lehre jenes himmlischen Weisen, der die segnete,

die ihm fluchten, die liebte, die ihn haßten, denen wohlthat, die ihn verstießen! Oder wagt ihr Fanatiker nicht eurem Gotte in menschlichen Tugenden zu gleichen? Wollt ihr boshaft, abscheulich, hassenswürdig seyn, damit der Abstand von euch und eurem Richter recht lebhaft dem Volke einleuchte? — Traurig! [124] daß der Natur noch so viel zum vollkommnen Triumph über den Aberglauben und über das Heer der Vorurtheile fehlt! Daß der Mensch noch so sehr fern dem Standpunkt ist, von dem er ausging! Wir müssen wieder Kinder werden, Kinder mit ausgebildeter Vernunft, aber kindischem Herzen, um so zu seyn, wie wir zur Erreichung unsrer Naturzwecke seyn müssen! Nur fange man dann mit allgemeiner Duldung diese grosse Veränderung an, und denke Friedrich des Einzigen, der zu einem deutschen Gelehrten sagte: „Ich kenn' ihn, — Er ist auch einer von den Fanatikern." „Nein, Ihro Majestät," antwortete dieser, „ich hasse sie." Der König klopfte ihm auf die Schulter: „Nicht so, hassen muß man sie auch nicht!" Würde doch dies aller Könige Denkspruch! —

26. Die Luftfahrt.

den 11ten Sept.

Auch diese Neugier ist gestillt! ich habe Blanchard die Luft durchschneiden gesehn; — ich habe einen Menschen sich von der Erde erheben, [125] dem Himmel nähern gesehn, und ich bin stolzer geworden auf die Würde eines Menschen. Zwar sahen wir den Ballon hier nicht mit der majestätischen Ruhe sich erheben, mit der er in Braunschweig und Wien stieg, auch nahm Herr Blanchard weder ein Schiff noch einen Fallschirm zu sich, — sondern er setzte sich zwischen zweyen am Netze befestigten Stangen, und flog mit solcher Schnelle in die Wolken, als ob der Wiener Pöbel hinter ihm sey. Seine Füße hingen herab, und man erkannte nur zu deutlich den leichtsinnigen Franzosen, dem es bey dieser Luftschifferey mehr um sein Brod, als um den Nutzen zu thun ist, der durch diese Versuche der Menschheit werden könnte. Als er eine kleine Höhe erreicht hatte, warf er Zettel herab, auf denen in lateinischer, deutscher und französischer Sprache gute Wünsche für den Kaiser gedruckt waren. Er stieg ziemlich hoch in geschwinder Zeit — dann schien er auf einem Punkt zu bleiben, und lange sah man in gleicher Entfernung seine Fahne wehen; nun erhob er sich wieder, ward immer kleiner und kleiner — bis er ganz verschwand. Schon eine kleine Meile von Prag hat er sich niedergelassen, weil, wie er gesagt, [126] ein Wirbelwind ihn weiter zu fahren verhindert. Es ist wirklich traurig, daß bis jezt nur dieser unwissende Wagehals die Luftschifferey versucht, und daß sich noch kein Deutscher, mit seinem eisernen Fleis, der Sache angenommen, sie vervollkommt, und systematisch behandelt hat; denn nur der Deutsche ist im Stande, eine solche Erfindung zu vervollkommnen. Freylich ist bis jezt noch jede Luftfahrt ein Wagstück. Selbst ohne die Kunst den Ballon bewegen zu können, sind Entdeckungen in den höhern Regionen unmöglich; aber sollte keine Art, die Maschine zu lenken, da seyn? Sollte man Grundsätze der Schiffsberechnungen nicht auch in der Luft anwenden können? Wasser und Luft sind beydes flüßige Körper; im Wasser lenkt, bewegt das Fahrzeug ein Ruder, welches leichter ist, als das Wasser; sollte man nun nicht auch Ruder für den Luftschiffer erfinden können, die mit verfeinerter Luft gefüllt, nur durch die Gewalt des Schiffenden niedergedrückt würden, um durch diese Bewegung dem Fahrzeuge eine bestimmte Richtung zu geben? Blanchard soll einen Versuch mit seidenen Rudern gemacht haben; diese sind aber immer [127] schwerer als die Luft, und so wenig wie man mit eisernen Rudern ein Schiff im Meere würde bewegen können, so wenig auch mit schwerern Rudern, als die Luft, das Luftschiff; denn die wellenförmige Bewegung des Ruders ist dann unmöglich. So glaub' ich, könnte man auch Segel haben, mit verfeinerter Luft gefüllt, um den Zug der Luft aufzufangen; und es bedürfte gar keines Ballons mehr. Man baue z. B. ein leichtes hölzernes Schiff; an den Mastbäumen bringe man statt der Segel einen gewölbten Schlauch an mit verdünnter Luft, um in seiner Wölbung die schwerere Luft aufzufangen und durch den Druck derselben und die verschiedene Drehung des Segels versuche man die Lenkung. Natürlich muß die Größe des Segels, als das Behältniß der verdünnten Luft, der Schwere angemessen seyn, die es mit

in die Höhe nehmen soll, und man könnte daher mehr als ein Segel anbringen.*[54] Auch müßten die Ruder nach der Schiffarth eingerichtet, und ihre Flächen [128] ungleich breiter als die der gewöhnlichen Ruder seyn. Mir schwebt hier so lebhaft das Bild eines solchen Schiffes und die Möglichkeit einer solchen Lenkart vor, daß ich fest überzeugt bin, man wird in funfzig Jahren schon so gut in der Luft, wie im Meere, schiffen. Und welche große Entdeckungen können dann nicht gemacht, welche Kenntniße in der Natur erlangt werden! Was uns jetzt Räthsel scheint, ist dann vielleicht eine allgemein bekannte, enthüllte Wahrheit! — Gewis urtheilen diejenigen zu voreilig, die dieser Erfindung allen Nutzen absprechen. Der erste Schiffer hatte gewis die Vollkommenheit noch nicht erreicht, die Blanchard schon jezt erreicht hat, und viele Jahrhunderte vergingen, eh man das Meer sich zu befahren getraute; Küstenfahrer waren die Seeleute der Alten, und was dem geschicktesten Admiral der Phönicier verborgen war, liegt jetzt jedem englischen Matroßen aufgedeckt.

27. Der ständische Ball.

den 12ten Sept.

Die Krönung der Königin hatte mehr Feyerlichkeit, als die des Königs, ob hier gleich die [129] Stände nicht huldigten, kein Eid geschworen ward. Die tiefe Ehrfurcht der Kaiserin gegen ihren Gemahl, der mit der Kaiserkrone und dem Kaisermantel rechts dem Altar, links vor ihr saß, erzeugte dasselbe Gefühl bey den Zuschauern, und es war keiner, der nicht mit Ehrerbietung die Kaiserin sah, wie sie sich vor ihrem Gemahl beym Vorbeygehn tief verneigte. Alle übrige Feyerlichkeiten glichen der bey der Königskrönung; es ward auch wieder Geld unter die Leute geworfen. Bey diesem Geldauswerfen soll der Kaiser einen schönen Beweis der Volksliebe selbst bemerkt und sich laut darüber gefreut haben. Als nemlich das Volk am eifrigsten beschäftigt ist, das ausgeworfene Geld aufzugreifen, zeigt sich der Kaiser auf dem Altan. Sogleich verläßt Alt und Jung das Geld, und stürzt hin — Ihn — ihren Kaiser, ihren Herrscher zu sehn. Der Kaiser, durch diesen ungeschminkten Beweis der Liebe gerührt, sagte öffentlich: „Ich werde nie diese Scene vergessen, und süße Freude wird mir die jedesmalige Erinnerung daran schenken.“ Hat hier vielleicht nicht Schein getäuscht, so ist es wirklich ein sprechender Zug, daß der Pöbel schimmerndes Silber verläßt, seinen [130] König zu erblicken. Das Gefühl muß schon groß seyn, sey es Liebe oder Neugier, welches den Eigennutz bey unausgebildeten Menschen überwiegt. Heut Abend war dann der längst erwartete, prächtige ständische Ball, wo der Reichthum und die Verschwendung der böhmischen Landstände in seinem glänzendsten Lichte erschien. Welcher Kontrast! der Pöbel zeigt seine Liebe dadurch, daß er das Geld verläßt, um den Kaiser zu sehn; der Adel verläßt zwar auch sein Geld, aber nicht, um den Kaiser zu sehn, sondern sich vor ihm sehen zu lassen. Doch das schadet uns Zuschauern nichts. Wir sahen eins der glänzendsten Feste, und freuten uns einer Pracht, die uns nur Bewunderung kostete. Der Ball ward im Nationaltheater gegeben, an welchem — da die hintere Seite des Theaters weggenommen werden kann — ein ungeheurer großer Saal von Bretern angebaut, und so gut im Innern dekorirt war, daß seine Wände massiv, und seine Bestimmung ein Jahrhundert schien. Der Aufwand von beynah 90000 Gulden, so viel kostete die Erbauung dieses Saals, war aber nur dem Vergnügen eines Abends geweyht, und [131] das Gebäude mußte einige Tage darauf eingerissen werden, weil es der ganzen Straße das Licht benahm. So geht es mit allen prächtigen Erscheinungen dieser Erde; durch bejahrten Fleis vorbereitet, sind schöne Augenblicke ihre Existenz; — sie erleben selten die künftige Stunde! — dieser Saal hätte wirklich eine längere Dauer verdient! Es blendete der Anblick in sein Inneres, wo 120 Kronleuchter, ohne die Erleuchtung der Colonnade, ihre Stralen verbreiteten, und jene Zauberbilder Ariosts hervorriefen, die er mit wilder Fantasie geträumt — gewis nie in der Wirklichkeit zu sehen hoffte. Die Perspective vom Nationaltheater nach diesem Saal war himmlisch, und der Platz des Kaisers, der Tiefe des Saals gegenüber, in der gewöhnlichen Kaiserlichen Loge, war wirklich zu beneiden, hätte der Stolz, oder die Unüberlegtheit der

---

[54]* (Anm. d. Verf.) Hier ist nur die Frage: ob ein eckiger Körper, mit verdünnter Luft gefüllt, nicht von der äußern Luftmasse eingedrückt werde? oder ob er dieselbe Consistenz wie eine Ballonkugel habe?

Stände auch nicht einen Logenplatz noch wünschenswerther gemacht. Es blieb nemlich im Anfang der große neue Saal durch einen Vorhang versperrt, damit der Kaiser diese glänzende Perspective zuerst genösse; es drängten sich daher fünftehalbtausend Menschen in den Raum, der das Theater ausmacht, [132] und ich habe den Russischen Gesandten, Fürst Gallizin, und den General Lascy fast erdrücken gesehn. Die Damen von Stande waren in den Logen rechter und linker Hand. Nun kam der Kaiser, und eine Gesellschaft des Prager Adels wollte durch einen figurirten Contretanz seine Augen ergötzen. Jezt fehlt' es aber an Platz, und statt den Vorhang des großen Saals aufziehen zu lassen, damit der gedrängte Haufe Menschen sich zertheilen konnte, oder das Schauspiel des Tanzes dem Kaiser in der Perspective zu geben, wo tausend Lichter den Labyrinthischen Gängen ihres Tanzes noch mehr Zauber mittheilten — statt alles dessen drängten sich in diesen gedrängten Haufen Menschen 20 Grenadier, mit hölzernen Stangen, die besonders zu diesem edlen Gebrauch roth und weiß angestrichen waren, und schoben Jung und Alt so derb in einander, daß die Kleinen dem Erquetschen, die Fetten dem Ersticken, und die Starken dem grob werden nahe waren. Wenigstens murrte man, trotz der Gegenwart des Kaisers, ziemlich laut, und ich glaubte immer, daß die Fremden, an solche böhmische Behandlungsart nicht gewöhnt, die Grenadiere [133] herauswerfen würden, wenn auch darüber aus dem sehr mittelmäßigen Contretanze der Herren nichts geworden wäre. Ich kann nicht läugnen, ob ich gleich manchen Volksfesten beywohnte, daß ich noch nie eine so unschickliche, beleidigende, empörende Behandlungsart, als diese, gegen eine aus lauter Leuten von Erziehung bestehende Gesellschaft gesehen habe. Wenn die Römer ihren Sclaven ein Fest gegeben, und sich dann unter berauschte Sclaven Kriegsknechte gemischt hätten, um ihrer Raserey Einhalt zu thun, so würde es mich nicht wundern; — aber unter freye, gesittete Menschen, meist Fremde, zu diesem Fest eingeladen, unter diese, eines Tanzes wegen, bewafnete Grenadiere schicken, ist ein Einfall, den man nur in Böhmen haben kann, wo über die Gebürge noch kein Tag erschienen ist. Dieser Behandlung war auch die Kälte zuzuschreiben, mit der der Kaiser und die ganze übrige Gesellschaft diesen Tanz aufnahmen, welches die jungen Herrn entsetzlich kränkte, die sich wenigstens hier — wenn auch nicht immer im Schlachtfelde — ihrer Lorbeeren gewis glaubten. Es schmerzte gewis jeden, durch diese despotische Scene die Freude dieses Festes gemindert zu sehen, [134] welches übrigens an Pracht und Geschmack seines Gleichen suchte. Auch für die Bewirthung war aufs beste gesorgt. Es speisten die, die besonders eingeladen waren, in den Nischen des Saals, deren zehn auf jeder Seite waren, und in deren jeder 24 Personen von Silber servirt wurden; für die übrige Gesellschaft standen an mehreren Orten Büffets, wo Erfrischungen, und oben die ganze Gallerie, wo Speisen gereicht wurden. Die Nischen waren alle mit rother Leinewand überzogen, und mit Rosengirlanden behangen, in deren Mitte ein Kronleuchter schwebte. Die hohen grünen kolossalischen Säulen waren gleichsfalls mit Rosenkränzen umwunden, der Glanz der Lichter gab ihren Farben Leben; zwey Orchester ließen den Saal von ihren Harmonien erschallen, und getäuscht glaubte die Fantasie in Aphroditens Tempel auf Cypern das jubelnde Fest der Liebe des erwachenden May's zu feyern. Während dem Essen ward eine Cantate, der Text vom Professor Meißner, die Musik von Kozeluch, aufgeführt; leider konnt' ich in meiner Nische nur wenig von der Musik hören, auch weiß ich von dem Text nichts zu sagen, den Hr. Meißner [135] der Musik unterlegt hat, weil dieser während des Conzerts nicht zu haben war. Bey dieser Cantate fiel mir die schöne Musik von Schuster ein, zum Texte Meißners, das Lob der Musik; es ist und bleibt mir die schönste, harmonienreichste Cantate, die ich kenne, und nur ein steinernes Herz kann hier nicht die seligen Einflüsse der Harmonie empfinden. Mir hat das Terzett: „Schwester Seele zage nicht" immer Thränen gekostet, und jeder Ton dieser Musik weckt die schlummernde Begeisterung fühlender Seelen! —

[136]

28. Redoute.

den 15ten Sept.

Noch ein Fest — aber nach einem andern Maaßstabe, als alle die übrigen; zwar giebt es wieder der Kaiser auf seinem Schlosse, es wird wieder der Adel mit den Bürgern vermischt und maskirt darauf erscheinen — aber — so heißt es in der Ankündigung — man wird bey Austheilung der Billets darauf Rücksicht nehmen, daß diejenigen nur Billets bekommen, die sich mehr beym Tanze, als bey den Büffets aufhalten. Als ich diese Ankündigung zu Gesicht bekam, bedurfte es lange Zeit, mich von der Wirklichkeit derselben zu

überzeugen; aber leider bestätigten die unverlöschbaren Buchstaben ihren Inhalt, — so unnatürlich es schien. Gern gesteh ich's ein, daß Freßbegierde wohl manchen Prager Bürger auf diese Feste lockte — denn Eßlust ist eine herrschende Leidenschaft der Wiener und Prager. Ich sah selbst viele, welche die Büffets gar nicht verließen, und durch ihre Unersättlichkeit es dem übrigen Theil der Gesellschaft unmöglich machten, nur die mindesten Erfrischungen zu bekommen; aber dennoch weiß ich nicht, ob ein Kaiser dieses bey einem Feste, von ihm [137] dem Volke gegeben, bemerken darf? Diese Bemerkung gar äussern? Was würden wir sagen, wenn man uns unter der Bedingung, weniger als sonst zu essen, auf ein Mittagsmahl einladete? Würden wir nicht in der Freigebigkeit eines solchen Gastgebots den Zwang der Convenienz erkennen, und es lieber unbesucht lassen? Ich bin weit entfernt, nur einen Augenblick zu glauben, daß diese Ankündigung mit des Kaisers Willen ist bekannt gemacht worden; weit entfernt, von ihm solche Bemerkungen zu erwarten; ich will nur den Geist derer dadurch anschaulich machen, die ihn hier angaben, und diese Feste ordneten. So wie man mir nachher gesagt hat, soll der Kaiser äusserst aufgebracht über diese beyspiellose Unüberlegtheit gewesen seyn, und die Urheber dieser Ankündigung weggejagt haben; doch weiß ich dies nicht gewiß, so sehr ich es auch zur Ehre des Kaisers wünsche. Fürsten müssen auf ihre kleinen Handlungen am aufmerksamsten seyn, der kluge Mann beurtheilt sie nur nach diesen, worinnen er Ihr Selbst zu erkennen glaubt, weil aus wichtigen Sachen meist der Minister statt ihrer hervorblickt. Auch schien diese Ankündigung einen bösen Eindruck [138] gemacht zu haben; denn ich habe nie etwas Schlechteres, Aermlicheres gesehen, als diesen Maskenball; und die meisten Gäste verriethen durch ihren Anzug und ihren Tanz, daß sie heut zum erstenmal mit der Schenke den Kaiserlichen Saal vertauschten. Natürlich schreckte die Ankündigung viele der feineren Welt zurük, und sie überließen gern ihren Platz den Schuster- oder Schneidergilden; Menschen, die oft mehr Verdienste um den Staat haben, als seine Minister, die aber nie einen Kaiserlichen Hofball glänzend machen werden. Unterhaltung gewährt zwar diese vermischte Gesellschaft; hier tanzte mit aller Grazie eine Fürstin, — dort stampfte ein Schmiedeknecht den Boden mit vernagelten Absätzen — hier hüpfte ein duftender Kammerherr zur geschminkten Schöne, — dort trugen zwey Grenadiere einen Betrunkenen von den Büffets weg — so vereinigten sich hier die Stände — Thorheit der Großen, mit Unmässigkeit der Niedrigen, und man entdecke, wie sich die Menschen in allen Gestalten gleichen — alle folgen ihren Begierden. Mehr als jemals gefiel mir aber auf diesem Feste der Kaiser: Er, mit seiner ganzen Familie, waren in der einfachsten [139] Civilkleidung, und es wäre schwer gewesen, ihn zu erkennen — so herablassend und gütig, so populär war er — hätte ihn nicht stets ein Trupp Menschen von Schritt zu Schritt begleitet. Er unterhielt sich den ganzen Abend mit der Gräfin Przichowsky, einem schönen Weibe, von edlem Anstand, deren glühendes Auge glühenden Geist verräth; auch sah man nagenden Neid manche schöne Stirn verfinstern, manches lächelnde Auge trüben — und hätten nicht in der Schminke unverwelkbare Rosen auf allen Wangen geblüht, gewis hätte man welche erbleichen gesehen. Auch waren den andern Morgen alle reizende Aspasia's der Stadt Prag beschäftigt, an der beglückten Gräfin unglückliche Zeichen zu finden, und der siegreiche Blick, der stolz aufwallende Busen, mit dem sie zur Seite des Kaisers einherging, verdiente allerdings eine kleine Demüthigung!

Sappho.[55]

Ein dramatisches Gedicht

von

Franz von Kleist

Berlin, 1793

In der Vossischen Buchhandlung

[55] 2016: Grundlage waren ein Scan eines Buchs mit einem Stempel Staatliche Bibliothek Regensburg und ein Scan eines Buchs der University of Michigan. Die meisten Seiten beruhen auf dem ersten Buch, das aber unvollständig ist. Es fehlen Seiten am Ende der Einleitung. Die Ergänzungen kommen aus dem zweiten Buch.
Siehe unten zur Sappho eine Rezension S. 881 sowie den Aufsatz von Dr. Julius Schwering: Franz von Kleist, eine litterarische Ausgrabung, S. 925.

Inhalt.

Einleitung.	224	[I]
Sappho, ein dramatisches Gedicht.	232	[1]
Anhang. Über dramatische Dichtkunst.	302	[155]

Sappho's Leben.

Eine reitzende lachende Natur erzeugt auch schöne, geistige Menschen. Wo kühle Lüfte die Felder durchwehen und fruchtbar machen; reine Quellen die durstige Erde tränken; hier ein Baum blüht, indess jenen noch goldene Früchte [II] drücken; wohlriechende Wälder Schutz und Erquickung in ihren Schatten gewähren; wo so in ewigem Frühling bei der Begier Gewährung, bei der Arbeit Lohn, bei dem Bedürfniss Vergnügen wohnt; wo die Begriffe des Schönen sich ohne fremde Hülfe aus der Seele entwickeln, die Phantasie ihre goldne Flügel in das Reich der Götter und des Möglichen taucht: da müssen die Menschen schön, sorgenlos, zufrieden und glücklich seyn; da muss des Geistes ganze Fülle, ganze Wirksamkeit sich zeigen. So war das bewunderte, das beneidete Griechenland; so war die glückliche Flur, auf der Sappho geboren ward.

Die Insel Lesbos im Ägeischen Meere war in ganz Griechenland als der Wohnsitz der Wollust, des Vergnügens und der Freude bekannt. Ihre [III] Fluren prangen mit goldnen Ahren und fetten hochhalmigen Wiesen; Gewürz, Balsam und Blumenduft wechseln mit dem Hauche der dickbelaubten Feigen- Oliven- und Pomeranzen Bäume; warme Quellen entspringen aus ihrem Schooss, und sammeln sich in marmorne Becken der waldigen Gebirge, die gegen Abend und Morgen die Ebne durchschneiden und neben die sanfte Natur die erhabne stellen. Selbst Achat und Edelgesteine sind auf dieser reichen Insel zu finden. Mehr aber, als diese Produkte, macht Lesbos sein Wein blühend; dieser giebt den Einwohnern ihren Reichthum, ihre Fröhlichkeit. Überall findet man grosse weinbepflanzte Hügel, mahlerisch mit Feigen- und Olivengängen eingefasst. Ganz Griechenland hielt den Lesbischen Wein für den besten; und selbst Aristoteles, [IV] als seine Schüler ihn einst baten, den Nachfolger im Lycäum zu bestimmen, und er Rhodischen und Lesbischen Wein forderte, sagte, da er sie beide getrunken hatte: „Ich finde sie beide trefflich, aber den von Lesbos angenehmer."

So viele Vorzüge der Natur, so viele reiche Mannichfaltigkeit musste sehr bald die Menschen auf dieses glückliche Eiland aufmerksam machen. Nach Pausanias, soll Penthilus, ein Sohn des Orest, der Erste gewesen seyn, der sich desselben bemächtigte und es bebaute. Dies hatte die Natur erleichtert; längs den herrlichen Küsten der Insel bildete das Meer Hafen, die dem künftigen Handel Fortgang, den Schiffen sichern Schutz versprachen; und es entstanden sehr bald Städte, welche die Kunst befestigte und verschönte, der [V] Handel aber bereicherte. So waren Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus, und Antissa; doch von allen war Mitylene die vorzüglichste, reichste, glänzendste, und die, worin Sappho, ungefähr 600 Jahr vor Christi Geburt, geboren ward. Die Eindrücke, die der Mensch als Kind erhält, bestimmen die Leidenschaften, den Charakter des ganzen Lebens; die Sitten der Bürger von Mitylene, ihre Moral, ihre Religionsgrundsätze mussten also sich auch der sanften Seele des Kindes mittheilen, und verdienen daher hier ein Gemählde, eh' ich zu Sappho's Schilderung komme.

Die Begleiter jedes handelnden Staats sind Reichthum und Wollust, besonders wenn Sklaverey vorhergegangen ist, und die Freyheit mit ihrer seligmachenden Palme wiederkehrt. So ging es [VI] Lesbos, so Mitylene: Staatsveränderungen wechselten; bald Freye, bald Sklaven, sogen die Lesbier von beiden Extremen das Schädliche ein, bis sie zuletzt im Peloponnesischen Kriege ihre Verbündeten, die Athenienser, verliessen, immer wieder sich mit ihnen zu verbünden gezwungen waren, und endlich ganz Lesbos, ausgenommen die Stadt Methymna, zum Opfer ihrer Treulosigkeit machten, indem ihre Städte zerstört, und ihre Männer umgebracht wurden. Nach diesem unglücklichen Ereigniss, wurde Mitylene wieder neu und schöner erbauet, und gelangte sehr bald zu seinem vorigen Glanze. Die Grösse seines Umfangs, die Pracht seiner Gebäude, machen es zur Hauptstadt von Lesbos, und zum Wohnplatze der Wollust. Das neuerbauete Mitylene ward von dem zerstörten [VII] durch einen Arm des Meeres getrennt, längs dem es fortläuft, und sich in eine Ebne verliert, die von Hügeln eingeschlossen ist, welche Olivenbäume beschatten, Rebenlaub bekränzt und von denen man ein mit Menschen und Ähren bedecktes Feld entdeckt.*[56] Ob nun gleich in

[56]* Voyage du jeune Anacharsis. Tom. II. pag. 52. etc. etc.

diesem Eden zuweilen Winde die Luft verpesten, Krankheiten erzeugen, und den Aufenthalt unerträglich machen; so ist doch die meiste Zeit im Jahr Mitylene die Stadt der Wollust und der Freude, wie ganz Lesbos eine Insel des Überflusses und der Schwelgerey, daher die Moral ihrer Einwohner auch dem Lande angemessen ist. Ihre Grundsätze über Religion und Tugend waren ihren Begierden, [VIII] ihren Leidenschaften untergeordnet; wie diese, wechselten jene; Wollust war das grosse Gesetz, dem sich Alles unterwarf, dem der Jüngling seine Stärke, das Mädchen ihre Unschuld opferte; frey und frech war ihr Urtheil über die Götter, und die andern Griechen hielten es für eine Beleidigung, wenn man sie Lesbier nannte, obgleich Lesbos so berühmte Männer erzeugte. Alle Geschichtschreiber kommen über die zügellose Lebensart der Lesbier überein, und im Golzius findet sich eine Schaumünze, die den Weibern dieser Insel wenig Ehre bringt.

In dem Mittelpunkte dieser Wollüste ward Sappho geboren. Den gewöhnlichsten und bekanntesten Nachrichten zufolge, soll ihr Vater Skamandronymus, und ihre Mutter Kleïde geheissen haben. Von der Geschichte [IX] ihrer Kindheit weiss man gar nichts; aber es ist leicht, von dem allgemeinen Geiste, der auf Lesbos herrschte, auf den ihrer Erziehung zu schliessen. Sappho's spätre Werke, ihre Schicksale zeigen, dass sie mit sehr feinen reitzbaren Organen geboren seyn musste, dass ihre Seele nur zu sanften Gefühlen gestimmt war, und dass eine gewisse Harmonie des Schönen im Schooss ihrer Seele von Geburt an verborgen lag. Solche Seelen aber lauschen auf Alles, nehmen jeden Eindruck an; und wenn man späterhin in Sappho's Leben Hang zur Wollust bemerkt, so ist dies nur auf die Rechnung ihrer Zeitgenossen zu setzen. Sappho, unter einem andern Himmel, bei andern Menschen, würde so eine Heroldin der Tugend geworden seyn, wie sie es jetzt der Wollust ist.

[X] Ihr Geist glänzte schon früh, und mahlte sich in einem feurigen sprechenden Auge, das beschämt auf einen reitzenden Busen niederblickte, um den die Locken des braunen Haares spielten. Sappho war, ohne regelmässig schön zu seyn, zu reitzend, lange bei ihren Eltern zu bleiben, und sie verheirathete sich, kaum den Kinderkleidern entwachsen, mit Cerkolas, einem der reichsten Bürger der Insel Andros. Mit diesem zeugte sie eine Tochter, welche sie nach ihrer Mutter, Kleïde nannte, nach deren Geburt sie aber bald ihren Gatten verlor. Dieser frühe Verlust überliess die junge, feurige, fühlende Sappho, die das Süsse der Wollust kennen gelernt hatte, ganz ihren Leidenschaften, ihrem Temperament, zu dem sich noch ein ungemässigter Durst nach Freyheit gesellte. [XI] Jetzt hatten sich ihre grosse Talente schon entwickelt, und ihre Gedichte las die ganze gebildete Welt auf Lesbos. Sappho war aber nicht zufrieden, nur eine Vertraute der Dichtkunst zu seyn; auch in der Tonkunst erwarb sie sich den grössten Ruhm. Sie erfand ein neues Instrument, welches die Griechen sehr hochschätzten und Pektus nannten, auch eine neue Tonart, mixolydisch oder hyperdorisch, welche eine Quart höher stand als die Dorische, und welche die tragischen Dichter sehr gut benutzten. Ihr Ruhm verbreitete sich mit unglaublicher Geschwindigkeit; dies vermehrte aber nur für sie die Gefahr, da sich immer mehr Menschen zu ihr drängten, die sie aus Mangel an Menschenkenntniss nicht unterscheiden konnte, da überdem Keiner da war, der sie mit seinem Rath unterstützte. Sie [XII] hatte zwar drey Brüder; aber vielleicht waren die nicht im Stande zu rathen. Der eine hiess Larichus, dessen sie in ihren Gedichten gedenkt, Eurygius, dessen sie gar nicht erwähnt, und Charaxus, dem sie eine heftige Liebe für ein Freudenmädchen Schuld giebt, die Rhodope hiess und eine Pyramide von den Geschenken ihrer Liebhaber bauen liess.

Sappho's Ruhm, der so glänzend war, dass selbst der Neid schweigen musste, weckte in allen jungen Seelen ihres Geschlechtes den Muth, Apollo's Lorbeer den Männern zu entreissen, und bald sah sie sich von einem Haufen Schülerinnen umgeben. Unter diesen befanden sich die berühmtesten Weiber Griechenlands; in Milet Anaxagora, in Kolophon Gongira, in Salamin Eunice, in Lesbos Damophile, aus [XIII] der Landschaft Lokris im Gebiete von Achaja Thelesile und die junge Erinna, vielleicht die, welche ihrer Meisterin am nächsten kam. Doch nicht allein von ihrem Geschlechte drängten die vollkommensten sich zu ihr; nein! auch unter ihren männlichen Verehrern zählte man die drey berühmtesten Dichter damaliger Zeit, Archilochus, Hipponax und Alcäus.

Gewiss verdiente sie diese Auszeichnung, da noch in den Fragmenten ihrer Werke, die bis auf uns gekommen sind, ein unnachahmliches Feuer, ein Strom von Gefühl und Gedanken herrscht, der es erklärbar

macht, dass Sappho von den Griechen die zehnte Muse genannt ward. Ich kenne kein schöneres Gemählde ihrer dichterischen Talente, als das, welches uns in den Reisen des jungen Anacharsis davon entworfen wird.

[XIV] Es sey mir erlaubt, dies Gemählde in seiner Grundsprache herzusetzen. Sappho a fait des hymnes, des odes, des élégies et quantité d'autres pièces, la plupart sur des rythmes qu'elle avoit introduites elle méme, toutes brillantes d'heureuses expressions dont elle enrichit la langue. Plusieures femmes de la Grèce ont cultivé la poësie avec succès; aucune n'a pu jusqu' à présent égaler Sappho; et parmi les autres poëtes, il en est très-peu qui méritent de lui étre présérés. Quelle attention dans le choix des sujets et des mots! Elle a peint tout ce que nature offre de plus riant: elle l'a peint avec les couleurs les mieux assorties; et ces couleurs, elle sait au besoin tellement les nuancer, qu'il en résulte toujours un heureux mélange d'ombres et de lumières. Son goút brille jusque [XV] dans le mécanisme de son style. Là, par un artifice qui ne sent jamais le travail, point de heurtemens pénibles, point de choix violens entre les élémens du langage; et l'oreille la plus délicate trouveroit à peine dans une pièce entière quelques sons qu' elle voulut supprimer. Cette harmonie ravissante fait que, dans la plupart de ses ourages, ses vers coulent avec plus de grace et de mollesse que ceux d' Anacréon et de Simonide. Mais avec quelle force de génie nous entraine-t-elle, lorsqu' elle décrit les charmes, les transports de l' amour! Quels tableaux! quelle chaleur! Dominée, comme la Pythie, par le dieu qui l' agite, elle jette sur papier des expressions enflammées. Ses sentimens y tombent comme une grêle de traits, comme une pluie de feu qui va tout [XVI] consumer. Tous les symptomes de cette passion s' animent et se personnifient pour excicer les plus fortes émotions dans nos ames.*[57]

Wie glücklich konnte ein solches Weib seyn! wie dreyfach glücklich, da ihre Freundschaft auch Andere beglückte! Ihre Stunden flohen in dem seligen Rausch eines doppelten Vergnügens, durch Liebe und Bewunderung zu herrschen, dahin. Wie sehr ward aber ihre sanfte Seele durch dieses beständige Vergnügen auch mit dem Geiste wollüstiger Liebe vertraut! Liebe war das Bild, das ihr Aurora entgegen führte; Liebe das Säuseln des Baums, die Blüthe der Blume; ihr Traum Liebe. Nichts war in der Natur, was sie nicht künstlich [XVII] auf Liebe zurückzuführen wusste; ihre kühne, feurige Phantasie lieh ihr immer neue Formen, neue Bilder; ewig war ihre Spannung, weil ihr Geist unerschöpflich war. Und wenn nun in dieser Stimmung zärtlicher Begeisterung sich ein Mann, gleich dem Ideal der Stunden ihrer Sehnsucht — wenn er sich ihr genahet hätte? — O, allzuglücklicher, o, allzugefährlicher Augenblick! Er erschien. Phaon kam nach Mitylene, der schönste Mann in Griechenland; und alle Weiber fühlten ihren Busen schneller schlagen, und schmückten ihre Gewänder mit mehr Fleiss. Phaon sah über sie alle hin, und wählte Sappho; sie hatte das

---

[57]* Voyage du jeune Anacharsis. Tom. II. pag. 63 — 65.
2016: Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland, aus dem Französischen des Herrn Abt Barthelemy vom Königl. Biliothekar Biester, Zweiter Teil, Berlin und Libau, 1790, S. 55 f.:
Sappho hat Hymnen, Oden, Elegieen, und eine Menge andrer Stücke geschrieben: mehrentheils in selbsterfundenen Sylbenmaaßen; und alle voll glänzender glücklicher Ausdrücke, womit sie die Sprache bereicherte.
Viele Griechinnen haben sich mit Glück auf die Dichtkunst gelegt: aber keine hat bis itzt der Sappho gleich kommen können; und unter den Dichtern sind nur sehr wenige, die ihr vorgezogen zu werden verdienen. Wie sorgfältig wählt sie ihren Gegenstand, und ihre Worte! Sie hat alles, was die Natur reizendes darbeut, gemalt. Sie malt es mit der wirksamsten Anordnung ihrer Farben; und weiß diese Farben so zu halten, so abzustufen, daß immer die glücklichste Mischung von Licht und Schatten daraus entspringt. Ihr Geschmack zeigt selbst im Mechanischen ihres Stils seine Vollkommenheit. Durch einen Kunstfleiß, dem man niemals die Mühe ansieht, weiß sie jeden unangenehmen oder gewaltsamen Zusammenstoß zwischen Selbst- und Mitlautern, auf das sorgfältigste zu vermeiden: und das zärtlichste Ohr würde in einem ganzen Stück kaum einige Töne finden, welche es wegwünschte. Diese entzückende Harmonie macht, daß in dem größten Theil ihrer Werke ihre Verse mit noch mehr Anmuth und Weichheit hinfließen, als selbst die Verse Anakreons und Simonides's.
Aber mit welcher Gewalt ihres Geistes reißt sie uns hin, wenn sie die Reize, die Entzückungen, den Taumel der Liebe schildert! Welche Gemälde! welche Wärme! Ein Gott ist in ihr, und überwältigt sie, wie die Pythia; sie wirft Flammenworte aufs Papier. Die Empfindungen drängen sich, und fallen Schlag auf Schlag, wie ein Pfeilhagel, wie ein allverzehrender Feuerregen. Alle Symptome dieser Leidenschaft treten wie beseelt, wie persönliche Wesen vor uns auf, um in unsrer Seele die stärksten Erschütterungen hervorzubringen.

traurige Glück, von ihm zum Opfer der Verführung bestimmt zu werden, und war schwach genug, seine Liebe zu begünstigen. [XVIII] Kaum erscholl diese Nachricht, so ward der Zorn ihrer alten Verehrer rege. Schon vorher war es Sappho's Unglück gewesen, den dreyen Dichtern zu sehr zu gefallen, die, von gleicher Eifersucht getrieben, die bittersten Satiren ins Publicum brachten; besonders Alcäus, der sich vor allen andern durch Eifersucht und Wuth auszeichnete, und der auch jetzt, bei Gelegenheit des Phaon, die bittersten und giftigsten Satiren gegen Sappho bekannt machte. Sonst hatten diese keinen Glauben gefunden; jetzt aber fanden sie, da Neid und Missgunst ihre Hände im Spiel hatten, bei allen Herzen Eingang, und die arme Sappho ward allgemein verlacht und verspottet. Sie tröstete sich indess mit den Küssen ihres Geliebten, und war in ihrer süssen Schwärmerey unsterblich. Ihr Feuer [XIX] ergoss sich in ewiggleicher Wärme; ihre Küsse nahmen nur zu, und treue Liebe brannte auf ihren Lippen. In diesem wilden Feuer bemerkte sie aber nicht die abnehmende Liebe Phaons, die ihre so heiss geliebte Freundin Damophile schlau durch Argwohn zu verdrängen suchte. Damophile wandte alle List an, Phaon von Sappho's Untreue zu überreden. Ihre eignen hohen Reitze kamen ihr dabei zu Statten; sie siegte, und Phaon, ob er gleich in Mitylene blieb, besuchte Sappho nicht mehr. So vereinigten sich alle Pfeile des Schicksals gegen Sappho, um sie zur Verzweiflung zu bringen; von ihren Landsleuten verspottet, von einer Freundin betrogen, von einem Geliebten verlassen — was blieb ihr da übrig, als der Tod? — Aber nein, Sappho erschien in ihren Leiden nur [XX] noch liebenswürdiger. Ihr von Kummer und Liebe gefoltertes Herz ertrug ohne Murren, ohne lautes Klagen seinen Jammer; ihre Gedichte riefen täglich den undankbaren Phaon zurück, aber immer mit den Worten einer von Leidenschaft trunknen Seele, die selbst ihr Leiden für Glück hält. Nie machte sie Phaon den mindesten Vorwurf; nie beschwerte sie sich über ihre Feinde, selbst nicht über Damophile. Phaon kehrte endlich wieder zurück, aber nur aus Eigenliebe, um seinen Namen durch ganz Griechenland verbreitet zu sehen, verewigt durch die Meisterwerke der Zärtlichkeit und der Dichtkunst, die er nicht verdiente beseelt zu haben.

Kaum war ihm aber dieses Vergnügen nicht mehr neu, so verliess er die Unglückliche zum zweytenmal, und [XXI] ging nach Sicilien. Nun entwich ihrer Seele der Muth; Verzweiflung raste in ihren Mienen; sie zerraufte ihr schönes Haar, sie fluchte den Göttern und Menschen, und gab ihren glänzenden Busen wüthenden Schlägen Preis. Nun verlässt sie Mitylene, müde durch Briefe dem Untreuen, der ihrer Thränen lacht, zu folgen; sie eilt ihm nach, kommt nach Sicilien, wirft sich ihm zu Füssen, und er, der Unglückliche, stösst sie mit Verachtung zurück. Jetzt erreichte ihre Verzweiflung den höchsten Gipfel; auch auf ihre Liebe wollte sie Verzicht thun. Sie ging nach Leukadien. Hier besteigt sie einen Felsen, der über das Meer hinausreicht; hier betrachtet sie noch einmal die blühende Erde, die Wogen die ruhiger als ihr Herz sind; weint noch Thränen der Liebe, und stürzt sich in [XXII] den Abgrund hinab, ein ewiges Gedächtniss ihrer Talente und ihres Unglücks hinterlassend.

So ward der berühmte Felsen von Leukate verewigt, dessen Bild, durch die Erinnerung an Sappho's Tod, jede fühlende Seele rührt.*[58] —

[XXIII] Die Schule der Musik auf Lesbos

Zur Erläuterung des ersten Auftritts im zweyten Aufzug der Sappho, will ich das Entstehen der Schule der Musik auf Lesbos kurz erzählen.

Orpheus, der Sohn des Apollo und der Muse Kalliope, nachdem er durch den Zauber seines Gesanges, und durch das Spiel seiner Leyer den wildesten Naturen sanftere Gefühle eingeflösst; nachdem er sogar, wie die Fabel sagt, in der Unterwelt das Herz des Pluto erweicht, und von ihm die Erlaubniss erhalten hatte, seine Gattin [XXIIII] Euridice zu befreyen, die er aber aus zu grosser Liebe doch nicht befreyte: ward, da er auf den Thrazischen Gebirgen seinem Kummer über den Verlust seiner Euridice nachhing, von einem Haufen Bacchantinnen in ihrer schrecklichen Begeisterung zerrissen. Von diesen Ungeheuern wurden sein Kopf und

[58]* Siehe Poesies de Sappho, à Amsterdam.
2016: Les Poesies d' Anacreon et de Sapho, Madame Dacier, Amsterdam 1717.

seine Leyer in den Thrazischen Fluss Hebrus geworfen, und durch die Fluthen des Meers zu den Küsten von Methymna gebracht. Indem der Kopf die Küsten berührte, liess sich ein sanfter Gesang hören, den die Saiten der Leyer, durch den Hauch der Lüfte bewegt, melodisch begleiteten. Kaum bemerkten die Bürger von Methymna dieses Wunder, so begruben sie den Kopf an einem geweyheten Platze; die Leyer aber hängten sie im Tempel Apollo's auf. Apoll, um sie zu belohnen, flösste [XXV] den Lesbiern Geschmack für Dichtkunst und Musik ein, und von diesem Augenblick an zeigten sich unter ihnen die seltensten Talente, deren Entwickelung man in einer besondern Schule der Musik, in der man um den Ruhm der Vollkommenheit wetteiferte, zum einzigen Endzweck machte. So entstand die Schule der Musik; und nur dieses allgemeine Bestreben, schöne Künste zu vervollkommnen, war die Ursache, dass man auf Lesbos so grosse Fortschritte in der Dichtkunst und der Musik machte, dass man eine reinere Sprache als in Athen redete, und dass die Griechen zu sagen pflegten: bei jedem Begräbniss eines Lesbiers, erfüllten die Musen, in Trauer, mit ihren Seufzern die Luft.*[59] Auch soll es [XXVI] ein Bürger aus Methymna gewesen seyn, der es zuerst bemerkte, dass die Musen in Thrazien den Körper des Orpheus begraben hatten, und dass um sein Grabmahl die Nachtigallen melodischer, als irgendwo, sangen.

Wer die Griechen und ihren Charakter studiert hat, weiss, wie innig sich mit den Fabeln und Dichtungen ihrer Götterlehre auch ihre Empfindungen verschwisterten, und man wird in dieser Rücksicht die schwärmerische Anhänglichkeit meiner Zidno an Orpheus gewiss nicht tadeln.

[XXVII] Pittakus.

Pittakus, den Griechenland unter die Zahl seiner Weisen setzte, hatte sich um sein Vaterland zu verdient gemacht, als dass nicht sein Name, mit Ruhm gekrönt, der Stolz der Lesbier hätte seyn sollen. Durch seine Weisheit und durch seinen Rath, befreyte er seine Vaterstadt Mitylene von den Tyrannen, die sie bedrückten, von dem Kriege den sie gegen Athen führte und der ihre Kräfte erschöpfte, von den Unruhen, die in ihrem Innren wütheten und alle gute Ordnung störten. Einen Mann, dem Mitylene so viel schuldig war, konnt' es wohl auf keine bessere, ehrenvollere Art belohnen, als dass es, mit der Gewalt über sich [XXVIII] selbst, seinen Händen auch die anvertrauete, die es auf ganz Lesbos ausübte. Pittakus nahm das Anerbieten der Stadt an; doch nur in der Absicht, um in dem Inneren von Mitylene den Frieden wieder herzustellen und der Stadt Gesetze zu geben, deren sie so sehr bedurfte. Er ward Gesetzgeber, und diese Eigenschaft allein erwarb ihm wohl meistens die Ehre, unter der Zahl Griechischer Weisen zu stehen. Von seinen Gesetzen erregte das die Aufmerksamkeit der Weltweisen am meisten, worin er doppelte Bestrafung für ein in der Trunkenheit begangnes Verbrechen festsetzte. Ob dies gleich strenge scheint, so war es doch auf Lesbos, wo die grosse Liebe zum Wein zu so vielen Ausschweifungen verführte, höchst nothwendig.

Nachdem Pittakus das Geschäft [XXIX] der Gesetzgebung vollendet hatte, entschloss er sich, seine übrigen Tage dem Studio der Weisheit ungestört zu widmen, und gab die oberste Gewalt ab. Man fragte ihn um die Ursache dieses schnellenEntschlusses.

„Ich erschrak", antwortete er, „als ich Periander von Korinth den Tyrannen seiner Unterthanen werden sah, da er doch vorher ihr Vater gewesen war. Es ist allzu schwer, immer tugendhaft zu seyn."

Es bedarf nur dieser Antwort, um den edlen und tugendhaften Mann in Pittakus zu lieben, den weisen und erhabnen Denker aber in ihm zu verehren.

[XXX] Arion.

Arion aus Methymna gebürtig, lebte ungefähr 700 Jahr vor Christi Geburt, und hinterliess bei seinem Tode eine Sammlung von Gedichten, die er, nach der damaligen Sitte aller Dichter, mit seiner Leyer begleitet

---

[59]* Voyage du jeune Anacharsis. Tom. II. pag. 55.

hatte. Er erfand die Dithyramben, Hymnen dem Bacchus geweyhet, oder verbesserte sie wenigstens, und begleitete sie mit Rundtänzen; ein Gebrauch, der sich späterhin bei den Griechen erhielt. Was Arion bei den Griechen berühmter machte, als seine Talente, war die Fabel von der Erhaltung seines Lebens, als er auf dem Meer in Gefahr zu ertrinken schwebte. [XXXI] Arion ward nehmlich lange Zeit von Periander, dem Tyrannen von Korinth, durch Bitten und Versprechungen zurückgehalten, und ihm die Rückkehr zu seinem Vaterlande versagt. Endlich verliess er doch Korinth, und ging nach Sicilien, wo er in einem musikalischen Wettstreite den Preis erhielt. Als er sich in einem Korinthischen Fahrzeuge nach Tarent eingeschifft hatte, verabredeten die Schiffsleute unter sich, ihn in das Meer zu stürzen und sich mit seiner Verlassenschaft zu bereichern. Sie machten dem Arion ihren Entschluss bekannt, und er versuchte nun, sie durch seine schöne Stimme zu rühren und zum Mitleid zu bewegen. Seine Bemühung war umsonst, und er stürzte sich selbst in das Meer. Kaum berührt' er aber die Wogen, so kam ein Delphin, empfindsamer [XXXII] als die Schiffsleute, und trug ihn, wie man sagt, bis zum Vorgebirge Tenarus; eine Art von Wunder, dessen Möglichkeit man damals durch Vernunftschlüsse und Beyspiele zu beweisen suchte. Arion bestätigte selbst, in einer seiner Hymnen, dieses Wunder, und Periander soll die Schiffsleute haben umbringen lassen. Man findet auch immer diesen Dichter auf einem Delphin abgebildet.

[XXXIII] Alcäus.

Da ich von dem Leben und dem Charakter dieses berühmten Dichters in meiner Abhandlung über dramatische Dichtkunst etwas Näheres zu sagen genöthigt bin, so will ich hier, zur Erläuterung des ihm von Phaon gemachten Vorwurfs, S. 271, nur die Geschichte seines Unglücks erzählen.

Alcäus hatte von Jugend an mit vielem Geräusch Lust zum Kriege gezeigt, und späterhin war sein Haus mit Waffen angefüllt.

Er hatte zwar sich selbst den Stand des Kriegers gewählt, nahm aber doch in einer Schlacht gegen die Athenienser zuerst die Flucht. Natürlich überhäuften [XXXIIII] ihn diese mit Verachtung, und hängten zum ewigen Denkmahl seiner Schande, zu Sigea, im Tempel der Minerva, seine Waffen auf. —

[XXXV] Terpander.

Terpander, aus Antissa gebürtig, lebte ungefähr in Einem Zeitalter mit Arion. Er war, wie jener, ein grosser Dichter, und trug verschiednemal in den öffentlichen Spielen Griechenlands den Sieg davon. Mehr aber, als seine glänzendsten Siege, machten ihn seine Erfindungen berühmt. Er gab der Lyra noch drei Saiten, da sie vorher nur vier hatte; er setzte für verschiedne Instrumente Melodieen, die man noch lange nach ihm als Muster vorstellte und bewunderte; er führte endlich neue Versarten in der Dichtkunst ein,[60]* und brachte Handlung, [XXXVI] dadurch Interesse, in die Hymnen, die beim musikalischen Wettstreit entschieden. Ihm will man es auch zuschreiben, dass er durch Noten den Gesang bestimmt habe, der den Gedichten Homer's am angemessensten sey. Die Lacedämonier nannten ihn zur Auszeichnung: den Sänger von Lesbos; und die übrigen Griechen behielten für ihn die tiefe Ehrfurcht, mit der sie Talente, die zu ihrem Vergnügen beitrugen, verehrten.[61]*

[XXXVII] Leukate.

Der Felsen Leukate, oder Leukade, liegt auf einer von den äussersten Spitzen der Halbinsel Leukadien im Jonischen Meere, Cephalonien gegenüber, die, nach Strabo, ihren Namen von Leukadius, Sohn des Ikarius,

---

[60]* Er war auch Erfinder der Skolien, nach Pindar, den Plutarch anführt. Hagedorns Abhandlung von den Liedern der alten Griechen.

[61]* Voyage du jeune Anacharsis. Tom. II. pag. 58.

einem Bruder der Penelope, erhalten haben soll, welcher aus der Verlassenschaft seines Vaters dieses kleine Land zum Erbtheil erhielt. Andre leiten ihren Namen von Leukas, einem Gefährten des Ulysses, ab, und behaupten, dass dieser auch den Tempel Apollo's erbauet habe, der auf der Spitze des Felsens lag. Noch Andre sind der Meinung, die Halbinsel Leukadien habe ihren Namen von der Begebenheit [XXXVIII] eines kleinen Kindes Leukate, welches sich von der Höhe des Felsens in das Meer stürzte, den Verfolgungen Apollo's zu entgehen. Genug, der Felsen Leukate war durch eine Spitze bestimmt, die sich in die Wolken verlor. Seine Höhe hat kein Schriftsteller berechnet; sie haben sich alle begnügt zu sagen, dass die Spitze des Felsens, selbst an den heitersten Tagen, mit Nebeln und Wolken umhüllt sey. Der Tempel Apollo's stand auf dieser Spitze, und weil man ihn von weitem bemerken konnte, so nahmen ihn Alle, die das Jonische Meer befuhren, zum Wegweiser an. Doch würde dieser Tempel allein den Felsen nicht so berühmt machen, wären nicht mit ihm die kühnen Herabstürze von seiner Höhe bis in den Abgrund des Meeres verbunden, die Leukate verewigen.

Es musste nemlich, zu Folge einer [XXXIX] alten Gewohnheit, alle Jahr, am Festtage des Gottes von Leukate, ein zum Tode verurtheilter Verbrecher vom Felsen in das Meer gestürzt werden. Dies war ein Versöhnungsopfer, welches die Leukadier dem Apollo brachten, damit er die Fluthen zurücktriebe, die sie verschlingen könnten. Wahr ist es übrigens, dass man zu gleicher Zeit dem Schuldigen Flügel von Vögeln, ja selbst lebende Vögel anband, ihn in der Luft zu erhalten und den Fall weniger hart zu machen. In den Reisen des jungen Anacharsis wird sogar erzählt, dass man den Verurtheilten ganz mit Federn überzogen habe. An den Fuss des Felsens hatte man kleine Schiffe gestellt, den Herabgestürzten sogleich aus dem Meere zu ziehen. Konnte man ihn alsdann ins Leben zurückbringen, so verwies man ihn auf Lebenszeit, und bracht' ihn aus dem Lande.

[XL] Dies that man durch die öffentliche Gewalt zum Besten des Vaterlandes. Nun gab es aber auch einzelne Personen, die sich aus eigner Bewegung, in der Hoffnung von den Qualen der Liebe geheilt zu werden, von diesem Felsen herabstürzten. Daher kommt es, dass der Felsen auch der Sprung der Verliebten heisst: Saltus quo finiri amores creditum est.

Es fehlt nicht an Beyspielen von Unglücklichen, die in der Verzweiflung zu lieben und nicht wieder geliebt, zu werden, nichts als den Tod für den Befreyer ihrer Leiden angesehen und, ihn zu erhalten, den kürzesten Weg eingeschlagen haben. Die Ausführung eines so schwarzen Entschlusses hört weder Rath noch Betrachtung. Ganz anders ist es mit dem Sprunge von Leukate, bei dem man sich von der Höhe herabstürzte, um [XLI] von allen Qualen der Liebe geheilt zu werden.

Dieser Sprung ward als ein allgemeines Mittel angesehen, zu dem man seine Zuflucht nahm, ohne auf die Freuden und die Hoffnung des Lebens Verzicht zu thun. Man kam mit dem ruhigsten Gemüth von den entferntesten Ländern nach Leukate; man bereitete sich durch Opfer und heilige Geschenke zu diesem Versuche vor; man verband sich dazu durch eine Religionsfeyerlichkeit und ein Gebet zum Apollo, der an dem Gelübde selbst Theil nahm; endlich war man überzeugt, dass man mit Hülfe des Gottes, (dessen Vorsorge man sich erbat, ehe man den gefährlichen Sprung wagte) und durch die Aufmerksamkeit der an den Fuss der Felsenwand gestellten Personen, von denen man im Augenblicke des Falles alle nur mögliche Hülfe [XLII] erhielt, zu lieben aufhören und die Ruhe wieder finden würde, die man verloren hatte. Dieser sonderbare Wahn war durch das Verhalten Jupiters beglaubigt worden, der in seiner Leidenschaft zur Juno, wie man sagt, kein anderes Heilmittel gefunden hatte, als vom Olymp zu steigen und sich auf dem Leukadischen Felsen niederzulassen. Venus selbst, setzen die Dichter hinzu, als sie nach dem Tode ihres geliebten Adonis empfand, dass die Flammen, die in ihrem Herzen brannten, täglich glühender und schmerzhafter wurden, nahm ihre Zuflucht zu Apoll, als Gott der Heilkunde, von ihm Linderung ihrer Schmerzen zu erhalten. Er ward von ihrer traurigen Lage gerührt, versprach ihr Heilung, und führte sie höchst gefällig auf die Felsenspitze von Leukate, wo er ihr den Rath gab, sich in das Meer zu stürzen. Sie folgte, und [XLIII] war, als sie aus den Wogen stieg, süss überrascht, sich glücklich und ruhig zu finden.

Man weiss nicht, welcher Sterbliche zuerst dem Beyspiele der Götter zu folgen wagte. Sappho versichert in einem Briefe, bei dem ihr der liebenswürdige Ovid als Secretair dient, dass es Deucalion, zu gerührt von den

Reitzen der unempfindlichen Pyrrha, gewesen sey. Die Geschichte spricht von zweyen Dichtern, die ihm nachahmten; der eine, welcher Nikostrat hiess, vollzog den Sprung ohne weiteren Unfall, und ward von der Liebe zu der grausamen Tettigigea geheilt; der andre, Namens Charinus, brach sich die Lende, und starb einige Stunden darauf.

Eben so wenig weiss man, ob es die Tochter des Pterela, sterblich in Cephalus verliebt, oder Calice, von [XLIIII] derselben Krankheit für einen jungen Menschen Namens Erathlus befallen, oder ob es die unglückliche Sappho gewesen sey, welche zuerst den fürchterlichen Sprung von Leukate gewagt hat, sich von den bittern Qualen zu befreyen, die Phaon erzeugte; aber so viel weiss man gewiss, dass sie alle Drey, als Opfer des blinden Vertrauens auf das Mittel der Priester Apollo's, in den Fluthen umkamen. Indess muss man weniger verwundert über die Verirrungen seyn, in welche Liebe diese drey Weiber führte, als über die Verblendung, in welche nachher eine berühmte Heldin verfiel, die, als sie ihr Leben in die Sorgen des Staats und die mühsamen Übungen des Krieges getheilt hatte, nicht im Stande war, mit diesen Waffen ihr Herz vor den Ausbrüchen einer wilden Leidenschaft zu bewahren. Ich meine die Königin Artemisia von [XLV] Carien, Tochter des Lygdamis. Diese Fürstin, deren Erhabenheit der Gesinnungen, Grösse des Muths, und Geistesgegenwart in den dringendsten Gefahren die Welt mit so vielem Recht erhob, empfand die heisseste Liebe für den Dardanus, einen jungen Menschen aus der Stadt Abydos. Bitten und Versprechungen wurden bei ihm umsonst verschwendet. Dardanus wollte von keiner Liebe wissen. Artemisa, von Rache und Verzweiflung geführt, geht in seine Kammer, und kratzt ihm die Augen aus. Kurze Zeit darauf verabscheute sie selbst eine so grausame Handlung, und nun entzündete das Feuer ihrer Liebe, von Mitleid und Reue beflammt, sich heftiger als jemals. Von so vielen Unglücksfällen überhäuft, glaubte sie nun keine andre Hülfe zu finden als das Heilmittel des Leukadischen Apollo's; aber dieses Mittel zerriss den Faden ihres [XLVI] Lebens, und sie ward auf der Halbinsel Leukadien begraben.

Es scheint, nach allen angeführten Beispielen, dass der Sprung von diesem Felsen besonders den Weibern gefährlich war, und dass nur eine kleine Anzahl nerviger, starker Männer ihn glücklich thun konnte. So erzählt man von einem Bürger aus der Griechischen Stadt Buthroton, Namens Maces, der sich sehr leicht für einen Gegenstand entflammte, dass er viermal den Sprung gewagt, und daher den Zunamen weisser Felsen bekommen habe.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass ohne die Bande eines unverbrüchlichen Eides, den die Verliebten auf dem Altar Apollo's ablegten, ehe sie den Sprung unternahmen, ein jeder beim Anblicke des Abgrundes sein Versprechen würde zurückgenommen haben, indem es sogar einen gab, der, trotz seinem feyerlichen [XLVII] Gelübde, in dem Augenblick des Schauders die Ehrfurcht für die Götter der Furcht vor einem gewissen Tode nachstehen liess. Es war ein Lacedämonier, der, als er sich dem Rande des Abgrundes genähert hatte, schnell umkehrte, und denen, die ihm seine Irreligion vorwarfen, antwortete: „Ich wusste nicht, dass mein Gelübde eines noch grösseren Gelübdes bedürfte, mich zu bestimmen, dass ich mich herabstürzte."

Endlich, durch Erfahrung aufgeklärt, dachten auch die Männer nicht mehr an eine so harte Probe, welche die Weiber längst aufgegeben hatten.

Als nun die Priester Apollo's kein Mittel fanden, ihre Heilkunst für die Liebe wieder in Ansehen zu bringen, setzten sie fest, dass man sich von dem Sprunge loskaufen könnte, wenn man auf derselben Stelle, wo man sich sonst [XLVIII] herabzustürzen pflegte, eine Summe Geldes in das Meer würfe. Dieses ist auf historische Nachrichten gegründet, indem man wirklich ein Gefäss mit Geld, und einen jungen Menschen, Namens Nereus, dem man das Leben rettete, aus dem Meere gezogen hat.*[62]

---

[62] Encyclopédie des Sciences. Tom. XIX. Part. II. pag. 906 — 908.

Sappho

EIN DRAMATISCHES GEDICHT

Personen.

Sappho.
Phaon.
Damophile.
Alcäus.
Zidno.

Der Schauplatz ist die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos.

Sappho

Erster Aufzug.

Zimmer der Sappho.

Erster Auftritt.

Sappho. Damophile.

Sappho.
Ja, Freundin, leicht ist unser Herz bethört,
leicht von dem Dolch der Schmeicheley verletzt,
wenn nicht der Trieb nach Wissenschaft und Kunst,
der schöne Trieb sich selbst zu überleben,
die Kraft, die auch im Weibe schläft, erweckt.
Des Weibes Herz gleicht einer jungen Blume,
die jeder leise Hauch bewegen kann;
vergisst der Gärtner sie an sichern Stock
[4] zu binden, so entblättert sie der Sturm,
und Flora trauert um ihr schönes Kind.

Damophile.
Wie Recht du hast, erhabne Meisterin
der lieblichen Gesänge, zeigt zu oft
Erfahrung nur, und manches schöne Weib
auf Lesbos, sieht mit Thränen auf sich selbst,
und auf die Zeit, die sie vertändelte,
zurück.

Sappho.
Ich selbst, Damophile, bin nicht
von aller Schuld des Irrthums frey geblieben;
weich ist mein Herz, zu Zärtlichkeit geneigt,
und jede Rose, die ich schon als Kind
der Göttin von Cythere opferte,
hab' ich geküsst, weil sie ein schönes Bild
der Liebe war, die ohne Gegenstand
schon damals meine Seele fühlte. Ach!
da wähnt' ich nicht, dass mir noch einst so lieb
die düstere Cypresse werde seyn;
da wähnt' ich nicht, auf meines Gatten Grab
mit Freude hinzublicken, weil der Tod
mir den Tyrannen, nicht den Freund geraubt! —
[5]

Damophile.
Sey ruhig, edles Weib; du hast ja jetzt
in Phaon das, was du gewünscht, gefunden.

Sappho.
Ach! mehr als ich gewünscht, als ich gehofft;
mehr als in meines Lebens schönsten Traum
das Ideal erhitzter Phantasie
mir vorgespiegelt, mehr hab' ich erhalten!
O! setze dich, dass ich es dir erzähle,

wie ich zum erstenmal den Jüngling sah.
Es war am Meer, wo unter Myrtenschatten
die Stille wandelt und des Denkers Ernst
sich zu unsterblichen Gedanken sammelt,
hier sah ich ihn, ein Gott in seiner Schönheit!
Apoll, vergieb es mir, du hättest selbst
ihn Bruder da genannt, so schön war Er!
Die Weiber Lesbos standen wie betäubt,
und jede sah den holden Jüngling an,
war stolz wenn flüchtig nur sein Blick sie traf.

Damophile.
Und als er nun die stolze Sappho sah? —

Sappho.
Mein Stolz war weg! in meinem Auge nur
[6] war Herz und Geist auf einen Punkt vereinigt;
und hätten mich die Himmlischen gerufen,
ich hätte nicht gehört.

Damophile.
Wie aber war
es einer Sappho möglich, sich so ganz
dem ersten Eindruck körperlicher Reitze,
so ganz und ohne Prüfung, hinzugeben?

Sappho.
O! frag den Schiffer, wie es möglich sey,
dass er dem Sturm nicht seine Flügel binde!
Ein weiches Herz, so wie das Weib es braucht,
um liebend sich und Andre zu beglücken,
liebt weil es muss, nicht weil es will. Oft zeigt
der Augenblick das künftige Jahrhundert:
die Frucht des Herzens braucht nicht Sonnengluth;
sie reift in ihrem eigenen Entzücken.

Damophile.
Und Phaon ward von gleichem Lebensstrahl
der Zärtlichkeit getroffen?

Sappho.
Frage nicht;
[7] Du weisst, er liebt mit flüchtiger Begier,
indess ich treu um seine Liebe traure.

Damophile.
Du trauerst noch? noch, da er wieder dein,
Andromeda nicht mehr von seinen Lippen
der Wollust Gift in heissen Küssen saugt?
Noch jetzt, wenn er mit neuer Zärtlichkeit
an deinem Busen liegt und Liebe schwört?

Sappho.
Damophile! wenn erst in unsrer Brust
der Zweifel wohnt, das schöne Bild Saturn's

nicht mehr der Liebe heil'ges Sinnbild ist;
dann trinken wir aus ihrem Becher, nur
das Gift des Zweifels und der bangen Furcht.

Damophile.

Wenn du dies fühlst, so stoss von deiner Brust,
den Frevler weg, der deiner Liebe lacht.

Sappho.

Nein, nimmermehr! Dies Herz soll ewig ihm
ein Tempel seyn, wo seine Opfer lodern.

Damophile.

Dann klage nicht; dann gieb dir selbst die Schuld,
[8] wenn du dereinst den flatterhaften Mann,
zu schön um nicht, wo er sich naht, zu siegen,
wenn du ihn einst entflohen, treulos siehst.
Ein Weib wie du, vermögte nicht am Stolz
des schönsten Ruhms Entschädigung für Liebe —
dies Puppenspiel gewöhnlicher Geschöpfe —
für Liebe eines Wollüstlings zu finden?
Dich, die ganz Griechenland vergöttert, dich,
von deren Ruhm das Echo widerhallt,
Dich könnt' ein Mann mit falscher Liebe fesseln?
Ein Mann, der ausser jenem Reitz, den bald
die Hand der Zeit ihm von der Stirne streicht,
dich zu verdienen, keine Tugend hat?
Wie? bieten sich nicht weise, tapfre Männer
zu frommen Sklaven deiner Liebe dar?
schleicht nicht der grösste Dichter unsrer Zeit,
Alcäus, ernst und einsam jetzt umher,
singt Klagen in den Hain, und sucht umsonst
dein Herz für sich mit Liebe zu erwärmen?
indess dies Herz für einen Knaben blutet?

Sappho.

O! schmähe nicht den Mann, der göttergleich
[9] mich bald zur Freude, bald zur Schwermuth führt,
und, ein Despot in seiner Schöpfung, mich
beherrscht! Was kümmert's mich, wenn auch der Stolz
mit grauen Locken um mich klagt, sich sehnt
die trocknen Lippen in der Liebe Kelch
auf meinem Busen schwärmerisch zu tauchen?
Was kümmert mich Alcäus, dessen Ernst,
und dessen Blick die stille Freude mir
verscheucht, die ich an Phaon's Brust geniesse?
die Freude, die ein zärtlich Weib begehrt?
Was man auch immer von des Ruhmes Reitz
gesagt, doch schmückt den Jüngling mehr der Ruhm,
als einen Mann; in jenem überrascht,
was uns in diesem nur gewöhnlich scheint.

Damophile.

Und welchen Ruhm wirst du mit Phaon theilen?

Sappho.
Den sanfteren der Schönheit und der Liebe.
[10]
Damophile.
Ein Ruhm, der warlich nicht unsterblich ist,
kaum von dem nachbarlichen Neid gekannt.

Sappho.
Ein stilles Glück, das in verschwiegnen Schatten,
sich selbst genug, zufriedne Menschen schafft,
ist werther mir als aller Glanz der Pracht,
als aller Ruhm der durch die Welten läuft,
und dem der Neid mit scharfem Zahne folgt.

Damophile.
Dies Glück hoffst du in Phaon's Arm zu finden?
Betrognes Weib! hat so der stolze Wunsch,
den schönsten Mann als Sklaven zu begrüssen,
so dich getäuscht, dass du ein stilles Glück
zufriedner Zärtlichkeit bei Phaon suchst?
bei ihm, der den Olymp besteigen würde,
wär' es dem Sterblichen erlaubt? bei ihm,
der die Natur für einen Spiegel hält,
sein schönes Angesicht zu widerstrahlen?
der jedes Weib mit schmeichlerischer Gluth
für sich entflammen will, hohnlachend dann
sie zu verlassen?
[11]
Sappho.
Mädchen, bist du noch
so neu in deinem eignen Herzen? Weisst
du nicht, dass einem stolzen Mann das Band
der Zärtlichkeit um seinen Nacken werfen,
viel süsser ist, als einem der sich selbst
in unsre Arme wirft? und dass die Kunst
mit weiser Leichtigkeit den wilden Gott
der Liebe zu regieren, immer ihm
mit sanfter Hand die Flügel zu beschneiden,
dem Weibe mehr Vergnügen giebt, als sich,
von keiner Furcht bedroht, im kalten Arm
entnervter Greise wiegen?

Damophile.
Handle du
nach deinen Wünschen, denen schlau dein Witz
den Stempel weiser Überlegung giebt.
Doch einmal schon zerriss der schöne Faden,
der deines Lieblings Flügel band. Gieb Acht,
dass er dir nicht zum zweitenmal zerreisse!
Ein kaltes Lächeln kennt die Liebe nicht,
und als du gestern in dem Rosenhain
[12] Cytherens wandeltest, war Phaon's Scherz
so trocken und so kalt, als hätt' er nie
den schönen Himmel Griechenlands gesehn,
als hätt' er nie an einer Sappho Brust

der Liebe Wollust eingesogen.

Sappho.

Scherze
mit meinem Himmel nicht, Damophile!
Ein liebend Herz ist leicht zu hintergehn;
es lebt von Hoffnung und von Zweifel. Lass
mir immerhin die Hoffnung; glücklich seyn
ist süss, wenn auch durch einen Irrthum.

Damophile.

Sey
so glücklich, als ein Irthum machen kann;
doch willst du nicht den Rath der Schülerin
verachten, so bedenke, dass ein Weib,
es sey so schön, so weise als es wolle,
mit Witz und Liebe nicht den Jüngling hält,
der nur sich selbst und seine Schönheit liebt;
dass nicht der Einklang zärtlicher Gefühle,
nur Stolz zu deinen Füssen ihn gelockt,
und ihn nur gleicher Stolz besiegen kann.
[13]

Sappho.

Nein! diese Kunst soll nie den Jüngling fesseln,
für den ich stets bereit zu sterben bin;
ihn schenke mir nicht Ehrgeitz, sondern Liebe.

Damophile.

Lockt Männerherzen schöner Widerstand
nicht mehr, als zärtliches Ergeben?

Sappho.

Leider
verrieth meist die verstellte Sprödigkeit
durch schlauen Widerstand, was zu gestehn
ihr Stolz erröthete.

Damophile.

Du weisst sehr gut
die Tugend unsrer Weiber zu entfalten.

Sappho.

Ist es nicht so? Ach! hätte nie das Weib,
was sie empfand, dem Glücklichen verborgen,
der von dem Herzen ihr den Schleyer riss,
zum erstenmal in ihrem Blick die Thräne
erwachter Liebe sah — nie hätte wohl
ein frecher Mann die holde Scham verlacht,
[14] und Äusserung unschuldiger Gefühle
für schlaue Kunst der Weiberlist gehalten.

Damophile.

Jetzt aber, da die Weiber Griechenlands
nicht mehr, wie sonst, geschmückt vom schönen Reitz
der Unschuld und Natur, beim ersten Blick

dem Jüngling Liebe schwören, den ihr Herz
für den Erwählten, Einzigen erkennt;
jetzt ist es Pflicht, dem Lauf der Dinge folgen,
und klug, nicht mehr als Andre seyn zu wollen.

Sappho.

Armseliges Geschlecht, das in Gefühl
des Herzens kalte Klugheit bringen will!
Geh hin, und mahle mit den schönsten Zügen
der Sterblichkeit dir einen Gott, dass du
mit Stolz und Lust dein Meisterwerk beschaust,
und jeder der es sieht, begeistert wird
und schwört, es sey ein Gott. Nun, denke dir,
käm' einer ernst und kalt dahergegangen,
und würfe dir dein schönes Bild in Stücken,
der Welt zu zeigen, dies Gemählde sey
vergänglich; sage, würdest du ihm danken?
[15]

Damophile.

Ich würde hassen dieses Mannes Neid.

Sappho.

Damophile, was jenem Künstler nie
sein Bildniss war, ist Phaon mir; und ach!
du wolltest mir den schönen Irrthum rauben?
(sie ergreift gerührt ihre Hand.)

Damophile.

Vergieb mir, Sappho.

Zweiter Auftritt.

Alcäus. Die Vorigen.

Alcäus.

Stör' ich?

Sappho.

Du störst nie.

Alcäus.

Es giebt denn doch wohl Augenblicke, wo
mein ernster Sinn dir keine Freude bringt.

Sappho.

Noch nie empfing ich einen Mann wie dich,
dass mir die Freude nicht im Auge war.
[16]

Alcäus.

Man freut sich dess, was man entbehren kann.

Sappho.

Das Nützliche entbehret man nie gern.

Alcäus.

Lass deinen Spott! Wer in den Waffen grau
geworden ist, und wen, gleich dir, Apoll
nicht ohne Huld in seinem Tempel sieht,
dem ist der Spott ein lästiger Gefährte.

Damophile.

Wie bist du heut so ernst, so rauh und wild,
als hättest du bey Atreus Mahl gespeist!

Alcäus.

Man kann nicht immer lächeln. Diese Welt
ist reich an drolligen Geschöpfen. Nicht
in jedem Hain entspriesst Cytherens Blume.

Sappho.

So sprich, womit vermag ich deinen Geist
zu muntern Scherzen aufzuheitern?

Alcäus.

Sappho,
erhabne Seele, wenn du willst, du kannst
auf meiner Stirn die düstern Falten glätten,
[17] in dieses Herz die Ruhe wiederbringen! —
Doch nein! die Götter wollen nicht mein Glück;
ein Knabe soll mit diesen Schätzen schwelgen,
ich seinen Sieg mit meinem Schmerz verschönen.

Sappho.

Alcäus, welcher wilde Geist beherrscht
in diesem Augenblick dein schön'res Selbst?

Alcäus.

Der Geist der Liebe. Edles, theures Weib,
du weisst, dass ich dein Haupt, von Ruhm geschmückt,
vom schönen Ruhm, der, ohne auf Ruinen
der Sterblichkeit zu wandeln, uns vergöttert,
dass ich dies Haupt, wo Wahrheit und Vernunft
vereinigt ihre Scepter tragen, liebe;
dass ich dies Auge, wo der sanfte Scherz,
die heitre Fröhlichkeit so lieblich glänzen,
um das ein schwarzes, seidnes Augenbraun
sich reitzend wölbt, und dem Vergnügen und
der Wollust winkt, dass ich dies Auge liebe;
dass ich dich selbst, dich ganz so wie du bist,
vergöttre; ach! und dennoch lachst du nur
[18] der Liebe, die ich fühle; hast für mich
Kein freundlich Wort und keine süsse Rede.

Sappho.

Ein tapfrer, kriegerischer Mann, dem schon
der Jahre Strom die Jugendblüthe raubt,
der im Genuss des Ruhms, als Dichter und
als Held, nicht Weibesliebe mehr bedarf,
um glücklich sich zu fühlen: dem gebührt
es wahrlich nicht, um Frauengunst zu betteln.

Alcäus.

Dem Jüngling wie dem Mann, gebührt dies nicht;
doch mit bescheidner Liebe um ein Weib,
wie du mir seyn wirst, werben, heisst nicht betteln.
Du irrst, wenn du das stolze Glück des Ruhms
Entschädigung für Amor's Freuden nennst.
Der Ruhm berauscht den Geist, und lässt das Herz
nach süsser Wonne dürsten; doch die Liebe
beseligt beydes, weckt im Schooss der Seele
verborgne Kräfte, zaubert unsrem Geist
unsterbliche Gestalten vor, indess
[19] das Herz, von schöner Wollust trunken, sanft
in eines Engels Hülle überströmt.

Sappho.

Und doch begnügtest du so lange dich
an diesem kalten Ruhm?

Alcäus.

War's meine Schuld,
dass ich erst jetzt die schöne Seele fand,
in der ich immer mich zu spiegeln sehne?
Ich weiss, das Jünglingsalter ist für mich
dahin; ich pflücke nicht mehr Rosen, mir
die Stirn zu kränzen, und um meine Schulter
wallt keine goldne Locke. Aber sieh!
noch hab' ich Kraft in meinem Arm, und Geist
in meinem Kopf; ich kann in jedem Kampf
noch siegen, und die freche Jünglingsfaust
zerschmettern, die nach meinem Lorbeer greift.
Die narbenvolle Brust zeigt, was ich war,
und Griechenland weiss, was ich bin!

Sappho.

Auch ich
verehre dich und schätze dein Verdienst.
[20] Ich würde dich als Vater lieben können;
als Gatten nie. Vergieb der Weiblichkeit;
Verehrung kann die Grösse sich erzwingen,
doch Liebe nicht.

Alcäus.

So wär' es wahr, dass auch
das edelste der Weiber nicht den Schleyer
der Sinnlichkeit von ihrer Seele reissen,
sich schöneren Gefühlen widmen kann?
So wär es wahr, dass auch an Sappho's Brust
ein feiger, schmeichlerischer Knabe schwelgen,
der Tugend den Triumph entreissen soll?
Unseliges Geschick, das mich erkohr
im kühlsten Quell zu dursten! dass mit Hoffnung
um meine schönsten Jahre mich betrog!
Auch das noch? auch verschmäht, verachtet, soll
ich einem Knaben weichen?

Sappho.

Du vergisst,
dass du mit einem Weibe sprichst! Durch wen
hast du ein Recht auf mich erhalten?
[21]

Alcäus.

Weib!
es giebt ein Recht, das nicht Gesetze kennen,
das schöne Recht, das uns in holden Blicken
die Hoffnung giebt; so theuer und so werth
dem Herzen, und so kränkend es verletzt
zu sehn.

Sappho.

So hinterging dich deine Hoffnung.

Alcäus.

Sie hat mich hintergangen. Lächle du
mit Stolz auf meine hingewelkte Freude;
doch höre meinen Rath. Unglückliche!
Du stehst auf einem jähen Fels, und siehst
den Dämon nicht, der in den Abgrund dich
zu stürzen droht! Ein Thurm auf Meereswogen
steht fester, als die Liebe, die der Reitz,
der flücht'ge Reitz, der Jugend weckte. Wie
am schönsten Busen schnell die Rose welkt,
die noch vor kurzen Augenblicken blühte,
vergeht auch diese Liebe, und der Schmerz
des Lebens reinstes Glück verscherzt zu haben,
[22] die Reue, nagt so lang' an deiner Kraft,
bis dich die Nacht des Grabes überschattet.
Was ist der Phaon, den du liebest? Mann
wird er sich doch nicht nennen? Männerschmuck
sind Thaten, und nicht aufgekräuste Locken,
nicht seidene Gewänder, nicht der Duft
von tausend Specereyen.

Sappho.

Stolzer Spötter!
das Alter prahlt mit dem was es gethan,
die Jugend reitzt durch Hoffnung.

Alcäus.

Wahrlich, gross
gedacht! Du bist ein seltnes Weib! die Welt
die nach uns kommt, wird deiner Lehren sich
erfreuen können; Buhlerinnen werden
an Sappho ihre Gottheit finden.

Sappho.

Und
in dir die Enkel einen frechen Mann.

Alcäus.

Vergieb! wo ist der Mann, der nicht gleich mir

[23] in solchem Augenblick gewüthet hätte?
Vergieb — du siehst — ich bin nicht, was ich war.
O, lass nicht Zorn die schönen Wangen röthen,
wo lieblicher die sanfte Güte blüht!
Wozu noch Zorn? Du siehst ja, dass ich schon,
indem ich reden will, erbeb' und schweige.

Sappho.

Wenn nicht dein Geist von deiner Thorheit mehr,
als deiner Liebe überzeuget wäre —
es würde dein beredter Mund nicht schweigen,
ich nicht errathen deiner Blicke Sinn.
Als Jüngling hättest du, wenn sich im Auge
Vergnügen mahlet und Erhörung fodert,
mit wen'ger hohen Worten mehr gesagt.

Damophile.

Sey nicht so grausam im Versagen; bitter
ist schon das Nein, auch ohne strenge Worte.

Alcäus.

Ja, bitter! aber süss der Rache Lust!
Wohlan denn, stolzes Weib, du sollst an mir
[24] auch einen stolzen Gegner finden! wisse,
die Liebe reift in Einem Herzen mit
dem Hass.

Sappho.

Ich fürchte wen'ger deinen Zorn,
als deine Liebe; Rache schreckt mich nicht. —
(ab)

Dritter Auftritt.

Alcäus. Damophile.

Damophile.

Nun, willst du nicht der göttergleichen Frau
nach ihrer stillen Kammer folgen? dort
wird sie vielleicht auch dir geneigter seyn.

Alcäus. (ohne zu hören)

Es ist zu viel!

Damophile.

Das fühlt der weise Mann,
der die Unsterblichkeit auf seinen Schultern,
auf seinem Haupt die Lorbeerkrone trägt,
erst jetzt?
[25]

Alcäus.

Ach, leider! seh ich den Betrug
erst jetzt, da ich betrogen bin.

Damophile.

Betrogen?
Das ist der Mann wohl nie; ihm bietet sich
die ganze Schöpfung an, bald mit dem Schwert,
bald mit dem Geist zu wirken und zu schaffen.
Ihn sollte je ein Weib betrügen können?
Dir steht's ja frey, an einem vollern Busen,
umwallt von weicherm Haar, und mehr gereitzt
durch glühendere Blicke, den Betrug
und die Betrügerin, wie Träume, zu
vergessen.

Alcäus.
Weiber sind in dieser Kunst
geübt. Der Mann liebt wahr; er ändert nur
aus Noth, und nicht aus Willkühr, seine Neigung.

Damophile.
Nun, so vertraure du die schöne Zeit
mit Klagen und mit Seufzern, singe Hain
und Thal dein Elend vor, und sammle Staub
[26] am Wege, wenn mit triumphirendem
Getös das stolze Weib, an Phaon's Seite,
im goldnen Wagen dir vorüber rauscht.

Alcäus.
Es ist zu viel! —

Damophile.
Sieh dann, wie Er mit Lächeln,
mit stolzer Freude, auf dich niedersieht,
und in den Einen Blick so vieles Mitleid
und so viel Spott zusammendrängt, dass du
aus Raserey dich selbst ermorden mögtest.

Alcaüs.
Was soll ich thun, dass mir dies Herz vor Zorn
und Rachlust nicht zerspringe!

Damophile.
Räche dich!
Wem war wohl je die Rache so erlaubt,
als dir? wer ward so schwer und tief gekränkt?
Ganz Griechenland kennt dich, den Stolz der Stadt;
ganz Griechenland wird deine Schmach erfahren,
[27] und glauben, wenn du schweigst, dass du verdient
sie trägst. Steht dir der Sprache ganze Macht,
des Geistes schärfstes Schwert nicht zu Gebot?

Alcäus.
Es sey! mein Hass verschwistert mich mit dir;
zum erstenmal auf eines Weibes Rath
will ich dem Zorn die Zügel fahren lassen.

Damophile.
Es wird dich nicht gereu'n; ich kenne mein

Geschlecht. Der Fliehende gewinnt durch Hass
mehr, als der Nahende durch Liebe.

Alcäus.

Schlange!
ich fühle schon dein Gift in meinem Herzen.
Auch du willst mich in deine Netze ziehn!
Was macht so schnell zu Sappho's Feindin dich?

Damophile.

Der Schimpf, der heut dich traf; der Spott, mit dem
sie einem edlen Mann begegnet. Glaubst
[28] denn du, dass kein Gefühl in meiner Brust
für Grösse wohnt? dass ich nicht dein Verdienst
mit stiller Ehrfurcht schätze, nicht in dir
schon längst den grossen Mann bewundert habe?
Sieh! ohne zu erröthen, biet' ich mich
zum Werkzeug deiner Rache dar. Ich will,
du sollst nicht länger mein Geschlecht verachten.

Alcäus.

In diesem Strom geht meine Weisheit unter. —

Damophile.

Versteh' ich dich? du zweifelst noch, ob mich
dein Vortheil oder fremde Absicht leite? —
Vergieb, dass mein Gefühl mich irr' geführt.
Leb wohl.

Alcäus.

Bleib, Mädchen!

Damophile.

Lass mich immer gehn.
Die Freundschaft, die mit unbescheidner Eil
des Andern Vortheil sucht, wird meist verkannt;
und es ist bitter, sich verkannt zu sehn.
[29]

Alcäus.

Bin ich dir wirklich werth?

Damophile.

Du bist es mir.
Schon als ich noch ein kleines Mädchen war,
und unbemerkt noch unter Blumen spielte,
hört' ich den ältern Bruder Athis gern
die hohen Oden des Alcäus singen!
Da schlug geschwinder dann mein kleines Herz;
so schwach ich war, fühlt' ich Begeisterung,
und weinte, dass ich nicht ein Mann geworden,
und brach, um dich zu kränzen, Rosen ab.

Alcäus.

O, scherze nicht mit meiner schönsten Hoffnung!
Dies thatest du?

Damophile.
Und jetzt, da mich zu dir
mein gutes Schicksal führt, ach! jetzt verwirfst
du meine Freundschaft.

Alcäus.
Ich verwürfe sie?
[30] Nein, holdes Mädchen, jetzt verehr ich dich
um diese Freundschaft. Sprich, gebiete mir!
Ich will mich deiner Führung überlassen.

Damophile. (schmeichelnd)
O, könnt' ich doch dein tiefgekränktes Herz
mit süsser Freude überraschen, dich
auf blumenreiche Auen führen, wo
die Liebe mit der Wollust dich umscherzte,
und du im Taumel nie gefühlter Lust
Vergessenheit vergangner Leiden tränkest!
So aber kann ich nur zur Rache dich
entflammen, und mit ihrem Balsam Wunden,
die Sappho schlug, dir heilen.

Alcäus.
Heilen nicht;
ich liebe sie, wenn sie mich auch verachtet.

Damophile.
Dann sie vielleicht für dich gewinnen.

Alcäus.
Wenn
du das vermögtest!

Damophile.
Leicht; nur Phaon's Liebe
[31] verblendet sie. Des Knaben Schönheit hat
ihr ganzes Herz bezaubert; diesen nur
entferne, und ich sehe dich als den
Beglückteren.

Alcäus.
Wie kann ich das?

Damophile.
Sehr bald.
Er fühlt, dass nur sein körperlicher Reitz
und nicht sein Geist, ihm Sappho's Herz erwarb;
er fürchtet jeden, der, wie du mit Ruhm
bekränzt, sich Sappho naht: wie leicht ist er
durch Eifersucht entzündet? Flatterhaft
und ohne Stätigkeit, lockt Phaon ja,
so bald ihm Sappho nur verdächtig wird,
das halbe Lächeln jedes andern Weibes.
Vergessen wird die stolze Dichterin,
und Sappho sinkt beschämt an deine Brust.

Alcäus.
Ich hasse jeden Sieg, den uns die List,
und nicht der Muth erwarb.
[32]
Damophile.
Vergisst du, was
Homer so beym Odysseus lobt?

Alcäus.
Der Kampf
des Schwerts, ist von dem Kampf der Liebe
sehr verschieden.

Damophile.
Wenig; denn in beyden siegt
der Kühne.

Alcäus.
Kennt auch wohl ein feiger Mann,
wie Phaon, Eifersucht? und wird er wohl
dem Lächeln andrer Weiber folgen?

Damophile.
Wär'
es denn das erstemal, dass Phaon sich
von seiner Sappho trennte? War er nicht
vor wenig Wochen noch Andromeda's
Geliebter, der mit Lächeln Sappho's Thränen
und ihren Kummer sah?
[33]
Alcäus.
Abscheulich! diesen
mir vorzuziehn?

Damophile.
Schick eine beissende
Satire in die Welt, und Phaon lacht
mit dir der stolzen Sappho. Kennst du denn
so gar nicht diese Art Geschöpfe? Nichts
ist leichter, als ihr ganzes Selbst verändern.
Sie denken nichts als was sie hören; fühlen
nur was sie sehen; schätzen was man lobt,
und tadeln was vor ihnen Andre tadeln;
sie glauben viel, weil sie nicht untersuchen;
und lieben, weil der Hass gefährlich ist.

Alcäus.
Ein schönes Bild von meinem Nebenbuhler!

Damophile.
Und doch, ich schwör' es dir, kein falscher Zug
in diesem ganzen Bilde! Prüfe selbst,
und du wirst sehn, ob ich erfunden habe.
[34]
Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Phaon.

Phaon. (stutzt)
Alcäus hier?

Damophile.
Er hat beym Frühstück heut
mit weisem Scherz uns Weiber unterhalten;
wir sind ihm alle dankbar.

Alcäus.
Und da jetzt
ein weiser Scherz wohl überflüssig wird,
so will ich mich entfernen, um den Spass
von diesem Flötenspieler nicht zu stören. (ab)

Phaon.
Ein frecher, stolzer Gast, der seinen Ruhm
dem Glück, nicht dem Verdienst, zu danken hat.

Damophile.
Auch Sappho's Gunst ist er dem Glücke schuldig.
Ich, meines Theils, erkenne nicht den Reitz,
den sie in seiner kalten Weisheit findet.
[35]
Phaon. (verdriesslich.)
Auch das noch! immer muss ich diesen Mann
hier treffen, immer mich mit seinem Stolz
begegnen! Sappho weiss, dass ich ihn hasse;
und doch verweigert sie ihm nicht ihr Haus.

Damophile.
Dein Einfluss ist vielleicht nicht mehr so gross.

Phaon.
Wie so?

Damophile.
Erinnrung des Vergangnen ist
ein Freund, der selbst im Rausch der schönsten Freude
nur selten uns verlässt, und gern sein Gift
in ihren Nektar mischt.

Phaon.
Was kümmert das
Vergangne mich? ich hab' es längst vergessen.

Damophile.
Du wohl; doch nicht ein stolzes Weib, von dir
so tief gekränkt! Weisst du noch nicht, dass Liebe
ein göttliches Gedächtniss hat? sie kann
[36] nach Jahren dir noch jedes schöne Wort,
noch jeden holden Blick, noch jeden Kuss
berechnen; aber fühlt auch jeden Schmerz,
auch jede Kränkung noch, so tief und wahr,

als in dem ersten Augenblick der That.

Phaon.
Um desto theurer wird die Gegenwart.

Damophile.
Nicht immer. Trotze nicht auf deinen Werth!
Der stolze Wunsch, nach tausend Jahren noch
in eines Dichters Liedern leben, hat schon oft
die Falten einer Stirn geglättet, die
erbleichte Wange rosenroth gefärbt,
ein struppig Haar in goldenes Gelock
verwandelt! Weiber sind wie Sonnenblicke;
man kann die Wolken nicht berechnen, die
sie trüben.

Phaon.
Sappho sollte mich verachten?

Damophile.
Das will ich nicht behaupten; aber ach!
so wie ein Weib, mit einer weichen Seele,
in der der Durst nach Ruhm, die Eitelkeit,
[37] am Helikon die Stirn mit Lorbeer zu
umkränzen, nicht so mächtig herrschte — wie
ein solches Weib dich lieben würde, liebt
sie nicht.

Phaon.
Dies fühl' ich nur zu sehr; sie jagt
nach Witz, statt im Gefühl zu schwelgen; wo
mein Kuss ein andres Weib vergötterte,
betrachtet sie die Harmonie der Kräfte,
und denkt, wo sie empfinden sollte. Freylich,
im Anfang' überrascht dies Phänomen;
Gedanken sind beym Weibe seltner als
Gefühle; doch zuletzt hinkt diese Weisheit
auf so verjahrten Krücken her, man hört
an schönen Worten sich so satt, dass man
von Herzen gern ein wenig dümmer wäre.

Damophile.
Und dann, vergieb, es bleibt doch ewig wahr,
die Weisheit aller Welt vermag uns nicht
in jene himmlische Entzückung zu
versetzen, jene Wonnen zu gewähren,
mit denen uns die Schönheit überrascht.
[38]

Phaon.
Nie hab' ich inniger, nie wahrer dies
empfunden, als in diesem Augenblick,
wo ich in dir das schönste Weib bewundre.

Damophile.
Du scherzest, Phaon, und ich nehm' als Scherz

es lachend auf.

Phaon.
Beym Zeus!

Damophile.
O, schwöre nicht!
es würde dich bey Sappho's Kuss gereuen.
Ich bin nicht schön; es sind auf Lesbos Weiber,
des schönen Phaon's würdiger als ich.

Phaon.
Beym Zeus! ich kenne Keine, die dir gleicht.

Damophile.
Wahr ist es, wenn ich mir den schönen Mann
in seines Reitzes Fülle denke, wie
bedürftig er die flammenheissen Triebe
mit kalter Weisheit labt; auf hagre Wangen
die weichen Lippen drückt; sein schönes Haupt
[39] auf einem hingewelkten Busen wiegt,
an dem, nach ihm, ein alter Krieger schlummert:
so jammert's mich, dass er die Rosenzeit
des Lebens so vertrauert.

Phaon.
Schweige, Mädchen!
Ich will nicht länger deine Stimme hören;
Sirenenmacht hat jedes leise Wort.

Damophile.
Und wenn ich mir dagegen ihn so denke,
wie meiner Phantasie sein Bildniss sich
oft unwillkührlich zeigt: umschattet von
den seidnen Locken eines Mädchens, die
mit Hebe's Jugend prangt, der Rose gleich,
die noch kein fremder Hauch berührte; sanft
und zärtlich, immer lächelnd, immer neu
in ihrem Scherz, und immer glühender
in ihren Küssen; die für ihn nur fühlt,
für ihn sich schmückt, für ihn allein den Schleyer
vom vollen Busen reisst, und nun — und nun —
mit einem Blick — mit einem Händedruck —
[40]

Phaon.
Halt ein, halt ein! die Wollust des Gedankens
vernichtet mich!

Damophile.
Wenn ich dies Alles mir,
so wie ich's fühle, denke; Phaon, dann
könnt' ich verzweifeln, dich an Sappho's Brust
in kalter Ohnmacht, schlafend dich zu sehn.

Phaon. (zu ihren Füssen)

O, mache mich so glücklich! lass mich fühlen
die namenlose Lust, die du so schön,
so göttlich schön mir mahltest.

Damophile. (kalt)
Steh' doch auf!
die schöne Sappho mögte so dich finden;
sie würde zürnen. Auf! besinne dich.

Phaon.
Wozu Besinnung? ewig will ich hier
an diesem Boden angekettet liegen,
mich ewig so an deinem Anblick weiden.
[41]
Damophile.
Ich will der edlen, stolzen Meisterin
so einen lieben Schüler nicht entführen.
Gedulde dich; ich will dir Sappho rufen.
(ab)

Fünfter Auftritt.

Phaon. (allein)
(nachdem ihn Damophile verlassen, richtet er sich auf,
und wirft sich voll Unmuth in einen Sessel.)
Mit welchen Farben mahl' ich dieses Bild,
verschwunden im Entstehn? für Wirklichkeit
zu schön, und kurz genug für einen Traum?
Ich weiss nicht, soll ich glauben, was ich sah
und hörte, oder soll ich's läugnen? Geist
und Körper hat es tief erschüttert; nun
auf ewig Sappho's Bild aus meiner Brust
verdrängt, und eine Gottheit aufgestellt,
die mit mir leben, mit mir sterben muss.
Was soll ich thun, wenn Sappho kommt? wie sie
empfangen? — Phaon, Phaon! du betrügst
dich selbst mit falscher Hoffnung! —
[42]
Sechster Auftritt.

Sappho. Phaon.

Sappho.
(fliegt ihm freudig in die Arme.)
Mein Geliebter!
O, lass mich tausend, tausend heisse Küsse
auf Wang' und Mund dir geben; lass mich hier
an diesem lieben Herzen fühlen, wie
es schlägt, damit der himmlische Gedanke,
es schlägt für mich, mir Kräfte leih', dies Glück,
dies süsse Glück zu fassen!

Phaon.
Rufe dir
die Dichter unsrer Zeit! sie werden schön

und reitzend dir den Himmel mahlen, den
du suchst.

Sappho.
Wie kannst du mir so hart und kalt
begegnen, mir, die nur aus deinen Blicken
ihr Leben saugt?
[43]
Phaon. (steht auf.)
Einst glaubt' ich dies; doch jetzt
ist mir das Licht der Wahrheit aufgegangen.
Alcäus wird dir Lieder singen; ich
will unterdess zu seinen Chören pfeifen.

Sappho.
(zieht ihn mit Gewalt zurück, und knieet vor ihm hin.)
Bleib, Lieber, hier auf diesem Sessel bleib!
Ich will es, bleib! O fliehe nicht! ich muss
in diesem schönen Auge einmal noch
mich spiegeln, muss den seltnen Reitz bewundern,
mit dem dich die Natur, ein Wunder, schuf.
Lass deine Seele mich in holden Blicken
entfalten und durch ihre Reitze mich
in zaubernder Vergessenheit berauschen,
wo sich dem Auge alles göttlich mahlt,
uns wie der Blitz ein heller Strahl durchglüht,
die Seele in der Wiege des Gefühls
entschlummert, in Elisium erwacht,
und wir, so süss getäuscht, die Sterblichkeit
in Lethe's Wogen tauchen.
[44]
Phaon.
Träume du
dich unter Götter; lass den Kriegesmann
sie zeichnen! Ich will unterdess des Glücks,
erwacht zu seyn, geniessen.

Sappho.
(sie legt seine Hand in die ihrige.)
Lieber Phaon!
verdient mein zärtliches Bemühn, den Flor
des Argwohns von dem Auge dir zu reissen,
verdient es wohl Verachtung? Weg mit Ernst,
mit Stolz, mit Kälte, wo die Götter selbst
in Flammen lodern! Was kann dich betrüben?
Dass ein verliebter Greis, ein Liebling des
Apoll, nach meinem Schatten läuft, und mich
mit seiner Liebe quält? dass er, zu stolz
ein Märtyrer der Liebe seyn zu wollen,
mit der Begier, beglückt durch Amors Gunst
zu werden, Zorn getäuschter Hoffnung paart?
Ist dies die Schlange, die an deinen Freuden,
an deiner Liebe nagt? O, wenn dein Herz
von gleichen Flammen wie das meine brennt;
wenn du mit mir den Rausch der Liebe theilen,

[45] dich selbst in meinem Glück vergöttern willst:
so komm, und gieb den tollen Argwohn auf!
komm her an meine Brust! kein leiser Wunsch
soll unerhört in dir entkeimen; alle,
ach! alle, soll mein Kuss befriedigen.
Komm! lass uns mit den Rosen des Vergnügens
die jugendliche Stirn umkränzen! Nur
die Jugend ist das Alter siisser Freuden,
das Alter des Genusses. Lass sie nicht
entfliehn! Komm, komm an meine Brust!

Phaon.

Weib! Weib!
wenn doch in diesem heissen Kuss das Gift
verrätherischer Liebe glühte!

Sappho.

Dann
verlass mich! dann verstoss mich! nimm mir Alles,
was mich beglücken kann, was meinen Stolz,
was meine Freude macht! nimm deine Liebe!
und ich will doch nicht klagen, doch nicht murren.
[46]

Phaon.

Beym Herkules! du bist doch schön! — dich schmückt
die Heucheley mit neuen Reitzen.

Sappho.

(sie richtet sich schnell auf.)

Phaon!
erröthe vor dir selbst! so feig und arm
an Kraft hätt' ich dich nicht gehalten. Wie?
du bebst vor einem alten Mann? du glaubst
durch ihn aus meinem Herzen dich verdrängt?
du, mit der Jugend und dem Reitz der Kraft
geschmückt, willst noch Alcäus Ruhm und Stolz
durch deine Furcht vermehren? Seine Liebe,
die graue Thorheit hingewachter Nächte,
vermögte deine Stirn mit Argwohn zu
umwölken?

Phaon.

Weibesgunst ist nur ein Kind
der Laune; Schmeicheley ein Netz, in das
die meisten Weiber laufen. Greis und Jüngling
sind ihrem Stolze gleich.
[47]

Sappho.

Der Liebe nicht!
Erhebe deine Stirn, geziert mit Frühlingsanmuth;
lass mich im Anschaun deines Auges, bey
der zauberischen Sprache ihrer Blicke,
lass Herz und Sinne mich in Lust berauschen,
und zweifle dann an meiner Liebe noch!
Du zitterst vor zu mächt'gen Nebenbuhlern?

Geh! meine Furcht ist gleich; mir ward mehr Muth.
Was kümmert mich die Eifersucht der Andern,
sind sie auch reitzender als ich! Ihr Hass,
der meinen Schritten folgt, sich gegen mich
verschwört, mich bitter kränkt und mich verläumdet!
Was kümmert mich ihr eiteles Geschwätz!
Ich will, vermag ich's, ihren Hass noch mehr
verdienen, und in deinen Armen sie
vergessen. (sie fällt um seinen Hals.)

Phaon. (drückt sie weg.)
So vergiss auch mich! Dein Witz
hat mich zu lange schon gefesselt, schon
[48] zu lange mir die Liebe vorgespiegelt,
um die ich bat, und die du nie empfandest;
ich bin es satt, ein Sklave deines Stolzes
zu seyn, und im Triumph von dir geführt
zu werden.

Sappho.
Geh! jetzt bist du frey! Die Götter,
die unser Herz erforschen, wissen es,
dass ich mit ew'ger Treu dich liebe, dass
kein Falsch in meiner Seele wohnt. O, Phaon!
noch einmal komm an meine Brust, dass ich
von deinen Lippen nur auf Augenblicke
Entzücken saugen kann! Es wird dem Menschen
so schwer, von einer schönen Hoffnung sich
zu trennen; und so gross es ist, sich selbst
vergessen, Andern seinen Himmel schenken,
so schwer ist's auch! Ach, Phaon! es ist leichter,
Aufopferung bewundern, als vollziehn!

Phaon.
Auch leichter täuschen, als getäuscht zu werden?
[49]

Sappho.
Verachte mich! ich fühle mich zu gross,
Verachtung zu verdienen! Schmähen kann
der schwächste Sterbliche die Götter; doch
in ihren Himmeln sie bestürmen, war
Giganten nur erlaubt. Ich kenne dich;
der Stempel der Natur betrügt uns nie.
Verschleyern kann die Kunst das Schöne, nicht
verwischen. Scham verachtet, was die Reue
verehrt.

Phaon.
Du irrst bei mir.

Sappho.
Ich irre nicht.
Ein sanftes Herz gleicht einem feinen Schleyer,
durch den die Farbe des Gewandes blickt:
wie dieser Farben, ändert jen's Gefühle;

doch eines weisen Künstlers Hand weiss bald
der schönsten Farbe Stätigkeit zu geben.
Ich bin der Künstler nicht; drum lass mich weinen!
[50]

Phaon.

Du bist ein grosses Weib! —

Sappho.

(sie schmiegt sich an seine Brust.)

Ach! als ich hier
an dieser Brust zum erstenmal die Thräne
der Freude weinte, hier zum erstenmal
die Göttlichkeit der sterblichen Natur
empfand; als mich der Hauch von deinen Lippen
zum erstenmal berührte, Flammen sich
durch meine Adern stürzten, Herz und Geist
entzündeten, und ich dich immer fester,
gewaltiger an meinen Busen drückte,
nichts sah als dich, nichts hörte als den Laut
des tiefgeschöpften Athems deiner Brust,
nichts fühlte als den Druck von deiner Hand,
das glühende Entzücken deines Kusses —
o, Phaon, da hätt' ich den kühnen Mann
für einen Rasenden gehalten, der
gesagt, ich würde je bereuen, dich
geliebt zu haben; ach! da hätte sich
für mich der Himmel öffnen, die Natur
[51] der Erde sich verändern können — nichts
als dich hätt' ich gesehn, gehört, gefühlt;
in deinem Arm war mir der Tartarus
Elisium geworden! —

Phaon.

Schone mich!
ich bin ja dein; ich will es ewig bleiben!

Sappho.

Nein! du bist frey! Geh in die Welt, so weit
wie deine Blicke reichen, wo die Nacht
des Tartarus beginnt, der Ocean
in seinen Fluthen stille steht; geh' hin!
und findest du ein Weib, die mehr dich liebt
als ich, so kränze dich mit Rosen, sey
beglückt, und denke nicht an meine Thränen!
Doch findest du sie nicht, die Glückliche,
so komm zurück, dass deine Sappho dich
mit einem Kuss so selig mache, als
die ganze Welt es nicht im Stande war.

Phaon.

Ich brauche nicht die Erde zu durchziehn.
[52] Beym Herkules! ich fühle, du bist gross!
Ich bin nicht deiner werth; vergieb!

(er sinkt zu ihren Füssen.)

Sappho.

Weg mit
der Reue, wo die Liebe herrscht! Hieher
an meinen Busen, Mann, an meinen Busen,
dass ich mit meinen Küssen dich entflamme,
und Götter neidisch auf uns niedersehn! —

Ende des ersten Akts.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Sappho. Zidno.

Sappho.
(sucht ihre Thränen zu verbergen, da Zidno hereintritt.)
Sey mir gegrüsst, Geliebte.

Zidno. (sie froh umarmend.)
Sey mir gegrüsst!
Ach, es ist schön, nach einer frohen Stunde,
am Busen einer Freundin ruhn.

Sappho.
Wo kommst
du her?

Zidno.
Aus Orpheus Schule. O, man fühlt
es dort, dass eine Gottheit uns begünstigt;
[54] harmonischer bebt dort die Saite, wenn
auch nur von eines Schülers Hand berührt;
es athmet jede Stimme Überredung,
und jeder Laut wiegt uns in süsse Träume.
Es handeln wohl recht thöricht Jene, die
der Götter Einfluss läugnen, und mir scheint
die alte Sage wahr, auf Orpheus Grab
sey Philomelens Lied melodischer,
als irgendwo gewesen.

Sappho.
Liebe Zidno,
die Götter können viel; doch mehr noch die
Natur. Sie ist der Götter Seele, wie
des Künstlers Meisterwerk sein schön'res Selbst.

Zidno.
Glaubst du die Wunder Orpheus nicht?

Sappho.
Du meynst?

Zidno.
Die Wunder, deren Zauberwirkung wir
noch jetzt empfinden. Rief nicht Orpheus Kopf,
der an Methymnens Ufer mit der Leyer
[55] des Göttlichen gefunden ward, den Geist
der Harmonie in unsre Thäler? Hat
auf Lesbos und in Mitylene nicht
seit diesem Augenblick ein neues Leben,
ein neues Feuer sich ergossen? Hat
Geschmack für Dichtkunst und Musik, Gefühl
des Schönen, Harmonie der Sprache — hat

dies alles nicht seitdem uns Lesbier
weit über alle Völker Griechenlands
erhoben? Selbst Athen weicht unserm Ruhm;
ein Pittacus ward unserm Staat gebohren;
Terpander's und Arion's Vaterland
ist auch das unsre, und in dir erkennt
ganz Griechenland die zehnte Muse.

Sappho.

Dies
sind Wunder, die kein Weiser läugnen wird.
Der Wahn, in einer Gottheit näh'rem Schutz
zu stehn, hat schon so manche Heldenthat,
so manches Wunderwerk vollendet, und
die Weisheit von Jahrhunderten, hat oft
zuerst aus einem Irrthum sich entwickelt.
[56]

Zidno.

Und welches weiche Herz wagt wohl, die Macht
der Harmonie, des Saitenspiels zu läugnen?
Selbst wilde Löwen lauschten, wurden sanft,
wenn Orpheus sang; es sollte Menschen geben,
die ungerührt ihn hörten? denn er lebt
in seinen Schülern noch, er wandelt noch
auf Lesbos. Wenn ich in der Abendstille
am Meer, in Palmenschatten, oder auf
der Flur, auf weinbepflanzten Hügeln wandle,
und in Olivenbäumen sanft das Laub
ein kühler Abendwind durchsäuselt — o!
dann scheint's, als hört' ich Orpheus Stimme; dann
ergreift ein heiliges Entzücken mich;
ich eile schnell nach meiner Wohnung, nehme
begeistert meine Leyer; — nur ein Ton,
und Mitylen' ist in Elisium
verwandelt.

Sappho.

Könnten, holde Schwärmerin,
[57] dich so die stolzen Männer sehn, sie würden
die Schönheit einer Weiberseele tief
empfinden. Träume, liebe Zidno, träume,
so lange dir noch Träume möglich sind.
Die Kunst, sich schön zu täuschen, ist ein süsses,
ein himmlisch Eigenthum der Jugend, nur
verachtet von dem Neid des Alters.

Zidno.

Täuschen?
Du, die du selbst mit fremdem Saitenton
des Gottes Ohr entzücktest, dem System
der Harmonieen neue Kühnheit gabst,
du nennest dies empfinden: stolz sich täuschen?
Ha! wenn die Wollust, von der Harmonie
melodischer Gesänge sanft gerührt

zu werden, und in süsse Wehmuth still
versenkt, das Unerforschliche zu ahnen,
zu fühlen, was kein Dichter singen, und
kein Mahler zeichnen kann, durch einen Ton
der Seele tiefsten Grund erschüttert, ihre
verborgensten Empfindungen geweckt
zu sehn — wenn diese Wonne Täuschung ist,
[58] so mag ich nie die Wahrheit kennen, und
der Weise wird um meine Täuschung mich
beneiden.

Sappho.

Goldnes Alter, wo die Seele
noch nicht gestört, im stillen Friedensglück
unschuldiger Gefühle, sanft und gut
den Winken jedes schönen Schattens folgt,
in Phantasieen jubelnd sich berauscht —
ach! goldnes Alter, mir bist du entflohn!
An Wahrheit reicher, und an Freuden ärmer,
wein' ich den hingeflohnen Stunden nach.

Zidno.

Du könntest die Vergangenheit beseufzen?
du, mit dem Lorbeer auf dem Haupt, willst die
entflohne Zeit bereuen?

Sappho.

Ach! was hilft
der Lorbeer auf dem Haupt, wenn um das Herz
sich die Cypresse windet? Aller Ruhm
[59] der Welt vermag der Liebe Kummer nicht
zu lindern.

Zidno.

Phaon liebt ja dich.

Sappho.

Er liebt,
wie in umwölkter Nacht die Sterne leuchten;
bald sichtbar, bald verschwunden. Hoffend blickt
der Wandrer nach dem Himmel, hocherfreut,
nur einen schwachen Schimmer zu entdecken.

Zidno.

Dies Gleichniss trifft dich nicht.

Sappho.

Wohl trifft es mich!
Ich liebe diesen schönen Jüngling mehr,
als mir's Vernunft und Freundesrath erlauben;
ich finde den Verräther meines Glücks
in meinem Herzen, und bin doch zu schwach,
die Waffen, die mir bleiben, zu gebrauchen.
Ach, Zidno, hüte dich vor diesem Kampf!
es ist ein fürchterlicher Kampf; er presst

der Seele ganze Kraft zusammen, zeigt
[60] in himmlischer Verklärung uns die Tugend,
und reisst, wenn wir entzückt an ihren Busen
schon sinken wollen, uns mit Ungestüm
zurück zu der geliebten Schwachheit.

Zidno.

Sappho,
du machst mich zittern! welches Bild entwirfst
du von dem Stand der Liebe!

Sappho.

Nicht der Liebe;
ein böser Dämon hat Cytherens Sohn
den Pfeil geraubt, mit dem er mich verwundet.
Wie innig lieb' ich ihn! wie wahr, wie ewig!
Wie zärtlich lag er noch an meiner Brust
erst gestern, schwor mir Treu'; und dennoch — Lass
es mich vergessen, lass mich ewig schweigen!

Zidno.

Sey ruhig, Liebe! — Komm, begleite mich.
Der Himmel ist so schön, das Meer so still;
lass uns die Schatten dunkler Büsche suchen.

Sappho.

Nein, bleib. Dir, gute Seele, will ich mich
[61] vertrau'n, an deinem Herzen meinen Gram
verhauchen. Ach! du wirst mich nicht verrathen!
Lies diese Zeilen.
(sie nimmt aus ihrem Busen einen Brief.)

Zidno. (liest.)

„Schönes Mädchen, nie
werd' ich den süssen Augenblick vergessen,
in dem du mir zum erstenmal erlaubt,
in deinem blauen Auge Zärtlichkeit
zu lesen. Gönne heut dem lechzenden
Geliebten auch das süsse Glück, zur Zeit
der Dämmerung, in dem Olivenhain
am Meer, mit heissen Küssen Liebe dir
zu schwören. Phaon. — "

(Sappho ist von Schmerz betäubt in einen
Sessel zurückgesunken.)

Zidno.

Arme Freundin!

Sappho.

Lass
mich sterben! —
[62]

Zidno.

Hätt' ich Trost, könnt' ich dein Glück

mit meinen Thränen, meinem Leben selbst
erkaufen — freuen würd' ich mich!

Sappho.

Für mich
ist keine Freude mehr.

Zidno.

Der Schmerz betäubt,
wirft einen Schleyer auf die Rosenwange
der Hoffnung! Noch ist Phaon nicht für dich
verloren; noch verdammt ihn nur der Schein,
und nicht die That. Wer gab dir dieses Blatt?

Sappho.

Mir gab es eine Sklavin, die es fand,
als es Damophile verloren hatte.

Zidno.

So hab' ich nicht geirrt; so hab' ich Recht,
dass du an diesem Mädchen eine Schlange
in deinem eignen Busen nährtest. Nie
hab' ich es wagen wollen, dich zu warnen.
Ich wusste, leichter sey es, Herzen trennen,
denn sie vereinen; leichter sey die Kunst,
[63] das Gute Andrer läugnen, als erheben.
Doch jetzt, jetzt will ich reden, Sappho, will
den alten Zorn mit neuen Stacheln wecken.
Weisst du schon, wer Andromeda's Vertraute
in Phaon's Liebeshandel war? Wer Phaon
mit schlauer Kunst auf unbekannter Bahn
zum kühl umlaubten Bade brachte, wo
Andromeda, mit halb verschlossnem Busen
in süsser Mattigkeit entschlummert lag?
Weisst du, durch wen Alcäus angespornt
zur Rache ward?

Sappho.

Von wem sollt' ich es wissen?

Zidno.

Damophile, die dir mit Lächeln bald,
und bald mit süssen Worten schmeichelte,
sie that dies alles, und ganz Mitylen
bedauert und verlacht dich längst, dass du
bis jetzt in ihr die Freundin liebtest, und
nie sahst, wie sie dich hinterging.

Sappho.

Es kann,
es ist, es soll nicht seyn! Ich will mir nicht
[64] den holden Glauben nehmen lassen, der
die Tugend uns zur Mitgift der Natur,
nicht zum Geschenk der Reue macht. O, lass
mir meinen Glauben, Mädchen! Es ist süss,

beim Anblick einer reitzenden Gestalt
den Wohnsitz einer schönen Seele sich
zu denken; bitter, sich geirrt zu haben.

Zidno.

Sieh diese Thräne, und dann frage noch,
ob ich mit kaltem Herzen Menschenwerth
und Menschentugend läugnen kann. O, du
hast nie in süsse Harmonieen dich
verloren, bist dem Zauber des Gesangs
mit deiner Seele nie gefolgt, wenn du
in Orpheus Schülerin Verläumdung suchst.

Sappho. (sie an sich drückend)

Ich kenne deine liebe gute Seele,
begeistert für Gesang und Harfenton;
ich weiss, du liebst mich nicht aus Stolz, nur aus
Gefühl. Nimm meinen Dank für deine Freundschaft;
bedaure mich, und wenn du kannst, gieb Rath.
[65]

Zidno.

Mein Herz kann immer fühlen, selten rathen.

Sappho.

Ich will sie selbst erforschen; sey verschwiegen!
Des Schuldigen Verräther ist sein Blick.
Der Witz kann sich mit jeder Tugend schmücken;
das Auge trägt die Farbe der Empfindung.
Sie muss bald kommen.

Zidno.

Dann entferne mich;
ich kann nicht Kälte heucheln, wenn mein Herz
so tief erschüttert ist. Verachtung zu
verbergen, ist die Kunst der Schmeichler; wahr
und frey ist meine Liebe, wie mein Hass.

Sappho.

So geh', und lass in meinem Kummer mich
allein.

Zidno.

Nie werd' ich, wenn Gefahr dir droht,
[66] von dir mich nie entfernen; aber jetzt
würd' ich dir, statt zu nützen, schaden. Freundschaft,
wie sie die Seele eines Edlen fühlt,
sucht nicht mit schmeichlerischer Biegsamkeit
des Freundes Liebe zu gewinnen; da,
wo Alles flieht, wo jede Hoffnung schwindet,
da sammelt sie erst ihre Kraft, und beut
des Feindes Stahl den Busen dar! Wenn einst
sich dieser Augenblick dir naht; dann, Sappho,
dann wirst auch du mich finden. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Sappho.

Schwacher Trost
für die gekränkte Liebe! — Alles kann
die Welt dem Menschen geben, Alles ihm
ersetzen; nur die Wollust, sich geliebt
zu fühlen, ist unschätzbar. Hier verliert
das Gold den Glanz, der Ruhm den Reitz, die Macht
[67] den Stolz; armselig fühlt im Purpur selbst
sich die getäuschte Liebe, sieht mit Neid
zufriedne Zärtlichkeit in Hütten sich
umarmen, und betrauert ihr Geschick! —

Dritter Auftritt.

Sappho. Damophile.

Damophile.
Du bist allein? Mir däucht, ich hörte reden.

Sappho.
Es giebt Momente, wo Vernunft und Herz
sich mit einander streiten; dieser Streit
bricht meist bei mir in Worte aus.

Damophile.
Wer weiss,
wie wichtig auch der Streit gewesen!

Sappho.
Ach!
er war nur allzuwichtig für mein Glück.
Denk', ich verlor zugleich an Einem Tage
die Hoffnung mit dem Glauben.
[68]

Damophile.
Wie versteh'
ich das?

Sappho.
Die Hoffnung, glücklich je zu werden;
den Glauben an die Tugend einer Freundin.

Damophile.
Für eine Seele, wie die deinige,
ein schrecklicher Verlust! Die Hoffnung ist
so schwärmerischen Herzen werther, als
Genuss; und Freunde sind, wie Chios Wein,
nur gut, wenn sie ein graues Alter krönt;
daher nicht leicht durch jüngre zu ersetzen.

Sappho.
Du weisst noch lange nicht das ganze, fein
gesponnene Gewebe schlauer List,
mit dem mich diese Schändliche umspann.

Du würdest selbst erröthen, dass ein Weib
so lasterhaft zu werden fähig sey.

Damophile.
Ich brenne vor Begier, aus deinem Mund
die traurige Geschichte zu vernehmen.

Sappho.
Du sollst sie hören; denn es ist Gewinn
für dich und mich! Das Laster spiegelt sich
nicht grässlicher als in des Weibes Thun;
das Weib, zur Tugend und zu sanfteren
Gefühlen nur geschaffen, ist im Guten
entzückend schön, doch grausend auch im Laster.
Die Götter hüllen in des Nebels Wolken
ihr Angesicht, wenn sie ein gottlos Weib
erblicken.

Damophile.
Welchen Zweck hat diese Rede?

Sappho.
Zu warnen und zu schrecken! Freilich ist
in meinem Munde diese Rede neu.
Als ich noch unbelauscht vom Neid, in froher
schuldloser Seligkeit den Tag durchlebte,
da band ich nur der Tugend Rosenkränze,
und wusste nicht, dass unter Blumen oft
verborgne Schlangenbosheit schlummere.
Doch jetzt — o, weine über mein Geschick!
[70]
Damophile.
Du weisst, wie treu ergeben ich dir war
von Jugend auf. Ich weinte gern mit dir,
wüsst' ich nur erst, ob diese Freundin auch
verdient, von dir beweint, beklagt zu werden;
es liegt für uns oft im Verlust Gewinn.

Sappho.
Wenn eine Seele, die verdorben ward,
beweint zu werden je verdiente; so
ist es die ihrige. Nie sah ich noch
ein Weib wie sie. In ihrem Auge stralt
verschwiegne Wollust und bescheidne Grösse;
ihr Lächeln hat die Kraft zu morden und
zu heilen; ihr Verstand bezaubert und
beleidigt; sie ist Alles, was sie will;
auf Cypern würde sie Cythere, in
Athen Minerva seyn.

Damophile.
Und dieses Weib
hast du gewagt zur Freundin dir zu wählen?
vergassest du, dass Geister dieser Art,
zu gross um das Gewöhnliche zu schätzen,

[71] die sanfte Stimme sterblicher Natur
verachten?

Sappho.

Schwache Seelen lächeln, wo
der grosse Geist anbetend niedersinkt.
Natur! dich kann die Bosheit nur verläugnen;
sie kennt der Tugend schöne Wollust nicht.
Wer gross sich dünkt, und deine Wunder nie
mit still bethräntem Auge sah, der ist
zu klein, um Freundesliebe zu verdienen.
Damophile! es war ein schöner Tag,
da ich dies seltne Weib, als Freundin sie
zum erstenmal begrüsste. Lange schon
hatt' ich in ihrer Blüthe sie betrachtet;
und wie der Gärtner mit Entzücken die
Aurikelpflanze sich entkeimen sieht,
und ahnet, wie so schön bestäubt ihr Blatt,
wie künstlich ausgezackt es seyn wird, wie
ihr Kelch so gross und rund, und ihre Farbe,
ein helles Grün mit Purpur eingefasst,
erscheinen wird — so, dacht' ich, wird dies Mädchen
die Krone aller Weiber seyn. Und als
[72] sie nun entwickelt vor mir stand, und ich
mir schmeichelte, in dieser schönen Seele
so manchen Keim des Trefflichen geweckt
zu haben; als ich nun an meine Brust
die Freundin drückte: — ha! Damophile,
da hätt' ich eine Welt verschenken können,
um ihr nur eine kleine Freude zu
verschaffen! — Und ach! jetzt — jetzt hat sie mich
verlassen, mich verrathen! —

Damophile.

Wie? verrathen?

Sappho.

Das theuerste, was mir auf dieser Welt
die Götter schenkten, was mir werther als
mein Leben, werther als die Hoffnung ist,
einst in der Dämmerung Elisiums
zu wandeln — dies hat sie mir auch geraubt,
um nun an meinen Qualen sich zu weiden!
Lies dieses Blatt, das sie verlor!

Damophile. (liest, dann staunend)

Von Phaon?
Der Frevler wagt, von dir geliebt, von dir
[73] zum zweytenmal mitleidig aufgenommen —
er wagt, dich so zu kränken? Wem soll ich
mehr zürnen, deiner Freundin, oder dir?
Hab' ich nicht immer dich gewarnt, gefleht,
den eitlen Knaben so in deinen Reichthum
nicht schwelgen mehr zu lassen? hab' ich nicht
so oft das Ungeheuer dir entlarvt,

das unter dieser schönen Larve dich
zu hintergehen, zu verderben drohe?
Nie hörtest du der Freundin Rath; nun sieh,
ob die Erfahrung sanfter lehrt.

Sappho.

Seh' ich
dich selbst? hör' ich dich selbst, Damophile?
bist du es, oder ist es ein Gespenst,
das mich verhöhnen will?

Damophile.

Ich bin es selbst,
und keine Andre würde so die Schmach,
die du erduldest, fühlen. Ich entflammte,
so oft ich konnte, deinen Stolz; ich sah
mit Kälte deinen Argwohn gegen mich
sich kehren, wagte deine Liebe für
[74] dein Glück — Umsonst! umsonst! du folgtest nicht,
und siehst dich nun verschmäht, und musst den Stolz,
den dir Natur und jahrelanger Fleiss
erwarben, musst ihn nun durch eines Weichlings
entnervten Arm begraben sehen.

Sappho.

Götter!
wie schwer seyd ihr im Menschen zu erkennen!
Die Tugend wohnt auf einem Angesicht
so nah' am Laster, dass nur euer Auge
sie unterscheiden kann!

Damophile.

Du brauchst nicht stolz
die Götter noch zu nennen, mir zu sagen,
dass du für boshaft und für falsch mich hältst.
Dies weiss ich längst, und hab' es längst bemerkt,
wie man um deine Liebe mich betrügen,
und deine Freundschaft mir entwenden will;
doch immer lächelt' ich, gewiss, dass einst
die Stunde kommen werde, wo dein Herz
[75] sich nach dem meinen sehnen, und der Schleyer
von deinem Auge sinken wird.

Sappho.

O wär'
es wahr, dass du mich jetzt noch liebtest!

Damophile.

Es ist.

Sappho.

Ruf dir die sorgenlose Zeit
der Jugend, ihre schönsten Freuden dir
zurück, wie du am heitern Frühlingstag
bey Veilchen schlummertest, ich zu dir kam,

mit einem Kuss dich weckte, und du dankbar
und freundlich lächelnd mir die Hände reichtest
und einen Strauss von jungen Veilchen botest;
wie ich auf meinen Arm dich nahm, und du
mit meinen Locken spieltest; ich, erst kaum
dem Kinderkleid' entwachsen, dann mit dir
im Grünen hüpfte, und wir beyde da
die Lust des Landmanns waren, der zur Stadt
[76] zum Einkauf kam, und stille stand, wenn er
uns spielend dort erblickte — rufe dir
die goldne Zeit zurück! und dann beschwör'
ich dich bei dieser Zeit, sag — bin ich dir
noch lieb? Willst du mein Gluck nicht untergraben?

Damophile.
Du bist mir lieb, wie jemals; doch warum
die Frage jetzt?

Sappho.
Weil du die Freundin bist,
die ich verloren gab; weil dieser Brief
an dich gerichtet sollte seyn; weil du —

Damophile.
Genug der Frevel, die ich nie gethan,
obgleich dies Misstraun es verdiente.

Sappho.
Sieh
zu deinen Füssen mich. Bey Allem, was
das Glück von einem Menschen machen, dich
besel'gen kann; bey Amor's Freuden und
Apollo's Leyer; bey der Freundschaft, die
[77] bey Nacht uns im Gestirn des Zwillings leuchtet —
beschwör' ich dich: sag mir die Wahrheit; nur
betrüge mich mit falscher Hoffnung nicht!

Damophile.
Steh auf — um aller Götter willen! — Sappho,
steh auf! ich bin ja deine Freundin —

Sappho.
Nein,
zu deinen Füssen will ich bleiben, bis
du schwörst —

Vierter Auftritt.

Alcäus. Die Vorigen.

(Sappho richtet sich schnell auf.)

Alcäus.
Was seh' ich? Thränen noch im Auge?
Ich habe wohl von einem Trauerspiel

die Probe unterbrochen? — Alles schweigt?
Das heisst, ich komme nicht gelegen. Mir
ganz recht! es wird das letztemal auch seyn,
[78] dass ich dir deine Ruhe störe, Sappho;
zum Abschiednehmen komm' ich.

Damophile.

Deine Art
zu kommen zeigt, dass dich der Hass, und nicht
die Freundschaft zu uns führt.

Alcäus.

Wie könnte wohl
in Griechenland ein Mann die Sapphos hassen?
Sie winden ja die Kränze, die so schön
des Männerstolzes Scheitel schmücken! sie
erheben ja die lang gehasste Thorheit
zur liebenswürdigsten der Tugenden!

Sappho. (mit Hoheit.)

Verhülle dich, dass dich die Götter nicht
erblicken! Edel ist es nicht, den Schwachen
verhöhnen; aber schändlich ist's, durch Spott
Unglückliche zu neuen Thränen reitzen.
Du grosser Mann! so reich an Ruhm und Kraft,
und nun so arm, an eines Weibes Schmerz
den stolzen Blick zu laben; nun so arm,
den Geist, der Weisheit lehren sollte, gegen
[79] ein Weib mit bittrem Spott zu kehren! rede,
du grosser Mann, was kann zu dieser That,
zu dieser Schlechtheit, dich bewegen?

Alcäus.

Spar'
die Frage, wo du dir die Antwort leicht
selbst geben kannst! Der Mann ist nicht ein Gott,
wenn er auch, es zu werden, streben muss;
er trägt die Last der Sterblichkeit so schwer,
wie irgend ein Geschöpf der Erde, und
den Weibern dient die hergebrachte Schwachheit,
mit der sie sich so viel von Anbeginn
gewusst, zum Mittel, stolze Zwecke zu
erreichen. Glaubst denn du, aus Erz sey mir
die Brust geschmiedet? Eis, nicht Blut, sey, was
in meinen Adern strömet? Soll ich um
mich her die ganze Welt beseligt sehn,
und nicht einmal das arme Recht zu murren,
zu zürnen haben?
[80]

Sappho.

Ruhige Ergebung,
wie auch die Parcen unsern Faden spinnen,
ist das Symbol des Weisen.

Alcäus.

Sey du weise,
und lass mich menschlich seyn. Pralt immerhin
mit Hoheit und mit Grösse und mit Kraft,
ihr Riesenbilder der vergangnen Zeit!
Auch mich hat Zeus aus schlechter Erde nicht
geschaffen, und ich weiss, wo sich die Weisheit
in Thränen des Gefühles taucht, Halbgötter
zu Menschen wieder werden. O, ich weiss,
dass auch des Weisen Auge Thränen kennt,
sein Herz nach Weibesliebe dürsten kann.

Sappho.

Ich bitte dich, Alcäus, schweig und geh!
Ich kann nicht deinen Kummer sehen, kann
mich als die Ursach deines Leidens nicht
erblicken.
[81]

Alcäus.

Gehen werd' ich; aber erst
dir alles, was ich fühle, sagen. Weib,
du sollst erkennen, dass mich nur die Götter
aus Laune hassen. Sieh die Welt, die dich
umgiebt! was sind die Menschen, die du siehst?
Im weichen Schooss wollüstiger Begierden
verträumt der Jüngling meist die schönste Zeit
des Lebens, sieht im Blick der Tänzerin
den Himmel und die Götter sich entfalten,
verspottet sie, die bängste Furcht im Herzen,
und glaubt wohl gar, nicht Faun, nicht Mensch, nicht Thier,
sein Leben so nach weiser Art genossen.
Nun wird er Mann; umgürtet mit dem Schwert,
und ohne Kraft, weiht er dem Staate sich,
und will nun herrschen und Gesetze geben,
auch nicht die Ströme kennend, die auf Lesbos
die Flur durchwässern. Weichling erst, wird er
nun ein Tyrann des Volks, und saugt das Blut
noch Sterbenden aus den erblassten Lippen,
und kämpft, als Greis, auf seinem Siechenbette
[82] mit der Verzweiflung und dem Tode. So,
nicht anders, sind die Männer Mitylene'ns;
so ist die Zucht von unsern weisen Schulen.

Sappho.

Zu diesem Bilde gab die Rache dir
die Farben. So war nie ein ganzes Volk;
die Menschen glichen sich in allen Zeiten,
und jeder lobt die Jahre seiner Jugend.

Alcäus.

Wenn auch kein Pflaum an meinem Kinn mehr sprosst,
welkt doch das Haar auf meinem Haupt noch nicht;
mit gleichem Schritt bin ich der Zeit gefolgt,
und lebe nicht, wie Greise pflegen, arm
an Kenntniss, jene Zeit der ersten Einfalt.
Was ich gesagt, ist Wahrheit. Männer sind

das Seltenste in unserem Jahrhundert.
Zur Weisheit glaubt sich jeder reif, und sieht
mit Zorn auf den, der ihm die wahre Göttin,
und nicht die Buhlerin der Menge zeigt.
Was siehst du bey den festlichen Gelagen,
und in den Tempeln unsrer Götter? Hier
[83] siehst du den Schmeichler beten, seufzen, jammern,
auf dass der Älteste im Senat - er liebt
die Götter, weil sie ihn zum Ältesten
gemacht — den Heuchler knieen seh' und ihn
befördre. Dort siehst du, statt Fröhlichkeit,
nach einer Sylbe funfzig Narren laufen;
der, welcher sie erhascht, glaubt sich ein kluger,
ein witz'ger Kopf, belacht aus voller Brust
sich selbst zuerst, und wundert sich nicht wenig,
in eines Klügern Blick nur Mitleid zu
entdecken. Götter, Menschen, Helden, Weiber,
Senat und Priester sind bey diesen Festen
des Spottes Ziel. Nichts ist so schön und gut,
das diese Schwelger nicht verbessern könnten.
Die Weisheit zeigt sich, glauben sie, im Tadel,
und sie verachten Alles; nur das Heer
der Narren geht man still vorüber. Nie
wirst du dort einen Gecken tadeln hören,
der, wenn er viel an einem Tag gethan,
[84] sich zweymal angekleidet. Nie wird man
ein Weib verachten, die mit Buhlerey
ihr Leben hingewürgt, nun bleich und alt,
die Tugend Andrer zu verführen, zu
den Pflichten einer Mutter zählt. Dies hörst
du nicht; doch wie die Welt nach besseren
Gesetzen zu regieren, die Natur
viel reitzender zu schaffen sey gewesen,
was in der Zukunft noch geschehen müsse,
und wie die Himmlischen Elisium
geschmückt: dies kannst du alles hier erfahren,
auch wie man lieben, und vergessen und
verachten muss! —

Damophile.

Und diese lange Rede,
was soll sie uns beweisen?

Alcäus.

Soll beweisen,
dass ich, wenn auch bey weitem nicht so gut,
als Menschen werden können, doch nicht ganz
so bin, wie diese; doch wohl nicht verdient',
[85] mit meiner Biederkeit verlacht zu werden;
dass Götter Götter mögen seyn, doch dass
sie nicht wie Götter mit mir handeln.

Sappho.

Rechte
du mit den Göttern nicht! Nie hab' ich dich

verachtet, deine Biederkeit verschmäht;
doch Liebe trägt und leidet keine Fessel.
O, wüsstest du, wie peinlich mir es ist,
geliebt zu werden, und nicht lieben können,
du würdest nicht mit harten Worten noch
mein Herz durchbohren! Sey ein Mann, und zeig',
dass du nicht Liebe nur verdienen; nein!
auch ihr entsagen kannst! Ach, meiner Blüthen
sind schon so viele hingewelkt, dass ich
nicht neuer Feindschaft mehr bedarf, das Grab
als meine letzte Freystatt zu betrachten!

Alcäus.
(giebt ihr die Hand, nimmt sie.)
Nimm meine Hand, mit ihr mein männlich Wort!
[86] Ich will mein Unglück und mein Herz besiegen!
Ein schön Gefild von Hoffnung und von Freuden,
sah ich im Geist an deiner Hand mir winken;
mit Mannes - Muth und Jünglings - Phantasie
wollt' ich's erringen, zählte schon die Stunden
und die Minuten mit der Ängstlichkeit
der Liebe, die Erhörung hofft. — Genug;
es soll, es wird nicht seyn! — Leb' wohl. O, Sappho,
wie schwer wird uns die Tugend! —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phaon.

(So wie er hereintritt, lässt Alcäus die Hand der Sappho los.)

Sappho. (da sie den Phaon erblickt.)
Götter, Phaon!
(sie sinkt in einen Sessel; Damophile unterstützt sie.)

Phaon.
Erschrick dich nicht! der Phaon, den Betrug
[87] der Liebe schmerzen kann, der ist nicht mehr.
Mir bietet Mitylen verschwenderisch
Ersatz für eine Buhlerin, die ich
so leicht vergessen, als verachten kann.

Alcäus.
Halt ein mit diesem rasenden Geschwätz,
verwegner Thor! Wenn du zu niedrig bist,
die Liebe Sappho's zu verdienen, sollst
du wenigstens in meiner Gegenwart
sie nicht mehr kränken.

Phaon. (spottend.)
Zürne nicht, du Stolz
der Kriegesschaar, nie überwundner Held!
Du hast zu siegreich stets gefochten, und
Athen hat deine Macht zu schwer gefühlt,
als dass ich deine Waffen, die du jüngst

so ruhmvoll eingebüsst, jetzt wieder aus
Minerva's Tempel rauben sollte.

Alcäus.

Sieg
der Schlacht ist Sieg des Zufalls; nur ein Geck,
wie du, der nie ein blutig Feld gesehn,
kann eines alten Kriegers spotten, der
[88] der Menge unterlag. Komm, hast du Muth,
zum einzeln Kampf, sey's mit dem Schwert, sey's mit
der Faust! ich will dir zeigen, dass ich nicht
aus Feigheit meine Waffen eingebüsst.

Phaon.

Bleib, wo du bist; ich will dir nicht mit Kampf
die Freuden unterbrechen, die du hier
geniessen kannst.

Alcäus.

Du sollst!

Damophile.

Du wirst doch in
der Friedenswohnung einer Muse nicht
den Kampf beginnen wollen? Streit gehört
auf öffentliche Platze; hier sind nur
des Liebesgottes Waffen im Gebrauch.

Phaon.

Weil du in diesem Kampf die Siegerin
gewohnt zu spielen bist.

Sappho. (springt auf, zu Phaon.)

Abscheulicher,
[89] verräterischer Mann! Wenn du nicht ganz
die Menschlichkeit aus deiner Brust verbanntest,
so spare mir zum mindesten den Schmerz,
mit meinen Augen treulos dich zu sehn!
Ihr Himmlischen! durch welch Vergehn verdient'
ich diese Strafe?

Phaon.

Bleibt denn dir nicht auch
dies Recht? Und hab' ich deine schöne Hand
an dieses Mannes Herzen nicht erblickt?

Alcäus.

Das hast du; doch, beym Zeus! nicht Zärtlichkeit
der Liebe bot sie mir. Nein, Knabe! ein
Gefühl, das du nicht kennst, nie kennen wirst:
der schöne Schmerz, der tugendhaften Pflicht
sein eignes Glück zu opfern — dieser Schmerz
liess ihre Hand mich fassen, um auf ewig
von ihr mich nun zu trennen, Hass und Liebe
nun mit dem Wohlgefühl der Tugend zu

vertauschen.
[90]

Sappho.

Komm in meinen Schooss zurück,
Geliebter! ohne Schuld ist meine Seele;
es kann kein Weib so treu dich lieben, kann
kein Herz so an dem deinen hangen, wie
das meine. Komm zurück! Du weisst, ich kann
ja ohne dich nicht leben. Wie der Thau
im heissen Sommer einer Rose, die
schon welkte, frische Röthe schenkt, so giebst
auch du durch einen Blick mir neue Kraft.

Phaon.

Dies schöne Wunderspiel der Mienen rührt
mich jetzt nicht mehr; wer staunend schon so oft
die Kunst des Scheines sich entwickeln sah,
der wird, wie ich, zu deinen Thränen lächeln.

Sappho.

Grausamer! welchem Tiger raubtest du
dein Herz? dich hat kein Weib geboren! nein!
der wildeste von allen Menschen fühlt
der Liebe, fühlt des Mitleids süssen Werth,
[91] und kann dem Auge nicht die Thräne, wenn
dem Herzen auch das Mitgefühl, versagen.
In Wäldern haben Ungeheuer dich
erzogen. Hast du keinen Dolch, kein Schwert,
in meinen Busen es zu tauchen? Phaon!
hast du kein Schwert? Ich will für meinen Tod
als eine Wohlthat danken. Tödte mich!
ich will ja gerne für dein Wohl noch sterbend
die Götter bitten.

Phaon.

Lass mich, Weib! ich mag
nicht deine Liebe. Immer, denkst du, soll
ich wieder in dein Joch mich schmiegen, immer
die alte Narrheit neu beginnen; doch
ich will dem stolzen Manne hier beweisen,
dass ich Entschlüsse fest auch halten kann.

Alcäus.

Dass du in Frevelthaten mächtig seyst,
hab' ich noch nie geläugnet. (ergreift Sappho.) Fort von ihm!
[92] von diesem Schändlichen! wenn du auch nur
ein bittend Wort an diesen Frevler noch
verschwenden kannst, verdienst du deine Schande.

Sappho.

So lass sie mich verdienen! Gerne will
ich mit dem Fluch der ganzen weiten Welt,
die Liebe dieses Einzigen erkaufen.

Phaon.

Verschwende keine Mühe!

Sappho.
(stürzt sich zu Phaon's Füssen.)
Höre mich! —
bey allen Göttern, höre mich! Verlass
mich nicht! Sieh mich zu deinen Füssen jammern!
Es hat gewiss von Anbeginn der Welt
so tief ein Weib sich nicht erniedrigt, nicht
um Liebe so gefleht, als ich. Sieh, ich
vergesse mein Geschlecht; ich achte nicht
der Zeugen, nicht der Schmach; allmächtig lebt
in meiner bangen Brust die Liebe; Furcht,
[93] dich zu verlieren, reisst den heil'gen Schleyer
der Weiblichkeit von meiner Seele, reisst
den Stolz aus meinem Herzen, und verdrängt
die Scham aus meinem Auge. Liebe stürzt
mich vor dir zitternd nieder; Liebe glänzt
in meinen Thränen, glüht in meinen Adern;
besorgte Liebe fleht dich bey den Göttern:
sey kein Verräther! sey kein Bösewicht!
und eh' du fliehest, lass mich lieber sterben!
(tiefe Pause, während welcher Phaon die Sappho
betrachtet, Alcäus unwillig vor sich hinsieht,
Damophile mit zärtlicher Anmuth Phaon sich naht.)

Damophile.
Nun, Phaon? kannst du länger widerstehn? —

Phaon.
Ich kann's! (zu Sappho) Weg, heuchlerisches Weib! ich will
an diesem Busen dich vergessen. —
(er umfasst Damophile, und führt sie ab.)

Sappho.
Phaon!
o, höre meine Stimme, Phaon! kehre wieder!
[94] Ich will an meinen Busen fester dich,
als jemals, schliessen! Kehre wieder!
(sie sinkt zurück.)

Sechster Auftritt.

Zidno. (stürzt herein.) Sappho. Alcäus.

Zidno.
Wo
ist sie?

Alcäus.
Hier liegt das Opfer einer Liebe,
nach der ich oft und stets umsonst geseufzt.
Mein Hass verfolge sie nun länger nicht!
Du aber, Zidno, denke deiner Freundin,
so oft in deiner unschuldsvollen Brust,

ein wilder Wunsch nach Liebe sich erhebt.
Ich kann den Anblick länger nicht ertragen! —
(ab)

(Zidno hat unterdess nur bey Sappho geknieet,
nichts gehört, und mit bethräntem Auge ihr
die Schläfe gerieben.)

Zidno.

Ihr Auge öffnet sich; sie lebt! —
[95]

Sappho.

Ist er schon fort?
Will er nicht wiederkehren? Phaon! Phaon!
Was ist mir ohne dich mein Leben?

Zidno.

Lass
den Ungetreuen! er verdient das Glück,
das seltne Glück, geliebt zu werden, nicht.
Weswegen soll denn dieses Schwelgers Hauch
der Liebe reinsten Spiegel dir beflecken?
Vergiss ihn; sein Gefühl ist zu erschlafft,
in deiner schönen Wonne dir zu folgen;
sein Geist ist zu entnervt, in eine Welt
von Idealen sich zu träumen, Freude
zu fühlen beym Bestreben, mehr zu seyn,
als das Gewöhnliche.

Sappho.

Ach, gute Zidno,
versuche meinen Kummer nicht zu heilen!
Es ist vergebens! Was er ist, und was
er seyn kann, weiss ich; meine Liebe kann
in ihrer eignen Stärke nur vollenden.
Sie reisst den Dolch aus alten Wunden, mir
[96] die kaum geheilten wieder aufzuritzen!
O, eil' ihm nach, wenn du mich liebst! ruf ihn
zurück! sag' ihm, wie viel ich für ihn leide;
dass ruhiger das Meer bey einem Sturm,
der Felsen in die Wolken schleudert, stiller
als meine Seele sey! O, fliehe, eile!
bring' ihn mir wieder! Was die Götter mir
gegeben, was ich habe, soll ja dein
für diese Wohlthat werden.

Zidno.

Folg dem Rath
der Freundin, bestes Weib, und lass ihn gehn.
Heil dir, wenn du ihn nimmer wiedersiehst!

Sappho.

Auch du willst mich verlassen? Nun, so will
ich selbst ihm nach; und hätt' er Meilen schon
gewonnen — du, Cythere, wirst mich ihn
erweichen lassen; deine Allmacht wird

mich leiten, mich dein Hauch beseelen!

Zidno.

Bleib!
[97] eh' du von ihm verspottet und verlacht
auf's neue werden solltest, will ich mich
zum Ziele seiner Bosheit stellen. Ach,
noch nie ist mir der Freundschaft süsse Pflicht
so schwer geworden! Sappho, höre mich
vergiss den Ungetreuen!

Sappho.

Bey den Göttern!
so schwach ich bin, so will ich nach. Ich muss
ihn wieder haben. Lass mich eilen! — lass
mich fort! — ich muss ihm nach! —

Zidno.

Ich gehe; bleib! —
(ab)

Sappho (allein; sinkt auf die Knie.)

Göttin der Schönheit und Liebe!
die Du mit einem lächelnden Blick
brausende Wogen ebnest,
heulende Stürme verscheuchst,
den umwölkten Olymp erheiterst,
Freuden in die Seele der Götter bringst,
Cypria!
[98] Sieh! o, sieh aus deinen Rosenthälern,
aus Gefilden ewigen Frühlings,
auf mich Leidende nieder!
Höre mein stilles Gebet!
Cypria!
Öffne mir deinen göttlichen Schooss!
Sende meinem Lächeln neue Reitze!
Meinem Auge neues Feuer!
Gieb dem Busen die holde Wallung,
die des Mannes Herz im Weichen
mächtiger fesselt!
Cypria!
Höre mein stilles Gebet!
Mein Gesang und meine Leyer
sey auch dir nur geweiht! —
Deine Hymnen nur will ich singen,
dir nur vor allen Göttern opfern,
deinen Altar mit Blumen bestreun,
Unsterbliche!
Höre mein stilles Gebet!
Sieh meine flehende Thräne!

(sie richtet sich auf und entfernt sich.)

[99]

Siebenter Auftritt.

Ein öffentlicher Platz am Meer, mit Bäumen beschattet.

Phaon und Damophile
kommen Arm in Arm in einer der Alleen gegangen.

Phaon.
Nun foderst du doch grösseren Beweis
von meiner Liebe nicht? — Ich habe mehr
gethan, als die Natur der Leidenschaft
sonst Anderen gestattet.

Damophile.
Prahlst du schon
so früh mit dem, was du gethan? Ist der,
der auf des Aetna reicher Mitte steht,
von Kräuter- und- Orangenduft umsäuselt,
doch über dem des Berges Gipfel noch
in Wolken raucht, und unter dem ein Strom
von heisser Lava quillt, schon der Gefahr
entgangen? — Noch hast du sehr wenig nur
gewonnen, kaum den sanften Händedruck,
der Hoffnung giebt, verdient. Nein, junger Freund,
[100] die Weiber Mitylene'ns sind nicht alle,
wie Sappho, leicht erobert. Jede Rose
blüht zwar, gepflückt zu werden; aber doch
sind manche, die vorher mit ihrem Dorn
uns stechen.

Phaon.
Rechnest du zu diesen dich?

Damophile.
Ach, leider! fühl' ich mehr die Schwachheit, als
die Stärke meines Herzens.

Phaon.
So gebührt
es dir. Lass jenen ärmlichen Geschöpfen
die Kunst in stolze Lüge sich zu hüllen.
Wem die Natur die wunderbare Kraft,
mit einem Lächeln Seelen zu verwandeln,
mit einem Blick ein neues Weltsystem
in eines Andern Herz entstehn zu heissen —
wem die Natur so hohe Zauber lieh,
der ist ein Reicher, der zum Sturme lächelt,
vor dem der arme Landmann zittert;
der kann verschwenden, wo ein Andrer darbt.
[101]
Damophile.
Und wenn ich nun den längst verschwiegnen Wunsch
dir endlich offenbarte? Wenn ich nun,
in schöner Selbstvergessenheit der Liebe
berauscht, an meine Brust dich rief',
und du von meinen Lippen dann den Schwur
der Treue eingeathmet hättest, ich
aus meinen Locken nun den Kranz der Keuschheit
mit wildem Feuer riss', ihn dir zu opfern;

o, schöner Flüchtling! würdest du auch dann
in meinem Lächeln noch die Wunderkraft
entdecken?

Phaon.

Dann, und ewig!

Damophile.

Ach! wie oft
hast du mit Feuer schon dies grosse Wort
gesagt, beschworen, und wie oft gebrochen!

Phaon.

Kannst du vom Jüngling Überlegung fodern?
Die Täuschung ist der Wahrheit Schwester; sie
[102] zeigt uns die Bahn zu dieser. Wer sich nie
betrog, kann immer noch betrogen werden;
wer nie geliebt, hält jeden leichten Trieb
wollüstiger Begier für Liebe, und
verehrt im Amor einen Faun. Doch wer
das süsse Gift der Täuschung schon gekostet,
wer schon im Irrthum sich entschlummert sah,
der dankt mit seelenvollerem Entzücken
der Himmlischen, die ihn geweckt; der sinkt
mit heil'ger Wollust an den Busen der
Erkohrenen, und schwört begeistert und
mit Wahrheit, ewig treu zu seyn.

(er umarmt sie feurig.)

Damophile.

Zu rasch
ist deine Hoffnung, Jüngling; leicht verwelkt
die Pflanze, die zu früh ein Sonnenblick
dem Schooss der Mutter-Erd' entlockte! — Phaon,
ich liebe dich. Das, was nach Jahren kaum
ein Mädchen dir gestehen würde, ruf'
ich dir beym ersten Kusse zu. Oft schon
empörte kühne Wallung meinen Busen
[103] für dich, oft streckt' ich schon im Traum nach dir
den sehnsuchtsvollen Arm, und reichte dir
die lechzende, die heisse Lippe dar;
doch niemals hat auch nur verrätherisch
ein Blick mich dir entdeckt! So hohe Kraft
gab mir die Liebe! Sieh mein Auge! sieh
in ihm die Thräne glühender Empfindung!
sieh, wie die Sehnsucht meinen Schleyer hebt,
das volle Herz mir schlägt! Ich liebe dich! —
Doch bey den Göttern schwör' ich dir: eh' uns
nicht dieser Baum zum zweytenmale blüht,
die Rose nicht zum zweytenmal ihr Blatt
mit Purpur färbt, eh' Jahre mir nicht Zeugen
von deiner Liebe sind, eh' wirst auch du
auf meinem Busen diesen Schleyer nicht
mit deiner Lippe schwächstem Hauch berühren.

Phaon.
Und sollt' ich deinetwegen in die Nacht
des Tartarus mich stürzen, und die Geister
der Unterwelt besiegen — nichts ist mir
[104] zu mühsam, nichts zu schwer, das ich nicht gern,
dich zu besitzen, unternähme!

Damophile.
Zidno!

Achter Auftritt.

Zidno. Die Vorigen.

Zidno.
Erschrick dich nicht! Ich komme weder, dir
zu rathen, noch dich vor Gefahr zu warnen.
Ich suchte Phaon; hätten mich die Götter
erhört, so würd' ich hier nicht stehn.

Phaon.
Wenn du
von Sappho kommst, so spare dir die Worte.

Zidno.
O, wäre sie der Freundin treuem Rath,
der Ehre hohem Wink gefolgt; ich wollte
den Göttern zehnfach Opfer bringen und
mein Leben ihrem Dienste heiligen.
Ich hasse und verachte dich. Hätt' ich's
[105] vermogt, nie würde eines Schwelgers Kuss
die Ruhe einer tugendhaften Seele
vernichtet haben; doch es ist geschehn,
und meine Thränen sind die stillen Zeugen,
dass ich auch die betrogne Unschuld ehre.

Damophile.
Und Sappho? —

Zidno. (mit Unwillen)
Flehet zu den Göttern, dass
sie dir vergeben, und hat mich geschickt,
zu forschen, ob in dieses Mannes Herzen
nicht jeder Keim der Redlichkeit gestorben.
O, Phaon! sieh den Himmel an und die
Natur! nur bey der Schönheit reift die Güte;
nur in dem Spiegel des Gefälligen
mahlt sich die Weisheit. Frey und edel geht
das schöne Ross in dem Gefühl der Kraft,
und sieht mit Wohlgefallen sich im Bach.
Der reiche fruchtbehangne Baum erhebt
vor allen andern hoch sein Haupt, und sieht
in seinem Schatten ungepflegte Kräuter
zu Tausend keimen. Sieh! das Beste ist
im Reich des Unbeseelten auch das Schönste;

[106] nur du allein, so schön von der Natur
geschaffen, willst dein mütterliches Recht
verläugnen? willst die sanfte Harmonie
der Schöpfung stören? willst die Schönheit selbst
zur Buhlerin von Frevelthaten machen?

Phaon.

Ich bin dir höchst für diese Schmeicheley
verbunden, ohne Wirkung zwar auf mich.

Zidno.

Des Mannes Zier ist nur das Herz, der Geist,
und nicht der Körper; diesen schmückt das Weib,
zu schwach, die höh're Palme zu erringen. —
Lob ist es wahrlich nicht, wenn ich in dir
den schönen Mann bewundre, und den schlechten
verachte. Was ich dir zu sagen habe,
geht meine Freundin an, nicht mich. Sie ward
von dir betrogen, hintergangen; sie
gab dir verschwenderisch ihr Herz — ein Herz,
[107] für das Monarchen ihre Krone, und
der Grieche seine Freyheit hingegeben.
Unsinniger! und du verwirfst es? du
kannst schwelgen, unterdess in Thränen der
Verzweiflung Sappho's Auge schwimmt? du kannst
aus eines Engels Armen flieh'n, um in
verrätherischer Lust zu jauchzen?

Phaon.

Sappho
kann in Alcäus Armen sich ja trösten!

Zidno.

Meinst du, sie sey dir gleich? Die Tugend sinkt
nie zum Abscheulichen herab; sie liebt,
treuloser Mann, dich mehr, als je ein Mensch
verdiente, mehr als du verdienen kannst,
und lebtest du Jahrhunderte ein Weiser! —
Kannst du mit freyem Auge die Natur
in ihrer Frühlings-Schöne sehn? Musst du
nicht vor der Gütigen erröthen, dass
du sie zur Lügnerin gemacht? Du siehst
in jeder Blume Zeugen gegen dich,
[108] und jedes Schöne wird dein Richter! Sey
des Stempels werth, den du mit Unrecht trugst.
Kehr' in die Arme treuer Liebe, kehr'
in das Gefild der Tugend, in den Schooss
der Geisteskraft zurück! erfüll den Schwur,
den du in süssen Stunden des Gefühls
geschworen! werde wieder Sappho's Freund,
und werth, ein Liebling der Natur zu seyn!

Damophile.

Du bist verschwenderisch an Kunst; verstehst
im Tadel selbst dem Stolz so gut zu opfern,

dass, wahrlich! Sappho's Witz zum erstenmal
bey deiner Wahl mir eingeleuchtet hat.

Zidno. (sie nicht bemerkend.)
Und was beschliesset Phaon?

Damophile. (zu Phaon.)
Lege dir
durch meine Gegenwart nicht Fesseln an!
Frey sey die Wahl —

Phaon.
Du zweifelst noch? Und wenn
Cythere selbst von dem Olymp zu mir
[109] hernieder stieg — mein Auge würde nicht
auf einen Augenblick von dir sich nur
entfernen. Zidno, geh zu deiner Freundin!
bedaure, tröste sie! und, wenn du willst,
erzähle, was du sahst.

Zidno.
Mehr thu' ich nicht.
Ich that für sie, was ich zu meinem Vortheil
für Kronen nicht gethan. Um Liebe bitten,
heisst Weitzen in die Fluthen streun. —
(ab)

Neunter Auftritt.

Damophile. Phaon.

Damophile.
Du staunst
der sanften Schwärmerin?

Phaon.
Der Freundschaft, der
sie sich so feurig hingegeben. Heil
dem Herzen, das ein solches Herz gewann!

Damophile.
Um Zidno's Gunst zu werben, steht dir frey.
[110]
Phaon.
Dein Scherz ist bitter.

Damophile.
Armer Phaon! —

Phaon.
Was
beklagst du mich?

Damophile.
Dass dir die Götter nicht

zur Freundin eine Zidno gaben. O,
du würdest unbeschreiblich glücklich seyn!
Die Schwärmerey in einem stillen Thal,
wo Rosen blühn und Schmetterlinge flattern,
bey einem Grashalm Tage zu verträumen,
die Wunderschöpfung einer Raupe zu
betrachten, in Begeisterung berauscht
ein Hirtenlied zu singen — o, dies Glück
bleibt sich so ähnlich, schläfert uns so süss
in Langeweile ein, dass ich nicht weiss
wie du dies Glück so lang' entbehren konntest.

Phaon.

Dass du, Cytherens Schwester, Anderen
ein kleines Lob beneiden könntest, dacht'
[111] ich nicht. Wie kann ein kleiner Dornenstrauch
sich mit der Ceder messen? wie mit dir
sich Zidno? — Fodre Thaten, wenn du noch
nicht meiner Liebe glaubst! Was soll, was kann
ich thun, dich ganz zu überzeugen? Fodre! —
Ein Kuss von dir ist selbst mit meinem Leben
zu theuer nicht erkauft. Was soll ich thun?

Damophile. (rasch.)

Mit mir, so bald als möglich, Mitylen'
verlassen.

Phaon.

Wenn du willst, noch diese Nacht,
noch diesen Augenblick. O, Göttliche!
du hast in meiner Seele diesen Wunsch
gelesen. Mytilen' ist mir verhasst:
ein rasend Weib quält mich mit ihrer Liebe;
ein stolzer Dichterling mit seinem Spott.
Ich kann die Fülle deiner Reitze hier
nicht mit der sanften Ruh geniessen, die
auf jede Wallung unsrer Seele lauscht.
[112]

Damophile.

Wo aber hin entfliehn, dass Sappho's Liebe
und ihre Rache dich nicht finde? wo
so schön wie hier, ein heitrer Himmel und
so sanfte Frühlingslüfte uns erquicken?

Phaon.

An deiner Seite leb' ich, bey Barbaren,
ein Gott. Was gehn der Himmel und die Luft
mich an? Wenn ich den Hauch von deinen Lippen,
von deinem Busen Leben athmen kann,
vergess' ich gerne Beides. — Doch mir winkt
ein günstig Ungefähr. Es liegt ein Schiff
in unserm Hafen segelfertig nach
Sicilien. Der Wind ist günstig, und
der Schiffsherr ist mein Freund. Willst du dies Land,
geschmückt von blühenden Gefilden und

umkühlt von Myrthen- und Orangenwäldern,
zum Tempel unsrer Liebe machen? — Auf!
so komm! Die Liebesgötter werden uns
vor Sturm bewahren.
[113]

Damophile.
Phaon! kann ich auch
der Liebe eines Jünglings trauen?

Phaon.
Götter
der Erde und des Meer's und des Olymps!
ich fodre euch zur Rache über mich,
wenn ich den Schwur der treusten Liebe breche!
(zu ihren Füssen)
Auf ewig bin ich dein! nimm diesen Dolch,
und würd' ein andres Weib mir theurer je,
als du, so überrasche mich im Schlaf,
und stoss den Dolch in mein untreues Herz!

Damophile. (sinkt an seine Brust)
So wollt' ich dich. Nun fühle tief die Wollust,
berauscht zu seyn in liebevoller Gluth! —
Nun komm! und eh' mit ihrem Rosenfinger
Aurora noch des Himmels Pforten öffnet,
umwall' uns schon ein sanftbewegtes Meer! —

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein öffentlicher Platz am Meer mit Bäumen beschattet;
zur Rechten liegt in der Entfernung ein Schiff segelfertig;
die Sonne geht auf.

Phaon. Damophile.

Phaon.
So schön empfing Aurora mich noch nie.
In deinem Arm, Geliebte, röthen sich
mit sanfter Farbenmischung ihre Wangen,
und kühlender weht dieser Bäume Laub.

Damophile.
Doch sieh das weite Meer, wie schauerlich
die Ferne scheint! Es ist gefährlich doch,
[115] untreue Wogen zu besteigen, und
es muss ein kühner Mann gewesen seyn,
der den Versuch zuerst gewagt.

Phaon.
Nicht kühn,
wenn ihm die Fackel Amor's leuchtete.
Was unternimmt entflammte Liebe nicht?
O, wolltest du; ich schwömme, dich im Arm,
mit kühnem Trotze durch die Fluthen, und
ich weiss gewiss, Cythere würde mich
ein sicheres Gestad' erreichen lassen.

Damophile.
Du glaubst gewiss?

Phaon.
Gewiss.

Damophile.
Betrügerisch
ist diese Welt; mit reichen Blüthen lockt
der Baum den Gärtner, und doch trägt er ihm
oft keine Früchte. Phaon, meine Brust
ist mir zu eng; mir ist so weh' und bang.
Betrügerisch ist diese Welt. Ach! Phaon,
wenn du mich hintergingst!
[116]
Phaon.
So würden mich
die Götter strafen, wär' die Welt zu feig
geworden, ein so reitzend Weib zu rächen.
O, Himmlische! lass diesen Argwohn fahren,
und heilige der Liebe Wonnen dich!
Wie soll, wie kann ich mehr noch thun, dir zu

beweisen, dass die Welt mit allen Schätzen
nicht Einen deiner Blicke mir erkaufen,
ein liebevolles Wort bezahlen kann!
Du siehst, ich bin bereit, mein Vaterland,
die wirthlichen Gefilde meiner Heimath,
wo Mutterzärtlichkeit und Schwesterliebe
mich wechselseits beglücken — bin bereit,
für dich sie zu verlassen, ihrer Thränen
und ihres Jammers nicht zu achten; und
du zweifelst doch!

Damophile.

Vergieb! der Mann bleibt, wo
er ist, zu Haus; ihm bietet überall
die Welt Ersatz und Freude dar; er findet
auch unter Fremden Schutz und Freunde. Doch
[117] das Weib? — Ach, Phaon! Amor's Ketten sind
aus Rosen leicht gewebt; je fester sie
den Sterblichen umschlingen, und je mehr
er mit Begier sie fasst, je leichter auch
zerreissen sie.

Phaon.

Du machst mich traurig, Mädchen.
Warst du es nicht, die Mitylene fliehn,
und unter einem fremden Himmelsstrich
der Liebe Freystatt suchen wollte? Kann
so bald ein guter Vorsatz dich gereuen —
was hab' ich denn von deiner Liebe zu
erwarten?

Damophile.

Zürne nicht. Ein Weib ist schwach,
und Menschen fürchten immer das Gewagte.
Ein schneller Reichthum macht, wie schnelle Armuth,
die Seele zittern; und so süss es ist,
der Hoffnung sich in schwärmerischen Stunden
begeistert in die Arme werfen, ach!
[118] so würde dennoch jeder staunen, wenn
das schöne Bildniss seiner Phantasie
urplötzlich lebend vor ihm stände.

Phaon.

Reu't
es dich, dies Ufer zu verlassen?

Damophile.

Kann
den Müden je des Schlafs Erquickung reuen?
Ach, Phaon, folgen will ich dir, wohin
du willst; nur zürne meiner Furchtsamkeit
und meiner Schwäche nicht. Ich liebe dich —
Verlangst du mehr zu hören, mehr zu wissen?

Phaon.

Nun denn, so komm! schon schwellt ein günst'ger Wind
die Segel unsers Schiffes. Sieh! schon winkt
Sicilien mit seinen reichen Thälern,
und seinen feuersprudelnden Giganten. —
Komm Mädchen, unser Himmel ist nicht fern!

Damophile.

Und wenn du in den Wellen nun den Tod,
und nicht die Freude fändest, die du hoffst? —
[119]

Phaon.

An deinem Busen kann der Donn'rer Zeus
mit seinen Blitzen mich nicht schrecken.

Damophile.

Doch
mit ihren Blicken Sappho. Wenn, von Zorn
und Liebe gleich gefoltert, sie dir folgt,
Verzweiflung in des Mundes wilden Zügen
und auf der Stirn und dem zerschlagnen Busen,
und dennoch im bethränten Auge Liebe,
die zärtlichste, die treuste Liebe, — wenn
nun Sappho so dich überrascht, dich fleht,
und ihres Geistes ganze Stärke mit
des Auges sanfter Allmacht dich vereint
bestürmet; Phaon; wirst du dann auch treu,
auch fest, auch männlich seyn?

Phaon.

Ich war schon mehr
als fest, um deinetwegen; zweifle denn,
wenn du nicht glauben kannst, und lass mich fern
von dir mein trauriges Geschick beweinen.
[120]

Damophile.

Wo willst du hin?

Phaon.

Zu Schiff.

Damophile.

Und ohne mich? —

Phaon.

Mir nicht den Blick! Was hilft mir deine Liebe,
wenn du die meinige bezweifelst? Kann
ich glücklich seyn, wenn du nicht ruhig bist?

Damophile.

Ich will es seyn; ich will mich ohne Furcht
mit dir dem Ocean vertrauen, wenn
du thust, warum ich bitte.

Phaon.

Alles! Alles!

Damophile.
So führe Sappho her! Ich muss von dir
in ihrer Gegenwart den hohen Schwur
getreuer Liebe hören; muss es sehn,
dass du nicht ihre Thränen, ihre Klagen,
und ihre Reitze fürchtest; dass du dich,
[121] wenn auch von Mitgefühl das Herz erschüttert,
doch gern und froh in meine Arme wirfst.

Phaon.
Dies foderst du? —

Damophile.
Du zitterst, armer Schwächling?
Geh Thor! um meine Liebe werben kannst
du nicht; wer meinem Herzen Alles seyn
und bleiben will, der muss Gesetz und Pflicht,
der muss sich selbst, den Himmel und die Welt
verläugnen können, eine Rose nur
in diesen Locken zu verwirren.

Phaon.
Götter!
bey solchem Mädchen einen Augenblick
der Lust mit einem Mord erkauft zu haben,
ist immer noch Gewinn. Damophile,
du hast in deinen Händen mich; du kannst
zum Gotte, wie zum Faun, mich bilden! Nichts
ist mir zu schwer, für dich zu unternehmen.
Sollt' ich das Ungeheuer Lyciens
[122] zum zweitenmal besiegen, wie der Enkel
des hochberühmten Sisyphus — ich würd'
es wagen und für dich mit Wollust sterben.
Es sey! ich will der Menschheit jetzt vergessen,
und Sappho bringen. (er geht.)

Damophile.
(eilt ihm nach, und fällt ihm um den Hals.)
Bleib! du liebst mich! —Nein,
zum Mörder will ich dich nicht machen. Liebe
muss Menschen adeln, wenn sie auch, vom Glück
zu oft verlassen, Menschenheil zerstört.
Ach! es ist traurig, dass im Leben sich
in Einem oft die Wünsche Zweyer kreuzen;
Dann freylich muss der Eine leiden; doch
fern sey's von mir, dies Leiden zu vermehren.
Ich habe dich, du bist ja mein! O, könnt'
ich Sappho's Kummer mindern, freudiger
würd' ich mit dir das Ufer Mitylene'ns
verlassen; aber so . . .

Phaon.
Lass Sappho's Schmerz,
[123] und lies in meinem Blick die Freude, dich
auf ewig zu besitzen! O, wie arm

ist diese Welt, da sie nur einmal dich
erzeugt'! und doch wie reich!

Damophile.

Aurora flieht,
und Phöbus lenkt die Rosse! Komm, dass uns
nicht wider Willen Sappho überrascht!
Ich habe dem Alcäus unsre Flucht
geschrieben, und gewiss hat er die Nachricht
der Sappho hinterbracht.

Phaon.

Dann lass uns eilen!
um aller Götter willen, lass uns eilen!
Die Anker sind gelichtet. Komm! bald blüht
an Ätna's Fuss ein neues Eden uns.
Dann doch?

Damophile.

(sie wirft sich in seinen Arm.)
Vergöttern meine Küsse dich. —
(sie wandeln dem Hafen zu, und besteigen das segelfertige Schiff.)

[124]

Zweiter Auftritt.

Sappho's Zimmer.

Sappho.

(kommt aus einem Nebenzimmer, einen Brief in der Hand.)
Es sey! — Noch hat das Laster seine Seele nicht
so ganz umfesselt, jegliches Gefühl
der Tugend nicht vergiftet! Wirken muss
die Kraft des Schönen; wo sie Thränen auch
nicht mehr entlocken kann, ruft sie den Ernst
und die Betrachtung, diese Feinde der
Gewissensangst. Es sey! Apollo wird
mir seine Gottheit nicht verhüllen, mich
in meinem Kummer nicht verlassen! Ach!
er hat so manche Freude mir geschenkt,
wenn sanfte Wallung meinen Busen hob,
ein Bild, in Nebelwolken noch verschleyert,
sich meiner Seele zeigte, wo der Reitz
der dämmernden Erwartung meinen Geist
befeuerte, und immer kühner, immer
begieriger, ich endlich die Gestalt
erkannte, der Begeistrung freudig in
die Arme sank! O Götter, dann vergass
[125] ich meine Sterblichkeit; ich sah mein Herz
entfaltet, meine Seele schleyerlos,
und jede Leidenschaft, und jeden Trieb,
und jede Kraft verborgener Natur
entdeckt' ich da, und ward unwissend, wie?
Apollo's Schülerin. Du wirst mich nicht
verlassen, Gott der heiligsten Entzückung!

wirst diesen Zeilen deine Zauber leihen,
gewiss durch sie mir Phaon wiederbringen!
Die Welt kann ja, von deiner Kunst besiegt,
gefesselt werden; schnaubende Tyrannen,
im Morden und im Grässlichen geübt,
kannst du durch deiner Leyer sanften Ton
zu Menschen wieder adeln; könntest du
ein Jünglingsherz nicht leiten? O, gewiss!
du täuschest meine frohe Hoffnung nicht!
Wo deine Kunst Gefühl zum Führer hat,
besiegt sie alle Herzen. — Zidno!

Dritter Auftritt.

Sappho. Zidno (kommt.)

Zidno.

Riefst
du mich?
[126]

Sappho.

Ja, Freundin! zu vollenden, was
du liebevoll begonnen. Bringe Phaon
dies Blatt, das letzte, was von meiner Hand
ihm folgen soll.

Zidno.

An Phaon? Sappho!

Sappho.

Sprich
mir nichts! Ich weiss ja schon zu viel, zu viel,
um nicht bey jedem Rückblick in mein Herz,
vor jedes Weibes Lächeln zu erröthen.

Zidno.

Und doch?

Sappho.

Und doch will ich von Millionen
die Einzige nicht seyn, die's unternimmt
den Ocean mit Bechern auszutrinken.
Wie dieses tollkühn, ist's mit schwacher Hand
der Liebe Adlerflügel binden wollen!
O, du bist glücklich, du bist neidenswerth,
wenn du die Allmacht der Vernunft noch stets
[127] Regentin deines Herzens sahst! Es wird
gewiss auch dir ein Augenblick sich nahn,
in dem die Einheit der Vernunft verschwindet.
In zweyen Hälften steht sie streitend dann,
und widerlegt, vom Lieblingswunsch bestochen,
nach Täuschung ringend, immer nur sich selbst.
Der Mensch ist nie so reich an Gründen, Zidno,
als wenn ihm Gründe fehlen, wenn er selbst
sein Gegner ist; dann sucht das Recht die Täuschung,

und umgekehrt, die Täuschung dann das Recht.

Zidno.

Du kennst dies schöne Sinnenspiel, und kannst
und willst dich doch von ihm betrügen lassen?

Sappho.

O, der Betrug ist süss! Was nützet dem
die Wahrheit, der sein Glück im Irrthum fand?
[128] So gönnt uns doch, ihr stolzen Grübler der
Vernunft, das Glück des Traums, wenn ihr uns nicht
ein wirkliches gewähren könnt! Geh, Liebe!
zum letztenmale geh; bring' ihm dies Blatt.

Zidno.

Er nimmt es nicht; er wird mit Spott und Hohn
Zurück mich weisen. Seine Seele kennt
die wahre Liebe schöner Herzen nicht.
Verschwende deine Tugend, deine Grösse
an diesen Frevler nicht! Erwache, Freundin!
Die Täuschung sey so göttlich, wie sie wolle;
wenn sie entehrt, so muss man sie vergessen.

Sappho.

Vergessen? Kann der Mensch vergessen? Was
uns jenes Leben als Belohnung zeigt,
willst du in diesem finden können? Du
hast nie geliebt! das seh' ich, fühl ich. Du
hast nie geliebt! Und hielt' ich schon den Becher
in meiner Hand, und schöpft' ich aus dem Quell
[129] des stillen Lethe schon, berührte schon
die heisse Lippe, Zidno, dennoch würf' ich
den Becher in die Fluth, mit Wonnethränen
mich an der lächelnden Vergangenheit
zu laben!

Zidno.

Ich verstumme.

Sappho.

O, du kennst
die süsse Wollust nicht, zu hoffen! Schon
dem Glücklichen ist Hoffnung schön; dem Kranken,
dem Leidenden ist sie oft theurer, als
das Glück. Ihr Spiegel strahlt so heitre Bilder,
und ihre Blüthen duften so balsamisch.
Geh, Zidno! gönne mir die Hoffnung, wenn
die Götter mir Genuss versagen.

Zidno.

Nein,
ich gehe nicht. Ich würde dir dann auch
das arme Glück der Hoffnung rauben müssen!
Dich täuschen könnt' ich nicht.
[130]

Sappho.

So bin ich denn
von Allen ganz verlassen? ohne Freund
und ohne Trost, und ohne Hoffnung? — ach!
so bleiben mir doch Thränen!
(sie verhüllt ihr Gesicht.)

Zidno. (zu ihren Füssen.)

Weine nicht!
Ich bin ja hier, ich bin ja dein, ich will
ja in den Tod dir folgen!

Sappho.
(neigt sich wehmüthig zu ihr.)

Willst du, Zidno?

Zidno.
(richtet sich schnell auf.)
Gieb mir dies Blatt; ich gehe. Götter, segnet
nur diesmal mein Beginnen! (ab.)

Vierter Auftritt.

Sappho.

Segnet sie,
und tröstet mich! — Wenn er mich ganz verstiess! —
[131] umsonst Apollo mir die Leyer gab! —
Wenn er mich ganz verstiess! — Erwache, Stolz!
Was schlägst du, Herz, so heftig? Busen, wallst
so hoch? Ich bin ja nicht so arm und so
verwais't! ich rettete ja aus dem Sturm,
was Tausende mit aller Müh' und Sorge,
mit allen Freuden ihres Lebens nicht
erkaufen: einen Freund — ein Herz. — Ich bin
ja reich in meiner Armuth. Stolz und kühn
zu seyn, wird Reichen leicht; was beb' ich denn?
was zag' ich? — Götter segnet sie! ich will
nicht murren, will nicht klagen. — Ruhig, Herz! —
An Qualen können sich die Himmlischen
nicht weiden; segnen dürfen, ist das Glück,
das grosse Vorrecht der Unsterblichen. —
Sey ruhig Herz! o Phaon! Phaon! —
(sie sinkt erschöpft auf einen Sessel.)
[132]

Fünfter Auftritt.

Alcäus. Sappho.

Alcäus.
(ohne von Sappho bemerkt zu werden.)

Ernst
und trauernd sitzt sie da. Ob sie es weiss?
vielleicht nur ahnet? — Sappho!

Sappho (aufschreckend.)

Du, zu mir?

Alcäus.
Ich kann dich nicht vergessen. Staune nicht!
Ein männlich Herz wird zwar von jedem Pfeil
der Liebe nicht getroffen; aber ist
es auch verwundet, wird die Heilung schwer.
Ich kann dich nicht vergessen!

Sappho.
Auch nicht dann,
wenn dein Vergessen meine Ruhe sichert?

Alcäus.
Mir ist die Wohlfahrt jedes Menschen heilig.
Was nennst du Ruhe?
[133]
Sappho.
Sorgenlose Tugend.

Alcäus.
Die kennen Menschen nicht. Zweydeutig ist
dies grosse Wort geworden; prahlend spielt
die Menge mit dem Namen, unterdess
die Göttliche in dürft'gen Hütten, nicht
gesucht und nicht erkannt, verweilt. Du kennst
die Tugend nicht, wenn du nicht weisst, dass Sorge
Ihr stetes Eigenthum, ihr Prüfstein ist.

Sappho.
Mein Herz verblutet sich an dieser Wahrheit.

Alcäus.
So muss es seyn; die Götter sind gerecht.
Ich störe deine Ruhe nicht.

Sappho.
Nennst du gerecht
den Fürsten, der mit tausendfacher Qual
den Bürger martert, seine Treu zu prüfen?
Mir ist er ein Tyrann.
[134]
Alcäus.
Auch mir.

Sappho.
Und sind
die Götter weniger tyrannisch, wenn
sie Sterblichen zur Pflicht die Tugend machen,
und doch die Tugend mit dem Elend kämpft? —

Alcäus.
Auf welcher Erde thronet dies Gesetz?
Die Tugend macht in allen Welten glücklich;
in ihren Thränen reift die höh're Freude,

in ihrem Kummer liegt ein neues Glück,
der Sonne gleich, die nie so göttlich schön
den Horizont mit Flammenröthe mahlt,
als wenn des Donners Nächte sie umlagern.
Wer ungestört im Schooss der Tugend ruht,
wird nie der Götter Tyranney beseufzen.
Er weinet der Vergangenheit nicht nach,
der Zukunft nicht entgegen; ruhig sieht
er die Natur den grossen Kreislauf wandeln,
und lächelt der Vernichtung, wie dem Seyn. —
[135]

Sappho.

Auch ich, wenn gleich kein Weiser, liebte stets
die Tugend, und bin doch nicht glücklich!

Alcäus.

Nicht,
weil du es nie zu werden dich bestrebt.
Weib! bey der Kraft des Wahren und des Starken!
beym Herkules! ich bin dein Freund; versteh,
dein Freund, der, was er fühlt und denkt, dir sagt;
das Bittre wie das Schöne sagt. Du hast
dich nie nach wahrem Glück bestrebt; du bist
dem Scheine kindisch nachgelaufen, und
nun weinest du dem Schimmer nach.

Sappho.

Lass mich
doch ruhig weinen!

Alcäus.

Nein; verschwenden sollst
du solche Thränen nicht. Noch seh' ich ihn,
[136] den Wüstling, wie er dich mit kaltem Spott
und Stolz im Staube beben sah; noch seh'
ich dich, o schreckliches Gesicht! zu seinen Füssen
ohnmächtig sinken, höre noch dein Jammern
und seine Lache. Fluch dem Lächler! Fluch!
Verschwenden sollst du solche Thränen nicht!
Lass sie auf meine Locken träufeln, dass
ich sie als Heiligthum bewahre! Ach!
wie konntest du die Tugend lieben, als
du dich in Phaon's Arme warfst! Rief ich
nicht früh genug: es ist ein Abgrund, Weib,
vor dem du stehst! Du hörtest nicht, sahst nur
die flammende Begierde lächeln, folgtest,
und stürztest.

Sappho.

Harter Freund! so biete mir
doch hülfreich deine Hand, und schmettre mich
nicht tiefer noch hinab.

Alcäus.

O, sie ist dein,

[137] die Hand der Hülfe, sie ist dein! Verlass,
vergiss den schmeichlerischen Schwelger; gieb
dein Herz der Tugend, deinen Geist den Musen,
das Lächeln deinem Auge wieder! Weib,
sey mein! und ich will sorgsam einen Weg
dir ebnen, deine Bahn mit Blumen schmücken,
und deiner Wünsche leisesten errathen.

Sappho.

Siehst du, dass deine Tugend Eigennutz,
und deine Weisheit Lüge war? Ihr tragt
das Gold mit Mienen der Barmherzigkeit
zusammen, um mit weisen Sprüchen dann
den Reichthum zu verschmähen. Weiser Held,
du hast um deine Weisheit dich betrogen!

Alcäus.

Dein Zorn vereitelt meine Zwecke nicht.
Ach, Sappho! du wirst zittern, wenn ich dir
das Mährchen dieser Nacht erzähle. Nicht
der Stolz, ein Weiser dir zu scheinen, nicht
der Eigennutz, der fremde Schätze raubt
[138] mit künstlicher Verstellung; Freundschaft nur
und Mitgefühl, und Liebe führten mich
zu dir. Verwirf mich nicht! das seltenste
Geschenk der Götter ist ein Freund im Unglück.

Sappho.

Bin ich denn so unglücklich schon, dass ich
mein Elend selbst nicht kenne?

Alcäus.

Ach, du bist es!

Sappho.

Ist er mit ihr entflohn? hat Zidno ihn
nicht mehr getroffen? hat mein heisses Flehn
ihn nicht erweicht? Was weiss ich nicht? sprich, sprich!
was weiss ich nicht?

Alcäus.

Du weisst schon Alles.

Sappho.

Weg
mit diesem Blick des Mitleids! Rede frey!
Bestreich des Bechers Rand mit Honig nicht,
[139] wenn du mir herbes Gift zu geben hast!
was weiss ich nicht?

Alcäus.

Hast du auch Muth genug,
das Schrecklichste zu hören?

Sappho.

Muth genug!
Was weiss ich nicht?

Alcäus.
Er ist mit ihr entflohn.

Sappho.
Wer? Phaon?

Alcäus.
Phaon mit Damophile,
ist nach Sicilien entflohn.

Sappho.
(Pause, während sie starr auf einen Fleck hinsieht; dann mit kaltem Lächeln auffahrend.)
Betrüger!
der Kunstgriff war nicht fein genug. So leicht
verlässt man eine Sappho nicht! Denkst du,
in meiner Brust sey aller Stolz erstorben?
es müsse gleich die Rose welken, wenn
[140] der Sturm ein Blatt ihr nahm? Du bist so alt,
und kennst so wenig erst des Menschen Herz?
Nein, grauer Jüngling! so betrügt man nicht
die Hoffnung wahrer Liebe; so gewinnt
man Herzen nicht. Dein Dolch war schlecht gestählt;
die Spitze brach an meiner stolzen Treue.

Alcäus.
Betrüge dich nicht selbst. Dein Phaon ist
für dich verloren, und aus vollem Herzen
wünsch' ich zu seiner Flucht dir Glück und Heil.

Sappho.
O, grosse Künstlerin Natur, wer wagt
im Menschenauge dich zu lesen! Was
mag diesem wohl mein Elend nützen können!
Was hilft es dir, Alcäus, dass du so
die schönsten Blumen meines Lebens mir
zertrittst, da dir aus ihrem Staub doch auch
nicht Eine nur entkeimt? Kann wohl der Mensch
dem Andern einen Augenblick der Freude,
den er geraubt, mit allem Gold der Welt
[141] bezahlen? und du willst aus Laune mir
vielleicht auf Stunden meinen Himmel stehlen?
Ha! bey den Göttern! einem edlen Mann
ziemt diese Henkersfreude nicht.

Alcäus.
So schlecht
ist noch kein Sterblicher geboren, dass
er seines Freundes Jammer spotte! Sappho!
ruf deines Geistes stolze Kraft zurück,
und überzeuge dich: es ist! Beweis
der Welt, Apollo lehre seine Schüler

sowohl das Gute schön geniessen, als
das Böse weise dulden.

Sappho.
Armer Mann!
du willst dich hinter deine Weisheit flüchten,
und weisst es leider nicht, dass sie so nackt
als deine Tugend ist. Vergiss den Witz,
wo die Empfindung redet. Lächle nicht,
wenn du nicht weinen kannst: ein froher Blick
ist, wie ein weises Wort, dem Leidenden
zuwider; Thränen nur sind Thränen Trost.
[142]

Alcäus.
Ich kann nicht weinen, Sappho; diese Härte
war schon das Laster meiner Jugend, und
Erfahrung hat die Schale nicht erweicht,
die dieses Herz umpanzert. Menschen sind
wie starke Wohlgerüche; beyden folgt
durch längeren Gebrauch der Schmerz. Auch du,
beklagenswerthes Weib, wirst nun zu spät
das Herz des Menschen kennen lernen, wirst
zu spät in deines Phaons Flucht . . .

Sappho.
Schon wieder,
und immer wieder Phaon's Flucht! Wozu
dies Mährchen? Glauben werd' ich's nie.

Alcäus.
Leb' wohl! —

Sappho.
Wohin? Ach, strenger Freund! so sage mir
doch nur ein kleines Wörtchen, das mich zweifeln,
mich hoffen lässt! Ich will ja gern von dir
getäuscht, betrogen seyn. Die Lüge zwar
[143] ist schändlich! aber einen Menschen glücklich
durch eine kleine Lüge machen, ist
erlaubt und göttlich.

Alcäus.
Nur die Wahrheit macht
das Leben schön. Erwachen muss der Mensch,
der Traum sey noch so süss und noch so lang
gewesen — endlich muss der Traum vergehn;
und dieses Endlich überrascht uns stets,
und der ist unser Freund, der es beflügelt.

Sappho.
So sey mein Feind, und ich will dich verehren!

Alcäus.
O, wär' ichs doch gewesen! dieses Herz
zerissen dann nicht tausend innre Martern,

nicht dieser ew'ge Wunsch, an deinem Busen,
der Liebe Seligkeiten einzusaugen!
Ich fühle deine Qual in meinem Schmerz.
Entsagen ist die fürchterlichste Kunst
der Nacht; Dämone lehrten sie zur Strafe
die Sterblichen. Weib! Weib! sey mein! ich will
in deinen Augen mein Gesetz, ich will
[144] in deinem Lächeln meine Freude suchen.
Bey allen Göttern! Phaon ist entflohn,
hat dich verschmäht; doch lieb' ich dich. Ich will
nur dich; ich bin zufrieden, kann ich auch
die Perl nicht aus dem Schooss des Meeres schöpfen,
aus Räuberhänden sie zu reissen. Weib,
sey mein! und ich will nie die Götter, nie
den Wohnsitz ihrer Wonnen sehn! — Du hörst
mich nicht? Auf diesem Staub verweilt dein Auge?
so starr und ohne Leben? —

Sappho.
Phaon, bleib!

Alcäus.
Das meine Hoffnung!

Sappho. (aufschreckend.)
Du noch hier? und ihm
nicht nach? Dein Spott hat ihn vertrieben. Eil'!
eh' ihn die wilde Fluth verschlingt! Wo ist
mein Phaon? wo ist er?

[145]

Sechster Auftritt.

Zidno (kommt.) Die Vorigen.

Sappho.
(stürzt ihr entgegen.)
Du wirst es wissen,
du, meine Retterin, du meine Freundin!
Nicht wahr, er ist noch hier? er ist nicht fort?
er hat mich nicht verlassen? Rede doch!
Hat er gelesen? wird er wiederkehren?
wann kommt er? Rede!

Zidno.
(übergiebt ihr ein Billet.)
Hier.

Sappho.
(reisst es ihr schnell aus der Hand.)
Von Phaon?
(sie erblickt ihre eigene Hand.)
Götter!
es ist mein Brief! —
(sinkt ohnmächtig in die Arme ihrer Freundin Zidno.)

Zidno.
Was that ich? O, ich Arme!
[146] Ich selbst muss ihr den Stoss des Todes geben!
Alcäus, habe Mitleid! ruf mir Hülfe!
O, Ihr Götter! lasst sie noch nicht sterben! —
ich Thörin! mehr dem Geiste als dem Herzen
vertraun zu wollen! Allzu theure Freundin!
ach, allzuschöne Seele, fliehe nicht! —
So eile doch, Alcäus! schaffe Hülfe!
was stehst du so vergessen da, Alcäus?
Cythere! sanfte holde Göttin! sieh
auf meinen Jammer, sieh auf meine Thränen!
Erwecke meine Freundin!

Alcäus.
(der so lange betäubt vor Sappho gestanden.)
Ach! sie wird
nie einen Andern lieben! —

Zidno.
Welches Herz
hast du? Du kannst noch an dich selbst, noch jetzt
an deine Liebe denken? Sieh, ach sieh,
[147]
wie bleich der schöne Mund, wie todt und kalt!
O, lass durch meine Küsse dich beleben,
durch, meine Thränen dich erwecken!
(sie bedeckt Sappho mit ihren Küssen und Thränen.)

Alcäus. (knieet nieder.)
Götter!
ich bin mit der Natur versöhnt. Vergebt!
nun glaub' ich an die Tugend wieder!
(Sappho athmet; Alcäus und Zidno horchen
aufmerksam nach ihrem Othemzug hin; sie
schlägt die Augen auf.)

Sappho.
Phaon!

Zidno.
Er wird bald wiederkehren!

Sappho. (springt schnell auf.)
Du betrügst
mich nicht! Hier ist mein unerbrochnes Blatt! —
Er ist für mich verloren! — — Nicht verloren!
Die Götter werden mich beschützen. Auf!
ihm nach! und wär' es in den Tod!
(sie stürzt hinaus.)
[148]
Zidno.
Bleib Sappho!
(ab)

Alcäus.

Nun, grauer Thor, willst du dahin nicht folgen?
Wo reifen denn noch deines Lebens Früchte?
Wo ist er hin, der Tugend stolzer Traum?
In meinen Locken wird der Lorbeer welk;
der Hass reisst aus der Lethe dunklem Strom
des Jünglings Schwächen; meines Ruhmes Glanz
verblindet, und der Liebe schöner Gott
hat keine Pfeile mehr für mich zu schärfen.
Was bin ich auf der Erde nütz? Lässt Zeus
das welke Blatt nicht von dem Stamme fallen?
Heraus mein Schwert, eh' dich der Rost verzehrt! -
(er zieht es.)
Halt Schwächling! sterben fodert keinen Muth;
die Kunst zu leben ist das Ziel der Weisheit! — (ab.)
[149]

Siebenter Auftritt.

Die erste Gegend am Meer.

Sappho, nach ihr Zidno.

Sappho.

Wo bist du, Phaon? welche stille Schatten
des Hains verbergen dich? Nein, nein! du kannst
mich nicht verlassen! Schweigt ihr Lüfte! schweigt
ihr Wogen, dass er meine Stimme höre!
Wo bist du, Phaon? Phaon! Kommst du nicht? —
Ach, Götter! dort sein Schiff! und schon so fern,
so fern! wie es die Fluthen treiben! wie
der Wind die Segel schwellt! O, höre mich,
du mächt'ger Erderschüttrer, höre mich!
kehr' um den goldnen Dreyzack, dass das Meer
zum Spiegel jetzt sich ebne, und der Zephyr
zurück den Flüchtigen mir bringe! Ach!
[150] die Wogen stillen sich noch nicht, schnell flieht
sein Schiff am dunklen Saum des Horizonts!
O! Götter, Götter! habt ihr kein Erbarmen?
du, Donnerer, nicht Blitze mich zu tödten?
O, schleudre in des Meeres Tiefen mich,
dass ich mein Elend nicht erblicke! —
(sie sinkt ermattet zu Boden.)

Zidno.

Endlich
hab ich sie wieder! Sappho! theure Sappho!
erkennst du meine Stimme nicht?

Sappho.
(richtet sich halb auf.)

Kommst du
vom Tartarus, um neue Qualen mir
zu bringen? — Phaon! du bist fort, mit dir
mein Leben! Da, da war sein Schiff, da ging
es auf der Fluth; wo ist es nun? O zeig'

es mir! wo ist es nun? Verschwunden, ach!
verschwunden!
(sie weint, an Zidno's Busen gelehnt.)
[151]

Zidno.

Tröste dich, die Götter werden
dich nicht verlassen.

Sappho.

Fluch den Göttern, die
an Menschenqual sich weiden! Aber wenn
denn euer Auge zu uns niederreicht,
ihr Mächt'gen des Olymps; o, so bewaffnet
mit allen Schrecken ew'ger Nacht Dämone,
aus ihren Grüften lasst die Furien
empor sich wälzen, den Verräther, den
Treulosen zu verfolgen! Höret mich,
ihr Schlangenhäupter der Nacht, blutdürstige
Harpyen höret mich!

Zidno.

Erwache, Freundin!

Sappho.

(sinkt auf ihre Knie, und breitet ihre Hände nach
dem Meer aus.)
Vergieb mir, Phaon! Hört mich nicht, ihr Götter!
O, weine mit mir, Zidno, weine! ach,
ich bin sehr elend!
[152]

Zidno.

Lass uns von den Göttern Trost
erbitten!

Sappho.

Trost? Für mich ist keiner, als
der Tod! — Ach sieh! wie düster dort das Meer
erscheint! wie tief es seyn muss! Sterben ist
nicht schwer. Komm auf den Felsen.

Zidno.

Bleibe hier.

Sappho.

Nein; dort kann ich vielleicht sein Schiff entdecken;
dort weht vielleicht von ihm die Luft mir zu;
dort seh' ich ihn! (sie eilt hinauf.)

Zidno. (nach)

Du siehst ihn nicht! Bleib' hier!
Ach, eine bange Ahnung hält mich. Bleib!

Sappho. (auf dem Felsen.)

Willst du nicht folgen, Freundin? O, hier ist
[153] es heiter; hier erhebt sich meine Seele.

Hier, Zidno, will ich sterben!

Zidno. (zu ihren Füssen.)
Sappho, ich
beschwöre dich bey deiner Liebe, komm
zurück!

Sappho.
Hier will ich sterben! — Zidno, du
mein einziges, mein letztes Gut, die bis
zum Tode mir getreu geblieben ist,
komm an mein Herz, das heiss und feurig für
dich schlägt! nimm meinen Dank in diesen Thränen!

Zidno.
Sieh meine Angst! um aller Götter willen,
was willst du thun?

Sappho.
Ein viel geschätztes Nichts
der reitzendsten, der schönsten Hoffnung opfern!
Leb wohl!

Zidno.
Was fang' ich an? was soll ich thun?
[154] Ihr Götter, steht mir bey! Ach, Sappho, sieh'
doch meine Thränen, wie mein Herz mir pocht!
verlass mich nicht!

Sappho.
(es blitzt in der Ferne.)
Siehst du? mein Schicksal winkt!
Leb wohl! leb wohl! Gewiss vereint der Tod
die Seelen, die das Schicksal hier getrennt! —
(sie stürzt sich ins Meer.)

Ende.

Anhang.

Über dramatische Dichtkunst.

Wenn wir die Geschichte aller cultivirten Völker durchgehen, so finden wir auf ihren Bühnen metrische Schauspiele, die mit mehr Beyfall als die prosaischen aufgenommen wurden. Die Schauspiele der Griechen und Römer, ob sie gleich für die metrische Bearbeitung beweisen, sind dennoch in ihrer Einrichtung von den unsrigen zu verschieden, um sie als Beispiel anführen zu können; [158] so wie wir überhaupt uns nicht mit diesen glücklichen Völkern vergleichen müssen, deren Talente, durch Klima und Regierungsform begünstigt, eine ganz andere Richtung nahmen, als die unsrigen nehmen können. Frankreich, England und Italien, denen frühere Bildung ein Recht zur Nachahmung giebt, begünstigen die metrischen Arbeiten, sind noch stolz auf die dramatischen, meistens metrischen Werke eines Racine, Voltaire, Shakespear, Metastasio, und sehen sie noch mit Entzücken auf ihren Bühnen. Warum bleibt nur Deutschland gegen die metrischen Schauspiele kalt? — Die Ursach scheint mir ziemlich einleuchtend. Wir haben theils zu wenige gute, aufführbare metrische Schauspiele, theils keine Schauspieler, theils kein Publicum, das gebildet genug wäre, feinen Charakterzeichnungen zu folgen und einzelne Bemerkungen aus dem Innern des menschlichen Herzens geschöpft, zu empfinden. Die meisten Deutschen gehen noch in das Schauspiel, entweder über platte Scherze zu [159] lachen, oder über greuliche Mordthaten zu weinen; jene, um die Zeit zu tödten, die ihnen lang wird; diese, um empfindsam zu scheinen. Übrigens wissen diese Art Zuschauer am Ende oft den Anfang des Stücks nicht mehr, viel weniger, dass sie auf einzelne Schönheiten, auf den Zusammenhang des Ganzen, auf Ausführung und Plan gemerkt hätten. Daher der Widerwille gegen metrische, und der Wohlgefallen an prosaischen Theaterstücken; daher aber auch der Überfluss an schlechten Schauspielen und schlechten Schauspielern; daher der gänzliche Mangel an ästhetischer Empfindung und richtiger Beurtheilung. Das Schöne scheint den Meisten ein gleichgültiges Etwas, ob sich gleich aus dem Schönen die ganze Philosophie des Lebens, die ganze Moral, entwickeln lässt. Ich habe Männer von verschrieener Gelehrsamkeit, Minister von bewunderter Weisheit gesehen, die, so bald man über die Regeln des Schönen sprach, entweder stumm wurden oder Knabenurtheile [160] fällten. Die Erkenntniss des Schönen, das Gefühl für das Schöne, der richtige Geschmack für dasselbe, sind die einzigen und wahren Lehrer der Weltweisheit, der Moral und der Tugend; durch sie klären sich alle unsere Ideen auf, und hierin liegt der Grund, warum kein so genannter grosser oder mächtiger Mann die Dichter*[63] liebt. Der Hässliche hasst den Spiegel, der ihm seine Gestalt zeigt, und sucht ihn zu entfernen. Darf aber der Missbrauch Einzelner eine Regel für das Ganze werden? — Darf darum der denkende Mann, der Schriftsteller, der Dichter schon alle Hoffnung aufgeben, den Deutschen ästhetische [161] Empfindung einzuhauchen, weil es bis jetzt noch nicht geschah? dürfen der Hass und die Verfolgung mächtiger Thoren eine edle Seele schrecken? Es ist gewiss, je mehr ästhetische Empfänglichkeit ein Volk besitzt, desto weniger wird es sich unterdrücken lassen, weil es die gegenseitigen Pflichten dann schon erkennen gelernt hat und jede Ungerechtigkeit doppelt fühlt. Aber es ist auch eben so gewiss, dass ein solches Volk unter einer guten Regierung das beste der Erde seyn wird. Wem ganze Völker ein zu grosses Bild darstellen, um lebendig einzusehen, wie mächtig die Erkenntniss des Schönen auf unser Herz, unsern Verstand und unsere Handlungen wirkt, der gehe auf einzelne Personen zurück. Welches waren die edelsten, erhabensten Fürsten in der Geschichte? Nur die, welche die Wissenschaften liebten und, durch diese, richtige Begriffe vom Schönen erhalten hatten. Was machte wohl Friederich den Zweiten zu Friederich dem Grossen [162] dem Einzigen, dem Weisen? was anders, als die Erkenntniss des Schönen? Sein Geist, durch den Umgang grosser Männer gebildet, lernte das wahre Schöne

---

[63]* Ich meyne hier den ächten Sinn des Worts, und nicht jeden Versmacher, der etwas in einen Almanach gegeben hat. Von diesem heisst es:

Mediocribus esse poëtis
non Di, non homines, non concessere columnae.
Horat.

vom blendenden unterscheiden, sein Herz für dasselbe fühlen. Er sah nun auf einmal den Inbegriff aller seiner Pflichten, und ward der grosse Mann, den wir verehren. Es giebt zwar auch Beyspiele, dass Männer mit vieler richtigen ästhetischen Beurtheilung und Empfindling doch schlechte Menschen waren, das heisst, im gesellschaftlichen Leben schlecht, welche die Pflichten gegen ihre Nebenmenschen vergassen. Diese Klasse von Menschen ist aber nur von seltener Art; bei ihnen hat der Verstand die überwiegende Herrschaft über das Herz; und der grosse Überfluss an Gedanken und Ideen lässt sie mehr denken als empfinden. Sie erkennen das Schöne, und dessen Wirkung auf das Herz; sie fühlen es selbst in gewissen Augenblicken seliger Berauschung, können die Steigerung dieses Gefühls von Grad zu Grad [163] zeichnen und andre dadurch rühren; aber es selbst so innig empfinden, dass sie in Augenblicken des Zweifels, wo ihr Vortheil oder Leidenschaft diesem Gefühl entgegen steht, dass sie da ihren Nutzen oder ihr Vergnügen aufopfern sollten — dies können sie nicht, dies giebt die überwiegende Gewalt ihres Verstandes, die sie zu Egoisten macht, nicht zu. So war Voltaire; und, wie gesagt, diese Menschen sind zu selten, als dass ihr Beyspiel meine Behauptung umwerfen könnte. Mir bleibt es einleuchtend und klar, dass die Veredlung des Herzens eine unmittelbare Folge von der Erkenntniss des Schönen ist, und dass selbst bei dem angeführten Beyspiel eines Voltaire die Erkenntniss des Schönen mangelhaft gewesen sey, weil sie mehr physisch als moralisch war. Doch um mich zu verstehen, muss man den ganzen grossen Begriff fassen, den ich mit dem Schönen verbinde. Schön ist mir im moralischen Sinn Alles, was gut ist; gut ist mir Alles, was wohlthätige, süsse Eindrücke auf das [164] menschliche Herz macht und freudige Erinnerungen zurücklässt. Physisch schön ist mir hingegen nur Alles das, wo in einem Ganzen jeder einzelne Theil zu einem Zwecke harmonisch mitwirkt. Daraus folgt, dass alles moralisch Schöne auch physisch schön ist, nicht aber alles physisch Schöne auch moralisch schön; und dass man die Erkenntniss des physisch Schönen haben kann, ohne die des moralischen zu besitzen. Auf dem hässlichsten Gesichte verbreitet eine gute Handlung etwas Schönes, und zaubert Anmuth über die abschreckendsten Züge, so, dass unser physischer Sinn des Schönen so gut, wie der moralische, gerührt wird. Dagegen kann der Pinsel eines Correggio die schönsten Gestalten, in einer bösen Handlung begriffen, uns vorstellen — und sie werden nie ein moralisch schönes Gefühl in uns wecken, wenn sie auch der physischen Erkenntniss des Schönen schmeicheln. Die Erkenntniss des Schönen ist daher getheilt, und der Mensch kann sie einzeln besitzen, welches [165] gewiss der Fall bei denen Schriftstellern ist, die in ihren Werken, und nicht in ihrem Leben, Erkenntniss des Schönen äussern. Im gemeinen Leben kann man diese Erfahrung oft machen. Es besehn zum Beyspiel zwey Menschen ein schönes Gemählde vom Tode des Prinzen Leopold von Braunschweig: der Eine, der nur für das physische Schöne Erkenntniss hat, wird es vielleicht mit vieler Lebhaftigkeit bewundern; der Andre, der für das moralisch Schöne fühlt, wird mit Rührung die Menschenfreundlichkeit der Handlung fühlen; beyde empfinden das Schöne des Gemähldes nur halb. Nun nahe aber ein Dritter, der im eigentlichen Sinn ästhetische Erkenntniss des Schönen hat, der das physische und moralische fühlt; mit welcher Begeisterung, mit welchem Feuer, mit welcher Rührung wird der die Schönheit des Ganzen erkennen, betrachten, empfinden! Welches Bild wird er davon in seiner Seele mitnehmen! Nur er hatte ächte ästhetische Erkenntniss des Schönen; nur er konnte [166] von diesen Dreyen ein Lehrer des Volks, ein Schriftsteller seyn.

Welchem von allen Schriftstellern ist diese ästhetische Erkenntniss des Schönen aber nöthiger, als dem dramatischen Dichter? Er, der durch die lebendige Vorstellung seiner Ideen am meisten wirken sollte, am meisten wirken kann! Leider sehen wir aber in Deutschland so viele Theaterstücke, aus denen weder physischer noch moralischer Schönheitssinn spricht, viel weniger, dass sie beide vereinigt zu finden wären. Müssen wir vielmehr nicht erröthen, wenn wir sogar in den Werken eines einst sehr beliebten Schriftstellers, wie in den Indianern in England,[64] die niedrigsten Zweydeutigkeiten neben den edelsten Äusserungen lesen? und können wir uns wundern, dass unsre Schauspieler diese mit den schändlichsten Pantomimen begleiten, da sie das Publicum belacht? und können wir dem Publico die Schuld seiner Geschmacklosigkeit beymessen, da es, mit dergleichen Theaterstücken [167] überhäuft, an dergleichen Witz

[64] 2016: Die Indianer in England, Lustspiel von August von Kotzebue.

gewöhnt wird, da es beinahe nichts Besseres zu sehen bekommt? —

Ich finde die Schuld aller dieser Missbräuche in den prosaischen Schauspielen. Jeder, der Worte zusammensetzen kann, glaubt ein Schauspiel schreiben zu können, und hält thöricht die dramatische Dichtkunst für die leichteste, da sie nach der epischen die schwerste ist. In diesem Wahn dichten nun solche Schriftsteller Unwahrscheinlichkeiten zusammen, lassen aus Welttheilen Menschen kommen, häufen Personen und Episoden, zeichnen statt Charaktere Carricaturen, und haben zum Zweck? — eine Colonie auf den Pelew- Inseln[65] anzulegen. Sind solche Träume der Zweck dramatischer Dichtkunst? wird hier ein Herz gebessert? eine Seele erschüttert? ein Bösewicht in seinem Gewissensfrieden gestört? Wo bleibt hier das hohe Endziel des Künstlers: durch edle Einheit des Plans, durch tiefe Blicke in das menschliche Herz, durch kühne, majestätische [168] Zeichnung edler Charaktere, durch den entlarvten heuchlerischen Bösewicht Menschenbesserung zu bewirken? — Solche Verfasser haben nur die Absicht, den Modethorheiten der Menge zu schmeicheln und so auf Unkosten der Tugend, der Vernunft und der Kunst sich Pöbel-Beifall zu verdienen. — Der Zweck der dramatischen Dichtkunst muss gross und edel bleiben, wenn die Kunst des Schauspielers nicht zur Beutelschneiderey herabsinken soll; und dieser Stand wird nie so geachtet werden, wie es seine Bestimmung verdient, so lange man noch Possen und Harlekinaden aufführt. Deswegen wird kein gutes Lustspiel verwiesen seyn, worin man die Thorheiten der Menschen lächerlich macht und durch feine Scherze die Seele erheitert; im Gegentheil wird dies immer ein Meisterstück der Kunst bleiben. Nur aus der ernsthaften, höheren dramatischen Dichtkunst muss alle Prosa verwiesen werden; denn nur durch dieses Mittel kann man den Schauspieler bilden, und unsre dramatische Litteratur [169] reinigen. Um aber der metrischen Bearbeitung dramatischer Gegenstände Allgemeinheit zu geben, müssten auf jeder Bühne, wenigstens für's erste, des Monats zwey oder drey metrische Schauspiele aufgeführt werden. Dieses zu thun, hört' ich in einem freundschaftlichen Cirkel den berühmten Schröder versprechen, und gewiss würde dessen Beyspiel schon Nachahmer reitzen. Dieser grosse Schauspieler war über metrische Theaterstücke mit mir einerley Meinung; auch er erkannte den Nachtheil, den die meisten prosaischen Schauspiele für den Schauspieler haben, dass sie ihn nicht bilden. Bei unsern meisten dramatischen Produkten hat der Schauspieler wenig oder gar kein Studium nöthig; er fängt auf der Bühne da an, wo er im Billard aufgehört hat; erfindet wo ihm sein Gedächtniss nicht treu ist, oder betet dem Souffleur nach; kurz, er ist eine Sprachmaschine, aber kein Künstler, was sie doch Alle seyn wollen. Beim metrischen Schauspiel aber ist er gezwungen, [170] seine Rolle zu studieren, vermöge der gebundenen Reden; er muss deklamiren lernen, wenn er nicht einem Bänkelsänger gleichen; er muss denken lernen, wenn er richtig deklamiren, und muss sich anstrengen, wenn er nicht weggejagt werden will. So vortreffliche Wirkung die metrische Bearbeitung auf den Schauspieler hat, eine noch vortrefflichere hat sie auf die dramatischen Schriftsteller und auf das Publicum. Es ist unläugbar, dass die metrische Bearbeitung eines dramatischen Stoffes nicht das Werk einiger Tage ist; der Dichter muss zu einem solchen Unternehmen schon mit seiner Muttersprache und ihren feinsten Wendungen bekannt seyn, und wird doch, um einen Gedanken fliessend und schön auszudrücken, oft Tage des Nachdenkens anwenden müssen. Er muss die Prosodie der Alten, ihren poetischen Rythmus studiert, und diese Regeln auf seine Muttersprache anwenden gelernt haben; er muss endlich auch ein gewisses Gefühl seiner eigenen Kraft in sich merken, das [171] ihn zum grössern Unternehmen anspornt, und ihm den Erfolg sichert. Mit Einem Worte: er muss Künstler seyn, die Kunst, und nicht seine Einfälle lieben, um alle die Schwierigkeiten mit süsser Begeisterung zu überwinden, die sich ihm bei der metrischen Bearbeitung darbieten. Die wenigen Produkte dieser Art, die wir bis jetzt haben, beweisen ihre Schwierigkeit, und Deutschlands dramatische Litteratur würde von vielen Unreinigkeiten für die Zukunft gesäubert werden, wenn unsere Bühnen nach und nach das Publicum und sich selbst an metrische Schauspiele zu gewöhnen suchten. Ein neues Jahrhundert würde für Deutschlands Bühnen aufgehen, der Schauspieler würde nicht auf Grimassen, sondern auf Ausdruck, auf Charakter denken; das Publicum auf Gedanken, auf richtige Deklamation lauschen, und nicht auf Harlekins Sprünge; man würde das Schöne, im

[65] 2016: Bruder Moritz, der Sonderling oder die Colonie für die Pelew-Inseln, Lustspiel von August von Kotzebue.

moralischen und physischen Sinne, kennen und beurtheilen lernen, und der Dichter bessern und belehren. Um aber [172] diese goldenen Zeiten für die dramatische Dichtkunst entstehen zu heissen, müssten die guten dramatischen Dichter bei metrischen Bearbeitungen auch mehr die Bühne und ihr Publicum vor Augen haben, und ihre göttlichen Ideen durch reitzende, nicht zu erhabne Bilder gemeinnützig und allgemein verständlich machen. Mit so vielem Recht der gewesene Schauspieldirektor des Berlinischen Theaters, Herr Döbbelin, stolz darauf seyn konnte, Nathan den Weisen aufgeführt zu haben, so wird dies unsterbliche, unerreichbare Gedicht doch nie sich auf die Bühne schicken; bei einem solchen Stoff den Gedanken eines Lessing so schnell zu folgen, wie der Schauspieler spricht, ist wohl nur sehr Wenigen gegeben. Aber die gleichfalls unsterbliche Iphigenia eines Göthe? sein Torquato Tasso?*[66] Sollte für diese, ob sie gleich den [173] Geist Vieler noch übersteigen, nicht bald ein Deutsches Publicum fühlen lernen? Gewiss; wenn wir nur auch so bald Schauspieler dafür hätten. Diese Lücke wird in den ersten zehn Jahren nicht ausgefüllt werden, und ohne gute Schauspieler bleibt die vollkommenste Arbeit ohne Wirkung. Nur das schlechte Spiel der Schauspieler hat das Vorurtheil unter so vielen, selbst denkenden, Männern ausgebreitet, es sey unnatürlich, in Versen sprechen zu hören, und jede Rührung gehe dabey verloren. Wenn der Schauspieler nicht deklamiren kann, und mit hölzerner Zunge jeden Jambus, jeden Vers hören lässt; dann freilich wird und muss die metrische Rede unnatürlich werden und alle Illusion stören. Hat der Schauspieler aber den Geist seiner Rolle, und nicht blosse Worte studiert, hat er des Dichters Gedanken verstehen, empfinden und beurtheilen gelernt, so wird ihm die gebundene Rede so leicht und fliessend wie die prosaische werden. Ich läugne nicht, dass dem Deutschen [174] Schauspieler eine Menge Schwierigkeiten hier zu überwinden bleiben, die der Französische, Italiänische, und selbst der Engländische nicht kennt; ihre Sprachen haben bey weitem nicht den bestimmten Rythmus, wie die Deutsche, und nähern sich auch in ihren Versen der prosaischen Ungebundenheit. Daher hat aber auch Rousseau Recht, dass die Französische Dichtkunst wenig Reitze hat; und mir würd' es unbegreiflich seyn, wie Friedrich der Einzige ihr so viel Zeit aufopfern konnte, wenn nicht in seinen Jugendjahren Deutschlands Litteratur noch so ganz in ihrem Entstehen gewesen wäre. Wenn aber der Deutsche Schauspieler mehr Zeit und Mühe an seine Kunst verwenden muss, so wird dafür auch sein Ruhm, wenn er alle Schwierigkeiten überwindet, desto grösser seyn. Es fällt daher der Vorwurf des Unnatürlichen weg, der nur dem Schauspieler zur Last gelegt werden muss; denn dass der Dichter keine hinkende Verse machen wird, setz' ich zum voraus. Ist dies der Fall, [175] dann freilich ist ein mittelmässiges prosaisches Theaterstück dem metrischen vorzuziehen; denn letzteres kann nur durch vollendete Schönheit reitzen. Bei diesem muss der Dichter die Kunst verstehen, mit der feurigsten Phantasie kalte Regelmässigkeit zu verbinden; er muss den kühnen Gedanken in seinem Fluge nicht hemmen, und ihn doch mit weiser Aufmerksamkeit so in sein Sylbenmass einzuschliessen verstehen, dass kein Zwang zu merken ist; er muss eine Sprache der Götter reden, die aber dennoch jedem Sterblichen die seinige däucht; er muss die Kunst so darstellen, dass jeder die Natur zu sehen glaubt; er muss die höchste Einheit im Plan, und die kühnste Verwickelung in der Ausführung zum Augenmerk haben; er muss viel Charakter mit wenigen Personen zeichnen; er muss die Einheit des Orts beobachten, ohne das Auge zu ermüden; er muss endlich, im Rausche schöner Gefühle, seine Zuschauer oder Leser mit der Moral, dem unbemerkten Zwecke seines Gedichts, überraschen. [176] Ich erröthe, wenn ich auf mein Gedicht sehe, wenn ich fühle, was ich hätte leisten sollen, und was ich geleistet habe; aber ich schöpfe auch bei der Überzeugung wieder Athem, dass ich gethan habe, was in meinen Kräften war, was ich thun konnte. Reitzender und schöner ist immer das Bild, welches die Seele denkt, als das, welches der Künstler zeichnet; mit stiller Wehmuth sucht er in diesem, was er in jenem sah. Wer ist so stolz und so hart, dem armen Künstler zu zürnen? — Dem Geiste des Dichters spiegelt sich der Gegenstand seiner Phantasie in tausendfarbigem Glanze; es ist ein glücklicher Augenblick, worin er die schönste Farbe auffängt. Erreicht der Dichter also auch nicht die höchste Vollkommenheit, so wird doch schon bei einem gewissen Grade derselben die Wirkung des metrischen Schauspiels, gut aufgeführt, auf ein gebildetes Publicum grösser und inniger, als die eines prosaischen Theaterstücks seyn. Schon die veredelte Sprache in der metrischen [177]

---

[66]* Schillers Meisterwerk, Don Carlos, nenn' ich darum hier nicht, weil ich überzeugt bin, dass der Dichter es nicht für die Bühne bestimmt hat.

Bearbeitung, aus der alle niedrige Ausdrücke, alle Provinzialismen verwiesen sind, der wohlklingende Periodenbau, muss das Ohr des Zuschauers vergnügen, und durch die Harmonie des Verses die Seele zu sanfteren Gefühlen stimmen. Wenn nun mit der Veredlung der Sprache sich die der Gedanken, der Bilder des Dichters vereint; sich eine Welt von reitzenden Ideen, von glänzenden Gemählden, von göttlichen Handlungen dem Auge des Zuschauers öffnet, schon zu hohen Erwartungen gereitzt — muss dann nicht jedes schöne Gefühl in der Seele geweckt werden? jeder gute Entschluss Festigkeit gewinnen? Darf und kann dies der Prosaist, ohne die Gränzen der Prosa zu überschreiten? Doch dies vergessen so viele Prosaisten; sie eifern gegen die Poësie, und gebrauchen selbst in ihrem Eifer poëtische Bilder. Was ist schöner, der Centaur oder der Vaticanische Apoll? — Und so verhält es sich mit Werken, die in Prosa poetische Brocken mischen, und denen, die [178] ganz Poësie sind. Warum also nicht lauter Apollos, da wir der Centauren nicht mehr bedürfen? Unsre Sprache ist so reich an Wendungen, so reich an mahlerischen Worten, dass wir jeden Gedanken schön und fliessend in Versen ausdrücken können; nur selten fehlen uns Worte, und es ist meistens Nachlässigkeit oder Unwissenheit, wenn wir noch hölzerne Deutsche Verse lesen. Die Bemühungen eines Wieland, Gleim, Utz, Lessing und Andrer mehr, sind nicht ohne Nutzen gewesen, und wir sind undankbar gegen unsre Muttersprache, wenn wir ihre Männlichkeit, ihre Kraft, ihren Reichthum, selbst in mancher Rücksicht ihre Sanftheit, nicht erkennen. Wir können gewiss, wenn wir nur wollen und die Mühe nicht scheuen, in dramatischen Gedichten, mit der veredelten poëtischen Sprache so viel Natur, so viel Feuer verbinden, dass jeder Schein des Unnatürlichen, Gezwungenen verschwindet. Überdem ist es nur die schöne Natur, die jeder Künstler und, mehr noch als dieser, [179] der Dichter nachahmen muss; ja, dem Letzteren ist es sogar erlaubt, durch die Phantasie die Natur zu verschönern. Dies thut er durch die metrische Bearbeitung; er lässt hier seine Menschen eine Sprache reden, die zwar im gemeinen Leben nicht üblich ist, aber der doch die Sprache des gebildeten Mannes nahe kommt. Wir sprechen oft und viel in Jamben, ohne dass wir es wissen, und die Sprache der Leidenschaft artet fast bei allen Menschen in poëtische Sprache aus. Nun aber ist es Pflicht des Dichters, den Ausdruck der Leidenschaft nicht in der ausgearteten, sondern in der schönen Natur zu studieren; und er muss selbst die Zeichnung des Lasters mildern: denn in seiner ursprünglichen Hässlichkeit würd' es uns ein Grausen abzwingen, und wir ein solches Gemählde nicht aushalten können. Der unsterbliche Lessing hat diesen Gegenstand im La[o]koon zu schön abgehandelt, als dass ich es wagen dürfte, darüber noch ein Wort zu sagen. Meine Absicht wird, mir zur [180] Freude, erreicht seyn, wenn ich den Vorzug der metrischen vor den prosaischen Theaterstücken gezeigt habe. Mir bleibt über diesen Gegenstand weiter nichts zu erinnern, als dass sich mein Urtheil nur auf ernsthafte, erhabne dramatische Dichtkunst bezieht; das Lustspiel wird in Prosa wohl immer mehr gefallen, als in Versen, weil Deutscher Scherz, der gewöhnliche Deutsche Sinne rührt, sich nur selten mit der Grazie der Dichtkunst verträgt.

Nicht um meiner Sappho das Wort zu reden, habe ich die metrische Bearbeitung, ihren Vortheil und ihren Nutzen für die Bühne, so weitläuftig auseinander gesetzt; mein Wunsch war zu überzeugen, und glücklich wär' ich, könnt' ich ihn erfüllt sehn.

Da ich bei dieser Gelegenheit auch Einiges über die Pflichten eines dramatischen Dichters gesagt habe, so bin ich meinen Lesern noch von meiner eigenen Arbeit Rechenschaft schuldig.

Man wird zuerst bemerken, dass ich der [181] Lebensgeschichte Sappho's nicht treu geblieben bin, und dass ich die Sappho, statt sie am Fusse des Felsens Leukate sterben zu lassen, auf einen Lesbischen Felsen führe, von dort aus sich in das Meer zu stürzen. Diese Abweichung glaub' ich verantworten zu können, indem ich, um der Geschichte sklavisch treu zu seyn, eine der ersten und nothwendigsten Regeln des dramatischen Gedichts, die Einheit des Orts, hätte verletzen müssen. Um nach Leukate zu kommen, musste Sappho von Lesbos nach Sicilien gehen, dort vom undankbaren Phaon verstossen werden, und nun erst Heilung auf dem Felsen von Leukate suchen. Der feurigsten Phantasie muss solches Abwechseln in der Aufführung zuwider seyn, da auf den Deutschen Theatern die meisten Weltgegenden einander gleichen; und so wenigen Reitz die Schauspiele für mich haben, wo gar nicht für das Auge gesorgt ist, wo man sich in einem Zimmer fünf Aufzüge durch aufhält, eben so widrig sind mir diejenigen, wo man ein ganzes Lebensalter [183] vorstellen und mehrere Welttheile durchreisen sieht. Der Künstler schuf die Kunst; es ist mir daher immer lächerlich

gewesen, grosse Geister, geschaffen um neue Regeln aus der Natur zu entwickeln, Meisterwerke nur darum tadeln zu hören, weil sie irgend eine Regel des Aristoteles beleidigt hatten; als ob dieser die Gränzlinie menschlicher Weisheit erreicht habe! Doch hat es mir auch immer kühn geschienen, Regeln der Kunst, die Jahrhunderte verehrten, zu übertreten; und nur glänzende Original - Schönheiten können diese Freiheit entschuldigen, nie aber dem Ungemach abhelfen, welches elende Nachahmer solcher Originale anrichten. Besonders bei der Einheit des Ortes sind die Ausschweifungen dieser Nachahmer unerträglich, da überdies unsre Deutschen Theater so arm an Maschinen sind, und sich die Decorationen so langsam entwickeln. Wer kann dem Helden eines Schauspiels nachreisen, der in wenigen Minuten 40 und 50 Meilen macht? Der Zuschauer [183] muss nothwendig, wenn er sich auch ganz in die Ideen des Dichters verloren hat, durch solche Sprünge gestört werden und seine Täuschung erkennen. Mir schien es daher bei meiner Sappho vorzüglicher, alles das Gute, was sich über die Priester auf Leukate hätte sagen lassen, zu unterdrücken, diese Scene wegzulassen und der Regel dies Opfer zu bringen. Überdies gewann mein Gedicht sehr wenig dabei, da sich die Scenen auf Lesbos und in Sicilien zu ähnlich waren, um sich nicht in der Ausführung zu gleichen. Und dann, aufrichtig gestanden, war es mir auch von Herzen unangenehm, eine so erhabne, berühmte Dichterin einem Vorurtheil, einem Aberglauben, zu opfern; Silen mag immerhin auf seinem Esel schlummern, ein Schüler, ein Liebling Apollo's muss es nicht. Mir schien einer dichterischen Seele der Tod angemessener, zu dem die Schwärmerey weniger Momente führt; ich verläugnete die Wahrheit, meine Kunst zu vergöttern.

Um so treuer bin ich ihr bei dem [184] Charakter der Sappho geblieben, und man wird es mir verzeihen, dass ich, besonders im ersten Aufzuge, verschiedene ihrer Fragmente in ihre Reden mit eingemischt habe. Zu dieser Einmischung bestimmte mich theils die Schönheit ihrer Bilder, theils der Gedanke, dass meine Schilderungen durch ihre Worte an Wahrheit und Natur gewinnen würden. Die eingemischte Hymne im zweyten Aufzuge ist nicht von der Sappho sondern ein eigner geringer Versuch. Der Raum ist hier zu enge, alle die Gründe anzugeben, die mich zur Einmischung dieser Hymne bewogen haben. Ich werde dies bei einer andern Gelegenheit thun; hier nur die Bemerkung, dass es mir scheint, als böten sich bei unsern grössern Gedichten die verschiedenen Dichtarten zu wenig die Hand, um das Ganze mit ihren eigentümlichen Schönheiten zu schmücken. In einem epischen Gedichte von mir, die Philosophie der Liebe, hab' ich einen Versuch dieser Art gemacht, der seine Wirkung nicht verfehlt, [185] und ich glaube, dass man, ohne die Einheit zu beleidigen, und ohne buntfarbig zu werden, die verschiedenen Dichtarten sehr gut mit einem Ganzen verbinden kann. Wie schön nehmen sich nicht die Hymnen in Klopstocks Messias aus? — Im epischen Gedicht ist diese Abwechselung mit Wahl immer brauchbar und schön; im dramatischen aber nur, wenn der Stoff aus dem Griechischen oder Römischen Zeitalter ist.

Ein grösserer Vorwurf trifft mich bei dem Charakter des Alcäus, bei dem es scheint, als hätt' ich ihn durchaus zu edel gezeichnet, welches er in seinem Leben nicht war. In den Reisen des jungen Anacharsis wird sein Bild unter keiner vortheilhaften Gestalt gezeigt.

„Alcäus", sagt der Verfasser, „war mit einem unruhigen und aufbrausenden Charakter geboren. Er zog den Stand des Kriegers allen übrigen vor, widmete sich demselben sehr früh, und war, (wie man schon weiss,) auch sehr früh unglücklich. Er [186] erklärte sich öffentlich für einen Freund der Freiheit, und war doch im Verdacht, dass er sie im Geheim zu zerstören strebte. Er und seine Brüder verbanden sich mit Pittakus, den Melankrus, Tyrannen von Mitylene, zu verjagen; bald nachher aber verband er sich wieder mit den Unzufriedenen, um sich gegen die Staatsverwaltung des Pittakus zu empören. Die ausschweifenden und harten Beschuldigungen, die er sich aus Neid gegen diesen grossen Mann erlaubte, zogen ihm die Verbannung aus Mitylene zu. Einige Zeit darauf kam er an der Spitze aller Verbannten wieder, fiel aber in die Hände seines Gegners, der sich, durch Verzeihung, auf eine glänzende Art rächte.

Die Liebe, die Dichtkunst und der Wein trösteten ihn über seine Unglücksfälle. Er hatte in seinen ersten Schriften einen zügellosen Hass gegen die Tyranney geäussert; jetzt sang er den Göttern der Freude Hymnen, sang seine Liebschaften, seine kriegerischen [187] Vorfälle, seine Reisen, und sein Unglück in der Verbannung. Nur die Unmässigkeit konnte sein Genie wecken, und es war immer in einer Art von Trunkenheit, worin er seine Werke, zur Bewunderung der Nachwelt, dichtete. Seine Schreibart, immer dem

Gegenstande, den er behandelte, angemessen, hat weiter keine Fehler, als die der Lesbischen Sprache gemein waren. Er vereinigt darin Sanftheit mit Stärke, Reichthum mit Bestimmtheit und Klarheit; und wenn er eine Schlacht mahlt, oder einen Tyrannen erschüttern will, so erhebt er sich beinahe zur Erhabenheit Homer's.

Alcäus liebte die Sappho. Er schrieb ihr einst: 'ich wollte mich gern erklären; doch die Scham hält mich zurück.' — 'Deine Stirn würde nicht Ursach zu erröthen haben', antwortete sie ihm, 'wenn dein Herz sich nicht schuldig fühlte'." *[67] So wird dieser berühmte Dichter hier geschildert, und es ist nur zu gewiss, dass dieses Bild sehr [188] wenig Ähnlichkeit von dem hat, welches ich in meinem Gedichte von ihm aufstelle. Ich schmeichle mir trotz dem, seinen Charakter nicht falsch beurtheilt zu haben, wenn auch seine Äusserungen in meinem Gedichte nicht mit seinen vorigen Handlungen übereinstimmen. Jeder, der sich durch vorzügliche Talente auszeichnet, hat Feinde, die ihn zu verkleinern suchen, seine Fehler auffangen, und vergrössert bekannt machen. Sollt' es nicht auch dem guten Alcäus so gegangen seyn? — Doch dies bei Seite gesetzt, so sieht man in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens hervorstechend die Triebfeder aller seiner Handlungen, den Ehrgeitz. Dies ist die einzige grosse Leidenschaft seiner Natur; und wer sie kennt, wird ihre Allmacht nicht läugnen, besonders über eine Seele, die von der Natur grosse Talente zur Mitgift bekam. In diesem Falle war Alcäus. Er fühlte sich zu grösseren Zwecken bestimmt, als den gewöhnlichen eines Privatmannes; er fühlte ein allmächtiges Toben zu wirken in [189] seiner Seele, und wusste nicht wohin mit diesem Triebe; er fühlte Durst nach glänzendem Ruhm, nach Macht, und wusste nicht, wie er sie erwerben könnte; er wollte herrschen, und hatte keine Gewalt. Dies sind die Wallungen einer ehrgeitzigen Seele, dies ihre Wünsche; wer wird sich, wer kann sich wundern, wenn in diesem Wirbel von Gefühlen, in diesem Drängen nach grossen Zwecken, die berauschte Vernunft falsche Mittel ergreift? — So ging es dem Alcäus. Aus Ehrgeitz ward er Krieger, glaubte hier Ruhm, Macht und Ansehn zu erwerben, und vergass, dass zu damaliger Zeit zum Siegen nicht allein Muth, auch körperliche Stärke gehöre; denn dass es ihm nicht an Muth gefehlt, beweist sein Unternehmen, sich zum Anführer der Verbannten zu machen. Aus Ehrgeitz verbündete er sich mit dem Pittakus, und glaubte nun Wichtigkeit zu erhalten; als er sich aber wieder getäuscht sah, verleitete ihn sein blinder Ehrgeitz aufs neue, sich den Feinden des Pittakus zu ergeben. So endlich, [190] immer durch den Glauben an eigne Grösse getäuscht, übergab er sich der Unmässigkeit, in dem Schoosse dieses Ungeheuers sein Unglück zu vergessen. Nun erst ward er schlecht; vorher war er es nicht. Der Ehrgeitz wohnt in keiner schlechten Seele; aber er kann das schönste Herz zu einem teuflischen umgestalten. Ich zeige den Alcäus in seiner schönsten Periode, wo die Liebe sein Herz veredelt und der Ehrgeitz seine Kräfte verdoppelt; wo er diesen jener zu opfern bereit ist, und die sanfte Tugend der Liebe mit der wilden Verzweiflung des Ehrgeitzes kämpft. Daher das Schwankende in seinen Entschlüssen: hier giebt er sich der Rache hin, dort der Versöhnung; hier zürnt er mit den Göttern, und dort preist er die Tugend; hier belebt ihn beinah frecher Stolz, dort beinah kriechende Demuth; im Ganzen scheint der Charakter, was er auch wirklich war, edel. Aber sollt' ich mir zu viel schmeicheln, wenn ich hoffe, dass der Menschenkenner bei meiner Zeichnung des Alcäus, trotz den edlen Äusserungen, [191] doch sagen wird: „dieser edle Mann hat auch alle Anlagen zum Bösewicht?" Wenn ich auch meine Absicht nicht ganz erreichte, so sucht' ich wenigstens seine Tugend zweideutig, seine Moral eigennützig zu zeichnen; und mehr braucht der Menschenken[n]er nicht, einen Verbrecher zu ahnen. Doch wozu diese Vertheidigung? Die Kunst muss sich selbst erkennen, sonst taugt der Künstler nicht.

---

[67]* Voyage du jeune Anacharsis. Tom. II.

ZAMORI[68]

ODER

DIE PHILOSOPHIE DER LIEBE

IN ZEHN GESÄNGEN.

V O N

FRANZ von KLEIST.

BERLIN, 1793

bei FRIEDRICH VIEWEG dem Ältern.

[68] 2016: Die Druckfehler-Liste auf Seite 305 ist berücksichtigt.
Rezension s. S. 883.

Inhalt.[69]

		Seite	*im Orig.*
Vorwort		312	
Erster Gesang.	Die mit Handlungen begleitete Schilderung eines zur Liebe geschafnen, männlichen Charakters, in der Person Zamori's. Midora. Ein Gemählde ihrer Reitze.	314	1
Zweyter Gesang.	Midora; ihre Lebensgeschichte, und in derselben, die Schilderung eines zur Liebe geschafnen, weiblichen Charakters	328	37
Dritter Gesang.	Die Religion der Liebe	338	65
Vierter Gesang.	Gefühl der Liebe für Schönheiten der Natur.	347	89
Fünfter Gesang.	Gedanken der Liebe über Selbstmord, Unsterblichkeit und den Zustand jenes Lebens	357	115
Sechster Gesang.	Menschenfreundlichkeit als Begleiterin der Liebe. Ein Begräbniss der Liebe, und ihre Gedanken über den Tod	370	149
Siebenter Gesang.	Verhältniss der Liebe zur Freundschaft. Den Werth eines Freundes für die Liebe	378	171
Achter Gesang.	Die Eifersucht der Liebe	390	205
Neunter Gesang.	Freude der Erstgeburt	402	237
Zehnter Gesang.	Ruhiger Genuss und Rückkehr zur Welt. Die idealische Phantasie versöhnt sich mit der Wirklichkeit; schwärmerische Liebe sinkt znm ruhigen Wohlwollen herab, und macht so, von der Freundschaft begleitet, zufriedne, glückliche Menschen	411	261
Anmerkungen	*(hier dem jeweiligen Vers zugeordnet)*	427	303
Druckfehler und Verbesserungen	*(hier sind die Fehler korrigiert)*		305

[69] Im Original am Ende des Buches

Wie die Blume, so hat auch der Mensch eine Zeit der Blüte, eine Zeit, in der sich seine Kräfte entwickeln, seine süssesten Triebe, seine schönste Eigenschaften entschleyern; eine Zeit, in der er sich selbst übertrift. O! wie beklagenswerth ist der, der es nicht fühlt, worauf ich deute! Diese goldne Zeit, ist die der jugendlichen Liebe, die, wo der Mensch nur seinem Herzen, seinen Gefühlen lebt, wo er nicht in die Ferne noch in die Vergangenheit seines Lebens blickt, sondern nur, von Enthusiasmus geführt, lieblichen Idealen die Wirklichkeit [VIII] aufopfert; wo er, in einer sterblichen Hülle, die Wollust und den Schmerz eines Gottes fühlt. Nur grobe, nur schöne Seelen kennen diese Momente, und ein Mann, der nie schwärmerisch liebte, nie die Welt um einen Händedruck vergass, der mag ein guter nützlicher Bürger des Staats seyn können, aber ein grosser, ein göttlicher Mensch, der noch für die Nachwelt Jahrhunderte fortwürkt, ein solcher Mensch wird er nie werden. Entzückend ist diese Ueberzeugung; die Natur führt uns durch die flüchtigsten Triebe der Unsterblichkeit zu; im Schoosse des Vergänglichen soll das Ewige reifen. Welch eine göttliche Aussicht? — O wie tief sind die Menschen gesunken, seit sie die Tempel der Liebe ein-rissen, einer richtenden Gottheit Kirchen zu bauen; man gebe der Liebe ihren Adel, ihre hohe Bestimmung, ihre Heiligkeit wieder, man mache die Triebe der Menschen zu Lehrern [IX] der Moral, und das Laster muss auf der Erde aussterben.

Nach diesem Zwecke müssten die Künstler, die Dichter, die Gesetzgeber der Völker streben; nicht Unterdrückung der Triebe menschlicher Natur, ihre Leitung müsste das Studium der Könige seyn, die Gewalt müsste aufhören um der Ueberzeugung Platz zu machen; kein Mensch müsste glauben, kein Mensch den Andern dulden, gleichbegünstigt müssten sich Alle lieben.

Gewiss, diesem schönen Ideal sich auf Augenblicke in die Arme, werfen, ist verzeihlich, ist süss; und wenn wir auch endlich zur Wirklichkeit zurückkehren müssen, so bleibt uns die Erinnrung, unter Göttern gelebt zu haben, doch immer schön.

[X] Werden auch wohl meine Leser, bei diesem Gedicht, die Wirklichkeit auf Augenblicke vergessen? werden sie, durch den Zauber der Dichtung begeistert, mit der schwärmerischen Liebe fühlen, denken, hoffen können? Werd' ich erreichen wonach ich strebte, oder werd' ich Zeit und Mühe einer eitlen Hofnung verschwendet haben? Wird man, ohne das Urbild zu finden, doch die Wahrheit meiner Zeichnung glauben? — Diese Fragen wird die Zukunft beantworten; so viel glaub ich aber behaupten zu können, dass ich der Natur der Leidenschaft, deren Bild ich mahlte, getreu geblieben bin, wenn ich auch gleich in einem Wesen vereinte, was die Natur unter Viele vertheilt hat.

In einem Herzen, wo die höhere Liebe geistiger Wesen allmächtig herrschen soll, darf keine andre grosse Leidenschaft, und [XI] kann keine wohnen; der Ehrgeitz, der Zorn, die Rache, der Hass, — alle müssen der Allmacht der Liebe weichen; nur die Eifersucht ist eine Schwester der Liebe, und nur diese einzige kann neben ihr herrschen und ist sogar unzertrennlich von ihr. So dacht ich mir den Charakter der Liebe, und so hab' ich ihn in Zamori und Midora gezeichnet. Trotz dieser Alleinherrschaft aber, verlangt die Liebe einen Ruheplatz, auf dem sie über ihre Glückseligkeit denken, ihre Wonnen verkünden kann; und dieser Ruheplatz ist das Herz eines Freundes. Heroisch, und doch ohne Stolz und Herrschsucht, doch voll Theilnahme und hingebender Güte muss der Freund der Liebe seyn; Grosmuth muss ihn spornen, das Glück seines Freundes das Ziel seiner Aufopferungen werden; er muss nichts fürchten, nichts verachten, aber hassen können. So ist Achmeed; und da die [XII] Liebe kein Vorurtheil des Verstandes, keinen Unterschied der Menschen und der Sitten, nur den Werth, den schönen Werth der Herzen kennt, wählt ich einen Mohren, um dieses himmlische Vorrecht der Liebe, auffallender zu machen. Uebrigens ist dieses Gedicht ganz vom Schmuck blendender Handlungen, wie von Nachahmungen der Römer und Griechen entblösst, nur ein Kind meiner Ideen, die mehr Natur als Kunst ordnete. Daher entstanden auch die häufigen lyrischen Wendungen; sie schienen mir diesem Gegenstand angemessen, ob sie gleich in einem ganz epischen Gedicht fehlerhaft seyn würden.

Ich will mit keiner stolzen Bescheidenheit pralen, sondern gesteh es laut, dass ich viel Fleiss an die Ausarbeitung dieses Gedichts verwandt habe, und wer die deutsche Sprache kennt, wer die Schwürigkeiten der ottave rime zu schätzen weiss, der wird mir vielleicht einige Nachsicht, vielleicht einigen Beyfall schenken. Wir haben noch kein vollendetes Deutsches Gedicht neuerer Zeit in dieser Versart; der harmonische Wieland gab uns in den fünf Gesängen von Idris und Zenide, die erste Probe dieser von Welschland auf deutschen Boden verpflanzten Versart, und machte, durch eine freyere Behandlung, diesen schon an und für sich selbst harmonischen Vers, noch wohlklingender und gefälliger. Vor Wieland schon, im 17ten Jahrhundert, übersetzte ein Diedrich von dem Werder das befreyte Jerusalem des Tasso in deutsche ottave rime, die ein wahres Meisterstück für die damalige Zeit sind; aber lange blieben diese ottave rime auch die einzigen, und nur unserm grossen Wieland verdanken wir ihr neues Erwachen, [XIV] wie

überhaupt in historischen Gedichten die Stanzen - Form. Mögten doch die Nachfolger Wieland's sich nicht allein auf die Form seiner Stanzen, sondern auch auf ihren Wohlklang verstehen, und nicht in diese liebliche Form, so verwachsne Gestalten zwingen! — —

ZAMORI

ERSTER GESANG.

1.

Wohin entführst du mich mit holden Winken,
o Liebe, die mein ganzes Herz durchwallt?
Soll ich zum Gott aus deinem Kelch mich trinken,
ins Rosenmeer der Wollust taumelnd sinken,
soll ich dir nach, sanftlächelnde Gestalt?
Mich lockt dein Ruf, der durch die Haine hallt,
ich folge dir zum Thal wo Silberbäche schäumen,
im Schoosse der Natur dein schönstes Glück zu träumen.

[4] 2.

Hier stell ich jetzt auf grünbelaubter Flur,
der Heimath fern, umrauscht vom stolzen Meere;
die wilde Pracht des Thals zeigt keine Spur,
wo weise Kunst mit schaffender Natur
durch Menschenfleiss gegattet wäre;
hier glänzt kein friedlich Dach, reift keine goldne Aehre;
es grünt der Baum, die frühe Rose blüht,
doch kein Bewohner naht, der ihre Schönheit sieht.

3.

O Liebe du, du wirst den Jüngling leiten,
der hier zuerst an Stöcke Rosen band,
du wirst für ihn mit Meer und Winden streiten,
auf weichem Moos ein Lager ihm bereiten,
und was er nicht in seinem Vaterland,
nicht in dem Reich der Philosophen fand,
ihm mit der Kunst, so schön zu fühlen als zu denken,
ein immer frohes Herz, ein treues Weibchen schenken.

[5] 4.

Ja Liebe, nur dein zauberischer Kuss
beseelt den Geist und bildet Ideale,
du füllst uns stets des Lebens Freudenschaale,
vergötterst uns in deinem Hochgenuss;
du bist der Kunst, der Schönheit Genius,
in Gnidos Tempel wie im stillen Blumenthale,
ist deine Hand es nur, die dort den Stein belebt,
hier um der Rose Kelch den Purpurschleyer webt.

5.

O so belebe denn auch diese Oede,
zu der umwölkt von Seelengram
schon längst mit sich und seiner Welt in Fehde,
schon längst beim Volk im lästerndem Gerede,
Zamori jüngst ein lieber Träumer kam,
um einsam hier, entfernt von stolzer Schaam,
das höchste Ziel des Weisen zu erreichen,
ganz ohne Vorurtheil nur der Natur zu gleichen.

[6] 6.
Die Menschen, die Madrid in seinen Mauern sah,
erschienen ihm als wandelnde Pagoden,
Gewand und Herz veränderten die Moden,
nur Zufall war das Gute was geschah;
Aufopferung hiess eine Kunst der Thoren,
im Nektar Rausch und bei Ambrosia,
ward bald ein Freundschaftsbund gebrochen, bald beschworen,
und wer von Treue sprach, war für die Welt verloren.

7.
„Was soll ich hier, wo man Natur verhöhnt,
so dacht er oft, „mit diesem warmen Herzen?
Was soll ich hier, wo man die Thoren krönt,
es Klugheit nennt die Tugend zu verschwärzen,
und über Redlichkeit mit leichtem Witz zu scherzen?
Hier ist nicht meine Welt; in meiner Seele tönt
ein reiner Klang harmonischer Gefühle,
mich führt ein andrer Weg nach einem andren Ziele.

[7] 8.
Mich reitzet nicht vergoldte Sklaverey,
nicht jener Ruhm der schwache Augen blendet,
wo Männergeist an Fürsten sich verpfändet,
durch Eigennutz und niedre Heucheley,
in eigner Schmach den Werth der Menschheit schändet!
Mein Blut wallt stolz; mein Herz schlägt frey;
ich wünsche nur ein gleiches Herz zu finden,
um auf des Andren Glück, mein Eigenes zu gründen!

9.
Wo find ich dieses Herz? in welchem Zauberschloss,
hält es vielleicht mein stärkrer Feind gefangen?
Du Thräne sagst; ich find es nicht! Der Traum verfloss,
der lindernd Oehl in meine Wunden goss,
und wo mir sonst die Nachtigallen sangen,
hör ich jetzt nur das Zischen giftger Schlangen.
Mir taugen Menschen nichts; mir winkt die Einsamkeit,
auf Blumen rieselt dort der wilde Strom der Zeit.

[8] 10.
Sie nimmt von unserm Blick den wunderbaren Schleier,
durch den der Mensch sich selbst ein Halbgott sieht,
und den Verbrecher doch im bessern Bruder flieht;
durch sie wird uns die Menschheit wieder theuer,
die Seele wallt in ihren Schatten freyer,
der Blume gleich die nur am Abend blüht.
Ja Einsamkeit, ich will in deinen Schoos mich betten,
und so von Tausenden, doch einen Menschen retten!“

11.
Den Jüngling täuscht dis schwärmerische Bild,
er zittert sich bei Menschen noch zu sehen,
und will, so bald nur gute Winde wehen,
das weite Meer sein wildes Toben stillt,
zu Schiff und in die Südsee gehen;
einsiedlerisch auf waldigem Gefild,
sich ungestört an der Natur ergetzen,
und so die Freyheit mehr als Gold und Ehre schätzen.

[9] 12.
Der schöne Plan wird schleunigst ausgeführt,
kaum dass die Segel sich vom Hauch des Ostwinds ründen,
so sieht er schon, wie Zeno ungerührt,
sein Vaterland in Nebelgrau verschwinden,
und glaubt das Glück, was Er mit Spanien verliert,
veredelter auf wüster Flur zu finden.
Noch einmal sieht er sich nach jenen Ufern um,
kehrt dann sich weg und bleibt die ganze Reise stumm.

13.
Das Schifisvolk sieht mit lächelndem Erstaunen
den Sonderling, der keine Silbe spricht,
und ganz vertieft in schwärmerischen Launen,
den Platon in der Hand, bald einem Bösewicht,
bald einem Halbgott gleicht, so ändern sich die Falten
auf seiner Stirn, so wechselt sein Gesicht;
jetzt scheint sein Ernst das Recht der Menschheit zu verwalten,
jetzt einer Furie das Schlangenhaupt zu halten.

[10] 14.
Zum achtenmal entsteigt im rosigen Gewand
Aurora schon dem Meer, da dämmert erst von Weiten
den Schiffenden ein unbekanntes Land.
Sie segeln hin, und sehn an dreyen Seiten
ein schäumend Meer und schroffen Felsenstrand;
nur gegen Süden scheint ein Thal sich auszubreiten,
hier spült die Flut ein flaches Ufer an,
auf dem Zamori's Schiff im Nothfall landen kann.

15.
Des Schiffes Herr schickt, Wasser einzunehmen,
ein Boot ans Ufer ab, von Wenigen besetzt,
mit dem Befehl, wenn sie zu Wilden kämen,
zurück zu gehn. Zamori, der bis jetzt
ein Stummer schien, bricht nun sein langes Schweigen,
und will das Boot, das wilde Land besteigen,
und weil ein Jeder mehr, als Er, das Leben schätzt,
so gönnt man ihm den Ruhm hier seinen Muth zu zeigen.

[11] 16.
Das Boot stösst ab und landet glücklich an;
Zamori sieht bald eine Quelle blinken,
die spiegelhell hier zwischen Blumen rann.
Er eilet hin, und glaubt den besten Wein zu trinken,
fühlt jeden Gram in ihren Grund versinken,
und ruft entzückt: „Wie glücklich ist der Mann,
dem sein Geschick erlaubt hier ungestört zu leben,
und ganz in meinem Sinn der Weisheit nachzustreben!“

17.
Das kannst du, Freund, rief ihm im rauhen Ton
der Bootsmann zu, wir sind nun bald zwei Stunden
herumgeirrt, und haben nichts gefunden,
als Thiere, die vor unsern Anblick flohn,
und Blumen und Gebüsch; für schwärmerische Kunden
ist dis ein Land; hier haust kein kluger Erdensohn,
und wenn es sonst dein ernster Wunsch gewesen,
hier kannst du ungestört von deinem Spleen genesen.

[12] 18.
„Das will ich; geh, und lass mir dieses Beil,
mehr brauch ich nicht mein Leben zu erhalten;
dann kann ich Holz im Frost zum Feuer spalten,
und Wurzeln sind ja hier für Mühe feil.
Im Mangel kann sich nur der Seele Kraft entfalten,
im Ueberfluss gedeiht nicht Menschen Heil!
Leb wohl!“ — Er schweigt, und wie ein Schach zu seinem Zelte,
geht er der Wüste zu mit eines Kato Kälte.

19.
Der Bootsmann staunt, und weiss nicht was er sieht;
er ruft ihm nach; Zamori will nicht hören;
er bittet, zürnt, befiehlt zurück zu kehren;
je mehr er spricht, je schneller jener flieht.
„So hört doch, Freund! lasst euch nicht so bethören,
es ist der böse Feind, der in sein Garn euch zieht!“
Umsonst, Zamori hat sich in den Wald verloren;
der Bootsmann geht und denkt: „die Menschen sind doch Thoren!“

[13] 20.
Indess er nun sein kleines Boot besteigt,
zum Schiffe. fährt und was geschehn erzählet,
hat unser Sonderling den tiefen Wald erreicht,
und einen Ruheplatz am Bache sich erwählet.
Hier schlägt sein Herz nun endlich frey, ihm däucht,
als sey sein Geist von neuer Kraft beseelet,
als lebe hier der Mensch in einer Sphärenluft,
als athme jeder Hauch der Winde Balsamduft.

21.

Mit Menschenhass aus Spanien entwichen,
bestieg er noch dis unbewohnte Land,
und hatte kaum die Wälder hier durchstrichen,
ein Hüttchen kaum an einem schauerlichen
belaubten Ort, durch den ein Bach sich wand,
gebaut, als auch von ihm die düstre Laune schwand,
er freudiger auf die bethaute Rose blickte,
und mit vergnügtem Sinn das junge Veilchen pflückte.

[14] 22.

Von der Natur, die schöne Seelen rührt,
des Schöpfers Geist in sanfter Grösse spiegelt,
die Fantasie mit neuer Glut beflügelt,
und nie an Reitz, und nie an Schmuck verliert;
von ihr in eine Welt von Wundern hingeführt,
besitzt Zamori hier, wo kein Spinoza klügelt,
wo kein Cervantes scherzt und kein Torquato singt,
ein Glück, das wie der Tag, sich rosig stets verjüngt.

23.

Der düstre Ernst auf seiner Stirn verschwindet,
die Wangen schminkt ein frisches Lebensroth,
Und süsser schmeckt die Wurzel die er findet,
als einst der Traubensaft, den ihm die Wollust bot.
Hier kennt er keinen Gram, hier kennt er keine Noth,
die Schwärmerey des heitern Blicks verkündet
den Frohsinn, der in seinem Herzen wohnt,
und Liebe zur Natur mit Seligkeit belohnt.

[15] 24.

So fliehen ihm in ungetrübten Frieden
und sorgenlos drey schöne Monde hin,
der Abend sieht stets frölich ihn ermüden,
und Freude bleibt sein täglicher Gewinn.
Doch wo ist wohl ein Sterblicher hienieden,
mit Menschenherz und Menschensinn,
dem sich das schönste Bild, stets sichtbar, nicht entfärbe?
dem nicht der Ueberdruss das reinste Glück verderbe?

25.

So wie ein Bach der sich durch Blumen windet,
wie Silberstoff auf grüner Ebne liegt,
der schäumend sich um keine Felsen ründet,
und weder Stein noch Fall in seinem Laufe findet,
sich friedlich nur an flache Ufer schmiegt,
wie dieser endlich ganz auf dürrem Sand versiegt,
vergeht auch jedes Glück, wenn nicht des Kummers Schatten,
in sanfter Mischung sich zum Glanz der Freude gatten.

[16] 26.
So ging es auch Zamori's Schwärmerey.
Ein Schleyer liegt schon jetzt vor seinen Blicken;
die Zeit verwischt ein Bild der Phantasey,
es flieht indem wir's kaum an unsern Busen drücken;
ein süsser Wahn kann Tage wohl entzücken,
doch Sterbliche sind nie von Wünschen frey;
die Einsamkeit, wenn auch umwallt von Rosendüften,
wird, bleibt sie ungestört, doch unser Herz vergiften.

27.
Geselligkeit, wir sind für dich gebohren,
der Mensch ist nur in deiner Liebe reich,
noch keiner hat dich willig abgeschworen,
dich fliehet meist das Heer getäuschter Thoren,
ihr Schaden ist auch ihrer Thorheit gleich.
Der bessre Mensch, der noch nicht sklavisch feig
aus Menschenfurcht dich flieht, weiss, dass die wahren Freuden
bei Brüdern nur gedeihn, und auch mit ihnen scheiden.

[17] 28.
Was waren wir in düstrer Einsamkeit?
wo bliebe dann das Reich belebter Träume?
wer weckte dann im jugendlichem Keime
die Thatenkraft, die nie erschöpft im Streit,
dem Zufall trotzt, der unsern Wünschen dräut?
O Schattengang duftreicher Lindenbäume,
wer wandelte dann unter Deiner Nacht,
wo jetzt die Anmuth wohnt und holde Liebe lacht?

29.
Dann lebte nicht ein göttlicher Gedanke
des Vaters in dem Sohne wieder auf;
ein Sklave wär der Mensch, gepresst in enger Schranke
des Forschers Geist, des Lebens Thatenlauf;
dann hätte nicht der Mensch vom Göttertranke
Begeisterung gekostet; Heerdenkauf,
den schnellen Hirsch im Laufe zu ermorden,
wär dann die grösste Kunst der Sterblichen geworden.

[18] 30.
O dreimal selig ist, wer das Entzücken fühlt,
das uns Geselligkeit und Bruderliebe schenken,
nach dem noch nie des Stolzes Pfeil gezielt,
dess weiches Herz noch fremde Leiden kränken,
der Rache nie durch bittern Hass gekühlt;
auf ihn wird sich die Freude niedersenken,
Zufriedenheit mit Kränzen ihn bestreun,
und du, Natur, dich selbst des Menschenfreundes freun! —

31.

Zamori, ach! drei Monde sind entflohn,
kein Sterblicher kam hier dich zu begrüssen;
Schmerz nagt an dir; du siehst zu deinen Füssen
die Rose blühn, der Liebe keuschen Lohn,
und kennst sie nicht; verwaister Erdensohn,
du stehst am Bach, siehst ihn vorüber fliessen,
in ihm dein Bild, und klagst mit trüber Schwärmerei,
dass diese Luftgestalt nicht lebend bei dir sey.

[19] 32.

Umsonst willst du den stillen Gram verscheuchen,
dein fühlend Herz, das sich nach Liebe sehnt,
schweigt länger nicht; will Wesen, die dir gleichen,
so sehr dein stolzer Geist auch sie verdorben wähnt.
Mittheilung, ist dem Armen wie dem Reichen,
das Auge sey erheitert, sey bethränt,
ein Zauberöhl dies Leben zu versüssen;
der Mensch muss, was er fühlt, nicht in sich selbst verschliessen.

33.

Ein grosses Herz, wenn es von Freude wallt,
wünscht Alles, was es sieht, allmächtig zu beleben,
wünscht Alles mit Entzücken zu durchbeben,
damit in Luft und Meer ihm Jubel wiederhallt,
und lächelnd, in veränderter Gestalt,
ihn überall Mitfühlende umschweben.
Wer kein Vertrauen kennt, ist keiner Freude werth,
und ist der Flamme gleich, die selbst ihr Mark verzehrt.

[20] 34.

Dies fühlt auch jetzt Zamori, da das Feuer
der Fantasie je mehr und mehr verraucht;
Geselligkeit wird ihm aufs neue theuer.
Er findet zwar, sein Busen athme freier
wenn hier ins Meer sich sanft die Sonne taucht,
ihm hier der West in goldne Locken haucht;
doch mahnt ihn oft Erinnrung jener Zeiten,
die wie ein Feenbild bei ihm vorüberschreiten.

35.

So reizend sonst ihm seine Hütte schien,
die eigner Fleiss mit innrer Ruhe baute,
als Er noch fest auf jenen Wahn vertraute,
dass in der Einsamkeit nur wahre Freuden blühn;
so war’s doch jetzt, als ob ihn immer graute,
wenn er sie sah; ihr Laub war nicht mehr grün,
die Blätter gelb, es wankten ihre Stützen,
und jeder Sonnenstral schien stärker hier zu hitzen.

[21] 36.
„Was ist mir? ruft er aus, was liegt so schwer
auf meiner Brust? Was wollen diese Thränen?
Bin ich nicht, was ich war? Durchschifft ich nicht das Meer,
mich selbst genug, nicht länger den Hiänen,
dem Stolz und Neid ein Raub zu seyn? Woher
denn nun in mir dies niegefühlte Sehnen
nach Wesen meiner Art? — Fort! fort ins freie Thal,
am Busen der Natur vollendet meine Qual.“

37.
Er stürzt heraus, voll tiefen Schmerz die Seele,
staunt, geht, hält dann bei einem Blümchen ein;
pflückt Dornen, will sie in die Lüfte streun
und küsst sie; bleibt vor einer Felsenhöle
betrachtend stehn, und fliehet vor dem Hain,
aus welchen ihm die sanfte Filomele
entgegen singt; er sucht ins Freie Ruh,
und wankt, sich unbewusst, schon seiner Hütte zu.

[22] 38.
Aus Missmuth will er keine Frucht sich brechen,
sein finstrer Geist irrt in der Gräber Nacht;
er will sich selbst an seiner Schöpfung rächen,
in der ihm jetzt kein Strahl der Freude lacht.
Der Tag ist hin; kalt lässt ihn heut die Pracht
des Sonnenuntergangs; auf schönen Blumenflächen
der Abendthau; er wirft mit schwermuthsvollem Sinn,
auf seine Lagerstatt, auf dürres Laub sich hin.

39.
Kaum hat ihn hier der Schlummer eingewiegt,
ein falscher Traum mit Hofnung ihn betrogen,
so braust’s, als käm ein Löwenheer gezogen,
durch Wald und Thal und Flur; auf einmal fliegt
sein Hüttchen hoch empor, wie auf empörten Wogen
ein scheiternd Schiff, und stürzt hinab, und liegt
verschüttet da, und unter ihren Trümmern
hört man Zamori schwach in Todesnöthen wimmern.

[23] 40.
Und rauschend stürzt ein Hagelstrom herab,
die kleinsten Körner gross wie Taubeneier;
Zamori denkt des jüngsten Tages Feier
hat sich genaht, und glaubt hier schon sein Grab;
da wird es plötzlich still; er athmet wieder freier,
die Nacht entflieht, an ihren Rosenstab
naht sich Aurora nun, mit frischen Lebensstrahlen
der Fluren duftend Grün, des Veilchens Kelch zu mahlen.

41.

Zamori steckt den Kopf heraus, sieht, dass es tagt,
und schaut umher, ob er kein wildes Thier entdecke,
als aus dem Wald ihm eine Stimme sagt,
dass dort ein menschlich Wesen stecke.
Er hört es kaum, so fliegt das Reisig sammt der Decke
weit fort, vergessen ist was ihn geplagt,
er rafft sich auf, stürzt über Thal und Hügel
dem fernen Walde zu, als hätt' er Adlerflügel.

[24] 42.

So hatte noch, seitdem er hier gelebt
so heftig noch sein Busen nie geschlagen;
sein Herz will Luft, es pocht, der Odem bebt,
die Füsse können ihn nicht schnell genug mehr tragen;
jetzt lauscht er, horcht, hört nichts und will verzagen;
noch lauscht er, ha! — die sanfte Stimme hebt
sich klagend wieder, auf und geschwind in den Wald,
aus dem Zamori's Ohr die holde Klage schallt.

43.

So flieht ein Reh, wenn sich die Jäger üben,
und hinter ihm der Hunde Raubgier klaft;
es flieht durch Dorn und Busch, bis es erschöpft an Kraft
verborgen lauscht, wo nun sein Feind geblieben;
kaum hört es, wie vom Wirbelwind geraft
das Laub sich wälzt, so eilt's von Furcht getrieben
noch schneller fort, stellt wieder, horcht und flieht,
bis es im tiefen Wald nichts als Gesträuche sieht.

[25] 44.

Was aber wohl, o Muse, was erblickte
Zamori im Gesträuch? War's Täuschung, die
im Traum der Sehnsucht ihn entzückte?
War jene Stimme nur, o süsse Harmonie,
ein Zauberschall den Hofnung ihm verlieh,
als er ein Bild der Nacht an seinen Busen drückte?
Nein, nein! er sieht, wer wünscht nicht hier zu sehn,
im Jugendreiz ein Weib, halbnackend vor sich stehn.

45.

So stand im Mai der neugeschafnen Welt,
das erste Weib, gemacht von Gottes Händen
die reizende Natur gleich göttlich zu vollenden;
für sie nur fühlt der Weise wie der Held;
sie lächelt, und aus Feinden werden Brüder,
entflohne Ruh besteigt die Erde wieder;
sie weinet, und Apoll verlässt sein Sternenzelt,
und kämpft für sie als Gott mit einer zweiten Hider.

[26] 46.
Ich sehe sie im Hauch von Blumendüften,
schön wie die Lilie im frischbethautem Moos;
ein weiss Gewand umweht die schlanken Hüften
und lässt der Lüsternheit den halben Busen blos,
um den das dunkle Haar, ein Spiel verbuhlten Lüften,
sich kräuselt und zum sanftgewölbten Schoos
das Auge lockt, zum Fuss, um welchen Blumen spielen,
die seine Schwere nicht, nur seine Reize fühlen.

47.
Wer ihn erblickt, sieht nicht, was sich im Auge mahlt,
die holde Schaam, das liebliche Verführen,
das lächelnd bebt und zitternd Liebe zahlt,
die Kunst durch Güte bald, und bald durch Zorn zu rühren;
sieht nicht den Blick, der ihm entgegen strahlt,
zu kühn, um nicht den Sieg im Kampfe zu verlieren;
sieht nicht die Schwanenhand, die zauberische Macht,
die auf dem Rosenmund' in holden Scherzen lacht.

[27] 48.
Bezaubert steht er dann, im Taumel von Gefühlen,
vergisst sich selbst, den Schöpfer und die Welt,
und glaubt im Geist den Himmel zu verspielen,
verlör er diesen Blick, der auf die Blumen fällt,
wo Schreck den schönen Fuss noch angekettet hält;
für ihn kann dann das Meer die Flur durchwühlen,
die Erde sich aus ihren Kreisen drehn,
er bleibt doch unverwandt und wie versteinert stehn.

49.
So steht Zamori da, indess ein gleiches Staunen
das schöne Weib bezaubert und entzückt.
Wo ist die Spröde wohl, die einen Mann erblickt,
mit stolzer Stirn, mit dunklen Augenbraunen,
den stillen Sitz so schwärmerischer Launen,
mit edlem Wuchs, den Reiz der Jugend schmückt,
und einem Auge, kühn von Geist und Muth befeuert;
wo ist ein Weib, das hier ihr Angesicht verschleiert?

[28] 50.
Wer liebte nicht den Mann, der nie gebebt,
im Kerker nicht und nicht am Königsthrone?
der nie nach Ruhm, nur nach Verdienst gestrebt,
und der zu stolz im Schatten einer Krone
ein reicher Sklav zu seyn, in einer fremden Zone,
aus eigner Wahl, in freier Armuth lebt?
Der menschenfreundlich zürnt, weil er nicht Menschen findet,
die brüderlich vereint, ein Band der Liebe bindet?

51.

Verstümmelte Natur, des Alters weiser Neid,
kann nur die Schwärmerei so schöner Seelen hassen,
ein sanftes Mädchen nicht; ihr Busen beut
sich noch der Liebe dar, der kühnen Zärtlichkeit,
die Alles wagt, und Alles kann verlassen,
an des Geliebten Herz wollüstig zu erblassen;
sie weint aus Mitleid noch, sie liebt noch die Natur,
und hält der Schwärmerei, was sie der Tugend schwur.

[29] 52.

So hielt dis Paar im seligen Entsetzen
ein gleich Gefühl beseelter Harmonie,
ein gleiches schwelgendes Ergötzen.
Ihr Auge ruht auf ihm; sein Auge sieht nur sie;
ihr Busen wallt, ihm bebt die feste Knie;
doch jetzt, da Thränen ihr die schönen Wangen netzen,
jetzt, da sie ruft: „Er ist's!“ jetzt sich nicht mehr bewusst,
stürzt Er von Liebe beseelt an ihre wallende Brust.

53.

Und ach! den. ersten Kuss, den Ersten — Seligkeit!
drückt er berauscht auf ihre glühe Wangen,
dann auf den Mund; zum Amor eingeweiht,
bleibt er entseelt an ihren Busen hangen;
sie sträubt sich, doch ein zitterndes Verlangen
durchbebt ihr Herz; sie kämpft! — Ein schöner Streit
der Liebe mit der Schaam, - doch stets zu schwach zum Siegen,
muss Schaam der Liebe Macht im kurzen Kampf erliegen.

[30] 54.

O süsse Schwachheit, die nur der verachtet,
der Tugenden nach kalten Worten wägt,
im Auge Heiligkeit, im Busen Bosheit trägt,
dem Stolze des Systems erlaubte Freuden schlachtet,
du machst das Leben schön! In deinem Schatten nachtet
kein Dämon, der die Halme niederschlägt,
die er nicht ärndten darf; dein Daseyn schenket Leben,
Verherung kennst du nicht, du kannst nur Wonnen geben.

55.

Als die Natur in ihrer Frühlingsblüte,
in Jugendkraft noch schuldlos reizend war,
die Feindschaft nicht im rasendem Gewüthe,
den blutgen Mord, den hagern Neid gebahr;
da trohnte noch in anmuthsvoller Güte,
mit offnem Busen und entfaltnem Haar
die Liebe überall; hoch flammten ihre Kerzen
in jeder Menschenbrust, Stolz trennte keine Herzen.

[31] 56.
Du Erde gabst mit Mutterzärtlichkeit,
noch gleiches Recht den gleichgeschaffnen Kindern:
Empfindung war von jedem Zwang befreit,
Nichts konnte sie in ihrer Fülle mindern,
der Liebe war die ganze Welt geweiht!
Die Menschen freuten sich der Andern Schmerz zu lindern,
die List verarmte hier, die Heuchler galten nicht,
nur Bruderliebe war der Menschen grosse Pflicht.

57.
Da blieb, entzückt von eines Mädchens Lächeln,
der Jüngling noch vor ihr gefesselt stehn;
er athmet ihren Hauch, den ihm mit sanften Fächeln,
hinüber die kosenden Weste wehn,
und sieht nur sie, möcht' auch die Welt vergehn,
ihn überall Geächz der Sterbenden umröcheln,
vom Donnersturm erzittern Thal und Wald,
er höret Nichts, sieht nur die liebliche Gestalt.

[32] 58.
Und freundlich wie am blauen Himmelsbogen
in stiller Nacht der Stern der Liebe blinkt,
so lächelt sie, und folgt, noch nie vom Schein betrogen,
von gleichem Trieb magnetisch fortgezogen,
der Liebe göttlichem Instinkt.
Sie heuchelt nicht; ihr Herz liegt ungeschminkt,
und offen da, und ihr Gefühl verschleiert
kein eitler Zwang, der nur verborgner Wollust feiert.

59.
Verrätherei des göttlichsten Gefühls,
Dämonen Kunst lehrt Liebe da verschweigen,
wo man sie fühlt; der Mensch muss Mensch sich zeigen;
der Heuchelei, des zauberischen Spiels,
bedarf er nicht! Wie sich dem Sturme Cedern beugen,
wie Fruchtbarkeit die sieben Ströme Niels
verbreiten, so muss auch, treu den Naturgesetzen,
der Mensch nie sein Gefühl, sein Heiligthum verletzen.

[33] 60.
Der erste Mensch, er sah sein Weibchen kaum,
so stürzt er ihr beflügelt in die Arme,
und ward ein Gott, und sah im bunten Schwarme
der Thiere, und im fruchtbehangnen Baum,
und in der Rose, und der Feuerblüte
der Lilie, und in dem goldnen Saum
des Morgenrothes, auf dem ganzen Machtgebiete
der Schöpfung, sah er nur der Liebe hohe Güte.

61.

So sey auch du, Zamori, ungestört
von Zeugen, und von Feinden unbeneidet,
sey deines seltnen Glückes werth! —
In unsrer Zeit, wo man den stolzen Baum beschneidet,
die lächelnde Natur aus Eigensinn verhehrt,
den kranken Mops beklagt, an Menschenqual sich weidet,
jetzt ist's ein seltnes Glück, wenn wir ein Mädchen sehn,
unschuldig wie der Bach und wie die Rose schön.

[34] 62.

Sie ist's! du hast Zamori sie gefunden,
o Liebe, komm und segne ihn mit mir!
Ihm sind drei Monde jetzt, wie flüchtige Sekunden,
mit freudigem Entzücken hingeschwunden,
und Wonne wohnt in Frühlings-Anmuth hier.
Gestillt ist jeder Wunsch, der vorher ihn bekümmert,
befriedigt schweigt die tobende Begier,
und Götterwollust ist's, die glänzend ihn umschimmert.

63.

„Ach! endlich, rief er, endlich wird die Nacht
des Kummers schwinden, die bis jetzt mein Leben deckte,
und nun in königlicher Pracht
der Tag sich nahn , der mir in Freude lacht!
Sie wird entfliehn die Furcht, die mich erschreckte,
wenn mich vom Schlaf der nahe Donner weckte:
ich werde stark an deiner Seite seyn,
und meines Lebens mich und meiner Kräfte freun! —

[35] 64.

Erröthe nicht Geliebte; was ich fühle
ist Wahrheit, ist so unaussprechlich süss! —
Ach! wenn ich sonst nach eines Tages Schwüle
bei jenen Sträuchen sass, wo dort am hellen Flies
die Rosen stehn, und in der Abendkühle
ihr Balsam weht, dann dacht' ich; welch ein Paradies
wär dieses Eiland nicht, wenn hier an deiner Seite
ein treues Weibchen säss, die sich mit dir erfreute?"

65.

„Und heut? o du, der diesen Baum gesetzt,
der diese Blüten schuf, der diese Rose schminkte,
nimm meinen Dank! Oft wenn die Nacht vom Hügel winkte,
war zwar mein Blick von Thränen noch benetzt,
ich nannte mich von dem Geschick betrogen,
und klagte laut; doch Freude wohnt nur jetzt
in meiner Brust; die Stürme sind verzogen,
und o ich seh's in dir, ein Gott ist mir gewogen!"

[36] 66.

Kaum ist der Laut, des letzten Worts verhaucht,
so glüht sein Mund an ihren Lippen wieder;
Cupido naht auf luftigem Gefieder,
sein schärfster Pfeil, in Blütenduft getaucht,
trift Beider Herz, sie sinken zitternd nieder;
mein Griffel auch: ein Bild, wie dieses, braucht
mehr als die Kunst vermag es lebend auszuzeichnen,
hier mahlt nur die Natur, die Kunst muss sich verleugnen! —

ZAMORI

ZWEITER GESANG.

1.

Auf weichem Moos im kühlen Palmenhain,
ruhn jetzt die Liebenden von ihren heissen Küssen,
von ihren Wonnen aus; und beide freun
der Liebe sich, und jeder möcht es wissen,
zu wem sein Herz ihn zaubernd hingerissen,
will aber nicht der Erste seyn,
der seiner Neugier folgt; denn jeder ist zufrieden,
dass ihm das Schicksal heut ein liebend Herz beschieden.

[40] 2.

Zamori bringt indess, die Schätze seiner Welt,
Melonen, Pfirsichen, und Feigen
zum Mittagsmahl; der Palmbaum ist ihr Zelt,
das weiche Moos ihr Tisch, und ihre Blicke zeigen,
wie süss es schmeckt, wenn Liebe Tafel hält.
Sie essen, küssen sich und schweigen;
so werden einst, in Edens stillem Hain,
im Reiz der Dämmerung, die Feste Amor's seyn.

3.

Doch endlich muss auch hier die Neugier siegen;
die Fremde frägt: „Wer bist du, schöner Mann,
den meine Seele schon im Traume liebgewann,
und den mein Herz, es wird mich nicht betrügen,
nun ewig liebt?“ — Ein göttliches Vergnügen,
ein ewiges, das nie vergehen kann
und nie vergeht, flammt in Zamori's Herzen,
und scheucht aus seiner Brust das Bild vergangner Schmerzen.

[41] 4.

O frage nicht! so ruft er jauchzend aus,
Zamori ist ein Gott durch deine Liebe!
Einst war ich zwar ein Mensch, dem diese Flur sein Haus,
sein Bett, sein Alles hiess; dem schwermuthsvoll und trübe
dies Leben schien; der viel gedacht und viel geirrt;
der ohne dich des Stolzes Opfer bliebe,
der aber jetzt, der Liebe treuer Hirt,
bis in die Unterwelt dich zärtlich lieben wird.

5.

„Auch mich, erwiedert sie, soll keine Macht,
Geliebtester, dich zu verlassen zwingen!
Ach! hätt' ich wohl nach dieser grausen Nacht, —
die Fluten droheten mich zu verschlingen —
den schönsten Traum erfüllt zu sehn gedacht?
Er ist erfüllt! ich muss den Göttern Opfer bringen,
ich habe dich! Du bist's, der mir im Traum erschien,
du bist's, dem Flammen in Midora's Busen glühn.

[42] 6.
„O dieser Kuss, und dieser, und noch tausend,
sie sollen es beweisen, wie nach dir
sich oft mein Herz gesehnt. Ach! wenn im Sturme brausend
die Meeresfluten sich an unsrer Insel hier
und dort aufthürmten, und im Kampfe mit den Wogen
ein scheiternd Schiff erschien, dann dacht ich mir:
Er kömmt! — Umsonst; schnell war das nahe Schiff entflogen,
und ich von Hofnung dann, ich Seufzende betrogen.

7.
„Du wunderst dich, dass ich, die dich noch nie gekannt,
schon längst nach dir der Sehnsucht Schmerz empfunden?
Ach! höre mich; zwar schlägt Erinnrung neue Wunden
in meiner Brust, — doch höre mich. Mein Mutterland,
der Sprache nach, ist auch das Deine; nur empfand
ich nie das Glück, in schönen Lebensstunden
der reiferen Vernunft mein Spanien zu sehn;
früh floh mein Vater schon den Pfaffen zu entgehn.

[43] 8.
„Die neue Welt, glaubt' er, verschliesse Schätze,
die man noch nie in Spanien entdeckt;
dort gölten, sagt' er oft, nur menschliche Gesetze,
dort sey Gerechtigkeit von Goldgeitz nicht befleckt;
dort halte man Vernunft in keinem Priesternetze,
und Freiheit blühe noch von Kerkern ungeschreckt.
Er nahm mich mit, ein Kind von sieben Jahren,
und stieg bei Cadix ein, um sicherer zu fahren.

9.
„Die Zeit war schön, wir trafen guten Wind,
ein ruhig Meer und heitre, warme Nächte,
und uns verging der Tag nur zu geschwind.
Die Hofnung wand mit ihrer Strahlen Rechte
uns Kränze um das Haupt; und wie die Menschen sind,
sie träumen gern, und der sich stolz erfrechte
vom Traume sie zu wecken, wär ein Thor;
man seufzt auch um ein Glück, dass man im Traum verlor.

[44] 10.
„Neun Tage waren uns ganz sorgenlos vergangen,
als in der zehnten Nacht der Himmel sich umzog,
und Feuer, Luft und Meer im wilden Streite rangen.
Die Stürme brüllten laut, und krachend bog
sich unser Mast; auf schäumenden Fluten flog
bald himmelwärts das Schiff, bald ach! verschlangen
die Tiefen es ; um uns war Nacht, und Schreck und Noth;
die Donner rasselten, die Wogen rauschten Tod.

11.

„Und krachend stiess an einer Felsenspitze,
des Schiffes Keil; ein grässlich Angstgeschrei;
„wir sind dahin! o Himmel steh uns bei!“
erschallt, und jeder stürzt von seinem Sitze,
und suchet bei dem Schein der Blitze,
ob irgendwo noch Rettung für ihn sey.
Ich weinte bitterlich, und sah mich in die Wogen,
schon in den tiefen Grund des Meers hinabgezogen.

[45] 12.

„Da nahm mein Vater, stark macht ihn die Noth,
in seine Arme mich und stürzte durch die Menge,
trotz der Gefahr, dem stürmenden Gedränge,
sich muthig in des Schiffes kleines Boot,
und floh, eh Mehrere die Furcht zu fliehen zwänge.
Wir hoften nun beim frühen Morgenroth
ein Land zu sehn; doch ach! wir sehn nur wilde Fluten,
der Glaub’ an Rettung flieht und unsre Herzen bluten.

13.

„Schon ward es Nacht, und noch kein Fleckchen Land;
ich zitterte; mein Vater wollte schweigen,
und seufzte tief, — ich küsste seine Hand.
„Sey ruhig Kind, sprach er, der Pilgerstand
des Lebens ist mit Schmerz gemischt; wir neigen
voll Ehrfurcht unser Haupt vor Gott! Er wird uns zeigen,
dass Er der Herr, der Vater Aller ist,
„der nicht den Wurm im Staub, viel minder uns vergisst.“

[46] 14.

Jetzt schloss er mich noch vester in die Arme;
mein bleich Gesicht an seiner Brust gedrückt,
fleht er zu Gott: „Allmächtiger! erbarme
der Unschuld dich!“ — Ein tiefes Ach! erstickt
der Worte Laut; sein nasses Auge blickt
auf mich herab, und eine warme
und schwere Thräne sinkt auf meine Brust;
ich war betäubt und mich nicht meiner mehr bewusst.

15.

Die Finsterniss umhüllte nun mit Schrecken,
mit stiller Furcht die schlummernde Natur;
wir konnten keine Hand vor Augen mehr entdecken,
und waren in dem Meer auf unbekannter Spur.
Schon sahen wir die letzte Hofnung schwinden,
als plötzlich uns ganz nah, zwei Feuer sich entzünden,
bei denen wir auf einer ebnen Flur,
zwei schwarze Menschen sehn, die einen Dritten binden.

[47] 16.
„Und eh mein Vater noch, von Schreck betäubt,
bei dieser neuen Noth nur zu sich selbst gekommen,
ist unser Kahn, den jede Welle treibt,
in einem Nu zum Ufer hingeschwommen.
Ach! Theuerster, nie denk ich ohne Graun
an diese Nacht; mein Herz ist noch beklommen,
dass ich gewagt dem Tod ins Angesicht zu schaun,
und auf die Menschlichkeit der Wilden zu vertraun.

17.
Wir stiegen aus, und schattige Gesträuche
verbargen uns der mörderischen Wuth
des schwarzen Volks; und Eis ward unser Blut
als kurz vor uns, mit hartem Geisselstreiche
ein Mensch gemartert und dann in die Flammen-Glut
geworfen wird. Gesetzliche Gebräuche,
wie wir nachher gehört, vom Alterthum beschützt,
wo man der Feinde Blut als Sieger noch verspritzt.

[48] 18.
„O lass mich dir nicht unsern Schreck beschreiben,
die Augen sahn, die Ohren hörten nicht,
die Sonne schien uns schwarz, die Erde licht.
Noch schwankten wir, ob gehen oder bleiben?
wir hielten Rath mit weinendem Gesicht,
und endlich ward, trotz allem meinen Sträuben,
das veste Land zum Ruheplatz gewählt,
und meines Vaters Herz mit frischem Muth gestählt.

19.
„Doch ach! der Mensch sieht nur mit schwachen Augen,
entdeckt das Nahe kaum, und sieht das Ferne nie;
will Honig oft aus giftgen Blumen saugen,
geniesst nur halb, was ihm das Glück verlieh.
Der Weise sucht im Misslaut Harmonie,
wir können nicht zu allem Grossen taugen,
was eine Ceder ist, kann nicht ein Ahorn seyn,
der Eine liebt das Salz, der Andere den Wein.

[49] 20.
„Verzeih, ich plaudre viel, und wollte dir nur sagen,
dass dieses schwarze Volk so wild nicht war,
als wir geglaubt; und dass, darf ich es wagen
die Wahrheit zu gestehn, in unsern Tagen
wohl wenig Völker nur, mit schwarz und blondem Haar,
so gut und bieder sind, als diese Menschenschaar;
denn ob sie Feinde gleich mit Grausamkeit ermorden,
blüht Menschenliebe doch in ihren stillen Horden.

21.
„Genug davon; es wird sich oft noch Zeit,
von diesem Volk dir zu erzählen, finden;
uns lächelt ja vertraute Einsamkeit,
und, o gewiss Geliebter! heut
sehnst du dich mehr das Räthsel zu entbinden,
ob mich ein Geist dir brachte, von stürmenden Winden
beflügelt, oder ob, von meinem Schmerz gerührt,
aus einem Zauberschloss ein Sylphe mich entführt.

[50] 22.
„Das letzte könnte seyn; zwar sind die dunklen Farben
in dem System der Geister nicht beliebt,
doch war mein Sylphe schwarz, obgleich geübt
in Künsten, die schon längst in Spanien erstarben,
für die ein Fürst jetzt nicht zwei Muscheln giebt.
Zum Beispiel, er verstand, im Ueberfluss zu darben,
der Armuth Trost zu seyn, nie Leidende zu fliehn,
nie der Gerechtigkeit die Binde wegzuziehn.“

23.
„Beim Himmel! solch ein Mädchen unter Wilden“,
schrie jetzt Zamori auf, — „ist mehr als Zauberei!
Und doch ist’s nicht ein Traum, wo sich Phantome bilden;
ich wache doch, — ich bin von Wahnsinn frei;
ich sehe sie, schön wie auf blumigen Gefilden
die Tulpe glänzt; es ist nicht Spiegelfechterei,
sie lebt! sie lebt! ich bin dem Kummer jetzt entrissen,
und darf die schönste Hand des schönsten Weibes küssen!“

[51] 24.
„Du schwärmst, erwiedert sie, du kennst mich ja noch nicht;
ein schnelles Feuer kann auch leicht erkalten,
und — ob es gleich dein Auge widerspricht —
ich müsste dich für einen Schmeichler halten,
säh ich nicht über uns ein höher Schicksal walten,
und fühlt ich weniger die schöne Pflicht,
die Menschen ganz, so wie sie sind, zu nehmen,
und sich, wenn Mädchen auch, der Liebe nie zu schämen.

25.
Mein Vater, der zehn Jahr mit mir allein
auf jener Insel, die stets Nebel uns verhüllen,
gelebt hat, seinen Geist mir ungestört zu weihn,
in mir den Trieb nach Wahrheit ganz zu stillen,
der sagte mir: „man muss, um gut zu seyn,
um jede Pflicht der Menschheit zu erfüllen,
nur eine Kunst, die schöne Kunst verstehn,
in jeder Menschenbrust das Gute nur zu sehn.

[52] 26.
Erkennt man dies, so wird es leicht die Mängel,
die Jeder hat, zu dulden; wird es leicht,
nimmt man die Menschen nur als Menschen, nicht als Engel,
dass man sie liebt, zu ihren Fehlern schweigt.
Ein Mädchen nun vor Allen gleicht,
wenn sie nicht lieben kann, dem welken Lilienstengel
der keine Blüten hat, und den ein Zephyr küsst;
man sieht, was dieser sucht, und fühlt, was er vermisst.“

27.
Die Liebe wird beim Mädchen eine Schminke,
die jeden Reiz mit neuem Zauber färbt;
sie wissen dies, und folgen ihrem Winke.
Die Schwachheit ist den Weibern angeerbt,
und keine wird Cupido’s Flügel binden,
und die es will, ist von Natur verderbt,
kann nie die Lust, die süsse Lust empfinden,
und eines Mannes Glück auf ihre Tugend gründen.“

[53] 28.
So lehrte mich mein Vater ein Gefühl,
das die Natur uns gab, vernünftig ehren;
und dafür danken ihm noch immer meine Zähren.
Zwar merkt’ ich bald des guten Vaters Ziel,
er wollte nur in mir die Liebe nähren,
damit, getäuscht von ihrem Zauberspiel,
ich einen schwarzen Mann zu meinem Gatten wählte,
und mich nicht, stürb er einst, mit falscher Hofnung quälte.

29.
Ach! er starb bald, und ewig werd ich nicht
den Augenblick, an dem er starb, vergessen;
stets mahnt an ihn mich treue Kindespflicht.
Durch seinen Fleiss, durch seinen Unterricht, —
o wenn ihn doch noch viele so genössen! —
lernt ich der Dinge werth am rechten Maassstab messen;
er ehrte kein System, der Wahrheit gallt sein Schwur,
ihm war Religion die Liebe zur Natur.

[54] 30.
So dachte, Freund, der Mann, der mich erzogen
der unter Wilden mir die Liebe priess,
als Menschenbilderin mich ihr zu folgen hiess.
Und er verschwieg mir nicht, dass mancher sich betrogen,
der nicht die Göttliche gekannt,
und Liebe das, was Wollust war, genannt;
denn, frug er, ist ein Thor nach einem Regenbogen,
weil er ihn liegend glaubt, nicht stets umsonst gerannt?“

31.

Von dieser Lehre ward mein junges Herz begeistert,
begierig sucht' ich einen Freund,
und ach! wie oft, von diesem Wunsch bemeistert,
hab' ich nach ihm geseufzet und geweint;
bis endlich, wagt' ich selbst in einem Wilden,
mir das, was mir gefehlt, mir einen Freund zu bilden.
Du staunst? ich glaube gern, dass dir's ein Wunder scheint,
doch blüht ein edler Baum nicht auch auf wüsten Gefilden?

[55] 32.

Ein Jüngling ward mein Freund, voll schwärmerischem Feuer,
stolz in Gefahr, bescheiden im Gewinn,
für Alles Ohr, für Alles Sinn,
als Sklave selbst doch noch wie Andre freier.
O! meine Stunden flohn bei ihm so flüchtig hin,
wie Nelkenhauch, und nichts war mir so theuer
als dieser Mohr; doch bald empfand ich, dass ein Freund
der süsse Wunsch nicht sey, nach dem ich oft geweint.

33.

Oft wenn ich mich in Palmenschatten setzte,
in träumenden Empfindungen berauscht,
hab' ich mich selbst in der Natur belauscht,
wenn da der Liebe Glück an Andern mich ergötzte,
und meine Brust der Sehnsucht Thräne netzte.
Oft hätt' ich gern mein Menschenrecht vertauscht,
in einen Vogel, in ein Blümchen mich verwandelt,
und so geliebt wie sie, und so wie sie gehandelt.

[56] 34.

Einst sass ich auch und sah den Schmetterling,
sich tändelnd auf dem Maienblümchen wiegen,
dann wieder fort zu einer Nelke fliegen,
und dieses Bild — Gott weiss warum? — es ging
mir so zu Herzen, und all mein Vergnügen
war nun verbittert. Welch ein schwaches Ding
ist unser Herz? Ein Grashalm kann uns schrecken,
und oft ein Perlchen Thau in uns die Freude wecken.

35.

Die Schwermuth macht so wie die Freude müde,
und um der Launen los zu seyn,
träumt ich erst wachend und schlief endlich ein.
O süsser Schlaf, du giebst der Seele Friede,
du zauberst uns in einen Wunderhain,
wo ewger Frühling lacht; du singst im sanften Liede
uns Tröstung zu, mahlst uns der Zukunft Bild,
und durch dein Zauberwort wird jeder Wunsch erfüllt.

[57] 36.
Auch mir erschien, Geliebter lass dich küssen,
dein Bild, so wie ich dich zum erstenmal erblickt,
im Traum, und ach! es ward mir da zu früh entrissen!
Ich hatte dich kaum an mein Herz gedrückt,
so weckte mich mein Freund; er kam den Blick - voll Freude,
und hatte Blumen mir gepflückt.
„Hier bring ich dir, sprach er, das Schönste von der Haide,
es ist der Blütenschmuck vom bunten Frühlingskleide.“

37.
„Ich nahm die Blumen an, mein Herz blieb aber kalt;
ich war noch ganz in meinem Traum verloren,
und hatte dort dem Bilde schon geschworen,
was jetzt in diesem Kuss dir zärtlich wiederhallt.
Beklagenswerth fand ich den armen Mohren;
ich ehrt’ ihn: doch nicht fürstliche Gewalt,
nicht Geistesmacht kann uns zur Liebe zwingen,
so wenig, wie sie da, wo sie erst lebt, verdringen.

[58] 38.
Dies fühlt er, und besiegte jeden Trieb,
der aufgereizt in seinem Busen gährte.
Ihm war mein Glück mehr als das Seine lieb,
und wie er sah, dass ich verschwiegnen Kummer nährte,
so sucht er mein Vertraun. „Komm, sagt er, gieb
mir deine Hand, und fühl dies Herz, das dich verehrte
und jetzt dich liebt, o fühle, wie es schlägt,
da deine Stirn der Gram in düstre Falten legt!

39.
Was macht dir Gram? was stösst aus deiner Hütte
die Freude weg? Kann ich durch meinen Fleiss,
durch meinen Muth sie wiederbringen? — Heldenschweiss
vergoss ich oft, wenn unsers Landes Sitte,
der Krieg zum Kampf mich rief, und Mancher weiss
wie meine Keule trift, der in des Schlachtthals Mitte
zu Boden sank! Gebeut! ich fürchte nicht den Tod,
wenn Schlacht dem Vaterland, Gefahr der Freundschaft droht.“

[59] 40.
Hier sah ich Trähnen, in dem stolzen Auge
des tapferen Achmeed, so hiess der edle Mohr,
und da ich nicht zu einer Heldin tauge,
am Busen der Natur nicht Kraft, nur Liebe sauge,
so staune nicht, dass ich den Muth verlor,
ihm länger mein Geheimniss zu verschweigen;
ich musst’ ihm schon mein schönes Traumbild zeigen,
erröthend ihm gestehn, was ich der Hofnung schwor.

41.

Ja Lieber, ich entdeckt' ihm meine Schwäche;
er sah gerührt mich an, und sprach mit halbem Zorn:
„Dass erst der Löwe vor dem Tiger sich verkröche,
und dann an einem Wurm sich blutig räche,
dies wünschest du? Doch sieh an jenem Born
die schwarzen Mädchen dort; so oft ich auch das Horn
im Walde oder auch die Muschel blase, schleichen
sie alle um mich her, mir Kränze darzureichen.

[60] 42.

Sie lieben mich; ich aber kann für sie
nur Mitleid, nicht den mächtgen Trieb empfinden,
der neues Leben mir durch dich verlieh.
Bin ich drum tadelswerth? Kann ich den Falken binden,
der in den Wolken schwebt? und Liebe da entzünden,
wo sie nicht herschen will? Ach! ich vergess es nie,
als ich dich wandelnd in dem Palmenhain erblickte,
und mich aus deinem Mund das erste Wort beglückte,

43.

Doch diese Zeit, — sie ist ja schon dahin!
Wozu ein Bild, das Schmerzen weckt, erfrischen?
Du liebst mich nicht, weil ich kein Traumbild bin,
weil sich auf meiner Haut nicht Schnee und Purpur mischen, —
wolan, es sey! Dein Freund zu seyn bringt auch Gewinn.
Vergessen will ich, was in zauberischen,
in süssen Träumerein die Liebe mir versprach,
jetzt folge Freundschaft dir, wie sonst die Liebe, nach."

[61] 44.

Er spracht, hielt Wort. Obgleich sein Stolz, beleidigt,
sich gegen einen Traum, wie du mir warst, empört,
so ward sein Zorn durch Liebe doch geschmeidigt,
sein weiches Herz von der Vernunft vertheidigt,
und nur von ihm der Freundschaft Ruf gehört,
und ich, die er geliebt, nur kalt von ihm verehrt;
von meinem Traum ward oft und viel gesprochen,
und manche Blüte schon im Geiste dir gebrochen.

45.

Am Abend, wenn der Sterne schimmernd Heer
aus fernem Grau auf uns hernieder lachte,
und um uns her nur stille Schwermuth wachte,
durchschifften wir am Strand das stille Meer,
und nie blieb unser Herz bei diesen Fahrten leer.
Oft ist der Witz, den stolze Weisheit dachte,
so viel nicht werth, als was die Unschuld fühlt,
wenn auf dem klaren See der Sterne Schimmer spielt.

[62] 46.
Auf solcher Fahrt, wo wir des Glücks genossen,
des die Natur, dem der sie ehret, schenkt,
war unser Canot weit vom Ufer weggeflossen,
und eh noch an Gefahr nur einer von uns denkt,
nur ahndt, was über uns das Schicksal heut verhängt,
hat uns ein Sturm die grossen Hagelschlossen,
den Donner und die Blitze zugeweht,
und auch im Nu, uns und den Canot umgedreht.

47.
„Die Wellen warfen mich, o Glück! nach dieser Seite,
Achmeed floss nach der Insel zu,
und ward gewiss dem Tode nicht zur Beute.
O! mögt' er doch, wie ich, die süsse Ruh
des Lebens auch geniessen, auch wie du
geliebt sich sehn, gleich dir auch heute
ein Mädchen finden, die ihm goldne Früchte pflückt,
und wie Midora dich, mit Küssen ihn erdrückt."

[63] 48.
Sie sprichts; er athmet schon in süssen Zügen
den Balsamhauch von ihren Lippen ein,
und wie zwei Lilien die kühle Weste wiegen,
erst ab und zu, dann an einander fliegen,
so küssen sie. „Midora, du bist mein!"
ruft er und küsst: „Zamori, ich bin dein!"
ruft sie und küsst; sind dann erschöpft; betrachten
gefallend sich und ruhn, um wieder zu verschmachten.

49.
O Nacht! die jetzt dies Paar in ihren Schleier hüllt,
lass wie auf Ida einst, noch einmahl dich verlängern;
komm Amor, wirf auf sie dein Rosenschild,
und lass die Luft mit Blütenhauch sich schwängern;
schenk ihren Traum der Wollust lächelnd Bild,
und ruf ein Chor von deinen Frühlingssängern,
zum stillen Lager hin, wo sich die Liebe küsst,
und ein beglücktes Paar vergangnen Gram vergisst.

ZAMORI

DRITTER GESANG.

1.

Es spiegelt schon im Meer die Morgenröthe
ihr jungfräuliches Haupt; es schimmert schon
der diamantne Thau auf jedem Blumenbeete;
lebendig wird die Flur; der Schlummer ist entflohn;
zum Rosenkranz wird Morpheus Mohnenkron,
und wo es Heerden giebt erschallt des Hirten Flöte;
das dunkle Grün wird hell, die schwarze Welle blau,
und Lebensbalsam haucht die blütenreiche Au.

[68] 2.

Harmonisch tönt in duftenden Gesträuchen,
im düstern Hain, das Lied der Nachtigall;
die Quelle sprudelt Gold und weckt den Wiederhall;
der muntre Fisch hüpft in beschilften Teichen;
der Adler steigt die Sonne zu erreichen;
der Elephant, im stillen Niederfall,
empfängt ihr Licht, ihr brüllt der Leu entgegen,
die ganze Schöpfung fühlt, o Sonne! deinen Segen.

3.

Zamori nur ruht in der Liebe Schoos,
noch ungeweckt von Phoebus Morgenstralen.
Er ist beglückt und kennt nicht Amors Qualen;
kein Fürstenlager ist so weich, wie ihm das Moos,
auf dem er ruht; und Liebesgötter mahlen
in seinen Träumen ihm, — was unser Erdenloos
nicht ist, — ein Glück, wo Sorgen uns nicht stören:
wo wir die Freude nur und nicht die Klage hören.

[69] 4.

Ein Leben wo die Quelle Nektar schäumt,
auf unbebauter Flur die goldnen Halme reifen,
von Balsamthau die jungen Bäume träufen,
die Rose nie verwelkt, ein ewger Frühling keimt,
wo Liebesgötter sich in Blütenduft ersäufen,
und nur Entzücken herscht, — dies Leben träumt,
nur dann die Phantasie, wenn Liebe sie beflügelt,
und lächelnd die Natur in ihrem Blick sich spiegelt.

5.

Wie auf der Flur, wenn schon ihr Haupt die Rose senkt,
die Tausendschön, die uns so lieblich lachten,
die Veilchen, bald in Sonnenglut verschmachten,
wie da ein kühler Thau die dürre Erde tränkt,
und Lebenskraft den welken Blumen schenkt,
so ist der Kummer auch, den wir so oft verachten,
die Sorge, die oft unsre Seele trübt,
ein Wunderbalsam, der dem Leben Reize giebt.

[70] 6.
Mühseligkeit, so heisst die Zauberruthe,
die uns allein den Schatz des Lebens zeigt;
sie greife man mit ächtem Heldenmuthe,
und jeder Wunsch des Herzens wird erreicht.
Wer sie nicht scheut, vor ihrer Schärfe zittert,
dem wird die Kunst, stets froh zu bleiben, leicht;
dem wird vom Ueberdruss die Freude nie verbittert,
und jeder wilde Sturm hat für ihn ausgewittert.

7.
Und ach! wo blüht ein freudenreichrer Lohn,
nach langem Harm, als in dem Schoos der Liebe?
dem Bettler wird der Schemel dann zum Trohn;
der Menschenhass, der selbst sein Grab sich grübe,
folgt dann versöhnt der Freundschaft sanftem Triebe;
der Weise träumt sich dann ein Göttersohn,
und Cato kaufte dann sich reichere Gewänder,
und würd' im Alter noch, durch Liebe, zum Verschwender.

[71] 8.
Doch einsam in des Lebens Blütenzeit,
auf einer Insel, fern von Menschen leben,
und nun ein Mädchen sehn, und nun die Seligkeit
beym ersten Blick ihr Herz und Hand zu geben,
von ihr geliebt zu seyn, so fern von Neid,
so fern von jedem Netz das schlaue Feinde weben; —
dies Glück zu fühlen, böt Gregor sein Heiligthum,
der grosse Carl den Trohn, Torquato seinen Ruhm.

9.
Mag immerhin die kalte Weisheit sprechen,
die Liebe sey der Thorheit süsser Wahn,
sie wird sich früh genug an ihrem Spötter rächen,
und sollte sie sich auch als Philosophin nahn.
O Brüder! flieht das schrekliche Verbrechen,
und spottet ihrer nicht; der Liebe Bahn
gleicht Kreta's Labyrinth; oft, wider unser Wissen,
hat uns der Minotaur schon zu sich hingerissen.

[72] 10.
Und immer reicht nicht Ariadnen's Hand,
den Faden uns geschickt herauszufinden;
wir suchen uns umsonst dem Zauber zu entwinden,
die Liebe lacht des Starken Widerstand.
Wo ihre Flammen sich Momente nur entzünden,
wer ihren Reiz, selbst ahnend nur empfand,
der huldige mit einer stillen Zähre,
dem Allbesiegenden im Tempel von Cythere.

11.

Viel leichter ist's das Urgebürg der Welt,
auf einen andern Platz wie Otus aufzuthürmen,
und mit Gigantenrausch den Himmel zu bestürmen;
viel leichter ist's, wie Herkules, der Held,
Diana's Hirsch im Laufe zu erjagen,
von Kreta bis Mycen den wilden Stier zu tragen;
viel leichter, als auf Cypren's Blumenfeld,
mit Amor's Pfeilen sich in einen Streit zu wagen.

[73] 12.

Wohl dem, der früh den heilgen Altar sieht,
auf dem der himmlischen Cythere Flamme lodert;
ihn reizet dann nicht das Sirenenlied
der Wollust mehr; in seinem Busen glüht
ein reiner Feuer dann, das schönre Liebe fodert,
die Liebe, die nicht mit dem Staub vermodert,
die Seelen nur entzückt, im Schmuck der Tugend lacht,
unsterblich wie wir selbst, auch einst mit uns erwacht.

13.

Heil edle Liebe, Dir! Du schufst allein die Tugend,
ZamoRI, Dich beseligt Dein Geschick;
Dein Traum entflieht, und lässt im Reiz der Jugend,
was Cypern nur gesehn, der Liebe schönstes Glück,
ein Weib, gemacht so schön zu denken wie zu fühlen,
und Die Dich liebt, Dir Glücklichen zurück!
Kalt siehst Du Fürsten nun mit Thron und Scepter spielen,
Du hast erreicht, wonach sie doch vergebens zielen.

[74] 14.

Noch schlummerst Du, doch Sie ist schon erwacht;
und noch berauscht von zärtlichen Genüssen,
der süssen ach! zu schnell enteilten Nacht,
haucht sie von Deiner Stirn, in zweien leisen Küssen,
die Sorge weg, und eilt nun hin wo die Narcissen,
die Mayenblümchen und in ihrer Morgenpracht
die Rosen stehn, pflückt die, die kaum dem Kelch entkeimen,
kehrt dann zurück, und sieht noch ihren Liebling träumen.

15.

„O! herrlich, ruft sie aus, er schläft ja noch!
nun will ich ihn mit Blumen erst bestreuen,
und dann — ha! Schalk du schlummerst doch?
Ja, ja er schläft! Wie wird er sich nicht freuen,
wenn er erwacht, von süssen Duft umwallt?
Wie wird er mir sich nicht mit ganzer Seele weihen,
mich küssen wollen? Doch, ich flieh dann in den Wald,
er eilt mir freudig nach, und sucht und sieht mich bald."

[75] 16.
So sagt sie, streut ihm in die Schläfe Rosen,
Violen auf die Stirn, Vergiss mein nicht
auf Mund und Herz, bedeckt dann sein Gesicht
mit Küssen, und hat so viel Freud, ihn liebzukosen,
fühlt so viel Schönes in der sanften Weibes Pflicht,
dass, sagten ihr die zwitschernden Virtuosen
des Waldes nicht, die Zeit der Minne sey entflohn,
sie schwelgte, glaub ich, noch mit Aphroditen's Sohn.

17.
Zum letztenmal beugt sie sich über ihn,
will nun zum letztenmal die Purpurlippen drücken,
und dann so schnell, so schnell zum Walde fliehn,
wie Nimphen, die belauscht von Faunen sich erblicken,
die halb vor Angst, und halb vor Liebe glühn.
Doch Amor ist ein Schelm; er hat ganz eigne Tücken;
die Nimphe flieht, und fällt, wird küssend ausgelacht;
Midora küsst und sieh — der Schläfer ist erwacht.

[76] 18.
Nie ist ein Weib so schön, als wenn von Wonne trunken,
sie unbelauscht der Liebe Freuden nascht,
und wenn sie betet; dann durchströmen Zauberfunken
der Gottheit sie; in süssem Rausch versunken,
wird ihre Seele dann von Wollust überrascht,
und dann erkennen wir, was oft den Weisen peinigt,
der nach Entwickelung des Seyns und Nichtseyns hascht; —
wie sich im Sterblichen, das Göttliche vereinigt.

19.
„Weib! Weib!“ mehr sagt im Uebermaass der Lust,
Zamori nicht; er ist betäubt von Freude;
und schweigend presst er sie an seine Brust,
und Herz an Herz, und Mund an Mund sehn Beide
die ganze Welt in einem Rosenkleide.
„Ich Schläfer! ruft er aus, o! warum musst
ich denn auch heut das Morgenroth verträumen?
im Schlummer Dich zu sehn, dies süsse Glück, versäumen?

[77] 20.
Vergieb, vergieb; was Du für mich gethan,
war meine Pflicht; nie treffe mich der Morgen,
in Deinem Arm, so spät noch schlummernd an!“
„Geduld, erwiedert sie, du bist und bleibst ein Mann;
uns Weibern ward die Müh, für Euer Glück zu sorgen;
wenn ihr zufrieden seyd, so sind wir ja geborgen,
so ziehn wir gern bei Sonnenaufgang aus,
und bringen, so wie ich, euch einen Blumenstraus.

21.

„Uns ward die schwere Kunst vom Schicksal zugemessen,
bald Königin, bald Dienerin zu seyn,
ein kluges Weib darf beide nie vergessen,
muss wie dem Herschen, auch sich dem Gehorchen weihn.
Gefallen ist nicht schwer; Empfindungen erpressen,
kann jeder Gegenstand, der Bach, der Hain,
der Grashalm und der Wurm; doch Beifall sich erhalten,
dies Freund, ist schwer, und dies war eine Kunst der Alten.“

[78] 22.

Hier hör ich schon, ein Heer Archäologen,
ruft Bravo! meinem Mädchen zu;
ich seh die Grübler, bald wie Römer angezogen,
mit muthgem Blick und brüderlichem Du;
wie Griechen bald, den Grazien gewogen,
begleitet von Athen’s entschlummerten Uhu;
bald wie Egyptier, wie Perser, wie Barbaren,
bald seh ich Jude gar, auf trocknem Meer sie fahren.

23.

Doch Freunde, ihr verzeihet, eure Kunst
ist der nicht ähnlich, die Midora kannte;
ihr hüllet, was ihr wisst, in einen heilgen Dunst,
ihr grübelt, ob Homer den rechten Weg euch nannte
zum Tartarus; ob Proserpinen’s Gunst
dem Sünder half; ob man zu Schwefel brannte,
wie jetzt die Christenheit; kurz, ihr bekämpft nur Euch,
und machet Wahrheit oft gelehrter Lüge gleich.

[79] 24.

Midora liebte nicht die grämlichen Gesichter,
wo kalter Ernst aus hohlen Augen blickt;
„Die Wahrheit, im Gewand der Schönheit, nur entzückt!“
so dachte sie, und liebte nur den Dichter,
der tiefe Weisheit mit gefällger Anmuth schmückt.
„Erfahrung sey, so sprach ihr Vater einst, mein Richter,
„dass der am besten lehrt, der unsre Herzen rührt,
und uns im Schein der Wahl zu vesten Zwecken führt.

25.

Oft scheint der Dichter nur die Phantasie zu kitzeln,
begeistert für Phantome nur zu glühn,
und über Wahrheit selbst zu lachen und zu witzeln;
doch er verbirgt, in Rosen und Jasmin,
den Talisman, der unsern Geist beflügelt,
die Kraft hat uns magnetisch anzuziehn,
und der, indem er uns ein Zauberthor entriegelt,
den Menschen wie Er ist, und wie er seyn kann, spiegelt.

[80] 26.
Der Vogel, der nur um Gesträuche flattert,
sich majestätisch nie zur Sonne schwingt;
die Elster, die nur frechen Unsinn schnattert,
wie Philomele, nie geliebte Töne singt,
gefallen nur den Sklaven und den Thoren;
der, dessen Geist in weitre Fernen dringt,
der Ideale schaft, die nie der Erde Schoos gebohren,
den hat die Muse sich zu ihren Freund erkohren.

27.
Lasst immer ihn in Labyrinthe irren,
hier einen Gott, dort einen Teufel sehn,
wo doch nur Menschen sind; lasst ihn um Sonnen schwirren,
die wie ein Rausch nach kurzem Schlaf vergehn;
ja, lasst ihn auch die Wahrheit selbst verdrehn,
und wieder, was geordnet war, verwirren;
Er sucht euch doch aus Schutt den Diamant,
den kein System, kein Fleiss, trotz allen Forschens fand.

[81] 28.
Wohin Jahrhunderte mit kalter Hand uns leiten
führt ihn beseelt ein rascher Augenblick;
Begeisterung durchsäuselt seine Saiten,
er denkt, es lebt der Schöpfung Gegenstück;
was Jahre rauben, giebt ihm der Moment zurück,
der Engel noch beglückt, in dem sich Götter freuten,
in dem Er Wesen schuf, die keine Welt gebahr,
Er selbst, im Künstlerrausch, dem Schöpfer ähnlich war."

29.
Dass diese Lehre nicht ein Glaubenspriester predigt,
ist sonnenklar, denn sie verlangt Gefühl
für Wahrheit und Vernunft, und dies entledigt
ein Priester dieser Art sich gern; sein Ziel,
wo glänzend Gold statt reiner Wahrheit schimmert,
lässt die Vernunft zurück, erdenkt ein Gaukelspiel,
dass Thoren um ein Zehntheil noch verdümmert,*[70]
und schlau durch Heuchlerkunst das beste Herz verschlimmert.

---

[70]* Da ich dieses Wort mich nicht erinnre gelesen zu haben, so muss ich es schon für mein Eigenthum halten, und um Schutz für dasselbe bitten. Es ist ein neuer Name, für eine sehr alte Sache. Die Priester aller Zeiten suchten die Völker nicht allein in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, sondern vermehrten ihre Unwissenheit und bestärkten ihren Aberglauben, wo sie konnten. Um diese Wahrheit mit einem Wort auszudrücken, sagt ich verdümmern, und mir scheint dies Wort der Sprach-Analogie so angemessen, als verschlimmern, bekümmern, verbessern. - 2016: im Original am Ende des Buchs.

[82] 30.
Midora war, die Folge scheint natürlich,
nach dem, was sie von Dichterweisheit hielt,
auch eine Ketzerin, die weder zierlich
im Tanze schwebt, noch betet, noch manierlich
die Augen niederschlägt, nichts denkt und fühlt;
froh wenn ein West der Wangen Feuer kühlt,
wenn Rosen sie mit ihrem Duft ergötzen,
ist ihr Gebet, ein Blick zu Gott, den Thränen netzen.

31.
In nackter Schönheit, wie die göttliche Natur,
ist jeder Zwang aus ihrer Brust verwiesen;
ihr Herz schlägt frei; der Gottheit, der sie schwur,
sind frohe Menschen lieb, bald Eskimo's bald Riesen,
die eine Tugend sich, die menschlich ist, erkiesen;
und diese Gottheit wohnt gleichgern auf jeder Flur,
braucht keine Priester und braucht keine Hölle,
man ehrt sie doch, und naht gern ihres Tempels Schwelle.

[83] 32.
Despoten Wahnsinn nur, kann, in der Hand das Schwerdt,
zum Glauben Menschen zwingen wollen;
erschaffen einen Gott, den sie verehren sollen,
der, wie es Willkühr will,bald schaffet, bald verhehrt.
Nur Priesterstolz liess prächtge Tempel bauen,
und sprach: „Hier wohne Gott und sey von euch verehrt!“
Vor solchem Gott muss den Geschöpfen grauen,
und nur der Heuchler kann auf sein Versprechen bauen.

33.
Midora's Gott war, wie die Liebe, schön,
der Güte Bild, der Menschlichkeit Exempel;
ein Blumenthal, ein Wäldchen war sein Tempel,
sein Name schien auf jeder Frucht zu stehn,
und jeder Halm trug seiner Weisheit Stempel.
Der Blüthenthau, der Düfte sanftes Wehn,
im stillen See der Silberwellen Kräuseln,
der Zephyrhauch durchs Laub, schien dankbar ihm zu säuseln.

[84] 34.
Der Donner war kein Schrecken für den Sünder,
Ihm sündigten die Menschen nicht,
sein Blitz war nur ein göttlicher Verkünder,
dass die Natur jetzt ihren Segen spricht.
O! glücklich, glücklich ist der weise Finder
des Reichs, wo kein Despot den Todesstab zerbricht,
wir keinen Sklaven, reich noch arm, begegnen,
und wo kein Priester wohnt, der fluchen kann und segnen.

35.

So war es einst das schöne goldne Alter,
da waren noch die Menschen kummerlos,
da schlief noch Einigkeit und Lieb' in ihrem Schoos,
des Volkes Fürst war Vater und Erhalter,
sein Dach ein Baum, sein Thron das weiche Moos;
nicht Priester, nicht erkaufte Seelenwalter
vergällten da der Freude reinen Trank,
da waren nicht, wie jetzt, die Seelen erblich krank.

[85] 36.

Man suchte nicht die Tugend in Grimassen,
in Heuchlerkunst und Trug nicht seinen Ruhm;
die Unschuld war ein stilles Heiligthum,
und Hochverrath sie unbeschützt zu lassen;
man wusste nicht nach Kunst zu lieben und zu hassen,
sprach für das Gute laut, war nicht zum Bösen stumm;
Gerechtigkeit war nicht ein Wortgepränge,
man war an Strafen arm, und im Belohnen strenge."

37.

Nach diesem Ideal, aus einem fremden Stern,
den noch kein Herschel sah und sehen wird, entliehen,
wird man bei uns den Jüngling nicht erziehen,
uns gilt die Schaale mehr und jenen mehr der Kern;
und sieht man hie und da auch einen Funken glühen,
man giesst ihn aus und denkt: „die Zeit ist fern
wo man dies Feuer braucht! Ich kann und will nicht prophezeihen,
doch däucht mir, könnt es wohl den Löschern einst gereuen.

[86] 38.

Midora's Vater war, wie man schon wissen wird,
auch einer von den sonderbaren Leuten,
die sich mit Thoren selbst noch um die Wahrheit streiten,
und wenn sie sehn, dass Einer abwärts irrt,
ihn wohl noch gar auf rechten Weg geleiten.
Man zischt ihn aus: „Freund Plato ist verwirrt,
man lass den Narren gehn!" Er geht und lacht der Schwätzer,
und denkt, die Wahrheit hat, so wie die Kirche, Ketzer.

39.

Dass dieser Mann, von aller Welt getrennt,
Midora nun ganz sonderbar erzogen;
dass sie halb nackend ist, und doch die Griechen kennt,
und doch das Schöne nur von ihnen eingesogen,
vom Ueberfluss das Nöth'ge abgewogen;
dass sie ein Sternenbild bei seinem Namen nennt,
und nicht versteht, auf's Wort zu lachen und zu weinen,
dies wird nun Keinem wohl mehr unnatürlich scheinen.

[87] 40.

Zwei Wesen sind, das Herz und der Verstand,
das Eine muss sich nie zum Andern neigen,
sie einige kein unsichtbares Band,
getrennt nur können sie im schönsten Licht sich zeigen;
getheilet sey ihr Reich; da wo das Herz empfand,
muss der Verstand mit seiner Weisheit schweigen,
wo dieser untersucht, da bleibe jenes kalt,
wer sie vereinen will, thut Einem stets Gewalt.

41.

Ach! die Natur gab uns so viele Freuden,
sie zu geniessen nur verstehn wir nicht;
bald wollen wir Gefühl in kalte Weisheit kleiden,
bald geben wir dem Ernst ein weinerlich Gesicht!
Der Mensch, o wollt er nur! er wäre zu beneiden,
was auch ein Timon denkt, und Priesterunsinn spricht;
kommt! folgt mir, folgt mir nach zu meinen beiden Wilden,
und seht, wie Menschen sich zu kleinen Göttern bilden.

ZAMORI

VIERTER GESANG.

1.

Wo find ich euch, ihr liebevollen Seelen,
wo wandelt ihr? Lockt euch die Nachtigall
zum Blütenhain, wo Büsche sie verhehlen?
Lauscht ihr am Felsen auf den Wasserfall?
Verbergen euch die schauerlichen Hölen,
aus deren Schoos im starken Wiederhall,
das Meer sich brausen hört? Auf welchem Felsenrücken,
werd ich, geliebtes Paar, Dich endlich noch erblicken?

[92] 2.

Welch schönes Thal! Ein grüner Sammt bedeckt
die ebne Flur, auf der beperlt vom Morgenthaue,
die Blumen glänzen; hier die Rose, dort das blaue
Vergiss mein nicht, hier in Moos versteckt
das Veilchen, dort, wo sanft der Zephyr flüstert,
die Lilie, die selbst den Neid der Rosen weckt,
weil sich in ihr mit Sanftheit Pracht verschwistert,
und sie nicht buhlerisch nach Jedes Beifall lüstert.

3.

Ein klarer Bach durchschlängelt dies Gefild,
um welches sich Gebürges Mauern ziehen,
auf deren Gipfeln nie, beseelte Harmonien
den Frühling wecken, wo in Nebeln eingehüllt
der Winter heischt, und sich ein reizend Bild
des Reichthums der Natur, das Welken und das Blühen,
in einem Blick der treuen Liebe zeigt,
und ihr den Labetrank erhabner Hofnung reicht.

[93] 4.

Wie Riesen, deren Blut schon oft geflossen,
zum Kampf bereit, von einem Zauberstab
in Stein verwandelt, stehn; so stehn zwei Steincolossen
hier gegenwärts. Auf ihnen scheint ein Grab
die Flur, so tief liegt sie, die Bäume scheinen Sprossen,
und wirft man hier den schwersten Stein hinab,
nie hört man in den Bach ihn auf den Boden fallen,
noch irgend ein Gebrüll der Thiere wiederhallen.

5.

Dem Strome zu ist schroff die Felsenwand,
kein Sterblicher kann jemals sie ersteigen;
zwei alte Tannen stehn hier an des Baches Rand,
und ihre grauen Aeste beugen
sich in den Strom; jenseit ist flaches Land,
da grünt die Palme, die Gebürge neigen
zur Ebne sich, die Luft wird wieder mild,
und Früchte schmücken dort das blühende Gefild.

[94] 6.
Von hier aus konnte man den hohen Fels erklimmen,
süss war der Lohn, für den der ihn erstieg,
denn schwer ist jeder Kampf, und reizend jeder Sieg.
Wer auf dem Gipfel war, dem rief's mit tausend Stimmen:
„empfinde Mensch!“ und der Gedanke schwieg;
der sah die Meeres Flut wie Sonnen glimmen,
sah fern am Horizont der Schiffe Segel fliehn,
sah öde Berge hier, dort reicher Inseln Grün.

7.
Zum Gipfel führt ein düstrer Palmenhain,
durch diesen war das treue Paar gegangen,
und wollte sich der seltnen Aussicht weihn,
und wollte mehr als einsam seyn.
Die Liebe hat ganz eigene Verlangen,
oft stört der Flug der kleinsten Mücke sie,
ein andermal nicht das Geräusch der Schlangen;
ein Kuss ist ihr Gesetz, ihr Wille, Phantasie.

[95] 8.
Oft ist ihr die Natur zu reizend, zu lebendig,
der Baum zu grün, die Blüte viel zu weiss;
die Frühlingspracht der Blumen zu beständig,
die Nacht zu kühl, der Tag zu heiss,
dies Thier zu sanft und Jenes zu unbändig;
Nichts ist ihr gut, und thörigt Vater Zeus;
sie lacht bei Werthers Tod, und weint bei Wieland's Launen,
und sieht aus Eigensinn in Amor einen Faunen.

9.
Dann ist ein Fels, auf dem kein Blümchen reift,
an dessen Fuss nur wilde Wogen rauschen,
auf dem kein Vogel singt, kein Würmchen lauft,
in Tannengipfeln uns die Eulen nur belauschen,
und wo doch unser Blick die Erde halb durchschweift,
doch wir die Sterblichkeit mit Göttersinn vertauschen,
dann ist uns so ein Fels ein Talisman,
der jede Laune schnell in Frohsinn zaubern kann.

[96] 10.
Ob diese Laune nun mein liebend Paar geleitet,
ob es der Zufall that, der, wie die Sage geht,
für Helden und Verliebte gerne streitet,
für beide unverdient den Lorbeerzweig erbeutet,
indess den Weiseren ein Birkenkranz umweht,
ist ungewiss und gleich; genug, ihr seht
jetzt Arm in Arm, auf schroffen Felsenspitzen,
das schönste Weib der Welt beim frohsten Gatten sitzen.

11.

Zwar hat kein Priesterspruch, und keines Priesters Hand,
nach Christenart sie feierlich verbunden;
nein! sie vereint der Liebe schönes Band,
sie hält der Schwur von jenen süssen Stunden,
wo ihnen Edens Glück, der ganze Götterstand,
und Alles was Genie und Kunst erfunden,
so lächerlich erscheint, als mir der Segen däucht,
den ein verliebter Pabst an nakte Kaiser reicht.

[97] 12.

Die Liebe lacht und spottet jeder Fessel,
die Menschenlist um ihre Flügel schlägt,
der Priestrin gleich, auf Delphos heilgem Sessel,
weiss Liebe nicht, was sie im Schoosse trägt,
ob eine Rose oder Nessel;
was heute sie zu Trähnen noch bewegt,
dass hat sie morgen schon vielleicht vergessen,
sie schläft bei Mirten ein, erwachet bei Cypressen.

13.

Nicht jedes Herz, das ächte Schönheit kennt,
und wenn es auch der Liebe Freuden rühren,
liebt immer wahr; ein günstiger Moment,
kann mir Armida's Reiz die feilste Dirne zieren,
den klügsten Mann in ihre Netze führen,
und weh' ihm dann, wenn er von ihr sich trennt,
freimüthig sagt, sie hab' ihn hintergangen;
sie rächt sich, und ihr Spott ist Gift erzürnter Schlangen.

[98] 14.

Nur seltne Sterbliche hat Amor sich erwählt,
den Nektar-Trank der Liebe rein zu schmecken;
ihr heiliges Gewand muss oft den Frevler decken,
der Alles scheint, und dem doch Alles fehlt.
Wer wahrhaft liebt, den wird kein Donner schrecken,
mit Götterkraft ist dessen Brust gestählt,
er zittert nicht vor Pluto's Höllenschlünden,
und stürzt sich kühn hinab, Euridice zu finden.

15.

Die Liebe gleicht der Aloe, sie blüht
nur einmal schön, und wird sich dann entfärben,
und neiget dann das schöne Haupt zu sterben;
doch wer dies einemal in ihrer Pracht sie sieht,
die Flamme fühlt, wie sie allmächtig glüht,
der sehnt sich nicht Elisium zu erben,
der spricht ihn aus der Treue heilgen Schwur,
und folgt vergnügt dem Wink der göttlichen Natur.

[99] 16.
Ihm folgten auch Zamori und Midora,
sie sassen hier in stiller Seligkeit,
er ein Apoll, sie eine zweite Flora;
ernst war ihr Blick, doch innre Ruhe streut
in ihren Ernst ein Etwas von Vergnügen,
von innrem Glück, das jede Aeussrung scheut,
aus Furcht, es mögt ein Theil des Rausches sich verfliegen,
um den die Weisen uns nur so zu gern betrügen.

17.
Dies dunkele Gefühl von Wirklichkeit und Traum,
die Schwermuth, die aus Freude sich entsponnen,
wo man so glücklich ist, so unbekannte Wonnen
uns überströmen, wo das Herz es kaum
sich überreden kann, dass es den Sieg gewonnen
der unerreichbar schien, und uns nicht Raum
genug die Erde giebt, still über uns zu denken;
dies göttliche Gefühl kann nur die Liebe schenken.

[100] 18.
Zamori ganz von dem Gefühl durchglüht,
ergriff Midora's Hand, und innig drückte
Begeisterung sie an sein Herz; er blickte
vest ihr ins Auge: „Ach! Midora, blüht
die göttliche Natur umsonst so herrlich? schmückte
der Schöpfer wohl dies einsame Gebiet
umsonst mit diesem Reiz, mit diesem Blumenkleide?
dacht er, da er sie schuf, nur sich und seine Freude?

19.
Nein! nein! Er will die Wesen glücklich sehn,
die er sich schuf, — wir sollen es geniessen,
was er uns gab, — drum ist die Welt so schön,
drum liess er einen Baum, der Schatten giebt, entspriessen,
liess diesen Silberquell durch Felsen fliessen,
liess Balsamhauch die kühlen Weste wehn;
drum liess er den G enuss mit Hofnung sich vermählen,
vereinigt sind sie schön, da sie getrennt sich quälen.

[101] 20.
O liebes Weib! wie krank, wie arm sind die,
die nicht das Schöne der Natur empfinden!
Der Stolz berauscht; der Reiz des Trohnes muss verschwinden,
wer immer ihn geniesst; der Hauch der Phantasie
kann Flammen wohl in unsrer Brust entzünden,
die göttlich lodern, doch wie bald verlöschen sie?
des Goldes Glanz, der Wollust Lüsternheiten,
sind Tand, sie müssen stets mit ihrem Tode streiten.

21.

Doch wer Natur, wer liebte jemals Dich,
und sagte je, er müsse bei Dir darben?
Dein Bild, es spiegelt sich in tausendfachen Farben,
bald sanft und schön, bald ernst und fürchterlich!
Hier glänzest Du gereift in goldnen Garben,
dort auf dem nackten Fels, im kalten Himmelsstrich,
stehst Du entseelt und mit beschneiter Locke;
hier hauchst Du Flammen aus, dort eine Blütenflocke.

[102] 22.

Und uns, mein Weib, uns gab sie mehr als Gold,
mehr als die Wollust und der Stolz mit tausend Händen,
mehr als sie in Jahrhunderten verschwenden,
ein Herz, das fühlt, was die Natur gewollt,
als sie uns schuf; ein Herz, das Sklavensold
verachtet, das nicht Heuchlerkünste schänden,
und das der Liebe Glück so wahr, so innig fühlt,
dass selbst nach uns ein Gott, mit innerm Neide schielt!“

23.

M. „O theurer Mann, hat je ein Weib empfunden
was Liebe heisst, so fühlt’s Midora jetzt!
komm Trähne, komm, die meine Wange netzt,
sey Zeuge jenes Schwur’s, den ich in bangen Stunden
der Hofnung schwor: der Mann, den Liebe mir verbunden,
der soll auf Blumen gehn, von keinem Dorn verletzt;
der schlummre nur auf kühlen Rosenblättern,
und sey ein Gott, vermag die Liebe zu vergöttern.

[103] 24.

„So dacht ich, und dir will ich meinen Schwur,
Zamori Dir, mit süsser Sorgfalt halten;
nie soll dies Herz an Liebe Dir erkalten,
nie sehe Dich bekümmert diese Flur;
und wagte je Verdruss die Stirne Dir zu falten,
bin ich Dein Arzt, Dein Balsam die Natur;
und dann — nicht wahr? dann wirst Du augenblicklich
gesund, und rufst mit mir: die Liebe nur macht glücklich!

25.

„Doch hörst Du nicht? mir ist als hört ich die brausende Flut; —
horch! — horch! wie säuselt’s in den Tannenwipfeln
so schauerlich; — ach sieh! wie auf den Felsengipfeln
dort in der Fern der düstre Himmel ruht,
und immer schwärzer wird; wie tief die Schwalben ziehen;
ha, sie verkünden Sturm! Ich habe Muth;
lass um uns her den ganzen Himmel glühen,
wir bleiben denoch hier, Verbrecher mögen fliehen.“

[104] 26.
Z. „Wir bleiben hier, Midora; lass den Sturm!
der gute Mensch wird nie vor der Natur erzittern,
sie nah' in Zephyrhauch, sie nah' in Ungewittern,
er stehet vest, wie ein bemooster Thurm,
an dem im Meer die Wogen sich zersplittern.
Sie schuf, so wie er ist, den Menschen wie den Wurm,
Verleugnung ihrer ist das einzige Verbrechen,
was die Natur bestraft und was die Götter rächen.

27.
„Und wir verleugneten die gütge Mutter nie,
vor ihrer Allmacht kann nur ein Despot erbeben,
die Liebe nicht; Gefühl wird unsern Busen heben,
wo jenen Furcht durchgraust; wir beugen keine Knie,
ein grosses Herz wird immer aufwärts streben,
wir hören selbst im Donner Harmonie,
wir fühlen mit vergöttertem Organe,
und lachen jedes Thors, und trotzen jedem Wahne."

[105] 28.
Zamori schweigt; Midora liegt an ihm
vest angedrückt; — so stehn zwei Liebesgötter!
Und immer düstrer wird's; es braust mit Ungestüm
das ferne Meer; es zischelt durch die Blätter
ein schauerlicher Wind, und jedes Thier entflieht,
verbirgt sich, wo es kann, und fühlt das nahe Wetter;
und stiller wird's, und schwärzer überzieht
der Himmel sich, schwül ist's, und welk scheint, was da blüht.

29.
M. „Ein Blitz, Zamori ! "Z. „Weib! so strahlte meinem Herzen
Dein erster Blick; da ward es licht
in meiner Seele, ha! da kannt' ich nicht
den Kummer mehr, da kannt' ich keine Schmerzen,
da leuchteten der Hofnung heilge Kerzen
mir göttlich schön, da fühlt ich mich zu jeder Pflicht,
zu jedem Grossen kühn; da fühlt' ich meine Kräfte,
da strömten tausendfach mir neue Lebenssäfte!

[106] 30.
„Komm hin, Geliebte, wo so finster dort
der Schatten ist, da trift uns nicht der Regen,
da ist für uns ein sichrer Ruhe-Ort,
da bleiben wir, bis sich die Stürme legen.
Ein grosser Tropfen fiel auf Deinen Busen schon,
und hörst Du wohl den fernen Donner drohn?
siehst Du, wie schnell die Wolken sich bewegen?
Komm, fürchte Nichts, schön ist, nach Sturm, der Liebe Lohn."

31.

Er sprach's, sie gehn; doch eh sie noch den Platz erreichen,
wo sie, bedeckt von finsteren Gesträuchen,
kein Regen trift, bricht sich die Wolken-Nacht,
sie können kaum dem Regen noch entweichen.
Nun heult der Sturm, es braust das Meer, der Donner kracht,
die Blitze zischen, und die grosse Schlacht,
wo sich der Himmel und die Erde streiten,
beginnt nun mehr und mehr aufs Meer sich auszubreiten.

[107] 32.

Und sieh! empor aus wilden Wogen schwebt,
mit halbem Mast, und mit gebrochnem Steuer,
ein Schiff, das steigt und sinkt, sich wieder hebt,
der Hofnung gleich, die ihren Wunderschleier,
aus Sonnenlicht und Dämrung webt;
sie haucht in unser Herz, bald ein belebend Feuer,
dann steigt der Geist, bald löscht es wieder aus,
wir sinken in die Gruft, welk ist ihr Veilchenstraus.

33.

Z. „Midora, siehst Du wohl das Schiff? es droht zu scheitern;
ach! lange wird's dem Sturm nicht widerstehn,
wird sich nicht bald das Wolkengrau erheitern,
so muss es untergehn.—
Oft dacht ich so, — oft wenn ich mich mit Kräutern
und Blumen ganz allein auf dieser Flur gesehn,
sagt ich mir selbst; wie lange wird's noch dauern?
bist Du nicht mehr, und dann wird keiner Dich betrauern.

[108] 34.

„Nie fühlt ich mehr den Wunsch nach einem Freund,
nie mehr, als wenn die düsteren Gedanken
des Todes mich umgaben; dann erscheint
die Zukunft uns so einsam, ihre Schranken
so vest und eng; der Hofnung Säulen wanken,
die Seele bebt. Doch wenn die Freundschaft weint,
die Liebe klagt, dann sinkt auf uns Entzücken nieder,
und innre Ahnung sagt: „einst sehen wir uns wieder."

35.

M. „Warum so ernst, Zamori? Schwermuth muss
auf ewig sich aus unserm Bunde trennen,
wer denken will, muss auch geniessen können,
der Weisheit Zweck ist ja veredelter Genuss.
O könnt ich Dir doch Alles wiederbringen,
was Du vielleicht verlorst; mit diesem Kuss,
mit Liebe Dich in Götterträume singen,
und wenn die Rose welkt, dann sie für Dich verjüngen.

[109] 36.
„Sieh! schon entwölkt der düstre Himmel sich,
nur ferne tönen noch des Donners Stimmen;
die Blitze sind erblasst, der Sturm entwich,
und siehst Du wohl das Abendroth dort glimmen?
und hier im Blau die goldnen Wolken schwimmen?
O komm ins Thal, es ist so wonniglich
im Grünen jetzt, man fühlt bei jedem Halm Erquickung,
mit jedem Athemzug durchglüht uns da Entzückung.“

37.
Sie spricht's, und wirft den weichen Schwanen - Arm
um seinen Hals, und ist so schön durch Liebe,
so schön, dass Venus selbst beschämt im Bade bliebe,
erschien ein zweiter Hirt, der zu Minerva's Harm
sein Spielchen mit Göttinnen triebe.
Zamori fühlt sein Glück; hier würd' ein Zeno warm,
ein Diogen entliefe seiner Tonne,
liess Alexandern stehn, vergässe seine Sonne.

[110] 38.
Was nun der Mann, für den ihr Busen wallt?
für den ihr Auge sich mit Minneglut befeuert?
und dem ihr Mund so oft und wahr betheuert,
dass sie ihn liebt? O himmlische Gestalt,
die mir die Phantasie mit keinem Flor umschleiert,
ich sehe Dich! und fühle die Gewalt
des Schönen, fühl allmächtig Deine Wunder,
war nie so krank, so krank, und doch auch nie gesunder.

39.
M. „Da sind wir schon, Zamori; ach! wie schön!
wie göttlich!“ Z. „O! Midora, o wie selig, wie selig
fühl ich mich! Ja Weib! sie sind unzählig
die Wonnen der Natur! Wer kann sie widerstehn,
die Allgewaltige? Wer kann ein Mensch sich dünken,
und ungerührt auf Frühlings - Fluren gehn?
Wer kann den Duft von diesen Blumen trinken,
und nicht, vor Dir Natur, anbetend niedersinken?

[111] 40.
„Sieh um Dich her! ein jedes Thierchen freut
sich seines Seyns; die matten Blumen glänzen
in neuer Pracht; in zauberischen Tänzen
schwirrt das Insekt, fühlt keine Sterblichkeit;
mit neuer Jugend scheint die Erde sich zu kränzen,
im Thal und Hain lacht die Zufriedenheit,
tönt Jubelschall! O lass uns auch ein Opfer bringen,
und ihr, der Heiligen, ein hohes Loblied singen.“

Preis Dir Natur!
Gross und herrlich und mächtig bist Du!
Dein Scheitel schwebt in der Sonne,
in der Tiefe des Oceans ruhet Dein Fuss!
Du mahlst den Himmel mit schimmernden Blau,
leuchtest im Gürtel Orion's!
Du tauchest den Finger ins Morgenroth,
schminkest die Blüte der Rose;
auf sie träufelt von Deinen Lippen
balsamischer Thau;
„dufte, so sprichst Du, den Liebenden Freude!"

[112] Preis Dir Natur!
Dein Gesetz ist die Liebe!
Fährst Du im rollenden Donner über die Erde,
stürzest Du im Wasserstrom von Gebürgen herab,
schwebst Du im Blütenduft auf grünen Gefilden,
säuselst Du im Laube hundertjähriger Eichen,
wandelst Du im Schimmer der Sterne;
schön bist Du, und gütig doch immer;
Leben und Freude hauchet Dein Odem;
Dein Gesetz ist die Liebe,
Preis Dir Natur!

Preis Dir Natur!
Deine Schöpfung will Freiheit!
Frei schwebt der Vogel im schimmernden Aether,
frei schwimmt der Fisch im spiegelnden Bache,
frei hüpft der Hirsch im nächtlichen Walde,
frei wiehert das Ross auf der duftenden Weide,
frei brüllt der Löwe in der Grotte des Felsen,
Deine Schöpfung will Freiheit!
Preis Dir Natur!

Menschen, folget den Winken der Göttlichen!

[113] Freiheit und Liebe,
hört es!
so heissen die Ströme des Lebens!
Sind sie versiegt, so wandelt der Hass,
und der Neid, und der Mord, und die Sklaverei
über die Erde; die Sonne verbirgt sich;
dunkel und traurig hängen die Wolken,
die Rose duftet nicht länger,
und der blühende Baum verliert sein Laub,
wird nicht mehr gepflegt, welkt, und vertrocknet.

Menschen, folget den Winken der Göttlichen!

Sie ist gross und herrlich und gütig und mächtig!
Ihr Gesetz ist die Liebe! Ihr Leben die Freiheit!
Preis Dir, Preis Dir Natur!

[114] 41.

So sang Zamori, und ein süsser Kuss belohne
sein feurig Lied, das die Natur ihn lehrte,
die er schon früh mit einem Herzen ehrte,
in dem Gefühl und Menschenliebe wohnt.
Still horcht die Nachtigall, da sie ihn singen hörte;
der Adler, der auf hohen Pappeln trohnt,
neigt sich herab; der Baum scheint zu empfinden,
und deinen Ruhm, Natur! der Zephyr zu verkünden.

ZAMORI

FÜNFTER GESANG.

1.

Wie schnell die Zeit dem Glücklichen entflieht!
Noch sehen wir, umrauscht von Palmenbäumen,
das treue Paar die Wonnen Eden's träumen,
und schon naht sich die Nacht; auf ihren Flügeln glüht
der volle Mond, und scheint die Liebenden zu grüssen,
die noch sein Strahl von Freude trunken sieht,
und die noch ungestört ihr seltnes Glück geniessen,
mag auch ins dunkle Meer das Licht des Tages fliessen.

[118] 2.

Z. „Midora komm; es ist nicht länger Zeit,
der Mond scheint uns ermahnend anzublicken,
und noch ist so für uns kein Laub gestreut,
wir müssen uns ja so noch Früchte pflücken.
Es wär doch schön, ständ uns ein Hüttchen nun bereit!
wir könnten's nun mit frischen Blumen schmücken,
und sicher schlummern bis im Meer die Sonne glänzt,
und wieder sich der Fels mit goldnen Strahlen kränzt."

3.

M. „Oft ist es gut, Zamori, zu besitzen,
was man nicht hat; doch selten ist es gut,
auch dies zu wünschen. Wer mit raschem Blut
geniesst, den werden oft Phantome nur erhitzen,
die, wenn er sie besitzt, ihm warlich wenig nützen,
indess er das Geschenk, was ihm im Schoosse ruht,
leichtsinnig übersieht: o lass es uns vergessen,
was Andre mehr, und was sie weniger besessen.

[119] 4.

„Die Liebe, Freund, hasst jeglichen Vergleich,
sie muss sich selbst ein schönes Räthsel bleiben;
für höher Glück zu stolz, für fremden Schmerz zu weich,
kann sie nur mit sich selbst ihr himmlisch Spielwerk treiben.
Sie fraget nicht, woher bin ich so reich?
wagt nicht, das, was sie fühlte, zu beschreiben;
ihr Mund ist stumm; in süsser Trunkenheit,
ist, was sie göttlich macht, verschwiegne Seligkeit."

5.

Z. „Ha, Götterweib! im Himmel und auf Erden,
wer kann Dich sehn und nicht bezaubert werden?
Auf Sara's Wüste, wo im tiefen Sand
der Wanderer nie, weder Wald noch Quelle,
noch irgend einen Grashalm fand,
dort hin mit Dir versetzt, mit Dir auf einer Stelle,
und ich vergesse gern mein Vaterland,
und träume mir, ich sey schon an des Himmels Schwelle!"

[120] 6.
Noch einmal drückt er jetzt auf ihren Rosenmund
den wärmsten Kuss, und Arm an Arm gekettet,
erreichen sie das Thal, wo, wie zu Amathunt,
auf Blumen sich zufriedne Liebe bettet,
und Amor seinen Ruhm, trotz jeder Schmähung, rettet.
Ja! glücklich ist, wer schon den heilgen Bund
der Liebe schloss, mit dem ein Weib das Leben theilet,
die jeden Wink versteht und jeden Kummer heilet.

7.
Jetzt brechen sie in dem beblümten Thal,
vom reichen Baum die schon gereiften Früchte,
und setzen mit so heiterem Gesichte,
als nie ein König hat, sich zum bescheidnen Mahl.
Sie drückt mit mächtigem Gewichte
kein Diadem; nicht innre Seelenqual
vergällt die süsse Frucht: schuldlos sind ihre Herzen,
und immer aufgelegt, zu lieben und zu scherzen.

[121] 8.
Wie thörigt ist der Mensch, der nach der Freude läuft,
und da sie sucht, wo goldne Becher blinken,
und Chierwein von vollen Tafeln träuft;
der Ueberfluss kann nur die Thoren reizend dünken,
mag er auch noch so schön die bleichen Wangen schminken,
den Weisen lockt er nicht; die wahre Freude reift
nur in uns selbst, sie ist ein Erbgut edler Seelen,
wer sie begierig sucht, der wird sie stets verfehlen.

9.
Vergebens war in seiner Vaterstadt,
mit Sehnsucht ihr Zamori nachgeschlichen;
sie war, wie ein Phantom, ihn immer ausgewichen,
im üppigsten Genuss ward er der Freude satt,
ihr Purpur war, im Werden, schon erblichen.
Jetzt fand er sie; hier, wo er keine Schätze hat,
und ihm kein Sklavenheer bereit ist zu bedienen,
hier ist die Göttliche, hier endlich ihm erschienen.

[122] 10.
Froh eilt er selbst zum nahen Bach, und füllt
mit frischem Trunk, der hier cristallen quillt,
den kunstlos, selbst geschnittnen Becher;
Midora trinket nun, fühlt ihren Durst gestillt,
dann trinkt auch er, und mancher reicher Zecher
böt seinen Nektar ihm für dieses Wasser an,
verliesse gern die fürstlichen Gemächer,
und würd' aus einem Knecht, wie Er, ein freier Mann.

11.

Doch süssre Lust, und seliger Vergnügen,
erwartet Liebende, o Schlaf, in Deinem Schoos;
hier kann die Phantasie den kalten Ernst besiegen,
der kühne Geist, entfesselt, schrankenlos,
ins Zauberreich der Ideale fliegen:
hier wird ein König klein, und oft ein Hirte gross.
Auch Dich, geliebtes Paar, sah, unter kühlen Schatten,
der stille Silbermond in Morpheus Arm ermatten.

[123] 12.

Ha! schöner ist nicht Hebe und Alcid,
wenn sie entzückt sich im Olympe küssen;
nicht Daphnis, wenn sie vor Apollo flieht;
Diana nicht, wenn sie in Silberflüssen,
beim Bade sich belauscht von Männern sieht;
nicht schöner sind die Jo's und Narcissen,
und Alles was die Fabelwelt gebahr,
als hier dies sterbliche, entschlafne Menschenpaar.

13.

Süss ist ihr Schlaf, und lächelnde Gestalten
umschweben sie im Traum! Da hüpft ein kleiner Sohn
um sie herum; wild, keck, hilft weder Flehn noch Drohn,
er lässt sich nicht am Gängelbande halten,
das Herz will auch bei ihm schon früh den Kopf verwalten;
dess freun die Eltern sich, und sieh! entflohn
ist lange Nacht und Traum, als sie ihn erst vermissen,
und sehn, dass sie getäuscht sich, statt des Sohnes, küssen.

[124] 14.

Und schon vergoldt ist Berg und Hain und Fluss,
die Sonne schon hellglänzend aufgegangen,
und Alles ruft: „erwache zu Genuss!“
als unsre Liebenden, mit rosenfarbnen Wangen
und munterm Blick, von ihrem Lager sprangen,
um an dem Strand des Meers, bedeckt vom Platanus,
in frischer Luft dem Traume nachzugehen,
dem sie so sehnsuchtsvoll, so heiss entgegen sehen.

15.

Sie haben kaum den Strand des Meers erreicht,
den kühlen Hauch der Lüfte eingesogen,
als eine Schluft am Meer, durch ein Geräusch der Wogen,
das ungewöhnlich ist und Ambosschlägen gleicht,
sie staunen macht. Z. „Midora, sieh! mir däucht,
die Trümmer eines Schiffs zu sehn? Siehst du den Bogen
des Rumpfes wohl? das Steuer? Lass uns hin!
ich irre nicht, es ist! Verlust geht vor Gewinn!“ —

[125] 16.
Und ohne noch ein Wörtchen mehr zu sagen,
läuft er zur Bucht, und lässt Midora stehn,
die sich entschliesst dem Flüchtling nach zu gehn.
„Nun liebes Weib, nun lass uns jeder Sorg entschlagen!
ruft er ihr jauchzend zu, — ich habe recht gesehn;
nun wollen wir wohl jeden Sturm ertragen;
sieh! hier ist Stahl genug zehn Wälder umzuhaun,
jetzt wollen wir uns bald ein kleines Hüttchen baun.“

17.
Midora naht, wie gross ist ihr Entzücken
die Trümmer eines Schiffs am Ufer zu erblicken,
aus dem Zamori schon ans Land die Ladung trägt,
der pfeilschnell, wenn er kaum das Eine niederlegt
aus Furcht, ein Wellenstoss mögt' ihm die Beut entrücken,
schon nach dem Andern läuft, nicht dessen Schwere wägt
noch dessen Werth, ihn hat sein Dämon ganz begeistert,
und seiner Kräfte sich die Freude jetzt bemeistert.

[126] 18.
Da Alles, was das Wrack an Waaren hält
am Lande liegt, so wird sogleich die Stelle
zum Bau gewählt. Bei einer Silber-Quelle,
die linker Hand vom grauen Felsen fällt,
ist rechts ein Hain, nicht finster und nicht helle;
hier wandelt die Betrachtung, und die Welt
mit ihrem Glanz scheint hier sich zu verdunkeln,
doch glänzender der Stern der Liebe hier zu funkeln.

19.
Hier wo die Nachtigall die Morgenröthe grüsst,
die Finken sich in düstre Palmen locken;
balsamischer Geruch aus tausend Blumen fliesst,
bestreut mit frischen Blütenflocken
in ihren Lauf die Silberwellen stocken;
wo jegliches Geschöpf der Ruhe Glück geniesst;
hier baute jetzt, tief in des Haines Mitte,
das seelenfrohe Paar die längst gewünschte Hütte.

[127] 20.
Nie konnte dieser Wunsch so schnell errungen seyn,
der heisse Wunsch ein Hüttchen zu bewohnen,
vermögten Götter nicht, um Liebe zu belohnen,
dem überdachten Plan den Zufall anzureihn.
Der Zufall schmückt Pigmäen oft mit Kronen,
giebt Weisen Wasser und dem Narren Wein;
macht Franken's Sklaven frei, berauscht den stolzen Britten,
zerstört die halbe Welt, und baut der Liebe Hütten.

21.

Dreimal schon hat der Morgen sich verjüngt,
seitdem der Bau Zamori's angefangen,
und wer den Fleiss zu der Erfindung bringt,
vollendet bald. Das Dach, mit Laub behangen,
so wie die Wand, um die sich Epheu schlingt,
stehn fertig da; es fehlt nur noch an Stangen
und Reisern einen Zaun um diesen Platz zu ziehn,
den Angriff jedes Thiers so sichrer zu entfliehn.

[128] 22.

Denn Menschen, wie wir sie in unsern Städten kennen,
geschwätzig, aller Herren Knecht,
nicht warm, nicht kalt, buntfarbig wie der Specht,
die jedes Mannes Freund sich nennen,
für keinen Thor zu klug, für keinen Geck zu schlecht,
die Zaun und Thür geschäftig überrennen,
uns zu verkündigen, wenn sie der König spricht;
die gab's zu allem Glück auf dieser Insel nicht.

23.

Zamori, um sein Werk vollendet zu erblicken,
beschliesst, obgleich die Abendluft schon weht,
der helle Mond am grauen Himmel steht,
und Berg und Flur im Nebel weiter rücken,
zu holen, was ihm fehlt. Er geht;
Midora muss ihr banges Ach! ersticken,
und ruft ihm zitternd nach: „O nimm dich ja in Acht,
und komm recht bald zurück, es wird sonst späte Nacht!"

[129] 24.

Z. „Ja, ja! ich komme bald; in einer halben Stunde
bin ich zurück!" und hiermit ist er schon,
das Thal hinab, und nach dem Wald entflohn.
Midora sieht, so weit sie in der Runde
nur sehen kann, ihm nach, und mit halbofnem Munde
und pochendem Herzen däucht ihr jeder leise Ton
der Warnung Ruf, nicht länger zu verweilen,
und dem geliebten Mann ja schleunigst nachzueilen.

25.

„Doch ging ich ihn nun fehl? und fand ihn nicht?
fragt sie sich selbst; — „nein! ich will lieber bleiben,
mit Gründen will ich meine Furcht vertreiben,
der Geist erblickt in jedem Dunkel Licht."
Sie denkt und denkt; doch was der Geist auch spricht,
so sehr die Weiber sich vor ihrer Schwahheit sträuben,
die Furcht ist nicht so leicht, als wie sie komt, verjagt,
die Hülle der Vernunft ist nur zu oft zernagt.

[130] 26.
Und lauter wird der Frösche quackend Heer,
der heilge Mond rückt durch Gewölke weiter;
ihr däucht, als rausche schon das ferne Meer
gewaltiger, als würd' die Insel breiter,
die Erde seicht, der Himmel schwer;
als wandelten um sie die Bäume und die Kräuter,
als zischt es im Gebüsch, als saust es in der Luft,
als stände schon ihr Fuss an einer Todtengruft.

27.
„Zamori, seufzt sie, ach! du hast mich ganz vergessen,
wo bleibst du? fort ist die bestimmte Zeit,
und noch bist du nicht da? O wer dich ganz besessen,
der theilt dich nicht! Komm! Zärtlichkeit
und Wehmuth sollen dich an meinen Busen pressen;
wo bleibst du? Komm! Dein Lager ist bereit,
ich bin allein, von Angst und Furcht durchschauert;
Zamori! hörst du nicht, dass deine Gattin trauert?

[131] 28.
„Du hörst nicht? Ha! welch ungeheures Thier
hält dich vielleicht in mörderischen Klauen?
Schon seh ich dich mit seelenbangem Grauen!
Du wärst dahin? Natur! was würd' aus mir?
Ach! oder hat vielleicht, von fernen Landen,
die wir nicht kennen, Raubbegier
die Wilden hergeführt, die dich im Walde fanden,
dich überwältigten, und dich mit Fesseln banden? —

29.
„Ihm nach! ihm nach! und fänd ich meinen Tod,
ist er nicht mehr, bin ich des Lebens müde,
dann find ich nur bei ihm, bei ihm im Grabe Friede!"
Und eh der Mond, der heut mit Stürmen droht,
sein Hoff ist gross, sein Haupt ist dunkelroth,
zwei Wölkchen überfliegt, wie sie im heilgen Liede
der Celte sieht, — ist schon ihr weiss Gewand,
das Letzte was mit ihr in das Gebüsch verschwand.

[132] 30.
Kaum tritt ihr scheuer Fuss auf die geweihten Halme,
wo jetzt vielleicht Zamori einsam irrt,
vielleicht verfolgt von wilden Menschen wird,
so flüstert es in einer nahen Palme,
wie eine Taube sanft nach ihren Täuber girrt;
ihr ist, als höre sie Siona's Psalme:
„Bist du's Zamori?" — Ach! er war es nicht,
es ist der Hauch des Wests, der durch die Blätter spricht.

31.

Die Täuschung macht ein fürchtend Herz noch bänger,
vor ihren Augen schwebt grausamer Mord;
sie bebt, und wankt noch wenig Schritte fort;
die Waldung wird nun dunkeler und enger,
dem Meere zu die Nachtluft immer strenger;
jetzt steht sie still, betrachtet jetzt den Ort
an dem sie sich befindet, kennt ihn wieder,
und Trähnen träufeln nun von ihren Wangen nieder.

[133] 32.

M. „Hier war's! hier sah ich ihn zum erstenmal,
sah ihn, um ihn so bald schon zu verlieren? —
Zamori! höre mich! O könnt ich doch das Thal
mit meinem Schmerz, mit meinen Trähnen rühren,
es linderte der Liebe bittre Qual,
es würde dich in meine Arme führen!
Zamori!“ —fern—„Midora! “—M. „Wonne! Glück!
Was hör ich? — irr ich nicht? er ist's! er komt zurück!

33.

„Zamori!“ —fern— „Midora, eile, eile,
komm schnell zu Hülfe, sonst ist es zu spät!“ —
Und wie ein Pilger, der zum heilgen Grabe geht,
und bald am Ziele schon die Marmorsäule
des Tempels schimmern sieht, schnell von des Räubers Keule
zurückgeschreckt, erbebt und jammert; also steht
Midora jetzt: doch bald, so rafft sie sich zusammen,
und stürzt der Stimme zu beseelt von tausend Flammen.

[134] 34.

Sie drängt durch Dorn und Busch und Hecken sich,
sie achtet nicht des Schmerzes, nicht der Wunden;
„Midora!“ ruft's, sie folgt dem Laut, der schauerlich
im Walde sich verhallt; nun glaubt sie ihn gefunden,
doch wie sie naht ist er verschwunden, —
es war ein Baum, der einem Schatten glich;
und immer eilt sie noch von wilder Angst getrieben:
so kann ein edles Weib nur ihren Gatten lieben! —

35.

Jetzt kömmt sie an des Meeres ebnen Strand,
der Busch liegt hinter ihr, noch kann sie nichts entdecken;
auf einmal ist's, als rührte in dem Sand
ein Mensch sich, als bewegte eine Hand
sich langsam, schien nach ihr sich auszustrecken,
gleich einem Schlummernden, den schwere Träume wecken;
noch starrt sie hin, da nahet aus dem Wald,
ein Mann, mit schnellem Schritt der schlummernden Gestalt.

[135] 36.
„Wo find ich sie? spricht er, zu wem soll ich mich wenden?
dich Armen hier, und dort, von Angst und Noth bedräut,
mein Weib.“ Der Fremdling: „Lass mich nur mein Leben enden,
und suche du dein Weib; Unsterblichkeit
erwartet uns, sie ist die Palme jener Zeit;
wer jammernd stirbt, wird sich im Tode schänden!“
Mehr hört Midora nicht, sie hat genug gehört,
der Liebe heisses Flehn, ihr Seufzen ist erhört.

37.
Und eh sie in Zamori's Arm geflogen,
hat dieser schon in ihr sein Weib erkannt,
liegt schon, von Sympathie allmächtig angezogen,
an ihrer Brust, umfasst mit starker Hand
den schlanken Leib, und fühlet wie die Wogen
der Liebe wallen, wie, den Himmlischen entwandt,
ein heilges Feuer jetzt durch seine Adern lodert,
und Amor Huldigung in jedem Kusse fodert.

[136] 38.
Z. „Mein gutes Weib, dem Himmel sey gedankt
dass ich dich endlich doch nach langer Angst gefunden!
Beinah hätt' ich in meiner Pflicht gewankt,
beinah den Kranken hier, bedeckt mit Wunden,
im Sterben schon, nicht Hülfe mehr gereicht
und dich gesucht; zwar kann er nicht gesunden,
ich helf ihm nichts; doch es ist süss wenn man uns zeigt,
dass unser Leiden auch des Andern Herz erweicht.“

39.
„Wohl ist es süss, begann mit schwacher Stimme
der Sterbende, — süss wenn ein Menschenfreund
dem Fremdling auf so ferner Flur erscheint.
Dies wünscht' ich, und bin froh. Mir nahm mit wildem Grimme
das Schicksal Alles, — nahm's— und dennoch weint
mein Auge nicht; dass hier der Strahl verglimme,
der dort einst schöner glänzt, lehrt lächelnd die Natur;
jetzt ist der Augenblick, sie hält was sie mir schwur.

[137] 40.
Mein Leben war ein blühendes Verderben,
früh trank ich schon der Seele tödtend Gift;
statt Tugenden als Jüngling zu erwerben,
hatt' ich das grosse Land des Lasters nur umschifft,
wo jeder Thor noch grössre Thoren trift.
Dies schlummert ein; ich glaubte gut zu sterben,
wenn ich das ganze Reich der Wollüste durchlief,
und endlich lebenssatt, ein Epikur entschlief.

41.

Wie sehr, o weiser Mann, hatt' ich dich missverstanden,
du lehrst Genuss und ich genoss doch nie;
wo Klügere die schönsten Freuden fanden,
empfand ich nichts; mir schuf die Phantasie
Irrlichter, die verrätherisch mir schwanden,
wenn ich sie suchte! Nichts als Täuschung lieh
mir diese Welt, — mich selbst und Andre musst' ich hassen,
und gern, ach! gern will ich die Erde jetzt verlassen."

[138] 42.

Er schweigt und seufzt; Midora tief gerührt
drängt dichter sich an den geliebten Gatten,
den Menschenfreundlichkeit mit höhren Reizen ziert.
Der grösste Mann, der die nicht hat, verliert,
er lebe unter uns, er lebe bei Mulatten,
sein eignes Licht, und stellt sich selbst in Schatten;
er liebt dann nur sich selbst, und seine schönste That,
staunt sie die Welt auch an, war immer Hochverrath.

43.

„Ach! biedrer Mann, mir ist, als ob bei den Gesträuchen
ein Bach dort quillt, — wärst du so gut,
mir einen frischen Trunk zu reichen?
Seit dreien Tagen schmacht ich schon; mein Blut
vertrocknet bald; mich quält mit Mörderwuth
der Durst." Hier unterbricht ein ängstlich Keuchen
den Sterbenden; ihm bebt sein blutend Kinn,
und sein erhobnes Haupt sinkt auf den Boden hin.

[139] 44.

Midora lief, ein Hirsch auf grüner Weide
läuft nicht so schnell, zum Bach', sucht in dem Sand
zwei Muscheln sich, und kehrt, in jeder Hand
den frischen Trunk, mit sichtbar hoher Freude
zum Sterbenden zurück. M. „So gut, als ich es fand,
bring ich dir Wasser; mögt' es doch von deinem Leide
ein Theilchen mindern! hier, nimm armer Mann;
ach! dass dich dieser Trunk nicht gänzlich heilen kann!"

45.

„Dank, gutes Weib, er wird mich gänzlich heilen;
des Todes Stunden sind mir nun versüßt,
ich bin erquickt! Wozu an einem Steine feilen,
der kalkig ist, in Staub früh oder spät zerfliesst?
ich mag nicht länger mehr auf einer Welt verweilen,
wo man zu löschen Oehl ins Feuer giesst,
wo Zwerge Riesen sind, der Männer Zierde Ketten,
wo freie Weiber sich zu ihren Sklaven betten.

[140] 46.
Ein Britte bin ich; und ich hab es selbst gewählt
das falsche Meer, den Tod in ihm zu finden.
Ich Thörigter! mich hat von allen Sünden,
die ich beging, mich keine so gequält,
als dass ich mich nicht selbst mit einem Dolch entseelt!
Nun wär ich schon nicht mehr, — nun könnt ich schon ergründen
was Newton nicht gefasst, der Staub nicht fassen darf,
statt dessen mich das Meer zerschellt ans Ufer warf.

47.
Doch Gott sey Dank! ich fühle, meine Kräfte
sind bald erschöpft — die süsse Stunde naht! —
Vollendet sind die quälenden Geschäfte
des Erdensohns; dort ist ein neuer Staat
wo Geister herschen und auf lichtem Sternenpfad
die Seelen wandeln. Dort, dort strömen reinre Säfte
dem Baume zu; wohl dem, der Weisheit hier erwirbt;
ach! Schmerz — lebt wohl — Dank, Dank!“ — Er seufzt
noch einmal, — stirbt.

[141] 48.
Z. „Er ist nicht mehr, Midora, — sieh! jetzt brechen
die Augen ihm. — Wie schnell, wie schnell zerbricht
der Mensch, das künstlichste Geschöpf der Erde nicht?
Der Blume gleich, die giftge Raupen stechen,
sinkt er dahin; wie sanft auf stillen Bächen
die Welle, kömmt und geht er; sieht das Licht
des Tages kaum, so winkt aus heilgen Hallen
ihm schon die Nacht, er muss nach ihrer Höle wallen.“

49.
M. „Oft aber auch, Zamori, reisst die Hand
des Kühnen selbst den Schleier von der Stirne
der Zukunft, und er flucht mit stolzem Unbestand
der Erde, weil er nicht die goldnen Hügel fand,
die Selbstbetrug ihm wiess; weil dem Gehirne
des Tadlers leichter wohl ein Eden möglich däucht,
als es sich schafft! Wenn ich auch keiner Schwachheit zürne,
so zürn’ ich der, die selbst den Schierlingstrank sich reicht.“

[142] 50.
Z. „Du bist ein Weib, du musst den Selbstmord hassen,
dem Weibe ziemt nicht eines Cato Muth;
sie muss, der Rose gleich, allmählig nur verblassen,
die Sanftheit ist ihr zugewognes Gut.
Doch in des Mannes Herz strömt kühnres Blut;
er müsse ungerührt auch einen Trohn verlassen;
der ist ein Wollüstling, der ist kein edler Mann,
der nicht im Rausch des Glücks aus Grundsatz sterben kann.

51.

„Was ist der Tod? — ein Künstler, der die Schaale,
die Allen Wunder däucht, zerschellt,
und eine schönere, im Reich der Ideale
nach Göttersinn geformt, in ewge Tempel stellt!
O Weib! und dann in einer andern Welt,
an einem hellern Bach, in einem kühlern Thale,
so leicht wie Rosenduft an deiner Seite stehn,
mit dir von Welt zu Welt, von Sonn' zu Sonne gehn?

[143] 52.

„O fühl ihn ganz den göttlichen Gedanken,
der unsern Geist mit heilger Wollust tränkt!
Er ist es werth, dass ihn die Liebe denkt!
Sein Zauber heilt den schwächsten Seelenkranken,
und wo die Wirklichkeit die Fackel niedersenkt,
erleuchtet er der Erde düstre Schranken;
dem Tode selbst giebt er ein Rosenkleid,
und zeigt in seinem Schoos uns die Unsterblichkeit.

53.

„Und dennoch will ein Pöbelwahn verdammen
den, der vom Reiz des Künftigen berauscht,
die Hülle Staub um die Gewissheit tauscht? —
Was soll er hier? Wo lodern reine Flammen?
Wo sieht man Geisteskraft mit Brudertreu beisammen?
ln einer Welt, wo man auf Thorheit lauscht,
wo Geiz und Ehrbegier sich mit dem Neid verschwistert,
heisst der ein Thor, den nach der Zukunft Schätzen lüstert.

[144] 54.

„Und doch mein Weib, wie süss, wie göttlich ist
es nicht, wenn im Moment der höchsten Seelenfreude,
indem der trunkne Geist die Stirn des Himmels küsst,
was um ihn lebt, sich und die Welt vergisst,
wenn da zwei Herzen, vest vereinet beide,
dass nie des Schicksals Sturm sie scheide,
in einem Nu, der gleiche Wunsch beseelt,
ein Dolch sie beide trift, mit dem Olymp vermählt?

55.

„Sie dann auf einem Stern, umrauscht von Sphärentönen,
sich wiedersehn in himmlischer Gestalt?
Unsterblichkeit in ihren Adern wallt?
sie Palmenkränze der Vollendung krönen,
und überall Triumph und Jubel schallt?
die Wahrheit sich enthüllt, und ein Gefühl des Schönen,
was nie geahnet ward, sie inniger durchglüht,
und mit Magnetenkraft an Herzen Herzen zieht?

[145] 56.
„Ha! wer dies ahnen kann und vor dem Tod noch beben,
verdient den Lorbeer nicht, den ihm die Hofnung beut!
Ich wünsche nicht den Tod, denn mir ward Seligkeit
schon hier durch dich, geliebtes Weib, gegeben;
doch ohne dich, was hülfe mir dies Leben?
Betrügerisch ist jedes Glück der Zeit,
das ferne scheint, als ob's nie nahen könnte,
und ist es da, so sind Jahrhunderte Momente."

57.
M. „Dein Geist, Zamori, mahlt ein himmlisch Bild,
gemacht ein weiches Herz allmächtig zu betäuben;
doch könnte nicht der Traum, der deine Seele füllt,
wie jeder Traum, auch einst in Dunst zerstäuben?
Was Wahrheit dir, dem Andern Lüge gillt,
wird einem Dritten wohl ein steter Zweifel bleiben,
wenn auch die Phantasie in ihre Segel haucht,
und dein beredter Mund an ihren Blumen saugt."

[146] 58.
Z. „Das wird es nicht, Midora! hohe Zeugen
gab die Natur, dem, der sie hören will;
in ihrem Reich steht nie ein Wesen still,
ist nie ein Ruhepunkt; in ewig gleichem Steigen
veredelt sie sich selbst, ersetzet was sie nimmt,
und wo für uns die Harmonien schweigen,
der Weisheit Fackel dunkel glimmt,
sie labyrinthisch scheint, ist doch ihr Plan bestimmt.

59.
„O lass uns nie die Lilie zerknicken,
die lieblich uns, im Thal der Hofnung, winkt;
der Glückliche, der ihren Balsam trinkt,
wird ungeschreckt das dunkle Grab erblicken,
in das für ihn ein Lichtstrahl niedersinkt;
ein höhres Ideal wird seinen Geist entzücken,
und wo sich Anderen der Tod, ein Schreckbild mahlt,
sieht er ein Götterkind von Sonnenglanz umstrahlt.

[147] 60.
„Dies schöne Bild soll lächelnd uns umschweben,
wenn einst nicht mehr der Jugend Rosen blühn;
soll einen Myrtenkranz um unsre Schläfe weben,
der immer grünt, dass, wenn auch Frühlingsfreuden fliehn,
wenn keine Flammen mehr in unsern Adern glühn,
wir dennoch froh den matten Blick erheben,
und so getrost dem Tod entgegen sehn,
als wir, Geliebte, jetzt nach unsrer Hütte gehn.

61.

„Dir, guter Britte, sey, so bald es nur wird tagen,
ein stiller Platz zum Grabmahl ausgewählt;
dort wollen wir den Staub zum Staube tragen,
dort schlummre du von Launen ungequält:
die Erde mag ihr Eigenthum zernagen,
indess dein Geist die Sonnenbahnen zählt.“
Er schweigt; Midora’s Blick umwölkt ein sanfter Kummer,
und beide eilen nun in deinen Arm, o Schlummer!

ZAMORI

SECHSTER GESANG.

1.
Oft sangen in der Vorzeit düstern Hallen,
die Dichter schon der Liebe Seligkeit;
wie sanft in ihrem Reich des Lebens Ströme wallen,
und, eingewiegt von schüchtern Nachtigallen,
ein zärtlich Paar sich holden Träumen weiht;
wie durch der Liebe Macht im kriegerischen Streit
Orlando siegt, wie Hüon standhaft leidet,
und an Amanda's Brust nicht Könige beneidet.

[152] 2.
Ihr himmlisch Lied sang sterblichen Genuss:
dies ist ein Baum, den jeder Sturm entblättert,
den nur die Kunst der Phantasie vergöttert,
nicht Wirklichkeit. Der Liebe wärmster Kuss
erkaltet einst, und ihre Blüten sterben,
und mit der Jugend flieht ihr schöner Genius,
kann sie sich nicht ein höhres Glück erwerben,
das nur der Geist geniesst, nur edle Seelen erben.

3.
Dies seltne Glück, das auch Zamori fühlt,
kann eitler Stolz, kann Ruhmsucht nicht erhalten.
Wie könnt' ein Kind, das noch mit Puppen spielt,
den Wunderbau der Sternenwelt entfalten?
und wie ein Herz, in dem die Ruhmsucht wühlt,
im stillen Glück der Tugend nicht erkalten?
Nur warmes Mitgefühl für unsrer Brüder Schmerz,
schenkt uns Zufriedenheit, lehrt uns im Kummer Scherz.

[153] 4.
Nur darum macht die Liebe Menschen selig,
weil sie uns menschlich werden lehrt,
und ihre Freuden sind unzählig,
weil sie Natur und Schönheit feurig ehrt.
Im kühlen Hain, umrauscht von tausend Liedern,
wo lästig Zwitschern nur der Schwelger hört,
ist sie entzückt; sie weint mit ihren Brüdern,
und glaubt durch Trähnen nicht die Grösse zu erniedern.

5.
Sey es ein Thor, sey es ein Bösewicht,
kein Edler war's, der einer Trähne lachte,
wenn auch im Staub ein Wurm sie fliessen machte:
gross ist das Herz, dem nie die Kraft gebricht,
der Geist, der gleich in Glück und Elend dachte;
doch diesem selbst ist, Trähnen ehren, Pflicht;
und edler ist der Mann, der mit dem Freund empfindet,
bald die Cypresse küsst, bald Rosenkränze windet.

[154] 6.
Der Irthum nur reicht Cypriens Altar,
um den sich der Genuss in tausend Farben spiegelt,
erfahrungslos, sein Opfer willig dar,
und sieht mit trunknem Geist, von Phantasie beflügelt,
die Wirklichkeit von dem, was nur ein Traumbild war.
Weh ihm! bald liegt der Zauberbrief entsiegelt,
erbrochen da, und der Betrogne sieht,
dass wahrer Liebe Glück nicht im Genusse blüht.

7.
O Liebe! Dein erhabenstes Entzücken
ist: glauben an vergötterte Natur;
der Gottheit Bild im Menschen zu erblicken,
ein Wesen, das der Tugend Treue schwur;
im Wilden, auf Kamschatka's kalter Flur,
in ihm an unser Brust ein Bruderherz zu drücken;
nur dies ist ein Genuss, den keine Trähne trübt,
den kein Tirann empfand, den nur die Liebe giebt.

[155] 8.
Zamori's Herz durchglüht die reine Flamme
des Mitgefühls, der Menschenfreundlichkeit,
die gern dem Armen Trost, dem Schwachen Hülfe beut,
gleichviel aus welchem Volk er stamme;
zufrieden, wenn sie nur ein krankes Herz erfreut,
zu liebevoll, als dass sie den verdamme,
der fremder Tracht, der andern Glaubens ist,
liebt sie den Muselmann, den Juden und den Christ.

9.
Von ihr der Göttlichen allmächtig hingerissen,
kaum naht Titania in rosiger Gestalt,
verlässt Zamori schon, mit tausend heissen Küssen,
der Gattin Schoos, und eilt zum Wald
die letzte Pflicht dem Todten zu erfüllen,
an eines Hügels Fuss, bei dem im stillen
belaubten Schatten sanft das Lied der Vögel hallt,
des Britten Leichnam in ein kühles Grab zu hüllen.

[156] 10.
Indess er dort die düstre Wohnung gräbt,
verlässt Midora ihre Hütte,
ein Körbchen in der Hand, das sie, nach Schäfersitte,
aus Binsen flocht, mit Blümchen schön durchwebt;
ein weiss Gewand, das jedes Lüftchen hebt,
umflattert sie, und lässt mit jedem Schritte
Zephyren, die um ihre Locken wehn,
verrätherisch den Reitz verborgner Schönheit sehn.

11.

So wandelt sie nach den geliebten Plätzen,
wo sie schon oft der Liebe Glück genoss,
und Rosenwälder sie;mit ihrem Duft ergötzen.
Wer kann, in dessen Herz Natur Empfindung goss,
in dessen Blut ihr heilges Feuer floss,
wer kann den Werth unschuldger Freuden schätzen?
wer ungerührt, den Schönheit noch entzückt,
Midora sehn, wie sie hier frische Rosen pflückt?

[157] 12.

„Ihr, liebe Blumen, sollt des Fremdlings Grab bedecken!
sagt sie, und küsst ein duftend Rosenpaar;
die schönste Blume welkt! Ihr würdet zwar
ein Weilchen noch der Schmuck der schattenreichen Hecken,
die Zier des Hains und meine Freude seyn;
doch kurze Zeit, so würd' auch mit des Winters Schrecken
sich euer Ende nahn, und in den öden Hain,
der Nordwind euer Blatt zu welken Blumen streun."

13.

Jetzt steht sie schon hart an des Waldes Spitze,
ihr Körbchen ist mit Rosen angefüllt,
und Phöbus sah von seinem Himmelssitze
so freundlich auf das grünende Gefild,
er lächelte im purpurfarbnen Blitze,
halb noch im Meer getaucht, so lieblich und so mild,
dass jedes Blümchen sich mit neuen Reitzen schminkte,
und duftender der Baum in seine Schatten winkte.

[158] 14.

Das Wäldchen scheint in Rosenglut getaucht,
der Himmel fern mit Goldflor überzogen,
und Flammen schimmern auf des Oceanes Wogen,
wo weit und breit kein friedlich Feuer raucht,
nur magisch schön am fernen Himmelsbogen,
der Morgenwind in weisse Segel haucht,
die, kaum erblickt, die Wellen schon verschlingen,
um prächtiger sie nun den Wolken nah zu bringen.

15.

O! Schauspiel, das der Stoa ernsten Sohn,
die Heuchelei erhabner Kraft vergessen,
und ihn empfinden lehrt; o Schauspiel, das zum Hohn
der Fürsten, die sich kühn vermessen
im Rausch der Despotie Vergöttrung zu erpressen,
weil sie der Purpur deckt, dem Edlen einen Lohn,
ach! einen Lohn gewährst, den jene nimmer ahnen,
du zeigst in deinem Schoos der Hofnung Siegesfahnen.

[159] 16.
Du spiegelst schön, im jugendlichen Strahl
die goldne Zeit, wo diese Schleier sinken,
wir weiser dann, nicht von des Zweifels Qual
gepeinigt mehr, vom Quell der Wahrheit trinken,
und so, wie du, zum stillen Friedensthal,
in neuem Glanz, geliebte Seele winken;
du lehrest uns, dass aus dem Schoos der Nacht,
wohlthätig für die Welt, ein neuer Tag erwacht.

17.
Midora sieht den jungen Tag sich röthen,
erkennt die Gottheit, die aus diesem Bilde spricht,
und wandelt nun mit froherem Gesicht
dem Grabmahl zu, indess aus tausend Flöten
melodisch schön, dem neuen Morgenlicht
ein Chor entgegen singt, den düstern Ernst zu tödten
der jetzt Zamori's Stirn mit Falten überzieht,
als er die stille Gruft des Todes fertig sieht.

[160] 18.
„Dies ist das Ziel der stolzen Erdensöhne,
so denkt er, dies der Zweck entflammter Thätigkeit?
Armseliges Geschlecht, stets mit dir selbst im Streit,
getäuscht durch die betrügerischen Töne
der freundlich lächelnde Sirene,
die nimmersatt an Wünsche Wünsche reiht,
ist dies dein Ziel; hier, wo die Täuschungen verschwinden,
wo Stolz und Demuth sich als Freunde wiederfinden."

19.
Ein Röschen fällt dem Denker in den Schoos;
betroffen blickt er auf, und sieht in den Gebüschen
sein holdes Weib. Schön wie auf dunklem Moos
das Purpurblümchen glänzt, so strahlt aus zauberischen,
verschwiegnen Schatten, mit gefällger Majestät
die himmlische Gestalt; in ihren Blicken mischen
Unschuld und Schalkheit sich, und ihr zur Seite steht
der Gott, der überall gekränzt als Sieger geht.

[161] 20.
M. „Erwache, Freund, aus finstern Phantasien!
beginnt sie lächelnd; mahlst du deine Hofnung nur
dem Andern schön, indess auf ihrer Flur
dir selber Nichts, als giftge Kräuter blühen?
Sieh deine Schülerin! sie las in der Natur
die Wahrheit deines Traums; entfernte Harmonien
ertönten ihr, und wo die schwächre Unschuld weint,
reicht sie den Blumenkranz der Liebe stillem Freund."

21.

Z. „Nicht Zweifel, liebes Weib, umdüstern meine Stirne,
ihr Odem haucht nur schwache Seelen an;
als Riesen steigen sie in dem Gehirne
des Thoren auf, weil er nicht prüfen kann,
und wie ein Wollüstling der buhlerischen Dirne,
so stürzt er ihnen nach: der weisre Mann
prüft ernstlich, eh er wählt; doch hat er auch entschieden,
so stört die Hölle nicht den schwererkämpften Frieden.

[162] 22.

„Mich störet Nichts! An deinem Busen blüht
ein Eden mir, das Stürme nicht verheren,
wo mich, bei süssen Wollustzähren,
auf immer Neid und Stolz und Zweifel flieht.
Dem Mann, dem Zärtlichkeit in solchen Augen glüht,
dem kann auch die Natur kein schönres Gut gewähren,
ihm ist das Glück, nach dem die Menge geitzt,
ein Trank, der Kranke nur doch nicht Gesunde reitzt.

23.

Uns gähnet nicht aus schauerlichen Grüften
die Schmähsucht an; es rauscht der hagre Neid
nicht hinter uns; umweht von süssen Düften,
geheiligt der Natur, in stiller Heiterkeit,
kann Hass und Furcht nicht unser Herz vergiften;
und wir sind reich, weil uns kein Tag gereut,
wir selbst am Grabe noch uns mit Entzücken küssen,
und in der Gottheit nicht den Richter fürchten müssen.

[163] 24.

Uns sey ein Fest, was Andern Trauer scheint!
die Liebe pflanzt am Grabe nicht Cypressen;
wer klagend um die Todten weint,
wird sie am frühsten auch vergessen.
Was hülf es wohl, wenn unsre Trähnen flössen?
erwachte je durch Klagen schon ein Freund?
Nein! besser ist's, wie wir, das Grab mit Rosen schmücken,
und hoffnungsvoll dem Tod ins düstre Auge blicken!"

25.

Er spricht's; Midora setzt ihr Körbchen aus der Hand,
das bleiche Haupt des Todten zu bekränzen;
sie lächelt zwar, doch schöne Trähnen glänzen,
so sehr sie auch die Weiblichkeit verbannt,
in ihren Augen, und auf ihrem Lächeln schweben,
das heut Zamori mehr als jemals reitzend fand,
die Liebesgötter mit so schüchternem Bestreben,
als trauerten auch sie um ein geliebtes Leben.

[164] 26.
Nun ist die Gruft mit Blumen schon bestreut,
der Todte schon mit seinem Schmuck umwunden,
und Alles Schauernde verschwunden;
zur Freude lockt sein rosig Sterbekleid;
ihn hat, so scheint's, ein Schlummer kurzer Stunden,
den Lebenden entführt zu fremder Seligkeit.
Mit Rührung sieht auf ihn Zamori nieder,
und giebt der Erde nun, was ihr gehörte, wieder.

27.
Der Todte sinkt hinab, und über ihm erhebt
ein Hügel sich, den grüne Rasen decken;
still ist der Hain; kein froher Vogel schwebt
im Lied empor, den Wiederhall zu wecken;
die Quelle rauscht nicht mehr in ihren Marmorbecken,
kein Lüftchen weht; nur in Midora's Busen bebt
ein leises Ach! — da säuselts in den Myrthen
des Hains so schauerlich, als ob da Geister irrten.

[165] 28.
Was deutet dies? Ihr wird so heiss und kalt,
so eng die Brust; ihr däucht ein fern Geflüster
durchwandele den stillen Palmenwald;
ihr wird so bang, — ihr Auge wird so düster;
es ist, als würde Hain, und Thal und Insel wüster;
als flattere am Hügel die Gestalt
des Todes, und an seiner nackten Seite,
Zamori, halb besiegt, mit ihm im letzten Streite.

29.
Und weinend sinkt sie an Zamori's Brust;
„Nein! nein! Du wirst mich nicht im Tod' verlassen!
die Gottheit kann nicht ihre Menschen hassen,
sie ehrt und schützt die reine Seelenlust
schuldloser Zärtlichkeit! und wenn du sterben musst,
wird auch mit dir, dein treues Weib erblassen;
sie führt dich dann in Eden's Tempel ein,
auch für die Ewigkeit dein Genius zu seyn!"

[166] 30.
Entzücken, wie's Unsterbliche geniessen,
wenn sie zum erstenmal die Werkstatt sehn,
in der im Kleinen sich die Sonnenkörper drehn,
aus der in die Natur des Lebens Ströme fliessen,
und tausend Quellen sich in sie zurück ergiessen, -
genoss Zamori jetzt, und dreifach schön,
und dreifach reitzend schien, im Rausche süsser Triebe,
dem zu beglückten Mann Midora's treue Liebe.

31.

„Was ist, so rief er aus, des Glückes Glanz,
nach dem so viel erhitzte Thoren laufen?
die Pracht des Trohns? des Ruhmes Lorbeerkranz?
was der Triumph, um den sich Brüder raufen?
Ein schimmernd Nichts, o Weib, für dies Gefühl!
Gold kann den Ruhm, nur Tugend Liebe kaufen;
sie ist ein Götterkind! sie ist kein Gaukelspiel!
es fühlt's mein wallend Herz, ich steh an ihrem Ziel."

[167] 32.

Er schweigt; da murmelt die kristallne Quelle
melodischer; die Wassertulpe taucht
ihr glänzend Haupt in die beperlte Welle,
ein kleiner Ring umkräust die Stelle;
es ist so still, so kühl; aus feuchter Erde saugt
die Blume Kraft, und von dem Ufer haucht
ein Balsam her, als wollten dort Najaden,
mit jungen Liebenden in einem Bache baden.

33.

Die Schwermuth führt, auf ihren Dornenpfad,
uns unbemerkt zu lichten Freudenthälern;
die Wollust lächelt oft bei stillen Todtenmählern,
und leitet den, der ihr sich traurig naht,
für den Genuss und Hofnung schon verschwunden,
vom Trauerthal in ein Tarquinisch Bad;
der Mensch und sein Verdienst lebt flüchtige Secunden,
folgt nur, und glaubt es nicht, dem Lächeln schneller Stunden.

[168] 34.

So wird denn auch dies schwärmerische Paar
vom süssen Duft der Blumen angezogen;
der Himmel ist so blau, der stille Bach so klar,
es murmeln hier so sanft die silberwallenden Wogen, —
beim Herkules! ein Stoiker sogar
wär taumelnd an Midora's Brust geflogen,
um wie vielmehr ein Mann, den Alles Schöne rührt?
den wilde Phantasie in Rosengärten führt?

35.

„Auf! schönes Weib, rief mit entzücktem Herzen
der Glückliche, auf! lass uns fröhlich seyn!
die Furcht darf nie der Liebe Himmel schwärzen,
die Zukunft muss uns nur vergnügte Bilder leihn!
Sey du Cytheren gleich! hier, wo kristallenrein
die Quelle rinnt, auf Blumen Sylphen scherzen,
hier wo kein wilder Faun verstellt als Amor naht,
empfange dich und mich ein kühles Morgenbad."

[169] 36.

Und wo die Welle sich wie Silber kräuselt,
mit Halmen des beblümten Ufers spielt,
wo durch das Schilf ein kühler Zephyr säuselt,
auf dem Cupido ruht, der nach Midora schielt;
da taucht sich in die schwachgewölbten Wogen
das schöne Weib. Ha sieh! die Flut umkühlt
den Busen kaum, so ist, wie vom gespannten Bogen
der Pfeil, Zamori auch ihr an das Herz geflogen.

37.

O! wage nicht, Gesang, dies schöne Bild,
die seltnen Liebenden zu mahlen;
komm du herab aus rosigem Gefild,
du Phantasie, die bald mit goldnen Strahlen
die Sterblichen in Götterschleier hüllt,
bald Tugend mit Verheissungen zu zahlen
der Zukunft Lohn im Glanz der Hofnung zeigt;
komm! zeichne du dies Bild, — indess die Muse schweigt.

ZAMORI

SIEBENTER GESANG.

[172] 1.
Wem das Geschick zu lieben untersagt
dem ist es süss die Liebe zu belauschen;
zu hören, wie die Sehnsucht zärtlich klagt,
wie Herzen im Entbehren sich berauschen,
das Eine schamhaft wünscht, was jenes zitternd wagt,
Vernunft und Leidenschaft mit ihren Rechten tauschen,
die kluge Furcht das Gift der Hofnung trinkt,
und herzhaft schüchtern folgt, wohin die Liebe winkt.

[174] 2.
Doch wer es kann, der wird ein Weib sich wählen,
selbst fühlen, wie so süss es ist
wenn uns ein Rosenmündchen küsst,
wir nicht wie sonst die langen Stunden zählen,
in denen noch der Liebe Freuden fehlen;
wenn wir ein Glück, erworben sonst durch List,
im Wohlgefühl geliebter Pflicht geniessen,
und so voll Heiterkeit die Morgensonne grüssen.

3.
Beneide mich, o Jüngling, denn ich bin
der Glückliche, den Hymen's Rosenkrone
das Haupt umwallt, und der mit heiterm Sinn,
in meinem Arm die Herzbeglückerin,
frei wie ein Gott, von keinem Sklavenlohne
gefesselt, stolz den König auf dem Trohne
verlachen kann; beneide mich und sey,
wenn du's vermagst, wie ich, so glücklich und so frei.

[175] 4.
Ihr Dichter, die der Liebe Glück gesungen,
indess ihr selbst dies Götterguth entbehrt;
die ihr im Traum von Grazien umschlungen,
im Wachen nur betrogne Sehnsucht nährt,
und im Gedicht mit Lanze, Dolch und Schwerdt
um den Besitz Cytheren's schon gerungen,
indess die Wirklichkeit Megären euch gebahr;
folgt meinem Beispiel nach: macht, was ihr singet, wahr.

5.
Ein Mahler, der des grossen Friedrichs Siege
zu zeichnen wagt und nie ein Schlachtfeld sah,
kann Künstler seyn, von Allem was geschah
ein Bild entwerfen, das durch hohe Meisterzüge
den Kenner, der, wie Er, nie Sieger war, entzückt;
doch wer im Kampfe stand, sieht eine schöne Lüge
der Phantasie mit Kunstfleiss ausgedrückt:
„schön! ruft er, doch der Mann hat nie die Schlacht erblickt!“

[176] 6.
So fessellos in ihren weiten Reichen
die Phantasie befiehlt, so kann sie nur
mit schwerer Müh der Willkühr der Natur,
aus eigner Kraft in jedem Kleinen gleichen;
und unvermerkt wird sie der Bahn entweichen,
und schwärmerisch die stille Blumenflur
als einen Zauberhain, als Edens Garten zeichnen,
und so, um wahr zu seyn, Natur und Kunst verläugnen.

7.
Ich fühle dich Natur! beseelt von deinem Hauch,
sey Phantasie mein friedlicher Begleiter;
sie hülle nicht in ihren Zauberrauch
die Wahrheit ein; sie führ, bald schwermuthsvoll, bald heiter;
mein zärtlich Paar des Lebens Pfade weiter,
und zeige jetzt beim kühlen Rosenstrauch
die Liebenden, wie sie dem Bad' enstiegen,
vertraulich Mund an Mund, in finstern Schatten liegen.

[177] 8.
Noch saugen sie den Duft der Rosen ein,
und Jedes fühlt das Herz des Andern schlagen,
und wagt es nicht ein leises Wort zu sagen,
aus Furcht das stille Glück des Andern zu zerstreun;
als plötzlich aus dem dickbelaubten Hain,
die Lüfte einen Laut zu beider Ohren tragen,
der sie zu früh aus süssen Träumen weckt,
und aus der Liebe Schoos den frohen Gatten schreckt.

9.
Midora! ruft mit lauten, vollen Tönen
der Wiederhall; Midora! — Sie erbleicht;
und wie im Felsengrund die Donnerschläge drönen,
wenn in der Nacht des Bergmanns Pochen schweigt,
hallt in Zamori's Ohr die ferne Stimme wieder;
und eine Furcht, die halbem Argwohn gleicht,
durchschauert mit Entsetzen seine Glieder;
er bebt zum erstenmal, sinkt bei Midora nieder.

[178] 10.
„Ich werde dich verlieren, Weib! Man naht
gewiss dich mir zu rauben, wird dich finden,
dich mir entreissen! Folgt vielleicht schon unsern Pfad!
O sagt ihr Himmlischen, warum betrat
ich diese Fluren? fand in diesen Gründen
ein längst gewünschtes Glück, wenn es so bald verschwinden,
vergehen soll? O Weib, wenn ich dir theuer war,
wenn du mich liebst, so komm, entfliehe der Gefahr!"

11.

M. „Mit dir, wohin du willst! und wolltest du den Wogen
des Oceans dein Leben anvertraun,
ich folgte dir, Geliebter, ohne Graun!“ —
Sie spricht’s, und hat ihn vest an ihre Brust gezogen,
und über ihm wollüstig hingebogen,
bemerkt sie kaum, beim seligen Beschaun
der Trähnen, die in seinem Auge schwimmen,
des Namens Wiederruf, die Näherung der Stimmen.

[179] 12.

Sie springen auf und fliehn dem jungen Hirsche gleich,
der in der Nacht bei einer stillen Quelle
sich hingestreckt; umsäuselt vom Gesträuch
belustigt ihn die kleine Silberwelle,
er legt das müde Haupt, hier wo das Moos so weich
und duftend ist, schon auf die blumenreichste Stelle,
als ihm das Mondenlicht den nahen Jäger zeigt,
und er mit edlem Zorn schnell wie der Blitz entfleugt.

13.

Schon haben sie den ganzen Wald durchlaufen,
bald hier bald dort sich im Gebüsch versteckt;
doch überall vom nahen Ruf geschreckt,
und von der Furcht getäuscht, die ganze Menschenhaufen
wo keine sind, so gut wie Don Quixott entdeckt,
sehn sie von Wilden schon zu Sklaven sich verkaufen,
ihr seltnes Glück wie einen Traum vergehn,
als sie, süss überrascht, vor einer Grotte stehn.

[180] 14.

Hier war nun wohl kein längeres Besinnen,
sie lauschten zwar, doch da kein Blatt sich rührt,
so schlüpfen sie, von Furcht und Angst geführt,
geschwind hinein, den Räubern zu entrinnen.
Die Grotte, die kein Schmuck aus Wieland’s Welten ziert,
war nicht gemacht so süss in ihr zu minnen
wie Dido beim Virgil; hier kann der rauhe Stein,
der Erde feuchter Grund kein Sitz der Liebe seyn.

15.

Sich vest umarmt, in einer dunkeln Ecke
hineingepresst, steht zitternd unser Paar,
und ist so still, dass man den Gang der Schnecke
am Felsen hören kann, und keine Mücke war,
die nicht ihr Flug den Liebenden entdecke.
Noch immer hören sie das Zeichen der Gefahr,
das Einzige, was sie vernehmen können,
oft nah, doch öfter fern Midora’s Namen nennen

[181] 16.
Schon flieht der Tag, der hier nur Dämrung ist,
die Sonne muss der düstern Wolke weichen,
in der Endimion verhüllt Dianen küsst;
schon ruft der Frosch aus den beschilften Teichen,
und stört die Nachtigall, verborgen in Gesträuchen,
die beim Gesang ihr langes Leid vergisst;
und immer noch, von Lieb' und Furcht durchdrungen,
hält hier Zamori vest das schöne Weib umschlungen.

17.
Die Grotte wird, so wie der Tag entflieht,
ein Aufenthalt der Schlangen und der Eulen;
ein schauerlich Gemisch, von pfeifen, zischen, heulen,
macht diese Schluft zu Pluto's Hofgebiet,
in deren Finsterniss Johannes selbst Nichts sieht,
der doch die Kunst besass die Wolken zu zertheilen,
und da, wo Keiner sah, die Heiligen zu sehn,
wie sie im Krönungssaal vor Gottes Stuhle stehn.

[182] 18.
Ob Amor gleich im Dunkeln gern die Rosen
der jugendlichen Stirn in schöne Busen taucht,
im Dunkeln gern, mit liebevollem Kosen
sein Feuer auf geliebte Wangen haucht,
und fremde Glut aus weichen Lippen saugt,
so wollt' er sich doch dieser reitzelosen
und kalten Gruft nicht nahn; Midora's Busen beut
von Furcht durchbebt sich nicht Zamori's Zärtlichkeit.

19.
Auf einmal rauscht hart vor der Felsenthüre
ein Menschentritt: M. „Zamori! schütze mich!"
und zitternd drängt Midora, vester sich
an seine Brust. Z. „Eh, ich mein Leben nicht verliere,
eh' soll man auch, geliebte Seele, dich
mir nicht entreissen! Eh' man dich entführe,
muss man mein Herz durchbohren; zittre nicht;
für den ist stets der Sieg, für den die Liebe ficht."

[183] 20.
Indem er schweigt, durchdämmert sanfte Helle
der Grotte Nacht, den finstern Ahorn beugt
am Eingang eine Hand zurück und leise schleicht
ein Mann herein, bedeckt mit einem Löwenfelle,
der, wie er war, dem Sohn Alkmenen's gleicht.
Er nimmt nicht weit von Beiden seine Stelle;
Midora scheint entseelt, Zamori athmet kaum,
und dem Gefürchteten lacht auch kein süsser Traum.

21.
Er hört, wie sie, ein menschlich Athmen beben,
und weiss, wie sie, nicht welche Zaubergruft
ihn hier umschliesst, wo statt gesunder Luft
ihn Schlangenhauch und Moderdünst' umschweben;
hier, wo es scheint, als sey die grosse Kluft
der Unterwelt, die von dem Tod das Leben,
vom Geistigen das Körperliche trennt,
wo man kein Sonnenlicht nur grause Schatten kennt.

[184] 22.
Er fürchtet zwar das stille Heer der Geister
so wenig als des Räubers kühne Hand,
doch in der Nacht, auf einem fremden Land
wird leicht die Fantasie des Herzens stolzer Meister:
sie giebt dem nackten Stein ein rauschendes Gewand,
macht einen Hund zum Bär, nach Menschenblute lüstern;
hört statt der Maus im Fels den kecken Kobold knistern,
und statt des West's im Laub Verstorbner Seelen flüstern.

23.
In dieser gleichen Angst ward allen Drei'n die Nacht
so lang, wie dem von Schmerz gequälten Kranken,
der ohne Freund und Tröstung sie durchwacht;
und als die Schatten nun in ihre Gräber sanken,
die Blüten nun den Strahl der Morgenröthe tranken,
und frisch bethaut in jugendlicher Pracht
die Rose duftete, befiel ein neues Schrecken
die Liebenden, als sie den Fremdling jezt entdecken.

[185] 24.
Schwarz wie die Nacht, die kaum entflohen war,
steht er, den Blick voll Wuth, die mörderlichste Keule,
in seiner Hand; ein Köcher langer Pfeile
hängt um den Leib; mit Kampf und mit Gefahr
scheint seine Faust vertraut, und jeder seiner Theile,
die Brust, der Arm, der Fuss, das krause Haar
und die verwegne Stirn scheint sichtbar anzudeuten,
ihm sey es Kleinigkeit mit Zehnen sich zu streiten,

25.
„Midora!" ruft der Held, und stürzt zu ihren Füssen;
„Achmeed, du hier?" sagt sie, und sieht gerührt,
zu ihm geneigt des Freundes Trähnen fliessen.
A. „Du siehst ich bin's, und Eickton*[71] dir gebührt
der Freude Dank! Von deiner Händ geführt
kann ich Midora jetzt in meine Arme schliessen! —
Schon springt er auf, da bebt sie sanft zurück;
M. „Achmeed, erkenne hier mein segnendes Geschick!"

---

[71]* Die alten Aegyptischen Philosophen liessen die Gottheit aus dreyen Grundwesen bestehn; dem Eickton, dem ewigen Grundwesen, welches Andre ausdrücklich den Vater nennen, dem Emoph, oder dem vollkommensten Geiste, und dem Phiha oder dem Worte, welches alle übrige Dinge erschaffen hat. - 2016: im Original am Ende des Buchs.

[186] 26.
Der Heide stutzt, und rasch entfahrt die Frage:
„Bist du ein Christ?“ „Die Wahrheit ist mein Gott,
Zamori so, was sie für Farben trage? —
mir gleich; ich ehre sie im wilden Hottentot
so innig wie im Christ; ich dulde jede Sage,
ich dulde jeden Wahn und hasse jeden Spott.“
Der Heide tritt zurück, misst ihn mit langen Blicken,
und scheint Bewunderung verstummend auszudrücken.

27.
„Kein Christ? so spricht er endlich; sey mein Freund!
Du trägst das Kleid, das jene Männer trugen,
die ohne Kampf den Vater mir erschlugen,
an dessen Grab zwei Waisen lang geweint!
Da schwor ich zwar, als ich die väterlichen Horden
verlassen musste, dich und jeden Christ zu morden;
du warst ein Christ und bist ein Mensch geworden,
komm an mein Herz und sey mein Freund!

[187] 28.
„Ich gebe dir, was ich im Leben habe,
die letzte Hofnung; dich, Midora, dich!
nach der ich Meer und Fels und Wald und Thal durchstrich,
an deren Bild ich noch im düstern Grabe
im Wolkenreich, wo Eickton wohnt, mich labe!
Nur sey mein Freund! Lass mich
im fernsten Wald, lass mich dir Blumen streuen,
wenn du dort wandeln willst, mich deines Glücks zu freuen."

29.
Zamori stürzt ihn um den Hals, und weint
vor süsser Lust ein solches Herz zu finden.
Z. „O! edler Mann! o grosser edler Freund!
wie seh ich meinen Werth vor dir verschwinden,
was bin ich gegen dich? Wie göttlich schön vereint,
wie majestätisch gross und sanft verbinden
in deiner Seele sich, die Güte mit der Kraft,
die Demuth mit dem Stolz, Moral mit Leidenschaft!

[188] 30.
„Gesegnet sey, gesegnet sey die Stunde,
in der du kamst, in der ich dich gesehn!
die Freundschaft soll auf deine Seelenwunde
dir Balsam streun, aus ihrem Honigmunde
soll Tröstung dir entgegen wehn,
und wenn du schläfst, soll sie bei deinem Lager stehn!"
Er spricht’s, und scheint mit glühendem Entzücken
beinah den schwarzen Mann umarmend zu erdrücken.

31.

„Achmeed! ruft jetzt Midora, zürnst du noch
dass ich den Mann geliebt? O! komm, komm lass dich küssen,
Zamori, komm! dass du das süsse Joch
der Ehe fühlst, dass du das lieben müssen
zum weichen Bett der Wollust hingerissen,
dass du es fühlst; dass ich den Göttern doch
beweise, dass ich nicht des Himmels mehr bedürfe,
wenn ich von deinem Mund der Wollust Balsam schlürfe!"

[189] 32.

O Muse schweig, die Worte taugen nicht
zu mahlen, was so schöne Seelen fühlen;
du kannst entzückt bei stillem Mondenlicht
in Grotten wohl mit jungen Faunen spielen,
und hier ein sanft erröthendes Gesicht
mit Sylphen und erkauften Lüften kühlen,
doch wörtlich sagen, was die innre Seele spricht,
wagt auf der ganzen Welt die klügste Muse nicht.

33.

Bescheidenheit muss auch die Götter zieren,
der Weiseste wird ohne sie ein Thor;
mit ihr geschmückt kann nur die Schönheit rühren,
ihr Veilchenkranz umwallt das holde Schwesterchor;
die Tugend selbst, die ihren Schmuck verlor,
ist keine Tugend mehr, und wird den Ruhm verlieren,
der ihr Belohnung war; drum Muse ringe nie
nach Palmen, die Apoll sich und nicht dir verlieh.

[190] 34.

Nur er, der Göttliche, kann die Natur entfalten
und das Gefühl in seiner Wiege sehn,
mit weisem Forscherblick und ohne zu erkalten,
die Ursach in den Wirkungen erspähn,
das Schwindende im gleichem Licht erhalten,
und die Natur im Schweigen noch verstehn;
er kann allein, mit zauberischen Strahlen,
anschaulich und doch schön die stumme Wollust mahlen.

35.

Vielleicht wird einst, o segenreicher Lohn,
der Sterbliche auch diese Kunst erringen;
vielleicht dereinst am lichten Sternenthron
den wunderbaren Bau der Menschenseele singen,
in die Verborgenheit der Geisterschöpfung dringen,
und, wie der Künstler jetzt ein Bild aus weichem Ton,
mit eigner Hand auf blühenden Gefilden,
sich eine kleine Welt uns gleicher Menschen bilden.

[191] 36.
Bis dahin sey nur ganz der Sterblichkeit,
der Körperwelt, die unsre Sinne kennen,
o Muse, dein Gesang geweiht,
zufrieden, wenn dich in der fernen Zeit
die Enkel noch mit stillem Danke nennen,
und Weise dir dann noch dein Dasein gönnen! —
Jetzt folge mir! Dich ruft zu neuem Glück,
zu neuer Seligkeit Zamori's Kuss zurück.

37.
Er sitzt bereits in seiner kleinen Hütte
am klaren Bach im friedevollem Thal,
und freundlich hold, nach alter Väter Sitte,
bereitet schon das frische Morgenmahl
Midora's Sorgsamkeit, und jede Qual
und jeden Gram, vergisst in ihrer Mitte
der angekommne Freund; durch ihre Freudenreich,
ist sein Vergnügen jetzt dem Selbstgenusse gleich.

[192] 38.
Dies Wohlgefühl an eines Andern Freuden,
ist edlen Seelen nur von der Natur, vergönnt;
sie werden nicht ein fremdes Glück beneiden;
indess der Bösewicht von Hass und Missgunst brennt,
kein andres Heil als seine Habsucht kennt,
und heiter ist, sieht er den Bruder leiden,
erfreut der Edle sich, dem Armen wohl zu thun,
und bei dem Glücklichen theilnehmend auszuruhn.

39.
So war Achmeed, und seine Freundschaft krönte
das unbelauschte Glück gewählter Einsamkeit,
dem sorgenlos sich hier die Liebe weiht;
sein sanfter Geist, sein weises Wort verschönte
der Liebe Kuss, beflügelte die Zeit,
und wenn der Lerche Lied im grünen Thal ertönte,
durchstrich Zamori schon mit seinem Freund die Flur,
und freute sich mit ihm der reizenden Natur.

[193] 40.
„Sieh, sprach er einst, wie hinter jenem Hügel
die Sonne sich so majestätisch hebt,
wie glänzend schön auf rosenfarbnem Flügel
die Seele der Natur, den Ocean zum Spiegel,
in hoher Klarheit aufwärts schwebt;
sieh diese Pracht und jeder Nerve bebt
vor Wonne schon, und nun — denk! an Minora's Herzen,
dies Schauspiel sehn? mit ihr den Morgen zu verscherzen?

41.

„Ach! immer seh ich noch ihr reizend Bild,
so wie ich es in dem Gebüsch entdeckte
wo neben ihr die Rose sich versteckte;
noch seh ich ihren Blick, so schamhaft und so mild,
so lieblich und so schön, dass er, trotz jedem, Schild
der Weisheit, doch die süsse Sehnsucht weckte
die Liebe, die noch jetzt mein ganzes Herz erfüllt,
und deren Feuer nicht Genuss noch Alter stillt.

[194] 42.

„Was ich empfand, kann keine Sprache schildern,
als ich zum erstenmal die Göttliche geküsst;
die rauhe Morgenluft schien plötzlich sich zu mildern,
mit sanfterm Reiz, mit freudetrunknen Bildern
das Thal geschmückt; der Hain — „O! Freund es ist
genug gemahlt, fiel ihm Achmeed ins Wort, vergisst
dein süss berauschter Geist, dass ich wie du empfinde?
dass ich aus strenger Pflicht für ihren Reiz verblinde?

43.

„Ach! Freund, noch eh für dich ihr Busen schlug,
eh ihr Gelock um deinen Nacken wallte,
sah ich sie schon; eh du sie liebtest, trug
ich ihr schon Blumen zu, wenn kaum der kalte,
beeisste Nordwind schwieg; ach! da schon frug
ich jedes Thal, dass laut es wiederhallte,
Midora liebst du mich? doch immer rief im Hain
der Nachtigall Gesang, ein schwermuthsvolles Nein!

[195] 44.

„O sie ist werth von dir geliebt zu werden,
so manche Trähne hat sie mir gezollt;
sie ist das edelste, das beste Weib auf Erden,
so liebevoll, so gütig, sanft und hold;
ach! wär' ich Herr von tausend, fetten Heerden,
ihr schenkt ich sie, und hätt' ich alles Gold
was Christen hergelockt, ihr würd' ich Alles geben,
ich opferte für sie, mit Wonne noch mein Leben!“ —

45.

„Ja sie ist werth, rief taumelnd und entzückt
Zamori aus, dass sich zu ihren Füssen
der Himmel neig' und Engel sie begrüssen!
Wo ist ein Weib mit ihren Reiz geschmückt?
wo ist ein Mann, wie ich, durch Liebe so beglückt?
wer kann, wie ich, des Lebens so geniessen?
Wem Liebe Rosen bringt, die Freundschaft Kränze flicht,
der ist den Göttern gleich und braucht den Himmel nicht!"

[196] 46.
„Er braucht ihn wohl!“ ruft schalkhaft aus Gebüschen
ein sanfter Ton, und an Zamori’s Brust
liegt das geliebte Weib, berauscht von hoher Lust;
und beide fühlen nun, wie in die zauberischen
Gefühle der Natur, die ein Moment erzeugt
und auch verschlingt, sich Flammen Gottes mischen,
das Sterbliche in ihren Küssen schweigt,
und wahre Liebe noch in jene Fernen reicht.

47.
Achmeed indess, im Auge Wonneträhnen,
schleicht unbemerkt zur nahen Hütte hin;
ihn lehrte die Natur den dunkeln Sinn
der innern Schaam verstehn, der Liebe Feier-Scenen
aus stiller Ehrerbietung fliehn,
nicht aus der Furcht vor Langeweil zu gähnen;
erhabnen Herzen stralt in wahrer Liebe Glück,
die Weisheit der Natur, des Schöpfers Bild zurück.

[197] 48.
Ernst sass Achmeed schon in des Hüttchens Kühle,
und immer kooste noch im Hain das liebe Paar;
sie dachten nicht beim süssen Minnespiele
an ihren Freund, der jetzt voll trauernder Gefühle,
unglücklich durch Vergleiche war;
Vergleiche, die kein schlechter Neid gebahr,
die jeder Edle macht, der sich nicht, selbst verachtet,
für den kein Busen schlägt und der nach Liebe schmachtet.

49.
Dann übersieht der Geist die Zauberbahn
auf der der Mensch bald vor, bald rückwärts gleitet;
dann scheint ihm oft der Glaub’ an Gott ein Wahn,
und Zufall, was der Menschen Schicksal leitet;
dann trift er blutend hier im Staub die Tugend an
das Laster dort das eine Kron’ erbeutet;
den Narren dort mit Ruhm, den Weisen hier mit Spott;
er sieht’s und ruft bestürzt: „Weh mir, es ist kein Gott!“

[198] 50.
Doch kaum erscheint, wie hier, im sanften Glanze
der Unschuld und Natur, zufrieden mit der Welt
und mit sich selbst, ein Weib, die schon gefällt
eh sie gefallen will, wo mit dem Mirtenkranze
der Zärtlichkeit geschmückt, im wilden Lockentanze,
die Wollust sich zur Schaam gesellt;
o so verwandeln sich in Rosen die Cypressen,
man glaubt an einen Gott, die Zweifel sind vergessen.

51.
Auch so Achmeed; er sieht Midora kaum
mit ihrem Gatten in die Hütte kommen,
so hat er nur für sie in seiner Seele Raum,
denkt nicht mehr an sich selbst; schnell wie im Traum
ist er vom Tartarus nach Eden hingeschwommen,
des Missmuths schwerer Stein ihm von der Brust genommen,
und er durch einen Blick Midora's überzeugt,
dem Tugendhaften sey, glückselig werden, leicht.

[199] 52.
„Schon hier? frägt sie mit lächelndem Gesichte,
reizt dich nicht mehr der Sonne Morgenpracht?
sieh uns dafür; ein Schoos voll goldner Früchte,
ein Auge, Freund, aus dem die Freude lacht!
Sey unser Gast; ein gut Gewissen macht
das Auge froh, und würzt die magersten Gerichte!
Die Sorge plagt nur Thoren; weise seyn,
heisst stets mit Mässigkeit sich seines Lebens freun."

53.
Und nun beginnt bei duftenden Melonen
ein Morgenmahl, wie es kein Königsmund
gekostet hat, und auf dem Erdenrund
auch keiner kosten wird, so lange noch auf Thronen
die Erben nur und nicht die Weisen wohnen;
hier waren Leib und Herz und Geist gesund,
die Freude sprach hier frei aus allen Blicken,
und keiner musste hier dem Andern Lorbeere pflücken.

[200] 54.
Achmeed erzählt, wie er auf leichtem Boot
von Ost zu West Midora nachgegangen,
und wie geführt vom glühensten Verlangen
und stets getäuscht, er endlich ihren Tod
gewiss geglaubt; Sie mahlt, ein sanftes Roth
der jungfräulichen Schaam bepurpert ihre Wangen,
dagegen ihr Gefühl, als sie Zamori fand,
mit dem, noch ungesehn, sie schon ein Traum verband.

55.
Und er der Glückliche? Ein seelenvolles Schweigen,
das mehr Gefühl als Silbenpracht verräth,
beseligt ihn; lichthelle Bilder steigen
in seiner Seele auf, die Zukunft weht
ihm ihre Blumen zu, und lächelnd steht
ein kleines Chor, der Liebe schönste Zeugen,
von sanften Kindern da. Z. „O! täusch' mich nicht,
Midora, mache wahr, was dieses Bild verspricht!"

[201] 56.
So flieht der Tag mit Hoffen und Geniessen
abwechselnd und stets schön dahin;
und wenn aus Zärtlichkeit, aus Eigensinn
auch ja einmal verborgne Trähnen fliessen,
so ist ihr reizender Gewinn
früh oder spät das Lächeln zu versüssen,
das Freund Achmeed entlockt; ein liebevoller Mann,
der jeden kleinen Gram durch Scherze heilen kann.

57.
Dies kann die Freundschaft nur; sie trocknet nur die Trähnen
die schwärmerisch gekränkte Liebe weint,
sie theilt vertraut der Hofnung wildes Sehnen,
wenn die Geliebte nicht erscheint;
und wenn sie kömmt, so sind die Götterscenen
der Liebe dreifach süss, erwartet uns ein Freund
nach diesem Rausch, mit der Erinnrung Wonnen
die Freuden zu erneun, die uns zu schnell entronnen.

[202] 58.
Dann mahlt erwacht die stolze Phantasie
das Wirkliche mit lichten Himmelsfarben
und fühlt das Mögliche; ihr göttliches Genie
geübt in jeder Kunst, nur nicht in der zu darben,
vervielfacht die Natur, bevölkert sie,
beflügelt sich und steigt, schnell wie verfolgte Scharben,*[72]
in ferne Sphären auf, um mit dem Raub der Lust,
im süssen Traum zu ruhn an treuer Freundes - Brust.

59.
O! der Moment giebt mehr durch Träumereien
als Amor je mit seinem schönsten Kuss;
hier athmet, strömt, haucht Alles nur Genuss,
der Fels, der Wald, die Flur scheint sich mit uns zu freuen,
gefallend ruht der Wonne Genius
auf die Natur; so weit sich nur die Wolken bläuen
scheint dann für uns zu Wonne-Trunkenheit,
von jedem Mangel fern die ganze Welt bereit.

[203] 60.
Ja Heil! dem Mann der einen Freund gefunden,
der Liebe Heil, die treue Freundschaft kennt!
für sie vergolden sich des Lebens trübe Stunden,
das lange Jahr wird flüchtiger Moment;
ihr Haupt ist dann mit Rosenschmuck umwunden,
der nie verwelkt, den keine Sonne brennt;
des Frühlings ewger Reitz umduftet ihre Hütte,
und selbst der Tod erscheint geschmückt in ihrer Mitte.

---

[72]* Die Scharbe, eine Art Pelicane, Reiher, welche in andern Gegenden Wasserrabe genannt wird. Pelecanus Carbo, Linn. s. Adelung deutsches Wörterbuch 3. Thl. 304. - 2016: im Original am Ende des Buchs.

ZAMORI

ACHTER GESANG.

1.

Im fernsten Hain, wo still und unbelauscht
die Freiheit lebt, die Stolz und Neid verachten,
wo statt des Schwerdtgeklirrs in ungerechten Schlachten,
der Zephyr weht, die kühle Quelle rauscht;
wo Gold und Titelsucht noch keine Sclaven machten,
der Mensch sein schönstes Recht mit keiner Würde tauscht,
wo Hymen's Freuden nur die sanftre Tugend lohnen,
in diesem Götterhain will die Verzweiflung wohnen?

[208] 2.

Und ach! sie ist's, die in das dunkle Thal
zum Wasserfall Zamori hingerissen;
hier liegt er, bleich, entstellt, von innrer Qual
gepeinigt, ohne Trost, und zuckt von Schlangenbissen
der Eifersucht verwundet, schon den Stahl
des Todes, bebt und fühlt das trennen müssen
in seiner Seele glühn, und kennt nicht das Gefild
auf dem er ruht, und nicht im Bache mehr sein Bild.

3.

Z. „Was ist aus mir geworden? meine Wonnen,
und meine Freuden, ach! wo sind sie hin?
In eines Augenblicks Unendlichkeit zerronnen,
auf ewig mir entflohn! O Schmeichlerin,
du die mich schlau mit Zauberei umsponnen,
gieb mir mein freies Herz und meinen frohen Sinn,
gieb mich mir selbst zurück und lass mich fliehen,
in eine öde Welt mit meinem Kummer ziehen!

[209] 4.

„Wahnsinniger! was sprichst du? Fern von ihr
vermögtest du dein Leben zu vollenden?
Du kannst nicht was du willst! Und böte mir,
den Reichthum der Natur wollüstig zu verschwenden,
die Gottheit Welten an, ich opferte sie dir
Midora, wenn ich auch aus deinen Händen
zum Lohne Gift erhielt! Der Tod ist dem ein Freund,
der bei der Liebe Grab um seine Hofnung weint.

5.

„Und hat sie mich mit Liebe nicht empfangen?
ist diese Wuth nicht Spiel der Phantasie?
Wann glühte je die Furcht auf ihren Wangen?
wann fand ich nicht in schöner Harmonie,
die Tugend und ihr Herz? Wann sah ich ein Verlangen
in ihrer Brust erwachen, welches sie
nicht mir entdeckt? — Ach Herz, du willst dich selbst betrügen,
nichts kann ein Weib so leicht, als jede Tugend lügen.

[210] 6.
„Sah ich sie nicht, vertraulich Hand in Hand
mit ihrem Freund in stillen Lauben sitzen?
Sie weinte, doch sein witzelnder Verstand,
gemacht die Phantasie der Weiber zu erhitzen,
nur wenig stets mit vielem Prunk zu nützen,
versprach ihr Trost; „und sollt' ich in ein fremdes Land,
um dich zu retten, fliehn!" Ach! dieses konnt, ich hören,
und seinen Tod nicht gleich, vor ihren Augen, schwören?

7.
„Wie glücklich war ich nicht, eh sich Achmeed
in diesem Thal der Unschuld eingeschlichen?
Ach! nun ist mir mit ihm auch jedes Glück entwichen!
die Flur ist mir verhasst, auf der er geht,
vergiftet ist die Luft, die mich umweht;
das Veilchen duftet nicht, die Rosen sind verblichen;
Midora nur bleibt schön! —Midora nur?
und liebt mich nicht? Ha! Fluch dir, schreckliche Natur!"

[211] 8.
Jetzt unterliegt Zamori diesem Streit
allmächtiger Gefühle! Keine Trähnen
erleichtern seinen Schmerz; ein ungestümes Sehnen
nach Freundes Kuss und Freundes Biederkeit
durchschauert ihn, doch wo er hinblickt, gähnen
ihm Hölen an, wo die Vergangenheit
ihm ihre Bilder zeigt, Erinnrung ferne Freuden,
die mit dem Rosenschmuck der Phantasie sich kleiden.

9.
Entzückend ist, am väterlichen Heerd,
dem Wanderer der Blick in ferne Stunden,
in denen er, mit Angst und Noth beschwert,
durch Felsen und durch Dornen sich gewunden,
in Wüsten ohne Freund die rechte Bahn gefunden;
doch traurig ist's, durch falschen Rath bethört,
im düstern Thal verirrt, dem Tod entgegen gehen,
und nun im Geist das Bild beglückter Heimath sehen.

[212] 10.
Mit Palmen krönt Erinnerung das Haupt
dem Glücklichen, der an des Freundes Herzen,
vertraulich, bei socratisch weisen Scherzen,
der schnellen Zeit vergnügte Stunden raubt!
Dem aber, der bei tausendfachen Schmerzen,
nicht mehr an Trost, nicht mehr an Hoffnung glaubt,
dem reicht sie einen Dolch und einen Kranz von Dornen,
hohnlächelnd ihn zur Wuth, zum Selbstmord ihn zu spornen.

11.

So zeigt sie sich im rosigen Gewand
Zamori's Blick, und reisst aus seiner Seele
den letzten Trost, den er in seiner Tugend fand.
Und wie der Hirt, im alten Griechenland,
erstarrt, wenn ihm, in der bewohnten Höle,
ein Löwenpaar mit aufgerissner Kehle
entgegen kömmt; so starrt Zamori sich
im Bild des Jünglings an, das nicht dem Manne glich.

[213] 12.

Jetzt schienen ihm die väterlichen Thäler
so blühend, dort der Mirtenhain so kühl;
er sah der Eltern Haus, sein frohes Knabenspiel,
und er vergass die grausen Todtenmähler,
der Gläubigen Triumph; ja, sein Gefühl
war so verstimmt, dass er den Menschenquäler
im Pfaffen übersah, und diesen glücklich pries,
weil er die Menschheit und die Menschheit ihn verstiess.

13.

Er zittert vor dem schrecklichen Gedanken,
und sieht im Geist Midora's schönes Bild;
sieht ihren Blick, aus dem auf blumigen Gefild
die Liebesgötter Wollust tranken,
und ist berauscht, um gleich dem schwachen Kranken,
dem Opium die langen Schmerzen stillt,
ermatteter aufs Lager hinzusinken,
und statt der Labung, nur gewissren Tod zu trinken.

[214] 14.

Gewaltiger rauscht jetzt der Wasserfall,
er sieht in ihm ein Bild der Lebensfreuden.
Jetzt fliesst der Bach, den Blumen noch bekleiden,
sanft murmelnd hin, weckt hier die Nachtigall,
durchwässert dort die abgelebten Haiden;
doch plötzlich stürzt er nun, es klagt's der Wiederhall,
zu Staub verstreut und um sein Selbst betrogen,
von gäher Felsenwand in ungestüme Wogen.

15.

Indess ZamoRi so mit düstern Bildern kriegt,
lässt sich, ihm fern, in säuselnden Gesträuchen,
Midora sehn. Ihr grosses Auge fliegt
von Busch zu Busch den Liebling zu erreichen,
den sie vermisst; und als sie ihn erblickt,
da bebt ihr Knie, und ihre Kräfte weichen,
da fühlt sie tief den Kummer, der ihn drückt,
und wirft die Rose weg, die ihren Busen schmückt.

[215] 16.
M. „Was sollst du mir, wenn seine Trähnen fliessen,
und er mich flieht? Die Rose lächelt nur
beglückten Liebenden, so will es die Natur,
nicht mir! nicht mir! O! könnt' ich doch zu seinen Füssen
mich werfen, hier der Liebe theuern Schwur
ihm wiederholen, und in seine Brust die süssen
Gefühle hauchen, die er sonst so rein empfand,
die Liebe wecken, die mich ihm so treu verband!

17.
„Jetzt aber flieht er mich! — Und welch Verbrechen
beging ich denn? O sage mir es Luft,
du kömmst von ihm, du wehtest bei den Bächen,
wo er gewandelt hat, entdecke mir's, o Duft
des Mirtenhains! dass ihn die Götter rächen,
wenn ich ihn hinterging, dass eine Kluft
der Hölle mir sich öfne, mich verschlinge,
wenn ich durch meinen Tod ihm Ruhe wiederbringe!"

[216] 18.
Midora's Selbstgespräch erreicht Zamori's Ohr,
erschrocken fährt er auf und will entfliehen,
sieht erst sich um, und bleibt, ein weiser Thor,
bezaubert stehn. Ach! er entdeckt, wie Rosen blühen,
so lieblich schön sein Weib; ihr hat das Chor
der Grazien den stillen Reiz geliehen,
der Seelen rührt, das kühnste Herz entzückt,
und auf bescheidner Flucht des Sieges Lorbeer pflückt.

19.
Ihr schönes Auge schwimmt in liebevollen Zähren,
von Schmerz gefesselt naht sie sich Zamori nicht,
aus dessen Blick die frohe Hofnung spricht,
nicht länger mehr der Freuden zu entbehren,
die Lieb' und Häuslichkeit, dem, der sie schätzt, gewähren.
Erwartungsvoll, mit glühendem Gesicht,
steht er, und ist zu stolz die erste Hand zu reichen,
zwei schöne Herzen mit der Tugend zu vergleichen.

[217] 20.
Doch was ist Stolz, wenn lächelnd Liebe winkt?
ein Sclave, der für Sold um Kronen streitet,
die er nicht trägt, wenn er sie auch erbeutet;
der, wenn sein Fürst geraubten Nektar trinkt,
beim trocknen Bach ermattet niedersinkt,
und hier zum erstenmal, das Wort der Freiheit deutet.
Der Stolz erwirbt der Liebe den Genuss,
und darbt, ein Sclave dann, bei ihrem Freudekuss.

21.
Zamori, auch in deiner Brust ersterben
des Stolzes letzte Kraft, des Argwohns letzte Glut!
Die Liebe macht vergangnen Kummer gut;
um ihre Rosen muss der sanfte Jüngling werben,
sie nähret Liebende mit ihrem Götterblut;
Geweihte ihres Hains, entreisst sie dem Verderben,
schwebt über jedem Paar, das treu sich liebt,
und drückt die Wolke weg, die ihren Himmel trübt.

[218] 22.
Nein! länger konnte Sie das Höllenungeheuer,
die Eifersucht Zamori's stilles Glück
nicht länger stören sehn! Z. „Ach! dieser Blick,
und dieser noch, Midora, und das Feuer
der Zärtlichkeit, das durch den Trähnenschleier
des Auges glüht, o Weib, du Meisterstück
der Schöpfung, nur ein Lächeln deiner Lippe,
du rührtest selbst den Tod, er bräche seine Hippe."

23.
Zamori spricht's, ergreift die weiche Hand
der Himmlischen, und liegt zu ihren Füssen,
den schmerzenden Verdacht mit Trähnen abzubüssen.
Er athmet kaum, vor seinen Augen schwand
die ganze Welt; er sah nur sie, empfand,
das reinste Glück was Sterbliche geniessen,
in voller Kraft der Tugend hohen Werth,
empfand den edlen Stolz, den ihr Bewusstseyn nährt.

[219] 24.
Denn kaum umfasst Midora ihren Gatten,
kühlt ihre Sehnsucht kaum auf seinem glühen Mund,
so lächelt sie, schön wie zu Amathunt
Cythere lächelt, hebt mit zärtlichem Ermatten
den Theuren auf, hüllt die Vergangenheit
mit einem Blick in zauberische Schatten,
und zeigt, indem sie ihm die Hand zum Bündniss beut,
die Tugend sey zum Sieg wie zum Verzeihn bereit,

25.
M. „Komm an mein Herz, um Alles zu vergessen,
Zamori komm, ich bin dein treues Weib!
Ich weiss, die Liebe sucht bei schauernden Cypressen,
gleich gerne wie bei Rosen Zeitvertreib.
Ach! Edelster, wenn ich dich küsse, meinen Leib
dein Arm umschlingt, dann kann ich mich mit Göttern messen,
dann ist, wie ich, kein Mensch, kein Fürst, kein Gott so reich,
nur du bist meinem Glück an Werth und Liebe gleich!"

[220] 26.
Z. „O bestes Weib, wie hab' ich dich beleidigt!
doch gieb nicht mir, gieb nur der Liebe Schuld;
sie hat die Eifersucht in ihrem Dienst beeidigt."
M: „Schweig Lieber, schweig! die süsse Ungeduld
an deiner Brust zu ruhn, hat dich ja schon vertheidigt,
und wär's auch nicht, so dank es meiner Huld
dass ich dich nicht gestraft, und sündige nicht wieder,
denn immer lieben nicht die Richter ihre Brüder."

27.
Du lächelst, Muse, dass ich deine Gunst
beim zärtlichen Gespräch von Liebenden verschwende?
O lächle nicht! Wo rührt wohl deine Kunst
die guten Herzen mehr, als da wo Amor's Blende
die Dichter, in den zauberischen Dunst
der Täuschung führt? Wenn seine Rosenhände
auch gleich verwunden, wenn uns auch sein Licht betrügt,
doch ist der neidenswerth, der ihm im Schoosse liegt.

[221] 28.
Zamori ruht im Schoos geliebter Reitze,
und küsst den Pfeil, der ihm das Herz durchstach:
wiegt jeden Augenblick mit unbescheidnem Geitze,
zählt Stunden nicht; läuft einem Argwohn nach,
verachtet sich, und hasst sein schönes Leben,
um weiser bald, mit selbst erworbner Schmach
belastet, sich der Reue hinzugeben,
und das zerrissne Garn mit neuer Müh' zu weben.

29.
Ein edles Herz kann diese Reue nur,
und diese Art der Eifersucht empfinden;
der rauhe Stolz, der glänzend überwinden,
nicht lieben will und kann, verläugnet die Natur,
prüft jeden Blick, folgt jedes Zweifels Spur,
und will auf Qual Beweiss der Liebe gründen.
Ach! dann verwelkt Cytheren's Rosenkranz,
ein schwarzer Schleier deckt dann Amor's Lockenglanz.

[222] 30.
Doch ist's ein Thor, der den bekränzten Becher
der Liebe nie an seine Lippen nimmt,
der Eifersucht verlacht; in Amor's goldnem Köcher
benetzt sie jeden Pfeil, sein Nachen schwimmt
durch ihren Lauf geführt, und ihre Flamme glimmt
in jeder edlen Brust; der schwelgende Verbrecher
verhöhnt sie nur, ihm scheint, den keine Tugend rührt,
ein Narr, der lieber Gold als einen Blick verliert.

31.

Die Liebe, die nicht fürchten kann noch hoffen,
ist einer Blume gleich, die spät im Herbste blüht;
noch duftet sie, doch bald vom Frost der Nacht getroffen,
ist sie verwelkt, dahin! und trauernd sieht
der Gärtner ihren Staub. So wie die Blume,
so stirbt die Liebe, wenn die schöne Sorge flieht,
geliebt zu seyn; dann opfern wir dem Ruhme
ihr Glück, und stehn verarmt in seinem Heiligthume.

[223] 32.

Zwar peinigend für Herz und Sinnen ist
die Eifersucht, und wer von ihr ergriffen,
der Tugend heilige Gewalt vergisst,
der hat sich selbst des Todes Dolch geschliffen;
doch wer im Zweifel noch der Hofnung Busen küsst,
der wird, wie einst Ulyss, Charibdis auch umschiffen,
dem wird die Eifersucht in Amor's düstern Hain,
ein liebevoller Freund, ein treuer Wächter seyn.

33.

O wer empfand, Versöhnung, dein Entzücken,
und liebte heisser nicht den ausgesöhnten Freund?
Was kann die Menschheit mehr, die Tugend mehr beglücken,
als ein Versöhnungsfest, wo Freude Trähnen weint?
Dann lächelt die Natur, der Himmel scheint
mit neuen Reitzen dann sich zauberisch zu schmücken,
die Sterblichkeit verbirgt ihr weinendes Gesicht,
und in die Gräber stralt der Hofnung heilges Licht.

[224] 34.

So reitzend steht jetzt an Zamori's Seite
die Schöpfung da; ein neues Leben wallt
für ihn durch die Natur; das Echo hallt
von Liedern, die beim liebetrunknen Streite
das Chor der Vögel singt, und aus der Ferne schallt
des Oceans Geräusch; die Rose duftet heute
balsamischer, und tausendfarbger blühn
die Blumen in dem Hain und in des Thales Grün.

35.

Z. „Midora, lass uns hier im Thale niedersitzen;
mein Herz ist zu gepresst, die Welt zu schön
und ich zu glücklich. Weib! Sieh dort die Felsen-Spitzen!
auf ihnen scheint des Himmels Bau zu stehn,
das Wolkenreich auf ihnen sich zu stützen,
und doch ist's Täuschung; doch wird dies Gebirg vergehn,
verschüttet seyn, wenn noch die Sterne glimmen,
noch in des Aethers Blau die goldnen Wolken schwimmen.

[225] 36.
„O! Theuerste, — wie unser Auge leicht
sich täuschen lässt, wird auch das Herz betrogen;
wo ist der Mann, dem nie die Tugend Wahn gedäucht?
dem nie die Leidenschaft der Wahrheit Licht entzogen?
Wie Blumenduft ist Irrthum eingesogen,
und wer der Liebe erst zum Kuss die Lippe reicht,
der sieht die Welt in einem fremden Lichte,
der hasst den Edlen hier, folgt dort dem Bösewichte.

37.
„So ward auch ich getäuscht; zu grosse Liebe war
mein Irrthum; o vergieb'! ich kann ihn nicht bereuen!
Mich würde inniger noch jetzt dein Kuss erfreuen,
wenn dieses Lüftchens Hauch dein seidnes Haar,
dein schönes Haupt mit Blüten zu bestreuen,
nicht wagen dürfte; wenn die Flur, die dich gebahr,
dich nicht zuerst gesehn! Noch jetzt würd' ich mein Leben
für diesen lieben Blick, für dieses Lächeln geben."

[227] 38.
Er schweigt; da schwimmt, auf einem Muschelkahn,
der Gott der Liebe durch die Lüfte;
ein Rosenkranz umflattert seine Hüfte,
die Wollust schwebt, auf Leda's schönem Schwan —
um sie verbreiten sich die reinsten Balsamdüfte —
anmuthig vor ihm her, und zeigt dem Gott die Bahn.
Kein sterblich Auge zwar kann diesen Zug entdecken,
doch wo sein Säuseln weht, wird es die Liebe wecken.

39.
Midora fühlt die zauberische Macht
des Nahenden zuerst; die zarten Arme schmiegen
sich um Zamori vest, die Sehnsucht lacht
aus ihrem Blick, und saugt in süssen Zügen
die Wonnen ein, die noch in jener Welt vergnügen,
weil Reue nicht bei ihrem Bilde wacht.
O diese Freuden beut nur Liebe edlen Herzen,
hier buhlt sie nicht um Gunst mit schmeichlerischen Scherzen.

[228] 40.
Wer schwärmerisch ein Bild der Zukunft küsst,
die Sinnlichkeit aus seiner Brust verweisen,
sie ganz verbannen will, o der vergisst,
dass die Natur des Herzens Führer ist,
und läuft berauscht aus ihren heilgen Gleisen;
der muss nach einer Welt in jenen Spähren reisen,
wo bessre Wesen sind; hier folgt der Mensch dem Ruf
der sinnlichen Natur, die ihn zum Menschen schuf.

41.

Auch meine Liebende, die küssend niedersanken,
sind ihr gefolgt, erheben schon den Blick
zum Himmel, für ihr namenloses Glück
dem Geist der Welt mit Innigkeit zu danken,
als sich Achmeed im fernen Gange zeigt.
Die Schwermuth führt ihn; und er gleicht
in seiner Traurigkeit dem abgelebten Kranken,
der noch, das letztemal, zum Sitz der Jugend schleicht.

[228] 42.

Gefoltert von der Pein Midora's Glück zu stören,
kämpft noch sein weiches Herz mit dem Entschluss,
die Hofnung nicht, die Tugend nur zu hören,
und zu entfliehn. Beseelt von ihrem Genius,
entschliesst er sich: „Es sey! ruft er, ich muss
das gute Paar verlassen! Will ihn ehren
den heilgen Schmerz Zamori's; seine Qual
ist nur mein Werk, ich bin's, der seine Ruhe stahl!"

43.

Indem erblickt er vor sich eine Höle,
und tritt hinein, und ach! erkennt sie bald.
Da übermannt des Schmerzes Allgewalt
die ächt heroische, die tugendhafte Seele,
er weinet laut: „Fleuch reitzende Gestalt
die mich umgiebt! fleuch holdes Bild! und quäle
mich Leidenden mit neuen Martern nicht,
mich, dem die Freundschaft schon das Todesurtheil spricht!"

[229] 44.

Ich schwör es hier, wo ich die süssen Freuden
des Wiedersehns, der Freundschaft Werth empfand,
ein kurzes Glück genoss: ich will die Insel meiden,
die mir so viel versprach, die mich mein Vaterland
vergessen liess; auf der, nach langen Leiden,
die Freundschaft ihren Kranz um meine Stirne wand!
Ach! jetzt, reisst sie ihn weg, jetzt seh ich sie erblassen,
jetzt stösst sie mich zurück, jetzt muss ich sie verlassen!“ —

45.

„Nein!“ ruft Zamori, der längst vor der Höle stand,
„nein! nicht verlassen, nur dem Freund verzeihen,
der dich, o schönes Herz, o theurer Freund verkannt!
Nicht leiden mehr! der Freude nur sich weihen,
sollst du mit uns! Du sollst dein Vaterland
bei uns vergessen, sollst es nicht bereuen
mich noch zu lieben, sollst, bis uns das Grab umschliesst,
durch Freuden glücklich seyn, die Freundschaft nur geniesst.

[230] 46.
Hier drückt er schon die trähnbenetzten Wangen
an seines Freundes Brust, der sprachlos bleibt,
von Freuden übermannt, vom glühenden Verlangen
zu reden, stumm gemacht. Sein Eifer treibt
ihn immer an, und immer übertäubt
Gefühl die Sprache; und noch immer klangen
Zamori's Worte nur in seinem Geist,
bis sich in Trähnen sanft sein volles Herz ergeusst.

47.
Da wird die Seele frei, da schöpft mit langen Zügen
er Othem, hebt die Hände hoch empor:
A. „Geist meiner Väter, der du jetzt im lichten Chor
der Sterne lebst, sieh mich im Staube liegen,
nimm meinen Dank !“ — Hier sinkt er hin! — „Du gabst,
was ich verlor
mir dreifach wieder! O dein Lächeln kann nicht trügen;
ich werd es würdig seyn, dass mich ein Edler liebt,
das göttlichste Geschenk, was Eickton*[73] Menschen giebt.“

[231] 48.
Bewunderung und stille Rührung zittert
durch jedes Herz; Achmeed erhebt sein Haupt:
„Erhabner Freund, den nicht die Qual erbittert,
die ich ihn schuf, dem ich Zufriedenheit geraubt,
und der, schon lag mein ganzes Glück zersplittert,
mir Alles wiedergiebt, grosmüthig mir erlaubt
in seinem Schoos zu ruhn, wie soll ich Mann dich nennen?
wie soll mein schwaches Herz dir würdig danken können?“

49.
Z. „DurchFreundschaft, durch Verzeihung meiner Schuld,
kannst du mein Glück und meine Freude gründen?“
A. „Ich dir verzeihn, Zamori? Freundes Huld,
und Menschlichkeit, und Tugend zu empfinden
gab die Natur mir Sinn, gab sie mir Kraft;
o wisse, auch im Schlummer oft umwinden
uns Schlangen; auch die Tugend selbst erschlafft
am Busen der Begier, im Rausch der Leidenschaft.

---

[73]* Die alten Aegyptischen Philosophen liessen die Gottheit aus dreyen Grundwesen bestehn; dem Eickton, dem ewigen Grundwesen, welches Andre ausdrücklich den Vater nennen, dem Emoph, oder dem vollkommensten Geiste, und dem Phiha oder dem Worte, welches alle übrige Dinge erschaffen hat. - 2016: im Original am Ende des Buchs.

[232] 50.
Ha! Du musst mir verzeihn! In meinem Busen brannte
unheilge Glut; du, Edler, irrtest nicht,
da du mich treulos hieltst; doch schwör' ich, keiner kannte
mein Herz, als ich,— ein Herz, das ich verbannte,
verachtete; — ich schwört, dass ich mit glühendem Gesicht
im Staube lag, um Kräfte bat; dass Pflicht
und Tugend mir, trotz meinen süssen Trieben,
trotz meiner Seelen-Qual, mir immer heilig blieben.

51.
Ach! willst du noch, nachdem ich dies gesagt,
mich noch als Freund in deine Arme nehmen?"
Z. „Noch jetzt und ewig! O die Tugend wagt
in deinem Herzen Nichts; Dämone zu bezähmen,
die kühnste Leidenschaft in ihrem Flug zu lähmen,
hat der den Muth, der so wie du, nicht angeklagt
und nicht beschuldigt, selbst sein Herz entschleiert,
und so den höchsten Sieg erhabner Tugend feiert.

[233] 52.
Zamori schweigt, und fühlt an seiner Brust,
mit edlem Stolz, das Herz des Freundes schlagen;
sie stehn verstummt; in dieser Seelen-Lust
ist Stille schön; nur ihre Blicke wagen
beredt zu seyn. So stehn, sich ihrer unbewusst,
sie da, als wollten sie der Welt entsagen,
umarmt, inbrünstig Herz an Herz gedrückt,
in stiller Sympathie, durch Tugend gleich entzückt.

53.
Sie sehen nicht Midora, die in Thränen
am Eingang steht, und einem Engel gleicht,
der sich aus ferner Welt, zu diesen Friedensscenen
herabgesenkt, der Tugend Palmen reicht,
und dann, im Glanz des Lichts, zum Thron der Sonne fleucht.
So stand sie da, ein ungeduldig Sehnen
bewegt den Busen, wo bei Unschuld Liebe wohnt,
und, treu verehrt, ein Theil der hohen Gottheit thront,

[234] 54.
Jetzt sieht Achmeed in liebevoller Klarheit
Midora, und erkennt die Holde kaum,
so schön ist sie. Ein Denker, der die Wahrheit
zum erstenmal erblickt, und — wär's auch nur im Traum —
zum erstenmal sie unverschleiert findet,
kann nicht entzückter seyn, als er, da er den Saum
von ihrem Kleide küsst, von heilger Glut entzündet,
Zamori's Edelmuth der Staunenden verkündet.

55.

Midora hätte jetzt, den Herrscher einer Welt
zu ihren Füssen sehn und ihn vergessen können!
„Zamori“, — ruft sie jauchzend aus, und fällt
in seine Arme — "nun soll Nichts uns wieder trennen,
Nichts deinem Herzen mich entreissen! Tugend hält
die Seelen vest, und gute Götter gönnen
dem Tugendhaften Glück! Heil dir, geliebter Mann,
heil dir und unserm Bund, den Nichts zerstören kann!"

[235] 56.

Und nun beschliesst die reinste Seelenfreude
den frohen Tag und dies Versöhnungsfest;
und schon erscheint im rosenfarbnem Kleide
der Abend, schon besucht der kühle West
im Thal den Bach; das schnelle Reh verlässt
nun schon den Wald und stürzt beflügelt über die Haide;
da gehn die Liebenden des Schlummers sanfter Ruh,
mit ihrem treuen Freund, der stillen Hütte zu.

NEUNTER GESANG.

1.

Schon winkt der Herbst zu seinen reichen Festen,
der Hügel Haupt drückt goldne Traubenlast,
die Pfirsich glüht in dichterwachsnen Aesten,
der Apfel reift, die Zweige brechen fast,
die Störche ziehn aus ihren sichern Nesten,
und aus der neuen Welt kehrt schon mit hohem Mast
das schwere Schiff zurück, und immer noch umscherzen
unschuldge Freuden nur, die drei vereinte Herzen.

[240] 2.

Die Liebe lockt, wenn sich das Auge schliesst,
den schönsten Traum vom Himmel auf sie nieder,
und wenn das Morgenroth Kraft in die Adern giesst,
so singen sie der Freiheit heilge Lieder,
und fühlen ihren Werth, und stolze Wonne fliesst
in ihre Brust, wenn sie, nicht von der Hyder
der Despotie geschreckt, ihr blühend Thal durchgehn,
und auf dem höchsten Fels begeistert stille stehn.

3.

Hier folgt Midora nicht, von einer süssen Bürde
zurückgehalten, hier ist nur der Mann,
der Freund, — hier fühlen sie des Geistes hohe Würde,
des Mannes Kraft, die nie das Weib erreichen kann;
hier schlägt ihr Herz, bemächtigt von dem Feuer
der Freiheit schneller, tobt, und wie die Nacht zerran,
zerrinnt vor ihrem Blick, was heilge Ungeheuer
vor der Ermordung schützt, des Aberglaubens Schleier.

[241] 4.

Sie sehen dann die Welt, wie sich so frei,
von Glauben, und von Priestern und Despoten,
sie fluchen laut beschützter Tyrannei,
und zittern nicht vor mordenden Geboten!
Doch bald erkennen sie, ein Traumbild sey
das Glück der Welt, die düstre Gruft der Todten
der Freiheit Sitz; dann bebt ihr Herz, dann weinen sie,
um des Geschaffenen zerstörte Harmonie.

5.

Dann stürzen sie erzürnt, mit angespanntem Bogen,
mit scharfem Pfeil, ins Thal dem Wilde nach; —
Achmeed hat seinen Freund zu diesem Spiel bewogen —
nun setzt der flüchtige Hirsch schnell über den murmelnden Bach,
und langsam schleicht zum dunklen Felsen-Dach
der schlaue Fuchs, glaubt schon dem Tode sich entzogen,
als ihm Achmeed's geübtes Aug' erblickt,
und der geschwinde Pfeil ihn auf den Boden drückt.

[242] 6.
Sie nah'n, doch noch vertheidigt er sein Leben,
halb aufrecht, halb gesenkt, bellt er und beisst
den, der ihn greifen will, und kann, trotz allem Streben,
weil schon zu stark die grosse Wunde schweisst,*[74]
der Pfeil die Brust durchstach, sich nicht erheben;
und schon entflieht die Kraft, doch nicht der Muth, — da reisst
Achmeed den Kämpfer um, und stösst in seinen Rachen
die kühne Faust, dem Spiel ein Ende nun zu machen.

7.
Zamori sieht von Fern dem Jäger zu,
und wirft den Pfeil mit Unmuth in die Erde:
Z. „Nein, Freund, die Jagd ist nicht für mich, so edel du
sie auch gemahlt! Ich fühl es tief, ich werde
und kann kein Jäger seyn; und träf ich eine Heerde
von Hirschen an, ich liess sie ziehen; Ruh
und Leben ist dem Thier, wie uns, so theuer;
und freie Wesen sehn, macht freie Seelen freier."

[243] 8.
Achmeed erwiedert: „Arm an jenem Tand,
den, wie du mir erzählt, die Europäer lieben,
und den der Stolz, die Sclaverei erfand,
belehrt dich hier mein Vaterland.
Dort mussten wir uns schon als Knaben üben,
um frei, auch stark zu seyn; wir mussten früh den Trieben
der Wollust wiederstehn; denn nur im Schoos
der körperlichen Kraft, wird Geist und Freiheit gross.

9.
Und dazu taugt die Jagd; sie lehrt verwegen,
und kühn, und stark, doch auch verständig seyn;
ein Tiger lässt sich nicht durch Muth allein,
nicht durch den Pfeil in ofner Jagd erlegen;
sein Nacken trotzt den mörderlichen Schlägen
der Keule, wenn man nicht, versteckt im Hain,
ihn schlummernd findet, dann zerschmettert, vor der Stirne,
ein gutgewiegter Schlag dem Räuber das Gehirne.

[244] 10.
Die Jagd übt jeden Sinn; ein Jäger muss
schon in der Fern das scheue Wild entdecken,
den Vogel sehn in dichtverwachsnen Hecken,
und hören, rauscht auch neben ihm ein Fluss,
tobt auch der Sturm, ob seinem Pfeiles-Schuss
ein Thier sich nahe; ihn darf nie Besorgniss schrecken,
die Eil ihn nicht verführen; schnell und leicht
muss er im Laufe seyn, wenn ihm ein Thier entfleucht.

---

[74]* Ein bekannter Ausdruck der Jäger, für bluten. Der Jäger sagt von einem angeschossnen Wild, es schweisst, und würde lachen, wollte man sagen, es blutet. In dieser Rücksicht, wenn von der Jagd die Rede ist, darf schweissen auch wohl im Gedicht gebraucht werden.

11.

O Freund, die Jagd war schon, in fernen Zeiten,
den Helden meines Volkes werth,
und kamen sie mit Feinden sich zu streiten
sie kehrten nie besiegt zu ihren Heerd.
Nun ist ihr Stolz dahin! Die Christensclaven breiten
auf unsre Thaten Nacht, wir fielen ihrem Schwerdt
von Eisen, und dem Donner, den sie führten;
zerstört ist nun der Hain, den unsre Siege zierten!"

[245] 12.

Z. „Getrost Achmeed! noch steht die Erde vest,
und mit der Zeit nur reifen grosse Thaten!
Es kömmt gewiss der Tag, wo die Natur ein Fest
der Freiheit feiert, wo sie unterjochte Staaten
aus ihrer Asche reisst, den Sclaven hoffen lässt;
wo die Despoten selbst sich morden und verrathen,
und Menschenkraft, die jetzt am Trohn gefesselt liegt,
die starken Eisen bricht, Tirannengier besiegt."

13.

Er schweigt; sie weinen jetzt der Hofnung schöne Trähnen,
und kehren nach dem niedern Thal zurück;
noch einmal stehn sie still, sehn, wie vor ihrem Blick
bis in die Wolken hin sich wilde Fluten dehnen,
und denken, wie so mancher hier sein Glück
gesucht, gepeitscht von euch, gefrässige Hiänen,
von Geitz und Stolz, der hier nur Mangel fand,
vom Sturm ergriffen, in die wilde Flut verschwand.

[246] 14.

Nun stehn sie schon im Thal, wo noch in kühlen Schatten
Midora wandelt, und die reifsten Trauben pflückt,
und Pfirsichen, die sie dem lieben Gatten
zur Labung geben will; mit Blumen ausgeschmückt,
liegt jedes einzeln auf dem Laub der Reben
in ihrem Körbchen, und ihr kleiner Schatz entzückt
ihr Herz so inniglich, als wollte sie das Leben
an einen Sterbenden mit diesen Früchten geben.

15.

Noch niemals war, so von Zamori's Bild,
von seiner Zärtlichkeit und seiner Treue,
noch niemals so, wie heut, ihr Geist erfüllt;
sie denkt ihn Vater, und von schöner Hofnung schwillt
ihr Busen auf; sie fühlet eine neue,
erhabne Wollust, sieht nun fröhlich eine freie,
beglückte Aussicht in die Zukunft, denkt
mit Wonne schon den Tag, der ihr den Enkel schenkt.

[247] 16.
Als Ahndung schon, ist dies Gefühl so süss,
was muss es seyn, wenn, mit bekannten Zügen,
auf unserm Schoos sich holde Kinder wiegen?
Wenn um des Vaters Haupt, der ein Geschenk verhies,
die kleinen Arme sich des gleichen Sohnes schmiegen?
O dann vergisst man gern das Paradies
der künftgen Welt, vom Nebel noch umschleiert,
dann giebt die Erde hier, was dort der Himmel feiert.

17.
Jetzt küsst Zamori, von Midora nicht gesehn,
ihr lockig Haupt; Midora sieht erschrocken
sich nach dem Kühnen um, der ihre Locken
zu küssen wagt, und sieht Zamori stehn,
und fällt ihn um den Hals, und will ihn fast erdrücken!
Er muss zu ihr sich lagern, auf ihr Flehn
an ihren Früchten sich mit seinem Freund erquicken,
indess sie Kränze flicht, ihr Hüttchen auszuschmücken.

[248] 18.
O Fürsten! seht von eures Trohnes Pracht,
von stolzer Höh', aus schimmernden Pallästen,
auf die Natur; seht, wie bei ihren Festen
die Tugend reich, die Unschuld glücklich macht,
und weint, dass ihr, von Sclavenneid bewacht,
gezwungen seyd die Schmeichlerschaar zu mästen;
zerbrecht das Diadem, entsagt der Schmeichelei,
und machet mit euch selbst, dann alle Völker frei.

19.
Seht meine Liebenden, sie haben ihre Hütte
den stillen Sitz der Freude schon erreicht,
Zufriedenheit begleitet ihre Schritte,
die Tugend wohnt in ihrer Mitte,
Zamori's Geist, Midora's Scherz verscheucht
der Langen - Weile Qual; ihr Tag entfleugt
beständig schnell, und keine Nacht verschwindet,
dass nicht das Morgenroth ihr neues Glück verkündet.

[249] 20.
Einst, als Aurora kaum am Horizont erschien,
die Fluren noch in halber Dämmrung schweben,
vergoldet nur der Berge Spitze glühn,
erwacht Zamori, sieht, dass schon zum neuen Leben
die Sonne ruft, und angelockt vom Grün
des Thals, wo Perlen Thau's an jedem Halme beben,
springt er vom Lager auf, wo, liebenswürdig - schön,
der Träume Freuden noch Midora's Haupt umwehn.

21.

Dem Engel gleich, der unter Rosenbüschen
in Eden's stillem Thal entschlummert ist,
auf dessen Angesicht sich zwei Naturen mischen,
die Gottheit ihren Geist, der Mensch sein Bildniss küsst,
so ruht Midora hier, in einer mahlerischen
Vergessenheit. Ach! wer sie sieht, vermisst
den Himmel nicht, er fühlt ein geistig Fächeln
um seine Wangen wehn, er sieht die Götter lächeln.

[250] 22.

Zamori fühlt und sieht noch mehr als dies!
Zu mächtig ist der Reitz ein schlummernd Weib zu sehen;
er kann nicht fort, er bleibt bezaubert stehen,
wie Trankred, als des Siegs mit Argast schon gewiss,
Klorinden's Glanz, sie stand auf nahen Höhen,
dem Heldenmüthigen die Siegespalm entriss;
er sinkt auf seine Knie mit bebenden Entzücken,
sein heiliges Gefühl dem Schöpfer auszudrücken.

23.

„Allgütige Natur, dein schönstes Ebenbild.
ist doch das Weib! so sagt Zamori leise;
in ihr erscheint dein Angesicht, enthüllt
vor jedem Blick, und jeder fühlt wie weise,
wie schön du bist, und von Entzücken schwillt
dann jede Brust! O Geist der Schöpfung, der im Kreise
der Sterne strahlt, der mir mein gutes Weib verlieh,
erhöre mein Gebet, beglücke, segne sie!"

[251] 24.

Er schweigt und küsst die rosenfarbnen Wangen,
den halbgeschlossnen Mund, und Wonne glüht
in seinem Herzen, als ihn ihre Arm' umschlangen,
vom Traum geführt, und sein entzücktes Auge sieht
die Zukunft schon in Vaterfreuden prangen,
schon ein Geschlecht, das bis in ferne Zeiten blüht,
das glücklich ist, wie er, das nicht in Fesseln schmachtet,
das freie Tugend liebt, Tirannenstolz verachtet.

25.

O! dieses Bild, zu göttlich schön und gross,
begeistert ihn, er muss das Freie suchen,
dort fühlt es besser sich, im mütterlichen Schoos
der Erde, in dem Schatten dunkler Buchen,
dort fühlt es besser sich, was einst das Loos
der Menschen werden kann, wenn sie Tirannen fluchen,
wenn auf dem Trohn der Welt die Freiheit sitzt,
und sich die Tugend auf das Recht des Stärkern stützt.

[252] 26.
Zamori will sein liebes Weib nicht wecken,
sie schläft zu sanft, er geht zum erstenmal allein.
Achmeed ist schon voran, und hoft im Palmen-Hain,
wo murmelnd sich aus einem Marmorbecken
ein Bach ergiesst, die Wellen in dem Schein
des Morgenroths mit Goldstaub sich bedecken,
auf seinen Freund; denn mit der Freundschaft nur,
geniesst die Seele ganz das Schöne der Natur.

27.
Indess Zamori schon den Palmenhain gefunden,
und mit Achmeed die Hügel übersteigt,
erwacht Midora. Lächelnd reicht
sie ihre Hand dem Lager, — ach! verschwunden
ist der Geliebte, und das Schrecken bleicht
Midora's Wangen, und — nur wenige Sekunden —
so glüht ihr Angesicht, ihr schlägt das Herz,
und durch die Glieder bebt ein unbekannter Schmerz.

[253] 28.
Sie richtet sich empor. — ein lechzendes Ermatten
wirft sie zurück; von ihrer Stirne träuft
ein kalter Schweiss, ein schneller Schauer läuft
von Glied zu Glied, und trübe dunkle Schatten
umdüstern ihren Blick; sie ruft nach ihren Gatten
mit schwacher Stimme, will empor, doch da ergreift
ein schrecklich Weh den mütterlichen Schoos,
sie krümmt sich, sinkt zurück, und liegt besinnungslos.

29.
Ein schwaches Wimmern nur verkündet noch ihr Leben,
geschlossen ist ihr Auge, ängstlich wallt
ihr Busen, bleich ist ihre Lippe, kalt
die Schweiss-bedeckte Stirn, ein schwaches Beben
ihr Athem; schon scheint sie dem Tode hingegeben,
als sie, mit tiefem Ach! die lieblichste Gestalt,
den Amor im Entstehn, in ihrem Schoos erblicket,
und an die Mutterbrust mit stiller Wonne drücket.

[254] 30.
Doch bald entsinkt der neugebohrne Sohn
dem Mutterarm; Midora's Augen schliessen
ermattend sich, sie schläft, und sanfte Träume fliessen
auf sie herab. Schön wie Endymion
scheint sie im Traum ein Jüngling zu begrüssen,
voll Kraft und Geist, den sie im Mutterton
empfängt, umarmt, weil er, an Ernst und Milde,
so gleich und ähnlich ist dem väterlichen Bilde.

31.

Sie sieht den Jüngling, wie er schon so früh
die Wahrheit liebt, sie aus den heilgen Grüften
des Alterthumes schöpft, auf Harmonie
des Schönen lauscht; sieht ihn, wie er aus neuen Schriften
mit wachsendem, mit flammendem Genie
zu läutern weiss, von trügerischen Giften
was heilsam ist; sie sieht auch, wie mit Ruhm gekrönt,
sein Jünglings-Name schon durch alle Länder tönt.

[255] 32.

Sie sieht ihn handeln, für die Freiheit fechten,
den Muth entflammen in der kühnen Brust;
sie sieht ihn siegen, von den heilgen Rechten
der göttlichen Natur beschützt, die Lust
der Völker seyn; sie sieht in friedlich stillen Nächten
der Tugend und der Grösse sich bewusst,
ihn schlummern, von des Weibes Arm umschlungen,
die treue Zärtlichkeit und Tugend ihm errungen.

33.

Dies Alles sieht die Mutterzärtlichkeit
beim Säugling schon, und mögte ewig träumen;
im Traum steht ihr die ganze Welt bereit,
hier muss auf jeder Flur dem Liebling Glück entkeimen,
in Strömen ihm ein Wein; von Cypern schäumen;
ihn liebt der Neid, er siegt in jedem Streit,
auf seinem Läger blühn Violen und Narcissen,
und Nymphen müssen ihn in seinem Schlummer küssen.

[256] 34.

Noch träumt sie, als Zamori nicht erquickt
vom Morgenroth, das an Midora's Seite
ihm nur so reitzend war, und das er heute
wie Menschen pflegen, nur mit kaltem Aug' erblickt,
ein Sehnen fühlt, das halb ihn schreckt und halb entzückt,
ihn bald betrübte, bald erfreute,
ihn hier nicht bleiben lässt, nach seiner Hütte führt,
und doch im Fürchten selbst so süss die Seele rührt.

35.

Er geht und eilt von innrem Drang getrieben,
der Hütte zu; er fühlt so viel, und Nichts bestimmt;
er weiss auch nicht, wo sein Achmeed geblieben,
und eilt nur vorwärts, und die Sehnsucht glimmt,
je mehr er eilt, im Herzen auf, und nimmt
die Seele ein, und keine Wolken trüben
die Stirne mehr; er sieht jetzt nur im Rosenlicht,
den jungen Enkel, nur sein lachendes Gesicht.

[257] 36.
Er ist am Ziel. Entzücken reisst die Pforte
des Hüttchens auf, er stürzt hinein, er sieht
sein lächelnd Weib, er hört die süssen Worte:
„Da, Vater, nimm!“ und die Besinnung flieht.
Er drückt an seine Brust den lieben Jungen,
und weiss es nicht; die ganze Seele glüht
von heilger Wonne, Herz und Geist hat sie durch drungen,
und feiert ihren Werth in stummen Huldigungen.

37.
„Dies ist mein Sohn!“ so bricht das Vaterherz
erschütternd aus; „mir ist ein Sohn gebohren,
und ich bin Vater! Ich bin Vater! Schmerz
und Kummer sind nicht mehr! Ich bin zum Glück erkohren,
ich bin ja Vater! Dies, dies ist mein Sohn! —
O Mutter, du hast Liebe mir geschworen?
nun liebe diesen! Er soll süssen Lohn
dir bringen; sieh ihn an! sein Auge lächelt schon!

[258] 38.
„Der Mutter Auge, — so voll Geist und Feuer,
voll Güte, und der Mund, die Stirne mein!
nach mir geformt! der kleine Menschenscheuer
sieht auch so finster schon, als hass er jeden Schein
der Pracht, als würd’ auch er der Wahrheit treuer,
wie jedem Glück der Erde seyn.
Das wirst du, sollst du! Würdig deiner Zeiten,
musst du ins weite Reich der Wahrheit vorwärts schreiten!“

39.
„O gieb ihn mir,“ ruft jetzt mit Mutter-Neid
Midora, „dass auch ich den lieben Kleinen sehe,
sein Lächeln und des Auges Wink verstehe,
dass ich ihn küsse, weil mein Herz sich seiner freut! —
Hier süsser Junge, soll dein rundes Aermchen liegen,
und hier dein Kopf; bewacht von Zärtlichkeit,
sollst du hier schlummern! Dich auf meinen Busen wiegen,
du meine Freude, du mein Glück, du mein Vergnügen!“

[259] 40.
Mit Thränen des Entzückens überreicht
der Vater ihr den schmeichlerischen Kleinen,
der an Midora’s Brust, dem Gott der Liebe gleicht.
Sie küsst ihn, und des Lieblings Augen scheinen
sie zu verstehn, und beiden Eltern däucht,
als fühlten sie ihr Herz in ihm sich jetzt vereinen;
in einem Wesen ist ihr gleicher Werth enthüllt,
und beide lieben sich in eines Dritten Bild.

41.

O diese Liebe kann kein Sturm des Lebens stören,
ihr blühend Laub fällt nie vom Herzen ab;
sie kann kein Wahn, kein Ruhm, kein Gold bethören;
sie geht mit uns an einem Pilgerstab
die Erdenbahn; sie gräbt mit uns ein Grab,
und stirbt mit uns; auch wird sie einst die Stimme hören,
den Ruf zu jener Welt; dann bringt, verdienten Lohn,
der gute Vater noch dem gut gerathnen Sohn.

ZAMORI

ZEHNTER GESANG.

1.

Beglückt ist der, den fürstliches Gepränge,
den eitler Stolz und Wollust nicht verführt;
der tugendhaft die schmeichlerische Menge
der Sclaven flieht, und heilige Gesänge
der Freiheit singt, mit ihrem Kranz geziert;
beglückt ist der, den stille Freude rührt,
im Schoos der Häuslichkeit, am Busen treuer Liebe;
ihm wird sein Auge nie, ihm nie der Himmel trübe.

[264] 2.

So heiter und so reich an wahrem Glück,
umschattet hier ein Baum die guten Seelen,
die meine Muse singt; ihr günstiges Geschick
schien für ihr Heil dies stille Land zu wählen;
hier sollte Schwärmerei mit Wahrheit sich vermählen,
hier sollte, unbelauscht von eines Neiders Blick,
der Liebe Ideal das Wirkliche verhöhnen,
und Elternpflichten dann mit jenem, dies versöhnen.

3.

Der weise Spruch des Schicksals ist erfüllt!
Ein kleiner Sohn, schön wie die erste Blüte
der Frühlings Nacht, der kleine Carlos glühte
kaum an der Mutter Brust, ha! so enthüllt
sich eine neue Welt den Liebenden; das Bild
des Schöpfers stralt mit neuer Vatergüte,
nothwendig wird, was Schwärmer schädlich dünkt,
damit die Menschheit nicht in trägen Schlaf versinkt.

[265] 4.

Wie friedlich schön sind jetzt der Liebe Freuden,
da sich ein Sohn in ihren Flammen theilt;
jetzt kann die Schönheit sich an ihrem Bilde weiden,
auf dem so gern der Mutterblick verweilt;
jetzt fürchtet Liebe nicht, jetzt kann sie nicht beneiden,
jetzt zürnt sie nicht; der kleine Carlos heilt,
durch Lächeln jeden Schmerz, durch Lächeln jede Wunde,
und macht den längsten Tag zur flüchtigsten Secunde.

5.

Da sitzen sie, in froher Häuslichkeit,
vertraulich vor des Hüttchens Thür versammelt,
und freuen sich, wenn Carlos „Mutter“ stammelt,
wenn ihm die Gütige den holden Busen beut,
an dem der Kleine dann, wollüstig hingegossen,
vom seidnen Haar des Mutterhaupts umflossen,
so freundlich lächelt, dass ihn ohne Neid
kein Erdensohn erblickt, der dieses Glück genossen.

[266] 6.
Doch ach! wie viele sind, die Stolz und Modewahn
vom Mutterbusen weggerissen,
die tödtend Gift von Ammen saugen müssen,
weil Eitelkeit, die schon betretne Bahn,
nicht mehr verlassen will, nicht mehr verlassen kann;
wie viele sind, die nie den Mutterbusen küssen,
die Stimme der Natur als Jüngling kaum verstehn,
zur Amme freudenvoll, zur Mutter traurig gehn.

7.
O Mütter, ist in euch nicht die Natur erstorben,
die nur zur Mutterpflicht den vollen Busen gab,
hat eure Herzen nicht der eitle Wahn verdorben,
nur schön, nicht gut zu seyn; so schafft die Ammen ab,
die nicht Natur, nur ärmlich Gold geworben;
sie sind der Tugend und des Lebens Grab;
durch sie verbreiten sich des Pöbels Lastertriebe,
das Vorurtheil, der Neid, und die Tirannenliebe!

[267] 8.
Seht hier, wie reitzend sich die Mutterliebe mahlt,
wie sanfte Wollust in Midora's Blicken,
wie süsse Freud' in ihrem Lächeln strahlt,
die tausendfachen Lohn der süssen Mühe zahlt,
mit Lebenstrank den Säugling zu erquicken;
seht hier, o seht das heilige Entzücken,
mit dem sie jetzt des Kleinen Stirne küsst
der so vergnügt, so froh im Schoos der Mutter ist.

9.
Seht diesen Blick, die Seele muss ihn fühlen
bis in ihr Innerstes, Zamori sinkt auch schon
an ihre Brust. — „Nicht Mutter, dieser Sohn
ist Kronen werth?“ — Die kleinen Händchen wühlen
in Vaters Locken. — „Mehr“, ruft sie, „als Welt und Thron,
mehr als die Könige, auf ihren goldnen Stühlen,
mir geben können! Ach! mein Carlos, deinen Preiss
ist keiner, der wie ich, ihn so zu schätzen weiss!

[268] 10.
Ich musste ja mit Schmerzen dich erzeugen,
ich nährte ja mit meinem Blute dich!
O du mein Einziger! der schon in seinem Schweigen
so dankbar ist, wie glücklich machst du mich!
Des Kindes Werth kann nur die Mutter schätzen,
das fühlt ihr Männer nicht; das lässt auch sich
nicht denken! O! dies himmlische Ergötzen,
dies muss die Sorgen uns, muss unsern Schmerz ersetzen!“

11.

Z. „Und meine Liebe zählt Midora nicht?
die gute Mutter will die Namen nur vertauschen,
und sie hat Recht; sie liebt in Carlos Angesicht
des Vaters Bild, aus seinen Zügen lauschen
die meinigen, aus seinem Lächeln spricht
des Vaters Herz! So ist's! der Liebe Freuden rauschen
zum Kinde hin; das Kind nimmt unsre Stellen ein,
um wieder einst geliebt, geehrt, verdrängt zu seyn.

[269] 12.

„Du weinst Midora? Lass mich diese Thränen
wegküssen, holdes Weib; sie sind so schön,
so göttlich! weine nicht! Sieh her! mein Haupt umwehn
noch goldne Locken, und die Freudenscenen
der Liebe sind noch nicht dahin; so schnell vergehn
nicht edle Freuden! Und auch deine Lippen sehnen
sich noch nach meinem Kuss; ich weiss es, scherzte nur;
und ehre, so wie du, den Willen der Natur.

13.

„O liebe diesen Sohn, er sey dir ewig theuer;
vergesse nie, was heut dein Herz empfand,
doch unterdrück es oft; wer immer durch den Schleyer
der Liebe seine Kinder sieht, der macht zu Ungeheuer,
und nicht zu Menschen sie, zur Last dem Vaterland.
Drum bilde du sein Herz, ich den Verstand;
wer weibliches Gefühl mit Mannesgeist vereinigt,
wird nie ein Wütrich seyn, der lächelnd Menschen peinigt.

[270] 14.

Die Mutter nur, mit holden Worten, kann
ein wildes Knabenherz die sanftre Tugend lehren,
sie macht den Menschenfreund, entlockt die süssen Zähren
des Mitgefühls; der Vater zieht den Mann,
den muthigen, der unter Mordgewehren
noch lächelt, der, im blutgen Kampf, auch dann
wenn Alles flieht, nicht weicht; der Sclaverey verachtet,
der nicht nach eitlem Ruhm, nur nach Verdienste trachtet.

15.

„Auch Carlos soll, in seiner Mutter Schoos,
des Mitleids stillen Werth, die Bruderliebe lernen,
die Menschen menschlich macht; sein schönes Loos,
früh oder spät, sey: Leiden zu entfernen,
wo er sie trift; nie dünk' er sich zu gross,
des Armen Freund zu seyn; und winkt, aus lichten Sternen,
sein Schicksal ihm zum Vaterland zurück,
so sey er seines Volks und seiner Zeiten Glück."

[271] 16.
„Ach! seufzt Midora, wann wird er dies wiedersehen?
Nie hat mein Herz dies stolze Land geliebt,
das Sclaven nährt, doch seit ich Mutter bin, betrübt
mich oft der Blick nach ihm, und Schmeichellüftchen wehen
mir seine Ufer zu. Wie gern vergiebt
das Mutterherz die schrecklichen Vergehen
der Möncheswuth, wenn Pflicht und Zärtlichkeit
und ein geliebter Sohn, Verzeyhung uns gebeut.

17.
„Denk, bester Mann, wenn wir nun beide sterben?
wenn auch Achmeed dies öde Thal verlässt?
durch wen soll Carlos dann sich Trost und Schutz erwerben?
Ihm lächelt nicht wie uns in jedem Tag ein Fest;
er ist allein, ein Opfer dem Verderben,
trostlos und ohne Freund! Ach! der Gedanke presst
mir Thränen aus, weil ich kein Mittel finde,
auf dem sich unser Trost und unsre Hofnung gründe!“

[272] 18.
Indem sie schweigt, naht sich ihr Freund Achmeed
aus dem Gebüsch, und staunt als er sie beide
bekümmert sieht. „Was störet eure Freude?“
so fragt er; — „kann ich helfen? ihr erhöht
mein Glück durch euern Wunsch; sagt, was verweht
von eurer Stirne die Zufriedenheit? ich leide
so gern mit euch, entdeckt mir eure Noth,
was eurer Heiterkeit, was eurer Liebe droht.“

19.
Z. „Hier dieser ist’s, der uns den süssen Frieden,
die Heiterkeit von unsrer Stirne raubt!
A. „Dein Carlos?“ Z. „Er, nur er umwölkt Midora’s Haupt
mit Sorgen, zeigt dem Vater, wie verschieden
der Mann vom Jüngling denkt! — Sieh! schon belaubt
der Baum sich wieder, schon erquickt den müden,
den kranken Wanderer ein sanfter Sonnenblick;
die Stunden fliehen schnell und kommen nie zurück.

[273] 20.
„Auch wir, Achmeed, wir werden immer älter,
wir sehn den Frühling und den Herbst vergehn,
wir werden für des Lebens Freuden kälter,
doch Carlos nicht; vor seinem Blick entstehn
die Bilder erst, die wir als Bilder kennen,
doch er für wirklich nimmt; die wir mit Lächeln sehn,
er mit Begierde, sie sein Eigenthum zu nennen;
er einigt sich mit dem, von dem wir uns schon trennen.

21.

Wie kann ich ihn, in diesem öden Hain,
wie Carlos hier zu einer Tugend zwingen,
die nur Erfahrung lehrt? wie hier ihm Führer seyn
auf einer Bahn, die einsam zu vollbringen,
für den unmöglich ist, den nicht der Schein,
wie mich, getäuscht? der nicht von allen Erdendingen,
vom Glanz des Schimmernden die Nichtigkeit gefühlt?
dem nicht des Schicksals Hand das rasche Blut gekühlt?

[274] 22.

Und doch, Achmeed, doch musst' ich unterliegen,
erschien Midora nicht, als meine Trösterin;
sie kam, da flog ein lächelndes Vergnügen,
es strömte neuer Reiz auf Oeden hin!
Ja, Freund, die Schwärmerei kann die Vernunft besiegen,
sie fesseln, doch der klare Menschensinn
kehrt, wie ein Sonnenblick durch Sturmgewölke, wieder,
und reisst den stolzen Bau erdachter Welten nieder.

23.

Dann ist der Hass, der Neid, der Stolz, die Sclaverei,
nicht mehr ein Fluch, die Tugend zu vernichten;
dann fühlen wir, ein höher Wesen sey
der Zufall; fühlen, dass der Hass von Bösewichten
die Tugend nur, in ihren schönen Pflichten,
bevestige; dass oft der Sclave frei,
zu des gefangenen Despoten Füssen liege,
und dessen Purpur nicht um tausend Kronen trüge.

[275] 24.

Dann, Freund, vergeht die Wuth der Leidenschaft,
in sanfte Freundschaft wird die Liebe dann verwandelt,
nach Launen nicht, nach Pflichten nur gehandelt;
dann stürmt nicht mehr, dann leitet nur die Kraft
des Geistes uns, bei ruhigen Genüssen;
dann saugen wir nicht Gift und Lebenssaft
aus gleicher Blume, dann, wenn wir vergessen müssen,
hat uns der stärkre Geist der Schwärmerei entrissen.

25.

Entzaubert steh ich hier! mein Carlos
riss vom Auge mir den wunderbaren Schleyer;
ich glaubte Licht zu sehn in grauser Finsterniss,
und ward aus Menschlichkeit, ein Menschenscheuer.
Jetzt stürzt es ein das glänzende Gemäuer
der Fantasie! O Vaterland, vergiss
den kalten Stolz, mit dem ich dich verlassen,
und sieh, in deinem Schoos, mein Weib und mich erblassen.

[276] 26.
Ach! eitler Wunsch! es wird den Flüchtling nicht,
es kann ihn nicht in seine Arme schliessen!
Wer führt mich hin? wo schimmert uns das Licht
der Hofnung? Hier wird uns kein friedlich Schiff begrüssen,
nur wenn der Sturm die hohen Maste bricht,
sehn wir nach unserm Strand die morschen Trümmer fliessen!
O Carlos! o mein Sohn! dein künftiges Geschick,
umwölkt mit Thränen und mit Kummer meines Blick.

27.
A. „Lass unbesorgt die Zukunft näher kommen,
ich schwör es dir, du sollst dein Vaterland
bald wiedersehn! Mir ist die Hofnung nicht genommen,
auch meinem Freunde nicht! Die Freundschaft stand
schon oft der Liebe bei; und ist vom Strand
mein Canot auch ins weite Meer geschwommen,
es schadet nicht; der erste beste Baum,
gut ausgehölt, hat dann für mich zur Schiffahrt Raum.“

[277] 28.
„Was sagst du, Freund?“ ruft mit entzückter Stimme
Zamori aus; „o wenn es möglich wär!“
„Es ist, erwiedert ihm Achmeed; das wilde Meer
schreckt nicht mit seinem stolzen Grimme,
Zamori’s Freund! Ein Ruder, vest und schwer,
in meiner Hand, und ich durchschwimme
den Ocean, trotz Sturm und Wogenflut:
die Götter schützen den, der etwas Gutes thut.

29.
Ich will sogleich nach meinem Canot sehen,
und find’ ich ihn, so wie der Tag beginnt,
ins Meer, nach jener Insel gehen,
von der ich kam; sie ist nicht weit; bei stillem Wind,
wenn mir die Wogen nicht entgegen sind,
kann ich zur Abendzeit an ihrem Ufer stehen;
dort landen oft die Spanier; vielleicht,
dass mir sich dort ein Schiff zu eurer Rettung zeigt.“

[278] 30.
Z. „Achmeed! mein Freund! mein Trost! mit welchen heitern,
vergnügten Bildern schmückst du mir das Thal
der Zukunft? — O! wie lieblich schön erweitern
sich meine Blicke! ich darf hoffen! jene Qual
gezwungner Ruhe flieht, und meine Wünsche scheitern
an keinem Wunder mehr! Ach! tausendmahl
sey dir gedankt; ich kann dich nicht belohnen;
ein treues Bruderherz gilt mehr als Gold und Kronen.“

31.

Zamori liegt im Arm Achmeed's, und fühlt
der Freundschaft Werth in trüben Lebensstunden;
mit ihrem Kranz ist seine Stirn umwunden,
ihr Balsam hat sein tobend Blut gekühlt.
Midora lächelt, Carlos spielt
auf ihrem Schoos, lebt hier die glücklichsten Secunden,
die nie der Mensch, wenn er nicht Teufel ist,
im schweigendsten Genuss der Freude, nie vergisst.

[279] 32.

Doch jetzt verlässt Achmeed die frohe Hütte,
und eilt zur Bucht, wo einst sein Canot stand,
den er an einen Baum mit starkem Schilfe band,
als er zur Insel kam, und den er in der Mitte
von Sträuchern, mehr denn funfzig Schritte
vom Ufer weg, im Walde wiederfand,
so wohlbehalten, dass er, ohne weitres Sinnen,
beschliesst, am andern Tag die Reise zu beginnen.

33.

Er geht zurück, und macht, was er beschloss,
Zamori kund, der qualgemischte Freude,
nicht inniges Vergnügen mehr genoss.
„Von dir mich trennen?“ rief er aus, und Beide
vergiessen Thränen; nein! Achmeed, ich scheide
von deiner Seite nicht; die Hofnung goss
ihr Zauberöhl umsonst auf meine Wunden,
mit dir, o theurer Freund, ist auch ihr Reiz verschwunden!“

[280] 34.

Doch nicht, erwiedert ihm Achmeed, dein Vaterherz
und meine Pflicht! Ich muss mich von dir trennen,
weil ich dich liebe, weil ich deinen Schmerz
empfinde! Wie? sollt ich dein Freund mich nennen,
und dir nicht, müsst es seyn, mein Leben opfern können?
O! Freund, mir ist so hohe Pflicht kein Scherz,
ich müsste dich, mich selbst, und deinen Carlos hassen,
hielt ich nicht streng mein Wort, dich morgen zu verlassen.“

35.

Bald bin ich wieder hier, und — nimm mein Wort —
ich will mit dir dann jede Stunde theilen,
dein Schutzgeist seyn, es sey an welchem Ort
der Welt es sey; ich will mit dir des Schicksals Pfeilen
entgegen gehn, und reissen sie uns fort,
und wanken unter uns der Erde veste Säulen,
so reichen wir uns brüderlich die Hand,
und gehen, so vereint, zurück ins Sternenland.“

[281] 36.
So spricht Achmeed, und fühlet das Entzücken
der Tugend und der Menschenfreundlichkeit,
die Wollust, Freunde zu beglücken;
er liest Bewundrung in Zamori's Blicken,
und auf Midora's Stirn Zufriedenheit;
er fühlet sich so froh, so reich, und doch so weit
von eitlem Stolz entfernt, der löblich zu verschwenden,
zu lieben künstlich weiss, die Wahrheit zu verblenden.

37.
Vergnügt ist Jeder, und die ganze Nacht,
wie Freunde thun, wenn sie sich trennen müssen,
wird unter Hoffnungen und Küssen,
beim frohen Mahl vertraulich zugebracht;
doch als sich nun die Stunde banger Schmerzen,
die Trennung naht, das Morgenroth erwacht,
da wird die Freude still, da bluten ihre Herzen,
ach! da verlöschen schnell der Hofnung Zauber-Kerzen.

[282] 38.
Den Sitz der Freude nimmt das bange Schweigen ein,
das Freunden Trennung stets verkündet,
weil das Gefühl, um nicht bemerkt zu seyn,
im Schweigen sich mit kaltem Ernst verbindet;
doch nur ein Wort — und die Natur erscheint
in ihrer Macht, verräth was sie empfindet,
und zeigt, indem sie schöne Thränen weint,
das unschätzbarste Gut der Erde, sey — ein Freund.

39.
Achmeed ermannt sich jetzt; — er kann nicht länger weilen,
die Sonne winkt: „Lebt wohl! ihr Guten, bald
bin ich zurück! Lebt wohl!“ und in den Wald
ist er verschwunden, und hat schon die steilen
Gebürge hinter sich, sein Ruderschlag erschallt
im Echo schon, eh ihn die Liebenden ereilen,
die trauernd nun am Strand des Meeres stehn,
dem kühnen Schiffer noch mit Thränen nachzusehn.

[283] 40.
Sieh da! Achmeed scheint ihnen zuzuwinken,
sie hören noch wie schnell sein Canot rauscht,
das immer kleiner wird, und in die Flut zu sinken
und zu verschwinden scheint. Ach! schon vertauscht
das Canot die Gestalt, — zwey helle Punkte blinken
nur in der Ferne noch; vergebens lauscht
Midora, — sie hört Nichts; blickt auf— o welches Schrecken!
sie kann vom ganzen Schiff kein Pünktchen mehr entdecken.

41.

Da zieht sie sanft Zamori zu sich hin,
und schmiegt um seinen Hals die Schwanen-Arme,
und weint an seiner Brust, und überlässt dem Harme
der Freundschaft sich. Z. „Was weinst du Gute? bin
ich dir nicht Schutz? nicht Freund? wird er nicht wiederkehren?
Gewiss täuscht uns des Lebens Zauberin,
die Hofnung, diesmal nicht, die Gottheit wird uns hören,
und uns ins Vaterland die Rückkehr nicht verwehren !“

[284] 42.

Er schweigt, sie gehn den nächsten Weg ins Thal,
der Hütte zu; das Bild der nahen Wonne,
wenn sie in Spanien die Morgensonne
begrüssen, wenn dort sie ein vaterländisch Mahl
erquicken wird, hat bald den Schmerz verwiesen,
der ihrem Geist zufriednen Frohsinn stahl;
sie sehn Achmeed für sich zum Retter auserkiesen,
und freudiger wird nun die Vorsehung gepriesen.

43.

Sechs Tage wankt die veste Hofnung nicht,
am siebenten wird schon ein Fels bestiegen,
und weit umher geschaut; doch noch verspricht
die Ferne Nichts, die Hofnung scheint zu lügen,
und schwächer dämmert schon ihr Licht;
Midora fürchtet schon ein listiges Betrügen:
Zamori lächelt nun; von Vorurtheilen frei,
bleibt er dem edlen Freund und seiner Hofnung treu.

[285] 44.

Sein Carlos muss den fernen Freund ersetzen,
sie lagern sich auf die beblümte Flur,
und spielen beide dort, umgeben von den Schätzen
der wiederlächelnden Natur;
und für den Vater ist’s ein köstliches Ergötzen,
wenn er im Sohn dann eine leise Spur
der Rührung merkt; die Stimmung der Gefühle,
verräth der Säugling schon im frühsten Kinderspiele.

45.

Doch dieses Glück beflügelt nur die Zeit,
zwey Wochen sind erwartend hingegangen,
und sieh! es taucht der Tag die goldnen Wangen
schon wieder in das Meer, und ach! noch beut
der Eltern lechzendem Verlangen
kein Freund sich dar; im Traume selbst erfreut
die Hofnung sie nicht mehr; sie glauben sich vergessen,
und haben in Achmeed nun keinen Freund besessen.

[286] 46.
Sie denken nur mit Schmerz an ihn zurück,
sie sehn bekümmert in die reitzenden Gefilde
vergangner Freundschaft, sehn mit nassem Blick
die Tugend noch mit angebohrner Milde,
die Redlichkeit, in ihres Freundes Bilde,
und klagen laut, und zürnen dem Geschick,
den Göttern, die der Menschen Wünsche hören,
und statt Erfüllung nur mit Hofnung sie bethören.

47.
Da pocht's; und eh die Thür Zamori noch erreicht,
tritt schon ein Mann, im spanischen Gewande,
bewafnet her; Zamori staunt, und weicht
zurück, und kennt die Tracht von seinem Vaterlande
im ersten Taumel kaum, so fesseln ihn die Bande
der Freude, so das Schrecken; und ihm däucht
ein Gott steh vor ihm — erst nach langen Augenblicken
kennt er den Spanier; da flammt in ihm Entzücken!

[287] 48.
Er fällt dem Fremdling um den Hals, vergisst
Midora, hört nicht Carlos schreyen,
sieht nicht Achmeed; sein ganzes Wesen ist
in ein Gefühl verhaucht, bestürmt von neuen
geliebten Bildern, die der Weiseste vermisst
der Heimath fern, und die den Weisesten erfreuen;
von euch, ihr Bilder der vergangnen Kinderzeit,
ihr Stunden jener Welt, Welt der Zufriedenheit!

49.
Er ruft: „Wo ist mein Sohn? mein Weib? ich seh es wieder
mein Vaterland! Auch du Midora, auch
du Carlos! — Seht! so gehen meine Brüder,
die Spanier, so sehn sie aus! so bieder,
so brav, so stolz! Belebe sie doch Hauch
der Wonne! Hauch der Freude! Ja! Ich werde
dich wiedersehn mein Spanien! den Rauch
der väterlichen Burg! die Frucht der Muttererde!

[288] 50.
Ich werde wiedersehn die goldne Flur,
auf der ich einst, ein wilder Knabe, spielte,
auf der ich deinen Reiz, wohlthätige Natur,
so wahr, so tief, so innig fühlte;
ich werde wiedersehn den Pomeranzenhain,
der mich so oft mit seinem Schatten kühlte;
mit Carlos werd' ich wieder Knabe seyn,
und mich bei seinem Spiel noch meiner Kindheit freun."

51.

„Du theilst doch dann mit mir noch dein Vergnügen?“
frägt ihn Achmeed, den bis dahin versteckt
der Fremdling hielt. Z. „Ihr Götter! was entdeckt
mein Auge? Blick des Lebens!“ Beide fliegen
sich in die Arme, und in stummer Wollust liegen
sie Herz an Herz, und jeder Odem weckt
in ihrer Brust, was ewig werth und theuer
erhabnen Seelen ist, der Freundschaft heilges Feuer.

[289] 52.

Der Fremdling steht indess mit Staunen da,
sein Auge schmückt der Rührung stille Thräne;
es both ihm Spanien nie solche Wonne-Scene
der Freundschaft dar; kaum glaubt er was er sah;
hier Freunde, die aus zweyen Erdenzonen
ihr Herz vereinte, dort, wie Amathusia
so schön, ein Weib; auf ihrem Lächeln thronen
die Grazien, ihr Blick kann Götterthaten lohnen.

53.

Auf Carlos ruht Der liebevolle Blick,
auf ihn ergiesst sich ihre sanfte Freude,
die Wonne, dass ihr günstiges Geschick
sie länger nicht vom Vaterlande scheide;
er liegt an ihrer Brust, der Liebe Genius
ist nicht so schön; sie küsst ihn; und mit innerm Neide
ruft jetzt der Spanier: „O friedlicher Genuss
der Kinderzeit! wie süss ist nicht ein Mutterkuss!

[290] 54.

„Wie kann ich dir, Achmeed, für diese Wonne danken?
für diese Freude, die mein Herz durchglüht?
Jetzt öfnen sich vor meinem Blick die Schranken
des Vorurtheils! Die sanftre Tugend zieht
an ihren Busen mich, in ihrem Schoosse blüht
nur wahres Glück! Jetzt ist in meiner kranken
verwöhnten Seele die Natur erwacht,
von heut an, Fluch dem Stolz und jeder eitlen Pracht!"

55.

Z. „So muss ein Spanier, bei Gott! so muss er denken,
und jeder Mensch, der brav und edel ist!
O! welche Freudenstrahlen senken
sich in mein Herz, da du mein Landsmann bist!
Dir gleich nur viele, und die Zeit der Möncheslist
verschwindet, und die freien Geister schenken
dann wieder Spanien der alten Mauern Fleiss,
und faule Priester nährt dann nicht des Armen Schweiss.

[291] 56.
Dann wird die Flur mit goldnen Halmen glänzen,
ein Sitz der Freude dann des Landmanns Hütte seyn;
der Glaube schweigt, und in zufriednen Tänzen
wird dann der Bürger sich der Bruderliebe weihn,
die Wahrheit sich mit frischen Palmen kränzen,
und ihrem Geist nicht Schwerdt der Allmacht dräun;
dann wird, im freien Stolz, nach eignen Idealen,
des Künstlers Phantasie ein Bild der Schönheit mahlen.

57.
O diese Zeit, sie wird, sie muss entstehn,
der Geist der Welt ist mir ein sichrer Bürge,
dass nun nicht mehr der Glaube Menschen würge,
die ungetäuscht den Weg der Wahrheit gehn;
der Freiheit Werth muss bald die Menschen rühren,
wenn irgendwo nur ihre Fahnen wehn!
Auch uns, mein Landsmann, wird ihr heilger Lorbeer zieren,
und du mich ihrem Sieg gewiss entgegen führen.“

[292] 58.
„Du denkst wie ich;“ erwiedert ihm der Mann
aus Spanien; „Gott gebe deinen Träumen
Erfüllung und Gedeihn! Der Mensch gewann
in Kurzem Viel; und Manches ist im Keimen,
was bald die Zeit, sehr bald vollenden kann!
Wir wollen nicht den Augenblick versäumen,
in welchem unser Volk vielleicht die Fackel schwingt,
die in Tyrannen-Nacht das Licht der Freiheit bringt.

59.
Mein Fahrzeug kann noch heut die Anker lichten,
der Wind ist gut, und keine Wolke droht
mit Sturm; wir können gleich die Segel richten,
und wenn du willst, kann uns das Abendroth
im Meere sehn. Bei jenen Kiefer-Fichten
dort in der Bucht, erwartet mich das Boot;
wir können, wollt ihr euch noch heut zur Fahrt entschliessen,
schon morgen fremdes Land auf fremdem Meer begrüssen.“

[293] 60.
Zamori und Achmeed, von Hofnungen beglückt,
in Spanien der Freiheit Thron zu gründen,
der Tyrannei den stolzen Arm zu binden,
die Menschengeist mit harten Fesseln drückt,
beschliessen kühn, noch heut die Fluthen zu befahren,
damit der nächste Tag sie schon im Meer erblickt;
sie denken nicht an Unglück und Gefahren,
nicht an das gute Land, wo sie so glücklich waren.

61.

Midora nur vergisst die Freuden nicht,
die hier so oft ihr sanftes Herz genossen;
sie denkt der Stunden noch, die hier so süss verflossen,
und segnet diese Flur! Ach! ihr verspricht
die Zukunft wenig; doch hat Mutterpflicht
die Rückkehr nach Europa vest beschlossen;
sie ruft das Bild einsamer Noth zurück,
sieht ihren Carlos an, und opfert gern ihr Glück.

[294] 62.

Und als sich nun auf purpurfarbnen Flügeln
der Abend naht, die Dämmrung niedersinkt,
der Silbermond von jenen grauen Hügeln
hinüberblickt, schon auf dem Bache blinkt,
in dem sich hie und da einsame Sterne spiegeln,
als schon die Flur den Thau der Kühle trinkt,
ach! da verlassen, auf des Fremdlings Bitte,
die treuen Liebenden die friedevolle Hütte.

63.

„So lebe wohl, du segenreiches Thal,“
Midora sagt's, und sinkt auf ihre Knien,
„du Sitz der Freude, wo der Liebe Feuerstrahl
mein Herz durchglühte, wo mit süssen Melodien
an jedem Morgen mich die Nachtigall
zu neuer Wonne rief, ihr holden Harmonien
des Hains, so lebt denn wohl! Nie werd' ich, schönes Land,
vergessen, Was ich hier, in deinem Schoosse fand.

[295] 64.

Du Hütte wirst mir ewig theuer bleiben,
o dich verdrängt kein schimmernder Palast;
was auch die Kunst, ihr prächtges Reich umfasst,
sie kann den Blick, doch nicht das Herz betäuben,
durch Missbrauch wird das Schöne selbst verhasst;
die Tempel einer Welt kann ein Moment zerstäuben,
doch die Erinnrung nicht, die segnend niederblickt,
wenn auch, o Hütte, dich ein Sturm zu Boden drückt.“

65.

Hier unterbricht ein Strom dankbarer Zähren
das gute Weib; sie richtet sich empor,
sinkt an Zamori's Brust, und neue Liebe schwor
ihr Auge, und ein zärtliches Begehren,
ein sanfter Wunsch stralt aus dem Blick hervor,
dem trüben Blick, der die Bekümmerniss zu nähren,
dem Zweifel und dem Gram zu schmeicheln scheint;
in dem sich hoher Schmerz und hohe Lust vereint.

[296] 66.
„Ein Mann versteht den dunkeln Sinn der Blicke,“
Zamori so, „o beste Seele, scheuch
die Zweifel weg! Wie ich jetzt an mein Herz dich drücke,
wie ich dich liebe, so und ewig gleich
werd’ ich dich lieben, so in jedem Reich
der Welt dich lieben, und die goldnen Augenblicke
die wir hier lebten, nie vergessen; liebe mich,
mehr wünscht dein Gatte nicht, nur immer wie ich dich.“

67.
„Komm Freund Achmeed, lass uns noch hier beschließen,
was hier begonnen ist, der Seelen schönsten Bund!
Wir schwören: treu vereint, die Freuden zu geniessen,
die Tugend giebt, und da wo Thränen fliessen,
sie gern zu trocknen; nie erhebe unser Mund
gekrönte Laster, nur Verdienste mache kund
ein Jeder, wo sie sind; für Freiheit gern zu sterben
sey unser Stolz, der Zweck, sie Andern zu erwerben!“

[297] 68.
„Wir schwören!“ ruft vom Geist der Kraft entzückt,
Midora aus; „wir schwören!“ rufen Alle,
und herrlich tönt im fernen Wiederhalle,
„wir schwören!“ nach; und Jeder blickt
gen Himmel, ruft die goldne Freiheit nieder,
und jeder fühlt sich gross und stark, beglückt
durch Hofnung; sieht in allen Menschen Brüder,
die Wahrheit der Natur, im Bild der Gleichheit wieder.

69.
In diesem Rausch erreichen sie das Boot,
von dem nicht fern des Schiffes Wimpel wehen,
und steigen ein; da glänzt im Abendroth
ihr Hüttchen noch, da weinen sie und sehen
mit Sehnsucht nach dem glücklichen Gefild
der Liebe hin, und denken das Entstehen
von ihrem Glück, und sehn so manches Bild,
was schon vergessen war, mit neuem Glanz enthüllt.

[298] 70.
Da trauern sie, da ist der Rausch verschwunden,
da freut das Schiff, dem sie genaht, die Pracht
der ungewohnten Kunst sie nicht; erwacht
ist die Erinnrung jener Stunden
zufriedner Dürftigkeit; sie haben es empfunden,
wie glücklich Schwärmerei, wie glücklich Liebe macht;
zwey Freunde, die sich nie vergessen können,
und die mit Thränen nur, mit Wehmuth nur sich trennen.

71.

Ach! Sterbliche nährt nur auf kurze Zeit,
dies treue Paar mit ihren süssen Früchten,
die Jugend nur ist ihrem Glück geweiht;
dann trennt sie die Natur, um nicht die Sterblichkeit
durch beider Glut auf einmahl zu vernichten;
dann wagt Vernunft die Liebe selbst zu richten,
dann flieht der Schein, der schimmernd sie umgiebt,
und glücklich ist dann der, der noch wie vorher liebt.

[299] 72.

So glücklich ist der Mann, den ich gesungen,
das edle Weib, das meine Muse priess;
der Täuschung brachten sie in süssen Huldigungen
ein Opfer dar; ein blühend Paradies,
vom Feuerarm der Phantasie umschlungen,
schuf ihnen Schwärmerei; ihr kühner Stolz verstiess
die Sterblichkeit, um sie mit Himmeln zu vertauschen,
im Bild des Ideals die Seele zu berauschen.

73.

Der Rausch entflieht, doch ihre Liebe nicht,
die sich auf Harmonie der Tugend gründet;
sie selbst verdrängt mit einer heilgen Pflicht
die Schwärmerei, mit Demantfesseln bindet
sie selbst die Phantasie, und löscht das Zauberlicht
der Göttin aus; die Liebe selbst empfindet:
nothwendig sey so manches in der Welt,
was jugendlicher Stolz für überflüssig hält.

[300] 74.

Sie führt auch jetzt nach seinem Vaterlande
Zamori heim; schon ist das Schiff erreicht,
schon treibt ein günstger Wind sie von dem sichern Strande
ins weite Meer, ihr gutes Eiland weicht
schon immer mehr zurück, und als im Lichtgewande
aus Wogengrau die Morgensonne steigt,
hat Nebelnacht die Insel schon verschleyert,
und nach Iberien wird muthig hingesteuert.

75.

So lasse denn die kühnste Schwärmerei
sich einst, Zamori gleich, zurück zur Wahrheit führen;
der Weiseste war nicht vom Irthum frei,
ihn muss die Täuschung erst durch ihre Zauber rühren,
soll ungestört Vernunft einst seinen Geist regieren;
wer nie das Gift beredter Schmeichelei
gekostet hat, kann leicht mit Beyfall Schmeichler hören,
doch wer Sirenen kennt, kann keine mehr bethören.

[301] 76.

Wer Schwärmerei der Liebe thöricht schilt,
ist selbst ein Thor; nur sie veredelt Herzen,
lehrt Menschengeist in nackter Armuth scherzen,
nur sie schuf Wüsten um in blühendes Gefild,
liess Menschen menschlich seyn; aus ihren heilgen Fluthen
trank die Begeisterung, und schuf das Bild
des Schönen und des Wahren und des Guten,
die Kräfte alle, die in Menschenseelen ruhten.

77.

Heil, Heil dem Mann, der ihre Macht gekannt,
der Götterrausch aus ihrem Kelch getrunken,
um dessen Stirn sie ihre Kränze wand,
und der, nicht mehr durchglüht von ihren Zauberfunken,
als ihre Schleyer schon vor seinem Blick gesunken,
dann dankbar noch vor ihrem Altar stand;
Er wird den Werth der Liebe dann erkennen,
und sie, ein Weiser dann, den Hauch der Gottheit nennen.

Anmerkungen.[75]

Pag. 81. Stanze 29. Vers 7. verdümmert. Da ich dieses Wort mich nicht erinnre gelesen zu haben, so muss ich es schon für mein Eigenthum halten, und um Schutz für dasselbe bitten. Es ist ein neuer Name, für eine sehr alte Sache. Die Priester aller Zeiten suchten die Völker nicht allein in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten, sondern vermehrten ihre Unwissenheit und bestärkten ihren Aberglauben, wo sie konnten. Um diese Wahrheit mit einem Wort auszudrücken, sagt ich verdümmern, und mir scheint dies Wort der Sprach-Analogie so angemessen, als verschlimmern, bekümmern, verbessern.

Pag. 202. St. 58. V. 6. Scharben. Die Scharbe, eine Art Pelicane, Reiher, welche in andern Gegenden Wasserrabe genannt wird. Pelecanus Carbo, Linn. s. Adelung deutsches Wörterbuch 3. Thl. 304

Pag. 185. St. 25. V. 4. und pag. 230. St. 47. V. 8. Eickton. Die alten Aegyptischen Philosophen liessen die Gottheit aus dreyen Grundwesen bestehn; dem Eickton, dem ewigen Grundwesen, welches Andre ausdrücklich den Vater nennen, dem Emoph, oder dem vollkommensten Geiste, und dem Phiha oder dem Worte, welches alle übrige Dinge erschaffen hat.

Pag. 242. St. 6. V. 4. schweisst. Ein bekannter Ausdruck der Jäger, für bluten. Der Jäger sagt von einem angeschossnen Wild, es schweisst, und würde lachen, wollte man sagen, es blutet. In dieser Rücksicht, wenn von der Jagd die Rede ist, darf schweissen auch wohl im Gedicht gebraucht werden.

---

[75] 2016: Die Seite ist hier belassen worden, obwohl die Anmerkungen schon der bei den entsprechenden Verse eingefügt sind.
Die Folgeseite „Druckfehler und Verbesserungen“ ist weggelassen, weil die aufgeführten Fehler im Text korrigiert sind. Der abschließende Hinweis „Unbedeutendere Druckfehler der Interpunktion und Orthographie wird wohl jeder Leser leicht selbst finden, und verbessern können“ ist bei der Übertragung nur in Ausnahmefällen berücksichtigt worden.

Das

Glück der Liebe.[76]

Von

Franz von Kleist.

Berlin, 1793.

bei Friedrich Vieweg, dem älteren.

[76] Grundlage ist ein Scan eines Buchs der Harvard College Library.
Der nach dem Tod des Autors erschienene Sammelband Liebe und Ehe in 3 Gesängen enthält auch den Text dieses Bandes, s. unten S. 583, mit einer Reihe von Änderungen. Es ist wahrscheinlich, dass diese vom Autor noch im Jahr 1797 vorgenommen sind.

Nil sine te mei
Possunt honores.

Horat.

AN
ALBERTINEN.

Freude glüht in meinem Herzen,
Freude, sey Du mein Gesang!
Lasst mit Kronen Fürsten scherzen,
Sorgen ihren Himmel schwärzen,
drückt doch mich kein eitler Zwang!
Freude, sey Du mein Gesang!
Freude, die bei Hymen's Kerzen,
treues Weib, an Deiner Hand
meine frohe Seele fand.

[6]
Wie das Schiff auf Meereswogen,
ist ein Jüngling ohne Weib;
lächelnd durch den Schein betrogen,
schnell von Schönheit angezogen,
liebt er nur zum Zeitvertreib;
läugnet, dass ein schöner Leib
oft, was er versprach, gelogen,
und zu spät erkennt er dann,
Täuschung sey, was er gewann.

Aber wer vom Gift der Thoren
nicht berauscht, den Schein verlacht;
wer ein Weib sich auserkoren,
die den schönen Bund beschworen,
wo, von Liebe treu bewacht,
nur die Tugend glücklich macht;
o! dem geht kein Tag verloren,
friedlich bietet ihm die Zeit,
Palmen der Zufriedenheit.

[7]
Lächelnd eilen ihm die Stunden
dieses Erdenlebens hin;
schön von Hymen's Kranz umwunden,
werden Tage zu Secunden,
und mit neuem Wahrheitssinn,
wird — o glücklicher Gewinn! —
jedes Schöne dann empfunden;
dann, wie Wellen in dem Bach,
folgen Freuden, Freuden nach.

Als ich noch auf jenen Hügeln,
bei den Rosen niedersank,
mich in Amors goldnen Flügeln,
immer flatterhaft zu spiegeln;
als ich noch vom Lethe trank,
machte mich die Liebe krank,
wollt' ich nicht den Bund besiegeln,
den die Schwärmerey beschwor;
freylich war ich da ein Thor!

[8]
Immer glaubt' ich da die Freude
mir so nah, und fand sie nicht;
glaubte, dass, verfolgt vom Neide,
schuldlos meine Seele leide;
sah bey Amor's Zauberlicht,
mich bald Gott, bald Bösewicht;
suchte bald die dürre Haide,
bald des Waldes Schattengang,
bald die Stille, bald Gesang.

Immer war ich nicht zufrieden,
hatte Nichts, und wünschte Viel,
dachte, dass uns nur hienieden,
Täuschung das Geschick beschieden;
fluchte zürnend dem Gefühl;
sah mich immer hart am Ziel,
wollte nicht im Lauf ermüden,
glaubte das Vollenden leicht,
und mein Zweck blieb unerreicht.

[9]
Aber jetzt, o neues Leben!
jetzt bin ich ein froher Mann;
mir ist nun ein Weib gegeben,
deren liebevolles Streben
mich zum Gotte zaubern kann;
nun vollendet, was begann;
nun will ich mein Haupt erheben,
fragen, wer gleich mir so frey,
so vergnügt und sorglos sey?

Frohe Tage, frohe Nachte,
sind mein schöner Lebenslauf,
und an Albertinens Rechte,
trotz der Fürsten Mordgefechte,
trotz der Britten Sklavenkauf,
blüht mir doch die Hofnung auf,
Vater künftiger Geschlechte,
die kein Schwerdt der Herschsucht
scheun,
freyer Kinder Rath zu seyn.

[10]
O! wenn noch auf Flora's Beete, [77]
Silberthau die Rose schmückt,
und bei Nachtigall Geflöte,
mich die goldne Morgenröthe,
noch in Amor's Schoos erblickt;
o dann bin ich mehr entzückt,
wie der Franke, der im Lethe
jetzt Despot und Thron vergisst,
freyer Mensch die Tugend küsst.

Wachst du, Liebchen? ruf' ich leise,
und ihr freundlich Auge glüht,
schöner als im Sternenkreise
der Planet, den spät der Weise
an Aurora's Busen sieht.
Doch wenn nun die Dämmrung flieht,
Föbus in die goldnen Gleise
mit dem Feuerwagen fährt;
dann bin ich erst neidenswerth!

[11]
Dann durchglühn mich tausend Küsse,
dieser Seelenschmeichlerin,
strömend zaubern dann Ergüsse,
wollustathmender Genüsse,
mich mit süssberauschtem Sinn,
nach den Fluren Eden's hin;
hier vergess ich, was ich misse,
wünsche, was ich haben kann,
fühle, was ich schon gewann.

Frölich wall ich nun dem Tage,
in zufriedner Seelenruh',[78]
ohne Missmuth, ohne Klage,
nicht gestört von Herzensplage,
heiter meiner Arbeit zu,
wo mit schwesterlichem Du
mir Calliope die Waage
sanfter Harmonien beut,
sich mein Geist der Muse weyht.

---

[77] 2016: Fassung 1799
Schon, wenn noch auf Flora's Beete,

[78] 2016: Fassung 1799
in bescheidner Seelenruh',
fern des Neides öder Klage,
diesem Quell der Lebensplage,

[12]
Lebensglut in Sylben hauchen,
Worte der Unsterblichkeit
in den Quell der Dichtung tauchen,
künstlich so die Täuschung brauchen,
dass der Muse Rosenkleid,
neue Kraft dem Wahren leiht,
ihre Flammen nie verrauchen;
diese Himmelskunst verstehn,
ist beim ew'gen Gotte! schön! —

Doch was ist die Kunst zu dichten,
gegen wahrer Liebe Glück?
Reizend ist's Despoten richten,
Täuschung von der Wahrheit sichten,
leiten eines Heers Geschick;
Aber schöner ist der Blick
eines Weibes, die den Pflichten
sanfter Tugend sich ergiebt,
zärtlich ihren Gatten liebt.

[13]
Ja! gesegnet sey die Stunde,
als ich Dich, Geliebte, fand,
und geführt von Menschenkunde,
mich zum treusten Seelenbunde,
gutes Weib, mit Dir verband;
Wonne gab mir Deine Hand,
Wonne jegliche Secunde,
die, seit mich Dein Arm umschloss,
in den Strom der Zeiten floss.

Alles scheint sich neu zu kleiden,
was das Auge sieht und kennt,
wenn wir reich an Hymen's Freuden,
jede prächtge Thorheit meiden,
die der Pöbel Grösse nennt,
die nach Schattenbildern rennt,
stolze Armuth unbescheiden
mit geborgtem Reichthum schmückt,
Lastern schmeichelt, Tugend drückt.

[14]
Grüner scheint das Laub der Bäume,
lieblicher der Blume Hauch,
hochgesprosster alle Keime,
goldner Häos Wolkensäume,
magischer des Nebels Rauch,
und, gekühlt vom Rosenstrauch,
reizender die Morgenträume,
wenn uns fern von Stolz und List,
ein geliebtes Weibchen küsst.

Oft empfind' ich dies im Thale,
wo mich jede Blume rührt;
oft bei meinem stillen Mahle,
wo statt schäumender Pocale,
Mässigkeit das Scepter führt,
wo nicht Gold die Wände ziert,
wo Natur die Freudenschaale
mir an meine Lippen drückt,
mich durch ihre Pracht entzückt.

[15]
Welten mögt ich dann beglücken,
an mein hochentzücktes Herz
brüderlich die Menschen drücken,
jedes Seufzen schnell ersticken,
lindern jeden fremden Schmerz;
dann so gerne Lust und Scherz
jubelnd um mich her erblicken;
ach! es ist so göttlich schön,
alle Menschen glücklich sehn.

Und es ist so leicht auf Erden,[79]
wer nur Lust und Muth besitzt,
ist so leicht vergnügt zu werden,
wenn man nur nicht an Beschwerden,
wie am Stein der Bildner schnitzt,
immer sich auf Andre stützt,
und mit grämlichen Geberden,
nur den Schaden überdenkt,
nie das Herz mit Hofnung tränkt.

[16]
Darum ist in diesem Leben,
was auch kalte Vorsicht sagt,
Lieb' und Freiheit uns gegeben,
zur Begeisterung zu erheben
jeden Schwächling, der, verzagt,[80]
keine kühne Thaten wagt;
fühlt er erst der Liebe Beben,
so bewafnet sich sein Herz,
und der Geist steigt himmelwärts

---

[79] 2016: Fassung 1799
Und es ist das Glücklichwerden,
wer den Willen nur besitzt,
ist so wunderleicht auf Erden,
wenn man nur nicht an Beschwerden,
wie am Stein der Bildner, schnitzt,
immer sich auf Andre stützt,
und mit fürchtenden Geberden,

[80] 2016: Fassung 1799
Den, der an sich selbst verzagt,

Lieb' und Freiheit sind die Blüten
unsrer irdischen Natur;
auf tyrannischen Gebieten,
muss der Mensch sie sorgsam hüten,
muß verbergen ihre Spur;
wie der Gärtner auf der Flur,
der, wenn Frühlingsstürme wüthen,
seinen Blumenflor versteckt,
und mit Zweigen überdeckt.

[17]
Diese göttlichen Gefühle
machen mir das Leben schön,
wenn in duftgetränkter Kühle,
im belebten Lustgewühle,
tausend Wesen mich umwehn,
die, gebohren kaum, vergehn,
und gleich mir sich einem Ziele
auf des Erdenlebens Bahn,
schneller zwar, doch immer nahn.

Wonne füllt dann meine Seele,
wenn mit holder Freundlichkeit,
beim Gesang der Filomele,
auf des Todes düstre Höle,
Rosen der Vergangenheit,
lächelnd Albertine streut;
o! dann küss ich sie, und quäle,
über Gott und Ungefehr,
mich mit keinem Zweifel mehr.

[18]
O! dann winkt zu süssen Freuden,
mich die wollustreiche Nacht,
wo die Götter Menschen neiden,
und ein Augenblick die Leiden[81]
vieler Zeit vergessen macht;
wo Antonius die Schlacht,
Abelard das nahe Scheiden,
Heinrich seiner Feinde List,
Joseph seinen Trohn vergisst.

---

[81] 2016: Fassung 1799
und ein Augenblick der Leiden
eines ganzen Lebens lacht;
wo Antonius die Schlacht,
Abelard das nahe Scheiden,
Tasso seiner Feinde List,
Heinrich seinen Trohn vergisst.

Ha! was könnt ich nicht vergessen,
wenn mein glühendes Gesicht
Albertinens Trähnen nässen,
die Entzückungen erpressen
Wonnen, die uns im Gedicht
nie die Phantasie verspricht;
ha! was könnt ich nicht vergessen,
wenn Ihr Feuer mich durchglüht,
Erd' und Himmel mir entflieht!

[19]
Stiege dann von seinem Trohne,
neidisch ein Despot herab,
böte mir, zum seltnen Lohne,
für mein Weib die Demantkrone,
seinen goldnen Herscherstab;
lachen würd' ich, auf das Grab
seiner Väter, mit dem Hohne
eines Reichern niedersehn:
„Sieh! auch Könige vergehn!"

Diadem und Scepter fallen,
endlich in den Strom der Zeit,
und wenn sie vorüber wallen
nach des Todes Schauerhallen,
wird des Lebens Herrlichkeit,
Schatte der Vergangenheit;
und es bleibt den Fürsten Allen,
nur der Staub von diesem Glanz,
nur ein welker Lorbeerkranz.

[20]
Doch wenn uns mit sanfter Milde,
das Geschick nur wenig giebt,
und auf blühendem Gefilde,
sich der Mensch im schönen Bilde,
einer schönen Seele liebt;
o Beglückung! dann betrübt,
unter Hymen's vestem Schilde,
bei der Hofnung hellem Licht,
uns des Todes Grauen nicht.

Freundlich wie Dionen's Knabe,
wenn er unter Nymphen spielt,
winkt uns dann der Tod zum Grabe,
dass uns dort die Ruhe labe,
die der Mensch so selten fühlt,
weil er stets nach Dingen zielt,
die, wer an dem Pilgerstabe
sterblicher Bestimmung schleicht,
niemals Menschenkraft erreicht.

[21]
Naht auch einst im Strom der Zeiten

mir der letzte Augenblick,
fühl ich meine Kraft entgleiten,
muss ich mit dem Tode streiten,
fodert mich der Staub zurück;
will ich segnen mein Geschick
will ich froh zum Grabe schreiten,
Albertine drückst dann Du,
mir nur noch die Augen zu.

DAS

GLÜCK DER EHE[82]

Von

FRANZ VON KLEIST

BERLIN 1796.

BEI FRIEDRICH VIEWEG DEM ÄLTERN.

[82] Grundlage ist ein Scan eines Buchs von Google Books, der Bibliotheksstempel ist nicht lesbar. Rezension von 1799 s. u. S. 906.

Multa petentibus
desunt multa; bene est cui Deus obtulit
parca, quod satis est, manu.

Horat. Lib. III. Car. XVI.

Hymen, heilger Fackelschwinger,
goldgelockter Göttersohn,
Seelenlenker, Freudebringer,
schenk uns deinen Segenslohn!
Nymphen, naht im Jubeltanze,
sprengt den dunkeln Opferwein;
komm mit dem Vermählungskranze,
komm! entzückte Psyche, pflanze
Hymen einen Myrtenhain! -

[6]
Faune mögen Seine Feste,
Seines Tempels Schwelle fliehn,
und im Schatten dichter Aeste
für Kotytto's*[83] Töchter glühn;
Amor selbst und Psyche zünden
die geweihte Fackel an,
Hymen's treues Glück zu finden,
das, wie Nebelgrau, nicht schwinden,
nicht, wie Rosen, welken kann! —

Selig, selig der Beglückte,
der in Hymen's Armen ruht,
Blumen Seines Gartens pflückte,
trank von Seinem Traubenblut;
ihn umgoldet jeden Morgen
lachende Zufriedenheit,
und von Psyche halb verborgen,
werden ihm des Lebens Sorgen
Schatten seiner Seligkeit.

[7]
Lieblich, wie ein Sommerabend,
still, wie ein Cypressenhain,
wie der kühlste Zephyr, labend,
segenreich, wie Sonnenschein,
ist sein neidenswerthes Leben,
Psyche wandelt ja mit ihm,
wenn auch Stürme sich erheben,
und des Waldes Tiefen beben,
tröstend durch das Ungestüm.

---

[83]* Kotytto. Diese Göttin fand in dem üppigen Athen ihre Verehrer; sie hatte daselbst ihren Ursprung den Thraciern zu verdanken, und ward unter liederlichen Feierlichkeiten verehrt, weshalb ich alle Freudenmädchen und jene Horazisch-Wielandschen Nymphen, die sich mit stumpfen Nägeln wehren, hier Kotytto's Töchter nenne.

Lockt einmal die Kraft der Flügel
auch die kleine Heuchlerin,
Freude, auf beblümtre Hügel
zu den jüngern Buhlen hin;
o so darf nur Psyche winken,
und die Flüchtge kehrt zurück
in die Armen ihm zu sinken,
neue Lebenskraft zu trinken
aus dem sanftbeschämten Blick.

[8]
Reisst ein Sturm den Oelbaum nieder,
der ihm Müden Schatten gab,[84]
ruhten die entnervten Glieder
beim bestäubten Wanderstab;
o so planzt mit süsser Mühe
Psyche einen andern Baum,
der mit ihrer Liebe blühe,
noch im Abendrothe glühe,
scheint ihr Leben einst ein Traum.

Welkt vor Psyche's Liebessitze,
wo die schlanken Pappeln wehn,
in der schwülen Sommerhitze
ein geliebtes Tausendschön;
eilend schöpft sie dann im Kühlen
ihr Erquickung aus dem Bach,
schwärmt in seligen Gefühlen,
girrn des Pappelwalds Gespielen,
ihr die Turteltäubchen nach.

[9]
Amor hört die Täubchen girren,
sieht im blassen Mondenschein
Psyche durch die Pappeln irren,
und er fliegt zum stillen Hain
an den Busen seiner Theuern,
Rosen jugendlicher Pracht
glüher Sehnsucht zu entschleiern,
Hymen's Segensbund zu feiern
in der wonneschwangern Nacht.

---

[84] 2016: Fassung 1799
der der Liebe Schatten gab,
horchte sie der Echo Lieder

Sinkt in Schatten dunkler Myrten
Paphos schöne Schülerin,
mit dem blondesten der Hirten
auf entblühte Rosen hin;
o so sehn mit Neider-Augen[85]
alle Erdbewohner sie,
Greise, die zum Sterben taugen,
blicken auf, sich satt zu saugen
an dem Gift der Phantasie:

[10]
Aber wenn zwey schöne Seelen,
von der Tugend selbst geweiht,
Hymen's Freuden sich vermählen
in dem Schoos der Häuslichkeit;
o so sehn von Ida's Spitze
freudig Götter selbst ihr Glück,
und es ruft zum goldnen Sitze
seiner Allmacht, Zeus, die Blitze
und der Stürme Wuth zurück.

Hymen ist ein Freund der Tugend,
Beyde wandeln Eine Bahn
in den Freuden ewger Jugend,
Beider Wonnen sind kein Wahn,
den ein Augenblick geboren,
und der nächste schon begräbt;
wer zu Freunden sie erkohren,
den umscherzen alle Horen,
der nur, stirbt er, hat gelebt.

[11]
Er nur trinkt mit vollen Zügen
aus der Wollust Nektar-Flut
das ätherische Vergnügen,
das dem Herzen neuen Muth,
neue Klarheit dem Verstande,
neue Kraft dem Körper schenkt,
vester knüpft die heilgen Bande
mit dem unsichtbaren Lande,
dess entzückt der Weise denkt.

---

[85] 2016: Fassung 1799
o so sehn mit lüsterm Neide
alle Erdbewohner sie,
und die süsse Augenweide
reicht den Kelch der Jünglingsfreude
noch des Greises Phantasie:

Hymen führt zum Schoos der Stille
aus dem Labyrinth der Welt,
und zerreisst die Zauberhülle,
die den Thor umschlungen hält;
lehret uns den Stolz verachten,
der nach eitler Ehre läuft,
um, wie Tantalus, zu schmachten;
lehret uns die Weisheit achten,
die im Stillen Schätze häuft.

[12]
Sie gewährt, was in Pallästen
nicht Verschwendung kaufen kann,
was bey schwelgerischen Festen
kein Apicius*[86] gewann, -
die Zufriedenheit mit allen
Gaben dieser Welt; es sey
eine Burg mit goldnen Hallen,
sey ein Hain voll Nachtigallen,
Rosenlager oder Streu.

O wie leicht schafft sie die Hütte
dem zum Freude-Tempel um,
der sie nie aus seiner Mitte
weichen lässt; der nie dem Ruhm,
prächtger Fesseln Last zu tragen,
Häuslichkeit zum Opfer bringt;
dem der Staub der Siegeswagen
jenes Heer verkappter Plagen
nicht verhüllt, das ihn umringt.

[13]
O ihr! die des Schwelgers Lehre
von der Häuslichkeit entfernt,
die ihr spät auf offnem Meere
wilder Lüste Weisheit lernt;
auf! entreisst euch dem Gedränge,
naht der Häuslichkeit Altar,
ihre friedlichen Gesänge
höret, ihrer Freuden Menge
seht, sie wachsen Jahr auf Jahr.

---

[86]* Apicius. Es gab in Rom zu verschiedenen Zeiten drey Männer dieses Namens; die sich durch Verschwendung und wollüstige Gefrässigkeit berüchtigt machten. Der berüchtigste von ihnen war M. Gabius Apicius, der sich selbst erhing, weil er bey der Uebersicht seines Vermögens, davon der grösste Theil verschwendet war, nacb Abzug aller Schulden nur noch Eine Million Sestertien zu verzehren behielt, und ihm diese grosse Summe zu gering schien, um davon leben zu können.

Fallen auch von Amor's Flügeln
alle bunte Federn ab,
finden auch auf Paphos Hügeln
alle Rosen einst ihr Grab;
blühet auch auf Psyche's Wangen
nicht die Jugend mehr so schön;
drohen auch Saturnen's Schlangen
mit vernichtendem Verlangen,
schönen Formen ihr Vergehn;

[14]
O so reicht mit heilger Güte
Hymen einen Säugling dar,
und es stralt der Liebe Blüte
schöner wieder als sie war;
und wird eine Frucht des Lebens,
keine Pflanze dieser Flur;
an ihr nagt die Zeit vergebens,
ewig seyn, im Geist des Lebens,
war die Mitgift der Natur.

Komm an meine Brust, Kind! fühle,
wie das Vaterherz mir schlägt,
denk' ich's, dass zum bessern Ziele
dich des Lebens Fittig trägt;
dass ich mehr in deiner Hülle
liebe, denn dies Staubgewand,
dass dich nicht des Grabes Stille,
dass dich, mit des Segens Fülle,
einst empfangt ein Sternenland.

[15]
Sollten sich nur Einem Leben
deiner Kräfte Thaten weihn,
Götter-Träume dich umschweben,
ach! um nur getäuscht zu seyn;
o! so würdest du, wie Leuen
in des Wald's einsamen Grün,
früher deiner Kraft dich freuen,
ungerührt aus meinen treuen
Vater-Armen früher fliehn!

Nein! der Mensch soll langsam blühen,
denn er blüht der Ewigkeit,
und in seinem Geiste glühen
Funken der Unsterblichkeit,
darum webt ein Band der Liebe
Hymen um das Menschen-Herz,
weckt die Götterstarken Triebe,
Elterntreu und Kindesliebe,
theilt mit ihnen Lust und Schmerz.

[16]
Hymen rief aus finstern Hölen
thierischer Verborgenheit,
sanfte, tugendhafte Seelen,
und erschuf die Menschlichkeit;
gab dem dämmernden Gedanken
einer selbst geschaffnen Pflicht,
Klarheit — und die Schleier sanken,
des Gesetzes heilge Schranken
fesselten den Bösewicht.*[87]

Da verliess der nackte Wilde
seines Raubes blutge Spur,
suchte lachende Gefilde
und benutzte die Natur;
auf den Hügel pflanzt' er Reben,
sä'te Weizengold ins Thal,
lernte sich Gewande weben,
Hütten bauen, friedlich leben,
mässig seyn beim Freudenmahl.

[17]
Hymen schuf die ersten Staaten,
und an ihrer Spitze stand, -
nicht im Schimmer blutger Thaten,
nicht im purpurnen Gewand, -
nein! in seiner Kinder Kreise
stand der gute Vater da;
herrschte sanft, gerecht und weise,
denn er war am Ziel der Reise,
die noch Jeder vor sich sah.

Nur in diesem schönen Bunde,
wo sich Herz in Herz ergoss
und vom väterlichen Munde
die beredtre Weisheit floss,
konnten wir dem Götterbilde
menschlicher Bestimmung nah'n;
durch Erziehung ward der Wilde
menschlich, und der Künste Milde
streute Rosen seiner Bahn.

---

[87]* Könnten wir, mit J. J. Rousseau, einen rohen Naturzustand des Menschen annehmen; so glaub' ich gegen ihn behaupten zu können; dass sich der erste Begriff des Eigenthums und der daraus folgenden politischen Gesetze, aus der ehelichen Verbindung entwickele. Derjenige Mann, der zuerst ein Weib fand, die seine ganze Seele so fesselte und erfreute, dass er nur sie und kein andres Weib zu lieben verlangte; der war auch gewiss der Erste, der sich ein Eigenthum auszeichnete, wo er mit ihr von andern Liebesversuchen ungestört leben und aller Freuden der Liebe geniessen konnte; der war der Stifter unserer verbesserten Existenz, und nicht der habsüchtige Rousseausche Mensch, der ohne Bewegungsgrund, nur um zu haben, ein Land sich einzäunte, und sagte: das ist mein! — Nur die Sorgfalt der ehelichen Liebe konnte dem aufwachsenden Kinde gewisses Eigenthum zu hinterlassen wünschen, und daher es sich zueignen.

[18]
Ohne Hymen floh die Freude
wie der Traum Auroren's hin,
war, umwallt vom Rosenkleide,
nur der Jugend Königin;
ach! da stand am Scheidewege
der entnervte Greis allein,
bat um Schutz; erseufzte Pflege,
ging auf wüstem Dornenstege
wie Oedipp, zum Todtenhain.

Aber nun, da treue Liebe
Hymen Hekatomben weiht,
nun entflieht des Alters trübe,
freudenlose Einsamkeit!
Seh' ich nicht mit Jubelblicken
dort beym Greis die Enkel stehn? -
ihm die Stirn mit Blumen schmücken? -
ach sein rührendes Entzücken
sagt's: „das Alter auch ist schön!"

[19]
Geusst nicht Hymen aus der Fülle
seiner Liebe, Seligkeit
auf das Hüttchen klein und stille,
wo die Früchte goldner Zeit,
noch im Schatten später Jahre,
Baucis und Philemon glühn?
Ach! noch bleibt im Silberhaare
diesem tugendhaften Paare,
Hymen's Myrtenkrone grün.

Damals, wie der Mensch noch friedlich
unter Palmenzweigen schlief,
und das Leben so gemüthlich
jedes Herz zur Freude rief;
wie noch nicht aus goldnem Köcher
Ehrsucht ihre Pfeile schoss,
kein pepurpurter Verbrecher,
ohne schnell erwachten Rächer,
Ströme Menschenbluts vergoss:

[20]
Damals weilten oft in Hütten
Götter noch bey Sterblichen,
hörten ihre stillen Bitten,
freuten sich des Redlichen;
setzten zum zufriednen Mahle,
sich zur mässgen Hirtenkost,
träuften in die irdne Schale
aus dem göttlichen Pokale
Nektartropfen in den Most.

So sass unter Palmenschatten
Zeus einst vor Philemon's Thür,
unerkannt den frommen Gatten,
wie ihr Gastfreund sass er hier;
und, sein Innerstes durchglühte
Freude, als dies gute Paar
rühmte Zeus, des Hohen, Güte,
weil ihr Herbst schön, wie die Blüte
ihrer Frühlings-Liebe, war.

[21]
„Unsre Liebe," sprach Philemon,
„macht uns glücklich spät und früh,
nie erreicht des Neides Dämon
unser Herz, wir klagen nie;
Segen reift uns; wir erwerben
was wir brauchen, und die Flur
schützet Zeus uns vor Verderben;
Beid' an einem Tag zu sterben —
Götter, darum flehn wir nur!"

Und im hohen Gottesblicke
winkte Zeus Gewährung zu,
spät, im ungestörten Glücke
nahm die Stäte langer Ruh'
in die schauerlichen Hallen,
Hand in Hand, die Treuen auf;
wo sie jetzt bey Sternen wallen,
sehn sie noch mit Wohlgefallen
ihren schönen Lebenslauf.

[22]
Zeus, o Vater, auch ich bitte
nicht um Ehre, nicht um Gold;
wohnt ja Freud' in meiner Hütte,
und die Guten sind mir hold;
aber ruft mit bleichem Munde
meine Baucis einst der Tod,
o so laß an einer Stunde
mich mit ihr, im treuen Bunde,
sehn des Jenseits Morgenroth.

Franz von Kleist's

vermischte Schriften.

Berlin,

bei Friedrich Maurer,

1797.

Nachfolgende poetische und prosaische Aufsätzen sollten bereits in der Leipziger Jubilatemesse dieses Jahres unter dem Titel: Vermischte Schriften, 1ster Theil, erscheinen. Schon waren sie über die Hälfte abgedruckt, und der achtungswürdige Verfasser mit nochmaliger Bearbeitung und Vervollkommnung der übrigen für diesen Band bestimmten Manuscripte emsig beschäftigt, als er durch Unpässlichkeit und häusliche Verrichtungen darin unterbrochen wurde. „Meine Achtung fürs Publikum ist zu [II] gross," schrieb er mir, „als dass ich nicht versuchen sollte, den übrigen Aufsätzen, besonders dem Denkmal deutscher Dichter, einer poetischen Ausarbeitung meiner frühern Jugend, und einer prosaischen Erzählung, der Eremit, die Vollendung zu ertheilen, welche mir möglich ist; ich hoffe, nächstens damit fertig zu seyn, und sie des Drucks würdiger als jetzt zu finden. Diese sollen dann, nebst den Kleinigkeiten welche ich Ihnen anliegend übersende, den ersten Theil beschliessen." Noch harrte ich der Erfüllung seiner Zusage, als ich - kaum trauete ich meinen Augen - die unerwartete Anzeige seines Todes in den Zeitungen las, und mir von dessen hinterlassenen höchsterschütterten und betrübten Gemahlin die erwähnten Manuscripte mitgetheilt wurden. Vielleicht würde der Verewigte noch länger daran gefeilt haben, hätte nicht Atropos mit Wuth den schönen Lebensfaden durchschnitten, [III] den Lachesis mit Wohlgefallen bis in die spätesten Zeiten fortspinnen zu wollen schien.

Er starb am 8ten August auf seinem Gute Ringenwalde in der Neumark im 28sten Jahre, in der vollsten Blüthe seiner Jugend und seiner Talente, und mitten im Genuss des häuslichen Glückes, das er in seinem Gedicht: das Glück der Ehe; so schön dargestellt hat.

Wer hätte noch vor wenig Monden ahnen können, dass sein vor einigen Jahren im prophetischen Geiste niedergeschriebener Wunsch*[88] so bald erfüllt werden sollte! Und welches gefühlvolle Herz kann ohne theilnehmende Schmerzen an die tiefe Wunde denken, welche seiner liebenswürdigen und durch seine Liebe so glücklichen Gattin und Kindern, seinen von ihm mit [IV] Wärme geliebten Freunden, und jedem der das Glück seiner nähern Bekanntschaft genoss, durch seinen frühen Tod verursacht wurde! Selbst die schönen Künste und Wissenschaften verlohren durch ihn einen ihrer eifrigsten Verehrer. Er widmete sich denselben in seiner frühesten Jugend, ob er gleich nicht ihnen, sondern dem Kriegsdienst bestimmt war. Doch sein Genie entwickelte sich ohne vorhergegangene akademische Studien gar bald, und mit ihm seine wohlwollenden menschlichen Gefühle. Neun Jahre verlebte er in Halberstadt unter dem Geräusch der Waffen; nicht ohne bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften und vorzüglich in der Dichtkunst gemacht zu haben, und aufgemuntert dazu durch die vorzüglichen Gelehrten und Dichter, deren Umgang zu geniessen er das Glück hatte.

Mars rief ihn ins Feld; aber kaum war er zurück gekehrt, so folgte er den Winken Minervens, und nachdem er nur kurze Zeit [V] als Legationsrath im Königl. Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin gedient hatte, verlies er auch diesen Posten, um nur sich und den Seinigen, nur seinen Freunden und den Wissenschaften zu leben, und der Welt unter dem Paniere des Friedens nützlich zu werden.

In den letzten Jahren seines thätigen Lebens beschäftigte er sich, ausser der Oekonomie, vorzüglich mit dem Studium der Philosophie, der deutschen Sprache, und der Geschichte, ward Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder, wo er einige von ihm selbst ausgearbeitete Abhandlungen mit ungetheiltem Beifalle vorlas, und unter diesen auch die in diesem Bande enthaltene Charakteristik des Grafen von Herzberg.

Wie viele reife Fruchte seines Geistes würde die Welt in der Folge von seinem Fleisse zu erwarten gehabt haben! Selbst [VI] diese vermischte Schriften, wovon noch mehrere Theile folgen sollten, würden dess Zeuge gewesen seyn. Aber der unerforschliche Wille des Schicksals hatte ein andres beschlossen. —

---

[88]* Man sehe den Schluss seines Gedichts: das Glück der Ehe.

Sanft ruhe die Asche dieses Edlen,
und der Gefühlvolle weihe ihr eine Thräne!

Berlin, am 6ten October 1797.

Der Verleger.

Inhalt

	Seite	[Orig.]
Versuch einer Charakterschilderung des Königl. Preuss. Staatsministers, Grafen Friedrich Ewald von Herzberg. Der Königl. Preuss. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder zugeeignet, und in deren Versammlung am 24. Jenner 1796 vorgelesen	454	[1]
Ode, Sr. Hochfürstl. Durchl. Carl Wilhelm Ferdinand, regierendem Herzog von Braunschweig - Wolfenbüttel, bei der Rückkehr aus dem französischen Kriege 1794, gewidmet	469	[77]
Ode an den Minister Grafen von Herzberg. Reichenbach 1790,	472	[83]
Denkmal des Jahres 1790	474	[86]
Friedenshofnung. Im März 1793	491	[130]
An Albertinen. Den 2ten Juli 1794	495	[138]
[VIII] An P. Über G. Elegien	496	[140]
An die Liebe. 1789	497	[141]
An Endymion	499	[145]
Der Einsiedler und Fortuna. Nach Grecourt	500	[147]
Sechs Sonnetten.	501	
1. An eine Rose	501	[149]
2. Die Maienblume	502	[150]
3. An Lyda	503	[151]
4. An Albertinen	504	[152]
5. An Gleim. Den 2ten April 1793	505	[153]
6. An meinen Vater	506	[154]
Denkmal deutscher Dichter. In drei Gesängen.	507	
Erster Gesang	508	[157]
Anmerkungen	518	
Zweiter Gesang	522	[191]
Anmerkungen	532	
Dritter Gesang	535	[221]
Der bestrafte Raub; ein dramatischer Zeitvertreib	542	[239]
Der Einsiedler; eine Erzählung	554	[261]
Gespräch des Ritters Don Quixott von la Mancha mit einem Reisenden und seinem Schildknappen Sancho Pansa	567	[317]

[1]

Versuch einer Charakterschilderung

des

Grafen

Friedrich Ewald von Herzberg,

Königl. Preuss. Staatsministers,

in der Geschichte seiner merkwürdigsten Lebensepochen,

von

Franz von Kleist.

Der Königl. Preuss. Gesellschaft der Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder zugeeignet, und in deren Versammlung, am 24. Jenner 1796, vorgelesen.

[3] Hochzuverehrende Versammlung!

Sie haben den heutigen Tag, als ein patriotisches Fest, dem Andenken Friedrich des Einzigen geheiligt, und ich glaube denselben ganz Ihrer Absicht gemäs zu feyern, wenn ich Ihnen den Charakter und die Verdienste des verstorbenen Grafen von Herzberg, in der Geschichte seiner merkwürdigsten Lebensepochen zu schildern versuche, und durch diese Schilderung, so unvollkommen sie auch nur seyn wird, [4] und jetzt beinah nur seyn kann, einen sprechenden Beweis von Friedrichs Weisheit gebe. Das Amt eines Königs ist nicht für eines Mannes Kraft geschaffen; was Tiberius über dasselbe sagt, so würdig auch eines Tyrannen, ist wahr, und die königliche Gewalt muss sowohl Theilhaber ihres Glanzes als ihrer Mühseligkeiten haben. Die Wahl dieser Theilhaber ist das entscheidende Merkmal der Weisheit eines Königs, und Friedrich hat sich durch diese so unsterblich gemacht, wie durch seine Thaten. Herzberg sey der Beweis; Er, der mit seinem grossen Könige die Mühseligkeiten eines thatenreichen Lebens theilte, theile heut mit Ihm auch seinen Ruhm und unsre Dankbarkeit. Warum sollt ich nicht der Tugend dieses Opfer bringen? warum, sollt' ich nicht dem Drange meines [5] Herzens folgen? Steh' ich nicht vor Freunden des Vaterlandes, denen die Wahrheit heilig und die Tugend verehrungswürdig ist, sie mag von Mächtigen geschützt oder verfolgt werden? Und wenn auch kein dankbares Volk auf Herzbergs Grab den Eichenkranz des schöneren Ruhmes niederlegt; wenn auch kaltherzige Weltklugheit seiner Verdienste zu vergessen scheint; o so wollen doch wir, so viel an uns ist, die Schuld des Vaterlandes abtragen. Es wird mir ja wohl erlaubt seyn einem Verstorbenen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ohne für einen Schmeichler oder Tadler gehalten und verurtheilt zu werden; wenigstens verstummt die Schmeichelei beim Grabe, wenn auch der Neid noch oft die Blumen ausreisst, die von der Dankbarkeit gepflanzt darauf blühen. Mehr als [6] einzelne Blumen zu einem Kranz für Herzbergs Andenken, dürfen Sie in dieser Schrift nicht erwarten: theils weil sich die Politik nur den Nachkommen aus ihren Schleiern enthüllt, und sein Charakter wie sein Leben mit dieser unzertrennbar ist; theils weil ich nur in den letzten Jahren ein Beobachter und Bewundrer dieses Edlen war, den ich als Mensch und Patriot, Ihm dankbar persönlich verpflichtet, bis ich sterbe, verehren werde.

[7] Der Graf Friedrich Ewald von Herzberg, der zu den merkwürdigsten Männern gehört, die mit Friedrich den Ruhm grosser Ereignisse theilen, verdient eben so sehr als Mensch, denn als Staatsmann, unsre Aufmerksamkeit und Verehrung. Seltne Tugenden und seltne Verdienste vereinigen sich in ihm mit nur gewöhnlichen Talenten doch so gigantischem Fleiss, dass die glücklichsten Fähigkeiten der Natur, auf der Bahn seiner Thätigkeit ihm zu folgen, verzweifeln müssen. In [8] dem auffallendsten Contrast steht sein Charakter mit der erfüllten Bestimmung seines Lebens; selbst bis auf sein Äusseres ist dieser Widerspruch verbreitet, und wer, mit dem gewöhnlichen Bilde eines Staatsmannes bekannt, zu Herzberg kömmt, und dies in ihm zu finden glaubt, geht gewiss mit Erstaunen von ihm, sich so geirrt zu haben. Die Heuchelei der höflichen Staatsklugheit ist bei ihm eine ernste Biederkeit geworden, die kein kaltes Lächeln kennt, aber wohl eine Freundlichkeit, welche wohlwollende Güte des Herzens verkündet und Liebe zur

Rechtschaffenheit. Die feine Geschmeidigkeit der Unterhaltung, die den Mittelweg zwischen Gleichgültigkeit und wahrer Theilnahme hält, ist ihm ganz fremd; Wahrhaftigkeit stralt aus allen seinen Zügen wenn er spricht, und er kann nur abgebrochen kalt oder herzerwärmend theilnehmend seyn. Jener liebenswürdige Witz der verfeinerten Welt, der über jede Blume wie ein Schmetterling flattert, ohne je mit dem Stachel der Biene zu stechen [9] oder Honig zu saugen, findet an ihm keinen Verehrer, und das schimmernde Nichts der diplomatischen Pracht in ihm einen Verächter. Einfach, oft sogar nachlässig ist seine Kleidung, Mässigkeit ordnet seine Küche und Freundschaft wählt seine Tischgenossen; Sparsamkeit beherrscht seine Haushaltung; der Aufwand seines Hauses verräth einen Geizigen und seine Wohlthaten verrathen einen Verschwender. Er macht gegen Keinen ein Geheimniss aus seiner Liebe für sein Vaterland, seiner feurigen Anhänglichkeit an dasselbe, seinen Wünschen für dessen fortschreitendes Beste, und weiss Nichts von der diplomatischen Ängstlichkeit, bekannte Dinge als unbekannt zu betrachten, im Gegenteil schwebt sein Herz nur zu gern auf der Zunge. Er ist ganz Fremdling in der Kunst Thorheiten nicht für Thorheiten zu halten, und seine Aufrichtigkeit weiss keinen Unterschied zwischen einem Thron und einer Hütte. Rastlos thätig bey einem kränklichen Körper, reichen, die Kräfte seiner Untergebnen [10] nicht zu, mit den seinigen wettzueifern; alle müssen neben ihm ermüden, und doch gestehn, dass er das Meiste gethan. Er schätzt die Verdienste Anderer mit unpartheiischer Wahrheitsliebe, doch sind ihm seine eignen nicht fremd, und die Staffel des Ruhms, auf die sein Fleiss ihn geführt hatte, wird für sein Selbstgefühl berauschend, weil dieser Standpunkt mit seinen Talenten in keinen Verhältnissen steht. Er sieht sich von der Welt als einen der grössten Staatsmänner verehren, indess er nur das geschickteste Werkzeug einer höheren Geisteskraft ist; seiner seltnen Brauchbarkeit wegen bewundrungswürdig, aber immer nicht die bewegende Kraft selbst; als Staatsmann merkwürdiger dem Beobachter durch die Eigenschaften, die ihn fehlten, und die Fleiss und Gelehrsamkeit ihm ersetzten, als durch die, welche sein natürliches Erbtheil waren; verehrungswürdiger durch die Tugenden, welche er sich auf der schlüpfrigen Bahn des Hoflebens zu erhalten wusste, als durch den Ruhm, [11] welchen er sich erwarb, und an dem Friedrich so vielen Antheil hat. Nur diesen ausgebreiteten Ruhm dankt er dem Zufall, einem so grossen Könige gedient zu haben; den schöneren Ruhm seiner Tugenden, seiner Kenntnisse, seiner Vaterlandsliebe, die Verehrung der Rechtschaffnen, und den Segen beschützter Leidenden, ist er ganz allein nur sich selbst schuldig; er konnte der Begünstigungen des Zufalls entbehren, er hätte sich doch in jedem Wirkungskreise den Ruhm erworben, ein nützlicher Staatsbürger, ein Freund der Menschheit, ein Vorbild der Rechtschaffenheit zu seyn.

Es ist dem Geschichtschreiber ein Vergnügen, unserm Vaterlande und Friedrichs Regierung ein Ruhm, von Herzberg sagen zu können, dass seine Ehrenstellen wie seine Glücksgüter nur der Preis seiner Verdienste und seines Fleisses waren; er erhielt weder jene durch den Einfluss mächtiger Verwandten, noch diese durch Unterdrückungen und Schmeicheleien; und er ist eben so ausgezeichnet [12] durch den Weg, der ihn zu seinen Ehrenstellen führte, als durch die Art und Weise, wie er diesen Weg, den ich jetzt beschreiben will, zurücklegte. Der Graf Herzberg ward in einem entfernten Winkel des preussischen Staats auf seinem väterlichen Guthe Lottin in Pommern, den 2. September 1725 geboren, mit keinen weitem Aussichten auf eine glänzende Zukunft, als mit dem Troste, aus einem alt adelich-deutsch-pommerschen Geschlecht entsprossen zu seyn, welches seinen Ursprung bis in das eilfte und zwölfte Jahrhundert nachweisen konnte.

Um diese Zeit lebte die Herzbergsche Familie in Franken, Ober- und Niedersachsen, kam im dreizehnten Jahrhundert mit dem deutschen Orden, dessen damaliger Statthalter ein Gerhard von Herzberg gewesen seyn soll, nach Preussen und Pommern, liess sich daselbst am Kudow- Fluss in einem grossen Walde nieder, und erbauete hier die Dörfer Lottin, Barcken, Barenbusch, Barckenbriigge, Ioduth, Gross- und Klein-Herzberg, welche [13] Lehne noch jetzt die Familie besitzt. So unbedeutend auch für das Verdienst Ahnentafeln sind, die jetzt nur dem Adel seine vergangne Grösse spiegeln und oft einen thörigten Stolz auf Ruinen einflössen, so sind sie doch in einer monarchischen Verfassung wichtig, und besonders bei einem pommerschen Edelmanne aus jenen früheren Zeiten, wo Ahnenstolz gewöhnlich einen Theil seines Charakters bestimmte, nicht zu vergessen. Der damals zahlreiche und dürftige pommersche Adel musste in seinem Ursprung seinen einzigen Reichthum finden, ihn als ein Heiligthum ehren, und Friedrich der Einzige muss diesem Vorurtheil der Noth zum Theil die tapfern Krieger und die patriotischen Männer danken, die

ihm im siebenjährigen Kriege so grosse Dienste leisteten. Man darf sich über diese Erscheinung nicht wundern; der Patriotismus wie der Geschlechtsstolz haben aus ähnlichen Ursachen ähnliche Würkungen; beide täuschen sich mit eingebildetem Vorzug vor andern Menschen und Völkern, und erzeugen, [14] wo sie herrschen, die Tugenden, die mit einem allgemeinen Namen heroische Tugenden genannt werden können, und die in unsern verfeinerten Zeiten immer seltner sich zu zeigen anfangen; beide unterscheiden sich nur durch das Objekt ihrer Bestrebungen. Der Patriotismus kämpft für das allgemeine Wohl eines Volkes, der Geschlechtsstolz; mehr für das besondre Wohl eines Standes, eines Fürsten, daher nähert sich jener mehr dem Ideal weltbürgerlicher Tugend, dieser mehr dem Vorurtheil selbstsüchtigen Ruhmes; daher nimmt jener immer mehr den Charakter des Erhabnen und Grossen an, indess dieser den Geist der Anmassung und Bedrückung nährt. Es ist sogar schwer, Tugenden, die dem Geschlechtsstolz ihren Ursprung verdanken, ohne die sie begleitenden Anmassungen zu besitzen, und es ist gewiss ein glänzender Zug in Herzbergs Charakter, dass er sich, trotz den Einflüssen seiner Zeit und Geburt, eine vorurtheillose, humane, immer zur Hülfe bereite Liebe für das Verdienst, für Talente, [15] für Leidende, er mogte sie antreffen, in welchem Stand er wollte, zu erwerben und zu erhalten gewusst hat. Im Gegentheil, ihn rührten Verdienste nur um so inniger, je weniger sie der Stand des Verdienstvollen vermuthen liess, und man konnte von ihm in Wahrheit sagen, was man von wenigen Menschen, die am Hofe leben und täglich von Chamäleons - Larven umgeben sind, sagen kann: er liebte den Menschen nur um sein selbst Willen, und kannte keine andre Rücksicht. In späteren Jahren war er fast nicht mehr Herr dieses edeln Gefühls, welches ihn oft zu sehr gewagten und harten Aeusserungen verführte. Sein ihm angeborner National - Geschlechtsstolz zeigte sich nur in der Verachtung, mit welcher er den Adlichen begegnete, der seinen Adel nicht verdiente oder durch schlechte Handlungen entehrte. Diese Bitterkeit des Tadels und der Verachtung war die einzige bei ihm bemerkbare Würkung eines Glaubens an angeborne Vorzüglichkeit; Laster oder auch nur Thorheit war ihm hassenswürdiger [16] im Adel, als in jedem anderen Stande, und ihn empörte eine unedle Handlung, die mit gewöhnlicher Milde sein zu gütiges Herz jedem Andern verziehen hätte, bis zum drohendsten Unwillen hei einem Edelmanne. Wer wünschte nicht, dass jeder Stand von einem so motivirten Vorurtheil beherrscht würde? — Dieser leidenschaftliche Hass des Unedlen sey nur erst jedem Stande eigenthümlich, und wir werden die Erde bald mit herrlichen Tugenden bevölkert sehn. Aber gewöhnlich würkt der Geschlechtsstolz umgekehrt, und diess ist seine schädlichste Würkung; die Adelsgeschichte aller Länder beweiset dies, und nur in den neueren Zeiten lehrte das mächtige Beispiel auch den Adel allgemeiner nach höheren Verdiensten ringen, als geboren zu werden. Herzbergs menschenfreundliche Denkart war nicht ein Werk des Beispiels, denn seine Jugend fällt in einen Zeitraum, wo martialische Ungesittetheit für kriegerischen Muth galt, und jeder gebildete Mann schüchtern zurückweichen [17] musste. Natürlich suchte sich der Adel mehr nach jenen geltenden, als diesen verachteten Grundsätzen zu bilden, und es bedurfte eines Friedrichs, den Geist der wahren Ehre wieder zu beleben und dem Adel das schönere Ziel seiner Bestrebungen anschaulich zu machen. Auch in seinem väterlichen Hause fand Herzberg die Bildung nicht, der wir den Mann des Vaterlandes verdanken; sein Vater, Caspar Dietlof von Herzberg, ehemaliger Major in Sardinischen Diensten, der dem Spanischen Successionskrieg in Deutschland und Italien, und den Schlachten von Hochstedt, Calcinate und Turin beigewohnt hatte, war selbst von dem Geiste seiner Zeiten angesteckt, und soll er grösstentheils, wie ich aus mündlicher Überlieferung weiss, seines eignen Beispiels wegen, sich der Erziehung des Sohnes entsagt, und ihn im sechsten Jahre einem Landprediger, Namens Rhens, anvertraut haben. Dies ist die wahre Ursache, warum Herzberg schon so früh aus dem väterlichen Hause gebracht ward, vielleicht auch die Beschränktheit [18] des väterlichen Vermögens, welches zu einer zweckmässigen und daher kostspieligen Privaterziehung nicht hinreichte, die, in Weidlichs Biographie angegebne Ursach, wegen einer sich schon im sechsten Jahre äussernden Neigung zu den Wissenschaften, ist wohl nichts weiter als eine gutgemeinte Schmeichelei. Es möge indess diese Maasregel eine oder die andre Ursach bewürkt haben, so war sie doch von dem glücklichsten Einfluss auf die Bildung des Grafen Herzberg; und dem braven Landprediger Rhens gebührt gewiss mit Recht der Ruhm, in Herzbergs Seele die Keime jener erhabnen Tugend gelegt zu haben, die ihn mit unüberwindlicher Vestigkeit auf dem schlüpfrigen Pfade des Ruhms und der Politik, alle Kunstgriffe der Chikane und Schmeichlerkunst verachten liess, seine Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe zwischen den

Harpyen des Hoflebens unbefleckt erhielt, und ihn zum Freund seiner Untergebnen, zum Vater seiner Unterthanen, zum Wohlthäter vieler Dürftigen [19] machte. Nur in den Jahren, wo wir die ersten Begriffe auffassen und unsre Gedanken verstehen lernen, empfängt das Herz die Stimmung für das künftige Leben; es ist dann noch einem ungeprägten Goldstücke ähnlich, das jedes Gepräge annimmt, welches ihm die Hand des Münzers gehen will. Schwer, fast unmöglich, sind die ersten Eindrücke der Jugend auf unser Herz zu verwischen, und so leicht ein fähiger Kopf die Mängel seiner ersten Bildung in der Folge überwinden kann, so mühsam lernt das Herz Neigungen vergessen, an denen es einmal Geschmack fand. Doch trugen zu Herzbergs humaner Denkart auch seine anfangs nur mittelmässigen Vermögensumstände viel bei; Reichthum wie Armuth sind selten menschenfreundlich, die Tugend der Humanität wohnt am liebsten bei der zufriednen Mittelmässigkeit. Im Jahre 1739 vertauschte Herzberg seinen ersten Lehrer mit dem akadem. Gymnasio zu Alt-Stettin. Schon vorher an fleissige Stille und arbeitsame Ruhe gewöhnt, benutzte er [20] hier seine Zeit so gut, dass er schon im Jahr 1742, als er diese Schulanstalt verliess, eine historisch - genealogische Dissertation ausarbeitete und öffentlich vertheidigte. Die vaterländische Geschichte fand schon damals an ihm einen forschenden Zögling, und die Feinde des preussischen Staats wissen, wie gefährlich ihnen in der Folge diese seine ausgebreiteten Geschichtskenntnisse, wie nützlich sie unserm Vaterlande wurden. Er beschäftigte sich indess mehr mit den todten als mit den belebten Gegenständen der Geschichte; die Urkunden einer Begebenheit schienen ihm genauer, als die Charaktere der dabei verwickelten Personen bekannt, und sein Gedächtniss eine reichere Ausbeute gemacht zu haben als seine Menschenkenntniss; mit jenem schlug er späterhin alle seine Gegner, und lieh Friedrich Gründe, wenn er zu grossen Unternehmungen deren bedurfte, durch den Mangel an seiner Menschenkenntniss aber unterlag er seinen Feinden noch am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn. [21] Herzberg erinnerte sich noch oft im Alter mit dankbarer Rührung seines Aufenthalts in Stettin, und es ist unglaublich, wie theuer ihm überhaupt sein Vaterland, Pommern, war. Es fehlte ihm zu dieser ausserordentlichen Anhänglichkeit nicht an Bewegungsgründen. Das begnügsame Land, mit seinem kräftigen, nahrhaften, wenn auch nicht reichen Boden; der biedre Pommer, mit seinem kräftigen, nüchternen, wenn auch nicht schimmernden Verstande, sind wohl gemacht Liebe und Anhänglichkeit zu erwecken, und Friedrich dem Einzigen waren nicht ohne Grund die Pommern so vorzüglich werth. Wenn aber auf solchem Lande, unter so guten Bewohnern, noch überdiess unvergängliche Lorbeern blühen, wie dem edlen Herzberg, sollte der nicht, wie er, mit Begeisterung beide lieben? Dagegen ward auch Herzberg von seinen Landsleuten eben so herzlich geliebt und geehrt; und so allgemein im ganzen preussischen Staat seine Verdienste erkannt und geschätzt wurden, so schallte ihm doch die [22] Stimme des Ruhms in Pommern lauter als irgendwo, und das Herz jedes Pommers war ein ihm geweihter Altar. Er verliess im Jahr 1742 sein Vaterland und bezog Ostern dieses Jahres die Universität Halle, woselbst er bis zum Jahre 1745 die Rechte, besonders das deutsche Staatsrecht studirte. Er bestand das strenge Examen, und sollte die Doktorwürde erhalten, die er aber nicht annahm. Schon damals ward er dem Staate bekannt durch seine akademische Streitschrift de Unionibus et Comitiis Electoralibus, und durch ein mit vielem Fleiss ausgearbeitetes Jus publicum Brandenburgicum, welches aber nicht gedruckt werden durfte, weil es dem Cabinets-Ministerio seiner Wichtigkeit wegen eingeschickt werden musste, und dieses den Druck untersagte. Er trat auch sogleich, wie er die Universität verlassen hatte, als Legations-Sekretair in preussische Dienste, und ward schon im August 1745 auf den kaiserlichen Wahltag nach Frankfurt am Main verschickt. — Auch diese seine akademische Laufbahn [23] war ihm noch im Alter sehr werth, und er schien sich bei dem Gedanken gern zu verweilen, dass er die Doktorwürde habe erlangen können, wenn er gewollt; besonders da er in den neuern Zeiten so viele Helden des Tages sah, deren ganze Gelehrsamkeit und ganzes Wissen aus Brosamen bestand, die sie unter der Reichen Tisch aufgelesen hatten. Herzberg besass indess nicht den mindesten Stolz auf seine Gelehrsamkeit; es war mehr eine innre wohlgefällige Überzeugung seines Werths, eine süsse Erinnerung seines fruchtbaren Fleisses, die ihn gern auf seine litterarische Laufbahn zurückblicken und von seinen Trophäen sprechen liess. So duldsam Er aber auch gegen Irthum und unschädliches Vorurtheil war, so unduldsam gegen Widerspruch und so auffahrend war er dann; unbiegsam und streng in seinen Staats- und Moral- Grundsätzen, both er allen Versuchen, ihm fremdartige Ideen unterzuschieben, eine eiserne Stirn; nur in der letzten Epoche seines Lebens war er gegen die [24] Schmeicheleien einer theilnehmenden Freundschaft schwach.

Oft ist ihm die Vestigkeit seines Charakters, die Kraft mit welcher Er seinen Lieblingsgedanken, das Wohl des Vaterlandes, vesthielt, zum Vorwurf gemacht, und bald als Eigensinn, bald als Grobheit, bald als Stolz verläumdet worden; aber wie ungerecht! Die gefälligen Charaktere, die Grundsätze wie Kleider wechseln, und jeden Tag ein anderes politisches System annehmen, die mögen wohl an dem Hofe eines Schach Lolo gut seyn, aber zu Friedrichs Gehülfen und Begleitern auf der glänzenden Bahn seines Ruhms, taugten sie nicht. Der weise Staatsmann prüft, wie der edle Mensch, erst streng und von allen Seiten die Grundsätze, nach denen er handeln, das System, dem er folgen will, und das dem Staat am nützlichsten seyn soll; hat er sich aber entschieden, hat er das Beste seiner Überzeugung nach erkannt, so hält er es vest, und steht mit seinen Grundsätzen und seinem System unerschütterlich [25] da, und lässt die Wogen der Zeit, die Pfeile der Arglist, und die Goldstücke des augenblicklichen Vortheils unbeweglich und ungerührt vor sich vorüberrauschen. Das that Herzberg auf seiner funfzigjährigen politischen Laufbahn. Von Friedrichs Geist gestärkt und vom reinsten Patriotismus beseelt, verfolgte Er vesten Tritts den ihm von der Staatsklugheit und der Lage des Preussischen Staats vorgezeichneten Weg, und man kann ohne Übertreibung, mit dem verstorbnen Forster, sein ganzes politisches Leben „einen wohlgerathenen praktischen Versuch nennen, aus einem kleinen Reiche ein sehr mächtiges zu bilden.“

Ich habe schon Anfangs die Gründe angeführt, die eine eigentliche Biographie Herzbergs zu schreiben für jetzt noch unmöglich machen; wir haben seine jugendliche Bildung kennen gelernt, und sehn ihn nun im Schoos der Erfahrung reifen. Welche Mannigfaltigkeit von Handlungen, welchen Reichthum von grossen und merkwürdigen Begebenheiten [26] bietet uns nicht das Leben dieses unsterblichen Mannes dar? — Vom zwanzigsten Jahr an dem Staat gewidmet, weiss Herzberg, von Friedrich geleitet, ein halbes Jahrhundert hindurch den Zufall mit seinen Wundern, die Politik mit ihren Harlekinaden, die Litteratur mit ihren Taschenspielen, seinen patriotischen Zwecken zu unterwerfen, und bald muss ihm ein bestäubtes Manuskript Rechte, bald die Politik Begünstigungen, bald der Zufall Gelegenheit verschaffen, Seinem göttlichen Friedrich zu dienen, und die Vergrösserung der Preussischen Macht zu bewürken. Hier schlägt Herzberg die Feinde Seines Königs mit seiner Feder, stellt ihren heimtückischen Verrath der Welt dar,*[89] und vernichtet ihre sophistischen Widerlegungen durch die Macht der Wahrhaftigkeit seiner Beweise,*[90] dort erschüttert [27] seine beredte Vaterlandsliebe tapfre Landsleute; die Pommerschen Landstände versammeln, nach der unglücklichen Schlacht von Collin, als das unbesetzte Stettin von den Schweden bedroht wird, ein kleines Heer von zehn Bataillons Landmilitz und einigen Escadrons Husaren. Diesem edlen Beispiel folgen die Märkschen und Magdeburgschen Stände mit vierzehn dergleichen Bataillons, und vertheidigen so während des ganzen siebenjährigen Krieges die Vestungen Colberg, Küstrin, Stettin und Magdeburg, und halten in einem glücklichen kleinen Krieg die Schweden und Russen auf. Wer kann sich eines so entscheidenden Verdienstes um den Preussischen Staat rühmen? — Die Preussische Monarchie hätte vielleicht den mächtigen Angriffen ihrer Feinde, ohne diese Maasregel, unterliegen müssen, weil den Schweden unter Hamilton, sobald Stettin und Colberg fielen, der Weg nach Berlin und in das Herz der Preussischen Staaten offen stand, denen der König, dessen Heere an allen Orten geschlagen waren, keine [28] Hülfe zu schicken vermochte. Auch konnte der König in der Folge aus diesen Landbatallionen, welche die Stände auf ihre Kosten erhielten, den Abgang seines Heeres mit exercirten Leuten ersetzen; ein wichtiger Vortheil für einen macedonischen Phalanx. Nie hat aber auch Friedrich, der Dankbare, diese Hülfe den Ständen vergessen; er machte ihnen nach geendigtem Kriege grosse Vorschüsse gegen kleine Zinsen, ansehnliche Geschenke zur Verbesserung ihrer Güter, und hielt ihre Rechte heilig. So sonderbar dieser letzte Beweis von Dankbarkeit auch scheinen mag, so war es doch damals wirklich ein gültiger Beweis, denn unter Friedrich Wilhelm dem Ersten war der Adel nicht undeutlich überführt worden, dass ein König ein Mann ist, der da thut was er will; Friedrich der Einzige hingegen ehrte die ständischen Rechte, weil er wohl wusste, dass sie mit den Königlichen Rechten Ein Fundament haben. Die Pommerschen Stände müssen manche ihrer Freiheiten und den grössten Theil ihres jetzigen Wohlstandes, als Folge [29] der

---

[89]* Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe.

[90]* Beantwortungen der sogenannten Anmerkungen etc.

Begünstigungen Friedrichs, dem Vorschlage Herzbergs verdanken, dessen Diensteifer für den geliebten König mittelbar für sie eine Goldquelle ward. Dieser Diensteifer, diese treue Anhänglichkeit an Allem, was Friedrich's und seiner Staaten Wohl betraf, ist der grosse ausgezeichnete Charakter im ganzen Leben Herzbergs , und war im siebenjährigen Kriege der Charakter der ganzen Nation, wunderbar und unglaublich in seinen Aufopferungen und Folgen, wenn es nicht Friedrich gewesen wäre, der ihn schuf. Kein Monarch verstand je besser, wie Er, die schwere und weise Kunst zu belohnen, und ihr muss man gewiss einenTheils die fast übernatürlichen Thaten zuschreiben, die unter seiner Anführung die Preussischen Heere vollbrachten; ihr muss man die freudige Willfährigkeit beimessen, mit der Friedrichs Volk Gut und Blut für ihn aufopferte. Enthusiasmus kann auch ein glücklicher Räuber erwecken, aber ihn dauernd zu erhalten, versteht nur ein weiser Fürst, ein kluger Feldherr. [30] Nichts kann ein Heer, Nichts ein Volk so leicht erschlaffen, erniedrigen und alle Thatenkraft ersticken, als verschwendete, unweise Belohnung, und es muss dem Tapfern der Lorbeer seiner Tapferkeit aneckeln, wenn er ihn auch das Haupt des Feigen bekränzen sieht.

Friedrich war sehr sparsam im Belohnen, weil Sparsamkeit hier den Werth erhöht, und Er wusste mit weiser Menschenkenntniss für jeden den Preis zu wählen, der ihn der theuerste war; dem bot er Gold und jenem Worte, und nie hätte dieser für alles Gold der beiden Indien diese Worte vertauscht. Als Herzberg, dem der König das Hubertsburger Friedensgeschäft anvertraute, den Frieden den 15. Februar 1763 zur Zufriedenheit desselben abgeschlossen hatte, so begrüsst er ihn mit folgenden Worten: „Er hat einen guten Frieden gemacht, fast so wie ich den Krieg geführt. Einer gegen drei.“ Wer wagte nicht durch ein Feuermeer zu schwimmen, um dieses Lob aus dieses Königs Munde zu verdienen? [31] und giebt es einen stärkeren Beweis, wie ganz Friedrich seinen Herzberg kannte? Noch nach dreissig Jahren standen dem alten Staatsmann die Thränen der Freude in den Augen, wenn er sich dieser Worte erinnerte, die ihm gewiss bis zum Grabe eine Aufforderung blieben, seinem grossen Vorbilde ähnlich zu werden. Erst einige Zeit nach dem Frieden, als der König in seine Staaten zurückgekehrt war, ernannte er den damaligen Geheimenrath von Herzberg an die Stelle des verstorbenen Ministers Grafen von Podewils zum zweiten Cabinetsminister, welchen Posten er bis zum Jahr 1791 nebst dem noch jetzt lebenden ersten Cabinetsminister, Grafen von Finkenstein, bekleidete. Herzberg hatte, noch eh' er in das Direktorium der auswärtigen Angelegenheiten trat, schon einen so allgemeinen Ruhm und das Vertrauen seines Königs in einem so hohen Grad sich erworben, dass sowohl der Preussische Staat, als ganz Europa mit Recht von ihm grosse Dinge unter Friedrichs Leitung erwarteten. Er hat die [32] Erwartung Europens nicht getäuscht; er hat der Nachwelt gezeigt, wie man auch ohne Schlachten, durch kluge Unterhandlungen Länder gewinnen, und durch männliche Vorsicht und wachsame Weisheit den kleinsten Staat dem mächtigsten gleich machen, und eine entscheidende Stimme verschaffen kann. Eine der merkwürdigsten Begebenheiten dieses Zeitpunkts ist bekanntlich die Theilung Polens Anno 1772, die durch einen sonderbaren Irrthum dem Grafen Herzberg in einigen Schriften, als erstem Urheber zugeschrieben wird. Obgleich Herzberg selbst zu diesem Gerücht kann Anlass gegeben haben, so ist es doch gewiss, dass er von diesem Theilungs - Projekt, welches bekanntlich in Russland durch ein Gespräch zwischen der Kaiserinn Catharina der Zweiten und dem Prinzen Heinrich geboren ward, nicht früher Etwas gewusst, als bis die öffentlichen Staatsschriften verfertigt werden sollten, wo Er Friedrichs Geschichtsregister war, und man seiner Hülfe bedurfte, dem Dinge ein legales Mäntelchen [33] umzuhängen. Diese Angelegenheit ist jetzt eine glühende Kohle, die man nicht berühren darf, ohne sich die Finger zu verbrennen; Friedrich hat sich selbst und diese Theilung in seinen Werken gewürdigt, doch glaub' ich nicht zu irren, wenn ich diese Verhandlung, so künstlich angefangen und so meisterhaft vollendet, ein politisches Ungeheuer nenne, welches der Zukunft eine Brut politischer Fehler gross zog.

Ich eile mit Vergnügen von diesem Gegenstande zu einer der glorreichsten Begebenheiten in Friedrichs und in Herzbergs Leben. Ich sehe beide, wie sie mit ihres Geistes ganzer Stärke sich den kühnen Vergrösserungsplanen Joseph des Zweyten entgegenstellen, eines deutschen Reichsfürsten Rechte und die Heiligkeit der deutschen Reichsverfassung zu verteidigen; wie Friedrich, uneigennützig und gross, zum Schutz des Schwächeren sein Schwerdt zieht, und mit den Siegeslorbeeren vergangener Zeiten die Palmen

der Tugend verflechtet. Heiliger Anblick! der Held des [34] Jahrhunderts, der Greis Friedrich, beut noch einmal dem Zufall des Krieges sein Haupt dar, und alle Mächte Europens sehn mit Ehrfurcht den Göttlichen der Schlacht nahn, und Maria Theresia zittert für ihren kühnen Sohn! — Der Briefwechsel, den diese Angelegenheit zwischen Friedrich und Maria Theresia veranlasste, ist ein rührendes Denkmal der Grösse Friedrichs; die mütterliche Besorgniss beurkundet seine Furchtbarkeit, der Edelmuth seiner Antworten die Hoheit seiner Seele und die sanften Gefühle seines Herzens.

Der Kaiser entsagte bald seinem ehrgeitzigen Vorhaben, weniger durch die Macht des Schwerdts, als durch Herzbergs Staatsschriften überwunden, die sowohl in Rücksicht des Gegenstandes, als in Rücksicht der Sprache Bewunderung verdienen. Kraft, Klarheit und Würde sind die auszeichnenden Eigenschaften aller, die Baiersche Erbfolge betreffenden Preussischen Staatsschriften, die sämtlich den Minister Herzberg zum Verfasser haben, der diesen Charakter überhaupt allen [35] damaligen Preussischen Staatsschriften aufzudrücken wusste. Jeder Zeitungsleser muss diese Bemerkung gemacht haben; und unter Herzbergs Verwaltung konnten die Preußischen Deklarationen immer als ein Muster ihrer Art dienen. Da suchte der verlegne Staatsmann nicht sophistische Schlupfwinkel, seine Nacktheit zu verbergen; der ungeübte Schriftsteller nicht poetische Formeln, einer matten, kränklichen Prosa aufzuhelfen, der verworrne Denker nicht Theatersprünge seinen Inconsequenzen zu entschlüpfen; nein! Herzberg führte mit eben so kraftvoller, männlicher Hand die Feder, wie Friedrich die Ruder des Staats. Seine sämtlichen Schriften, Abhandlungen und Vorlesungen, die hier namentlich anzuführen zu weitläufig seyn würde, beweisen dies auf die überzeugendste Art, denn der Mangel an Eleganz und glücklichen Wendungen eines gebornen schriftstellerischen Genie's wird hinlänglich von ihm durch Simplicität, Schlusskraft und Vollständigkeit ersetzt; nur in der französischen Sprache ist der Mangel [36] an feinen Sprachwendungen merklich, und der deutsche Verfasser verräth hier nur zu oft sein Vaterland, in welchem er als statistischer Schriftsteller eine so ehrenvolle Stelle einnimmt. Natürlich schätzte Herzberg, selbst ein berühmter deutscher Schriftsteller, auch die deutsche Sprache vor allen andern hoch, und er versuchte, während der Unterhandlungen vor dem Teschner Frieden, wo der König sich mit den beiden Staatsministern Grafen Finkenstein und Herzberg in Breslau aufhielt, sogar Friedrich von seinem alten Vorurtheil gegen die deutsche Sprache zu heilen. Tischgespräche gaben dazu die erste Veranlassung, und es glückte dem Minister Herzberg dieser Versuch so gut, dass der König ihm im Jahre 1780 die bekannte Schrift sur la litterature allemande übergab, und sie drucken und übersetzen zu lassen befahl. Leider waren Friedrichs schönste Zeiten schon vorüber, um noch viel für die deutsche Litteratur thun zu können, und so blieb diese Schrift nur ein Beweis von Herzbergs patriotischen Gesinnungen [37] für Deutschland. Überdies veranlasste dieselbe aber noch den interessanten Aufsatz des Abts Jerusalem über die deutsche Litteratur, den er, von der verwittweten Herzogin von Braunschweig, des Königs Schwester, aufgefordert, niederschrieb, und den dieselbe dem Minister Herzberg überschickte, der ihn zum Druck beförderte.

Nach dem Teschner Frieden genossen Friedrich und Herzberg im Schooss ihres Vaterlandes wieder der Ruhe des Weisen, die eine menschenbeglückende Thätigkeit ist, und beide vermehrten, ihren Wirkungskreisen gemäss, die Landeskultur und Landesindustrie. Herzberg zeigte der Welt, dass er den grossen Männern des Alterthums in jeder Tugend gleiche, und wie einst die Gesandten der Samniter den Manius Curius, so konnten die Gesandten der Könige Europens den berühmten Herzberg auf dem Landgute Britz, unter seinen Heerden, zwischen hohen Kleefeldern oder aufgethürmten Kornmandeln finden, umgeben von seinen Unterthanen, die ihn als [38] Vater liebten. Ihn hier zu sehn, den biedern, gutmüthigen Mann, hier, wo der Minister sein ernstes, festliches Kleid ablegte, und der sorgsame, fleissige Hauswirth geschäftig war seinen Gasten bald den Nutzen, bald die Bequemlichkeit, bald das Angenehme einer ökonomischen Einrichtung zu zeigen und zu erklären, hier, wo die Freude, wenn er etwas Gutes gethan, etwas Nützliches entdeckt zu haben glaubte, so hellstralend ihm aus den Augen leuchtete; ihn hier zu sehn, war ein köstliches Vergnügen. Die Simplicität seiner Sitten, die nicht der Abglanz des Hoflebens zu verdrängen im Stande gewesen war; die Biederkeit seines Herzens, die nicht vom Gift der Politik gekostet hatte; seine Wahrheitsliebe, die kein fürstliches Lächeln zu bestechen vermogte, seine Wirthlichkeit, die sich durch den Schimmer eines lächerlichen Ehrgeizes nicht verführen liess; alle diese herrlichen Tugenden

umgaben ihn nie mit einem freundlicheren Lichte, als wenn er in dem Schatten selbstgepflanzter Bäume wandelte, [39] und ihre Früchte brach, wie Cincinnatus durch seine Häuslichkeit den Freunden der Tugend ehrwürdig, wenn auch nicht so glücklich durch sie, wie jener; denn viel häusliches Leiden war dem guten Hausvater Herzberg vom Schicksal bestimmt. Seiner Gattin, die ihn zärtlich liebte, raubte ein schrecklicher Tiefsinn den Gebrauch des Verstandes; sie hatte sich selbst ein grausenvolles Stillschweigen aufgelegt, welches sie nur, wenn sie mit ihrem Gatten oder ihrer Kammerfran allein war, zuweilen unterbrach, nie aber in Gesellschaft eines Dritten; wenigstens hab' ich sie nie sprechen hören, der ich öfters mit ihr zu Abend gespeist. Sie war nicht ruhig und zufrieden, wenn sie nicht ihren Gatten sah, und sie sass, wenn er allein war, sogar in seiner Arbeitsstube, während er arbeitete, einsam und schweigend in einer Ecke des Zimmers, immer den starren Blick auf ihn geheftet. Jedesmal wenn sie vom Mittag- oder Abendessen aufstand, wieder nach ihrem Zimmer zu gehn, küsste sie Herzberg, und begleitete sie, welches [40] sie, ohne ein Wort zu sagen, geschehn liess. Die unglückliche Frau war hager und todtenähnlich, und schien von dem Anblick ihres Mannes einen Theil ihrer Existenz zu erhalten; auch starb sie bald nach dem Tode des Ministers. Einen Fremden, den sie zum erstenmal sah, blickte sie unverrückt, starr und grausenvoll an, doch milderte sich diese Starrheit, wenn sie mehreremal dasselbe Gesicht gesehn. Welcher Mensch, der nicht einen Stein statt eines Herzens im Busen trägt, fühlt hier nicht mit Herzberg das Schreckliche solches Schicksals ? Und doch trug er es mit beispielloser Geduld und Fassung, und seine ruhige Ergebenheit rührte den Zuschauer fast noch mehr, als der Anblick der leidenden Frau selbst. Aber diese häusliche Widerwärtigkeit war nicht die einzige, auch sein eigner Körper ward ihm eine Ursach neuer Leiden. Er war nämlich mit schweren convulsivischen Anfällen behaftet, und würde für öffentliche Geschäfte untauglich gewesen seyn, wären diese Anfälle nicht sehr selten, und immer mit [41] vorgehenden Merkzeichen eingetreten, wodurch die Gefahr vermindert und die Überraschung vermieden ward. Trotz diesen häuslichen Übeln, die nicht Kindesliebe ihn erleichtern half, war er doch ein sorgsamer, wirthlicher, und nicht unzufriedner Hausvater, und sah, wenn auch nicht in Kindern, doch aus Feldern und Wiesen seine Hofnungen wachsen. Seine Wirthlichkeit, über die so mancher in erborgtem oder erschlichenem Golde glänzender Narr seinen Witz spielen liess, entsprang aus eben der edlen Quelle, aus der Friedrichs Wirthlichkeit ihren Ursprung nahm. Wohlthaten ohne Zahl waren die Frucht dieser menschenfreundlichen Sparsamkeit; mit dem Golde, welches Andre in köstlichen Weinen und Speisen verschwelgten, oder auf genusslosen Aufwand verschwendeten, oder wofür sie am Spieltisch verwünschenswerthe Stunden kauften, — mit dem Golde belohnte er bald vom Vaterland vergessne Verdienste, bald aufkeimende Talente; er unterstützte damit bald seufzende Waisen, bald dürftige [42] Schulen, bald klagende Unterthanen; und könnten die Alle auftreten, denen er wohlgethan, so würden mich ihre dankbare Thränen verstummen lassen, und jene frevelnde Spötter über Herzbergs Wirthlichkeit würden sich in die dunkelsten Hölen mit ihrer Schande zu verbergen suchen. Verschwendung ist gewöhnlich vom niedrigsten Geiz begleitet, und Sparsamkeit pflegt immer zum Wohlthun eine Hand bereit zu halten. Überdies war die Landwirthschaft ja nur das einzige Vergnügen, die einzige Erholung, die Herzberg ausser seinen Amtsgeschäften kannte; warum wollte man ihm diese unschuldige Freude nicht gönnen? — Wenn es ihm z. B. eine gewisse Art von süsser Belohnung war, brachte ihm eine Kuh mehr ein, als allen andern Landwirthen; und liess er deshalb die Milch zur Stadt bringen, und auf seinem Hofe verkaufen — wem konnte das etwas schaden? wem hätt' es lächerlich deuchten sollen ? Ist es eine notwendige Eigenschaft eines Staatsministers, sich um Nichts zu bekümmern? Oder darf ein [43] Staatsminister nicht sein Gut so hoch nutzen, wie ein andrer Wirth? Haben wir nicht längst das Vorurtheil abgelegt, dass die Landwirthschaft einem beahnten Herrn nicht wohl anstehe? — Herzberg sagte zu mir, als ich die Stadt verliess, um mir auf dem Lande zu leben: „Sie thun sehr recht; das Landleben ist für einen Edelmann die freiste und wohlanständigste Lebensart." — Den Edelmann in einen verständigen Mann verwandelt, so ist diese Sentenz gewiss vortreflich und wahr. Herzberg war, wie gesagt, ein leidenschaftlicher Landwirth, und für die von ihm eingerichtete Wirthschaftsart und der vierfeldrigen Ackereintheilung so leidenschaftlich eingenommen, dass er sogar seinem Testamente*[91] diese Vorliebe

[91]* Vom 4ten Juli 1793. Siehe Berl. Monatschr. December 95.

aufgedrückt, und seinem Universalerben ausdrücklich befohlen hat, die vierfeldrige Wirthschaft beizubehalten. So wenig sich diese Verordnung auch mit einem [44] philosophischen Geist, der an fortschreitende Cultur glaubt und glauben muss, vereinbaren lässt; so wenig allgemein gültig auch jede Wirthschaftsart seyn kann, so übertrieben auch des Grafen Herzbergs Vorliebe für die von ihm gewählte Wirthschaftsart war; so bleiben die Ausfälle gegen den Grafen Herzberg in der Schrift des Geheimenraths Wolff von der Koppelwirthschaft, so schätzbar auch deren Inhalt in mancher Rücksicht ist, Beweise, zu welchen Ausschweifungen Rechthaberei und Systemsucht verführen: denn man kann einen um das Vaterland so verdienten Greis und Staatsminister nicht unwürdiger behandeln, als es in dieser Schrift geschieht. Damals, wie die Schrift erschien, war mir ihr Inhalt noch zu neu und wichtig, ich zu unerfahren und von dem Gegenstand zu sehr enthusiasmirt, als die Anzüglichkeiten gegen Herzberg, die nur Nebensache sind, so ganz zu würdigen; jetzt aber fallen mir diese um so mehr auf, da ich, mit mehr ökonomischen Kenntnissen, die Gebrechlichkeit dieser Schrift [45] in Rücksicht der Sache selbst erkenne. Diese Schrift vertheidigt ein gutes System mit schlechten Waffen; denn nicht die Ruhe des Ackers ist ein Vortheil der Koppelwirthschaft, sondern das gerade Gegentheil, dass die Felder nie brach zu liegen, nie zu ruhen, wie es der Verfasser nennt, nöthig haben, sondern in einem regelmässigen Wechsel alljährlich tragen, und durch Getraide, Gartenfrüchte und Futterkräuter dem Eigenthümer den höchsten Nutzen, dem Viehstand die kräftigste Nahrung, und dem Boden die möglichste Erzeugungsfähigkeit geben, — das ist der glänzende Vortheil einer wohleingerichteten Koppelwirthschaft. Nur der Mangel an Menschen kann den Ackerzustand, den der Verfasser dieser Schrift Ruhe nennt, zur Weide bestimmt, bei einem guten Landwirth entschuldigen; denn diese Ruhe ist nichts mehr und nichts weniger als eine systematische Verwilderung, um das schädliche Unkraut nicht umkommen zu lassen, welchem Zeit zu wachsen und zu gedeihen vergönnt [46] wird. Eben so gut wie sich, während Unkraut die Felder bedeckt, die Getraidebestandtheile zur künftigen Saat sammeln, eben so gut würden sich diese Bestandtheile nur noch kräftiger sammeln, wenn die Felder wohlbestellt, den wohlthätigen Einflüssen der Luft, und der Sonne ofner, verschiedenartige Getreide- oder Pflanzenarten trügen, die zum Theil der Erde wiedergegeben, mit der Kraft und Fettigkeit des Düngers in abwechselnden Zeiten vermischt, den Boden schon so zu sagen vertrauter mit der künftigen Frucht, und empfänglicher für den Segen der Natur machen.

Man wird mir diesen Absprung, dessen wichtiger Gegenstand eine weitläuftigere Erörterung verdienet, verzeihen; ich konnte diese Schrift bei den ökonomischen Beschäftigungen Herzbergs nicht übergehn, da sie seinen Lieblingsgegenstand so hart und feindselig angreift. Indess war Herzbergs Musse nicht allein der Landwirtschaft, sondern auch litterarischen Arbeiten geweiht, [47] und sein Beispiel bestätigt die oft gemachte Bemerkung, dass unter den Händen eines thätigen Mannes die Zeit nicht so schnell sey als es sich die Bequemen überreden. Er las gewöhnlich am Geburtstage des Königs der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über irgend einen die vaterländische Geschichte betreffenden Gegenstand; sie sind alle theils einzeln, theils gesammelt im Drucke erschienen, und allgemein bekannt. Eine der wichtigsten ist die Abhandlung sur les révolutions des Etats, vom Jahre 83, durch welche die Beschuldigungen des Geizes gegen Friederich auf das glänzendste widerlegt sind, indem Er in zwanzig Jahren vierzig Millionen seinen Unterthanen schenkte, und das nach dem geldfressenden siebenjährigen Kriege. Dieser wohlthätige Weise auf dem Thron überrascht uns noch am Ende seines Lebens mit dem schönsten Werke hoher Weisheit, und es scheint als habe das Schicksal durch die Ausführung dieses Werks durch Herzbergen, noch eh Friedrich die Erde verliess, [48] demselben einen unwidersprechlichen Beweis geben wollen, wie würdig er war Friedrichs Vertrauen und Liebe zu besitzen. Es ist leicht zu errathen, dass es der deutsche Fürstenbund ist, der Friedrichs und Herzbergs Staatsklugheit die Krone aufsetzte. Keine politische Verbindung von allen möglich denkbaren, konnte so das Privatintresse Preussens mit dem allgemeinen Interesse des deutschen Reichs verbinden, keine den herrschsüchtigen Planen des Hauses Oestreich mächtigere Fesseln anlegen, keine in der Natur der verbündeten Staaten so vestgegründet, uneigennützig, und daher unauflöslich seyn, als diese, so lange Preussens Vortheil auch Preussens Politik blieb. Es ist vielleicht das erste Bündniss, wo die Gerechtigkeit der Handlung den Zweck der Politik begünstigte, und sich aus einem nichtsgeachteten Chaos, blos durch die Weisheit Eines Gedanken, eine achtbare Macht entwickelte. Dieser deutsche Fürstenbund war werth Friedrichs Lehen zu beschliessen — und das ist ihm genug zum [49] Ruhm gesagt;

Herzbergs Bemühungen brachten ihn zum Theil mit zu Stande, und wenn dieser Bund auch späterhin nicht alle die wohlthätigen Folgen hatte, die er dem preussischen Staat versprach, und seiner Natur nach haben musste, so wird er doch für die Nachwelt das edelste Denkmal politischer Weisheit bleiben. Herzbergen ward dafür ein grosser, aber wehmüthiger Lohn! in seinen Armen will Friedrich sterben. Vom 9ten Juli bis zum 16ten August, den Sterbetag des Königs, durfte Herzberg Sans-Souci nicht verlassen; ihn rief Friedrich dem grossen Schauspiel beizuwohnen, einen König, Helden und Weisen sterben zu sehn. O warum folgte Herzberg, der seinem Könige so oft gefolgt war, warum folgt er Ihm nicht auch hier? Wie vielen Seelenkummer, wie viel körperliche Leiden hätte Er sich nicht erspart? Der schönste Augenblick seines Lebens war ja gekommen; ihm hatte Friedrich vor allen Andern das Siegel seiner Liebe aufgedruckt — warum säumte er denn noch? — Ach! mit [50] Zittern nah ich mich den letzten Lebensjahren dieses herrlichen Mannes! — Doch Er denkt vielleicht jetzt in einem schönem Wohnsitz mit Lächeln seines Ruhms, so wie seiner Leiden, und da ich jenen verkündige, so will ich auch diese erzählen.

Kaum hatte der unsterbliche König sein Auge geschlossen, so führte Herzberg den künftigen Monarchen auf den Thron, der ihm sogleich zum Beweise seiner Gnade den schwarzen Adlerorden ertheilte. Er begleitete darauf den König Friedrich Wilhelm den Zweiten zur Huldigung nach Preussen und Schlesien, und er ward zu Königsberg von Sr. Majestät in den Grafenstand erhoben. Einen schlauen, geübten Günstling des Glücks hätten diese schnellen Fortschritte zum letzten Ziel des Ehrgeitzes schüchtern und besorgt gemacht; aber Herzberg verachtete das Glück und glaubte nur an Verdienst, und dieser Glaube untergrub das Fundament seines Glücks, ohne dass er es bemerkte, und er sah sich bald unter den Ruinen seines Glanzes begraben. [51] Er behielt, nach seiner Zurückkunft aus Preussen, mit dem ersten Cabinetsminister Grafen von Finkenstein, das Direktorium der auswärtigen Angelegenheiten, und es schien, als zerrissen mit Friedrichs Tod alle Fesseln, mit denen die Politik, so lang' er lebte, die Leidenschaften der Völker und Fürsten in Zaum gehalten. Wenige Jahre gebähren wunderbarere Begebenheiten als vergangne Jahrhunderte, und die Menschheit sieht mit Erstaunen an Tugenden wie an Lastern ihr kühnstes Ideal übertroffen. Die ewigen Gegner in der menschlichen Natur, die Antipoden der Schöpfung, Despotie und Freiheit, Aufklärung und Aberglaube, wüthen mit gleicher Raserei zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, und die aufgehende, wie die untergehende Sonne, sieht Ströme Menschenbluts fliessen, und fruchtbringende, glückselige Fluren in rauchende, schauerliche Öden verwandelt. An der Seine erwürget die Freiheit Bürger, am schwarzen Meere schlachtet die Despotie Sklaven; in Wien zerstöret die Aufklärung [52] Mönchsnester, in Brüssel vertheidigt sie der Aberglaube; in Amsterdam krönet der Sieg einen Helden, in Oczakow ein Ungeheuer; in Philadelphia macht die Tugend aus Fremdlingen Bürger der Freiheit, in London die Bestechung aus Bürgern der Freiheit Fremdlinge; Grundsätze werden zu Leidenschaften und Leidenschaften werden zu Grundsätzen; die politische Welt rüstet sich zum Kampf mit der moralischen, und das Menschengeschlecht ordnet sich in zwei furchtbare Parteien. Beneidenswerth, wenn auch darum nicht glücklicher, sind wir, die diese merkwürdige Epoche erlebten; beneidenswerther und dreimal glücklicher die, die das Resultat dieser mächtigen Zurüstungen erleben, und dessen Früchte gemessen! —

Den Anfang der Mitwirkungen des Preussischen Staats in diesem thaten- und wunderreichen Zeitraum bestimmten die Unruhen der holländischen Patrioten, die sich gegen ihr rechtliches Oberhaupt auflehnten, und in wenigen Monaten den siegreichen Preussischen [53] Waffen, unter Anführung des regierenden Herzogs von Braunschweig, sich und ganz Holland übergeben mussten. Diese Eroberung, die Ludwig XIV mit 120,000 Mann vergebens versucht hatte, gelang dem tapfern Guelphiden mit einem kleinen Preussischen Heere, und so viel auch die Zeitumstände zu diesem glücklichen Erfolg beitrugen, so wird dies Unternehmen doch immer der Weisheit des Herzogs, so wie der Uneigennützigkeit des Königs, und der Politik Herzbergs Ehre machen. Der Erfolg entsprach auch damals allen Erwartungen; das Haus Oranien ward in seinen statthalterischen Rechten bevestigt, der Einfluss des Französischen Hofes aufgehoben, und ein dreifaches Bündniss zwischen England, Holland und Preussen geschlossen; der König von Preussen sah sich Meister des Gleichgewichts im Süden, und wenn die Zeit nachher ein anderes Urtheil vollzog, als sie damals sprach, so darf man wenigstens nicht dem Minister Herzberg die Schuld gehen. Indess waren diese Holländischen Unruhen kaum [54] gedämpft, so zog der Krieg zwischen Russland, Östreich und der

Ottomannischen Pforte die Aufmerksamkeit des Staats auf sich. Voltairens Hoffnungen und Wunsche, die er in seinen Briefen mit so lebhaften Farben ehemals der Kaiserinn von Russland, Catharinen II, mahlte, waren ihrer Erfüllung nah; die Türken wichen den Heeren der christlichen Mächte an allen Seiten; die Russen schwammen hei Oczakow im Blut ihrer Feinde sowohl, als im Blut unschuldiger Kinder und hülfloser Weiber; Belgrad ergab sich den Oestreichern, und ohne Preussens Dazwischenkunft wäre vielleicht das grosse Projekt der beiden Kaiserhöfe ausgeführt worden. Aber nun wollte das Schicksal nicht Europa Fesseln anlegen! Gustav III griff plötzlich Russland an, und ohne den Verrath seines Adels wäre vielleicht das zweite Rom gefallen! Auf Preussens Drohungen musste Dännemark seinen Alliirten und seine schon gemachten Eroberungen verlassen, und von süssen Hoffnungen geschmeichelt, Polen seine republikanische Unabhängigkeit gegen [55] Rußland behaupten, und diese Behauptung mit dem Verlust seiner politischen Existenz bezahlen. Lüttich verjagt seinen Bischof, Brabant die Östreicher, Joseph stirbt, Kaiser Leopold nimmt seinen Thron ein, ein Preussisches Heer versammelt sich an den Gränzen von Preussen, der König selbst zieht 150,000 Mann in Schlesien an der Böhmischen und Mährenschen Gränze zusammen, die nur ein kleines Östreichisches Heer vertheidigt, und bietet so mit gewaffneter Hand den kriegführenden Mächten Friede, und der Ottomannischen Pforte Schutz. Es sind nur wenig Beispiele in der Geschichte, wo, durch eine Menge zufälliger Umstände begünstigt, es einem Fürsten möglich war, eine so glänzende Rolle zu spielen, als hier dem Könige von Preussen. Europa war ihm in diesem Moment unterthänig, und die mächtigsten Reiche der Welt mussten auf seinen Willen hören. Ein berauschender Augenblick, — wenn auch nur ein Augenblick! — Das schönste Gefühl auf dieser Zinne des Glücks und der Macht des Preussischen [56] Staats, musste dem patriotischen Herzberg die Überzeugung gewähren, dass er mit funfzigjähriger Arbeit dem Preussischen Regenten diesen glorreichen Standpunkt hatte erringen helfen, einen Standpunkt, den zu erreichen seine kühnsten Hoffnungen kaum sich träumen konnten. Er sah Östreich und Russland durch einen blutigen Krieg geschwächt, von Feinden umringt und ihre Gränzen unvertheidigt; Frankreich in Revolution, allein mit sich selbst beschäftigt, England und Schweden mit Preussen im Bündniss, und die Macht Preussens selbst mit Allem ausgerüstet, was Ehrfurcht erwecken und Völker unterjochen kann. Das Alles sah er, und konnte sich sagen: „Dies ist der Lohn deiner Mühe, dies der erfüllte Wunsch deiner durchwachten Nächte!“ O es war nicht anders möglich, es musste der Endpunkt seiner Glückseeligkeit da seyn, — und er war da! Der grösste Patriot und einer der verdienstvollsten Männer im Preussischen Staat erlag der Berauschung seiner selbst und den arglistigen Feinden des [57] Preussischen Ruhms. In dem Jubel seines Herzens, den glorreichsten Tag der Preussischen Monarchie erlebt zu haben, vergass er, dass man nicht nur wie ein Krokodill weinen, sondern auch wie ein Krokodill lächeln könne; er vergass, dass das Herz eines Staatsmanns der Charibdis gleichen müsse, die Alles in ihren Strudel herabreisst, aber Nichts wieder an das Tageslicht bringt; er vergass, dass Leute da waren, denen seine gerade Stirn und keiner Hofluft achtender Wahrheitssinn gar nicht gefalle; er vergass, mit einem Wort, dass ein sechs und sechzigjähriger Staatsmann entbehrlich zu werden anfängt. Sein Entschädigungsprojekt,*[92] ungleich besser ausgedacht als die Theilung Polens von 1773, ward vereitelt, durch seine eigne unüberlegte Offenheit sowohl, als durch geheime Maschinenwerke, die wohl ein Geheimniss bleiben werden; der Reichenbacher [58] Congress, so vielversprechend in seinem Anfange, blieb ohne alle fruchtbaren Folgen für die Preussische Monarchie, und der König entzog dem hintergangenen Minister sein Vertrauen.

Ich habe den Grafen Herzberg in dieser schrecklichen Crisis gekannt, und ich wage nicht die Leiden zu beschreiben, mit denen sein patriotisches Herz kämpfte und unter denen es erlag, weniger durch seine persönliche Kränkungen gerührt, als erschüttert durch die gescheiterten Hoffnungen des Vaterlandes, die zum Theil seine wenige Behutsamkeit scheitern liess. Ich wiederhol’ es, er war berauscht im Jubel seines patriotischen Herzens, und wer in diesen mit einstimmte, konnte dem gutmüthigen Greis sein Innerstes ausspähen. Auch betäubte die lobpreisende Stimme des Volkes seine Vernunft; er sah sein Bild im Gigantenspiegel der Eigenliebe, und hielt die verschmitzte Schmeichelei eines verstockten Feindes so gut

---

[92]* In dem dritten Theile seiner Mémoires von 1791, die bis jetzt nicht haben bekannt gemacht werden dürfen, ist dieses Projekt zu finden.

für Wahrheit, als das gemässigte Lob eines redlichen Freundes, und liess [59] jenem so leicht sein Innerstes sehen, wie diesem. Es ist ausgemacht, dass er für die behutsame, lauschende, zweizüngelnde Politik nicht Sehkraft mehr genug hatte; aber eben so ausgemacht ist, dass die Kraft seines Patriotism noch ungeschwächt war, dem kein Machiavellism das Ziel der Preussischen Staatsklugheit umnebeln konnte. Im Jahr 1791 foderte er seine Dienstentlassung, und erfüllte so, von verstellten Freunden beredet, den Wunsch seiner Gegner. Als ihm die gänzliche Dienstentlassung versagt wurde, bat er um die Dispensation von allen auswärtigen Angelegenheiten. Diese bewilligte ihm der König, mit Beibehaltung seines ganzen vorherigen Gehalts, den Herzberg, ob er ihn gleich zu wiederholtenmalen nicht annehmen wollte, endlich beibehalten musste, um Se. Majestät den König nicht zu beleidigen. Er behielt übrigens Sitz und Stimme in dem grossen Königl. Staatsrath, die Curatel der Academie, und die ihm schon im Jahre 1788 übertragene, alleinige Direktion des Landseidenbaues, dessen Schöpfer [60] er war, und der mehr Industrie zeigt, als Nutzen bringt. So sah ich den Mann, der zu Reichenbach vor den Gesandten der Höfe Europens die Gränze von Königreichen bestimmte, jetzt vor einem ländlichen Tisch stehen, und seinen Freunden ein Stück Zeug, von einländischer Seide gearbeitet, vorzeigen, und sich der wachsenden Industrie seines Vaterlandes freuen. Es ward ihm jedoch schwer, sich in seine Ruhe zu finden, so ehrenvoll sie ihm auch der König zu machen suchte, und er wagte zuweilen, und sogar zur Unzeit und am unrechten Ort, seinem patriotischen Eifer Luft zu machen, aber nur, wie ganz natürlich, um seine besten Meinungen mit Kalte zurückgewiesen zu sehn. Sein Einfluss war unwiederbringlich dahin, und seine Tugenden wie seine Schwachheiten waren zu grell für die verfeinerten Zeiten gefälliger Wohllebenheit, sein politisches System zu antiquarisch, um das geschmeidige Thier ohne Augen lenken zu können, welches die Menschen jetzt Politik genannt haben, und welches, [61] wie Proteus, bald in einen Stier, bald in eine Schlange verwandelt, nur mit dem Herkules kämpft, seine goldnen Hörner zn verlieren. Herzberg war nicht zum grossen Staatsmann geboren, ob ihn gleich die wichtigsten Thatsachen eine der ersten Stellen unter den Staatsmännern seiner Zeit versichern; ihn führte auf der diplomatischen Laufbahn, wie schon gesagt, nur durch Fleiss gebildeter Verstand, nicht Genie; darum wandelte er, so lang' ihm Friedrichs Genie vorleuchtete, so sichre Schritte. Sein Fleiss und durch Kenntnisse geläuterte Urtheilskraft, beide im hohen Grade würksam und fruchtbar, vermogten zwar manche blendende Talente der Natur zu ersetzen, aber nur das Einzige nicht, welches einem Staatsmanne so unumgänglich nöthig ist, das Talent in die Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen, und mit wunderbarer Schnelle den Gedanken, noch eh' er die Lippe berührt hat, in der Wiege seiner Geburt zu überraschen, und in der beredten Lüge die tiefe, schweigende Wahrheit [62] zu erkennen; das so nöthige Talent, Menschenherzen mit dem Feuer des Geistes zu erwärmen; selbst ein ruhiger Zuschauer, die Begeisterung hervorzurufen, die in eigner Kraft, alles Zwanges vergessend, einen Feuerstrahl in die verschlossene Brust der Staatsklugheit wirft, und sie so zum unwillkührlichen Verräther ihrer verborgensten Geheimnisse macht, dass sie einem Augenblick die sparsame Weisheit vieler Jahre aufopfert. Dieses diplomatische Talent besass Herzberg nicht; im Gegentheil führten Gutmüthigkeit, Biedersinn und Offenherzigkeit ihn oft selbst in die Schlingen dieses chamäleonischen Talents. Sein Herz, vom patriotischen Enthusiasmus und dem Wohlgefallen an seinen eigenen Verdiensten reizbar gemacht, theilte sich nur zu leicht Andern mit, und er vergass dann oft die Person, der er, und den Gegenstand, worüber er seine innersten Gedanken öfnete. Für schlaue, hinterlistige Politik, für Hofintrigue und auf den Zehen schleichende Horcher, war Herzberg zu gerade, zu edel, zu [63] steif, zu rauh; er schlug mit seinem männlichen Verstand gleich den Pygmäen zu Boden, der auch ein Etwas seyn wollte; er war nur durch die Heuchelei der Tugend zu gewinnen, und Mirabeau, dieses Schooskind politischer Arglist, versuchte darum umsonst gegen ihn seine Waffen, weil es diesem unmöglich war, auch nur die Tugenden zu heucheln, die Herzbergs Zuneigung, und durch diese seine Mittheilung gewannen. Herzberg an der Seite eines Friedrichs, der gerade die Eigenschaften besass, die diesem fehlten, war der grösste Staatsmann seiner Zeit, der nutzbarste Diener seines grossen Königs; weise im Rath, vertraut mit dem fernsten Dunkel der Geschichte, nicht ohne Licht in die Nacht des Künftigen, sparsam im Bedarf der Mittel, die ein erfinderisches Genie ihm darbot einen Zweck zu erreichen, vest im Vorsatz, Patriot bis zum Enthusiasm, rastlos in fruchtbarer Thätigkeit. Ihm dankt Friedrich und das Vaterland einen grossen Theil seines Ruhms, seiner Wohlfahrt und seines langen Friedens. Herzberg, nicht [64] mehr von dem Genie Friedrichs geleitet, am Ziel seiner

Bestrebungen, als Selbstleiter der ganzen politischen Würksamkeit, hört auf das Ideal seines Standes zu seyn, obgleich noch immer der gelehrte, patriotische, kraftvolle, thätige Mann wie vorher. Seine Thätigkeit, im freien Spielraum, will Alles umfassen, und Einseitigkeit ist ihre Frucht; sein Patriotismus schwelgt in Träumen des Ruhms, und vergisst, dass ihn Wachende umgeben; sein Edelmuth wird Unbiegsamkeit, seine Wahrheitsliebe Härte, sein Ehrgeiz, dem Nichts zu erlangen mehr bleibt, berauscht sich in seiner Eigenliebe, die ihn zum Censor des Throns und zum Opfer listiger Schmeichler macht. So ging es zu, dass der herrliche Mann seine Lorbeern welken sah, und sich dem Spott läppischer Augenblicksgötter aussetzte, gegen den ihn selbst nicht seine Freunde zu vertheidigen vermogten. Diese Eigenliebe, die zuletzt sogar an die gewöhnlichen Zeichen fürstlicher Zufriedenheit, als Dosen, Ringen u. d. gl. ein Vergnügen fand, dieses [65] offenherzige Wohlgefallen an seinem eigenen Werth, diese charakteristische Schwachheit hat sich selbst zu streng an ihm gerächt, als noch fremder Rüge zu bedürfen; durch sie opferte er sich seinen Feinden, durch sie sah er seinen Einfluss absterben, durch sie ward er von verkappten Heuchlern hintergangen, durch sie allein kommt eine dunkle Stelle in seinen Charakter und in sein Leben. Ich bin überzeugt, dass Viele, die ihn deshalb verspotteten, mit ungleich wenigeren Verdiensten ungleich mehr Eigenliebe besitzen, nur dass sie diese, aus Mangel überwiegender Tugenden, künstlicher verstecken müssen, wollen sie nicht die lächerlichste Karrikatur von der Welt werden. Übrigens soll Herzbergs Eigenliebe, ob sie gleich mit dem Alter zunahm, sein ganzes Leben über unverzeihliche Schwachheit gewesen seyn; mit der Entfernung von den Staatsgeschäften nahm sie den Charakter einer rührenden Selbstschätzung an, um so verzeihlicher je nothwendiger sie aus [66] seiner Lage entsprang. Durch die Abgezogenheit von der Welt, und durch die Vertraulichkeit, in der Herzberg mit sich selbst und seinen grossen Verdiensten leben musste, nahm seine Art und Weise, die herrschende Politik zu betrachten, eine gewisse Eintönigkeit an, die oft dem Tadel glich, oft auch ein mittelbares Lob seiner Selbst zu werden schien; rührend, weil sie aus dem reinsten Patriotismus entsprang, und Jedem die Hinfälligkeit menschlicher Glückseligkeit zeigte. Seine Neider, die ihm wohl um seinen Einfluss im Staat, aber nicht um seinen kolossalischen Ruhm bringen konnten, benutzten die Blössen, die er ihnen durch diese Stimmung geben musste und ohne Rückhalt gab, ihn allgemein lächerlich zu machen, und viele seiner menschenfreundlichen Handlungen aus der Quelle geschmeichelter Eitelkeit heimtückisch herzuleiten, und ihm so mit unmenschlicher Schadenfreude selbst die Wonne des Wohlthuns zu verbittern. Von der Last eines hinfälligen, [67] mit erschütternder Krankheit behafteten Alters gebeugt, aus dem Kreise grosser Würkungen und grosser Aussichten für das Vaterland gewaltsam gerissen, von Trümmern seines Ruhms umgeben, von seinem Könige verkannt, von seinen Feinden verhöhnt, von Vielen bemitleidet, nur von Wenigen getröstet, einer tiefsinnigen Gattin gegenüber, war es ein herzergreifender Anblick, den siebenzigjährigen Greis mit dem Gefühl seines Werths sich umgürten, und dem feindseligen Schicksal den Triumph entreißen zu sehn. Vielleicht werden mir Herzbergs Verläumder hier vorrücken, dass er nicht dem Schicksal den Triumph entrissen, dass sein Herz nicht von Unmuth, von Zorn frei war, dass er nicht eine heitre Stirn den Stürmen des Lebens darbot; aber diese Hartherzigen frag' ich, ob Gleichmuth und Unempfindlichkeit einerlei sey? Auch der standhafteste Weise wird sein Unglück fühlen, die Erinnerung zerstörter Glückseligkeit wird auch von ihm zuweilen [68] ein Seufzen erpressen; aber er wird dann bald in sein Selbst zurückkehren, aus der Fülle seines innern Werths sich neue Kraft schöpfen, und wieder mit ruhiger Seele die Launen seines Schicksals ertragen. Diese menschliche Standhaftigkeit besass Herzberg; er verschwieg seinen Freunden nicht die innersten, kränkenden Empfindungen seiner Seele, aber er tröstete sich und sie mit dem Guten, was er gethan, mit den Vortheilen, die seiner Thätigkeit das Vaterland verdankte. Wenn er dieses Vertrauen zuweilen Unwürdigen schenkte, die er für gute Menschen hielt, so war daran ein Irthum Schuld, den er mit allen schönen Seelen theilt. Es ist ein leichtes, den Rechtschaffenen zu hintergehn, und nur der Betrüger hat das unneidenswerthe Glück nie getäuscht zu werden. Nur sehr selten hört' ich den Grafen Herzberg über sein Missgeschick klagen; nur für sein Vaterland hatte Herzberg Thränen, wenn er dies in Gefahr zu sehn, oder einer unreifen Hofnung aufgeopfert glaubte, [69] alsdann liess er seine Klagen laut werden, aber nicht eher; alsdann verführte ihn sein Patriotismus zu Aeusserungen und Handlungen, die ein leidender Weiser nicht geäussert, nicht begangen hätte. Dennoch blieb Herzberg im grössten Missgeschick seinen alten, geprüften Grundsätzen treu, und seine Verehrung für Friedrich den Einzigen behielt ihre Jünglingskraft. Er gab davon der Welt, noch am

Ende seines Lebens, einen glänzenden Beweis, indem er seine Landsleute, die braven Pommern, auffoderte,*[93] ihrem erhabnen Wohlthäter, Friedrich, ein Denkmal ihrer Dankbarkeit zu errichten. Herzberg erbat sich von Sr. Majestät dem Könige die Erlaubnis zu dieser patriotischen Handlung, und sie ward ihm in den gnädigsten Ausdrücken bewilligt. Die sämmtlichen Einwohner Pommerns, unter denen sich vorzüglich der Graf Herzberg auszeichnete, brachten sehr bald die Kosten zur Errichtung [70] dieses Denkmals zusammen, und der Bildhauer Schadow erhielt den ehrenvollen Auftrag, dies Denkmal der Volksliebe zu verfertigen, welches, aus carrarischem Marmor gearbeitet, die Bildsäule Friedrichs zu Fuss in colossalischer Grösse auf einem Fussgestell darstellt, mit der von Herzberg gewählten Einschrift: Friederico secundo Pomerania. 1793.*[94] Das Monument ward zu Alt-Stettin am 10. Okt. 1793 mit grosser Feierlichkeit aufgerichtet, und dieser Tag von dem Grafen Herzberg für das dortige Gymnasium noch merkwürdiger gemacht, durch die Schenkung der von ihm erkauften Dregerschen Urkunden. Sammlung von Pommern. Die Feier dieses Tages, der Jubel des Danks und der Ehrfurcht der guten edlen Pommern gegen ihren herrlichen Landsmann, das befriedigte Gefühl der schönsten [71] Pflichterfüllung, — dies waren die letzten Sonnenblicke des Schicksals auf Herzbergs Leben. Sie erwärmten und erquickten sein Herz, sie verdrängten die Wolken des Kummers von seiner Stirn, und umstralten sie mit jugendlicher Freude. Ich werde nie den Ausdruck des edelsten Enthusiasm vergessen, mit welchem er mir die Feierlichkeiten dieser Aufstellung beschrieb, die Freude, dem Stettinschen Gymnasio, dem er die erste Bildung verdankte, ein so wichtiges Geschenk gemacht, einen so nützlichen Beweis seiner Dankbarkeit gegeben zu haben; sein Blick theilte bei dieser Beschreibung unwiderstehlich die erhabne Rührung seines Herzens mit, und selbst die Feinde des Edlen hätte die Flamme seines Patriotismus anfeuern müssen, ihn zu bewundern. Damals schien es, als begünstige das Schicksal des Grafen Herzberg grosses Vorhaben, die Lebensgeschichte Friedrichs zu schreiben, als habe dieses Fest ihn mit neuen Kräften ausrüsten, und das Feuer [72] seines Geistes neu anfachen sollen. Ach! trügerische Hofnung! Nicht um Klio's Kränze zu sammeln, nicht um den Dank der Nachwelt durch ein unsterbliches Werk zu verdienen, — nein! um alle Qualen eines langsam nahenden, schrecklichen Todes empfinden zu können, musste die Wonne befriedigter Dankbarkeit das hinfällige Alter noch einmahl aufrichten. Ach! fodert nicht von mir, Verehrer der Tugend, dass ich euch das Ende dieses treflichen Mannes schildere; ihr würdet mit Schaudern erkennen müssen, welch ein ohnmächtiges Geschöpf der Mensch ist, und wie viel Ursach Heraklit hatte, ihn zu beweinen. Herzberg konnte ruhig den Tod erwarten; seine Religion war die eines Tugendhaften, sein Glaube der eines Vernünftigen; er betete weder aus Aberglauben, noch spottete er aus Leichtsinn; von jedem Vorurtheil frei, wünscht' er die Menschen als freie Wesen, der Unsterblichkeit werth, zu lieben, und die Gottheit, als Schöpfer [73] der Dinge, zwanglos zu verehren; er glaubte weder der Barmherzigkeit zu bedürfen, noch die Gerechtigkeit zu scheuen. Trotz dieser Männlichkeit seiner Überzeugungen, war, wegen seiner vielen körperlichen Leiden, die letzte Wohlthat, die die Natur dem duldenden Mann erzeigen konnte, ihm aller Besonnenheit zu berauben, und so wurde seine Krankheit schrecklicher für die, die ihn umgaben, als für ihn selbst. Er starb den 27sten Mai 1795 im siebenzigsten Jahre. Die Nachwelt, die unbestochen Verdienste wägt und Tugenden schätzt, wird Herzbergs Namen mit Ehrfurcht nennen, und in dem Tempel des Ruhms ihm neben Friedrich eine glänzende Stelle anweisen. Mag ihn auch sein undankbares Vaterland jetzt zu vergessen scheinen; sein Ruhm wird doch fortleben mit Friedrichs Ruhm; er ist unsterblicher als jedes Denkmal, und über Fürstengunst so erhaben wie über den Neid seiner Zeitgenossen. O! lasst uns, Freunde des Vaterlandes, [74] o lasst uns das Schicksal bitten, immer unsern Königen solche Freunde, dem Staat solche Diener zu geben, wie Herzberg war; dann wird der Ruhm und das Wohl unsers Vaterlandes mit jedem Jahre seine erhabenen Zweige weiter ausbreiten, und wir werden unter ihrem Schatten als glückliche Bürger ruhen können! —

---

[93]* Den 5ten August 1791.

[94]* Siehe umständliche Nachrichten von der dem grossen Könige Friedrich dem Zweiten zu Alt-Stettin am 10ten Oktober 1793 errichteten Bildsäule. Berlin, 1793. 4to.

Gedichte.

[77] Ode*[95]
Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, Carl
Wilhelm Ferdinand, regierendem
Herzog von Braunschweig-Wolffenbüttel,
bei der Rückkehr aus dem Französischen
Kriege 1794, gewidmet.

Je puis au moins prévoir par mes heureux présages,
En perçant l'avenir et de la nuit des ages
La sombre obscurité,
Qu'après les longs travaux d'un courage intrépide,
Votre nom s'accroissant ira d'un vol rapide
A l'immortalité ! —.
Ode au Prince héréditaire de Bronsvic
par FRÉDERIC LE GRAND.

Den Fürsten nennt die Nachwelt mit Entzücken,
Der Krieg zu führen, Sieg zu ärndten weiss,
[78] Doch menschenfreundlich gross, die Erde zu beglücken,
Der Schlacht vergisst, den bessern Preis
Der Fürsten Grösse, Friedens Palmen zu erringen
Den hohem Ruhm, den Engelchöre singen,
Ein Trost, ein Freund dem hingewelkten Greis',
Dem kranken Vater, dem verwaisten Kinde,
Verlassner Mütter Schutz zu seyn;
Ihm, dem Unsterblichen verkünde
Die Muse: dass sich Götter Seiner freun!

Wer ist der Herrliche, vor dem die Schaaren
Der kühnsten Feinde fliehn, und fliehend noch —
Mit dem zerbrochnen Schwerdt, mit blutgefärbten Haaren, —
Bewundernd stehen, nicht das Sklavenjoch,
Den Tod nicht scheuend, Ihn, den Helden zu erkennen,
Von Dem geführt die tapfern Brennen
Bei Lautern liegen, um den Vätern Ihn
Daheim zu mahlen, dass die Heerschaar freier Söhne,
Wird einst ein Baum der weisem Freiheit grün,
Mit seinem Laub den Helden kröne,
Dem noch am Rhein die alten Lorbeern blühn?

[79] Wer ist der Tapfere, der an die Spitze
Habsburger Krieger eilt, die in der Schlacht
Der Menge wichen,*[96] und — kaum sehen sie die Blitze
Des Heldenschwerdts — zum Kampf zurückgebracht.
Für Ihn nun siegen wollen oder sterben? —
Wer stürmt mit donnerndem Verderben
Verschanzungen, die Löwenmuth bewacht?
Wer wirft mit hundert Brennen, Legionen

---

[95]* Diese Ode ward das erstemal, als ich sie Sr. Durchlaucht überschickte, auf gross Folio Royalpapier in der Deckerschen Hofbuchdruckerei zu Berlin sehr schön gedruckt, doch nur zu meinem eignen Gebrauch. Ich hoffe durch die Bekanntmachung derselben den Beifall patriotischer Brandenburger zu verdienen.

[96]* Bei Landau und den Weissenburger Linien.

Der Feinde vom Gebürg' herab?
Wer lehret siegend Menschen schonen,
Stürzt ohne Noth, nicht Einen in das Grab?

Wer ist der Menschliche, der im Getümmel
Erhitzten Krieges noch die Armuth schützt,
Des Landmanns Hütten, der für Ihn zum Himmel
Um Segen fleht? Wer ist's, der nie erhitzt
Von Wuth und Rache, nie für menschliche Gefühle,
Für Mitleid taub, im dichtsten Schlachtgewühle
Im Feinde noch den Menschen ehrt?
Der Grausamkeiten, die Barbaren schänden,
[80] Erzürnet flucht, und durch Sein Beispiel lehrt,
Wie gross der sey, der's Siegerschwerdt in Händen,
Voll Milde des Besiegten Klagen hört?

Wer ist der Weise, der, wenn Seine Heere —
Durch Freundes Trug mehr denn durch Feindes Muth besiegt —
Zurückeweichen, sie dem nachgeworfnen Speere
Des Feinds entzieht? und wenn im Schlummer liegt
Der matte Krieger, und des Brennus stolze Fahne
Die Nacht umhüllt, dann noch voll hoher Plane
In Seinem Zelte wacht, beim Morgenroth
Des neuen Tages nicht die Menge
Der Feinde fürchtend, die Verderben droht?
Fort zieht Sein Heer, hört feindliche Gesänge,
Hört ihre Kugeln, doch sieht keinen Tod.

Wer ist der Grosse, der Sein Schwerdt dem Frieden,
Dem Wohl des Volks, Sich selbst zum Opfer bringt?
Und göttlicher, denn alle Peleiden,
Nach Dir, o grösstes Ziel des grössten Fürsten, ringt.
[81] Wohlthäter Seines Volks zu werden?
Dem freien Geiste ein Elysium auf Erden
Zu weihen, wo die Wahrheit sich verjüngt,
Das Recht sein Antlitz nie verschleyert,
Wo jeder glauben darf und sagen, was der Geist
Für wahr erkannt? wo man der Tugend Feste feyert,
Gerecht und gut seyn, fürstlich leben, heisst?

Wer ist der Selige, Dem laute Freude,
Dem Jubel tausendfach entgegen tönt?*[97]
Dem Wonnethränen glänzen, ein Geschmeide
Das würd'ger Ihn, als jeder Lorbeer krönt?
Dem Vater gleich in guter Kinder Kreise,
So steht der Menschenfreund, der Weise,
Von Seinem Volk umringt! Der Anblick söhnt,
Den Genius der Menschheit wieder
Mit seinem Schöpfer aus; Verklärte neigen sich
Aus Sonnen auf dies Himmelsschauspiel nieder,
Und unter ihnen — Friederich.

---

[97]* Bei der Rückkehr in Braunschweig.

„Heil Dir, o Held, der tapferen Guelphiden
Erhabenster!“ — so spricht der Göttliche —
[82] „Du bist, was ich verhiess, in Krieg und Frieden
Gleich gross, in Beiden Du der Unnachamliche!
Du bist’s, vor Dem die stolzen Feinde beben,
Der, wie Achill, entseelten Muth beleben
Und Helden zaubern kann! Du bist’s, dem menschlich seyn
Für Ehre gilt, der Alles weisen Planen,
Dem Zufall Nichts verdankt; Dem dort ein Lorbeerhain
Entgegensprosst, hier bei beglückten Unterthanen
Die Palme krönt; Du bist’s, dess sich die Götter freun!“

[83]

Ode
an den Minister Grafen von Herzberg*[98]
Reichenbach 1790.

Die Freude fliegt gleich einem Gottes - Funken
Von Herz zu Herz' — auf! sie beseelt auch mich!
Die Zaubernacht des Zweifels ist gesunken,
Das frohe Volk ist neuer Wonne trunken,
Triumph! Triumph! der Zwietracht Glut entwich!
Zwar klagt der Held — doch in der Vorzeit Spiegeln,
Seh ich die Menschlichkeit den grossen Bund besiegeln.

Schön ist der Ruhm — schön sind des Sieges Palmen,
Der Lorbeer, der des Helden Haupt umschlingt,
[84] Doch schöner sind des Jubels hohe Psalmen,
Die freudevoll, bekränzt mit goldnen Halmen,
Ein glücklich Volk dem Menschenfreunde singt;
Nach ihm wird noch mit heissgeweinten Thränen
Die fernste Nachwelt sich voll heiliger Ehrfurcht sehnen.

Auf! Tochter Teuts! Borussia! verkünde,
Wer ist der Mann, dem heut' dein Jubel gilt?
Wer ist es, der Asträa's goldne Binde
Dem Aug' entreisst? der Staatskunst tiefe Schlünde
So weise*[99] flieht, und ihre Wogen stillt?
Mit hohem Geist die Glut des Krieges dämpfte,
Mehr stolze Feinde schlug, als Cäsar Schlachten kämpfte?

Dein Name flammt im Herzen aller Brennen,
Erhabner Mann, und trotzt der Sterblichkeit,
Der Enkel wird dich noch mit Ehrfurcht nennen,
Jahrhunderte den weisen Herzberg kennen.
Der Balsam in der Völker Wunden streut;
[85] Und stürzen auch zerstört des Reiches Kronen,
Du wirst unsterblich gross auf den Ruinen wohnen!

Dein Ruhm ist nicht ein schimmerndes Gebäude
Von Schmeichelei ohnmächtig aufgethürmt:
Dich preisst die That, dir jauchzet Völkerfreude;
Der stolze Christ, der Ottoman, der Heide
Wird gleich, als Mensch, von deiner Hand beschirmt.
Gerechtigkeit ist deiner Weisheit Schminke.
Du folgst, wie Friederich, kühn ihrem Gottes-Winke.

Du folgst — sie führt auf Klio's Sternenhöhen
Dich Menschenfreund, wo Friedrichs Schatten glänzt.
Wo Bernsdorf, Franklin, und der weise Chatham stehen,
Unsterblich schön der Wahrheit Palmen wehen,

---

[98]* Ist Anno 1790 in Archenholz Litteratur und Völkerkunde abgedruckt, der Vollständigkeit wegen hier noch einmal.

[99]* Der frühere Dichter steht hier mit dem späteren Geschichtschreiber im Widerspruch; der Enthusiasm ist nicht zum untersuchen da.

Und ewig grün dein Haupt ein Lorbeer kränzt;
Dort wird entzückt der Jüngling niederknien,
Und durch dein Beispiel kühn nach grossen Thaten glühen.

[86] Denkmal des Jahres 1790.
Der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt gewidmet.

I.

Beglückte Zeit, da noch im Schäferkleide
Hyperion zum Wettstreit Hirten rief,
Die Charitin in unserm Schoos entschlief,
Und jeder Tag verjüngte Freude,
Dem Sänger schenkte neuen Lohn; —
Ach! goldne Zeit, du bist entflohn!
Der Barde weckt zu Muth, im hohen Liede,
Nicht Krieger mehr! Der Harfe Silberton
Erhebt umsonst den Ruhm der schlummernden Aleide!
Man hört des Sängers Hymnen kaum.
Und denkt, was Wieland lehrt, auch Nachruhm sey ein Traum!

Traum oder nicht. Ich will es jetzt vergessen!
Noch seyn, wenn schon die schauernden Cypressen
[87] Ihr Laub auf unsre Gräber streun;
Noch Thränen des Gefühls aus schönen Augen pressen,
Die unserm Staube Ehrfurcht weihn; —
O! dieser Wahn kann Götter selbst erfreun!
Ich will mich nicht der süssen Thorheit schämen,
Ich lass ihn mir um Tausende nicht nehmen!

Wess ist die Schuld, wenn mit des Weisen Tod
Auch seines Ruhmes Früchte sterben?
Vergessenheit Thuiskon's Helden droht? —
Der karge Neid geschwächter Erben!
Er stützt den Lorbeer um, der seiner Väter Grab
Mit Schatten ihres Ruhms umgab.
Ha! Fluch der Schmach, die Palme zu entblättern,
Die stolz um ihre Häupter wallt!
Mein Lied, hätt' es die Kraft, es sollte sie vergöttern.
Und trotz des Neides feilen Spöttern,
Sie zeigen in verherrlichter Gestalt!

O! nahe dich, du schönste der Camönen,
Die geistesvoll mit sanften Tönen,
Den Schlummernden zu Thaten weckt; —
Enthülle, was dein goldnes Schild bedeckt,
[88] Enthülle Deutschlands edlen Söhnen,
Den bessern Ruhm, den Friedenspalmen krönen,
Den bessern Helden, nur im Wohlthun gross!
Lass, stolzes Jahr, die goldnen Flügel fallen,
Lass immer deinen Strom zum Meere wallen,
In das schon manch Jahrhundert floss!
Ich wage, dich und deinen Ruhm zu singen,
Und kann ich auf die Nachwelt dich nicht bringen,
So lebe meinem Zeitgenoss. —

Noch schlummerte, von Musen eingesungen,
In deinem Arm, mein Vaterland,
Der Gott der Schlacht, — und Kränze wand
Dem Frieden — ach! so theuer einst errungen! -

In unbewölkter Ruh des Bürgers Hand;
Als duftumwallt der junge Lenz erwachte,
Und schön, in blühendem Gewand,
Der neu belebte Baum, die grüne Wiese lachte.
Doch ach! mit ihm rief vom beeisten Norden,
Zu enden Kampf und kriegerisches Morden,
Die Ehrbegier der Fürsten, Preussens Heer.
Vergebens färbte schon der Völker Blut das Meer;
Vergebens sanken Tausende zerschmettert.
Vor Ockzakows erstiegnen Mauern hin; —
[89] Noch war der Stolz der Fürsten nicht entgöttert,
Noch wüthete mit kühnem Sinn,
Die Ehrbegier nach reicherem Gewinn!
Vergebens war nach ungewissen Siegen,
Vom Austrier schon Belgrads Burg erstiegen,
Verrätherisch der Reussen stolzen Macht
Das starke Bender übergeben; —
Umsonst! noch ruft zur wilden Schlacht
Megära Völker auf, und opfert tausend Leben!
Schon hat sie Felsen kühn erstürmt, —
Schon Leichenberge aufgethürmt: —
Da rief Irene dich, mein Vaterland, und Krieger
Aus deinem Schoos, bewährte Sieger,
An hunderttausend standen da,
Dem stolzen Riesenfelsen nah.
Jetzt zitterte die Furie zusammen,
Noch einmal spie sie Feuerflammen,
Stürzt in den Tartarus hinab,
Und findet endlich in Germanien ihr Grab.

Doch wohin eilt, mit siegendem Entzücken,
Im süssen Taumel mein Gesang? —
Lässt sich die Wuth der Schlacht so leicht ersticken? —
Die Furie kann nur ein Riesenkampf erdrücken,
[90] Die eine halbe Welt zu zittern zwingt!
Lass mich, o Muse, diesen Kampf erblicken.
Den schweren Kampf, den Wuth und Weisheit ringt.

II.

Erschöpft und krank, des Herrscheramtes müde,
Sass Joseph auf dem Kaiserthron,
Und ahnete, Ihm nahe nun der Friede
Des Grabes, seiner Thaten Lohn.
Erschüttert dacht Er, wie viel schöne Leben,
Er für ein Traumbild hingegeben,
Das jetzt, zu spät für Ihn, verschwand.
Er blickt empor — Er sieht sein Vaterland —
Und eine Thräne träufelt nieder.
Hier weinte man um hingewürgte Brüder;
Dort stand ein Weib verlassen da, und schrie;
„Monarch! gieb mir den Gatten wieder,
Den du gemordet hast! Ruhmsücht'ger, sieh
An meiner Brust, des armen Säuglings Thränen,
Die nach des Vaters Schutz sich sehnen,
Der dir im blut'gen Kampfe fiel!

Sieh! sieh! und hast du menschliches Gefühl,
Monarch! so lass zum Mitleid dich erwecken!“
Er klickt hinweg, — und Aschenhaufen schrecken
[91] Den halbgebrochnen Blick! — Wo sonst der Überfluss
In stillen Schäferhütten wohnte,
Der goldne Halm den Fleiss des Landmanns lohnte,
Da wandelt jetzt, statt fröhlichen Genuss,
Der hagre Gram mit bleichgewelkter Lippe,
Und schauernd schwingt der Tod die kalte Hippe,
Und trauernd weint der Menschheit Genius.

Ach! da umflort die Kaiserstirne,
Der düstre Schmerz; — der Zukunft Spiegel zeigt
Die Nachwelt Ihm, wie sie dem Herrscher zürne,
In dessen Arm der Völker Glück erbleicht;
Auf dessen Gruft des Nachruhms Lichtgestirne
Nur dämmernd schimmern, und Erkenntlichkeit
Nicht Thränen des Entschlafnen Asche weiht.

„Umsonst, so denkt Er, ach! umsonst hab’ ich gerungen,
Ein menschenliebender, ein weiser Fürst zu seyn!
Ach! schmeichelnd hat der Ruhm mir Freuden vorgesungen,
Die Hoffnung mich mit Rosenarm umschlungen.
[92] Mich irr geführt in ihrem Zauberhain.
Jetzt eilt sie fort! verblindet sind die Spiegel,
In denen sie mir Götterbilder wies!
Ihr Nektartrank, den Lippen einst so süss,
Ist herbes Gift! — Geschmolzen sind die Siegel,
Des Zauberbuchs, in dem sie Kronen mir verhiess!
Jetzt eilet mit verhängtem Zügel
Ihr wildes Ross zum Sternenhügel,
Und bei der Wahrheit neuem Licht,
Zeigt mir die Gegenwart, gebrochne Fürsten - Pflicht!“
Erschöpft von Gram und von Gedankenklage
Entschlummert er, — um ungeplagt zu seyn.
Bald schreckt Er auf — Er sieht des Richters Waage, —
Schwer wogen Seines Lebens Tage;
Mit Blut befleckt, winkt ihm der Leichenstein!
Und plötzlich hört Er Volksgetümmel,
Und schrecklich vom bemoos’ten Thurm,
Ruft Glockenschlag zu Kampf und Sturm;
Um Ihn verfinstert sich der Himmel,
Rebellisch reisst man Ihn vom Thron;
Brabant erwürget Habsburgs Krieger,
[93] Von Schreck besiegt sind sie entflohn.
Bewaffnet steht der ärmste Pflüger,
Und spricht des Kaisers Allmacht Hohn.
Der Pöbel reisst mit kühnen Händen,
Sein kaiserliches Schild herab;
Die Schwarmerey will ihre Wuth vollenden,
Man zittert nicht es öffentlich zu schänden,
Zertrümmert liegt des Kaisers Herrscherstab.

Ach! Joseph sah’s — und rief: „Gott!Gott! Dies noch erleben!“
Und Er sinkt athemlos in Kaunitz Arm zurück.

Kein Feuer mehr in Seinem grossen Blick;
Der Pulse Schlag, ein leises Beben; —
Sein Odemzug, ein schauerliches Ach! —
Er fühlt ihn nahn, den feierlichen Tag, —
Noch einmahl blickt Er mit bethränten Augen
Zur Sonn' empor, — will Kraft aus ihren Strahlen saugen,
Und Wolkengrau umhüllt ihr Haupt.

„Auch du, so klagt Er, mir geraubt? —
Nun dann, will mich denn Alles fliehen,
Will auf der ganzen Welt mir keine Freude blühen.
[94] Elisabeth — du bleibst doch hier;
Du bleibst, — und weinst am Grabe Thränen mir!"

Er sprachs — und wähnt ihr Bildniss zu umfassen.
„Unglücklicher! erwach! Sie hat dich schon verlassen!
Schon ist das Band der Sterblichkeit gelöst, —
Schon wohnt ihr Geist in jenen lichten Sphären,
Die Deiner warten, — schon getrocknet sind die Zähren
Die Sie geweint; — auch Du nun gehst
Bald ihre Bahn, — folgst ihrem Ätherschritte,
Und kommst — kommst bald, in Deiner Väter Mitte!"

So flüstert Ihm sein Genius ins Ohr. —
Laut seufzt Er auf, — und blickt empor, —
Und sieht an Allen die Ihn noch umgeben,
Elisabeth — verschwand aus diesem Leben.

„Ist Sie nicht mehr?" — So frägt Er bang. — Kein Laut — kein Wort —
[95] Aus voller Brust nur leises Stöhnen,
Ertönt mit still geweinten Thränen, —
Die Schauerstille dauert fort. — — —
„Sie ist nicht mehr!" — Ach! dieser tiefe Kummer
„In Eurem Blick", — er sagt's — „Sie ist nicht mehr! —
O! dann sey mir gesegnet Todesschlummer,
Jetzt ist die Erde freudenleer —
Sey mir gesegnet, wenn ich Sie nicht mehr besitze!
Durch sie allein ward mir dies Leben süss.
Komm, edler Greis, Du meines Landes Stütze,—
(Und Kaunitz naht;) — vergieb, wenn wilde Hitze
Mich je in dir den Mann verkennen liess,
Der weise, treu des Staates Ruder lenkte,
Und meiner Macht die Grösse schenkte,
Die ew'ge Dauer ihr verhiess. —
Ich bin am Ziel; — ich habe sie vollendet,
Die Dornenbahn die hier Monarchen gehn!
Schwer ist der Krone Last — ihr schönster Stein verschwendet
Von meiner Hand; — und tausend — tausend stehn,
[96] Und fodern Recht von der Vergelterin, -
Und zeigen all auf mich, als ihren Schuldner hin!
Vergossen Blut ruft fürchterlich um Rache!! —
Ja, theurer Greis, die Stunde naht, —
Der Staub zerfällt, dass Er verklärt erwache —
Leb wohl! ich wandle jetzt den Sternenpfad,

Den Carl — den Friederich betrat, — —
Bald wirst Du nun dem neuen Herrscher schwören,
Sey ihm wie mir, im Zweifel Rath,
Ein Freund in Noth, —Er wird Dich ehren. —
Dank meinen Kriegern, die für meinen Ruhm
Sich willig opferten — wie Helden sanken. —
Leb wohl! — ich fühle schon des Lebens Säulen wanken —
Lebt alle wohl — mir winkt des Himmels Heiligthum.“ —
Er schweigt — und zitternd sinkt sein Haupt hinab —
Noch einmahl seufzt Er — „Gott!“ — und ist verschieden. —
Sanft ruhe Joseph, sanft; — der Pilger seh sein Grab,
Und denke trauernd, dass hienieden
[97] Den Weisesten ein Traumbild oft berauscht,
Und oft der Bettler nicht mit einem Kaiser tauscht. —

III.

Schon sah des Kaisers Geist Elisiums Gefilde,
Als das Gerücht durch alle Reiche lief,
Und Leopolds geprüfte Vatermilde
Zum Königsthrone Josephs rief.
Europa staunt — obgleich vorhergesehen
Den nahen Tod; — Brabant erbebt —
Es fühlt, dass über ihm ein naher Richter schwebt.
Der Staatskunst Blick glaubt Wunder zu erspähen,
Und hoft, auf einmal werde nun
Die wilde Zwietracht fliehn, der Krieger Schwerdter ruhn.

„Ein Menschenfreund,“ so denkt der Weise,
„O seltnes Glück! ererbt den Thron;
Der Aufruhr wird gestillt, den seine Völker drohn, —
Der Friede kehrt zurück; im Freundes Kreise
Geniesst der Bürger dann des Fleisses Lohn;
Das wildempörte Volk tritt in die alten Gleise,
[98] Erkennt des Unterthanen Pflicht; —
Europa folgt dem göttlichen Exempel, —
Der Schlachten Donner schweigt, und aus der Weisheit Tempel
Strömt auf die Erde Lebenslicht.“
Ach! süsser Traum, wie bald warst du verschwunden!
Hartnäckig spricht Brabant der Güte Hohn,
Es trotzt mit Stolz auf die beglückten Stunden,
Da leicht besiegt die Streiter Habsburgs flohn!
Pannonien von inn’rer Stärke trunken,
Im süssen Rausch der Freiheit hingesunken,
Verlacht der Vorzeit Heiligthum;
Es schlägt voll Muth auf seine starken Waffen,
Und will durch Wahl sich einen König schaffen,
Sein stolzes Herz lechzt nach der Väter Ruhm.
Da wölkt sich ernst des Menschenfreundes Stirne,
Es scheint, als ob ein Gott dem Throne Habsburgs zürne

Schon übermannt Ihn Schmerz — da tönet Siegsgeschrei
Vom Norden her — ach! seine Freunde fielen!
[99] Was Er gehoft, war gift’ge Schmeichelei!
Der grosse Gustav kam, das Feuer abzukühlen,
Das Seine Brust durchflammt, — zu sehn, wer tapfrer sey,

Der wie ein Schwede kühn und edel,
Des Schwerdtes Ziel der Feinde Schädel,
Zu Kampf geht, oder der um Sklavensold
Verräther kauft für schimmernd Gold.
Wie Cäsar kam Er, kämpft, und siegte,
Walkiala sah des Nordens Held,
Der Reussens Stolz die Wage hält!
Im Siegesglanz, der jene Kühnheit rügte,
Die Seiner Edlen Treue stahl,
Stand Er — und sah der Hingewürgten Menge,
Vom Blute rauchen noch das Thal,
Und hörte frohe Siegsgesänge.
Ach! da vergass Er Seiner Wunde Schmerz,
Tief — tief gerührt durch diese Scene
War jetzt sein königliches Herz, —
Und in dem Auge bebt Ihm eine Götterthräne. —

IV.

Hier wich Ruthenien — doch gegen Osten flohn
Vor Seiner Macht der Ottomannen Heere,
[10 0] Hoch schwollen von vergossnem Blut die Meere,
Es weint der Vater, weint der Sohn!
Wem nicht die Schlacht zu Land' ergreifet,
Wen wilde Wuth nicht in das Meer ersäufet,
Reisst die Gerechtigkeit ins Grab!
Verrätherei vergiftet Selims Fürsten,
Sie fallen feig von ihrem Sultan ab.
Nun scheint er nur nach Blut zu dürsten.
Lacht der Ulema's Heiligkeit,
Ihr Mord ist, den er selbst dem Janitschar gebeut.

Der Divan sieht die That mit inn'rem Schauern,
Er fürchtet schon des Pöbels Wuth —
Er zittert vor der Reussen Muth,
Und sieht im Geist zerstört Istambol's Mauern.
Vergebens Hattert in die Luft
Des Reiches Schutz, des Stifters Fahne;
Man eilt umsonst zu des Propheten Gruft,
Voll Hofnung, dass sein Geist den Weg des Sieges bahne.
Den er so ruhmvoll einst betrat; —
Umsonst, die Zeit der Wunder hat ein Ende,
[101] Jetzt fechten nicht, wie sonst, unsichtbar Geisterhände,
Ihr Zauberschwerdt vertheidigt keinen Staat.

Wenn Reymund auch mit der geweihten Lanze
Des Morgenlandes Heere schlug, —
Barthelemi sie durch das Feuer trug,
Verbrannt, doch mit dem Palmenkranze
Der Heiligkeit als kein Betrüger starb; —
Wenn Mahomet sich einst durch Wunderzeichen,
Der Gläubigen und Freunde viel erwarb; —
Jetzt muss ein Wundermann die vollen Segel streichen.
Mit seiner Kunst nach fremden Völkern schleichen,
Wie Mesmer aus Paris nach Deutschland wieder kam,
Hier hellen Augen Licht, und Gold den Reichen nahm.

Der Divan fühlt die Wahrheit dieser Lehre,
Und sucht, ob ihm nicht Politik gewähre,
Was ihm kein Glaube geben kann.
Die Staatskunst wiegt die Kräfte aller Reiche,
Und trift kein Reich Europa's an,
Das jetzt Borussien an hoher Stärke gleiche.

[102] V.
Brittanien, der Freiheit schönes Land,
Umgürtet selbst sich mit dem Schwerdte;
Und will, wo nicht die Güte Freunde fand,
Stolz Seiner Freiheit Recht nicht ehrte,
Dass Meeres Schlacht und wilder Streit,
Den Handel Indiens entscheide,
Der Britten Muth flammt hoch in stolzer Freude!
Doch Pitt, der schlaue Zähler, beut,
Indess schon alle Wimpel wehn,
Der Matelot im frohen Liede
Begierig wünscht in See zu gehn,
Iberien noch einmahl Friede.

Iberien sieht zweifelnd die Gefahren,
Die beim Gefecht mit Albion
Im ungetreuen Meer den schwächren Flotten drohn,
Und überzählt noch einmahl seine Schaaren. —
Es wankt! — Ein junger Fürst beherrscht den Thron,
Um welchen sich der Aberglaube windet,
Sich nährt von Andrer Arbeit Lohn,
Wo Pfaffenlist dem Geist ein Ziel erfindet,
[103] Der Kunst gewisse Schranken steckt,
Und den, der mehr als sie entdeckt,
Zum Richtstuhl reisst, wo Menschensinn verschwindet.
Und Höllenschlünde Flammen spei'n.
Die grosse Kunst Nationen zu regieren,
Trinkt kein Monarch im süssen Wein
Der Schmeichelei; — durchwachte Stunden führen,
Auf der Erfahrung Pfad nur in der Grösse Schoos;
Und wehe dem, der ihren Rath verachtet,
Nach einem Rosenmund mehr denn nach Weisheit schmachtet,
Der wird nie Cäsar seyn, wird nie wie Friedrich gross. —
O! möchte doch auch auf Iberiens Thron,
Der vierte Carl, ein zweyter Friedrich werden, —
Es würde dann sein Reich Elysium auf Erden! —
Der Mauern Fleiss — jetzt lange schon
Von dieser reichen Flur vertrieben —
Erwachte neu; — man würde Bäche ziehn
Und Blumen würden dann auf welken Triften blühn;
Der Landmann würde bald die schönen Fluren lieben,
[104] Wo Fleiss so reiche Früchte trägt,
Und wo sich jetzt ein feister Prior pflegt,
Da würde Weibeskunst mit Mannesfleiss sich gatten,
Und der gepflegte Baum ein glücklich Paar beschatten.
Dann stritt auch neubelebt der Geist,
Der in Cervantes Schriften lodert,
Der unnachahmlich schöne Geist,

Der jetzt bedrückt die Leiter fodert
Die Jacob jüngst im Traum gesehn,
Der stritt dann mit Homer, belebte neue Götter,
Liess mit Copernicus die Sonne stille stehn,
Mit Ticho Bra sie um die Erde gehn;
War bald ein Schwärmer, bald ein Spötter,
Bald wie Spinoza kühn, bald sanft wie Mendelsohn,
Wie Lessing scharf im Blick, so witzig wie Voltaire,
Säh' in den Menschen nur der Erde schwachen Sohn,
Und liebte jeglichen wenn's auch ein Heide wäre.
Dann tauchte, menschlicher gemacht durch Scherz der Musen,
[105] Kein Peretz mehr in Blanka's Busen,
Den mörderischen Dolch; kein heiliges Brevier
Beschützte dann des Mörders Rachbegier.
O! könnte doch von Galliens Begriffen,
Die schwärmerisch die Herzen dort durchglühn,
Ein tausend Theilchen nur nach Spanien überschiffen,
Wie reizend würden dann dort Kunst und Freiheit blühn.

Doch Gallien — auch du bist tief gefallen,
Seit dein Monarch ein Spiel des Pöbels ward;
Noch manches Jahr wird dir vorüber wallen,
Eh' sich die Ruhe naht auf die dein Weiser harrt.
Süss ist's der Freiheit Glück geniessen.
Mit gleichem Rechte Mensch zu seyn,
Nie sclavisch zu Despoten Füssen,
Den schmeichlerischen Weyrauch streun;
Süss ist's das Götterfest zu feyern,
Das Fest wo Menschenwürde siegt,
Wo nicht Despotenwuth, gleich Roma's Ungeheuern,
Neronisch mehr des Bürgers Glück bekriegt! —
Süss ist's— doch bitter sind des Kampfes Stunden,
[106] Den Vorurtheil mit Freiheit kämpft; —
Nur schwer ist jenes überwunden,
Nur schwer die wilde Glut befreiten Volks gedämpft.
Vermagst Du beides — dann so reifet,
Der Menschheit Glück auf Deiner Flur.
Der Freude Thau, des Lebens Balsam träufet
In deinen Schoos, verschönert die Natur,
Und Alles was wir einst mit Grächen verlohren,
Blüht schöner wieder auf, wird neu durch Dich gebohren. —
Jetzt aber wüthet noch ein schreckliches Verderben
In Deinem Reich, — es mordet und verhehrt,
Der Edle muss mit dem Verbrecher sterben, —
Und ha! der ist nicht frey, der nicht gerecht seyn ehrt.
Noch ist Dein frey seyn nur ein Schattenbild der Thoren,
Du hast statt eines Herrn zwölfhunderten geschworen,
Bist mehr wie sonst Despoten Knecht,
Und hast, durch eigne Schuld, das Recht
Nach dem du wütend strebst — verlohren.
Der Pöbel ist Dein Herr — ihn musst Du scheun!
[107] Kannst Dich wie ehedem nicht mehr zu Schlachten rüsten,
Ein Jeder lebt nach seinen Lüsten,
Ein Jeder selbst will Herrscher seyn.
Umsonst befiehlst Du Flotten auszulaufen,

Dir mangelt Alles, was gefürchtet Staaten macht,
Die Heere die sonst siegreich in der Schlacht
Türenne sah — sind wilde Menschenhaufen,
Die Schwerdt und Muth den Mächtigsten verkaufen,
Nicht mehr wie sonst, des Landes Schutz —
Gesetzen bieten sie jetzt statt der Feinde Trutz.*[100]

Von Frankens Kriegern kann sich Selim nicht versprechen,
Dass sie mit ihm der Siege Lorbeern brechen,
Ihn retten, da sie selbst um Hülfe flehn,
Sarmatien auch Deiner Freiheit Früchte,
Sind noch zu jung dem Sturm zu widerstehn,
Zu jung, als dass dein Schwerdt die Kämpfer richte,
[108] Um deren Häupter Siegeskränze wehn,
Die Kämpfer, die besiegt sich immer neu verjüngen,
Und mit vermehrter Kraft in ihre Feinde dringen.
Treu gegen Den, der Dir die Fessel nahm,
Die Dich so schwer und lange drückte,
Vom Schlummer Dich ins Reich der Thätigkeit entrückte,
Und fern von Eigennutz als Schutzgeist zu Dir kam,
Treu gegen Den, siehst Du der Väter alte Sitte,
Siehst Freiheit, Macht und Ruh in Deines Landes Mitte.*[101]

VI.

Doch ach! von welchem Reich soll Selim Hülfe flehn?
Und wer hat Macht ihn siegreich zu beschützen?
Wer kann den Thron mit Herkuls Säulen stützen,
Und wer im Kampf so vielen widerstehn? —
[109] Der Sachsenfürst macht seine Krieger
Zu Geisseln jener Zügellosigkeit.
Die Gallien (so sagt man) ausgestreut,
Von ihr berauscht sind Sachsens Pflüger,
Sie stehn im bürgerlichen Streit! —
Es fechten Söhne gegen Väter,
Und sehn in sich nur den Verräther,
Und morden sich fürs Vaterland,
Indess die Eber ihre Saat zertreten,
Die Weiber zürnen, und die Männer beten
Mit Gott ergebenem Verstand.

lndess entflieht der Freiheit Genius,
Und überflügelt Lüttichs Gränzen,
Hier will der Bürger sich mit Palmen kränzen,
Mit Muth gefasst ist sein Entschluss,
Er will im Kampf die Freiheit sich erwerben,
Als Märtyrer für ihre Rechte sterben.

---

[100]* Wie sehr sich die Zeiten in diesem Reiche geändert haben, wie ungleich das Jahr 90 hierin dem Jahre 95 sieht, weiss jedermann.

[101]* Diese ganze Stelle muss man als eine gutmüthige Schwärmerei eines Privatmanns ansehen, und wen sie beleidigt, sie entschuldigen. Die Moral der Fürsten ist von der eines Privatmanns zu verschieden, als dass dieser nicht oft Thränen des Fluchs weinen mögte, wo jene Triumphe halten, und Gottes Güte preisen.

Der Freiheit Geist, so lang im Schlummer eingewiegt,
Entflammt elektrisch alle Seelen,
Es stürmt die Wuth, — wie wenn aus Aeols Hölen
Der Nordwind braust — von Herz zu Herz, und fliegt

[110] Schnell über Länder, über Meere,
Und selbst Guinea's Sklave trägt,
Nicht länger seines Joches Schwere;
Der Freiheit Glut, vom Gallier erregt,
Begeistert hier gedrückte Sklavenhorden,
Mit grössrem Recht als ihn, Tyrannen zu ermorden.

VII.

Schon zitterten vor nahem Volksgericht
Die meisten Fürsten auf den Thronen,
Die Erde schien aus ihrem Gleichgewicht,
Auf ihr ein neu Geschlecht Deukalion's zu wohnen:
Nur Preussens König sah mit ungestörter Ruh,
Geliebt von seinem Volk, der Wuth Europa's zu.

„Vor Seinem Thron erbebt das Ungeheuer,
Das unbesiegt von Pol zu Pole läuft,
Von dessem Haupt das Blut der Bürger träuft;
Auf Preussens Flur erlosch das wilde Feuer,
Das schwärmerisch die halbe Welt ergreift;
Der Dämon ward entlarvt, der sich als Volksbefreier
[111] In stille Hütten schlich, beim freudigen Pokal
Gift in die Herzen goss, und Menschenfreuden stahl."

„Uns konnte nicht die prächt'ge Hülle blenden.
Mit welcher sich das Vorurtheil umwand,
Das, frech genug das Heiligste zu schänden.
Sich Freiheit hiess, als Freiheit Freunde fand,
Bereit für sie, ihr Leben zu verpfänden;
Indess, von Wenigen erkannt,
Ein Schattenbild die Menge nur entzückte,
Die Heuchlerlist jetzt mehr, als je, tyrannisch drückte."

„Uns lockte nicht der Freiheit Schimmerglanz,
Der Freiheit, die mit blutbegiergem Schwerdte
Gesetzen lacht und Menschenglück verheerte, —
Wie Britten frei, schmückt uns der Palmenkranz,
Wir ehren das Gesetz, was unser Friedrich ehrte,
Wir segnen Ihn, und sehn bei Scherz und Tanz
[112] Im Taumel ihrer Kraft, die Völker fremder Zonen,
Vergnügt, dass wir so still in unsern Hütten wohnen! „ —

So denkt der Brennen Volk, und so erschienen wir —
Ein Sonnenstrahl aus einer Donner- Wolke —
Im Glanz der Macht auch Selims Volke,
Und seine Hofnung blüht! Es findet hier
Gerechtigkeit mit Macht verbunden,
Und sieht der Feinde Schaar nun halb schon überwunden.
Es irrte nicht! — Es fand was es gesucht,
Der Freundschaft Bund ward feierlich geschlossen,

Die Brennen wurden nun der Moslems Schlachtgenossen.
Nicht mehr wie sonst, ward Er von uns geflucht,
Da Christen doch nur segnen sollten,
Uns ist der Muselmann, der seine Pflichten thut,
Weit theurer als ein Christ, der seiner Brüder Blut
[113] Vergiesst, weil sie, wie er, nicht glauben wollten,
Es sey der Name mehr, als jede gute That.
Jetzt zeigt der Christ die Tugend nur im Handeln,
Und dreimal selig ist der Staat,
Wo Weise ungestört im Geist der Wahrheit wandeln.

Dies können wir! Auf Brennus Völker blickt
Gerechtigkeit mit sanften Strahlen nieder;
Hier lebt der Bürger nur als Mensch dem Wohl der Brüder,
Religion, dein göttlich Bild entzückt,
Gewinnt, im sanften Glanz der Milde, Herzen wieder;
Es fühlt der Mensch sich neu durch dich beglückt;
Hier drohn ihn nicht des Fanatismus Kerker,
Wo Mönchesgeist die Wahrheit unterdrückt,
Und Pfaffenheuchelei mit ihren Farben schmückt; -
Hier denkt der Geist, und wird im Denken stärker,
Zu Thaten kühn, wird fest in jeder Pflicht,
Und giebt dem Staat die Macht, die Völkern Friede spricht.
Gerechtigkeit und Friede sind die Namen,
[114] Die Preussens Heer auf seinen Schilden führt,
Der Öhlzweig ist's, der Brennus Krieger ziert,
Als sie zum Fuss der Riesenfelsen kamen,
Bereit, der Ruhe friedlich Glück,
Und wär' es auch durch die Gewalt der Waffen,
Der Erde wieder zu verschaffen,
Zu lange schon, vom trübsten Mißgeschick,
Durch Eris Wuth gemartert und verheeret,
Bald durch der Flammen Macht, bald durch das Schwerdt zerstöret.

Jetzt langt das Heer bei den Gebürgen an,
Und zweimal hunderttausend Mann,
Wo jedem Einzelnen nach Sieg gelüstet,
Zur Schlacht von Mavors ausgerüstet,
Stehn glänzend da, den Muth im Angesicht.
Gebürg' und Flur bedeckt der Krieger Menge,
Das Echo ruft nur Schlachtgesänge,
Und Waffenglanz strahlt in der Sonne Licht.
Vom Strand der Weichsel bis zum blühenden Gefilde,
Wo Friederich die stolzen Feinde schlug
Und sieben Jahr die schweren Waffen trug.
Steht Mann bei Mann, bedeckt vom Eisen-Schilde
Des Muths, der keinen Schwerdtschlag scheut,
[115] Und sieht entflammt im Geistesbilde
Erinnerung, der Väter Tapferkeit,
Und will, wie sie, mit Friedrich Wilhelm fechten,
Ein Muster seyn zukünftigen Geschlechten.
So mächtig stand gewafnet zum Gefecht
Der Brennen Volk, und fodert — Friede!
Es jauchzt die Welt, — sie war der Schlachten müde,
Und Preussens Wille war gerecht.

VIII.

Auch Leopold, voll edler Menschenliebe,
Wünscht seinem Volk des Friedens Glück;
Längst sah Er mit bethräntem Blick,
Dass Noth ihr Herz mit Sorgen trübe,
Dass Mangel in des Landmanns Hütten schlich; —
Und folgte jetzt nur dem Gesetz der Ehre,
Wenn Er nicht gleich gerechter Fodrung wich.
Zum Scheine ruft Er seine Heere
Zurück, wo sie in fernen Lagern stehn,
Um gegen Brennen in die Schlacht zu gehn.
Und Habsburgs grösster Held, der gegen Friedrich kriegte,
[116] Der Erste, der den Muselmann besiegte,
Der tapfre Laudon wagt, trotz seinem Silberhaar,
Zum Kampf mit uns sich in Gefahr.
Er war es werth mit Brennen sich zu messen,
Ihn kannten wir als einen tapfern Mann,
Der fechten will und fechten kann,
Und der die Menschlichkeit auch nie als Feind vergessen.
Er kam, — doch nicht im Kampf und Streit
Die Kränze der Unsterblichkeit
Dem grauen Haupte zu erwerben; —
Er kam — ach! Krieger klagt! — Er kam um hier zu sterben.

Mit seinem Tod verschwand der Krieg,
Die donnernde Cartaune schwieg,
Und Reichenbach ward zu Irenens Tempel
Von ihren Priestern ausgewählt,
Gerechtigkeit, hier unter deinem Stempel,
Der Friede mit der Welt vermählt.

IX.

Ruthenien allein verwirft des Friedens Freuden,
Berauschter Stolz kennt keine Mässigkeit.
[117] Die Erde soll des Nordens Glanz beneiden,
Sich demuthsvoll an seinem Lichte weiden,
Und rathen, was des Szepters Wink gebeut.
Doch Brennen sind nicht feige Sklaven,
Ruthenien, es zittert deine Macht,
Ein Irrlicht brennt in deiner Grösse Hafen,
In deinem Innern wölkt sich eine Donnernacht.
Kühn zeigst du zwar auf die besiegten Schweden,
Dein Nassau prahlt mit der gewonn'nen Schlacht,
Vergleicht im Geist sich schon mit Diomeden,
Siegt überall, vollendet alle Fehden,
Bestimmt vorher das Catharinen - Fest,
Zum Tag, wo Gustav sich von ihm besiegen lässt.

Es kömmt der Tag! Am fernen Purpurbogen
Erscheint Aurorens dämmernd Licht,
Und spiegelt heut das rosige Gesicht
So rein und schön in stillen Meereswogen.
Held Gustav sieht den Glanz, mit dem sie ihn umstralt,
Und denkt, „wie bald, — wie bald wird er verschwinden!“
Denn vor des Helden Auge mahlt

Sich schon die Schlacht, — bei der in Meeresgründen,
[118] Er und Sein Volk, Tod oder Ehre finden.
Jetzt steiget eine Stadt mit leichtbewegten Thürmen
Allmählig aus der Ferne grauem Flor;
„Es ist der Feind! hört man von Gustavs Schiffen stürmen,
Erobert, Schweden, was unglücklich Carl verlohr!
Heut lasst uns siegen oder sterben;
Zum Kampf! zum Kampf! dem Feinde nur Verderben!
Hier, Brüder, gilt's das Vaterland!"
So ruft der Schweden Heer von Kampfbegier entbrannt.
Die Flagge weht! die Schwerdter flammen!
Der Feind ist da! die Schlacht beginnt! —
Jetzt stossen Schiffe mit Schiffen zusammen,
Es brausen die Wogen, es heult der Wind!
Es rasselt, als wenn alle Himmel brechen.
Cartaunen brüllen — Matrosen schrei'n —
Die Krieger hauen, und morden, und stechen,
Die Sonne hüllet sich in Pulverwolken ein.
Die Kugeln rollen auf spiegelnden Flächen,
Hier strandet ein Schiff — es berstet — hinab,
In wirbelnden Fluten finden Tausend ihr Grab.
[119] Die Schlacht wird dichter — wilder die Wuth!
Von Rache sind die Herzen der Krieger erbittert!
Hier stürzt ein Mast von Kugeln zersplittert,
Reisst jammernde Menschen in die Flut; —
Dort fährt mit einem Knall — als wenn der Atlas plötzlich,
So hoch er ist, so tief auch in den Abgrund fiel, —
Zerschmettert in die Luft ein Schiff — und ach! entsetzlich —
Ein Kopf, ein Bein, ein Arm, ist heulender Winde Spiel,
Schweig! schweig, Gesang! zurück von diesen Scenen,
Hier weint die Menschlichkeit auch auf die Gustavs Thränen! —
Genug, Er siegt der Held — die Reussen fliehn —
Triumph! Triumph! dem hohen Sieger!
Nach Petersburg lasst Nassau's Flotte ziehn,
Vielleicht, dass dort ihm seine Palmen blühn,
Hier war sein Stolz ein eiteler Betrüger.

X.

Indessen komm, den Öhlzweig in der Hand,
Beglückende, zu Gustav komm, Irene,
[120] Dass Ihn dein Kranz noch lang als Vater kröne,
Ihn, der als Held den Stürmen widerstand.

Heil Ihm, sie naht! von Reichenbachs Gefilde,
Winkt Ihm die Göttliche mit hoher Milde,
Und freudig beut Er ihr die Hand,
Ruthenien entsagt erpressten Rechten,
Es fühlt zu sehr des Glückes Unbestand,
Und Ruhe kehrt nach mordenden Gefechten,
Heil! Gustav Dir in Deinen Schoos zurück.
Es jauchzt Dein Volk, es fühlt in Dir sein Glück;
Zu Land und Meer hast Du mit gleicher Stärke
Gesiegt durch festen Muth und Geistesgegenwart;
Du fandst in dir die Kraft zu jedem Werke,
Und bildetest, was durch Natur Dir ward.

Ja! Du verdienst des Ruhmes heil'ge Kränze,
Ein Denkmahl, das dir Volkesliebe setzt,
Verdienst, dass dort Dein Name glänze,
Wo Gustav Adolph noch der Enkel Blick ergötzt.

So war im Norden nun die Glut der Schlacht erblichen.
Und auch im Osten scheint der Sturm gestillt,
[121] Die Krieger sind vom Kampfgefild' entwichen,
Und himmelsfrohe Hofnung füllt
Der Völker Brust; des Friedens goldne Stunden
Erscheinen wieder mit der Freude Hochgenuss,
Und bringen nun — da Krieg und Noth verschwunden,
Zurück der Ruhe Heil, der Künste Überfluss.

Von Reichenbach strömt Segensfälle nieder,
Die Völker jauchzen jubelnd Dank,
Und Feinde küssen sich als Brüder,
Und singen hohen Lobgesang.
Der Menschenfreund auf Josephs Throne,
Besänftigt seiner Völker Wuth,
Pannonien bringt freudig ihm die Krone,
Entwafnet ist Rebellen Muth.
Brabant erkennt das Ungeheuer,
Dem es sich thörigt anvertraut,
Und fluchet nun dem listigen Befreyer,
Der seinen Thron auf Luft gebaut.
Der Ungarn und der Brennen König grüssen
Als Freunde sich im Friedens Ton,
Und süsse Freudenthränen fliessen.
Um Leopolds und Friedrich Wilhelms Thron.
[122] Lutetiens Empörer werden weiser,
Jetzt da der Friede wieder kehrt; —
Germanien erwählet einen Kaiser,
Wählt Leopold, der deutsche Freiheit ehrt;
Und Aller Geist belebt ein neu Entzücken,
Jetzt da der Friede kömmt uns wieder zu beglücken,
Und kein Phantom die Völker mehr empört.

XI.

Doch wer vermag die Wonne zu beschreiben,
Die Selim's banges Volk beglückt?
Schon sahen sie der Rache Schwerdt gezückt,
Durch Üebermacht sich aus Europa treiben;
Schon war ihr Muth vom Elend unterdrückt, -
Und jetzt auf einmahl reisst vom nahen Falle,
Borussia, ihr sinkend Reich empor, —
Und statt der Klage tönt in ihres Tempels Halle,
Des Dankes und der Freude Chor.
O! Muselmann, vergiss Dein Elend nimmer,
Aus dem Dich Preussens Stärke riss;
Verscheuch aus Deinem Reich der Thorheit Finsterniss,
Und pflanz auf die bemooste Trümmer,
[123] Die Künste, die einst hier so schön geblüht,
Da Grätien noch Künstler Grösse lohnte,
Betriebsamkeit in ihren Städten wohnte, —

Die leider jetzt von Deinen Fluren flieht,
Verdrängt ron Sklaverey, die hier mit Eisenfesseln,
Den freien Geist im Staube hält,
Indess auf goldgestickten Sesseln,
Zur Wollust sich Tyrannenstolz gesellt.

Sieh! Albion in seines Reichthums Schöne,
Hier wohnt die Kunst in hoher Zauberey,
Hier lebt sie noch, den sanften Zeiten treu,
Wo lächelnd Anadiomene
Zum Künstler vom Olympe stieg;
Hier kann der Geist die Götterbilder träumen,
Die im Gefühl der Freiheit nur entkeimen,
Hier feyert noch die Schönheit ihren Sieg! —
Ja! Albion, Du bist der Stolz der Länder,*[102]
Beglückt ist der, — der Dir gebohren ist,
Vom Bettler bis zum üppigsten Verschwender,
Ist keiner, den Dein Segensarm vergisst.
[124] Beglücktes Albion! geneuss des Fleisses Früchte,
Bevölkere mit Deiner Flotten Pracht
Den weiten Ocean, und sey in der Geschichte
Ein Bild der Freiheit und der Macht.
Doch klage jetzt; du hast den Mann verloren,
Der, zur Beseligung der Welt gebohren,
Sein Glück in Linderung des Menschenelends fand;
Der dem Verbrecher selbst mit liebevoller Hand
Die Strafe, die ihn traf, versüsste, —
Den Kerker sah, worin Er Bosheit büsste,
Und Menschlichkeit, die längst aus Kerkern schwand,
Von ihm gelenkt, auch wieder hier begrüsste!
Die Erde muss sich Deines Howards freun,
Und jeder Menschenfreund Ihm heisse Thränen weihn.

XII.

Nicht, Albion, nicht Dir allein entriss der Tod
In Einem Viel; — auch uns erblich ein Weiser;
Und ach! beschämt sagt' ich es gerne leiser,
[125] Dass Keiner Ihm des Dankes Palme bot.*[103]
Der Menschheit war ein Basedow so wichtig,
Als ihr der Britte Howard ist,
Nur dass man diesen noch im Bilde dankbar küsst,
Wenn Jener kaum ein Beispiel bleibt, wie nichtig
Thuiskons Dank belohnt, der Todte gern vergisst! —

Ha! Volk, in welchem Trieb zu grossen Thaten,
Und sie zu thun, Kraft in den Seelen bebt, —
Germannen! warum flieht von Euren Staaten
Nationenstolz, der andre Völker hebt? —
Warum verkennt ihr eigne Grösse? —
Schätzt jedes Gute, nur nicht Euren Werth? —

---

[102]* Auch hier liessen sich im Jahr 1795 einige erläuternde Anmerkungen machen.

[103]* Mit Vergnügen kann ich im Jahr 95 diesen Vers zurück nehmen, da der Nekrolog sein Andenken erhalten.

Schön ist Gerechtigkeit, die auch den Fremdling ehrt,
Doch der ein Thor, der seine eigne Blösse
Dem Spötter zeigt, der seiner Schwachheit lacht;
Ein Thor, der eignes Gold mit fremdem Bley vertauschet,
Und ehrfurchtsvoll dem Schwätzer lauschet,
Der hier Gewinn ihn glauben macht! —
[126] O! Leopold, Du wirst gerechter werden:
Stolz sieht Germanien als Kaiser dich;
Du wirst es zeigen, dass das erste Volk auf Erden,
Das keinem je im Kampfe wich,
Das jedem Reich den Königsstamm gegeben,
Der es beherrscht, — das Volk Thuiskons sey?
Dann wird des Nachruhms Bild des Volkes Geist erheben,
Der Künstler wird mit schöner Schwärmerey,
Die Gränzen seiner Kunst erweitern,
Die Phantasie des Dichters sich erheitern,
Der Deutsche stolz auf seinen Namen seyn,
Und auf des Weisen Grab des Nachruhm Blumen streun.

XIII.

Doch soll ein Deutscher nie die Redlichkeit vergessen,
Die auch des Auslands Tugend liebt; —
Er pflanze jetzt mit mir auf Franklins Grab Cypressen,
Das tiefgerührt ein trauernd Volk umgiebt.
[127] Ein trauernd Volk? — nein! alle Nationen,
Von Ost bis West beweinen seinen Tod,
Sein Wirkungskreis umfasste alle Zonen,
Der Donner folgte, wenn sein Wink gebot.
Es rief sein Geist, des Blitzes Herr zu seyn,
Die Macht des Ewigen von dem Olympus nieder,
Und lehrte hier, begeistert, seine Brüder
Die Donner Gottes zu zerstreun.
Er hört, berauscht von himmlischen Gedanken,
Noch nie gekannte Harmonie,
Und überfliegt der Erde Schranken
Mit göttlich schöner Phantasie.
Harmonika, du Sängerinn der Sphären,
Dich schuf des grossen Künstlers Hand,
Und süss geweinte Freudenzähren,
Gefühle sonst von Göttern nur gekannt,
Die werden ewig Ruhm dem weisen Mann gewähren,
Der Dich dem Göttersitz entwandt.

Wenn aber von gerechtem Gram umschleyert,
Das Ausland schon bei seiner Urne weint,
Und sie bekränzt, — sagt, Völker! sagt wie feyert
Das Volk, dem ein Erretter Er erscheint,
[128] Sein Denkmahl? — Wie belohnt es Thaten
Die nur Jahrhunderte kaum einmahl sehn? -
Amerika! Er zeigte Deinen Staaten,
Der Zukunft Wunder zu erspähn,
Den Spiegel werdender Entschlüsse! —
Ich irre nicht! — Der Freiheit Götterküsse,
Sind Erdensöhnen viel zu süss; —
Was Er gethan, aus schweren Sklavenketten,

Sein jammernd Volk durch Geisteskraft zu retten,
Zu pflanzen Ihm ein irrdisch Paradies, —
Sein Beispiel wird des Südens Völker wecken
Aus ihres trägen Schlummers Nacht;
Im Selbstgefühl, erkennend ihre Macht,
Wird ihrem Geist sich die Gestalt entdecken,
Die Völker Glück am Mutterbusen nährt,
Und wo sie wandelt Recht, nach gleichem Maass gewährt.

Ja! Freiheit, einst wirst Du die Welt bewohnen.
In jedem Reich wird Deine Palme wehn;
Dann zittern nicht bedrückte Nationen,
Vor Sklaven mehr, weil sie am Throne stehn;
Verdienst allein wird dann den Mann erhöhn,
Die Weisheit theilt dann unter Bürger Kronen,
[129] Kein nichtig Gold und kein erkauftes Schwerdt
Regieret dann die Welt, — dann gilt nur eigner Werth!

O! goldne Zeit! Dein Bild schon macht mich lüstern,
Zu wandeln einst wo Menschenfreiheit reift,
Wo ihre Freuden sich mit Mäßigung verschwistern,
Und Segensthau von ihren Lippen träuft.
Da wird der West dann säuselnd Franklin flüstern,
Ihn murmeln dann der Bach, der sanft durch Blumen läuft,
Die ganze Schöpfung dann in neuer Schönheit blühen,
Und das entzückte Herz Vergötterung durchglühen!

Friedenshofnung.
Im März 1795.

Lasst sie tönen die verstummten Saiten,
Musen! an der Zukunft Horizont
Schimmert Morgenröthe goldner Zeiten,
Wo der Friede bei der Freiheit wohnt;
Wo die Menschheit an der Liebe Becher
Ungefesselt heisse Lippen drückt,
Wo der Stolz, der Tugend edlen Rächer
Nicht den Freund der Wahrheit, als Verbrecher,
In die Kerker seiner Sklaven schickt!
Seht sie schimmern durch die Nebellüfte
Grauer Thorheit, seht ihr flammend Licht,
Wie so glänzend es durch Opferdüfte,
Durch den Hain der Eumeniden bricht.

Ha! sie schütteln ihre Schlangenlocken.
Kehren wüthend ihre Fackeln um,
Als die Düfte süsser Blüthenflocken
Und der Schimmer von Elysium
[131] Ihres Haines Schauernacht durchdringen,
Als der Sturm die Flügel niedersenkt,
Wieder Reben sich um Ulmen schlingen,
Frohe Schnitter Freudenlieder singen;
Als sie sehn, dass vor den Lichtgeschossen
Freier Menschheit zürnend Aräs flieht,
Der mit Unmuth bald nach matten Rossen,
Bald nach unzerstörten Burgen sieht.

Wie der Sturm auf nächtlichen Gebürgen,
Deren Stirn ein ewger Nebel deckt,
Wo noch Wölfe sanfte Lämmer würgen,
Noch der Bär den schwachen Hirten schreckt;
Wie der Sturm, die Donner auf den Flügeln,
Schnell verheerend durch die Thäler brausst,
Dass dem Pabst auf seinen sieben Hügeln,
Dass den Herrschern hinter sichern Riegeln,
Wie dem Pflüger in der Hütte grausst;
Auch so rauscht der wilde Gott des Krieges
Durch die Fluren, mit bestäubtem Haar,
Blut'ger Stirne, nicht gekrönt mit Sieges-
Palmen, fliehend vor der Feinde Schaar.

Städte lodern hinter ihm im Feuer,
Vor ihm bebt ein vaterlos Geschlecht,
[132] Und die Menschheit blickt durch Trauerschleier
Auf ihr heilges, doch verschmähtes Recht.
Horch! er ruft die glanzumwallten Horden,
Seine Sklaven, in der Knechtschaft gross,
Und im Dienst des Hermes reich geworden,
Ruft sie einen Säugling zu ermorden,
In der Liebe mütterlichen Schoos.
Laut erschallt der Rache Hohngelächter,
Und Aurora weint im Silberthau

Thränen auf des Haines schöne Töchter,
Und verbirgt sich in des Nebels Grau.
Ach! nun sieht sie nicht beim Aschenkrugs
Zweier Söhne den verarmten Greis,
Wie er seufzet, klagt, dem Heeres-Zuge
Mavors flucht, auf seines Hauptes Weiss
Eine Handvoll schwarzer Erde streuet,
Die das Grabmal seiner Hoffnung ist;
Dann sich wehmuthsvoll der Stunde freuet,
Wo den Königen ein Sieg gereuet,
Und der Mensch die Stirn der Zukunft küsst.
Ja, Er wird die Dunkle bald erblicken,
Klar und leuchtend wie der Sonne Glanz,
Seine Leiden werden dann Entzücken,
Um Sein Haupt grünt dann ein Palmenkranz.

[133] Lass den Stern der Liebe wieder schimmern,
Rosenfarbne, Mavors Sieger naht,
Auf noch nie betretnen Felsentrümmern,
Geht des Helden Lorbeerreicher Pfad.
Er verfolgt den wilden Gott der Schlachten
Bis das Ross in hohen Fluthen schnobt,
Und in Hertha's tiefsten Feuerschachten,
Wo der Hölle böse Geister nachten,
Mars mit Ketten der Verzweiflung tobt:
Eintracht streut dem Pfad des Siegers Rosen
Und die Freiheit wandelt vor ihm hin,
Und die Menschheit eilt sie liebzukosen,
An den Busen ihrer Königin.

Freudiger, wie nach des Sturmes Schrecken
Schiffer auf beschäumter Meeresfluth
Um sich Nacht, den ersten Stern entdecken,
Einen Boten, dass der Donner ruht:
Freudiger erblicken Pyrrha's Söhne
Jetzt den Öhlzweig in der Freiheit Hand,
Die im Glanz der angebornen Schöne,
Ungeschmückt, wie Anadiomene
Sich der Vorzeit Nacht für uns entwand,
Wonne Völkern in die Seele lächelt,
Frieden auf verheerte Fluren bringt,
[134] Wo der West nie eine Blume fächelt,
Nur die Eule Todtenlieder singt.

Mag die Wuth sich auch mit Dornen peitschen,
Und die Rache gift'ge Dolche ziehn,
Dennoch, dennoch wird dem edlen Deutschen
In des Öhlzweigs Schatten Lorbeer blühn.
Lasst den Fremdling auch von jenen Hügeln
Auf Lyäen's weinbenetztem Schoos,
In des Rheines stolze Fluth sich spiegeln,
Und den Ehrgeiz des Erobrers zügeln,
Sind drum Hermann's Enkel minder gross?
Ruft für Ehre, nicht für Fremdlings Launen,
Für des Vaterlandes wahren Ruhm,

Ruft sie — und trotz donnernden Kartaunen,
Bleibt der Sieg ihr göttlich Eigenthum.

Ja! Das Schwerdt, das Römerlegionen
Einst zum schwarzen Tartarus geschickt,
Und das Volk, das prunklos mit den Kronen
Eines Welttheils seine Schläfe schmückt,
Hat noch seines Schwerdtes schnelle Blitze
Nicht verschleudert, nicht vergessen seiner Macht,
Einen Hermann nur an ihrer Spitze
[135] Mit der Nemesis, und vom Strahlen - Sitze
Ewgen Rahmes eilt in ihre Schlacht
Sieg der Vorzeit, kühne Männerstärke,
Heldenehrgeiz, und die Einigkeit,
Sie, die Freundin aller grossen Werke,
Sie, die Tochter der Gerechtigkeit.

Nimmer, wo der Zwietracht Fackeln glimmen,
Strahlet Völkern hoher Siegesglanz;
Nimmer, wo des Misstraun's leise Stimmen
Warnend flüstern, weht ein Lorbeerkranz;
Klio, diese Geister musst du nennen,
Und den Neid, der ihr Begleiter ist,
Wollen Enkel, die von Zorn entbrennen,
Einst des Wunders grosse Ursach kennen,
Dessen gern ein deutscher Mann vergisst;
Weil dies Wunder nur der Welt den Frieden,
Ihren Werth der Menschheit wieder bringt,
Und die Kunst geträumter Peleiden
Volksbegeistrung zu verehren zwingt.

Kehrt zurück in eure Ufer, Fluthen!
Euer Brausen stört die Kühne nicht,
Die auch ohne Moses Zauberruthen,
Ein Erstarre! zu Gewässern spricht;
[136] Der der Himmel eine Xerxes - Brücke
Über ausgetretne Meere schlägt,
Und — erkennt die schlaue Göttertücke —
Arme zu dem nie geträumten Glücke,
Zu dem Thron des reichen Plutus trägt.
Und wo ist ein Held, der diesem Gotte
Kämpfend seine nackte Stirne zeigt?
Unter Zeus wird Armuth nur zum Spotte,
Und dem Reichen wird das Siegen leicht.

Darum komm von deinem Rosenthrone,
Friedensgöttinn', auf Germanien;
Lass dem Sieger seine Lorbeerkrone:
Stammt aus deutschem Schoos nicht Gallien?
Und dann wiegen hundert tausend Leben
Auf der Schaale der Gerechtigkeit,
Doch wohl mehr, wie Sieg, den Zufall geben,
Zufall nehmen kann? Wo Weise beben,
Hoft der Thor nur; frecher Eitelkeit
Schuf noch keine Nachwelt Ehrensäulen,

Keines Omar's Thaten nennt sie gross;
Die nur Wunden schlagen, keine heilen,
Sind nicht Helden, Schande werd' ihr Loos!

Aber, Völker, dem erbauet Tempel,
Der mit edler Menschenfreundlichkeit,
Allen Zeitgenossen ein Exempel,
[137] Seinem Feind die Hand zum Frieden beut;
Der mit Wehmuth am Triumphes -Kranze
Alle Thränen der Verwaisten zählt,
Ungeblendet vom Heroen-Glanze,
Einen Öhlzweig statt der blut'gen Lanze,
Menschenglück statt Menschenelend wählt:
Der es höher achtet, zwischen goldnen Halmen,
Seegenbringend, sichern Tritts zu gehn,
Als umringt von Klagen, zwischen Siegespalmen,
Wankend auf Fortunens Rad zu stehn.

Ja! sie naht die Heilige, Geweihte,
Völker jauchzt, die Friedensgöttinn naht;
Eilet Mütter, schön geschmückte Bräute,
Küsst die Blumen, die ihr Fuss betrat;
Streuet junge Rosen ihr entgegen,
Zarte Myrthen; euer Liebling kehrt,
Euer Gatte kehrt zurück, der Seegen
Eures Hauses! Sanft, wie Sonnenregen,
Wenn kein Lüftchen stille Haine stört,
Lasst der Freude süsse Thränen fliessen,
Zündet Amors duftend Opfer an;
Selig wer den Gatten noch begrüssen,
Den Geliebten noch empfangen kann! —

[138] An Albertinen.
Den 2ten Juli 1794.

Glücklich, Theure, nennen uns, neidenswürdig,
Die sich unsrer lieblichen Flur genahet,
Der die Zwietracht traurigen Blicks vorüber
Schleicht und das Laster.
Welcher Dämon wagt auch die edle Liebe,
Wagt auch unser zärtliches Glück zu stören,
Fürchtend nicht den giftigen Pfeil, der seinem
Bogen entrauschet?
Keiner nahet Martis*[104] belaubtem Hügel
Wo die Muse Beifall aus grünen Büschen
Lächelt, Phöbe's Bild in der Flut sich spiegelt,
Die so sanft murmelt;
Wo die Turteltaube, nicht Menschen fliehend,
Traulich auf den niedrigsten Zweigen nistet,
Und die Nachtigallen den Hain bis spät im
Herbste beleben;
[139] Wo der Freundschaft fröliche Stunden winken,
Und der Liebe ewige Rosen blühen,
Sich ein Beispiel häuslicher Tugend künft'ge
Gattinnen wählen.
Glücklich, dreimal glücklich ist der, dem Hymen
Eine Gattin schenkte, wie mir, den guten
Göttern und den Grazien ähnlich, immer
Freundlich und milde.
Glüklich, dreimal glücklich ist der, den weder
Mangel drückt, noch Überfluss peinigt, dem ein
Kühles Lager Liebe bereitet, wenn der
Abendstern schimmert!
Gieb, ich flehe, gütige Gottheit! gieb mir
Mehr nicht; doch erhalte, was du mir schenktest:
Kronen, Gold und glänzende Hoheit biete
Minder Beglückten.

---

[104]* Name eines im Wasser, auf einer Insel liegenden Parks.

[140] An P.
Über G. Elegien.

Mann! tadle mir mit finstern Kennerblicken
Den Dichter nicht! Sind die Hexameter auch schlecht,
So weicht hier gern der Billigkeit das Recht;
Er zählte ja auf seines Mädchens Rücken
Die Sylben ab, und kam bei diesem Akt
Natürlich manchmal aus dem Takt.

[141] An die Liebe.
1789.

Liebe, die im Rosenkleide
An der Jugend Himmel schwebt,
Die mit süsser Götterfreude
Das erwachte Herz durchbebt;
Liebe, die ätherisch Feuer
In der Unschuld Busen taucht,
Durch enthüllte Silberschleier
Lust aus schönen Lippen saugt;

Neige, schwebst du auf dem Sterne,
Der am Abendhimmel glüht,
Oder in der lichten Ferne,
Die am Gottes Auge sieht,
Neige deine Seegensblicke
Sanft auf mich zum Trost herab,
Eh ich, ganz verwaist vom Glücke,
Finde mein umdorntes Grab.
[142]
Hier bei tiefen Felsenklüften,
Wo der wilde Bergquell tobt,
Und aus den Wacholdergrüften
Der beschäumte Eber schnobt,
Seufz' ich in den Bach die Klage
Der gekränkten Liebe Schmerz,
Nimm ihn, dunkle Woge, trage
Tief zum Abgrund diesen Schmerz!

Sonst, wenn kaum der Morgen glühte,
Wenn die Nacht vom Hügel schwand,
Und Aurora noch der Blüte
Ihren Perlenschmuck entwand,
Trat ich schon an Lyda's Seite
In mein friedevolles Thal,
Blumenbalsam zum Geleite,
Und das Lied der Nachtigall.

Aber jetzt, vom Gram umdüstert,
Wein' ich Thränen in den Bach,
Und die kleinste Welle flüstert
Meine Klagen trauernd nach;
Mir gewelkt ist nun das Veilchen,
Und der Rose Feuerblick,
Alles blühet nur ein Weilchen,
Frühlingsreiz und Minneglück!
[143]
Ew'ge Liebe, Götterfreundin,
Traumbild schöner Phantasey,
Warum wandelt deine Feindin
Neben dir, die Schwärmerei?
Warum glüht in deinem Kusse
Tiefgefühlte Seligkeit,

Nicht im flammenden Genusse
Trauliche Beständigkeit?

Warum welkt die Glut der Rosen,
Ehe noch der laue West
Süss zu scherzen, süss zu kosen,
Sich auf sie hernieder lässt?
Warum kehrt die Zeit nicht wieder?
Warum reift im Strom des Lichts,
Mit so flüchtigem Gefieder,
Jeder Wonnetag zu Nichts?

Weil der Urquell alles Lebens
Bildete den grossen Plan,
Nicht Atome sind vergebens
Auf der Dinge Kettenbahn;
Er gebahr die Morgenfrühe,
Purpurwangig, schön und jung,
Sprach zur Rosenknospe: blühe!
Gab der Zeit Veränderung.
[144]
Trockne, Liebe, deine Thränen,
Armer Jüngling, klage nicht,
Doch umsonst ist alles Sehnen,
Wenn der Wurm die Blume bricht;
Wankelmuth, sind unsre Gaben,
Wankelmuth ist unser Glück,
Alles, alles was wir haben,
Ist ein flücht'ger Augenblick.

[145] An Endymion.

Wandrer war ich, matt und müde,
Wie nur Wandrer können seyn,
Da lud mit Sirenenliede
In den kühlsten Myrthenhain
Mich die schönste Drias ein.
Lüstern folgt' ich ihren Winken,
Wollte schwelgend Götterlust
Von der Lippe Rosen trinken.
An die weiche Schwanenbrust
Wollt' ich sinken.
Da verschwand in einen Baum
Meine Drias und mein Traum.

Kurze Freude! Deiner Thränen,
Mein Endymion, nicht werth?
Schöner sind, denn Götterscenen,
Freuden, die beim eignen Heerd
Uns ein guter Gott gewährt,
[146]Die mit ruhigem Entzücken,
Nicht von allen Sorgen frei,
Den Geniessenden beglücken;
Narren lass der Schwärmerei
Rosen pflücken,
Ihre Schönheit gleicht dem Thau
Auf der blumenreichen Au.

Prangend mit des Demants Funkel,
Glänzt der Thau im frischen Grün,
Wenn des Meeres tiefen Dunkel
Eos wilde Ross' entfliehn;
Doch wenn kaum die Berge glühn,
Und der goldne Tag die Stunden,
Die geschwinden, näher führt,
Ist der prächt'ge, kaum gefunden
Von Helios, kaum berührt,
Auch verschwunden;
Jeder Strahl des wahren Lichts
Macht das Schimmernde zu Nichts.

[147] Der Einsiedler und Fortuna.
Nach Grecourt.

Ein edler Mann, ein Freund einsamer Stunden
Und jener Wollust, die nicht Reue quält,
Nicht Überdruss, die von der Tugend nur empfunden,
Zu Freunden nur sich schöne Seelen wählt;
Der lebte fern vom Tummelplatz der Thoren
In glücklicher Zufriedenheit:
Horaz, ein Becher Wein, Aminta's Zärtlichkeit,
Die führten ihm, die schön geschmückten Horen
Des frohen Tages, ihm die süsse Ruh
Nach halbdurchküssten Nächten zu.
Einst Abends war sein Hüttchen schon verschlossen,
Da hört' er grosses Lärm, viel prächtige Karossen,
Viel Diener, und die ganze Pracht,
Die Frau Fortunen folgt. Sie selbst erniedrigt sich,
Und klopft an seine Thür: „ich bin's!" — ein Ich?
Was für ein Ich? — „Nun? aufgemacht,
Auf! ich befehl's!" — Er that es nicht. — „Wie, Thörichter?
[148] Wie? du versagst Fortunen aufzuschliessen?
Ihr einen Zufluchtsort? Bist du ein Sterblicher,
Und eilest nicht mich flehend zu begrüssen?"
Ich kenne ganz und gar dich nicht! erwiedert er.
Sie zürnt, sie schilt; umsonst. — Zu Nachbars Leuten
Dort weiter unten geht, ich kann
So viele Fremden nicht bestreiten. —
„So nehmt die Hälfte, guter Mann!
Seyd doch kein Thor, fühlt doch mit all' den Herrlichkeiten,
Die hier der Frost durchdringt, Mitleiden; seht, die Macht,
Der Ruhm, der Überfluss, sie sind so weit gebracht,
Dass ich für sie Barmherzigkeit euch bitte."
Das ist mir leid, doch weiss ich Bessers nicht zu thun. —
„So lasset wenigstens in eurer Hütte
Doch diese Nacht nur die Begierde ruhn."
Ich wüsste nicht, sie würde sich betrügen;
Ich habe nur Ein Bett, und das bleibt dem Vergnügen.

[149] Sechs Sonnetten.

1. An eine Rose.

Von allen Glücklichen, wer ist im Leben
So glücklich, als du Rose heut' es bist?
Dich hat die reizende Adonia geküst't
Dich wiegte sanft des Busens zärtlich Beben;

Du durftest sie im Balsamhauch umschweben,
Dich trennte nie von ihr des Nebenbuhlers List,
Sie wurde nie von dir, du nie von ihr vermisst,
Du starbst geliebt — die Liebe zu beleben.

Ach! Rose, die gewelkt noch meine Seele rührt,
Könnt ich mit dir doch auch dein Schicksal erben,
Geliebt von ihr an ihrem Busen sterben!

Kein Marmor sollte dann, der Fürstengräber ziert,
Bei meinem Grab des Wandrers Neugier wecken,
Adonien treu sollt' es ein Rosenpaar bedecken.

[150] 2. Die Maienblume.

In Edens Thal, wo Silberbäche flüstern,
Der kühle West balsamisch Leben haucht,
Das volle Herz durch süsses Beispiel lüstern,
Aus Hain und Flur erwachte Wonnen saugt;

Wo Klagen nie des Lebens Mai umdüstern,
Kein Donner kracht, kein wüster Hekla raucht,
Befriedigung und Sehnsucht sich verschwistern,
Die Liebe nur den Pfeil in Nektar taucht;

Hier blühte jüngst die wundervolle Blume,
Die, kaum entkeimt, dem Frühling winkt,
Der süssen Rausch aus ihrem Kelche trinkt.

Ich sah sie blühn die wundervolle Blume,
Und pflückt' und pflanzte sie an Ida's Brust;
Da, wie der Frühling dort, trink' ich mir Götterlust.

[151] 3. An Lyda.

Wenn Phöbus Glut die jugendlichen Wangen
Der Erde mit verjüngter Schönheit schmückt,
Im neuen Grün bescheidne Veilchen prangen,
Die Schäferin sich Blumensträuschen pflückt;

Und im belaubten Hain, im liebenden Verlangen
Den Hirt ein zärtlich Lied der Nachtigall entzückt.
Dann, Lyda, komm auch du, mich liebend zu empfangen,
Zur Wiese, wo ich dich zum erstenmal erblickt.

Nur wo du bist, seh ich das Veilchen blühen.
Nur wo du bist, seh ich die Rose glühen,
Nur wo du bist, verschönt sich mir die Flur.

Ach! ohne dich ist mir die Schöpfung traurig,
Der kühle Schattenhain, des Westes Lispel schaurig,
Du bist für mich die Seele der Natur.

[152] 4. An Albertinen.

Noch ist Aurora nicht dem Ocean entstiegen.
Noch hüllt die Dämmerung ihr Rosenlager ein,
Und Psyche feyert noch, im stillsten Myrtenhain,
An Amors Brust ihr seligstes Vergnügen;

Nur ich bin wach im Geist ihr zuzufliegen.
Die meine Seele liebt, die mir der Sonnenschein
Nach Sturm, das Licht in Nacht, von meinem Seyn
Der Odem ist, bin wach, die Sehnsucht zu betrügen,

Die mich nicht schlafen liess, mit der Erinnerung,
Der Busenfreundin der getrennten Gatten,
Mit ihr, die einen Kranz um meine Schläfe schwung!

Betrügerei! fort! fort! ihr schön bekränzten Schatten,
Ihr löschet meine Sehnsucht nicht!
Wer hält den Ocean, wenn er sein Bett durchbricht?

[153] 5. An Gleim.
Den 2ten April 1793.

Zwei Blumen hab' ich heut' fiir Dich gepflückt,
O Vater Gleim, Dich sollen beide krönen;
Die eine blüht bei Herkuls tapfern Söhnen,
Auf Tempe's Flur hab' ich die andre jüngst erblickt.

Gesundheit, die der Jahre Last nicht drückt,
Umkränze Dich im Kreise der Camönen,
Zufriedenheit, die edle Stirnen schmückt,
Erheitre Dich mit ihren sanften Tönen.

Gesundes Blut und heiteres Gesicht,
Mehr braucht der Mann, der weise denkt,
Mehr, Vater Gleim! bedarfst du nicht.

Wem Alter Stolz, Bewusstseyn Ruhe schenkt,
Der lässt die Thoren nur nach Glanz und Schätzen ringen,
Er hört dafür im Hain, wie Du, die Musen singen.

[154] 6. An meinen Vater.*[105]

Sonst reiften Dir im Vaterland die Früchte,
Die Dir, gerührt, heut' unsre Liebe bringt;
Doch jetzt, da Dich die Schlacht, mit glänzendem Gesichte
Die Ehre Dich in ihre Tempel winkt;

Jetzt, da der Krieg zum blutigen Gerichte
Mit scharfem Schwerdt in freie Völker dringt,
Und zitternd nun dem Bösewichte,
Dem Edlen nie, der freche Muth entsinkt:

Jetzt, Vater, nimm, was auf dem dürren Sande
Der Heimath besser, als am rebenreichen Strande
Des stolzen Reichs in warmen Thälern blüht;

Nimm und gedenk, entfernt vom Vaterlande,
Wenn Dich der Sieg bekränzt mit Lorbeern sieht,
Dass Kindeslieb' uns nur mit Römerstolz durchglüht.

[105] Als ich und meine Frau demselben beim Durchmarsch seines Regiments in den französischen Krieg, den 7ten Mai 1792, einige Früchte überbrachten.

[155]

Denkmal[106]

deutscher Dichter.

In

drei Gesängen.

---

[106] 2016: Die erste Veröffentlichung in der Deutsche Monatsschrift. 1791, 1.Bd., S. 233, enthält eine Vorbemerkung, die hier fehlt:

„Vorerinnerung.

Da dieser erste Gesang alle verstorbenen Dichter in sich faßt, also ein Ganzes ausmacht, so glaube ich um so eher ihn ausheben und öffentlich bekannt machen zu können, weil ich nicht mit einem Bruchstück unsere Leser unterhalte, und doch die Absicht erreiche, eine Probe meiner Denkmäler zu geben, die bald im Druck erscheinen werden. Der Zweck dieser Denkmäler ist: Vaterlandsliebe zu verbreiten, — des Dichters heiligste Pflicht, — und durch Darstellung berühmter Männer und historischer Begebenheiten, wo möglich, den noch immer schlummernden Nationalstolz der Deutschen zu wecken. Systematische Geschichte erreicht diesen Zweck nicht ganz, so wenig wie historische Wahrheit mit poetischer Erfindung erzählend vermischt; ich suchte daher strenge historische Wahrheit mit lyrischem Odemschwung zu vereinigen, und so — wenn das Herz, hingerissen, schönen Eindrücken offner ist — der Seele die Gefühle der Vaterlandsliebe mitzutheilen. Diese Dichtungsart nenne ich historisch, lyrisch; ihren Charakter habe ich in einer eignen Abhandlung zu bestimmen gesucht, (deren hinten bey den Anmerkungen Erwähnung geschieht,) und werde mich freuen, wenn dieser Gedanke den Beyfall der Kenner erhält. Das Denkmal Deutscher Dichter und Dichterinnen gehört mit zur Folge einer größern Reihe von Denkmälern; besteht selbst aber wieder aus dreyen Gesängen. Der erste enthält die verstorbenen Dichter, außer Kleist; der zweyte die lebenden, der dritte, Wieland, Bürger, die Grafen Stolberg, Voß, meine Halberstädtschen dichterischen Freunde, und zum Beschluß den Major von Kleist. Absichtlich habe ich unter den verstorbenen manchen verdienstvollen Dichter übergangen, um nicht zu weitschweifig zu werden, und den Leser zu ermüden; da der Einfluß der meisten dieser Dichter auf die Kultur unsrer Sprache doch nicht sehr erheblich war, wenn auch gleich Brands Narrenschiff, Rollenhagens Froschmäusler, Fischarts frohe und Murners freche Laune manches Gute enthalten.

D. V.“

Der angesprochene Hinweis auf die eigene Abhandlung im ersten Satz der Anmerkungen lautet:
„Mit dem, was ich vorher über historisch-lyrische Dichtung festsetze, glaube ich den Gesichtspunkt bestimmt zu haben, aus dem man diese Denkmäler überhaupt betrachten soll.
In der Abhandlung über historisch-lyrische Dichtung, welche der obengenannten Sammlung der Denkmäler vorhergeht, zeige ich, dass meine Absicht überhaupt nur ist, das Andenken an merkwürdige Begebenheiten und an berühmte Männer, aufzufrischen, und durch poetischen Schmuck der Geschichte neue Reitze zu geben; überdies noch, mit lyrischer Schönheit historischen Werth zu verbinden, und so das Gebiet der lyrischen Dichtkunst zu erweitern.“

[157] Erster Gesang.

1.

Kunst des Weisen, hoher Thaten Funke,
Der entflammend durch die Seele floss,
Zauberisch, im süssen Göttertrunke,
Heldenkraft in edle Busen goss, —
Dichtkunst, hehr umstrahlt von Götterzügen
Sanfter Weisheit schönerer Natur,
Lass mich jetzt an deinen Busen fliegen,
Und entzückt, mit heiligem Vergnügen,
Wiederholen den geweihten Schwur!

[158] 2.
Glorreich strahlst du, schimmernd im Gewande
Deiner Schönheit, deiner Zauberei,
Und verscheuchest, von des Nordmeers Strande
Bis zum Südpol, jede Barbarei!
Eilest von Germaniens Gefilden,
Wo die Menschheit dich in Tempeln ehrt,
Nach der öden Flur verlassner Wilden,
Liebreich sie in Menschen umzubilden,
Sie, die nimmer deinen Ruf gehört.

3.
O! verweile noch in meinen Armen,
Menschenfreundin, dass dein heisser Kuss,
Glühend, den Erstorbnen zu erwarmen.
Kühn entflamm des Liedes Genius!
O! verweil, dass ich noch einmal fühle
Deiner Hand geliebten Wonnedruck,
Einmal noch die heisse Sehnsucht kühle,
Schmeichlerisch mit deinen Locken spiele,
Mit des Hauptes goldnen Himmelsschmuck! —

[159] 4.
Nein! du kannst Germanien nicht fliehen,
Kannst verlassen schon mein Vaterland,
Ewig muss hier deine Palme blühen,
Deutsche Kraft ist noch nicht ausgebrannt!
Ha! noch leben deine tapfern Söhne,
Kämpfen mächtig noch für deinen Ruhm,
Machen stumm der Schmähsucht feile Töne,
Und dem Frevler, der dich je verhöhne,
Werde Schmach verdientes Eigenthum!

5.
Nein! du darfst die Fluren nicht verlassen,
Wo so schöne Früchte dir geblüht;
Thoren mögen immerhin dich hassen,
Wenn für dich der Weisen Eifer glüht.
Nur noch einmal folge meinen Winken,
Sieh auf Deutschland noch einmal zurück,

Und der Griffel wird dir froh entsinken,
Himmels - Wollust wirst du taumelnd trinken,
Nimmer von uns wenden deinen Blick.

[160] 6.
Nacht der Vorzeit hüll' in Zaubernebel
Karls des Grossen Zeitgenossenschaft,
Und umsonst entblösst den kühnen Säbel
Ulrich Hutten, trotzt auf Heldenkraft;
Und umsonst droht Sachs mit Spötteleien,
Albrecht mit entlehntem Römerschwerd:
Ich vermag jetzt Weihrauch nicht zu streuen,
Muse, sieh! um Götter zu erfreuen,
Glänzt mir dort ein Denker Kronen werth!

7.
Sieh! da steht in hoher Geistesgrösse,
In des Nachruhms lichtem Flammenschein,
Luthers Bild! und hohe Ehrfurcht flösse
Jedem Deutschen sein Gedächtniss ein! —
Er zerriss des Fanatismus Ketten,
Trat mit Füssen Pfaffentyrannei,
Scheute nicht auf Dornen sich zu betten,
Opferte, — des Enkels Geist zu retten, —
Eignen Vortheil, und wir wurden frei!

[161] 8.
Er eröfnete der Weisheit Schranken,
Die bestochne Möncheslist verschloss,
Und Europa muss Ihm ewig danken,
Dass Er Kraft in kranke Seelen goss,
Deutschen gab Er ihre Sprache wieder,
Und mit ihr der Wahrheit neues Licht;
Es erblasste Roms gekrönte Hyder,
Menschen sahn aufs neu in Menschen Brüder,
Duldung ward der Christen schönste Pflicht.

9.
Die Vernunft, zu lange schon im Kerker
Heil'ger Thorheit schrecklich eingezwängt,
Wurde nun zu kühnen Thaten stärker,
Von des Heuchlers Flamme unversengt;
Und die Barden, die so lange schwiegen,
Sangen wieder hoher Helden Lob.
Boner sah den heilgen Hügel liegen,
Wagte kühn der Vorzeit nachzufliegen,
Minne war's, die seinen Geist erhob.

[162] 10.
Unbekannt, vergessen ist sein Name,
Dunkle Ahndung ist des Forschers Loos;
Doch der Lebensweisheit reicher Same
Ist gestreut in seines Liedes Schooss.
Neben ihm, auf moosbedeckten Hügeln,
Ruft uns freundlich Burkard Waldis Lied,

Möcht' in ihm sich mancher Weise spiegeln,
Trotzend auf die eitle Kunst zu klügeln,
Ists ein Knecht, der oft die Thorheit sieht.

11.

Ruhiger schläft dort in Blumengründen,
Wo der Riesenfels sein Haupt erhebt,
Vater Opitz, — und vor ihm verschwinden
Ihm, der kühn nach höh'rer Schönheit strebt,
Die Gesänge der vergangnen Zeiten,
Er erkennt die wahre Harmonie,
Wo Gedanken unsre Töne leiten,
Und die Kraft des Geistes nur den Saiten
Ächten Wohlklang, edlen Reiz verlieh!

[163] 12.

Heilig von Jahrhundert zu Jahrhundert
Sey er jedem auf Thuiskons Flur,
Sey von jedem Jüngling heiss bewundert,
Der dem Gott der Sonne Weihung schwur!
Und wenn du bei seines Grabes Stille,
Jüngling! klagst, so weihe Thränen auch
Flemmings Staube, der mit Geistesfülle
Reiz vereinte, — denn, ach! seine Hülle
Ruht jetzt einsam beim Cypressenstrauch.

13.

Freundlicher wiegt sich auf seinen Ästen,
Wernikens und Logaus Genius,
Spätre Weise nannten sie die Besten,
Dämmten kühn den stillen Höllenfluss.
Noch erkennt man ihres Witzes Schöne,
Des Gedankens edle Vestigkeit;
Leicht verhallt sind sanfte Harfentöne,
Weisheit nur verewigt Phöbus Söhne,
Sie nur ist es, die uns Palmen streut.

[164] 14.

Ihre Hand grub in des Nachruhms Scheibe
Gryphius des Ältern Namen ein;
Goldne Lockung, sich dem Götterweibe
Mit der Seele ganzer Kraft zu weihn.
Durch sie wird dem finstern Tod das Schrecken,
Jeder Schmerz der Gegenwart geraubt,
Aus dem Grabe kann sie Geister wecken,
Lüpft der Vorzeit graue Zauberdecken,
Und umleuchtet eines Rachels Haupt.

15.

Lächelnd nicht lehrt sein Gesang uns Wahrheit,
Scharfer Ernst begleitet seinen Geist,
Rauh in Worten, in Gedanken Klarheit,
Giebt er mehr, als sein Gewand verheisst.
Trügerisch ist oft des Reizes Schminke,
Wandelt Weise leicht in Schwätzer um.

Mässig nur aus seinem Kelche trinke,
Junger Sänger, prüfend seine Winke,
Nahst du nur Minervens Heiligthum.

[165] 16.
Selten nur erringet im Gewühle
Allzuglänzender Beredsamkeit,
Durch den Einklang göttlicher Gefühle
Ein Gesang den Lorbeer künftger Zeit.
Doch dir beut Apoll zum Bruderbunde,
Herzog Ulrich, dir die Stralenhand,
Klio singt mit schönem Rosenmunde
Dir noch Hymnen, trauert um die Stunde,
Die der Erde deinen Geist entwand.

17.
Und du lebst in Sternenregionen,
Nicht umsonst warst du der Weisheit hold,
Lebst — und alle Himmel Gottes lohnen
Dich mit Freuden, dich, der mehr als Gold,
Mehr als Sieg, die ernste Wahrheit schätzte,
Die den Menschen, wie er ist, enthüllt;
Der sich nicht an eitler Pracht ergötzte,
Fürstenruhm in Weisheitsliebe setzte,
In den Stolz, der jede Pflicht erfüllt.

[166] 18.
Schöner Stolz, so eigen den Guelphiden,
Flamm' empor in jeder Fürstenbrust,
Und es wird die Erde schon hienieden
Stiller Wohnplatz süsser Himmelslust.
Freudig werden sie dann niederblicken,
Die Bewohner jener Sternenwelt,
Brüderlich die Menschen sich beglücken,
Herz an Herz in heilger Wollust drücken,
Bis der Vorhang dieses Lebens fällt.

19.
Dann wirst du uns segnen, theurer Schatten,
Kanitz, der harmonisch im Gesang,
Sanften Spott mit edlem Ernst zu gatten,
In das Reich der ältern Weisheit drang.
Bald mit Flakkus hohe Weisheit lehrend,
Ernstlich spottend bald mit Juvenal,
Edler Wahrheit veste Treue schwörend,
Jedes Edle, jede Tugend ehrend,
Ist nur Laster deiner Geissel Wahl;

[167] 20.
Hohe Kunst die Thorheit streng zu rügen,
Sey's in Hütten, sey's am Königsthron.
Nie dem Stolz erkauftes Lob zu lügen,
Unbestochen von des Glückes Sohn!
Doch nicht minder gross ist Zernitz Gabe,
Der, Natur, dein grosses Chaos denkt,

Diese Welt durchirrt am Pilgerstabe,
Deinen Zwecken folget bis zum Grabe,
Wo die Menschheit sich mit Hofnung tränkt.

21.

Wo bei Gräbern einsam Creutz noch trauert,
Schwermuthsvoll in seine Harfe singt,
Von dem Blick der Zukunft bang durchschauert,
Nachtumhüllt, nach lichter Aussicht ringt.
Ach, umsonst! die Fackel brannte nimmer,
Die Gewissheit hier dem Forscher giebt;
Nein! ich flieh der Todten kalte Zimmer,
Denn mir lacht ein schöner Sonnenschimmer
Dort am Hügel, den kein Nebel trübt.

[168] 22.

Sieh! wer ist es, den mit Myrthenkränzen
Froh umwebt der Charitinnen Chor?
Feiern ihn in schön umschlungnen Tänzen,
Lauschen ihm mit hochentzücktem Ohr?
Ja! du bist's! Wer hat so schön gesungen
Von der Weisheit hohen Götterwerth?
Wer, wie du, der Musen Huldigungen
Durch Verdienst, o Hagedorn, errungen,
Du, den noch die späte Nachwelt ehrt?

23.

Doch nicht dir nur feiern Charitinnen,
Auch sie stehn betrübt hei Gellerts Grab,
Und von ihren Rosenwangen rinnen
Thränen zu des Dichters Ruhm herab.
Und mit ihnen wird auch Deutschland klagen,
Lorbeerblätter auf sein Denkmal streun,
Ihn der Neider nie zu schmähen wagen,
Jeder Vater es dem Enkel sagen:
So wie Gellert, weise, — gut zu seyn.

[169] 24.

Weinet um ihn, Menschenfreunde, weinet,
Ach! er schläft im Schoosse stiller Nacht,
Und du, Mond, der düster auf mich scheinet,
Werde heller, dass dein Strahl ihm lacht.
Leuchte, dass, bei deinem falben Lichte,
Ich erforsche, wo mein Cronegk ruht,
Dass mein Schmerz ein Denkmal ihm errichte,
Welches nicht der Neider Zorn vernichte,
Nicht zerstöre später Zeiten Wuth.

25.

Lieblich, wie in laubumwölkten Hallen,
Leis' ummurmelt vom Forellenbach,
Die Gesänge junger Nachtigallen,
Ruft das Echo seine Lieder nach.
Mädchen fühlen ihren Busen steigen,
Wenn sein Griffel sanfte Liebe mahlt,

Ihm zum Danke tanzen sie in Reigen,
Und die Hirten stehn gerührt, und schweigen,
Dass nicht ihnen dieses Lächeln strahlt.

[170] 26.

Ach! hier ruht Er; — schauernder Gedanke,
Dass so früh der Trennung Stunde schlägt,
Eng gezogen ist des Lebens Schranke,
Leicht der Kahn, der uns zum Lethe trägt.
Auch dir, — Schlegel, schnitt des Todes Hippe,
Uns zu früh, den Lebensfaden ab;
Spät, zu spät, kamst du vom Aganippe,
Trostlos flehte deine Rosenlippe.
Ach, Melpomene! Er sank ins Grab.

27.

Hofnung, komm! dass ich dich glühend küsse,
Deine Spiegel strahlen tröstend Licht,
Was ich Armer klagend hier vermisse,
Find' ich wieder, täuschen kannst du nicht.
Welcher Anblick, wenn an Edens Bächen
Lisuartens Sänger sich erfreut;
Ungestört auf schönen Blumenflächen
Löwe ruht, die Musen Palmen brechen,
Die auf ihn Thalia lächelnd streut.

[171] 28.

Fliehe nicht, du schönes Thal der Freude,
Lüstern sucht noch manchen hier mein Blick!
Sieh! dort wandelt auf bebüschter Heide
Hertha's Liebling, — horch! er ruft, er kehrt zurück —
Zachariä! froher, sanfter Spötter,
Freund des Scherzes, freudig sey gegrüsst;
Selig lebst du hier, im Kreis der Götter,
Hast zum duft'gen Lager Rosenblätter,
Nektarbalsam ist's, der dich umfliesst.

29.

Sprich! wer schlummert hier bei Felsenklüften,
Kühl umwallt vom düstern Ahornstrauch?
Wo so süss des Klees Blumen düften.
Und so lieblich weht der Weste Hauch? —
Ha! ich kenne dich — dich Alpensinger,
Der der Weisheit hoher Priester war;
Auf dich zeigt des Nachruhms Flammenfinger,
Und dir beut, erhabner Wahrheitsringer,
Beut Unsterblichkeit die Palme dar.

[172] 30.

Goldne Palme, wer mag dich erringen,
Selten keimst du in der Erde Schooss!
Doch mit Rebenlaub die Schläf' umschlingen,
Sanft zu schlummern auf bethautem Moos,
Freundlich von Bachantinnen besungen,
So wie dort der Dithyramben Sohn, —

Dieser Preis ist leichter zwar errungen,
Ob man gleich Bachantenhuldigungen
Zärtlich liebt in Hütten, wie am Thron.

31.

Thron! — o Wort, das mich so süssen Träumen,
Mich entreisst Elysiums Gefild;
Ach! ich ruh nicht mehr bei Palmenbäumen,
Wo in Silberbächen Nektar quillt!
Gräber sind's, die schauernd mich umschimmern,
Geisterflug, der meine Locken hebt,
Säuseln naht von jenen Felsentrümmern,
Zauberlämpchen seh' ich bläulich flimmern, —
Fliehe, Furcht, die meine Brust durchbebt.

[173] 32.

Nennen will ich Sie, die hier im Staube
Tief versenkt kein Erdenblick erreicht!
Aehnlich zwar des Rheines goldner Traube,
Die erst herb, dann Nektarsüsse däucht,
Ist Erinnerung vergangner Freuden,
Qualgemischt die Wonne, die sie beut:
Doch, wer kann ihr Götterantlitz meiden?
Welcher Trost, wenn Freuden von uns scheiden,
Bleibt uns dann, als ihre Seligkeit?

33.

Folge mir zu jenem Leichensteine,
Der so hell im Mondesschimmer glänzt,
Dass ich wehmuthsvolle Thränen weine,
Die Cypresse mein Gelock umkränzt.
Ach! hier schläft der kühne Hymnendichter,
Der uns Luther und Melanchthon pries;
Fürchtet nicht den Tod als Weltvernichter,
Fürchtet nicht des Lebens hohen Richter,
Erntet, was sein Glaube ihm verhiess! —

[174] 34.

Dort mein Hölty, der im Klageliede
Schwermuthsvoll so oft mein Herz gerührt! —
Schlummre sanft, dir lache stiller Friede,
Uns zu früh durch Todesmacht entführt;
Weste sollen kühl dein Grab umwallen,
Auf dem schön ein frisches Veilchen blüht,
Tönen dir das Lied der Nachtigallen,
Duftend Rosen auf dich niederfallen.
Bis verkläret dich der Himmel sieht.

35.

Und auch du, den Erato mit Küssen
des Gesanges sanfte Schönheit lohnt,
Du, der still umrauscht von Silberflüssen
In der Hütte reiner Unschuld wohnt;
Auch du wirst uns ewig heilig bleiben,
Du, geliebter, Deutscher Theokrit,

Deinen Namen wird die Nachwelt schreiben
Auf des Ruhmes diamantne Scheiben,
Wo der Menschenfreund am hellsten glüht.

[175] 36.
Neben dir wird dann in edler Reinheit
Dusch, der weise Menschenkenner, stehn.
Bilderreich, in hebevoller Feinheit
Wagt sein Geist der Wahrheit nachzugehn;
Ungekünstelt mit beseelten Farben
Mahlet Er die Tugend göttlich schön,
Weckt Gefühle, wo sie längst erstarben;
Wo des Geistes Blüten all verdarben,
Weiss er kühn die Seele zu erhöhn.

37.
Sanft wie Er, doch lieblicher in Scherzen,
Mit Anakreons Geschmeidigkeit,
Sangst auch du Entzücken in die Herzen,
Froher Götz, und manche Thräne weiht
Dir noch jetzt des Dankes heilgen Segen,
Wenn indess der Denker schmerzlich fühlt,
Dass auch Withof, der auf kühnen Wegen
Weisheit suchte, — fand, wie Männer pflegen,
Ihm entflohn, nach höh'rer Weisheit zielt.

[176] 38.
Wahrheit, ja du wohnst nur unter Sternen! —
Ungemischt strömt Licht aus deinem Schooss;
Siebenfarbig in des Weltalls Fernen, —
Tausendfarbig ist der Menschheit Loos!
Nur bei dir wohnt ungetrübt Vergnügen,
Ach! das wusste Blum, der Sänger, auch,
Sah die lichten Sternenschlösser liegen,
Wünscht mit Ätherfittich hin zu fliegen,
Und sein Geist stieg auf im Rosenhauch.

39.
Auf! wo dort, am goldbesäten Bogen,
Herrlich glänzt der flammende Komet;
Seine Bahn hat ihm ein Gott gezogen,
Nacht wird Tag, wo er erleuchtend steht.
Sieh! sein Strahl sinkt dort auf jenen Hügel,
Wo Melpomene Cypressen pflanzt,
Und beschattet von des Adlers Flügel,
Mit des Nachruhms strahlumkränztem Spiegel
Künstlergeist um eine Urne tanzt.

[177] 40.
O! wann könnte Deutschland dich vergessen,
Der du mehr als Hellas Dichter bist.
Ehrfurchtsvoll wird dich der Forscher messen,
Der einst stolz Thuiskons Grösse misst.
Dir, der weise, wie dein Nathan, dachte,
Unbestochen von des Glückes Glanz,

Kühn und edel Pfaffenwahnsinn lachte,
Nur der Wahrheit hohe Opfer brachte,
O dir blüh' ein ew'ger Lorbeerkranz!

41.

Und wenn dir einst bange Trauerthränen
Eine lebende Emilie weiht,
Und, entzückt von deinen Wonnescenen,
Minna Blumen auf dein Grabmal streut:
Dann auch streu sie blühende Narcissen,
Rosen, Veilchen auf Michaelis Grab,
Den so oft die Grazien vermissen,
Der, obgleich so früh der Welt entrissen,
Mir so schöne Himmelsfrüchte gab.

[178] 42.

Einsam schläft er jetzt an Lichtwers Seite,
Beide sind, — weint Deutsche! — sind dahin!
Wurden beide schon des Todes Beute,
Eilten von uns, um mit Sphärensinn
Unter Engeln den Gesang zu singen,
Der zu schön für eine Erde war,
Wo nur die den goldnen Preis erringen,
Die gekrönten Thoren Opfer bringen —
Doch geflucht sey dieser Schmeichler Schaar!

43.

Lindre, lindre deine stolzen Schläge,
Deinen Zorn, zu kühn entbranntes Herz,
Denn noch winkt von jenem Trauerwege
Dir ein Grab, zu neuem, bitterm Schmerz!
Bodmer, ach! auch du bist hingesunken,
Und auch deine Kraft ist schon verbleicht;
Schon verglimmt sind deines Geistes Funken,
Hast das Gift des Todes schon getrunken.
Und auch deine Gottesharfe schweigt.

[179] 44.

Feierlich erhebt mit Geisteswürde,
Sich vor allen dein erhabnes Lied,
Schwingt sich auf — vergisst des Alters Bürde,
Schwingt sich auf — und deine Stirne glüht!
Singt mit Kraft, wie in empörten Fluthen
Die Verheerung über Welten stürmt,
Die Verbrecher ihren Sünden bluten,
Schreckennächte auf der Erde ruhten,
Und der Tod sich Leichenhügel thürmt.

45.

Ach! jetzt ist der Göttliche entschlafen,
Wandelt schon in Edens Palmenhain,
Hat erreicht des Himmels Wunderhafen,
Wo sich Engel seiner Ankunft freun!
Und wir müssen bei dem Grabe trauern,
Bei dem Grabe, das die Nacht bedeckt,

Kalte Lüfte bebend uns umschauern,
Und im Kreis zerfallner Kirchenmauern,
Bange Ahndung unsern Geist erschreckt.

[180] 46.
Kehr dich weg von diesen Trauerhügeln,
Kehr dich weg, mein thränbenetzter Blick;
Hier, wo Gräber unsern Geist umzügeln,
Weicht der Forscher ehrfurchtsvoll zurück.
Lispelt sanfter, schauernde Cypressen,
Schon zu lange klagt mein schwaches Lied;
Manchen Weisen hab' ich noch vergessen,
Doch, wer kann den ganzen Himmel messen,
Wo, lichtflimmernd, Sonn' an Sonne glüht!!

Ende des ersten Gesanges.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, meine Leser zu erinnern, dass dies Denkmal deutscher Dichter, welches ich schon vor mehreren Jahren, als ich noch in Halberstadt lebte, niederschrieb, kein kritisches Gedicht seyn soll; sondern dass es seinen Endzweck vollkommen erreicht, wenn es auf eine lebhafte Art die Namen in jedes Gedächtniss zurückruft, die Deutschland mit Vergnügen und Stolz nennt.

Diese Anmerkungen enthalten daher keine kritische, sondern nur historisch-erläuternde Bemerkungen über den Gegenstand der Strophe, zu der sie gehören. Mit aller Aufmerksamkeit habe ich gesucht, nicht allein keinen der guten Dichter meiner Nation zu vergessen, sondern mich auch jedes Tadels zu enthalten, da der Dichter nur vergnügend belehren, nie aber durch persöhnlichen Tadel kränken muss. [182] Unsern grossen Satyriker Rabener habe ich darum nicht unter Dichter zählen wollen und können, da er, eine einzige Satyre ausgenommen, nichts in Versen geschrieben hat. Sollte ich aber dennoch meine Gränzen überschritten, oder einen ausgezeichneten Dichter vergessen haben, (welches ich jedoch nicht glaube,) so muss mich im erstern Fall das Feuer der Begeisterung, — im letztern, die Unmöglichkeit alles Gelesene im Gedächtniss gegenwärtig zu haben, entschuldigen.

Strophe 1—5.

Da es jetzt so viel Antipoden der Dichtkunst giebt, — da wirklich Deutschlands Muse uns zu verlassen scheint, wünschte ich sie wohl durch dieses Gemälde und meinen Gesang znrückhalten zu können; lei-der wird dies aber wohl nur gutgemeinter Wunsch bleiben! —

Strophe 6.

Vor Karln dem Grossen ist's noch meist Nacht; er selbst war Dichter, liebte Litteratur, und gab den Monaten deutsche Namen. Unter Kaiser Friedrich dem Rothbart und Friedrich dem Zweiten blühte die Dicht-kunst am herrlichsten, und hier standen die Minnesänger auf. Lange waren diese Schätze der Dichtkunst ans jenem Zeitalter uns ganz verborgen, und nur die patriotischen Bemühungen Bodmers, Breitingers, Müllers und selbst ausländischer Gelehrten, brachten sie wieder ans Licht. Nur um diese Zeit anzudeuten, [183] und weil ich in Halberstadt lebte, hab' ich Albrecht von Halberstadt genannt, der den Ovid übersetzte. Absichtlich habe ich hier nicht das Zeitalter genau beobachtet, und den jüngern Dichter Ulrich Hutten zuerst dargestellt. Er lebte 1488, und starb nach langen Kriegen und Streiten auf der Insel Aufnau im Zürchersee A. 1525. Der bekannte Hans Sachs, geboren 1494 zu Nürnberg, und auch daselbst gestorben A. 1576, war ein Meistersänger und bekanntlich ein witziger Spötter.

Strophe 10.

(Unbekannt, vergessen.) Der Herr Professor Eschenburg setzt so den Namen des Verfassers der Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger fest; da man hingegen vorher ihn Riedenburg oder Rindenborg genannt hat. Burkard Waldis lebte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; man sehe die Fabeln vom lügenhaften Jüngling, das Ende.

Strophe 12.

Flemming, 1609 zu Hartenstein, im Schönburgischen geboren, zu Hamburg 1640 gestorben, gehört un-ter die glücklichsten Nachfolger Opitzens.

Strophe 13.

Friedrich, Freiherr von Logau, 1604 geboren , starb 1656. Seine unter dem Namen Salomo von Golau bekannt gemachten vortreflichen Sinngedichte, [184] Breslau 1654, der Zahl 3000, hat Ramler, nach einer mit Lessing getroffenen Auswahl, 1759 zu Leipzig in zwölf Büchern aufs neue bekannt gemacht.

Christian Wernike, oder Warnek, geboren 1660, gestorben 1710, zeichnet sich in seinen Sinngedichten, die zu Hamburg 1701 unter dem Titel: Überschriften, herausgekommen sind, vor allen seinen Zeitgenossen vortheilhaft aus. Bodmer gab diese Sinngedichte verbessert 1763 zu Zürich, und Ramler 1780 zu Leipzig aufs neue heraus. Von ihm auch ist das komische Heldengedicht, Hans Sachs; auch hat er Eklogen geschrieben, deren Werth aber bei weitem seinen Sinngedichten nachsteht.

Strophe 14. 15.

Andreas Gryphius, 1616 zu Glogau geboren, 1664 gestorben. Einer der besten Dichter der Opitzischen Schüler; seine Sinngedichte sowohl, als seine Lust - und Trauerspiele, haben viel Gutes, besonders herrscht in seinen Lustspielen Laune und Originalität. Sein Sohn, Christian Gryphius, steht weit unter dem Vater.

Strophe 15.

Joachim Rachel, 1618 geboren zu Lunden in Ditmarsen, gestorben 1669. Seinen Satyren fehlt zwar das Gewand der Grazien, aber die darin enthaltene [185] Wahrheit, Kraft des Ausdrucks, das Mahlerische seiner Bilder, macht ihn zu einem der vorzüglichsten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.

Strophe 16. 17. 18.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig, geb. 1633, gest. 1714, verdient sowohl als Verfasser der Aramena, gedruckt zu Nürnberg 1669, und der Römischen Octavia, ebend. 1677, als auch weil er ein eifriger Beschützer der deutschen Musen war, mit allem Recht einen Platz unter den Dichtern Deutschlands. Denn, trotz seiner Weitschweifigkeit, trotz überladner Episoden und Bilder, bleibt Anton Ulrich dennoch ein Meteor seiner Zeit.

Strophe 19.

Der Dichter entlehnte den Stoff mancher seiner Satyren, und übersetzte auch einige aus Horaz, Juvenal und Boileau.

Strophe 20.

Christian Friedrich Zernitz, geb. 1717, gest. 1745. In seinem Gedicht von den Endzwecken, der Welt verräth er einen tiefdenkenden Geist, dichterisches Gefühl, gebildeten Geschmack. Sein Versuch in moralischen und Schäfergedichten, nebst Gedanken von [186] der Natur und Kunst in dieser Art Dichtung, erschien nach seinem Tode, Hamburg und Leipzig 1748.

Strophe 21.

Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creutz, geb. 1725, gest. 1770. Sein schwermüthiges Gedicht, die Gräber, was nicht überall gleichen Werth behält, hat dennoch Vorzüge vor seinen übrigen Lehrgedichten, und ist daran Schuld, dass ich ihn aus seiner Zeitfolge, der Verbindung wegen, hierher gesetzt habe.

Strophe 22.

Der Werth der Weisheit, eine der vortreflichsten Oden dieses Dichters.

Strophe 24. 25.

Wer kennt, ehrt und liebt Cronegk, diesen liebenswürdigen Dichter, nicht? — Seine Klagen rühren, seine Weisheit entzückt, sein Codrus begeistert, sein Scherz verscheucht den Kummer.

Reigen, (Vers 7,), nach Adelung eigentlicher Reihen; doch hat Luther das Wort Reigen schon gebraucht, und es heisst auch noch in einigen hochdeutschen Mundarten Reigen, im Niederdeutschen Rigen. Zachariä sagt Reigen, und dies scheint mir richtiger. Piktorius erklärt dies Wort Reigentanz, [187] durch Tanz im Ringsreis, „wenn man dazu singt," es wird also der Name einer eignen Art Tanzes mit Gesang, der nicht vom Reihentanzen herkommt.

Strophe 26.

Johann Elias Schlegel, geh. zu Meissen 1718, gest. 1749. Sein früher Tod war ein grosser Verlust für die deutsche Bühne; in seinen Theaterstücken herrscht alles, was einem dramatischen Dichter ruhmvollen Erfolg verspricht. In seinen Episteln ist reiner Witz mit lebhafter Darstellung vereinigt.

Strophe 27.

Lisuartens Sänger, Daniel Schiebeler, geh. 1741 zu Hamburg, gest. 1771 daselbst. Der Professor Eschenburg hat seine Gedichte gesammelt und her-ansgegeben, Hamburg 1773. Seine Romanzen und Travestien, und die Operette Lisuart und Dariolette gaben ihm als Dichter den grössten Werth.

Johann Friedrich Löwe, geb. zu Klausthal gest. 1773. Seine Schriften, die in vier Theilen 1765 und 66 in Hamburg herauskamen, haben wenig Vorzügliches, dagegen sind seine Romanzen (Leipzig 1774) meisterhaft.

Strophe 28.

Friedrich Wilhelm Zachariä, starb 1777, ist im Komischen an Leichtigkeit, kontrastirenden Charakteren, [188] feinem Spott und lieblichen Wundern der Phantasie unübertreffbar.

Strophe 30.

Dithyramben Sohn. Johann Gottfried Willamow, geb. 1736 in Preussen, gest. 1778. Er machte sich vorzüglich durch seine bachantischen Gesänge bekannt, doch setzte er zuletzt die Zahl der wirklichen Dithyramben auf fünfe fest.

Strophe 33.

Hymnendichter. Jedem Deutschen müssten die treflichen Oden des Kanzlers Johann Andreas Cramer, geb. 1723, gest. zu Kiel 1788,

bekannt seyn, jeder sie lesen, um sich nach ihm in Kraft und Versbau zu bilden.

Strophe 35.

Gessnern kennt, und um seinen Tod klagt jeder, der die Natur liebt und Gefühl hat.

Strophe 37.

Withof. Man wird diesen verewigten Dichter, bei manchen Fehlern, gewiss nie das Verdienst eines tiefdenkenden, nach Wahrheit forschenden Geistes absprechen [189] können; in ihm yerlohr die Dichtkunst einen Liebling;, und die Weltweisheit einen Priester.

Strophe 38.

Johann Christian Blum, geb. 1739 zu Rathenow, gestorben 1790, Verfasser verschiedener vortreflicher Gedichte und Idyllen, im Kleistischen Geschmack. Er hatte das, deutschen Dichtern so seltne Glück, sich durch ein Gedicht auch ökonomischen Vortheil zu verschaffen, indem er auf eine poetische Bitte vom König von Prenssen Meliorationsgelder zu seinem Gute bekam.

Strophe 39. 40.

Den weisen Dichter des Nathans, unsern unsterblichen Lessing, darf ich wohl ohne Übertreibung einen flammenden Kometen nennen.

Strophe 41.

Johann Benjamin Michaelis, geb. zu Zittau 1747, starb ohne Amt und Brod in Halberstadt, zum Schmerz aller seiner Freunde und aller, die Litteratur lieben, A. 1772. Um ganz seinen Verlust zu fühlen, muss er gelesen werden, und dann, wird gewiss sein früher Tod bedauert.

Strophe 42.

Magnus Gottfried Lichtwehr, geb. zu Wurzen 1719, gest. zu Halberstadt 1785. Sein Recht der [190] Vernunft erschien 1758 zu Leipzig; er hat als didaktischer Dichter zu wenig Feuer, zu wenig Darstellung, hält sich zu sklavisch am systematischen Vortrage, um in dieser Dichtungsart Glück zu machen. Desto her- . vorstechender, desto reizender sind seine Fabeln, und sehr gerecht scheint mir der Unwille dieses Dichters, da fremde Hände verbessert (so hiess es wenigstens) seine Fabeln 1761 zu Berlin herausgaben; denn es ist schon traurig genug, wenn sich ein Dichter nach seinem Tode in ein fremdes Gewand muss hüllen lassen, das — wenn auch schöner, immer geliehen bleibt, — aber wirklich schmerzhaft, dies bei seinem Leben dulden zu müssen.

Strophe 44.

Welcher Deutsche wird Bodmers Verdienste um unsre Litteratur nicht anerkennen, wer in seiner Noachide die Kühnheit der Bilder nicht hewundern? —

Zweiter Gesang.

1.

Ha, dort winken schönere Gestalten
Noch in hoher kühner Thatenkraft;
Spiegel, Himmelsgeistern vorzuhalten,
Eingeweihte jeder Wissenschaft! —
Und Sie hat mein Vaterland geboren, —
Wall Entzückung durch die Seele mir!
Sie, von Göttern freundlich auserkoren,
Traurend hat Sie der Olymp verlohren.
Gab Sie uns, Heil! Heil! Thuiskon dir!
[192]

2.

Sieh! dort glänzt im hohen Feuerschwunge,
Kühner, göttlicher Erhabenheit,
Er, der schön mit einer Engelszunge
Von den Hallen der Unsterblichkeit,
Von den Geistern höhrer Himmelssphären,
Wundervoll in Seine Harfe sang;
Er, dem des Gefühles heilge Zähren,
Einen wonnevollern Preis gewähren,
Als durch Siege Heldenmuth errang.

3.

Göttlich sang Er des Messias Leiden,
Unsichtbar von Gottes Hand geführt;
Engel müssen ihm den Kranz beneiden,
Der das Haupt des hohen Sängers ziert,
Und erstaunt der stolze Grieche schweigen
Wenn er Ihn, den Dichter Sions hört;
Wie sich Ihm die Thäler Edens zeigen,
Lauschend Engel sich hernieder neigen,
Und der Seraph Seine Hymnen ehrt.
[193]

4.

Lodernd wallt des Liedes Götterflamme
Hoch empor — und alle Welten sehn,
Staunen noch — da sich vom Römerstamme
(Flakkus Kränze sind's, die Ihn umwehn),
Ein Geweihter, mächtig im Gesange,
In des grossen Königs Stadt erhebt!
Froh erscholl bei Friederichs Empfange
Sein Gesang, — doch mit bethränter Wange
Schweigt Er jetzt, von Kummer noch durchbebt.

5.

Schweigt, und hat den goldnen Preis errungen,
Lohn der Weisheit, den nicht Muth erstürmt;
Lächelt sanft vom Lorbeerkranz umschlungen,
Sanft von Preussens Genius beschirmt;
Sieht entzückt die neuen Früchte keimen,
Pflegt sie väterlich mit weiser Hand;
Sieht des Geistes hohe Wogen schäumen,
Kühne Bilder des Entziickens träumen,
Segen träufeln auf sein Vaterland.

[194]

6.

Vaterland! du hochgepriesner Name,
Welche Welt ist dir an Schätzen gleich?
Wo? wo ist des Geistes Himmelssaame
Wie in Deinem Schoos, an Früchten reich?
Wo erwachten Ossiane wieder,
Wie in Sineds und in Rhingulphs Geist?
Und wo schwebt auf glänzendem Gefieder,
Lieblich sanft ein Lied Jacobi's nieder,
Der mit Recht Aglaja's Liebling heisst?

7.

Harmonie! von Zephyrhauch getragen,
Nahe dich im Göttersaitenspiel!
Sprich! wer schwebt auf Deinen Rosenwagen,
Und begeistert glühend mein Gefühl?
Deutscher Shakespeare, kühn wie Er befeuert,
Carlossänger Deine Stimme naht,
Reizend schön von Grazien umschleyert,
Ist's Apoll, der Deinen Wagen steuert,
Lorbeern streut auf Deines Lebens Pfad.

[195]

8.

Wer, du stolzer Gallier und Britte,
Wagt mit deutschen Kämpfern sich in Streit?
Zählt wie wir, in seines Landes Mitte,
So viel Söhne der Unsterblichkeit?
Uz, wer liebt nicht Deine goldne Leyer,
Deines Wohllauts sanfte Harmonie? —
Welcher Muse lüpftest Du den Schleier,
Kühner Schubart, raubtest Föbus Feuer,
Zu durchglühen Deine Fantasie?

9.

Sangst den Helden, der wie sein Jahrhundert,
Wundervoll, unübertreflich ist;
Wirst, wie Er, von Enkeln noch bewundert,
Von der Mädchen Rosenmund geküsst.
Und wer schmückt mit einem Palmenkranze
Dich nicht, edler Mönch, der Friedrich pries?
Dich, der mit der Wahrheit heilgen Lanze,
Rache aus des Fanatismus Schanze,
Herrschsucht aus den Christenkirchen stiess?

[196]

10.

Welcher Geist fühlt sich nicht hingerissen,
Wenn, o Weisse, Deine Harfe tönt!
Gerstenberg mit des Gefühls Ergüssen,
Die Natur durch weise Kunst verschönt!
Wer kann Kästners hohe Weisheit hören,
Und sich nicht des deutschen Mannes freun?
Geistig schwebt Er bald in Sternenchören
Des Kometen Bahnen uns zu lehren,
Bald auf Fluren, Rosen auszustreun.

11.

Und wie lieblich wallt in Gotters Saiten,
Des Gesanges heilger Silberton!
Ihn, den Kunstgeist und Gefühl begleiten,
Zu des Nachruhms sternbekränzten Thron.
Welche Wollust, wenn zum Fabellande
Pfeffel uns auf Blumenpfaden führt;
Wenn uns, wie Petrarch am Tiberstrande,
Anmuthsvoll im Graziengewande,
Des Sonnettensängers Harfe rührt!
[197]

12.

Ja, bei Gott! wer kann es nachempfinden,
Was des Dichters frohe Seele fühlt.
Wenn entzückt, ihm Erd' und Himmel schwinden
Und sein Geist mit fremden Welten spielt;
Und ihm dann der Freundschaft Kränze winken,
Ihm ein sanftes Lied von Stamford tönt,
Freundlich ihm die Tyndariden blinken,
Und, um ganz in Wonne hinzusinken,
Ihn mit Rosen treue Liebe krönt!

13.

Welch Entzücken, wenn von Kummer müde
Bange Liebe dem Geräusch entweicht,
Und dann, Göckingk, froh mit Deinem Liede
Zu der Grotte sanfter Kühlung schleicht,
Und mit Dir, geliebter Mann, empfindet,
Mit Dir leidet, mit Dir fröhlich ist;
Ueberall sich selbst getroffen findet,
Und von Dank und heilger Glut entzündet,
Sanft getäuscht, Dich selbst im Liede küsst.
[198]

14.

Könntest Du es einmal nur erblicken.
Hohe Freude würde Dich durchglühn,
Und die schöne Hofnung Dich beglücken:
Bis zur Nachwelt schimmernd fortzublühn.
Dann auch wird man noch beim frohen Mahle,
Claudius, sich Deines Liedes freun,
Und Dir opfern aus dem Festpokale
Saft von Trauben, die im Sonnenstrahle
Lockend blühn an deinen Ufern, Rhein.

15.

Heilger Strom, an deinen Ufern rauschte
Römerblut und Bardenharmonie,
Und jetzt, da der Wahn sein Kleid vertauschte,
Reifet um dich, Dichterfantasie. —
Auch der Mayn erblickt an seinem Strande
Deutschlands Stolz, Dich, edler Dahlberg, Dich!
Hofnung giebst Du Deinem Vaterlande,
Dass die Kunst, mit Dir im engen Bande,
Neu erwache, die schon halb erblich.
[199]

16.

Reicher scheint auf blühenden Gefilden
Die Natur in Allem was sie schafft;
Reizender scheint sich der Baum zu bilden,
Menschengeist beschenkt mit kühnrer Kraft.
Hier nur blüht die schwärmerische Liebe,
Die uns Millers sanfter Griffel mahlt,
Siegwart lernt hier Plato's Götterliebe,
Ahndet nicht, wie bald ein Glück zerstiebe
Das mit Träumen kühnen Wünschen zahlt.

17.

Nein! sich stets mit Hofnung abzuspeisen,
Ist kein Mahl, das kranke Seelen lockt;
Wirklichkeit ist das Symbol der Weisen,
Ist ein Strom, der nie im Laufe stockt.
Sanften Frohsinn um uns her verbreiten,
So wie Thümmel; nie vom Gram bethört
Mit Centauren düstrer Schwermuth streiten,
Schritt vor Schritt die Freude nur begleiten,
Diess ist Kunst — und Dichter, diese lehrt.
[200]

18.

Lasst wie Hermes eure Heldinn handeln
Mass bei Freuden, und ein Ziel im Schmerz;
Denn auf Blumenfluren immer wandeln,
Immer leben im Genuss und Scherz:
Dieses Glück ist nicht den Erdenkindern,
Ist verklärten Geistern nur bestimmt.
Darum, Heil! den glücklichen Erfindern,
Die durch Weisheit jeden Kummer lindern:
Weil ihr Kuss dem Gram das Gift benimmt,

19.

Heil auch Dir! der uns der Vorzeit Sitten,
Im Idyll so reizend vorgestellt,
Wo die Tugend noch in Schäferhütten
Freude gab den Bürgern dieser Welt.
Bald, o Schmidt, singst Du vom Paradiese,
Dass bezähmt dort Leu und Tiger ruht,
Bald vom Hirten auf beblümter Wiese,
Dass Dein Lob den Schöpfer sich erkiese,
Ihn den Herrscher wilder Meeresflut.
[201]

20.

Goldne Zeit, Dir rissen wilde Stürme
Deine duftumhauchten Blüthen ab;
Keiner wagte, dass er Dich beschirme,
Es zerbrach mit Dir der Hirtenstab.
Ohne Hofnung sucht an Welschlands Küsten
Ewald die verlorne Schäferzeit;
Römerschädel — ach! wenn sie es wüssten,
Dass in ihrem Tempel Mönche nisten! —
Trümmern sind's, — was ihm die Tiber beut.

21.

Nein, ehrwürdger Ebert, der Du lieblich
Frohe Weisheit in Episteln bringst,
Herzenston — bei Neuern selten üblich -
In die Saiten Deiner Harfe singst;
Nein! auch unsre Welt hat gute Stellen,
Wo ein Öhlbaum unter Schatten blüht,
Ungetrübte Silbertropfen quellen,
Und des Edlen Blicke sich erhellen,
Den, wie Dich nur Biedersinn durchglüht.
[202]

22.

Eichenkronen will ich gehn zu pflücken
Von der Zweige breitgezacktem Laub,
Will die Sänger meines Volkes schmücken,
Dass ihr Ruf nie sey der Zeiten Raub.
Eschenburg, Dich soll ein Kranz umwinden
Dich, der Braga's Kunst die Bahnen wiess
Wo sie kann die hohe Schönheit finden,
Deren Reize Herz und Geist entzünden,
Und die nie, Natur, dich selbst verliess,

23.

Und der schönste wird um Deine Stirne,
Edler Göthe, Eichenkühle wehn,
Hohen Nachruhms glänzende Gestirne,
Nie erlöschend Dir zur Seite stehn.
Deinem Geist stand jede Laufbahn offen,
Du umfasstest was die Kunst verschafft,
Liessest Deutschland Wunderdinge hoffen,
Und hast Aller Hoffnung übertroffen,
Gabst aufs neu der schwachen Sprache Kraft.
[203]

24.

Wilde Töne bald, bald Zauberworte,
Eilen hin wo Deine Leyer tönt;
Helden fährst Du bis zur Todespforte,
Mahlest Liebe, die das Grab versöhnt.
Liebe! manchen Sänger schon berauschten
Deine Trauben, und entflammten ihn —
Doch vor vielen, die den Grazien lauschten,
Wenn sie schwesterliche Küsse tauschten,
Wird, o Meissner, Deine Palme blühn.

25.

Deine Liebe kennt nicht bange Klagen,
Schwelgt entzückt im seligsten Genuss;
Alles muss der kühne Kämpfer wagen,
Alles — um der Wollust Rosenkuss.
Auch Du Nikolai, hast mit Zügen
Feiner Kunst gezeichnet Amors Bild;
Folgest Ariostens Bahn mit kühnen Flügen,
Wagst durch Zauber unsern Geist zu trügen,
Durch die Kunst, die jede Sehnsucht stillt.
[204]

26.

Deine Wunder fühlen Millionen,
Götterkunst, die in Gesängen lebt!
Kannst Du auch mit Schätzen nicht belohnen -
Dieses Wallen, das den Busen hebt,
Diess Entzücken, das mit Feuerflammen
Meiner Seele Innerstes durchbricht,
Diess Gefühl, es muss von Göttern stammen!
Scharrt den Reichthum aller Welt zusammen:
Ihr erkauft diess heilge Feuer nicht!!

27.

Kauft es nicht, das in des Dichters Seele
Mächtig wirkt, ihn zum Olymp entführt!
Reicher bleibt Er in des Kerkers Höhle,
Als ein Crösus, den nur Goldglanz rührt.
Und die Flamme glüht in Deinen Busen,
Du, der uns so schön Alonzo sangst,
Gleich wie Alpheus einst nach Arethusen,
Nach der Weisheit liebevoller Musen,
Kraftlos in des Liedes Wohllaut rangst.
[205]

28.

Und auch Dich Lavater, Dich begeistert
Diese Glut, die nur der Edle kennt,
Heilig — was auch kalte Weisheit meistert —
Heilig der, dem diese Fackel brennt.
Wenn auch Dich oft frommer Irrthum leitet,
(Selig, wen sein Schleier noch bedeckt!)
So hat doch Dein Geist auch Licht verbreitet,
Hat der Kenntniss Himmelreich erweitet,
Mancher Wahrheit neue Bahn entdeckt.

29.

Männerkraft, Du schufest Wunderdinge;
Dir gehorcht der Elemente Reich,
Schiffst auf Wogen, zählst der Erde Ringe,
Steigst in Lüfte, kühnen Adlern gleich.
Doch was wärst Du, wenn an Deiner Rechte,
Weibesliebe, nach des Tages Last
Dir nicht Lohn in süssen Küssen brächte? —
Was Dein Geist in schönen Stunden dächte,
Blieben Träume schwelgerisch verprasst.
[206]

30.

Weib, Du bist der Kraftmagnet des Lebens,
Weckst den Schäfer mit der Liebe Schild;
Ohne Dich ist, Trotz des kühnsten Strebens,
Männergrösse nur ein Schattenbild.
Darum sing unsterbliche Gesänge,
Deutsche Sappho, steig mit Adlerschwung
In der Ode siegendem Gepränge,
Und geneuss, wenn Du mit edler Strenge
Wahrheit lehrst, der Weisen Huldigung.

31.

Treulich folge Deiner weisen Leitung,
Sie, die unter Deinem Herzen schlief,
Grazien zur freundlichen Begleitung,
Deutschlands Schönen, Euch zum Wettstreit rief!
Und. sie naht mit ihren Silbersaiten,
Die des Schwelgers Todesurtheil sprach;
Schön besang sie wilde Ritterzeiten,
Nahet jetzt im Liede wettzustreiten;
Lautes Lob folgt ihrer Muse nach!
[207]

32.

Auch Dir, zärtliche Rudolphi, flüstre
Jeder Westhauch frohen Beifall zu,
Und wenn je die Schwermuth Dich umdüstre,
Bring Apoll Dir in den Busen Ruh.
Lisple Trost in duftenden Cypressen,
Wenn Emilien's seelenvoller Blick
Trauernd klagt; wenn, aller Welt vergessen,
Ihre Rosenwangen Thränen nässen.
Scheuch den Gram schnell ihr Gesang zurück!

33.

Führ Elisen, Sie, den Stolz der Frauen,
In der Dichtung, zauberisches Land,
Dass Sie seh der Himmel Blumenauen,
Wo Sophia Edens Freuden fand.
Ach! Elisa, in umwölbter Laube
Seh ich, wie um Sie Dein Auge weint,
Und Dir nur der heilge Gottesglaube,
Dass der Tod Sie nicht auf ewig raube,
Als des Weisen schönster Trost erscheint.
[208]

34.

Heilger Trost, der Sterblichkeit Entzücken,
Weh' Sophiays Gatten Balsam zu,
Lass ihr Bild verkläret ihn erblicken
In dem Schosse nie gestörter Ruh!
Sey ein Spiegel jedem Auserwählten,
Der nach Dir, Unsterblichkeit, sich müht,
Sey ein Trost für jeglichen Gequälten,
Und ein Sporn für jeden Kühnbeseelten,
Der in Gräbern weitre Ziele sieht!

35.

Und die sahst Du, der uns Edens Freuden
Zauberisch in sanften Sylben sang,
Sterblichkeit in Himmelsglanz zu kleiden,
Nach Begriffen ewger Schönheit rang.
Der, wie Hölty, süsse Melodieen
In des Thales fernes Echo rief,
Und am Bach, wo Maienblumen blühen,
Eingewiegt in Götterphantasien
Schwärmerisch im Wonnetraum entschlief.
[209]

36.

Schönes Thal, wo unter frischen Rosen
Tausendfarbig Flora's Busen spielt;
Junge Faune mit Najaden kosen.
Sanft der West die glühen Wangen kühlt:
Sprich, wer tanzt dort unter ihren Reihen,
Den der Nymphen jugendlichste küsst?
Alles scheint sich freundlich ihm zu weihen,
Comus ihm den frohsten Scherz zu leihen, —
Schönbekränzter, sage wer Du bist? —

37.

Ha! was seh' ich? Aus der düstern Erde
Steiget ein erzürnter Geist empor,
Und er naht mit wütender Geberde
Sich der Nymphen freudenvollem Chor.
„Auf! zum Kampf! Du, der bei Mädchen wohnet,"
Ruft der Geist, — „Aeneas fordert Dich!
Wenn Dich auch die Welt mit Kränzen lohnet,
Ha! so wisse, dieses Schwert verschonet
Keinen — denn mein Blut fliesst königlich!
[210]

38.

Frevelnd hast Du meinen Ruhm geschändet,
Mich als Thor der Erde vorgestellt,
Und jetzt hab' ich Ehr' und Leib verpfändet,
Mich zu rächen vor dem Aug' der Welt!"
Und schon flammt das Schwert aus seiner Scheide,
Doch da fliegen alle Nymphen zu,
Werfen sich mit Thränen zwischen beide,
Bitten — klagen — schwören, und der Heide
Kehrt zurück in seines Grabes Ruh.

39.

Unterdess umflattern sanfte Scherze,
Dich o Langbein, lächeln freundlich Dir;
Immer schön brennt Deines Geistes Kerze,
Grazie ist Deines Liedes Zier.
Im Pallast wie in der stillen Hütte
Ist des Abends Feier Dir geweiht;
Nie vergisst bei Dir die Laune Sitte,
Und man hört in unschuldsvoller Mitte
Wie beim Wein, gern Deine Heiterkeit.
[211]

40.

Aber wenn der Mond im Thale lächelt
Und ein Stern durch graue Wolken blinkt,
Und der West auf weisse Gräber fächelt,
Elwills Geist vom Todtenhügel winkt, —
O! dann komm Du schauerlicher Sänger,
Komm und sprich mit dem verklärten Geist,
Denn ach! mir wird immer, immer bänger, —
Schwer der Odem, und der Busen enger, —
Komm! Dir ruft, was Deine Stimme preist.

41.

Ich will dort zu jenem Mädchen wallen,
Die im Hain so herbe Thränen weint,
Ach! sie denkt — „ jetzt wird mein Doolin fallen!“ —
Denkt’s und sieht den fürchterlichen Feind,
Süsse Täuschung dichterischer Sphäre,
Hoher Zauber kühner Phantasei;
Auch bei Doolin träufelt manche Zähre
Zu des Sängers schwererkämpfter Ehre,
Im Gefühl erhabner Schwärmerei.
[212]

42.

Schwärmerei! Du holde Sternbekrönte!
Sanft durchwallt dein Feuer Bürdens Lied
Glücklich der, dem deine Leier tönte,
Glücklich jeder, dem dein Veilchen blüht!
Ihm nur mahlt in schimmernden Gestalten
Schöner sich die lächelnde Natur; —
Darum eilt dies Feuer zu erhalten,
Ach! zu bald — zu bald wird es erkalten,
Ihr beweinen eurer Liebe Schwur —

43.

Werdet klagen um gewelkte Freuden,
Wie um ihre Söhne Thirza klagt,
Die sich selbst nach seelenbangen Leiden
Willig opfert, eh sie Schmähung wagt. —
Sänger, ja Du hast dem Morgenlande
Seiner Würde Majestät geraubt,
Schöner glänzt Dein Lied in dem Gewande,
Als wenn welk an Hippokrenens Strande
Klopstocks Palme Dein Gelock umlaubt.
[213]

44.

Besser ists, sich selber Wege bahnen,
Eigner Laune lieber Zögling seyn,
Sich auf seinem eignen Strome kahnen,
Seiner Ruh mit Andrer Glück sich freun,
So wie Du den Menschenhass bekehren,
Edler Dichter, — oder Gurly’s Bild, —
Göttlich schön der Unschuld Reiz zu lehren, —
So zu zeichnen, dass mit Freudenzähren
Dank und Wonne aller Busen füllt! —

45.

Oder die geweihte Harfe stimmen,
Vaterland, zu deiner Helden Lob,
Und für dich von heisser Liebe glimmen,
Ihm gleich, der mit Odemflug sich hob,
Austria’s erhabnen Ruhm zu singen,
Römerkraft, den Stolz aufs Vaterland,
In des Volkes Seele zu verjüngen,
Und sein Opfer Jedem darzubringen,
Der im Kampf, wie Laudon, siegreich stand.
[214]

46.

Hoher Endzweck göttlicher Gesänge,
Schwebe jedem Sohn Apollo's vor!
Wehe dem, der ihn zur Rache zwänge,
Kühn entweihte, Musen, euer Chor!
Zur Beglückung dieser Welt gebohren,
Schleiche nie in Dichterseelen Neid;
Treu vereinet, im Gefühl verlohren
Eures Werths — lehrt weise seyn die Thoren,
Und euch lächelt die Unsterblichkeit.

Ende des zweiten Gesanges.

[215] Anmerkungen.

Strophe 4. 5.

Der Herr Professor Ramler, dessen übersetzte Horazische Oden Bewunderung verdienen, war (Str. 5.) Lehrer hei dem adelichen Kadettenkorps in Berlin, und hat nnserm Staate manchen guten Kopf gebildet.

Schweigt er jetzt — (Str. 4.) über Friedrichs des Einzigen Tod.

Strophe 6.

Unter dem Namen Sined machte sich Michael Denis zuerst Deutschland bekannt, und vollendete seinen Ruhm durch die trefliche Übersetzung Ossians. (Wien 1768.) Seine eignen Oden kamen gesammelt 1773 zu Wien, unter dem Titel, die Lieder Sineds des Barden, zu allgemeiner Freude heraus.

Rhingulph, dieser unnachahmliche Barde, Karl Friedrich Kretschmann, geb. zu Zittau 1738, trat zuerst mit dem Gesang Rhingulphs des Barden, Leipzig 1768, auf; diesem folgten nachher die Klagen Rhingulphs des Barden, Leipzig 1770, und mehrere in diesem Ossianischen Geschmack meisterhaft gearbeitete Gedichte. Seine Gedichte und prosaischen Schriften besitzen wir jetzt gesammelt, und es macht wahrlich unserm deutschen [216] Geist wenig Ehre, dass sie so kalt aufgenommen sind. Wer lies't Hermanns Tod und Sieg ohne Rührung? Wer bewundert nicht die hohe Einfalt des Plans, das allmächtige Feuer seiner Phantasie, das Kraftvolle seiner Gedanken, die lebenathmende Schönheit seiner Bilder, die versteckte Kunst seiner Versart? Bei Gott! es ist nicht gut, dass man griechische Nachahmungen höher schätzt, als deutschen Originalgeist, — lieber schwärmt, denn wahr empfindet, — einen Dichter zu vergessen scheint, den man bekränzen sollte! — Jacobi (Johann Georg,) geb. 1740 zu Düsseldorf, gepflegt von Grazien, geliebt von Musen, sey er immer noch lange der Liebling unsrer Schönen, den sie mit Rosen bekränzen.

Strophe 7.

Carlossänger. Der Herr Hofrath und Professor Friedrich Schiller zu Jena hat jetzt die ganze Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gezogen; als Dichter, als Denker, als Geschichtschreiber wird er bewundert, und steht früh am Ziel, wo unsterbliche Palmen reifen.

Strophe 8.

Uz (JohannPeter,) geb. 1720 zu Anspach, Director des burggräfl. Collegiums, auch Consistorial - und Ehegerichtsrath, starb 1796 am 12ten Mai.

Schubart (Christ. Friedr. Daniel,) geb. 1739 Ober - Sontheim, in der Grafschaft Limpurg, starb 1791 am 10ten Oktober.

[217]

Strophe 10.

Kästner (Abraham Gotthelf,) geb. 1719 zu Leipzig, Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen, ein eben so grosser Gelehrter als Dichter. Sein Lehrgedicht von den Kometen, nebst mehreren in dieser Gattung, nehmen den ersten Platz vor vielen andern in die-ser Dichtungsart ein, und der Stachel seiner Sinngedichte ist so scharf, dass sein Stich die ganze Seele erschüttert.

Strophe 11.

Sonnettensänger. August Wilhelm Schlegel, ein neuerer Dichter, der ganz Petrarchischen Geist in seinen Sonnetten athmet, und zu großen Hoffnungen berechtigt.

Strophe 19.

Jakob Friedrich Schmidt in Gotha, geb. 1727 zu Blasienzelle, Verfasser der poetischen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte, (Altona 1759,) die meist aus kleinen orientalischen Idyllen bestehn, und dem Verfasser Ehre bringen.

Strophe 20.

Friedrich von Ewald, ein angenehmer scherzhafter Dichter, dessen Sinngedichte 1755 und 1757 zu Berlin herauskamen. Er hat sein Vaterland verlassen, und soll sehr lange Zeit in Rom gelebt, hernach aber in Paris sich aufgehalten haben; ich habe ihn mir noch in Rom gedacht. (Zu Berlin ist 1790 eine neue Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet.)

[218]

Strophe 27.

Alonzo, eine philosophische Phantasie eines unsrer hoffnungsvollsten neueren Dichter, Friedrich Bouterweck. Er hat verschiedene vortrefliche Gedichte geliefert, und jetzt ein Werk, welches seine Bescheidenheit nur Fragment nennt, über griechischen und modernen Genius herausgegeben, wo sich wohl manchmal der Deutsche den Griechen zu schön, und sich selbst zu verstümmelt denkt.

Strophe 30. 31.

Deutsche Sappho, Anna Louise Karschin, Verdient diesen Namen mit Recht; die Natur hatte sie zur Dichterinn bestimmt, und das Schicksal nach langen Leiden sie endlich den Musen in die Arme geführt. Sie starb am 12. Oktob. 1791, und also einige Jahre nachher, als ich diese poetische Denkmäler geschrieben hatte. Ihre Tochter, die Frau von Klenk, scheint in die Fuss-stapfen ihrer würdigen Mutter zu treten, und sie gehört, wie auch das Fräulein von Hagen, Verfasserin verschiedener Romanzen, deren Gedichte gesammelt herausgegeben sind, zu unsern besten Dichterinnen.

Strophe 32.

Emilie von Berlepsch, geb. von Oppel. Wer ihre Sammlung kleiner Schriften und Poesien, ersten Theil 1787 kennt, wird gewiss die schönen Empfindungen zärtlicher Weiblichkeit nicht ohne Rührung und Mitgefühl gelesen haben.

[219]

Strophe 33.

Unter dem Titel: Elisens und Sophiens Gedichte, 1790, herausgegeben von Schwarz, haben wir aufs neue Denkmäler des Geistes zweier verehrungswürdigen Dichterinnen. Elisa, die allgemein verehrte Charlotte Elisabeth Constantia Baronesse von der Reck, geborne Reichsgräfin von Medem, hat sich schon vorher bekannt und berühmt durch mehrere Schriften gemacht; ihre eben so trefliche Freundin, Sophia Schwarz, geborne Becker, musste leider mit den schönsten Anlagen zur Dichtkunst zu früh die Erde verlassen, um ganz den Ruhm erlangt zu haben, auf den sie gewiss

Anspruch machen konnte.

Strophe 35.

Matthisons schönes Gedicht, Elysium, hat des grossen Wielands Beifall gehabt; meine Wahl ist daher schon gerechtfertigt, dass ich dies aus den vielen guten Arbeiten dieses Dichters hier erwähnte.

Strophe 36—38.

Blumauers travestirte Aeneide ist zu beliebt, um eine Erklärung nöthig zu haben, auf wen hier Aeneas deutet.

Strophe 40.

Kosegartens Geist, ganz nach Ossians Gesängen und dem nordischen Liederton gebildet, hat beständig so etwas schauerlich Erhabenes, welches ihn mir charakterisirt.
[220]

Strophe 41.

Alxingers Ziel scheint neben Wieland zu glänzen, sein Doolin, sein Bliomberis bestätigen dies.

Strophe 43.

Niemeyers Dramen hat gewiss keiner ohne Vergnügen, von der harmonischen Rolleschen Musik begleitet, gehêrt; und jedermann stimmt gewiss mit mir ein, dass seine Oden, worin er Klopstock nachahmt, weit unter erstem stehn.

Strophe 44.

Der Präsident von Kotzebue hat sich in mehreren Arten der Litteratur bekannt gemacht; als dramatischer Schauspieldichter besitzt er aber einige unleugbare Vorzüge. Seine Gurli in den Indianern in England, sein edler Fremder in Menschenhass und Reue nehmen auf dem Theater gewiss viele Herzen ein.

Strophe 45.

Mastalier, kommt zwar nicht ganz seinen Nebenbuhlern, Sined und Rhingulph, gleich; seine heroischen patriotischen Oden, worunter insbesondere eine an Laudon, haben aber dennoch hervorstechende Züge eines nicht gewöhnlichen Geistes.

Dritter Gesang.

1.

Ruhm des Sieges, steig von goldner Wolke
Zu mir nieder, und beseele mich!
Zwar erscheint dein Glück dem niedern Volke
Nur ein Traum, um den kein Weiser sich
Augenblicke frohen Scherzes raube, —
Doch wie arm ist der, den dies nicht lohnt!
Nein! mein Geist entreisse sich dem Staube,
Wohne, wo in stiller Rosenlaube
Oberons erhabner Sänger thront.
[222]

2.

Sey vor allen, sey mir hochgesungen,
Stolz Thuiskons, Unerreichter Du!
Du hast mehr als Palm und Kranz errungen,
Götter lächeln Deinen Träumen zu!
Sanfter rauschen, wenn Du singst, die Wellen,
Stiller bebt der Weste Lispel dann,
Blumen spriessen auf bemoosten Stellen,
Wilde Ströme werden Nektarquellen,
Orpheus Wunder gehen Dir voran!

3.

Was das Herz mit heilger Glut durchzittert,
Das Gefühl in süsse Wollust wiegt,
Was allmächtig Menschengeist erschüttert,
Neiderstolz mit hoher Kraft besiegt;
Alles Schöne, was in Idealen
Die Vernunft und Phantasie entzückt,
Was Homere, Arioste mahlen,
Götter, Helden, banger Liebe Qualen, -
Dein Gesang hat alles ausgedrückt.
[223]

4.

Phantasie hebt Dich mit kühnen Flügel
Zu Aurora's lichtumstrahltem Thor;
Ihre Tempel werden Deine Spiegel,
Du erblickst der Götter lächelnd Chor.
Was Du denkst in stiller Geisteswiege
Sieht bald lebend die erstaunte Welt;
Anmuth athmen Deiner Bilder Züge,
Frohe Weisheit, schwere Künstler - Siege,
Sanfte Wahrheit, die im Spott gefällt.

5.

Keine Palme blüht für unsre Kränze,
Sie sind all in Deinen Kranz gewebt;
Nur bei Dir erschien im Jugendlenze
Dichterruhm, der zum Olymp erhebt.
Ha! Thuiskon, sieh mit Freudenblicken,
Deinen Orpheus, deinen Göttersohn!
Charis nahen, Rosen ihm zu pflücken!
Musen eilt, ihn an das Herz zu drücken!!

Phöbus, gieb ihm deine Stralenkron!!! —
[224]

6.

Gottheit! hilf mir den Gesang vollenden,
Denn zu schwach ist meines Liedes Ton!
Darf ich — darf ich meinen Blick noch wenden,
Ringen kühn nach der Vollendung Lohn? —
Ha! dort rauscht im lichten Waffenglanze,
(Flammenrosse sind sein wild Gespann,
In der Rechten die gestählte Lanze,
Schön umwallt vom grünen Lorbeerkranze,)
Er, der Mäonide, rauscht heran!

7.

Ihm zur Rechten stehn die edlen Brüder,
Ihnen reicht er die gewelkte Hand,
Und vom Ida steigt die Muse nieder,
Die schon früh das theure Paar gekannt.
Sanftes Säuseln höh'rer Regionen
Lispelt durch den kühlen Myrthenwald,
Und der Sänger hohes Lied zu lohnen,
Reicht die Muse Beiden goldne Kronen, —
Und verschwunden ist die Luftgestalt!
[225]

8.

Ihm zur Linken stehn mit Flammenblicken
Noch zwei Sänger, hoch an Kraft und Geist,
Ihre Harfen säuseln nur Entzücken,
Wonne, die durch alle Seelen fleusst.
Muse, nenne mir die Göttersöhne,
Die zur Rechten und zur Linken stehn,
Nimmer zeugte edler sie Alkmene,
Nenne sie, dass meine Harfentöne
Silberhallend ihren Ruhm erhöhn!

9.

„Sänger, sieh! den dort der Mäonide
Zärtlich an den Vaterbusen drückt,
Der so kühn im glutdurchwallten Liede
Ohr und Herz durch Harmonie entzückt;
Hella's Frucht auf Deutschlands Flur versetzte,
Trotz des Nordens rauhen Himmelsstrich;
Der mit Hymnen den Olymp ergötzte,
Nie der Schönheit Ebenmass verletzte —
Dieser dort ist — Stollbergs Friederich!"
[226]

10.

„Neben ihm in sanften Elegieen
Tönt des Bruders lieblicher Gesang,
Der, gleich ihm, in Göttermelodieen
Brüderlich den heil'gen Kranz errang! —
Ihnen dort zur Linken mit der Wage, —
Sieh! er wägt der Worte Gültigkeit —
Krönt der Lorbeer, der nach alter Sage
Ewig blüht, und bis auf unsre Tage

Noch mit Laub des Römers Grab bestreut.“

11.

„Dieser hier, den Grazien umfächeln,
Auch ein Deutscher — der sang Deutsches Lied,
Und ihm wird der höchste Nachruhm lächeln,
Weil sein Haupt kein fremder Glanz umglüht.
Sein Gelock glänzt nicht von Hella’s Schimmer,
Wenn auch gleich Homer ihm Palme beut;
Denn ihn reizet nicht der Vorzeit Trümmer,
Eigne Bahn, die winkt im Lichtgeflimmer
Ihm zum Tempel der Unsterblichkeit.“
[227]

12.

Weihrauchsdüfte wehn von jenen Hallen
Neue Sonnenstrahlen licht empor —
Göttertraum! ich seh den Vorhang fallen —
Schweigt, Gesänge — lausch, entzücktes Ohr!
Horch! es säuselt, wie in goldnen Halmen,
Wenn ein Seraph über Fluren schwebt, —
Näher rauscht es durch die heilgen Palmen, —
Sänger, lausch! sie singen deine Psalmen —
Sänger Gottes! meine Seele bebt!! —

13.

Ja, Unsterblicher! Dein Ruhm wird leben,
Rauschen auch Jahrtausende dahin,
Und als Wahrheit wird Dich einst umschweben,
Was hier ahndete Dein Flammensinn.
Forschtest nicht vergebens, zu ergründen
Das Gesetz der bildenden Natur,
Nein! einst wird des Lebens Hülle schwinden,
Und dann, Herder! dann wirst Du sie finden
Die verborgne wundersame Spur.
[228]

14.

Lodre höher der Begeistrung Flamme!
Lodre höher des Gesanges Glut!
Dass dich nicht der Sänger Chor verdamme,
Stürze dich in der Verachtung Flut!
Denn ich nahe mich dem theuren Kreise
Derer, die mein Herz so innig liebt;
Flamm empor, dass ich sie würdig preise,
Triumphirend im Gesang beweise.
Wie so innig heiss mein Herz sie liebt!

15.

Glorreich glänzend steht an ihrer Spitze,
Vater Gleim, im heilgen Silberhaar,
Und Athänä steigt vom Göttersitze,
Naht sich ihm, der stets ihr Liebling war.
Amor wandelt an der Göttin Seite
Freundlich hüpfend, und die kleine Hand
Hat entzückt von einer neuen Beute,
Und gewohnt, ein Sieger seyn im Streite,

Schadenfroh den Bogen schon gespannt.
[229]

16.

Doch, Athänä hat des Gottes Köcher
Mit den Pfeilen listig ihm entwand,
Und schon zürnt der liebliche Verbrecher,
Da statt Waffen, er nur Rosen fand!
Doch wie staunt er, als auch ohne Wunden,
Ohne Pfeil er sich als Sieger sieht;
Von Athänä's Götterarm umwunden,
War der Liebe herber Kampf verschwunden,
Und des Lebens Freude aufgeblüht!

17.

Ja, mein Gleim! Du sangst die schön're Liebe,
Die des Edlen bess're Seele kennt,
Ehrtest nur die göttlich sanften Triebe,
Die uns Plato Himmelswonne nennt;
Mahltest nicht der Thräne schwachen Schimmer,
Wenn sie zitternd von der Wange rollt:
Fröhlich waren Deine Lieder immer,
Und der Schwermuth düstre Grabestrümmer
Hasstest Du, wie niedern Schmeichlersold.
[230]

18.

Preussens König, nur von Allen Einen,
Pries mit Recht Dein hoher Schlachtgesang;
Spätre Welten werden um ihn weinen,
Klagen, dass der Welttyrann ihn zwang
Schon so früh die Erde zu verlassen,
Die sein Geist, wär' sie sein Eigenthum, —
Und ach! müssten Fürsten sich nicht hassen,
Um die Kraft der Bess'ren zu verprassen, —
Umgeschaffen in Elysium!

19.

Freudig werden Dich noch spätre Brennen, —
Nur es denken ist schon göttlich süss! —
Werden Dich mit ihrem Friedrich nennen,
Dessen Thaten Deine Stimme pries.
Werden sehn, wie seine Lorbeerkrone
Freundlich rauschend Deine Stirne kühlt,
Auf Dich wird zum schönsten Freudenlohne
Einst der Vater zeigen nach dem Sohne,
Hehr das Mahl, nach dem der Weise zielt.
[231]

20.

Und dann wird auch Dich mit frohem Herzen,
Dich, der kühn auf Hymnus Flügel steigt,
Und, umschimmert von der Wahrheit Kerzen,
Der Gestirne Sonnenschaar durchfleugt, —
Wird der Nachwelt heilges Opfer ehren,
Und der Jüngling, den du einst geführt,
Nun ein Vater, — wird in Jubelchören,
Deinem Geiste neue Ehrfurcht schwören,

Den mit Palmen hohe Weisheit ziert.

21.

Freundlich wallt auch dann um deine Locken,
Trauter Schmidt, ein frischer Lorbeerzweig,
Und bestreut von jungen Blüthenflocken,
Wandelt Schwarz ins goldne Feenreich,
Lässet Felsen im Gebähren brausen,
Bis die Maus ein grosser König ward,
Lässet Geister bei den Schönen hausen,
Arme Schwärmer in Gedanken schmausen,
Hebet Schätze, die der Geist verscharrt.
[232]

22.

Fest verschlossen sind des Lebens Schätze,
Nur der Weise hebt und öffnet sie;
Doch der Thor fängt sich im Zaubernetze,
Sieht sie flimmern — und erreicht sie nie.
Aber wer in duftumhauchten Gründen
Sich der Weisheit, wie mein Tiedge, weiht,
Wen die Grazien mit Rosen binden, —
O! der kann den Schatz des Lebens finden —
Kann sie finden, die Zufriedenheit.

23.

Lieblich ruft der Ton der Nachtigallen
Ihn am Abend hin zum Buchenhain,
Wo im Schilfbach flüsternd Wogen wallen,
Sanft umschimmert von Diana's Schein.
Lass zu ihm uns, biedrer Cramer, fliehen,
Wenn Torquato's Leier dir nicht tönt.
Und von Missmuth deine Wangen glühen;
Freude wird dort unter Blumen blühen.
Weil nur Freiheit die Natur verschönt.
[233]

24.

Und wenn dann, umwölkt von düstrer Linde,
Auf des Mondes falben Zauberpfad,
In dem Hauche kühler Abendwinde
Mir sich lächelnd die Begeist'rung naht:
Dann erscheine mir im Feierkleide,
Muse Deutschlands, göttlich gross und kühn,
Und dann sprich, ob noch zu meinem Leide,
Du beschlossest, dass ein Wahn dich scheide,
Von dem Lande, wo die Kronen blühn!!

25.

Doch was seh ich? — Goldne Wolken kräuseln,
Spiegeln sich in reinem Ätherblau,
Und es tönet ein harmonisch Säuseln
Durch die Lüfte; — frischer Balsamthau
Träufelt labend auf Violen nieder,
Und die Quelle murmelt Harmonie
Und der Wald singt neue Lebenslieder, —
Ha! die Muse kehret jetzt schon wieder, —

Himmelstäuschung! ich erblicke sie!! —
[234]

26.

Aber ach! des Auges Götterfeuer
Wird umdüstert von der Thränenfluth,
Und umflort bebt ihre goldne Leier
In der Hand, auf der die Wange ruht.
Warum weinst du? — Warum tönt die Halle
Nicht von deines Liedes Engelton?
Ahndest du — o! dass sie nie erschalle,
Diese Sage! — dass ein Held uns falle,
Dessen Krieger alle feig entflohn? —

27.

„Undankbarer! hast du schon vergessen
Jenen Helden, der im Kampfe fiel? —
Feinde pflanzten segnend ihm Cypressen,
Ehrten ihn mit innigem Gefühl;
Und du willst von seinem Werthe schweigen?
Von des Geistes göttlicher Gestalt?
Willst dich nicht vor seinem Schatten neigen,
Ehrfurchtsvoll der ganzen Erde zeigen,
Was für ihn in deinem Busen wallt?“
[235]

28.

Zürne nicht, du göttliche Gesandte,
Meine Seele liebte schon den Held,
Als der Kindheit Fackel mir noch brannte.
Ach! zu früh rief ihm die schönre Welt,
Liebevoll den Edlen zu empfangen —
Und nur Schmerz ist der Erinnrung Loos!
Ach! umsonst — umsonst ist mein Verlangen —
Herbe Thränen netzen meine Wangen,
Und der Kummer weilt in meinem Schooss.

29.

Sanft wie Wellen, die auf Blumen fliessen,
Wenn der West in Rosenseegel haucht,
Schön wie Nelken, die im Thal entspriessen,
Wo die Biene Blüthenhonig saugt;
Fruchtbar wie ein kühler Mayenregen,
War, o Theurer! deiner Saiten Lied.
Forschend folgtest du, sie nachzuprägen,
Der Natur auf den geheimen Wegen
Ihrer Bildung, bis zum fernsten Glied.
[236]

30.

Mahltest, mit den reinsten Ätherfarben
Der Natur, des Frühlings Wonnezeit;
Wie hier Blumen, die im Nordwind starben,
Auferstehn, und in ein Stralenkleid
Glänzend ihrer Wolken Häupter hüllen;
Dort am Quell ein Turteltäubchen trinkt,
Dessen Busen sanfte Triebe füllen;
Hier das Mägdlein Hungernde zu stillen,

Korn im Schooss, den jungen Hühnchen winkt.

31.

Sangst zweiFreunde, die wie Helden kämpfen,
Sangst sie göttlich, und wardst ihnen gleich;
Wunden mögen Feiger Kräfte dämpfen,
Doch dich schrecket nicht das Schattenreich!
Männlich tapfer blickest du im Streite
Kühn den Tod ins flammende Gesicht;
Tausend stürzen blutend dir zur Seite —
Doch du stehst — denkst die Schwerine — Keithe —
Stehst und kämpfest bis dein Auge bricht.
[237]

32.

Warum riss der wilde Sturm der Nächte
Früh die Blüthen deines Lebens ab?
Stürzte dich mit der gestählten Rechte
Wüthend, donnernd in des Todes Grab? —
Ha! Triumph! Er starb dem Vaterlande! —
Und der Muse Trauerschleier sinkt! —
Fluch den Brennen, Fluch und ew'ge Schande,
Den der Freundschaft und der Liebe Bande
Fesseln, wenn sein Vaterland ihm winkt.

33.

Ja! auch mir schlägt bald des Kampfes Stunde,
Mich ruft bald die Pflicht ins Schlachtgefild;
Scheiden muss ich von dem theuern Bunde
Edler Freunde — doch ihr Geistesbild
Wird auch dann noch flammend mich umschweben,
Wenn mich nicht ihr Freundesarm beschirmt,
Felsen vom Kartaunendonner beben,
Halb Erstorbne nach Erquickung streben,
Höllenwuth durch alle Seelen stürmt!
[238]

34.

Auf! ich höre die Drommeten schallen,
Schwerdter klirrt! Ihr blanken Waffen rauscht!
Flammen seh ich auf- und niederwallen,
Seh den Feind, der auf Gebirgen lauscht!
Ha, umsonst! hier steht der kühne Preusse,
Der mit Gottesmacht ein Heer zerstreut!
Kämpft, bedeckt von Wunden, Blut und Schweisse,
Dass sein Schwerd dem Feind den Sieg entreisse,
Und erringet — die Unsterblichkeit!!

Anmerkung.

Str. 33 und 34.

Als ich dieses Gedicht schrieb, war ich noch in Kriegsdiensten, und die Preussische Armee hatte Ordre sich marschfertig zu halten. Wir gingen auch bekanntlich im Jahre 1789 bis an die Böhmische Gränze, kehrten aber ohne Kampf zurück, — und ich verliess die Kriegsdienste.

Der bestrafte Raub.

Ein dramatischer Zeitvertreib.

Personen:

Klitos, ein Hirte.
Cyris, dessen Frau.
Lyda, deren Tochter.
Ein Seeräuber.
Ein Hirte.

Der Schauplatz ist in Thessalien, ohnweit der Küste des Aegeischen Meeres.

Erster Auftritt.

Eine mit Büschen und Blumen bewachsene Gegend, von der man die Aussicht nach dem Meere hat.

Lyda, ein Blumenkörbchen in der Hand.

Hat es auch gleich die Mutter mir verboten,
soll ich auch nicht an's Meeresufer gehn, —
ich kann's nicht lassen, — es ist hier zu schön!
Hier pflück ich Blumen; fülle mit rothen
Himbeeren meine Körbchen; sehe, wie die Flut
des Meeres sich wälzt, und zittre, ferne
ein Schiff entdeckend, dass mir gleich das Blut
in allen Adern starrt. — So gerne
ich hier auch bin, wenn ich der Räuber denke,
die hier oft landen, wie die Mutter sagt,
mögt' ich gleich laufen, lieber nie Geschenke
dem Vater pflücken. Doch die Mutter wagt
sich auch ans Ufer, — wer will Alles glauben,
raubt man sie nicht, wird man auch mich nicht rauben! —
(Sie pflückt Blumen.)

Ein Seeräuber stürzt aus dem Gebüsch und hält ihr den Mund zu.

Zweiter Auftritt.

Der Räuber. Lyda.

Der Räuber.

Hab' ich dich endlich, schönes Mädchen! nun
entkömmst du nicht! Gieb dir nur keine Mühe,
lass nur die zarten Aermchen ruhn! —
Das nützt dir Nichts! Fort! fort ins Schiff! ich glühe
vor Sehnsucht lange schon, die schöne Lyda zu besitzen.

Lyda.

Hülfe! Mutter! Hülfe, Hülfe!

Der Räuber.

Du
kannst ja recht artig schrein; seh mir doch Einer
wie tapfer sich die kleine Heldin wehrt;
dich hat gewiss kein Hirtenweib genährt?
[243]

Lyda.

Ich Unglückselige! ich Arme! Keiner
hört mich, kömmt mir zu Hülfe.

Der Räuber.

Ruhig Mädchen; auch
bei mir sollst du die schönsten Blumen finden,
die dunkle Himbeer und den muntern Rosenstrauch:
ich will dir selber Kränze winden,
und dich so sorgsam pflegen, wie dich nur
die Mutter pflegen konnte.

Lyda (umfasst seine Knie).
Lass von meinen Thränen,
von meinem Leiden dich erweichen!

Der Räuber.
Dieser Scenen
bin ich gewohnt, mein Täubchen! die Natur
entzückt mich nur im Lächeln; Thränen
sind Zeichen ihrer Schwäche.

Lyda.
O! sey menschlich! gieb
mich meinen Eltern wieder! Ach! sie würden
vor Kummer sterben, ich bin ihnen gar zu lieb.
Ich nur erleichtre ihres Alters Bürden,
bekränze sie, wenn Thetis aus dem Meere steigt,
und wenn sich Phöbus in die Fluten neigt,
[244] steh ich an ihrem Lager, bis die Augenlieder
der Schlummer schliesst. O gieb mich ihnen wieder!
Lass dich erbitten, lass dich rühren, gieb
mich ihnen wieder! ich bin ihnen gar zu lieb.

Der Räuber.
Mir aber bist du lieber, und das wissen
die Götter wohl, drum liessen sie den Raub geschehn,
und ich darf nun die zweite Cypris küssen,
denn du bist schön, wie ich kein Mädchen noch gesehn.
(Er will sie küssen.)

Lyda.
Zurück, Gottloser! Hülfe, Hülfe!

Der Räuber.
Närrchen,
Was schreist du so? Glaub mir, kömmt Zeit, kömmt Rath,
wirst schon, wie alle Anderen, an Amor's Kärrchen
die Rosenstränge ziehn. Hat Nichts zu sagen, hat nicht Eil.

Lyda.
O lass mich, lass mich! Weh mir Armen! Keiner
der Hirten auf der Flur hört mein Geschrei!
Erbarme Dich; die Götter werden deiner
sich auch erbarmen.

Der Räuber.
Ja, die Götter! Unser Einer,
der glaubt auch gleich an Götter! Nein, mein gutes Kind,
seit wir nicht mehr im Stand der Unschuld sind,
ist mir der Glaub' an Götter auch vergangen;
ich lasse gern den alten Zeus auf Ida ruhn,
und küsse lieber so rosige Wangen!
Nicht wahr, mein Liebchen, das wollen wir thun?
(Er will sie küssen, indem ruft eine Stimme in der Ferne: Lyda!)

Lyda.

O weh! was hör ich?

Die Stimme in der Ferne.

Lyda!
(Lyda will schreien, der Räuber hält ihr mit der einen Hand den Mund zu, und trägt sie auf dem andern Arm davon.)

Der Räuber.

Fort zur Grotte
mein Täubchen, wo uns Keiner sieht, da singen wir dem kleinen Liebesgotte und nicht dem alten Zeus ein Lied. (ab)
[246]

Dritter Auftritt.

Kaum hat der Räuber die nahgelegene Grotte erreicht, so kommt Cyris.

Cyris.

Bist du hier, Lyda? Lyda! ach vergebens
lässt sie mich rufen! ach umsonst vergiess
ich Thränen! nirgend ist die Freude meines Lebens
zu finden. Welcher böse Dämon liess
die sichre Hütte sie verlassen? Ach! ihr Götter!
was wird der Vater sagen, wenn er heut zurück
von Pherä kömmt? Gleich mit dem ersten Blick
wird er sie suchen, gleich erschrecken
wenn sie ihm nicht wie sonst, gleich Cyprens Blume schön,
entgegen hüpft! Wie soll ich ihren Pfad entdecken?
wo ging sie hin? o kommt nur beizustehn,
ihr gütgen Nymphen dieses Hains! ihr Hirten
der Flur, kommt, sagt, wer hält mit starker Hand
die Tochter mir? nach welcher Gegend irrten
die zarten Füsse? ist's ein Sterblicher,
ist es ein Gott, der sie entführte? wer,
o sagt, wer ist es? — Ach! sie schweigen Alle!
nur Echo ruft im Wiederhalle
[247] mir Lyda nach, und mehrt noch meinen Schmerz.
Ach! wo soll ich sie suchen? wo sie finden?
(Sie geht suchend ab.)

Vierter Auftritt.

Der Räuber. Lyda.
(Kommen wieder aus der Grotte.)

Der Räuber.

Mich frägt sie nicht — ich wollt's ihr wohl verkünden.

Lyda (weinend)

Weh mir! weh mir! es bricht mir's Herz!
So trostlos muss um mich die beste Mutter weinen!

Der Räuber.

Es thut mir leid; doch komm, hier ist der Hain
um nicht entdeckt zu werden, noch zu klein.

Lyda.

Ich gehe nicht; und müsst' ich unter deinen
gewaltgen Händen sterben.

Der Räuber.

Pa! es stirbt sich nicht,
so wie man denkt! Fort, fort!
[248]

Lyda.

Zurück, du Frecher!
(wirft sich auf die Knie)
O heilge Artemis, hast du im goldnen Köcher
nicht einen Pfeil für diesen Bösewicht?
O sieh mich Flehende, straf den Verbrecher!
Vernimm mich Segensmutter Ceres, der ein Gott
die Tochter raubte, sende einen Retter
mich zu befreien, dass die Macht der Götter
den Sterblichen nicht sey zum Spott!

Der Räuber.

Beim Vater Zeus! das nenn' ich doch noch Beten!
Nur Schad', es ist der Ida gar entfernt,
die Götter hören's nicht, und unterdessen treten
wir bösen Leute alle Rosenbeeten
zu Schanden. Wer die Götter nicht mit Räuchern körnt,
und schönen Gaben, der wird in der Menge
vergessen, und die arme Tugend kömmt,
wenn sie sich dann auch noch so herzhaft stemmt,
und noch so rührend weint, gewöhnlich in die Enge.
Siehst du, mein gutes Kind, so geht's auch Dir;
noch kömmt kein Gott — drum sey gescheit und folge mir.
[249]

Lyda.

Nein! nimmermehr!

Der Räuber.

Dann werd' ich dich wohl tragen
müssen.
(Er hebt sie auf, sie sträubt sich, endlich will er sie forttragen!)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Klitos, der aus der Stadt zurückkömmt.

Klitos. (erstaunt)

Was seh' ich? was ist das?

Lyda.

Mein Vater!

Klitos.
(Springt auf den Räuber los.)

Halt,
Verräther!

Der Räuber. (stösst ihn zurück)
Bist du klug, so scheinst du Nichts zu wissen,
von mir und dieser da, und gehst; denn mit Gewalt
ist hier für dich kein Rath, und mit der Güte
erhält man auch von mir nicht viel.
[250]
Klitos (hebt seinen Stab auf.)
Es kömmt drauf an.

Lyda.
O! Götter schützet meinen Vater nun!

Der Räuber.
Das kann
ich leiden! —
(Nach einem kurzen Gefecht hat der Räuber den Stab des Klitos weggeschleudert, den Vater umfasst und zu Boden geworfen.)

Lyda (läuft davon).
Hülfe! Hülfe!

Der Räuber.
Lasst sie laufen!
sie ist mir doch gewiss genug; du musst
erst deine Sünden büssen, Alter, und die Lust
mit mir, dem Sohn des Windes, sich zu raufen.

Klitos.
Und wenn ich auch zu alt dich zu besiegen bin,
so soll dir doch mein letzter Odem fluchen.

Der Räuber.
Das steht dir frei. (Er bindet ihm Hände und Füsse.)

Klitos.
Du Mensch, mit Tigersinn,
was willst du thun?
[251]
Der Räuber.
Zuerst das Mädchen suchen, und dann dich Sitte lehren.
(Er läuft nach der Gegend, wohin Lyda geflohen.)

Sechster Auftritt.

Klitos.
Menschenglück,
was bist du? mehr, als Spielwerk höhrer Kräfte?
als Wolkenglanz? — Reich und vergnügt komm ich zurück,
zufrieden meines Kaufs, und meine Lebenssäfte
durchströmten mich so leicht! Mir schenkte Dionys
den Sinn der Freude, und ein heitres Herz
gab Pallas mir, die ich vor allen Göttern pries;
ich war so frölich, und nun lieg ich hier vom Schmerz
der Seel gepeinigt, und an Fuss und Hand gebunden! —
Schwer ist's dem Elenden, der Nichts verbrach,

gerecht die Göttlichen zu halten! Ach!
ich blieb, von keinem Laster überwunden,
den Göttern und der Tugend treu; die schönsten Böcke
[252] weiht' ich den Göttern, schnitt vom lieblichsten der Stöcke
für sie die dunklen Trauben ab, — und nun, nun doch,
drückt mich das Schicksal mit dem schwersten Joch
der Leiden in den Staub !! - -
(Aus den Gebüschen nähert sich ein Hirte, der den Klitos nicht bemerkt.)

Siebenter Auftritt.

Der Hirte. Klitos.

Der Hirte.
(Ohne den Klitos zu bemerken.)
Wie schön
ist die Natur! wie süss sind die Gefühle
der Sterblichen ! — Mag Zeus auch stolz vom Ida sehn,
und seine Macht im glänzenden Gewühle
der Welten spiegeln, — o so hat die Sterblichkeit
doch Reize, die kein Götterthron gewährt!
hat bange Hofnung, hat ein Maas der Zeit,
die grossen Schätze der Vergangenheit;
hat Furcht vor Fernen, die kein Licht verklärt,
[253] des Ideales Rausch, des Traumes süssen Wahn;
hat Liebe, die für das Geliebte sterben kann,
und wenn der Hügel grünt, das Wollustsüsse Sehnen,
den Neid der Götterwelt, — der Unschuld schöne Thränen!
Die Sterblichen macht nur ihr Kummer reich,
wer immer glücklich ist, kann niemals glücklich werden;
drum wünscht kein Götterglück, ihr Hirten dieser Heerden,
so gross die Götter sind, — sie tauschten gern mit Euch! —

Klitos.
Wer du auch seyst, vielleicht der sel'gen Götter
wohl selber Einer, ach! erbarm dich mein!

Der Hirte. (erschrocken.)
Was seh' ich? —

Klitos.
Räuber häuften schwere Pein
auf mich; sey du in dieser Noth mein Retter!
du scheinst mir mehr als Sterblicher zu seyn,
ich fühlte heilge Schauer mich durchwallen,
als ich dich kaum erblickte.
[254]
Der Hirte.
Guter Hirt,
jetzt bin ich, was du bist, und meine Heerde irrt
in diesem schönen Thal, wo frühe Nachtigallen
den Schläfer wecken, und der schattenreiche Hain
dem zarten Lamm in heisser Mittagsstunde
ein kühles Ruheplätzchen schenkt. Gern will ich dein

mich jetzt erbarmen, will gern deiner Seelenwunde
ein Arzt, und deiner Einsamkeit Genosse seyn.
(Er bindet ihn los.)

Klitos.

Wie ist mir? Ha! ich fühle neues Leben
und neue Kraft durch meine Nerven beben;
du bist kein Sterblicher, dich hat die Erde nicht
erzeugt; es stralt von deinem Angesicht
der Gottheit Glanz.

Der Hirte.

Des Wohlthuns hohe Wonne,
nicht Götterglanz, ist, was aus meinem Auge stralt;
Wie hier, auf grüner Flur, die heitre Morgensonne,
mit ungleich schönrem Roth den Kelch der Rose mahlt,
so schmückt den Sterblichen mit göttergleicher Schöne
die Menschenfreundlichkeit.
[255]

Klitos.

Lass, Gütiger,
mich deine Knie umfassen! Nie vertöne
in unsern Thälern deine Stimme; menschlicher
die Menschen machen, ist den Göttern eine Freude.
Noch gleichen sie den Tigern auf der Haide;
ihr Ruhm ist Mord; ihr Zeitvertreib ist Raub;
ihr Ohr hört nur der Wollust Lockung, und ist taub,
wenn sie die Tugend ruft.

Der Hirte.

In diesem Bilde
erkenn' ich nicht die Menschen, die uns hier
umgeben; fehlt der Künste schöne Milde
auch ihrem Wesen noch, die reizende Begier
nach geist'ger Lust, o so geniessen
sie doch der Freundschaft und der Eintracht Glück.

Klitos.

Wir Hirten wohl; doch die in Städten sich verschliessen,
den Ocean befahren, die mit einem Blick
schon tödten; diese sind es, die den Thieren gleichen
an Wuth und Raubsucht. Jetzt erst raubte ein Barbar
die Tochter mir, die meine Freude war,
[256] und meine Hofnung; liess mich hier gebunden liegen,
und eilte seiner Beute nach, bald mich mit ihr,
kehrt er zurück, ins Sklavenjoch zu schmiegen.

Der Hirte.

Verzage nicht; die Götter werden dir
die Tochter wiedergeben, sie beschützen
hülflose Unschuld gern; Zeus steht mit seinen Blitzen
unsichtbar überall. Wer auf die Götter traut,
sieht ruhig um sein Haus sich wilde Wogen thürmen,
ihm können Leiden nicht den vesten Muth bestürmen,
er hat auf einen Fels, der nimmer wankt, gebaut.

Kommt eil' mit mir dem frechen Räuber nach,
und fürchte nicht, dem Starken zu erliegen;
die Götter sind mit uns, der Stärkst' ist ihnen schwach,
und wo das Laster kämpft, muss stets die Tugend siegen.
Komm! folge mir! —
(Beide ab.)
[257]

Achter Auftritt.

Eine waldige Gegend.

Der Räuber. Lyda. Cyris.

(Der Räuber trägt Lyda auf seineu Armen, Cyris liegt vor ihm, und umfasst seine Knie.)

Cyris.

Erbarmen, ach!
Erbarmen! Lieber nimm, Barbar, mein Leben,
als meine Tochter!

Der Räuber.

Nun das wär' der Mühe werth,
für eine Handvoll Zeit ein Mädchen hinzugeben!
Geh! geh! und halte mich nicht auf! das Glück bescheert
nicht seinen Söhnen oft dergleichen Gabe.

Cyris.

Nur über meinen Leichnam kommst du fort!
Unmenschlicher! nimm Alles was ich habe,
nur nimm mir nicht mein Kind.

Der Räuber.

Ei was! ein Wort
gilt mir für viele! Du bekommst das Mädchen nicht.
[258] Beim Zeus! wo fand' ich wohl solch rosiges Gesicht,
in welchem Wald solch liebes Mündchen wieder?
Du singst zu süssem Wein mir einst noch süsse Lieder.

Lyda.

Ihr Götter, tödtet mich! ich fleh' euch, tödtet mich!
Allmächtiger Zeus! hast du für mich denn keinen Retter?

Der Räuber.

Hätt' er den bei der Hand, so nahm er dich
für seine Nebenstunden selbst; du kennst die Götter
nur halb. Fort, fort!
(Er stösst die Mutter zurück.)

Cyris.

Ich Unglückselige!
Ich Elende!

Lyda.

Ach, Mutter, Mutter, ich vergeh in Gram und Schmerz!

Cyris.

Barbar! nur einmal gönne
mir sie zu küssen, nur noch einmal nenne
[259] die Mutterliebe sie ihr Eigenthum,
ruh sie an meinen Busen.

Der Räuber.

Meinetwegen,
nur macht es kurz, denn meine Zeit ist um.
(Er lässt Lyda los, sie sinkt ihrer Mutter in die Arme.)

Lyda.

Hier lass mich sterben! Ach, mit deinem Segen
lass mich hier sterben, Mutter! —

Neunter Auftritt.

Klitos. Der Hirte. Die Vorigen.

Klitos. (ruft.)

Sie sind hier!

Der Räuber.

Was ist das? —
(Er greift mit der einen Hand nach Lyda, mit der andern nach seiner Keule.)

Der Hirte.

Deine Rächer, Schändlicher, sind wir!
Ergieb dich! —

Lyda.

Vater!
[260]

Cyris.

Klitos, rette!

Der Räuber.

Nur
Gemach! dass ich euch nicht an eine Eiche binde,
und jedes Ranbthier auf der Flur
euch hier zu seiner Speise finde.

Der Hirte. (ergreift ihn bei der Hand.)

Ergieb dich!
(Der Räuber hebt die Keule auf, so wie er zuschlagen will, zersplittert sie; dem Hirten fällt sein Hirtengewand ab, und in verklärter Schönheit steht Apoll da. Alle beben zurück, und fallen auf ihre Knie; der Räuber allein bleibt mit aufgehobenem Arm in derselben Stellung.)

Alle.

Welches Wunder!

Apoll. (zum Räuber.)

Werde Stein,
ein Denkmal dieser Flur zu seyn,
und allen Enkeln künft'ger Zeiten,
Dass für die Unschuld selbst die hohen Götter
streiten! —

Ende.

Der Einsiedler.

Eine Erzählung.

Der Frühling bekleidete schon wieder die Erde mit duftendem Grün, weckte aus ihrem Schlaf die Blume, und schmückte mit Blüthen die Bäume, als Cambiaso, ein junger reicher Genueser, von den Reizen eines heitern Abends gelockt, am Strande des Meeres lustwandelte. Sein Auge verweilte hier mit Vergnügen auf den Hafen, wo die allgemeine Thätigkeit des Volks ein Schauspiel darbot, welches ihm stets zu neuen Gedanken, zu neuen Bemerkungen Stoff gab. Er war ein ausgezeichneter junger Mann; der Stolz des Reichthums hatte so wenig, wie die Wollust des Überflusses seine Seele vergiftet; der erfahrne Mann hörte so gern seinen Rath, wie der [264] Jüngling seinen Scherz; die Weiber lächelten, wenn sie ihn sahen, und das unschuldige Mädchen, wenn er sie anredete, blickte erröthend auf die Rose, die an ihrem Busen schwebte.

Cambiaso, mehr mit den Vorzügen bekannt die ihm fehlten, als die er hatte, lebte in eingezogener Stille mit seiner Vervollkommnung beschäftigt; hier las er die Schriften der Römer und Griechen, die Dichter seiner Landsleute, ihre Weltweisen, ihre Reisebeschreiber; hier waren Ariost und Tasso, Dante und Spinoza, trotz ihres widersprechenden Charakters, seine Freunde geworden; hier lernt' er für Freiheit und Vaterland fühlen, und war stolz im Columbus seinen Landsmann zu verehren.

Aber in dieser glücklichen Eingezogenheit bekam seine Seele Hang zur Schwärmerei; er bevölkerte die Erde mit fremden Wesen, die er stets umsonst suchte, und diese Täuschung erzeugte eine Schwermuth, die durch seine einsamen, romantischen Spaziergänge noch mehr angefeuert ward. In einer ähnlichen [265] Stimmung befand er sich auch jetzt, und ganz in dem Anblick des aufgehenden Mondes, der die Wellen des Meeres mit blutigen Flammen bestreute , ganz in Bildern der Phantasie verlohren, bemerkte Cambiaso nicht, dass sich ihm ein Mädchen nahe, noch schöner, wie der bepurperte Ocean. Mit schüchternem Beben stand diese weibliche Gottheit hinter ihm, und berührte sanft seine Schulter: „Cambiaso, du träumst!" Er sah sich um, erschrak, und trat einige Schritte zurück: „Erschrick nicht," fuhr mit bezauberndem Tone das Mädchen fort, „meine Erscheinung soll nur zu schönen Thaten deine Seele führen. Oft sah ich dich schon, Stolz der Jünglinge, sah dich wandeln in deiner Schönheit, und freute mich deiner! Nicht mit der Freude gewöhnlicher Weiber, nicht mit dem Entzücken wollüstiger Hofnung! Nein! mit der Freude hoher Begeisterung, der Ahnung künftiger Früchte, die du deinem Vaterlande tragen wirst! Mit den patriotischen Wallungen römischer Weiber, Wallungen, die jetzt unser [266] Geschlecht mit Gejauchz modischer Glückseligkeit, dies Spielwerk der Laune, vertauschten!" —

Cambiaso wusste nicht, was er sah, was er hörte; er musste alle seine Grundsätze und all seinen männlichen Muth zusammen nehmen, die Bilder zurückzuscheuchen, die seine Furcht ihm sehen liess. Endlich frug er mit dreister Stimme: „Wer bist du, die mich auf eine so sonderbare Art überrascht?"

Bescheiden und edel ergriff das Mädchen Cambiaso's Hand, es schauerte ihn durch alle Nerven; sie legte sie in die ihrigen, und erwiederte mit wehmüthiger Zärtlichkeit: „Verlange nicht meinen Namen zu wissen, er ist ein Geheimniss, das die gebährende Zeit dir bald entdecken wird. Wenn das Veilchen welkt und die Rose stirbt, wenn der Herbst kömmt und die Blätter gelb werden: dann, Cambiaso, wirst du meinen Namen hören; so lange soll keine Thräne deine Wimper netzen; nur mich lass weinen!" — Hier schien der Mond hell über [267] das Meer, und Cambiaso sah in ihren Augen Thränen glänzen.

Schwärmerische Seelen rührt eine schöne Sonderbarkeit mehr, als eine gewöhnliche Tugend, und es giebt Augenblicke im Leben, wo das Zittern einer Nachtviole uns mehr erschreckt, als das Stürmen des Oceans. Cambiaso fühlte dies; seine ganze Seele war gespannt, sein Herz gerührt, und als jetzt das Mädchen seine Hand fahren liess, hätte er weinen können.

„O! verschweige mir nicht deinen Namen," rief er aus, „du überirrdisches Wesen, das Herz und Kopf zugleich erschüttert, zugleich betäubt, und doch in die Betäubung Wollust zu legen weiss!" —

„Forsche nicht, Cambiaso; an jenem blühenden Baume nagt ein giftiger Käfer, der Baum wird welken: frägst du, warum? Die Gottheit hat einen Schleier des Irrthums gewebt, der die ganze Erde bedeckt; ihn durchblickt niemand, denn sie; glücklich ist, wer diesen Schleier nicht fühlt, der Ursach des [268] Bösen nachforscht, und sich als die Ursach des Guten erkennt; forsche nicht, bis dann der Herbst komme."

So gönne mir noch deine Unterhaltung! — seufzte Cambiaso.

„Sieh in Westen; der Stern der Liebe ist verloschen, und die Nacht ruft ihre Vertrauten; das Glück sucht den Tag, der Kummer die Nacht, der Redliche das Licht, der Meuchelmörder das Dunkel. Und was die Liebe? Ach, Cambiaso! sonst liebt' ich dich einsam, nun wirst du bei meinem Grabe trauern!"

Cambiaso erbebte; ihn verliess die Wahrheit: Wie, bist du sterblich? —

„Ich sterbe und lebe, liebe und traure wie die Natur; eine Rose ist mein Spiegel, ein Bach meine Hoffnung; Cambiaso" —- hier ergriff sie seine Hand, und küsste sie — „Cambiaso, leb wohl!" —

Cambiaso's Betäubung verhinderte ihn ihr zu folgen, und sie hatte sich schon in die Ferne verlohren, als er seine Besinnung erst wieder bekam. Wo bin ich? rief Cambiaso [269] nun; ist es ein Traum, der meine trunkne Seele entzückt? ist es Täuschung, das Schoosskind der Hofnung? — Ach! schon lange sehnte sich mein Herz nach einer weiblichen Seele, zur Größe und Erhabenheit gestimmt; lange schon nach einem Weibe, die zärtlich fühlen, männlich denken kann; in deren Auge Liebe lächelt, wenn die beredte Lippe der Wahrheit Anhänger schaft! Leb' ich, oder wandl' ich im Reiche der Schatten? Jetzt wo die schönsten Gestalten, von der Natur zur Tugend geschaffen, an der Brust entnervter Wollüstlinge schwelgen, fänd' ich ein Weib für Freiheitssinn und Vaterlandsliebe fühlbar? — Cambiaso schwieg, und blickte noch starr in das Meer hin, da schallte aus dem Hafen Kanonendonner; es landete eine Galeere mit türkischen Sklaven.

Oft schon hatten diese unglücklichen Schlachtopfer der Politik Cambiaso's Zorn erregt, jetzt aber mehr als jemals; er hatte schon oft sich gewundert, dass Europa's Seemächte, von Eifersucht betrogen, nicht die [270] Raubnester der Korsaren zerstörten, und so den ewigen, menschenverzehrenden Fehden der Republik ein Ende machten. Jetzt aber brach sein Unwille in lauter Verdammung aus, und es war sein Glück, dass er auf Genua's und nicht auf Spaniens Boden war, dass ihn das verschwiegene Meer, und nicht die auflauernde Inquisition hörte. Könnten doch Fürsten die einsamen Stunden denkender Männer belauschen, es würde sich dann ihr Stolz in Bescheidenheit, ihre Politik in Menschenliebe, ihr Schwerdt in eine Friedenspalme verwandeln.

Cambiaso kehrte voll Ernst und Missmuth nach seiner Wohnung zurück, aber doch belebte ihn ein gewisses dunkles Gefühl des Vergnügens, welches gewöhnlich schöne Seelen empfinden, wenn sie das Vertrauen einer schönen Seele zu gewinnen hoffen. Diese Erwartung lässt uns in einer schwankenden Empfindung von Freude und Kummer, macht uns die Gegenwart lästig, die Vergangenheit theuer, und nach der Zukunft begierig.

[271] In solchem beglückenden Kummer fand sich Cambiaso, als er sich auf seinem Zimmer allein sah; er ging nicht eher zu Bette, bis beinahe der Morgen graute, so lange stand er bei offnem Fenster, den Blick nach dem Meere gekehrt.

Sein kurzer Schlaf war unruhig, und wie die ersten Strahlen der Sonne sein Zimmer erleuchteten, sprang er auf und suchte das Freie. Die Erscheinung des vorigen Abends war die immerwährende Beschäftigung seiner Gedanken; bald peinigten ihn fürchtende Zweifel, alles was er gesehn, gehört, gefühlt, sey ein Traum, ein Gespenst seiner Einbildungskraft; bald begeistert' ihn die Hofnung der Wirklichkeit, er wiederholte dann jedes Wort, was ihm die weibliche Gestalt gesagt hatte, und schmiedete schon Plane für die Zukunft. Nie zweifelt der Mensch aber mehr, als wenn er viel erwartet; und Cambiaso kam am Ende immer auf seine Zweifel, auf seine Furcht zurück.

Mit Besorgniss sahen beim Mittagsmahle [272] Cambiaso's Freunde düstern Ernst auf seiner Stirn; seine einzige Schwester Maria, mehr lebten von seiner Familie nicht, peinigte sich über die Ursach seiner Unruhe, drang mit Fragen in ihn, erfuhr aber so wenig als seine Freunde etwas.

Endlich röthete die Abendsonne den Himmel, und als die geschäftige Menge sich mehr und mehr von den Strassen verlor, eilte Cambiaso nach seinem gestrigen Spaziergang am Meer.

Es war schon die eilfte Stunde vorbei, und noch immer wartete Cambiaso umsonst auf seine nächtliche Heldinn, und seine Angst nahm mit jedem Augenblicke zu. Still und schwarz war die Nacht; den Mond verhüllten Gewölke, das Gestirn des Bären war verschwunden, und nur aus dem prächtigen Gürtel des Orions blickte noch ein Stern dämmernd hervor; ängstliches Erwarten rauschte auf den Schiffen im Hafen,

und hoch schlug die Flamme auf dem ferneren Leuchtthurm, vom Winde angefacht. Wer stand schon in [273] nächtlicher Stille vor dem wogenden Meere, sah den nahenden Sturm, und bebte nicht? — Und wer hoffte auf eine Geliebte, die nicht kam, und war nicht zur Schwermuth gestimmt?

Auch über Cambiaso's Körper schauerte Furcht, über sein Auge verbreitete sich Trauer; und als der Blitz zweimal die Nacht erleuchtete, trat er missmüthig seinen Rückweg an.

„Also bin ich betrogen," seufzt' er laut, „gleich dem Schiffer, der, mit Peru's Schätzen beladen, schon den sichern Hafen sah, und nun noch scheitert! Mensch! du willst für die Ewigkeit denken, und vermagst nicht den künftigen Augenblick zu berechnen?" —

Cambiaso war jetzt erst einige Schritte gegangen, als ihm eine Stimme entgegen rief: „Kleinmüthiger, du fliehst? Kann deine Seele nicht die Stürme des Meeres sehn, wie wird sie die Stürme des Schicksals ertragen?" — Cambiaso erkannte die Stimme: Gott! bist du es? — „Ja, ich bin es, die du suchst", erwiederte dasselbe Mädchen, die er gestern hier [274] sah, „ich bin es, die, nicht vom Donner geschreckt, noch vom Blitz geblendet, zu dir eilt, Cambiaso, mit dir zu trauern, dass der Stern der Liebe nicht funkelt!" —

Cambiaso stürzte auf seine Knie, ergriff ihre Hand, küsste sie, und schwieg.

„Traure nicht, Cambiaso, der Stern der Liebe wird einst wiederkehren, und dann herrlicher glänzen; Werden und Vergehn ist das Gesetz des Himmels; das Licht ist nur schön, weil die Nacht es verdrängt; die Nachtigall singt nur im Frühling, darum horcht auch auf sie der Schwätzer! Ach! es ist herrlich, die Winke des Himmels verstehn. Aber richte dich auf, Cambiaso; der Schmeichler kniet vor dem Thron des Fürsten, der Geliebte weint am Busen des Mädchens."

Das will ich! rief Cambiaso, richtete sich auf, und sank an ihren Busen. Da donnert' es in der Ferne.

Schweigend lag er an dem Herzen des Mädchens; schweigend blickte sie auf ihn nieder; heilige Wollust durchzitterte Beide.

[275] Lange währte diese feierliche Stille; endlich drückte mit zärtlichem Feuer das Mädchen den Jüngling fester an ihr Herz, und blickte gen Himmel: „Gott, du weisst es, dass keine unheilige Flamme in meiner Seele lodert; rein wie die Liebe der Engel ist die meinige; nur dein Herz will ich besitzen, nur deinen Geist anfeuern, als ein zweiter Fiesko für dein Vaterland zu wachen, zu leben, zu sterben; mit Durst nach wahrem Ruhm, nach der Unsterblichkeit grosser Geister will ich deine Seele füllen, und wenn du von hohen Thaten zurückkehrst, mit liebender Hand deine Stirne trocknen, mit flammenden Küssen dich belohnen!" Wer, fühlende Seele, wagt hier Cambiaso's Wonne zu beschreiben, wer seine Seligkeit zu begreifen? — Einen göttlichen Plan weise entwerfen, ist grösser, als durch Zufall eine grosse That ausüben; einen edlen Zweck sich ernstlich vornehmen, schöner, als unbewusst wie? ihn erreichen. Dies dachte Cambiaso, und ahnete nicht das schaudervolle Erwachen. Es hatte sich jetzt [276] sein gepresstes Herz durch tausend innige Küsse Luft gemacht, und nun wagte er erst Worten seine Empfindungen anzuvertrauen.

„Edles Mädchen", begann er im männlichen Ton der Gewissheit, „die du deine göttlichen Reize so schönen Zwecken widmest, wie soll ich deinen Erwartungen entsprechen? Es ist leicht in einem günstigen Augenblicke viel anzudeuten, aber schwer viel zu erfüllen! Reizende Unbekannte, wie kann ich deiner würdig seyn? Der Schein ist eine Schminke, den die Nähe verwischt; es wäre mein Vortheil, dir fern zu bleiben, und doch ist es Seeligkeit, mich dir zu nahen!" — Freundlich legte das Mädchen ihm jetzt die Hand auf den Mund: „Schweig", so sprach sie, „mit deinem bescheidenen Hochmuth; die Rose, die sich hinter einer Hecke verbirgt, prahlt nicht mit ihrer Schönheit, und man pflückt sie doch. O! Cambiaso, wie viel Seligkeit liegt schon in der Hofnung, von dir geliebt zu werden, wie viel erst in der Gewissheit?" —

Lass mich dies fragen, rief der entzückte [277] Mann, mich, der in dir eine himmlische Erscheinung zu sehen glaubt!

„Glaubst du den Himmel?" frug sie bestürzt, „o dann fliehe hin, wo der Uranos seine beschneiten Locken schüttelt, und sich aus tobenden Bergen Feuerströme stürzen; dort liegt der Himmel auf der Erde, dort wird den Königen die Krone genommen und der Wahrheit aufgesetzt, dort liebt man die Tugend und in der Tugend sich selbst."

Es rauschte ihr seidnes Gewand vorüber, und sie floh nach den Gassen der Stadt. Cambiaso stand da, als wäre er von dem höchsten Gipfel der Cordilleras in den Schlund des Aetna gefallen, ohne Besinnung; kalte Schauer überliefen ihn; sein Gesicht glühte.

In dieser Abwesenheit seiner selbst war er, ohne zu wissen auf welche Art, nach Hause gekommen, wo er seine Schwester Maria in den grössten Besorgnissen über sein langes Aussenbleiben fand. Auf alle ihre dringende Fragen antwortete er nichts, schloss sich in seinem Zimmer ein, und blieb den ganzen [278] übrigen Tag darin verborgen. Maria war mit einem jungen Mahler Antonio, Cambiasos Freund, trotz den Einsprüchen ihrer vornehmen Familie versprochen; er besass alle Eigenschaften eines ausgezeichneten Künstlers, und Maria war schön genug, ihm das Modell einer Hebe zu gehen.

Diese beide Menschen liebten sich innigst, denn ihre Herzen waren nur der schönen Natur, und nicht den kalten Eingebungen des Stolzes und Eigennutzes offen. Diesem ihren geliebten Antonio vertraute Maria die Besorgnisse über den plötzlichen Kummer ihres Bruders an, und er versprach der Quelle desselben nachzuforschen. Als daher am Abend Cambiaso nach seinem geliebten Spaziergang eilte, folgte ihm Antonio in einiger Entfernung nach, und als er seinen Freund am Meere auf und niedergehen sah, verbarg er sich hinter dem Stamm eines breitastigen Oelbaumes. Cambiaso wandelte auf und nieder, stand bald still, ging bald wieder und zeigte die höchste Unruhe in seinen Bewegungen; mehr konnte [279] Antonio nicht entdecken, und als der Morgen zu dämmern begann, ging Cambiaso und einige funfzig Schritt hinter ihm Antonio, beide traurig und missmüthig über ihre fehlgeschlagenen Hofnungen, jeder nach seinem Hause zurück. Den andern Tag war Cambiaso wieder für die ganze Welt verborgen, und Antonio entdeckte seiner Geliebten alles, was er gesehen hatte, doch gab er den Muth nicht auf, und versprach auch heute Cambiaso bei seinem nächtlichen Spaziergange zu folgen. Gegen Abend trat Cambiaso mit bleichem, zerstörtem Gesicht aus seinem Zimmer, und forderte von Marien etwas zu essen; er hatte nun schon in drei Nächten fast gar nicht geschlafen, seine Einbildungskraft war entflammt, seine Sinne gereizt, seine Seele erschüttert.

Die Zweifel, mit denen er sich peinigte, das Schauernde, Geheimnissvolle dieser Zusammenkünfte, der plötzliche Abschied, das gestrige Aussenbleiben, alles dies hatte seine Kräfte so mitgenommen, dass er mehr einem wandelnden Schatten, als einem Lebenden [280] glich. Maria weinte als sie ihn sah, und Antonio machte der Schreck erbleichen. Vergehens schmeichelte mit süsser Stimme Maria dem geliebten Bruder, vergebens beschwor ihn der Freund bei ihrer alten Vertraulichkeit; Cambiaso blieb stumm, ass wenig, und ging sogleich wieder auf sein Zimmer. Als der Abend düstrer und stiller ward, schlich Cambiaso wieder dem Hafen zu, vom Antonio gefolgt; aber so wie in der vorigen Nacht wurden beide wieder getäuscht; die wunderbare Unbekannte kam nicht. Schon viermal hatten beide diesen Spaziergang immer vergebens wiederholt, da sagte Antonio zu Maria, es sey umsonst, er entdecke die Ursach seines Kummers nicht, man müsse Gott und der Zeit seine Besserung überlassen. Maria war bei dieser Nachricht tief gerührt, und vergoss tausend Thränen an dem Herzen ihres Geliebten, der nicht weniger über die Schwermuth seines Freundes trauerte.

Er beschloss endlich, von Marias Bitten bewogen, ihm noch diese fünfte Nacht, aber [281] zum letztenmal zu begleiten. Cambiaso's Leiden waren schrecklich; seine Seele hatte sich mit jugendlichem Feuer der schönen Hofnung hingegeben, mit der ihm seine Fantasie schmeichelte; er hatte schon in der Wirklichkeit die schönen Träume gesehen, die schon lange die Beschäftigung seiner einsamen Stunden waren; er hatte die hohe, unbeschreibliche Wonne empfunden, mit welcher uns die seltne Liebe vergötterter Sterblichkeit beglückt, und das Wunderbare, das Räthselhafte, welches vielleicht jeden andern abgeschreckt hätte, lieh dieser Liebe für einen Charakter wie den seinigen, nur noch höhere Reizungen, noch überraschendere Wonne. In halber Verzweiflung floh er am fünften Abend nach dem Meeresstrand hin, und so majestätisch ihm sonst hier das amphitheatralische Genua erschien, so sah er heut in der ganzen Schöpfung nur sich und sein Elend.

Ihm war Antonio gefolgt, den wieder der Oelbaum verbarg. Es war ein heiterer, lachender Abend; aus den benachbarten Gärten [282] hatte Blüthenbalsam die ganze Luft erfüllt; eine wollüstige Stille rauschte über das Meer in spielenden Mückenheeren hin, von einem der Schiffe tönte eine einsame, melodische Flöte, und

ganz in der Ferne hörte man aus einem Fenster den holdseligen Gesang eines Mädchens. Der ganze Himmel um Genua schien der Liebe geweiht, und in dem Laub der Bäume schützende Genien zu flüstern.

Noch stand der Unglückliche, voll Trauer die Seele, da erschien mit der Anmuth einer Unsterblichen die Längsterwartete; Antonio schauderte rückwärts, Cambiaso bebte. Näher kam nun das Mädchen; Cambiaso stürzt' ihr entgegen: „Hab' ich dich wieder!" rufen beide und sinken sich in die Arme. Süss ist das Wiedersehn zweier Liebenden; die Gottheit lässt zur Belohnung ihre Geister diese göttlichen Augenblicke belauschen; Engel, wenn sie weinen können, vergiessen dann Thränen der Freude.

Lange schwiegen sie beide in wonniger Umarmung, endlich begann sie mit wehmüthiger [283] Stimme: „Ach! wie viel hab' ich gelitten, seit ich dich nicht sah; wilde Schreckgestalten haben mein Lager bewacht und mich an Felsen gekettet; die Schmerzen der Trennung zerrissen meine Seele; ach! ich war sehr krank und wurde von bösen Menschen gepeinigt."

Wer wagte, rief zornig Cambiaso, dich Himmlische zu kränken? ich will ihn mit meinem Schwerdte zu Boden strecken, und an seinen Qualen mich laben.

„Nicht so", Cambiaso, „Rache ist ein Kind der Hölle; lass die Gottheit strafen, wenn sie belohnen soll! Und ist's nicht schön zu verzeihen?"

Unsterbliche, wer kann dir gleichen?

„Die Liebe", Cambiaso; „diese leiht uns sanfte Vorgefühle der Gottheit; diese verwandelt den Rachedürstenden Feind in einen freundlichen Wohlthäter; sie schuf die Natur, und ihre Wunder werden einst die Gräber aufreissen, und aus den Hallen der Verwesung Tempel der Freude schaffen. Wirst du auch dann mich noch lieben?" —

[284] Cambiaso küsste sie feurig; auch dann noch, rief er, auch dann noch, Unbegreifliche, will ich die Ewigkeit dir weihen. O! sieh wie der Gram mit mir gewüthet, seit ich dich nicht sah; der Schlummer floh von meinem Lager, das mit Thränen befeuchtet war. Aber nun hab' ich dich wieder; Dank der Gottheit, nun hab' ich dich wieder! — —

„Freue dich nicht", Cambiaso, „bald muss ich dich wieder verlassen, der Gärtner schneidet die entkeimte Rose ab, dass sie der Knospe nicht schade! Ach! hörest du dort den Ton der Flöte? so harmonisch wie diese Töne in der nächtlichen Stille, so harmonisch hallen auch deine Worte in meine Seele zurück. O! komm an meine Lippen, dass ich dich küsse; du bist schön wie die Tanne auf dem Gipfel der Berge, deine Stirn berührt den Himmel, du denkst Gedanken der Gottheit!" —

Jetzt zog sie ihn an ihren Busen, und bedeckte ihn mit tausend Küssen; sie wankten einige Schritte zurück, Antonio sah sie nicht mehr, und wagte sich nicht zu rühren. [285] Von süssen, schwärmerischen Entzückungen verführt, sanken beide Liebende auf eine Rasenbank nieder, von der sie die herrlichste Aussicht über das Meer und der einen Seite Genuas genossen. Die Nacht, die allen Bildern ein romantisches Kleid webt, gab auch im Auge der Liebenden dieser Landschaft noch mehr Majestät, als sie schon von der Natur hatte.

Das stille Meer, auf dem rauschende Wogen wie düstre Nachtgespenster wandeln, noch schauernder im dämmernden Mondlicht; der Hafen, von tausend Masten mit wehenden Flaggen bevölkert; das prächtige Genua, mit hohen Thürmen und Pallasten, wo der Glanz schimmernder Kronleuchter die Nacht zu verdrängen schien, und die, gleich feurigen Zauberschlössern, in der Luft schwebten; die schwärzlichen Bäume der Gärten, auf welchen im Mondschein die Blüthen herrlicher glänzten, und die vom West bewegt zu wandeln schienen; dieses alles weckte in den beiden Liebenden Gedanken voll Ernst und [286] Schauer, und führte sie im Geist den Unsterblichen näher.

„Sieh", sprach mit Anmuth das Mädchen, „die Welt der Sterne, Cambiaso, dort ist alles Liebe, der Hass hat seine Waffen vergraben und der Geitz schwelgt an der Tafel des Überflusses; dort ist der Nord- und der Südpol vereinigt, kein schwarzer Sklave zieht den Pflug; freundlich wandelt dort die Wildheit mit der Cultur; ach! Cambiaso, dort herrscht die Liebe." „O! dass sie ewig herrschte", rief Cambiaso mit bebender Lippe, „dass ich ewig der Weissheit auf so schönen Lippen horchen dürfte!" — „Weisst du was Weisheit

ist, dass du meine Worte so nennst? O Cambiaso, die Welt ist reich an Weisen, aber arm an Weisheit; die Prahlerei des Witzes wird auf Thronen gebohren, und in Hütten genährt; diese Blume blüht auf jedem Boden. Aber Liebe, wo findest du diese? Jüngling, kennst du das Geheimniss der Gottheit, nur höhern Geistern vertraut?“

Ich kenn’ es nicht, kannst du mir es nennen?

[287] „Liebe, vergehe, gebähre; dies ist das Geheimniss der Natur! Forsche vom Moos des Felsen bis zur himmelemporstrebenden Ceder, vom glänzenden Wurm der Nacht bis zum brüllenden Löwen, in drei Momenten ist die Schöpfung getheilt; schön ist der erste, traurig der zweite, ungewiss der letzte.“

Ich staune, wo nahmst du diese Begriffe her?

„Aus dem Blatt einer Rose; in dieser liegt mehr Wahrheit, als in den Büchern unsrer Weltweisen; wer nicht die Sprache der Natur versteht, sehne sich nicht nach der Sprache der Kunst; sie ist ihm so unnütz, wie die Sprache des Tarters bei Torquato’s Gesängen.“

„Himmlischer Geist, bei der Wahrheit beschwör’ ich dich, wer bist du?“ —

„Ein Mädchen von der Liebe geführt zum Strande des Oceans, in den Wellen ihr Bild, in dem Auge des Mannes ihr Herz zu sehen.“

Lass mich mit heissen Küssen auf deinen Busen dir danken, dass du kamst; dass du mich würdigtest, die Sprache der Götter aus dem Munde eines Weibes zu hören! —

[288] Mit wildem Feuer presste hier Cambiaso seine glühenden Lippen an ihren Busen, und blickte zu ihr hinauf; freundlich sah ein schwarzes Auge, funkelnd wie Sterne um Mitternacht, auf ihn nieder, und immer freundlicher und immer sanfter traufelte endlich eine Thräne herab, das lockige Haupt neigte sich näher, und im glühenden Kuss vereinigten sich ihre Seelen.

Da verbarg sich der Mond; Cambiaso fühlte den wallenden Busen des Mädchens halb entschleiert; zärtlich hallte der Gesang einer Nachtigall aus den nahen Hecken, das Gefühl zerriss die Kette des Verhältnisses; beide vergassen der Zukunft; Antonio bebte. Er hörte nicht mehr das Flüstern ihrer Stimme und diese Stille war ihm schrecklich; er glaubte seinen Freund den Raub einer Buhlerinn; er wollte hinzustürzen, ihn aus seiner Berauschung wecken, wagt’ es aber nicht aus Furcht vor Cambiaso’s Zorn. Jetzt hört er Cambiaso wieder, er lag vor den Füssen des Mädchens; „sage, ich beschwöre dich“, rief [289] er, „sage mir deinen Namen, dass ich gebe, was ich dir nahm; sonst lass mich sterben.“

„So stirb“, sprach sie mit wehmüthiger Stimme; „wüßtest du, wer ich sey, du würdest den Göttern opfern, und ihnen Altäre weihn; aber es würde dir nichts helfen, du würdest doch weinen und trauern. Ach! hast du die Blume von der Wurzel gerissen, und pflegst du ihrer noch so sorgsam, sie wird doch welken!“

Weib! beim ewigen Gott, höre mich, sage: wer bist du? —

Hier überfiel das Mädchen ein Schauer; sie ergriff heftig Cambiaso’s Hand: „Fliehe, du bist ein Räuber, dass dich die Gerechtigkeit nicht fasse und dich zermalme! Ich bin Diona, die Vertraute der Götter, hier ist mein Diadem!“ — Eine Kette, die um ihren Leib geschlungen war, riss sie jetzt los, warf sie vor Cambiaso’s Füsse und floh! —

Antonio sah es, ahnete die schreckliche Entwickelung, vergass des unglücklichen Freundes, und eilte dem Mädchen nach. Weit [290] war diese vorauf, schon in den Gassen der Stadt; kaum sah sie Antonio noch, sie zu erreichen war unmöglich. Diona lief die eine Strasse hinab, dann bog sie um eine Ecke, und kam nun auf einen geräumigen Platz; hier stürzte sie nieder. Antonio stand kaum vor ihr, so war er schon mit Leuten, die Fakkeln trugen, umgeben; eine ältliche Frau von edlem Anstande, schwarz gekleidet, drängte sich vor: Ach! meine unglückliche, wahnsinnige Tochter! schrie sie, und stürzte auf die ohnmächtige Diona hin. Lange weinte sie an dem Herzen ihrer Tochter, endlich schöpfte Diona wieder Athem: „Wo bist du, Mann meiner Liebe? rette mich, man will mich fesseln!“ schrie sie, sprang auf, und als sie ihre Mutter erblickte, fiel sie auf ihre Knie. Jetzt bemächtigten sich ihrer einige der Leute und trugen sie in ein gegenüberstehendes prächtiges Haus, Antonio begleitete sie.

Mit Thränen erzählte ihm hier Diona's Mutter, wie ihre Tochter schon seit einigen Jahren wahnsinnig, seit einigen Monaten aber [291] gesund und vernünftig gewesen sey. Nur vor wenigen Tagen habe sie wieder Wahnsinn geäußert, man habe sie daher des Nachts, wie sonst, angeschlossen, diesen unglücklichen Abend aber habe sie sich losgerissen, sey ihren Wächtern entsprungen, und nachdem man sie lange vergebens gesucht, habe man sie endlich in dieser traurigen Lage gefunden. Ihr Wahnsinn sey vorzüglich daher entstanden, weil sie zu viel gelesen, über metaphysische Gegenstände zu viel gedacht, sich stets mit romantischen Ideen und Bildern beschäftigt, und Cambiaso heimlich geliebt habe.

Antonio hörte dies mit zitternden Knieen und blutendem Herzen an; er wagte nicht, der unglücklichen Mutter sein fürchterliches Geheimniss zu entdecken, wünschte beiden Trost, und verliess so schleunig als möglich das Haus, seinen zurückgebliebenen Freund zu suchen.

Er kam nach der Stelle hin, wo er ihn verlassen hatte, fand ihn aber nicht; er stürzte nach Cambiaso's Hause, fand aber dort nur [292] Marien voll Angst und Sorgen, wo beide, ihr Geliebter und Bruder, so lange blieben.

„Ist dein Brüder nicht hier?" frug Antonio heftig. „Nein, liebe Seele; ich denke, du bist bei ihm!" erwiederte Maria, und suchte ihre Thränen zu verbergen. „So ist er verlohren," rief Antonio, „verlohren! Unglücklicher Freund! unglückliche Schwester! warum hab' ich gezaudert? warum hab' ich ihn nicht früher aus ihren Armen gerissen?" —

Aus wessen Armen? — frug Maria rasch.

„Du sollst alles erfahren, nur lass uns Leute ausschicken, zu Fuss und zu Pferde, die ihn suchen; auch nach dem Hafen, soll geschickt werden; du sollst alles erfahren!" — Mit diesen Worten stürzte Antonio in den Hof, rief Cambiaso's Leute zusammen, und schickte Boten nach den verschiedenen Gegenden der Stadt, nach dem Hafen und aus den Thoren.

Cambiaso, der betäubt zu Boden sank, als ihn Diona verliess, hatte sich bald nachher [293] erholt, und sein erster schrecklicher Gedanke konnte nun wohl kein andrer seyn, als dass er eine Wahnsinnige liebe. Mit wehmüthiger Verzweiflung ergriff er die Kette, schlang sie sich um den Leib, und rief dem Himmel zu: „Gott, wenn du kein Traumbild der Gewissensangst bist, wenn du lebst, so höre mich, so sieh mich, und sey, wenn du kannst, noch mit deiner Schöpfung zufrieden! So opferst du mit weisem Stolz deine Geschöpfe; damit vom Wurm bis zum Cherub in der Reihe kein Wesen mangle, lässt du die Schönheit wahnsinnig, die Tugend elend, das Verbrechen glücklich werden! — Aber was ras' ich? was wüth' ich? — Ward mir denn die Hofnung zum Wahnsinn genommen? — O! Diona, noch kann ich dir gleich werden! Genua's tiefe Gebirge werden mich begraben, mich vor meinen Verfolgern, vor meinen Freunden verbergen! Fort, ehe die Sonne den Himmel röthet, fort in die Schluft des Gebirges, wo ich im hellen Bach Diona's Bild sehen kann!"

Cambiaso, ohne seiner Maria, ohne seines [294] Freundes zu denken, stürzte mit der Hast eines verfolgten Räubers aus dem spanischen Thor, und suchte so Schutz in den schaudervollen Gebirgen, welche Genua vor feindlichen Überfällen schützen. So schwankend ist im menschlichen Leben die Wage des Schicksals; ein schöner Traum kann beim Erwachen die Frucht mühseliger Jahre zerstöhren, und vom Busen der Mutter den glücklichsten Säugling reissen. Behutsam wandelt der Mensch in das Gebiet der Menschen; schnell und unbesorgt flieht er in den Schooss der Natur, in die Arme der Einsamkeit. Einsamkeit? unglücklicher Irrthum! ein Herz für das Schöne der Natur fühlbar, ist nie einsam, als da, wo ihn die Macht despotischer Ungerechtigkeit umgiebt; hier bleibt ihm nur Verachtung, keine Bewunderung mehr.

Aber auch der ist unter duftenden Blumen und schattenreichen Bäumen einsam, dem wie Cambiaso eine Diona fehlt. Denn nicht die Zahl der Jahre bestimmt die Grösse der Liebe; ein Augenblick kann uns für Jahrhunderte [295] reich machen, aber der nächste vielleicht auch den Himmel uns stehlen, den wir zu besitzen glaubten. Cambiaso war im höchsten Sinne des Worts unglücklich: ihm hatte das Schicksal im Spiegel der Hofnung Elysium gezeigt, und ihn in eine Hölle gestürzt. Ermattet, im Herzen Liebe, im Auge Verzweiflung, erreicht' er das Gebirge, sank bei einer Quelle hin, löschte seinen Durst, und entschlummerte. Sein Schlaf glich dem Schlafe eines Fürsten, der nach ungerechten Kriegen auf dem

Krankenbett entschlief, und vom Richtstuhl der Gerechtigkeit träumt. Cambiaso erwachte, als die Sonne sich halb erst aus dem Meer entwickelt hatte; noch waren ihre e[r]wärmende Strahlen nicht in das Innere des Gebirges gedrungen, nur die Spitzen der Berge und die Wipfel der Bäume glänzten in dunkler Vergoldung. Cambiaso richtete sich auf, und erstieg mühsam einen der Felsen; da athmete er zum erstenmal wieder aus freier Brust; denn selbst dem sterbenden Sünder muss dieses Schauspiel ein freudiges Staunen entlocken. [296] Hier übersah das betroffne Auge die ganze Ebne des Oceans, aus dessen dunkelgrünem Schooss sich langsam die majestätische Sonne entwickelte.

Noch lag halbe Nacht auf dem Meere; und wie der liebende Jüngling vom Angesicht des Mädchens langsam den Schleier aufhebt, und immer mehr Reize sich dem lüsternen Auge enthüllen, so rollten die Wogen die Nacht weg, und wurden immer heller und röther, immer weiter und glänzender, bis endlich das ganze Meer brannte, und dunkelblau Sardiniens Küste emporstieg.

Da stürzte Cambiaso auf seine Knie: „Gott! du bist gross in deiner Schöpfung; vergieb mir!“ — Und nun belebten sich die Gebirge; es hüpfte die Gemse von Felsen zu Felsen, es weckte der Kranich seine Geschwader, und stieg in die Lüfte; es rief die Stimme der Hirten den treuen Hund, die Heerde zu bewachen; es murmelte der Bach, und stiess sich unwillig schäumend an den Ecken des Felsen; es hob sich die Blume vom Nachtthau [297] schwer, und zwischen ihr schlüpfte die glänzende Schlange.

Ach! jetzt war für Cambiaso die erste Überraschung vorbei; der Anblick des Schönen führt leichter zur Wehmuth; als der Anblick des Grässlichen; Cambiaso kehrte sein Auge nach Genua, und weinte. Jetzt sah er aber auf dem Gebirgsweg eilige Menschen kommen; er ahnete, dass man ihn suche, stieg vom Felsen herab, und verbarg sich in eine Höhle. Nachdem er hier einige Stunden verborgen war, so trieb ihn der Hunger sich Nahrung zu suchen; er ging in der Schluft dem hellen Bache nach, wo er in einiger Entfernung auf dem schönen, frischen Gebirgsgrün eine Heerde weiden, und unter dem Schatten eines Baums ein rothwangiges Mädchen schlummern sah. Die Unschuld, in Fürsten- wie in Hirtenkleidern, erzeugt Ehrfurcht und Zutrauen; Cambiaso nahete sich ihr, und weckte sie. „Schönes Mädchen, kannst du mir nicht ein Stückchen Brod gehen, meinen Hunger zu stillen?“ Das liebe unschuldige [298] Mädchen erschrak heftig; da sie aber in Cambiaso’s Augen so viel Güte, so viel Edles, und so viel Kummer entdeckte, fasste sie Muth, und antwortete ihm freundlich: „Was ich habe, lieber Herr, das will ich euch geben; ihr seht so unglücklich aus, und das rührt mich.“ Hier holte sie aus einem Körbchen schwarzes Brod, ein Töpfchen Milch, und einige getrocknete Feigen. „Nehmt, guter Herr, das ist alles, was ich habe; ich wollt’ euch gerne mehr geben, wenn ich nur mehr hätte.“ Diese himmlische Güte rührte Cambiaso bis zu Thränen. „Gutes Kind, dann hast du ja aber nichts?“ O! das schadet nicht, erwiederte sie noch freundlicher, wie zuvor; meines Vaters Hütte ist nicht weit, und da kann ich mehr bekommen. Setzt euch, und esst. Cambiaso setzte sich zu ihr, ass, und schien seinen Kummer auf einige Augenblicke zu vergessen. Das gute unschuldige Mädchen erzählte nun alles, was sie auf ihrem Herzen hatte: wie sie in ihrer Hütte glücklich lebten, dass sie noch eine Schwester habe, [299] diese hütete mit ihr abwechselnd die Heerde, und würde nun bald kommen, sie abzulösen. Cambiaso wollte dem Mädchen erst Geld für ihr Brod bieten, als er sie aber näher betrachtete, und sie reden hörte, schämte er sich dessen. „Gutes Kind“, frug er, „wenn ich nun hier bei euch im Gebirge bleiben wollte, würdet ihr, du und deine Schwester, wohl euer Brod mit mir theilen?“ „Herzlich gern“, erwiederte das Mädchen; „seht, da kommt meine Schwester schon, die wird es euch auch sagen.“ — Lachend und blühend, wie ein heitrer Frühlingsmorgen, hüpfte die kleine Schäferinn hinzu: „Ei, ei! was seh’ ich?“ rief sie, „du bist mit einem Herrn beisammen? warte, ich werde es der Mutter sagen, und dann wird Marie Schelte kriegen!“ Dieser Name erinnerte Cambiaso an seine verlassene Schwester; er konnte seine Thränen nicht zurückhalten. „Sieh, Josephe, was du gemacht hast; nun weint der arme Herr!“ sagte traurend die wohlthätige Marie, und streichelte freundlich Cambiaso’s Kinn. „Ach! so hab’ [300] ich es nicht gemeint,“ sagte Josephe, und ergriff Cambiaso’s Hand; „seyn Sie nicht böse, lieber Herr, meine Mutter wird nicht schelten.“ „Gute Kinder, meine Thränen gelten nicht euch!“

Mitleidig sahen die beiden schuldlosen Mädchen auf ihn hin, und nachdem Marie ihrer Schwester erzählte, der Herr wolle bei ihnen im Gebirge bleiben, versprach Josephe ihm alle Morgen Brod und Milch zu bringen.

Ihr müsst mich aber auch nicht an euern Vater verrathen, gute Kinder, denn ich will hier verborgen bleiben! sagte Cambiaso, und staunte nicht wenig, als sich beide Mädchen verlegen ansahen, und heimlich mit einander sprachen; Endlich, nachdem sie Cambiaso dringend um Verschwiegenheit gebeten hatte, versprachen sie, ihrem Vater nichts zu sagen, aber ihrer Mutter müssten sie sich entdecken; diese sey aber so gut und so mitleidig, dass sie ihn gewiss nicht verrathen würde.

[301] Dies musste sich Cambiaso, wenn er nicht verhungern wollte, gefallen lassen, und die gute Marie ging nun mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, nach Hause. Während dem unterhielt sich Cambiaso mit der muntern Josephe, und ihre zufriedne Fröhlichkeit war für seine Schwermuth heilender Balsam.

Gegen Abend kam Marie an der Hand ihrer Mutter, die nicht ganz ohne Besorgniss und Angst ihrer Josephe wegen war, so liebevoll auch Mariens Beschreibung von ihrem Fremdling gewesen seyn mochte. Aber auch über die Besorgnisse der Mutter siegte Cambiaso's Beredsamkeit, mehr aber noch sein edles Aeussre und sein kummervoller Blick. Auch sie versprach ihm Verschwiegenheit und erlaubte ihren Töchtern ihm Brod und Milch zu bringen, schlug aber jede Belohnung dafür aus. Dieses uneigennützige Mitleid ist ein schönes Eigenthum des weiblichen Charakters; das Weib fühlt inniger das Unglück eines andern als der Mann, und ihr ist der Fremdling [302] wie der Freund, im Elend gleich; sie hilft mit Aufopferung ihrer selbst. Beim Manne aber wird das Mitleid eine Tugend, da es beim Weibe meist nur Schwachheit ist.

Von der Güte dieser Mädchen erhalten, lebte Cambiaso schon einige Wochen in diesem Gebirge; schlief des Nachts in einer Höle oder im Grase, vom Murmeln des Bachs eingewiegt; suchte bei Tage Kräuter und dichtete Sonnetten auf seine unglückliche Diona; nur den Morgen brachte er bei seinen Wohlthäterinnen zu. Traurig warf er sich einst am Abend, als schon die Sonne untergegangen war, bei einer Quelle nieder: Was hilft mir dies Leben, sprach er, wenn ich es ohne dich Diona einsam durchtrauern soll? Wozu noch länger mit Träumen den heissen Durst nach Vereinigung löschen, da mir auch dämmernde Hofnung verschwindet? Geflohen aus Genua, geflohen aus Diona's zärtlichen Armen, welkt mir die blühende Natur in düsterer Einsamkeit; meinen Schlaf verjagen Schreckgestalten; Gewissensangst umwölkt meine Seele! Und ach! [303] umsonst seufz' ich nach Ruhe; die Qual der Erinnerung ist eine ewige Strafe! —

So klagt Cambiaso, und keine freundliche Stimme lispelt ihm Trost, kein lebendes Wesen steht ihm zur Seite; selbst kein kühlender West bebt in den Blättern der Bäume; sanft wallt ihm der Bach vorüber; einsam ist um ihn die Flur, still, wie die Schwermuth der Liebe. Einsamkeit wiegt den lächelnden Günstling des Glücks in betrachtenden Ernst; der verlassne Unglückliche aber weint in ihrem Schoosse Thränen der Wehmuth. Männlich nicht ist es, Thränen vergiessen; heroische Seelen setzen dem Unglück Stolz, dem Glück Kälte entgegen; aber das weichere Herz ehrt die heilige Thräne, und es ist schön, weinen zu können.

Cambiaso weinte; unbelauscht weder vom Stolz der Schmeichler, noch vom Hohnlächeln gefühlloser Höflinge. Im Kummer der Gegenwart verlohren, schuf seine Fantasie schöne Bilder der Zukunft; nur diese Freundin war ihm noch getreu und trocknete seine Thränen.

[304] Es schwebte seinem Geiste ein glückliches Jenseit vor; er sah sein Bild dunkel in der Welle des Bachs, flüssig in eilenden Wogen schwinden und wiederkehren; er dachte der Worte Diona's, „der Bach meine Hofnung", dachte der Zeit der Verklärung! — „Wie könnt' ich", sprach er, „vergehn, oder meine Vernichtung beweinen? Fortdauer giebt Freude, Vernichtung Ruhe. Seh ich umsonst mein Bild im Bache schweben? Ha! du winkst mir, du lockst! Staub soll nicht länger die Flamme verhüllen, oder sie auf ewig verlöschen! Halb seyn ist weniger als nicht seyn! Weib meiner Seele, Diona, dich hab' ich verlohren, jetzt fluch ich dem Leben!" — Cambiaso stürzt' in die Flut. Das Bette des Bachs war nicht tief; die Wellen schlugen einmal über seine Locken zusammen; Cambiaso schlich beschämt seinem Sitze wieder zu.

„Schwacher Mensch", rief er aus, „du bist nicht stark genug ein Leben zu enden, das dir verhasst ist? — Nicht stark genug? — Heisst es stark seyn, den langsamen Schritt [305] des Todes beflügeln, und dem Schöpfer den Kranz der Entwickelung entreissen? — Nein, stärker ist der Geist, der der Bestimmung lächelnd entgegen geht, auch wenn sie mit Furien umgeben scheint! Die Natur ist in ihrer Zerstörung auch göttlich, und der ist glücklich, der ihre Schönheit auch unter Ruinen entdeckt. Ach, Diona! werd' ich auch dich unter ihren Ruinen einst finden?" — Diese Frage zerriss Cambiaso's Betrachtung; ein nahes Geräusch

schreckte den furchtsamen Denker. Furcht ist die Begleiterinn des Unglücks; Cambiaso, der noch kurz vorher sein Leben zu endigen beschloss, sprang jetzt erschrocken auf, und verbarg sich hinter ein Gebüsch. Der Mensch fürchtet sich nicht vor seiner eigenen Schwachheit, vor Gefahren, die er sich selbst bereitet; aber vor dem Blick eines Fremdlings bebt oft die Verzweiflung, und flieht. Der Mensch ist ein schüchternes Wesen, nur durch Vereinigung wächst seine Stärke; Furcht vor dem Wunderbaren ist ihm natürlich, weil er sich selbst das grösste Wunder bleibt.

[306] Cambiaso hatte sich kaum hinter dem Gebüsch verborgen, so drängte sich jenseit dem Bache, durch Gesträuche wilder Rosen, ein Mädchen. Die Dämmerung ist eine parteyische Mahlerinn; in ihrem Lichtdunkel wölbt sich der Busen höher; es runden sich voller die Theile des schlanken Körpers, das feurige Auge blitzt sprechender hervor, das Lächeln des Mundes scheint zärtlicher, sanfter; die Sprache tönt harmonischer, und Seelen kommen sich schneller entgegen. Das schwarzlockige Mädchen setzte sich am Ufer des Bachs hin, entkleidete sich, brach eine Rose ab, zerpflückte die Blätter, warf sie in den Bach, stieg dann hinab, und badete sich. Cambiaso stand mit zitternden Knien und bebenden Lippen ihr gegenüber, und verwandte von ihr kein Auge; Neugier kämpfte mit Furcht, und je mehr er das badende Mädchen betrachtete, je mehr ward er angezogen, sich ihr zu nähern. Noch stand er zweifelnd, da sang mit sonorischer Stimme die Badende:

[307] Herrlich, wie die Frühlingssonne,
Strahlt der Hofnung Rosenglanz,
Zeigt uns Freud' und Lebenswonne
In des Hauptes Sternenkranz;
Doch im Traum nur macht sie selig,
Wie im Bach mein Schattenbild,
Schwindet auch ihr Glück allmählig;
Ihre Wünsche sind unzählig,
Aber keiner wird erfüllt.

Traue nicht der schönen Schlange,
Unter Rosen schlummert sie,
Lockt mit schmeichelndem Gesange,
Reizt mit Götterharmonie.
Wehe, wer in ihren Netzen
Unvorsichtig sich verstrickt,
Wehe, wer mit ihren Schätzen
Sich im Kummer will ergötzen,
Wer von ihren Blumen pflückt!

Ach! ihn werden Dornen stechen.
Ihn die süssen Träume fliehn,
Und bei stillen Silberbächen
Unter Veilchen Schierling blühn.
Hofnung, du betrügst die Schwachen,
Führst sie in ein Labyrinth,
Wo sie bald nach tausendfachen
Schönen Bildern, beim Erwachen
Sehn, wie sie betrogen sind.

[308] Cambiaso hörte aufmerksam zu, aber schon beim ersten Worte erschrak er, und kannte die Stimme. Angstvoll und unbemerkt schlich er dem Bache näher; das Mädchen sah ihn, und stutzte. Plötzlich sprang sie aus dem Wasser auf ihn zu. „Cambiaso!“ rief sie, Diona! rief er; beide erkannten sich, und fühlten ihre Herzen zusammenschlagen.

Noch lagen sie so in süsser Vergessenheit, als sich plötzlich Diona losriss, sich mit Erstaunen besah, einen forschenden Blick auf Cambiaso warf, und hinter ein Gebüsch floh. „Cambiaso“, rief sie, „dich, den ich mehr als mein Leben, mehr als die Schöpfung und den Himmel liebe, vergieb, dass du mich so findest! Vergieb mein Erstaunen, meine Verwunderung, und sage, wie komm ich in diesem Zustande hierher? mit dir in diesen Gebirgen?“

Wie ich hierher komme, antwortete seufzend Cambiaso, das weiss ich; aber wie du, göttliche Diona, bei mir, weiss ich nicht.

[309] „Diona? Wie nennst du mich? ich heisse Agnese, und liebte dich schon lange, Cambiaso, und habe viel deinetwegen gelitten.“ Hier weinte Agnese bitterlich.

Gott! wär’ es möglich? Wärest du nicht Diona, mit der ich an Genua’s Hafen, in der Stille der Nacht so schöne Augenblicke durchlebte; der ich Liebe schwur, die mir Liebe versprach?

„Ja Cambiaso, ich habe vor Genua’s Hafen dich gesehn, ich habe dir Liebe geschworen, ich habe deine Lippe geküsst; aber ich heisse Agnese, und bitte dich, schaffe mir Kleider, dass ich nicht so nackend vor dir stehe.“

Hoch schlug vor Freuden Cambiaso’s Herz, er ahnete ihre Genesung, wadete durch den Bach und holte ihre Kleider. Hier bring ich dir deine Kleider, Agnese, rief freudig Cambiaso; o! dass es wahr wäre, was ich hoffe, dass du jetzt ganz von deiner Krankheit genesen wärest, und mich auch jetzt noch liebtest!

„Der Himmel weiss es, Cambiaso, wie [310] sehr ich dich liebe, wie manche Thräne ich dir geweint habe! Ach! ich muss sehr krank gewesen seyn; denn die ganze Vergangenheit scheint mir ein unzusammenhängender Traum, ich finde eine grosse Lücke in meinem Leben; o sage mir, wie bin ich hieher gekommen?“ —

Cambiaso machte nun, so behutsam als möglich, Agnesen mit ihrer Geschichte und ihrer Krankheit, wie auch mit seinem Schicksal bekannt. Sie hatte sich während dieser Erzählung angezogen, und belohnte nun mit unzähligen Küssen Cambiaso’s Leiden.

„Unglücklicher, lieber Cambiaso, so viel hast du meinetwegen aufgeopfert, so viel geduldet! Sey jetzt ruhig, sey glücklich; ich fühle eine neue Schöpfung in mir erwachen, neues Leben durchströmt meine Adern!“

Mit diesen Worten stürzten Agnesen aus Mund und Nase Ströme Bluts; sie ward immer bleicher und bleicher und sank ohne Leben in Cambiaso’s Arme zurück. Er legte sie sanft auf das Gras hin, holte Wasser in seinem Hut [311] aus der Quelle, begoss sie damit und rieb ihr die Schläfe; Agnese blickte noch einmal auf, schlug ihre Arme um seinen Hals und gab ihren Geist auf.

Zeichne, wer es vermag, den Schmerz Cambiasos, ich kann nur mit ihm weinen, und gewiss werden fühlende Seelen ihn mit mir beklagen. Schauervoll sind die labyrinthischen Gänge des Schicksals; seine geheimnissvollen Zwecke verbirgt uns ein undurchdringlicher Schleier, vielleicht ist die Kraft ihn aufzuheben die Belohnung seines Lebens. Zwei Tage hatte Cambiaso schon an dem Busen der Entseelten gelegen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ohne Besinnung, ohne Gedanken, und ach! auch ohne Thränen; selbst die süsse Erquickung zu weinen, blieb ihm versagt; da fanden ihn erst seine Freunde.

Antonio hatte nämlich in der ganzen Gegend um Genua bekannt machen lassen, dass der eine Belohnung von hundert Dukaten erhalten solle, der Cambiaso’s Aufenthalt entdecken würde.

[312] Die Schäferinn hatte ihrem Manne das Geheimniss anvertraut, welches sie zu bewahren versprach, und dieser von der grossen Belohnung gereizt, hatte Cambiaso’s Aufenthalt verrathen.

Jetzt fand Antonio seinen Freund, aber in welchem Zustand? — Es ist ein trauriges Geschäft, das Unglück seiner Mitmenschen erzählen, aber es ist ein nützliches; der Unzufriedene lernt einsehen, wie viel Unglücklichere, als er, es noch auf der Erde giebt. Mit vieler Mühe erkannte Cambiaso seinen Freund, mit vieler Mühe brachte man ihn dahin, Nahrung zu nehmen, aber nach Genua zurückzukehren, dazu konnte man ihn nicht bewegen.

Nur erst nach dreien Tagen vermocht er, dem Antonio die Geschichte seines Unglücks zu erzählen, und von

ihm Aufklärung über Agnesen zu verlangen. Der Arzt hatte Agnesens Mutter gerathen, mit ihr nach dem Gebirge zu reisen, um dort die reinere Luft zu geniessen, in der Hofnung, dass diese Luft eine gute Wirkung auf Agnesen haben würde.

[313] Die Mutter, eine Gräfin Grimaldi, war diesem Rath gefolgt, und hier war Agnese ihren Wächtern entsprungen, um in den Armen ihres Geliebten zu sterben; Cambiasos Schmerz ward durch diese Geschichte nur aufs neue vermehrt; er bestand darauf, hier im Gebirge einsiedlerisch seinem Kummer zu leben, vermachte sein ganzes grosses Vermögen seiner Schwester Maria, und erlaubte ihr und Antonio nur einmal des Jahres ihn besuchen zu dürfen. Er liess Agnesen, hier wo sie starb, ein schauerndes einsames Grabmal errichten; es war ein kleiner moosbedeckter Hügel, mit wilden Rosen umpflanzt, den zwei Reihen düstrer Cypressen beschatteten. Ein Altar von weissem Marmor, auf dem eine Urne von schwarzem Marmor stand, bedeckte den Eingang; auf der vordern Seite des Altars waren folgende Worte eingegraben:

„Wanderer, freue dich der Unsterblichkeit,
und opfre der unglücklichen Liebe Thränen!“ —

[314] Bei diesem Grabe brachte Cambiaso sein übriges Leben zu, einsam und traurig, nur einmal im Jahre von seinen Freunden besucht, aber täglich von ihnen vermisst.

Genua bedauerte seinen Verlust, Agnesens Mutter ging in ein Kloster, und Reisende, die Cambiaso, den Einsiedler und das Grab seiner Geliebten sahen, beklagten noch oft das Schicksal dieser Liebenden.

Gespräch

des Ritter Don Quixott von la Mancha

mit einem Reisenden und seinem Schildknappen Sancho Pansa.

Der edle Ritter Don Quixott kam mit seinem treuen Schildknappen, Sancho Pansa, an eine von hohen Castanienbäumen beschattete Quelle, und beiden stach die Mittagssonne so heiss auf den Scheitel, dass sie beschlossen, sich hier einige Stunden auszuruhen. Sancho liess sich gelassen vom Rücken seines lieben Grauchen herab, indess Don Quixott auf der hohen Rozinante mit spähendem Blick umher sah, ob er hier sicher ruhen könne, und sich ihm nicht irgendwo eine feindselige Gestalt entdecke. Nun, gestrenger Herr, sprach Sancho, worauf lauert ihr denn noch? Ihr macht ja so grosse Augen, wie unser ehrwürdiger [318] Herr Baccalaureus, wenn man ihm einen Pfingsthammel opfert. Wisse, mein lieber Sohn Sancho, erwiederte Don Quixott, dass ein fahrender Ritter, gleich einem weisen Feldherrn, die Gegend wohl erspähen muss, in der er sich lagern will, denn die Feinde unsers Ruhms wählen gemeinhin die Stunde der Ruhe, ihre bösen Absichten auszuführen. — Sancho schwieg; er sah mit Wohlgefallen sein Grauchen im hohen Grase weiden, und fühlte sich von diesem guten Beispiel unwiderstehlich nach dem angefüllten Quersack hingezogen, den er neben sich niedergelegt hatte. Ach! gestrenger Herr, sprach er mit einem tiefen Seufzer, es thut doch Nichts so weh, wie der Hunger! — Du magst wohl Recht haben, erwiederte Don Quixotte lächelnd, und da ich nirgends Etwas entdecke, was mir Besorgniss einflösst, so will ich diesmal deinen Seufzer erhören, den ich nur zu gut verstehe. Sancho half jetzt seinem Herrn aus den Steigbügeln, und nachdem er der edeln Rozinante den Zügel abgenommen hatte, folgte [319] sie dem Beispiel des gescheiten Esels. Auch Don Quixott folgte den einladenden Blicken seines Knappen, und Sancho's Himmelreich, der Quersack, that sich für ihn auf. Indem sich die beiden tapfern Gefährten mit Speise und reinem Quellwasser labten, nahm sichtbarlich Sancho's gute Laune zu, die sich, wie gewöhnlich, in einem Sprüchwort Luft machte. Der Hunger ist der beste Koch! das muss doch wahr bleiben, gestrenger Herr! rief der fröliche Sancho aus, und wischte sich mit seinem Ermel den Bart; das Leben wäre ein gar vertraktes Ding, wenn man nicht essen und schlafen könnte. Kannst du dich denn noch immer nicht von deinen pöbelhaften Grundsätzen los machen? sprach Don Quixott mit einem sehr edeln Anstand; du bist schon so lange in meiner Gesellschaft, du warst schon so oft der Zeuge meiner grossen Thaten, und doch lernst du es nicht begreifen, dass der Ruhm das höchste Gut des Lebens ist. Ach, gestrenger Herr Ritter, brauste Sancho heraus, geht mir mit eurem Ruhm, mein Hintrer weiss [320] ein Lied zu singen, was der Ruhm für schöne Preller einbringt. Bauerflegel! rief erzürnt Don Quixott, du bist nicht werth, meiner Rozinante den Hafer vorzustreuen; du sollst wieder die Mistgabel tragen, zu der du geboren bist, und ich werde einem andern die versprochne Statthalterschaft verleihen. Seid doch nicht so zornig, gestrenger Herr, sprach Sancho, ich will ja gern dem Ruhm meinen Pelz zu Markt tragen, wenn euch damit gedient ist; aber aus andrer Leute Fell ist gut Riemen schneiden, und ein zerschlagner Leib ist doch ein ganz anderes Ding, wie ein gesunder, und aller Ruhm der fahrenden Ritterschaft kann Einem doch die gesunden Gliedmassen nicht wiedergeben. — Indem Sancho schon vor dem drohenden Blicke seines Herrn zurückbebte, kam plötzlich aus dem Gebüsch ein Mann auf einem Maulesel geritten. Don Quixott sprang auf, und griff nach seinem Schwerdt; da er aber den Reisenden unbewaffnet sah, ging er mit vieler Höflichkeit auf ihn zu, grüsste ihn freundlich, und bat ihn sein Gast zu seyn. Der Reisende [321] war ein Baumeister aus Sevilla, und kam von dem Landgute eines Edelmannes der dortigen Gegend. Er war ein launiger, geistreicher Mann, und da er schon Vieles von dem Ritter Don Quixott erzählen gehört hatte, so freute er sich seine Bekanntschaft zu machen, und nahm seine höfliche Einladung an. Er band seinen Maulesel an einen Baum vest, und liess sich neben Don Quixott nieder. Sancho reichte ihm ein Stück Brod und geräuchertes Fleisch, und es begann folgendes Gespräch unter ihnen.

Ihr müsst mit mir vorlieb nehmen, Herr Baumeister, sprach Don Quixott, wir fahrenden Ritter sind an schmale Küche gewöhnt.

Baumeister. Dess lasst euch keine Sorge seyn, ehrenvester Herr Ritter, in unserm Lande sind die Baumeister

so überflüssige Geschöpfe, dass sie mit den besten Kunstkenntnissen doch fast Hungers sterben müssen.

Sancho. Nehmt mir's nicht vorübel, lieber Herr, da habt ihr Unrecht; mein Gevatter, der Zimmermeister Joseph im Dorfe, war ein tüchtiger [322] Zimmermann, und der ass seine zweimal die Woche Fleisch, dass es seine Art hatte.

Don Quixott. Du bist doch ein rechter unwissender Mensch, Sancho; weisst du denn nicht, dass der Zimmermann nur ein Werkzeug des Baumeisters ist, und dass jener nur höchstens in die Kunst des letztern pfuscht, und handwerksmässig, ohne Wissenschaft so ein Haus bauet, wie er einen Balken beschlägt?

Baumeister. Wahrlich, gnädiger Herr, ihr habt da eine recht herrliche Wahrheit gesagt; handwerksmässig, wie er einen Balken beschlägt - - sehr gut, recht gut! Ich wollte, Herr Ritter, dass unsre Granden, Edelleute und Kapitalisten eben so richtig die Kunst vom Handwerk zu unterscheiden wüssten, dann würden unsre Städte und Dörfer nicht mit hölzernen unförmlichen Hütten und abgeschmackten Häusern angefüllt seyn.

Don Quixott. Wisst ihr, Herr Baumeister, woher dieses kommt? weil kein Sinn für das Schöne und Grosse mehr unter den Menschen wohnt. Jene Zeiten sind vorüber, wo weise [323] Zauberer die Menschen belehrten, und in unwirthbaren Wüsten die prächtigsten Palläste, Muster der Baukunst, hinsetzten; jetzt sind nur noch feindselige Zauberer vorhanden, und eben die, die jetzt einen fahrenden Ritter um allen Thatenruhm betrügen, die schönste Belohnung ertragener Mühseligkeiten, eben die sind es, die den falschen Geschmack einführen, und der Simplicität des wahren Schönen in jeder Kunst alle Verehrer rauben.

Sancho staunte mit offnem Munde der Weisheit seines Herrn; aber mehr noch, als er, verwunderte sich der Baumeister aus Sevilla, so viel gesundes Urtheil, vermischt mit sichtlichem Wahnsinn, zu finden. Er erwiederte lächelnd: Eure Bemerkung, Herr Ritter, ist leider nur zu wahr: der gute Geschmack in den Kunstwerken verschwindet immer mehr; aber in der Baukunst müsst ihr diese Erscheinung nicht den übelgesinnten Zauberern zuschreiben.

Don Quixott fiel ihm schnell in die Rede: Und welche Ursach wollt ihr denn sonst davon angeben, dass bei manchen Gebäuden der Erbauer absichtlich darauf gedacht zu haben scheint, etwas recht Unregelmässiges und Unbequemes zusammen zu setzen? Mit Wissen und Willen wird doch kein Mensch thörigt genug seyn, sich der ersten Erforderniss eines Wohnhauses, der Bequemlichkeit, zu berauben? Nur Zauberei kann die Menschen so gegen ihren eigenen Vortheil verblenden.

Baumeister. Allerdings, Herr Ritter, nur Zauberei, aber eine sehr natürliche, die Zauberei des herrschenden Vorurtheils. Die meisten Menschen glauben, die Schönheit eines Gebäudes bestehe in seinen Verzierungen, und sey daher nothwendig kostbarer, als ein Haus, welches, ihrem Ausdrucke nach, schlechtweg gebauet ist. Sie nähren, diesem Vorurtheil gemäss, eine unwiderstehliche Furcht vor jedem Baumeister, der mit Kunstkenntniss urtheilt, und regelmässige Schönheit von jedem Gebäude verlangt; sie besorgen, er werde seinem Kunstgefühl aus ihrem Beutel opfern, und ziehn ihm den unwissenden Handwerker vor, weil sie sich nicht überzeugen können, dass Regelmässigkeit immer die wohlfeilsten Gebäude aufführt, und dass die Schönheit eines Gebäudes nur in dem richtigen Verhältniss seiner Massen, in der Symmetrie seiner Abtheilungen, in der Regelmässigkeit seiner Winkel, in der Vertheilung des Lichts, und in der Benutzung des Platzes besteht, der bebaut werden soll, woraus nothwendig die grösste Bequemlichkeit mit dem mindesten Kostenaufwand erwachsen muss. Das ist es aber, was keiner glauben will, und wovon sich doch jeder durch den Augenschein überzeugen könnte; das ist es, was sogar viele Baumeister vergessen, die da glauben, ein Meisterstück aufgeführt zu haben, wenn sie Massen auf Massen thürmen, Verzierungen auf Verzierungen häufen, die ohne Harmonie und Verhältniss zum Ganzen den Eindruck schwächen, grosse Flächen in kleinliche Wandstriefen [Wandstreifen] verwandeln, und das zerstören, was sie beabsichtigen sollten.

Don Quixott. Ihr sprecht als ein verständiger Mann, ob ich mich gleich nicht überreden kann, dass es nur Furcht vor grösseren Kosten [326] sey, die so viele abhalte, schön und gut zu bauen. Unsere Zeiten sind nicht die Zeiten der Sparsamkeit, wenn sie auch die Zeiten des Geitzes sind; man scharrt zwar durch Niederträchtigkeiten Geld zusammen, aber nur um es wieder verschwenden und sich damit Einfluss erkaufen zu können. Mit der fahrenden Ritterschaft ist Sparsamkeit, Edelmuth und Biederherzigkeit

verschwunden, die Tapferkeit hat sich in Räuberhölen verborgen, und die treue Liebe für die Dame seines Herzens ist wie die Gerechtigkeit nur zu einem Mährchen jener Zeit geworden. Aber ich will diese Zeiten und diese Tugenden wieder entstehen machen. Ich will die Zauberer besiegen, die den guten Genius der Menschheit gefesselt halten, und dann, Herr Baumeister, soll auch der gute Geschmack wieder aufleben, und ihr sollt mir nach euren treflichen Kunstregeln dann ein Wohnhaus auf meiner Burg erbauen.

Don Quixott war in Feuer gerathen und sprach sehr laut, so dass Sancho, der während dem Gespräch seines Herrn mit dem Baumeister, [327] eingeschlafen war, plötzlich erwachte, und noch die letzte Periode hörte. Er hatte von seiner Statthalterschaft geträumt, und wollte daher, weil sein Herr vom Bau eines Wohnhauses sprach, auch für seinen Statthaltersitz sorgen.

Auch mir, sagte er zum Baumeister und jähnte zweimal, sollt ihr in meiner Statthalterschaft eine ganz neue Stadt, und für mich ein prächtiges Schloss erbauen. Aber das sag' ich euch, fein ordentlich muss alles erbaut seyn; die Wände müsst ihr mir roth anstreichen, und die Balken dazwischen grün und die Thüren und Fenster gelb; die Küche muss gleich neben meiner Stube seyn, dass ich riechen kann, was meine Köche zubereiten, und mir die Kerls nicht vorher das Fett von der Suppe schöpfen. Den Thorweg sollt ihr neben der Schlafkammer anbringen, damit ich bei Nacht hören kann, was aus- und eingeht, und sie mir das Holz nicht vom Hofe stehlen.

Der Baumeister lachte aus vollem Halse: Aber, Herr Sancho, das wird ja ein gar unförmliches [328] Haus werden, wo die Küche neben der Wohnstube, und der Thorweg neben der Schlafkammer angelegt werden soll! Dafür seyd ihr ein Baumeister, sprach Sancho, ihr müsst das Alles einzurichten wissen. Da sag ich euch nicht einmal einen grossen Dank, dafür seyd ihr bezahlt. Es muss auch vor der Hausthür eine Laube seyn, und über der Hausthür ein Erckner, und recht viel Schornsteine, und in der Mitte vom Dache ein Thürmchen mit einem Wetterhahn. O, schweig endlich still, rief Don Quixott, du baust gerade solche Häuser, wie die Rathsherrn von Sevilla.

Ihr seht aber daraus, Herr Ritter, sagte der Baumeister, wie die meisten Gebäude entstehn; ohne das Ganze zu übersehn, flickt das Bedürfniss einzelne Theile zusammen, und der Bauherr glaubt, mit einer nützlichen Sparsamkeit gebaut zu haben, wenn nur überall das Bedürfniss sichtbar ist, welches ihn so zu bauen zwang, statt dessen ein kluger Baumeister bei jedem Theil des Gebäudes das Bedürfniss zu verstecken und den Schein zu erhalten [329] sucht, als sey er überall nur den Regeln der Kunst und des Schönen, und nicht dem Zwange der Nothdurft gefolgt.

Dass sich Gott erbarme, rief Sancho, was seyd ihr für ein gelehrter Mann; ich verstehe kein Wort von eurem Gesprächsel, und ich glaube, es geht meinem gestrengen Herrn auch so.

Du irrst dich, sprach Don Quixott mit vieler Gelassenheit; wenn auch ein fahrender Ritter, der nur die Waffen zu führen weiss, in den Wissenschaften nicht sonderlich stark zu seyn braucht: so zeigen uns doch die bewährtesten Beispiele aus den Zeiten der Tafelrunde, dass fahrende Ritter über viele Dinge mit Sachkenntniss zu urtheilen wussten, und dass es einen Ritter ziert, wenn er in den Wissenschaften und Künsten einigermassen bewandert ist. Ich habe euch sehr wohl verstanden, Herr Baumeister, und ich habe mich oft selbst über die vielen unnützen Winkel und Ecken in unsern Häusern geärgert, wo es sichtbar ist, dass man sich nicht Zeit genommen, [330] eine regelmässige Eintheilung zu machen, und wo man Materialien und Arbeitslohn zwecklos verschwendet hat.

Baumeister. Da habt ihr den rechten Fleck getroffen, Herr Ritter; Verschwendungen dieser Art werden täglich ohne Reue begangen, und die Vorgelege und Schornsteine sind in manchen Häusern geräumiger, wie die Wohnzimmer. Mir ist in einem Wohnhause nichts unleidlicher, als die sogenannten Schmutzwinkel, woran die meisten Häuser so reich sind; sie führen unwillkührlich Unreinlichkeit ein, zu der sie bestimmt wurden, und benehmen, indem sie eine scheinbare Bequemlichkeit befördern sollen, den Platz, der reeller Bequemlichkeit und Schönheit hätte gewidmet werden können. Unbeleuchtete, halsbrechende Treppen, enge Hausflühre, schiefwinkligte Zimmer sind sehr gewöhnliche Erscheinungen, wo für Polterkammern, Garderoben und geheime Gemächer aufs fleissigste gesorgt ist; Namen, die ein veralteter Baumeister erfunden hat, den Mangel der Erfindungsgabe mit [331] Anstand zu bemänteln, und die er gewöhnlich

solchen Löchern giebt, die aus einer fehlerhaften Eintheilung entstanden. Ich will damit nicht sagen, dass dergleichen Kammern unnöthig oder immer zu vermeiden wären, sondern dass sie stets der wahren Bequemlichkeit untergeordnet und so eingerichtet seyn müssen, dass sie auch zu andern Zwecken gebraucht werden können. Besonders gross ist die Gleichgültigkeit vieler Baumeister gegen den Hausflur, der doch das Erste ist, was dem Eintretenden in die Augen fällt, und ihn gleich für oder wider die innere Einrichtung eines Hauses einnimmt, und der, ist er geräumig und erleuchtet, zu so vielen kleinen wirthschaftlichen Geschäften gebraucht werden kann, die sich nicht so gut in einem Zimmer vornehmen lassen.

Don Quixott. Euer Urtheil ist gegründet, Herr Baumeister, denn wenn sich meine Nichte zum Federreissen und Wurstmachen meines Zimmers bediente, so hab' ich hundertmal gewünscht, einen andern geräumigen Platz [332] im Hause ihr anweisen zu können, weil es ganz gegen die Würde eines fahrenden Ritters ist, dergleichen weiblichen Beschäftigungen beizuwohnen.

Sancho. Aber die Wurst zu verzehren, das ist doch nicht gegen die Würde eines fahrenden Ritters? Lieber Gott, ich mögte weinen, wenn ich an die herrlichen Zeiten denke, wo es noch frische Wurst zu schmausen gab! In meinem Schlosse soll mir die Wurst in der Stube gemacht werden, ihr könnt dann, Herr Baumeister, auf dem Hausflur beginnen, was ihr wollt.

Du bist doch ein recht thierischer Mensch, Sancho, sprach Don Quixott, und richtete sich von seinem Lager auf. Ihr müsst es ihm verzeihen, Herr Baumeister, der Pöbel gleicht sich im Einzeln wie im Ganzen, und will ihn ein Edler auch zu sich empor heben, so nimmt er dessen Schwachheiten an, ohne dessen Tugenden nachzuahmen.

Jetzt brannte die Sonne schon weniger, und der Baumeister wollte seine Reise weiter [333] fortsetzen. Er nahm also vom Ritter Abschied, und freute sich aufrichtig, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Don Quixott drückte ihm sehr höflich die Hand, und sagte: Reiset glücklich, und nehmt meinen Dank für eure angenehme Unterhaltung mit; sollte je der Drang nach Thaten in mir erlöschen, und ich der Ruhe geniessen wollen: so werd' ich mich bei jedem vorzunehmenden Bau eurer Lehren erinnern, und mir wiederholen, dass Regelmässigkeit immer am wohlfeilsten baut.

Der Baumeister bestieg sein Maulthier, nahm auch von Sancho einen freundlichen Abschied, und setzte seinen Weg fort. Kaum war er dem ehrlichen Sancho aus dem Gesicht gekommen, so fing dieser überlaut an zu lachen.

Was lachst du? fragte Don Quixott.

Gestrenger Herr, erwiederte Sancho, ich muss wohl lachen. Art lässt nicht von Art; die studirten Leute sind doch gar zu possierliche Leute, man erkennt den Vogel gleich an den Federn. Alle sprechen mehr als sie thun; der spricht uns hier eine Stunde von seiner Baukunst [334] vor, wie er es nennt, erzählt uns, wie wir Häuser bauen sollen, und wir haben nicht so viel Baares, dass wir einen Hundestall aufrichten könnten.

Tölpel, sprach Don Quixott, weisst du nicht, dass wir noch Königreiche erobern wollen?

Mit stolzem Ernst bestieg er seine Rozinante, Sancho kroch auf sein Grauchen, und langsam zogen sie weiter.

Liebe und **Ehe**[107]

in

3 Gesängen

von

Franz von Kleist

Berlin

bei Friedrich Vieweg

[107] Grundlage ist ein Scan eines Buchs der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN671097008

HOHE

AUSSICHTEN DER LIEBE.

Tecum vivere amem, tecum obeam libens.

Horat.

A N

M I N N O N A.

Holde Zauberinn der Freude,
Fantasie, dein Göttertraum
Schimmert mir im Feuerkleide
Mit der Hoffnung Glanzgeschmeide
An des Aethers goldnem Saum!
Schwinde, süsse Augenweide,
Schwinde nicht wie Wogenschaum, -
Rein, von Himmelsglut durchwallt,
Seh' ich Deine Lichtgestalt!

[6]
Herrlich wie die Morgenfeyer,
Wenn der Thau die Halme nässt,
Häos aus der Dämm'rung Schleyer
Sich mit sanftem Purpurfeuer
Auf die Hügel niederlässt;
Lieblich wie der Ton der Leyer,
Wenn ein duftgetränkter West
Säuselnd durch die Saiten bebt, —
Ist das Bild, das mich umschwebt! —

Wie das Mädchen in Gefühle
Göttlicher Berauschung sinkt,
Wenn vom hohen Freudenziele
In des Abends stiller Kühle,
Wo die Flur Erquickung trinkt,
Mit der Wollust Harfenspiele
Treue Liebe lächelnd winkt; -
So durchströmt der Minne Lust
Wonnewallend meine Brust.

[7]
Auf! schon glüht Empfindungsflamme
In der Seele tiefstem Schooss,
Hoch entkeimt aus Götterstamme
Reisst sie von dem Erdendamme
Der Verbindungen sich los, —
Fliehet vor des Lasters Schlamme,
Kühn beflügelt, hehr und gross,
Im ätherischen Gewand
Zu des Geistes Feenland.

Hier im Reich der Fantasieen,
Wo die Nacht dem Lichte gleicht,
Wo der Hoffnung Sonnen glühen,
Ewig die Naturen blühen,
Uns die Thräne nie beschleicht;
Wo des Kummers Schatten fliehen,
Ihren Nektar Liebe reicht, —
Hier, in diesem Lustgefild,
Glänze mir der Zukunft Bild.

[8]
Schwinge Dich auf Adlerflügeln,
Du, mein göttlichster Gesang,
Nach des Himmels Sternenhügeln,
In der Gottheit Dich zu spiegeln,
Und bey hohem Sphärenklang
Kühn die Zukunft zu entriegeln,
Die kein Erdenblick durchdrang;
Schwinge über Hain und Flur
Dich zur Werkstatt der Natur!

Oeffne hier der Gräber Hülle,
Blicke zur Vollendung hin,
Ob in freudenreicher Fülle,
Wie des Schöpfers Geist und Wille,
Ich unsterblich, ewig bin;
Ob ich — lohnt in süsser Stille
Einst der Tugend Hochgewinn —
Mich mit hoher Schwärmerey
Ewig meiner Liebe weih'!

[9]
Schweb, o Lied! vom Glanz durchdrungen
Göttlicher Erhabenheit,
Von der Liebe Kranz umschlungen,
Und mit Geist und Herz gesungen,
Schimmernd hin den Strom der Zeit!
Schwebe hin! Sie ist errungen,
Dieser Erde Seligkeit,
In MINNONA'S Zauberblick
Strahlt mir Gott und Welt zurück!

Ehr und Ruhm sind Gaukeleyen,
Die der Thorheit Wahn uns giebt;
Eitle, eitle Schmeicheleyen,
Die — gleich allen Zaubereyen —
Schnell der Wahrheit Hauch zerstiebt;
Keiner kann sich Gottes freuen,
Wer nicht innig fühlt und liebt! —
Beym Allmächtgen! Liebe nur
Ist die Seele der Natur!

[10]
Ha! wer kennt nicht ihre Mächte,
Sänke nicht vor ihren Thron?
Wer vom menschlichen Geschlechte
Trotzte wohl der Liebe Rechte,
Spräch' der Liebe Herrschaft Hohn,
Dass Er nicht auch Opfer brächte
Zu erringen Minnelohn? —
Jeder küsst die Schwanenhand,
Die ihm Rosenfesseln band.

Fliehe von des Nordmeers Strande
Zu Arcadiens Gefild,
Von dem schneebedeckten Lande
Zu des Frühlings Lichtgewande,
Wo der Bach durch Blumen quillt;
Reitzend scheint in jedem Stande
Dir der Liebe Zauberbild,
Reitzend wie im Wiederhall
Ein Gesang der Nachtigall.

[11]
Lockend wie der Hoffnung Blüthe
Zu dem Thal der Ewigkeit,
Winkt der Liebe Schmeichelgüte
Lächelnd uns zu dem Gebiete,
Wo Sie zaubernd uns erfreut;
Liebe — die das Herz durchglühte,
Der sich Greis, und Jüngling weiht,
Ist des Himmels schönstes Gut,
Unsers Lebens Licht und Glut!

Schön bekränzt mit Myrthenzweigen
Einverstandner Harmonie
Lächelt sie im Wonneschweigen,
Engelblicke nur zu Zeugen,
Edler Seelensympathie!
Kühner Herzen Stolz zu beugen
Zürnen ihre Blicke nie,
Ach! der Thränen sanfter Schmerz
Fesselt auch Alcidens Herz.

[12]
Mit des Reitzes Demantketten
Hält sie Männer-Kraft und Geist,
Schlau bedient von Amoretten,
In der Wollust Schwanenbetten,
Durch das Glück, das sie verheisst:
Und wenn alle Weise hätten,
Was ihr stolzer Irrthum preis't,
Dennoch — dennoch siegten sie
Ueber Amors Waffen nie.

Leicht aus Rosenglut gesponnen
Ist der Liebe Morgenkleid;
Dem Vergänglichen entronnen,
Eingetaucht in Götterwonnen,
Ein Gewand der Seligkeit,
Strahlt's mit Glanz entwölkter Sonnen
Um den stolzen Sohn der Zeit!
Liebe bringet Flammenschein
In des Lebens Trauer-Hain.

[13]
Auch auf meines Lebens Stunden
Streut sie nun ihr schimmernd Licht;
Heilend meiner Schwermuth Wunden,
Hab' ich endlich sie gefunden,
Schön auf rosigem Gesicht
Habe diesen Kranz gebunden,
Den des Geistes Zauber flicht,
Ihn , MINNONA, Dir zu weihn,
Deines Kusses werth du seyn.

Könnt ich laut wie Donner sprechen.
Wenn im Blitz die Allmacht schwebt,
Und der Sünder vor Verbrechen,
Die nicht Weltgesetze rächen,
Reuevoll im Staube bebt;
Könnt ich Lorbeerwälder brechen;
Von Apollo's Geist belebt,
In des Herzens Glut und Drang
Dichten ewigen Gesang:

[14]
Ha! so rief ich, dass es schallte
Mächtig wie Posaunenton,
Dass es ewig wiederhallte,
Durch die Fluth der Zeiten wallte
Zu der Gottheit Sternen-Thron;
Riefe laut: „Die Schöpfung zahlte
Mir des Lebens schönsten Lohn!
Denn MINNONA, Sie ist mein -
Hört es, Welten! — Sie ist mein!! -"

Legt Monarchen Eure Kronen,
Freyheit, Wonnespenderinn,
Legt den Reichthum aller Zonen,
Wo nur Mensch und Thiere wohnen,
Auf des Werthes Wage hin;
Meine Seligkeit zu lohnen,
Ist es kindischer Gewinn;
Was in diesem Busen lebt,
Ist aus Götterhauch gewebt.

[15]
Schleicht! ihr kalten Männerseelen,
Die der Liebe Macht verkannt,
Schleicht aus Euren düstern Höhlen,
Wo Euch Neid und Sorgen quälen,
Zu der Minne Blumenland,
Neue Kraft wird Euch beseelen,
Wie nach heißem Sonnenbrand,
Wenn ein Regen sich ergiesst,
Labung auf die Fluren fliesst.

Auch ich hatt' es einst geschworen
Aller Minne feind zu seyn,
Lieblich tönt' es meinen Ohren,
Mit der Stimme stolzer Thoren
Ihren Zauber zu verschreyn:
Doch auf ewig nicht verloren
War für mich ihr Götterwein;
In MINNONA's Liebe fand
Ich der Freude Rosenland.

[16]
Süss berauscht im Labeweine;
Der von Ihren Lippen quillt,
Seh ich in dem großen Haine
Der Natur, beim Zauberscheine
Meiner Liebe, nur — Ihr Bild!
Dieses schöne, ätherreine,
Holde, liebe Götterbild,
Welches Einmahl nur erblickt,
Für die Ewigkeit entzückt.

Wenn in heissen Liebeswogen
Von der Seele Feuerdrang
An des Busens Schwanenbogen
Sympathetisch angezogen
Meine glühe Wange sank —
Hab' ich Wonne eingesogen,
Wonne, wie noch keiner trank,
Wie sie nie vom Himmel rann
Und kein Cherub sie ersann.

[17]
Wollust schwebt von Ihrem Munde,
Den die Rosenlippe kränzt,
Wollust athmet jede Stunde,
Wenn in süssem Zauberbunde
Lieb' in ihrem Auge glänzt;
Auf dem ganzen Erdenrunde
Fühlet dann so unbegränzt
Keiner von den Sterblichen
Das Gefühl der Seligen.

Wie im lichten Sternensaale,
Den des Jubels Ruf durchdringt,
Zeus beym hohen Göttermahle
Aus der goldnen Freudenschale
Wonniges Entzücken trinkt;
So geniess ich in dem Thale,
Wo mir Veilchenbalsam winkt
Ruhend an MINNONA'S Brust
Süss bezaubert Himmelslust.

[18]
Meinem Glück muss jedes weichen,
Welches Menschen schon gekannt,
Unter Armen, unter Reichen
Ist mir keiner zu vergleichen,
Keiner fühlt, was ich empfand;
Kann es nimmermehr erreichen,
Denn Sie schuf des Schöpfers Hand
Aus der eignen Götterbrust
Im Triumph, sich selbst zur Lust.

Wer Sie sieht, sinkt betend nieder
Vor der himmlischen Gestalt;
Dieses Ebenmaass der Glieder,
Ihres Busens Schwangefieder,
Den ein edles Herz durchwallt,
Ihrer Stimme sanfte Lieder
Haben zaubernde Gewalt;
Jeder, der Sie lächeln sieht,
Wird von Sympathie durchglüht.

[19]
Liebreich strahlt aus Ihren Zügen
Geistig sanft ein schönes Herz,
Das, mit heiligem Vergnügen,
Andrer Kummer einzuwiegen
Nimmer fürchtet eignen Schmerz;
Das der Tugend Thron erstiegen,
Anmuthsvoll in Ernst und Scherz
Himmelsfrohe Heiterkeit
Auf die ganze Schöpfung streut!

Und diess Mädchen mein zu nennen,
Die kein Erdensohn erblickt,
Ohn' in Minnegluth zu brennen; —
Sie als Gattinn lieben können,
Die mich jetzt schon so entzückt;
Nimmer mich von Ihr zu trennen,
Stets durch Ihren Kuss beglückt,
Heiter, fern von stolzem Wahn
Zu durchwandeln meine Bahn? —

[20]
Komm, o seliger Gedenke!
Fessle mich mit deiner Hand,
Wie den Stab des Weinstocks Ranke,
Dass ich nicht im Sturme wanke,
Scheitre an des Stolzes Strand!
Denn ach! sieh, wie meine kranke
Seele in dem Flammenbrand
Der Gefühle sich empört,
Und nur deine Stimme hört!

Ja, ich höre sie und fühle
Schon der Freude Gottes-Kuss,
Nahe mich im Geist dem Ziele,
Wo bey süssem Lautenspiele
Thront der Ehe Genius;
Sehe, wie beym Lustgewühle,
Wie im festlichen Genuss
Schon des Tages Purpur bleicht,
Und die Nacht sich näher schleicht.

[21]
Naht euch, süsse Augenblicke,
Ehe des Lebens May entrauscht,
Wo ich an die Brust Sie drücke,
Und die schönste Blüthe pflücke,
Nicht vom Neide mehr belauscht;
Wo ich jedes Ach! ersticke,
Und von Amors Wein berauscht
Göttern gleich an Freude bin,
Gleich an liebevollem Sinn!

Wonne wird mein Leben krönen,
Wenn Sie mich als Gattin küsst,
Und mit holden, sanften, schönen,
Liebevollen Herzenstönen
Mir ein Trost im Kummer ist;
Froh werd' ich den Stolz verhöhnen,
Der ein solches Glück vermisst,
Und von eitlem Wahn entflammt
Jeden Fühlenden verdammt.

[22]
Reiner, wie die Silberquelle,
Die vom Felsen sich ergiesst,
Strömt in ungetrübter Helle
Meines Lebens Freudenwelle,
Die der Tugend Schooss entfliesst,
Zu des Oceanes Stelle,
Wo der Tod die Gränze schliesst,
Licht und Schatten sich vereint,
Und die Ewigkeit erscheint.

Glänzend in dem Lichtgewande
Der Vollendung strahlt Ihr Haupt,
Winkt mich an des Grabes Rande
Zu dem blumenreichen Lande,
Das ein ewger May belaubt;
Wo der Leib im Sclavenbande
Nicht dem Geist die Stärke raubt,
Aufzugehn wie Lichtgeschoss
Zu der Wahrheit Sonnenschloss.

[23]
Hier, wo Wahrheit, Macht und Leben
Sich in einen Strom verliert,
Um von hier aus Kraft zu geben,
Und das Weltall zu umschweben.
Dessen Wirkung es regiert;
Hier, wo Gottes Geistesstreben
Aller Welten Ruder führt;
Wo des Wissens Nacht entflieht,
Und der Geist Erleuchtung sieht!

Hier, wo Cherubime walten,
Neue Weltsysteme blühn,
Tausend fremde Lichtgestalten
Unserm Auge vorgehalten
Uns mit Zauberreiz umglühn,
Die Naturen sich entfalten,
Alle Zweifel uns entfliehn,
Sich der Durst nach Weisheit stillt,
Gott sich unserm Blick enthüllt!

[24]
Wo im lichten Himmelsglanze
Die Vergelt'rin unser denkt,
Bey der Geister Zaubertanze
Mit dem edlen Palmenkranze
Der Belohnung uns empfängt,
Und der Strafe Schreckenlanze
Sanft von unserm Busen lenkt;
Hier — am göttlichen Altar
Huldigt uns der Engel Schaar.

Ja! MINNONA, unsre Liebe
Schlummert nicht mit diesem Staub,
Denn zu hehr sind unsre Triebe,
Als dass sie ein Grab begrübe,
Dass sie würden Todesraub;
Nein! kein düstrer Kummer trübe,
Mache mich für Freuden taub,
Einer Zukunft Morgen glänzt
Lächelnd mir, mit Ruhm bekränzt.

[25]
Prachtvoll, — wie zum ersten Mahle
Da aus der Entwicklung Schooss,
In des Chaos todte Thale
Aus des Schöpfers Wunderschale
Lebensodem sich ergoss,
Und in Gottes Sonnensaale
Geisterstoff zusammenfloss, —
So wird einst der Morgen seyn,
Da wir uns als Engel freun.

Bey erhabnen Götter-Chören
Reiner Engel-Melodie
Werden wir die ewgen Lehren,
Hoher Wesen Bildung hören,
Der Naturen Harmonie;
Werden nimmer wiederkehren
Zu des Wahnes Fantasie,
Werden ohne falschen Schein,
Schluss auf Schluss zu Folgen reihn!

[26]
Rosen werden uns umschatten,
Palmen kühlend uns umwehn,
Wonnen sich zu Wonnen gatten,
Unsre Freude nie ermatten,
Düster uns kein Morgen sehn;
Jeden Kummer zu erstatten,
Das Vergnügen zu erhöhn
Blicken wir mit Sphärensinn
Auch auf das Vergangne hin!

Unsers Kusses reines Feuer
Bleibt dann ewig, stark und gleich;
Nicht des Neides Ungeheuer,
Nicht des Irrthums dunkler Schleyer
Herrschen noch im Aetherreich;
Unverstellt, erhabner, freyer,
Ohne Wermuth, sanft und weich,
Wie des Mayes Morgenblick
Ist dann unsrer Liebe Glück.

[27]
Kommen wird im Zeitenflusse
Endlich diese Wonnezeit,
Wo bey ewigem Genusse
Unserm seelenvollen Kusse
Weder Sturm noch Donner dräut;
Wo beym ersten Engelgrusse
Unsre Liebe sich erneut,
Unsre Treue Wonne krönt,
Und die Hochzeitharfe tönt!! —

DAS

GLÜCK DER LIEBE

Nil sine te mei
Possunt honores.

Horat.

AN

ALBERTINEN.

Freude glüht in meinem Herzen,
Freude, sey du mein Gesang!
Lasst mit Kronen Fürsten scherzen,
Sorgen ihren Himmel schwärzen,
drückt doch mich kein eitler Zwang!
Freude, sey Du mein Gesang!
Freude, die bei Hymen's Kerzen,
treues Weib, an DEINER Hand
meine frohe Seele fand.

[34]
Wie das Schiff auf Meereswogen,
ist ein Jüngling ohne Weib;
lächelnd durch den Schein betrogen,
schnell von Schönheit angezogen,
liebt er nur zum Zeitvertreib;
läugnet, dass ein schöner Leib,
oft, was er versprach, gelogen,
und zu spät erkennt er dann,
Täuschung sey, was er gewann.

Aber wer vom Gift der Thoren
nicht berauscht, den Schein verlacht;
wer ein Weib sich auserkoren,
die den schönen Bund beschworen,
wo, von Liebe treu bewacht,
nur die Tugend glücklich macht;
o! dem geht kein Tag verloren,
friedlich bietet ihm die Zeit,
Palmen der Zufriedenheit.

[35]
Lächelnd eilen ihm die Stunden
dieses Erdenlebens hin;
schön von Hymen's Kranz umwunden,
werden Tage zu Secunden,
und mit neuem Wahrheitssinn,
wird — o glücklicher Gewinn! —
jedes Schöne dann empfunden;
dann, wie Wellen in dem Bach,
folgen Freuden, Freuden nach.

Als ich noch auf jenen Hügeln,
bei den Rosen niedersank,
mich in Amor's goldnen Flügeln,
immer flatterhaft zu spiegeln;
als ich noch vom Lethe trank,
machte mich die Liebe krank,
wollt' ich nicht den Bund besiegeln,
den die Schwärmerey beschwor;
freylich war ich da ein Thor!

[36]
Immer glaubt' ich da die Freude
mir so nah, und fand sie nicht;
glaubte, dass, verfolgt vom Neide,
schuldlos meine Seele leide;
sah bey Amor's Zauberlicht,
mich bald Gott, bald Bösewicht;
suchte bald die dürre Haide,
bald des Waldes Schattengang,
bald die Stille, bald Gesang.

Immer war ich nicht zufrieden,
hatte Nichts, und wünschte Viel,
dachte, dass uns nur hienieden,
Täuschung das Geschick beschieden;
fluchte zürnend dem Gefühl;
sah mich immer hart am Ziel,
wollte nicht im Lauf ermüden,
glaubte das Vollenden leicht,
und mein Zweck blieb unerreicht.

[37]
Aber jetzt, o neues Leben!
jetzt bin ich ein froher Mann;
mir ist nun ein Weib gegeben,
deren liebevolles Streben
mich zum Gotte zaubern kann;
nun vollendet, was begann;
nun will ich mein Haupt erheben,
fragen, wer gleich mir so frey,
so vergnügt und sorglos sey?

Frohe Tage, frohe Nachte,
sind mein schöner Lebenslauf,
und an ALBERTINENS Rechte,
trotz der Fürsten Mordgefechte,
trotz der Britten Sklavenkauf,
blüht mir doch die Hofnung auf,
Vater künftiger Geschlechte,
die kein Schwerdt der Herrschsucht scheun,
freyer Kinder Rath zu seyn.

[38]
Schon, wenn noch auf Flora's Beete,
Silberthau die Rose schmückt,
und bei Nachtigall Geflöte,
mich die goldne Morgenröthe,
noch in Amor's Schoos erblickt;
schon dann bin ich mehr entzückt,
wie der Franke, der im Lethe
jetzt Despot und Thron vergisst,
freyer Mensch die Tugend küsst.

Wachst du, Liebchen? ruf' ich leise,
und ihr freundlich Auge glüht,
schöner als im Sternenkreise
der Planet, den spät der Weise
an Aurora's Busen sieht.
Doch wenn nun die Dämmrung flieht,
Föbus in die goldnen Gleise
mit dem Feuerwagen fährt;
dann bin ich erst neidenswerth!

[39]
Dann durchglühn mich tausend Küsse,
dieser Seelenschmeichlerin,
strömend zaubern dann Ergüsse,
wollustathmender Genüsse,
mich mit süssberauschtem Sinn,
nach den Fluren Eden's hin;
hier vergess' ich, was ich misse,
wünsche, was ich haben kann,
fühle, was ich schon gewann.

Frölich wall' ich nun dem Tage,
in bescheidner Seelenruh',
fern des Neides öder Klage,
diesem Quell der Lebensplage,
heiter meiner Arbeit zu,
wo mit schwesterlichem Du
mir Calliope die Waage
sanfter Harmonien beut,
sich mein Geist der Muse weyht.

[40]
Lebensglut in Sylben hauchen,
Worte der Unsterblichkeit
in den Quell der Dichtung tauchen,
künstlich so die Täuschung brauchen,
dass der Muse Rosenkleid,
neue Kraft dem Wahren leiht,
ihre Flammen nie verrauchen;
diese Himmelskunst verstehn,
ist beim ew'gen Gotte! schön! —

Doch was ist die Kunst zu dichten,
gegen wahrer Liebe Glück?
Reizend ist's Despoten richten,
Täuschung von der Wahrheit sichten,
leiten eines Heers Geschick;
Aber schöner ist der Blick
eines Weibes, die den Pflichten
sanfter Tugend sich ergiebt,
zärtlich ihren Gatten liebt.

[41]
Ja! gesegnet sey die Stunde,
als ich Dich, Geliebte, fand,
und geführt von Menschenkunde,
mich zum treusten Seelenbunde,
gutes Weib, mit DIR verband;
Wonne gab mir DEINE Hand,
Wonne jegliche Secunde,
die, seit mich DEIN Arm umschloss,
in den Strom der Zeiten floss.

Alles scheint sich neu zu kleiden,
was das Auge sieht und kennt,
wenn wir reich an Hymen's Freuden,
jede prächtge Thorheit meiden,
die der Pöbel Grösse nennt,
die nach Schattenbildern rennt,
stolze Armuth unbescheiden
mit geborgtem Reichthum schmückt,
Lastern schmeichelt, Tugend drückt.

[42]
Grüner scheint das Laub der Bäume,
lieblicher der Blume Hauch,
hochgesprosster alle Keime,
goldner Häos Wolkensäume,
magischer des Nebels Rauch,
und, gekühlt vom Rosenstrauch,
reizender die Morgenträume,
wenn uns fern von Stolz und List,
ein geliebtes Weibchen küsst.

Oft empfind' ich dies im Thale,
wo mich jede Blume rührt;
oft bei meinem stillen Mahle,
wo statt schäumender Pocale,
Mässigkeit das Scepter führt,
wo nicht Gold die Wände ziert,
wo Natur die Freudenschaale
mir an meine Lippen drückt,
mich durch ihre Pracht entzückt.

[43]
Welten mögt' ich dann beglücken,
an mein hochentzücktes Herz
brüderlich die Menschen drücken,
jedes Seufzen schnell ersticken,
lindern jeden fremden Schmerz;
dann so gerne Lust und Scherz
jubelnd um mich her erblicken;
ach! es ist so göttlich schön,
alle Menschen glücklich sehn.

Und es ist das Glücklichwerden,
wer den Willen nur besitzt,
ist so wunderleicht auf Erden,
wenn man nur nicht an Beschwerden,
wie am Stein der Bildner, schnitzt,
immer sich auf Andre stützt,
und mit fürchtenden Geberden,
nur den Schaden überdenkt,
nie das Herz mit Hofnung tränkt.

[44]
Darum ist in diesem Leben,
was auch kalte Vorsicht sagt,
Lieb' und Freiheit uns gegeben,
zur Begeistrung zu erheben
Den, der an sich selbst verzagt,
keine kühne Thaten wagt;
fühlt er erst der Liebe Beben,
so bewafnet sich sein Herz,
und der Geist steigt himmelwärts.

Lieb' und Freiheit sind die Blüten
unsrer irdischen Natur;
auf tyrannischen Gebieten,
muss der Mensch sie sorgsam hüten,
muss verbergen ihre Spur;
wie der Gärtner auf der Flur,
der, wenn Frühlingsstürme wüthen,
seinen Blumenflor versteckt,
und mit Zweigen überdeckt.

[45]
Diese göttlichen Gefühle
machen mir das Leben schön,
wenn in duftgetränkter Kühle,
im belebten Lustgewühle,
tausend Wesen mich umwehn,
die, gebohren kaum, vergehn,
und gleich mir sich einem Ziele
auf des Erdenlebens Bahn,
schneller zwar, doch immer nahn.

Wonne füllt dann meine Seele,
wenn mit holder Freundlichkeit,
beim Gesang der Filomele,
auf des Todes düstre Höle,
Rosen der Vergangenheit,
lächelnd ALBERTINE streut;
o! dann küss ich sie, und quäle,
über Gott und Ungefehr,
mich mit keinem Zweifel mehr.

[46]
O! dann winkt zu süssen Freuden,
mich die wollustreiche Nacht,
wo die Götter Menschen neiden,
und ein Augenblick der Leiden
eines ganzen Lebens lacht;
wo Antonius die Schlacht,
Abelard das nahe Scheiden,
Tasso seiner Feinde List,
Heinrich seinen Thron vergisst.

Auch für mich ist dann verschwunden
und vergessen Welt und Zeit,
Alles was ich einst empfunden,
trinkt aus wenigen Secunden
dieser Herzens - Innigkeit
ewige Vergessenheit;
Alles, was in Abendstunden
süssen Rausches Phantasie
Reizendes der Hofnung lieh.

[47]
Stiege dann von seinem Throne,
neidisch ein Despot herab,
böte mir, zum seltnen Lohne,
für mein Weib die Demantkrone,
seinen goldnen Herrscherstab;
lachen würd' ich, auf das Grab
seiner Väter, mit dem Hohne
eines Reichern niedersehn:
„Sieh! auch Könige vergehn!"

Diadem und Scepter fallen
endlich in den Strom der Zeit,
und wenn sie vorüber wallen
nach des Todes Schauerhallen,
wird des Lebens Herrlichkeit,
Schatte der Vergangenheit;
und es bleibt den Fürsten Allen,
nur der Staub von diesem Glanz,
nur ein welker Lorbeerkranz.

[48]
Doch wenn uns mit sanfter Milde
das Geschick nur wenig giebt,
und auf blühendem Gefilde,
sich der Mensch im schönen Bilde,
einer schönen Seele liebt;
o Beseligung! dann trübt,
überwölbt von Hymen's Schilde,
unsrer Hofnung helles Licht,
selbst des Todes Grauen nicht.

Freundlich wie Dionen's Knabe,
wenn er unter Nymphen spielt,
winkt uns dann der Tod zum Grabe,
dass uns dort die Ruhe labe,
die der Mensch so selten fühlt,
weil er stets nach Dingen zielt,
die, wer an dem Pilgerstabe
sterblicher Bestimmung schleicht,
niemals Menschenkraft erreicht.

[49]
Naht auch einst im Strom der Zeiten
mir der letzte Augenblick,
fühl' ich meine Kraft entgleiten,
muss ich mit dem Tode streiten,
fodert mich der Staub zurück;
o! so will ich mein Geschick
segnen, froh zum Grabe schreiten,
ALBERTINE drückst dann Du,
mir nur noch die Augen zu.

Der dritte Band dieser Sammelausgabe ist hier nicht aufgenommen, weil die Abweichungen zu der urspünglichen Ausgabe gering sind und, soweit sie nicht nur Schreibweisen oder Satzzeichen betreffen, in Anmerkungen aufgeführt sind.

Das Glück der Liebe s. unten S. 429

Einzelveröffentlichungen[108]

[108] Die Zusammenstellung orientiert sich an der Liste der unselbständige Veröffentlichungen von Anke Tanzer, Mein theurer zweyter Kleist, S. 334 ff, hier nach Jahren gegliedert. Ein Teil der in der o. a. Zusammenstellung aufgeführten Texte befindet sich oben in „Vermischte Schriften“, S. 450

1788	Der Tod	594
1789	Die Geburt der Liebe	595
	Das Lob des einzigen Gottes	596
	Elegie, am Grabe Friedrichs des Einzigen	603
	An die Hofnung	605
	Ode Friederichs des Zweyten an den Erbprinzen von Braunschweig	608
	Die Erwartung nach dem Tode	625
	Die Göttin der Tugend an das Preußische Volk	627
1790	Trostgesang an Friederike von Fuchs bey dem Tode ihres einzigen Sohnes	629
	Fragment über das Andencken an große Männer	632
	Habsburg, Borußia und Brabant am Strohme der Zeit	635
	Ode an die Deutschen, bey den französischen Unruhen	641
	Gedanken bey der Nachricht vom Tode des Kaysers Joseph des Zweyten	644
	Dem Grafen von Herzberg bey der Friedensfeyer zu Reichenbach den 8. August 1790 gewidmet	646
	Die Geburt der Freude	648
	Beruf zur Freude	649
	An Preußens Heer	613
	Vorzeit und Gegenwart	615
	An Kleist (von Krahmer)	650
	Elegie bey Sophiens Grabe	651
	An Karl Reinhard	652
	Hymne an Gott	653
	Marschlied. Im May 1790 gesungen	657
	Die Befreyung von Malta 1. Gesang	660
1791	Ueber die Vestigkeit des Preußischen Staats	683
	Fürstenfreuden	689
	Auf Mirabeau's Tod	693
	Stoinef und Geidippa (die 2 veröffentlichten Teile)	695
1792	Der Bär und der Zaunkönig	710
	Ueber Gleim	712
	Epistel an den Legationsrath von Kleist (von Gleim)	713
	Antwort	713
	An Franz von Kleist (von Gleim)	715
	Appolonia	716
	Das Leben des Cervàntes	726
	Nicolaus der Taucher	734
1793	An die Treue	747

Der Tod.[109]

Früh, wann des Lebens sanfter Rosenmorgen
Des Jünglings Wange kaum umschwebt,
Er wonnetaumelnd, ohne Sorgen,
Nur seinem Augenblicke lebt:
Umrauscht des Todes Fittig seine Hülle!
Die dunkle Gruft, in schauervoller Stille,
Erwartet seiner!

Der Mann sucht oft der Liebe süße Freuden
Auf sanfter blumenvoller Bahn,
Und trift den Tod, im Sterbekleide,
Statt ihrer; mit Entsetzen an!
Er schlich, versteckt im rosigen Gewande,
Umschlang ihn mit der Freude goldnem Bande,
Und riß ihn nieder!

Der Greis entdeckt, mit schwermuthsvollen Blicken,
Nicht mehr entfernt das große Ziel;
Will den Gedanken unterdrücken,
Glaubt sterbend noch, es sey nur Spiel:
Und, mit dem Wunsch, noch Einen Tag zu leben,
Noch Einem Werk Vollendung nur zu geben,
Entflieht die Seele!

So überrascht, in jeder Zeit des Lebens,
Stets unbewafnet uns der Tod!
Der Trotz der Helden ist vergebens;
Ihn rührt nicht der Verlaßnen Noth;
Vom Schooß der Mutter raubt er ihre Kinder;
Reißt Edle, reißt gedankenlose Sünder
Gleich schnell zum Grabe!

O Sterbliche, drum wieget jede Stunde,
Eh sie, verschwendet, euch entflieht!
Sie gleicht dem ausgeliehnen Pfunde!
Sie gleicht der Frucht, die Einmal blüht!
Ist sie entflohn, auf flüchtigem Gefieder:
Sie kehret, ach, auf keine Thränen wieder,
Und ist — verschwunden!

v. Kleist.

---

[109] Halberstädtische Gemeinnützige Blätter. Jg. 3. (1787/88). 44. St. 1. März 1788. S. 287f. Texterkennung aus einer vom Gleimhaus Halberstadt gefertigten Kopie.

Die Geburt der Liebe.[110]
(Nach dem Englischen.)

Hier im belaubten Birkenschatten
Der Schönheit, laß die Phantasie
Sich mit der Musen Schönster gatten
Und freundlich scherzend singen, wie
Uns Zeus den Liebesgott verlieh.

In Flora's Wangengrübchen fand
(Es war der Göttin erstes Lächeln)
Durch Sympathie zu ihr gesandt,
Des holden Zephyrs leises Fächeln
Das Kind, in Rosen eingehüllt.
Von ihres Busens Schönheit trunken
War es an diesen hingesunken
Und deckte, keines Schalks bewußt
Der Frühlingsgöttin Schwanenbrust
Mit seinen kleinen Purpurschwingen.
Mit Küßen, die ihm Leben bringen
Und mit des Morgens Silberthaue
Genährt, wuchs dieser kleine Schlaue
Gar bald zum Liebesgott empor:
Bewafnete sein Lilienhaupt
Ringsum mit glühen Feuerfunken,
Die er dem Gotte Sol geraubt;
Zog seine Strahlenpfeile vor
Und tauchte in Begierde sie!
Daher entstand nun Freude, die
Sich auf des Windes Flügeln naht;
Und immer zeigt der Hofnung Pfad
Den Liebenden ein fernes Licht,
Das nie des Zutrauns Felsen bricht.
Verzweiflung schaft für unsre Thränen
Uns eines Nebenbuhlers Neid;
Und sanftes Mitleid mildert denen
Die klagend seufzen, Furcht und Leid.

v. Kleist.

---

[110] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789, 1. Bd., S. 136 - 137

Das Lob des einzigen Gottes[111]
ein Gegenstück
zu den Göttern Griechenlands
im T. Merkur *1788*.[112] März, S. 250.

Geist! Der des Gefühles Feuer,
wann Entzücken ihn durchfloß
bey der Liebe Wonne Feyer,
in die Saiten meiner Leyer,
Leben in die Sprache goß;
auf! ergreif die Feuerpfeile
der entflammten Phantasie,
schwinge dich mit Flügeleile,
zu dem Gott der Harmonie!

[114] Singe Ihn, den Herrn der Welten,
singe Ihn, den Gott der Zeit,
hoch sieht er von Sternenzelten,
alles Edle zu vergelten,
auch auf mich, der, Ihm geweyht,
tief anbetend hingesunken
jezt der Ehrfurcht Opfer bringt,
und von Seinem Anblick truncken
kühn des Geistes Fachel schwingt!

Schweigt im Thal, im Wald, auf Hügeln,
schweige was die Schöpfung sieht!
denn auf der Begeisterung Flügeln,
Gott und die Natur zu spiegeln,
sing ich heut mein höchstes Lied!
singe Gott, im Lebens-Glanze
dieser schön geschafnen Welt,
singe Ihn im Sphären Tanze,
wo Er Sonnenbahnen stellt!

[115] Höret mich im stillen Thale,
wo ein West in Blumen lauscht,
höret mich beym Wonnemahle
wo im schäumenden Pocale
Nektar Euch entgegen rauscht!
Höre mich beym süßen Kuße,
Mädchen dem die Wange glüht!
Jüngling, zögre im Genuße,
horche auf mein Feyer-Lied!

---

[111] Der Teutsche Merkur. 1789, 3.Bd., S. 113 - 129

[112] 2016 korrigiert. Im Original falsch 1783.

Ha! schon tönen Harmonien,
mir von Gottes Sitz herab,
Herz und Geist und Seele glühen,
hohe Lichtgestalten ziehen
schimmernd vor mir auf und ab! -
Saiten rauscht! Gesang beginne!
Mit des Wohllauts Zaubereyn
wiege aller Herz und Sinne
in erhabne Täuschung ein!*[113]

[116] Glänzend, hehr, im Sonnenlichte,
kündigt sich der Schöpfer an,
wie Er einst beym Weltgerichte,
mit der Wahrheit Goldgewichte,
unserm Blick erscheinen kann!
Zwar umgiebt die düstre Hülle
ferner Zukunft unsern Geist;
doch es ist des Schöpfers Wille
daß auch diese einst zerreißt!

Ja! der Schleyer wird einst sinken,
der jezt unsern Blick noch deckt;
einst Unsterblichkeit zu trinken,
hat mit hohen Geistes Winken
die Natur uns schon entdeckt.
Finden werden wir dann wieder,
wann die Zukunft sich enthüllt,
Gattin, Freunde, Eltern, Brüder,
in dem Paradiesgefild.

[117] Auf des Aethers Strahlenthrone,
werden wir die Schöpfung sehn;
unsern Tugenden zum Lohne,
werden wir die Sternenkrone,
seiner Gottheit dann erspähn;
werden unter Engelchören,
geistig wandeln, ewig seyn;
werden ihre Psalter hören,
und uns Gottes Lobe weyhn!

Solche Wonne, solche Freuden,
spiegelt uns die Zukunft vor;
und doch könten wir den Heyden
ihre Götzenschaar beneiden?
nicht verstopfen unser Ohr,
vor den süßen Schmeichellehren,
die, im blumigen Gewand
um durch Reitze zu bethören,
Menschenschwachheit sich erfand?

---

[113]* Täuschung!

[118] Würden wir mit holden Bildern,
Kindern unsrer Phantasie,
nicht die Gottheit schwächer schildern,
und das Prachtgemählde mildern,
das uns die Natur verlieh?
Können wir sie schöner mahlen,
als sie uns in Frühlingspracht
mit der Morgensonne Strahlen
licht und hehr entgegen lacht?

Schaut mit wahren Herzensblicken
nach dem Reiche der Natur,
taumeln müßt ihr vor Entzücken,
Gott am Busen hier zu drücken,
wenn ihr seiner Weisheit Spur
in dem kleinsten Würmchen findet,
das im Staub' sich krümmend dreht,
und die Stufenleiter gründet,
die beym Cherub stille steht.

[119] Seht des Frühlings erste Blüte,
seht der Saaten frisches Grün,
überall herrscht Gottes Güte
in dem ganzen Weltgebiete,
wo nur Gras und Kräuter blühn:
wo sich Euer Auge wendet,
findet ihr von seiner Hand
neue Freuden ausgespendet,
Freuden die ihr nicht gekannt,

Und diß Wesen sey verborgen,
hülle sich in Dunkeln ein,
quäle uns mit. finstren Sorgen, — !
das an jedem jungen Morgen
unsre Wonne zu erneun,
sich in lebensvollen Strahlen,
auf bethaute Fluren neigt,
und mit Reichthum uns zu zahlen,
Aehrenfelder golden bleicht?

[120] Zwar erscheint er dem Verstande,
nur von Geisteslicht umwallt,
steiget nicht im Luftgewande
zu Arcadiens Hirten-Lande
in Hyperions Gestalt;
doch, enthüllt in den Naturen
durch die Wirkung seiner Kraft,
zeigt er allen Creaturen
seiner Gottheit Eigenschaft.

Blicket auf die Rose nieder,
athmet ihren Balsamduft,
seht des Schwanes Schneegefieder,
höret Nachtigallen-Lieder,
sanft umweht von Abendluft;
und dann sprecht, daß Gottes Wesen
euch noch fern und dunkel sey: —
nein! ihr müßt vom Wahn genesen,
von des Irthums Schwärmerey!

[121] Kann der Gott von Euch sich fernen,
der euch immer nahe ist;
könnt ihr Den vergeßen lernen,
der in Myriaden Sternen
eures Erdballs nie vergißt?
Könnt ihr furchtsam vor ihm beben,
der mit Wohlthun euch erquickt,
und in diesem Erden-Leben,
unverdient euch schon beglückt?

Wird bey diesen Schattenzügen,
von der Gottheit Geistesbild,
nicht mit seligen Vergnügen,
jede Sehnsucht zu genügen,
euer Busen schon erfüllt?
Müßt ihr nicht dem Ewgen danken,
lieben nicht des Schöpfers Macht,
oder müßt ihr furchtsam wanken,
wie der Pilger in der Nacht?

[122] Seht! in nächtlich düstrem Grauen
zeigt uns die Vergangenheit
einen Gott aus Stein gehauen,
dem sich Menschen anvertrauen,
Wesen von der Ewigkeit!
Seht ihn an! — ob nicht Entsetzen,
euch durch Marck und Beine bebt,
daß die Menschheit nach Gesetzen
die Vernunft zu fesseln strebt? —

Todtem Steine Tempel weyhen,
opfern ihm auf dem Altar,
sich in Tänzen um ihn freuen,
seines Zornes Ausbruch scheuen,
der ein Stein gleich andern war? —
Kann dis Bild vom höchsten Wesen,
kann es besser, edler seyn,
als in der Natur — Gott — lesen,
seines Geistes Widerschein?

[123] In des Mayes Blütenkleide,
in der Kirsche duncklem Roth,
in des Thaues Glanzgeschmeide,
der verjüngte Lebensfreude
den erstorbnen Halmen both;
auf des Schmetterlingesflügel,
auf des Haines Blumgefild,
seht ihr, wie im Zauberspiegel,
nur des Schöpfers reizend Bild.

Götter der vergangnen Zeiten,
die des Künstlers Meisterhand,
hohen Nachruhm zu erstreiten,
seine Kräfte auszubreiten,
idealisch sich erfand,
wie gering sind eure Rechte
wie beschränkt ist eure Macht,
wenn sich ein Gigant erfrechte
Euch zu drohn in ofner Schlacht?

[124] Unterlag im Kampfgefilde
Ares nicht dem Diomed?
War es Keuschheit, Götter Milde
daß dem sanften Jünglingsbilde
nicht Selene wiederseht?
Ward nicht von der Zwietracht Flamme
öfters Juno überrascht,
wenn, troz seinem Götter-Stamme,
Zevs verbothne Früchte nascht? -

Könnten, wenn sich Götter zanken,
wohl die Menschen friedlich seyn? —
Nicht in ihren Pflichten wanken,
sich erhabneren Gedanken,
sich der hohen Tugend weyhn? —
Könnte da so gleich und weise
wohl der Dinge Ordnung gehn,
und am Abend seiner Reise
froh der Wandrer stille stehn?

[125] Mußte Zevs nicht selbst erbeben,
wann Prondas Machtgebot
ihm, statt freudevollen Segen,
Noth und Kummer abzuwägen,
mit erzürnten Blicken droht?
Konnte Er die Welt regieren,
einer Göttin unterthan,
deren Willen er vollführen,
aber nie verändern kann?

Spottet in den Höllenschlünden,
Pluto nicht Kronions Sitz?
Kann nicht in des Meeres-Gründen,
stets Poseidon Hülfe finden,
für des Wolkensammlers Blitz?
Muß die Menschheit nicht erröthen,
solcher armen Götzenschaar
opfernd Mensch und Thier zu tödten,
auf dem rauchenden Altar?

[126] Könnt ihr einen Gott verehren
der mit Lastern sich befleckt!
mit der Bosheit Schlangen-Lehren,
eine Leda zu bethören,
sich in einen Schwan versteckt?
Müßt ihr nicht Verachtung fühlen,
wenn ihr ihn beym Ganimed
seine wilde Lust zu kühlen,
als den frechsten Schwelger seht?

Kann ich wohl ein Wesen lieben,
das mein Herz mit Abscheu nennt?
Kann die Gottheit Gutes üben,
die von zügellosen Trieben,
gleich dem schwächsten Jüngling brennt?
Kann sie mich mit Trost erquicken,
wenn mich tiefer Gram umzieht?
mit der Zukunft mich beglücken,
da sie selbst vor Bosheit glüht? —

[127] Einem solchen Gott zu gleichen
wünscht die hohe Menschheit nicht!
deßen Tugend zu erreichen,
hieße aus dem Tempel weichen,
wo, im hellen Glanzes Licht,
uns der Wahrheit Palmenkrone
die entwölkte Stirne kränzt,
und zum hohen Götterlohne
uns der Zukunft Sonne glänzt!

Von des Abendrothes Feuer
licht umgoldet ruht die Flur,
eingehüllt im Dämmrungsschleyer!
Jede Blume athmet freyer,
jedes Wesen der Natur,
fühlt vom neuen Engelleben
sympathetisch sich durchwallt;
glaubt sich selbst von Gott umgeben,
von des Schöpfers Lichtgestalt!

[128] Liebe athmet uns entgegen,
wie im Thale, Berg und Hayn;
Liebe ist des Schöpfers Segen,
Liebe träufelt in dem Regen,
Liebe lacht im Sonnenschein:
in des Abends sanfter Kühle
reicht sie uns Violen dar,
bey des Mittags banger Schwüle
lacht sie uns im Rosenpaar.

Unser Gott ist Gott der Liebe,
keine Göttin brauchen wir,
die des Herzens edle Triebe
mit dem Gift der Wollust trübe,
und mit üppiger Begier!
Hoch und hehr, von Gott entsproßen
ist der Liebe Zartgefühl,
und von Harmonie umfloßen
winkt sie uns zum Wonneziel!

[129] Ihm, — Ihm laßt uns Opfer bringen,
diesem einzgen, wahren Gott!
Ihm die höchsten Hymnen singen,
des Triumphes Fahne schwingen,
Ihm dem einzgen, wahren Gott!
Nicht in Tempeln, nicht in Häusern
wohnt der Schöpfer unsrer Flur;
nein! Er ruht bey grünen Reisern
in dem Schooße der Natur!

Halberstadt. Franz von Kleist.*[114]

---

[114]* Der edle Jüngling, dem es gefallen hat den T. M. mit diesem Gegenstücke zu dem von vielen auf eine seltsame Art mißverstandenen Schillerschen Gedichte zu beschenken, trägt einen von der ganzen Nation verehrten und geliebten Nahmen; einen Nahmen, der grosse Aufmunterungen geben muß, aber auch schwere Pflichten auferlegt. Ich weiss, in Ansehung des poetischen Theils dieses kleinen Stückes dem Hrn. V. kein vortrefflicheres Muster zu empfehlen als den unsterblichen Dichter des Frühlings, dessen Nahmen er führt. Was aber die Causam Dei, oder das, weßwegen es ein Gegenstück der Götter Griechenlandes heißt, betrift, so scheint mir die Sache damit noch nicht ganz abgethan zu seyn; und ich behalte mir deswegen vor, in einem der nächsten Monatsstücke, nicht sowohl im Nahmen der Griechischen Götter, als in eigner Person, interveniendo vor Gericht zu erscheinen.
W.
2016: Die Anmerkung stammt vom Herausgeber Wieland.

Elegie, am Grabe Friedrichs des Einzigen.[115]
Am 14. Jan 1789.

Horch! was rauscht dort in der Halle, wie Harfengelispel,
Aehnlich dem Säuseln des Wests, schauerlich klagend und sanft?
—
Feyerlich hallt der Silbersaiten harmonisches Beben,
Thränen entlockt dies Gefühl, — horch! — ach ein Trauergesang:

„Klage, o klage Jüngling, dem lezten, röthlichem Glanze,
Welcher im nächtlichen Grau, schimmernd am Hügel dort
schwebt,
Klage dem heiligen Sterne, welcher so lichthell dort flimmert,
Friedrich der Vater des Volks, schlummert hier ewigen Schlaf.

Staunend blickte der Engel des Todes, im Buche der Zeiten
Seiner Thaten so viel, mehr als Jahrhunderte sahn,
Schloß von ihnen auf die Länge des göttlichen Lebens,
Zuckte das flammende Schwert, stürzte den Helden ins Grab.

Ach! es umkränzte sein Haupt, zwar die Silbercrone des Alters,
Aber dennoch zu früh, starb er den Wünschen des Volks;
Gleich dem Gebilde des luftigen Morgentraumes enteilte,
Schnell wie die Stunde der Lust, seine Regierung dahin.

Weine, o weine Jüngling, wann dich die Dämmrung umschauert,
Wann im Rosengewand, Höos den Morgen bezieht;
Weine, denn Friedrich, die Freude seines glücklichen Volkes
Lehret uns Weisheit nicht mehr, ewig entfloh Er der Welt.

Da wo die Gottheit, donnernd das Feuer der Sonnen gebietet,
Erden durch Blicke verheert, Welten durch Winke erschaft,
O! da wandelt Er jezt, vom himlischen Lichte umdämmert,
Wandelt in Ewigkeit fort, trotzend dem Sturme der Zeit.

Wisse heut ist.der Tag, der einst den Großen erzeugte,
Heut der selige Tag, welcher die Erde beglückt,
Ach! da einem König, wie unter tausend nicht einer,
Du, Jehova verliehst, deiner erwartenden Welt.

Heut der selige Tag, wo tausender Wünsche gebohren,
Tausender Hofnungen Ziel, Einzger in dir sich vereint,
Wo der leidenden Menschheit, freudig ein Lebe! entschwebte,
Und die Weisheit ihr Schild, über dich schützend gesenkt.

Heut der Tag, den Borußia im Taumel der Wonne sonst feyert,
Aber voll heiligen Schmerz, heute nur traurend begeht;
Darum traure auch du, o Jüngling, am Grabe des Helden,
Weine um ihn, denn Er war, König durch eigenen Werth!

Ohne Krone, im Schatten der ländlichen Eiche gebohren,
Schlummernd im friedlichen Schooß, eines befruchteten Thals,

---

[115] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789, 1.Bd., S. 292 - 294

Blieb doch Friedrich, einzig an Weisheit und Größe der Seele,
Einzig an Geiste, und dies, zeichnet nur Könige aus.

Darum klage o Jüngling, dem lezten röthlichem Glanze,
Welcher im nächtlichen Grau, schimmernd am Hügel dort schwebt,
Klage dem heiligen Sterne, welcher so lichthell dort flimmert
Friedrich, der Vater des Volks, schlummert hier ewigen Schlaf!“

Also hörte mein Ohr, da sank ich anbetungsvoll nieder,
Klagte den Trauergesang, weinte um Friederich laut!
Bebe Thräne auch jetzt, der tiefsten Rührung entsunken,
Zitternd die Wange herab, heilig dem innigsten Schmerz!

v. Kleist.

An die Hofnung.[116]

Wer ist es, die im rosigen Gewande,
Von Morgenroth das Haupt umglüht,
Noch freundlich an des Grabes düstrem Rande,
Wenn in der Jahre Schooß mein Leben abgeblüht,
Mich Armen, sanft an ihren Busen zieht? —
Mich mit dem Traum von einem fernen Lande,
Wo kein erzürnter Sturm, der Freude Blüthen pflückt.
Auch in der schweren Nacht des Todes noch entzückt? —

Du bist es Hofnung, Zauberin des Lebens,
Die mir die Hand am Grabe beut;
Von dir geschützt ist jeder Sturm vergebens,
Mit dem der Zorn des harten Schicksals dräut:
Dein Liebling lacht des wilden Strebens
Der Sorgen, die mit finstrer Grausamkeit,
Auf unsrer Erdenbahn, wie Schlangenheere zischen,
Und in der Freude Trank, den Gift des Kummers mischen.

Wenn tiefer Gram an unserm Busen nagt,
Die Thräne uns im bangen Auge zittert,
Des Echos Ruf es ächzend wiedersagt,
Was wir von Schmerz, von wilder Wuth erbittert,
Wann die Verzweiflung uns mit Feuerkraft erschüttert,
Dem stillen Thal, wehmüthig sanft geklagt,
Dann Göttin nahst du dich, mit anmuthsvollem Lächeln,
So sanft als Zephyrs kaum, auf Rosenblätter fächeln.

Du ziehest dann mit deiner Lilienhand,
Von unserm Blick des Kummers Schleyer,
Der uns mit düstrer Nacht umwand;
Es glüht in uns dann dein allmächtig Feuer,
Nur ganz vom Leidenden gekannt;
Der Zukunft Dunkel liegt dann freyer,
In reizender Gestalt, vor unserm Anblick dar,
Wir fühlen deine Macht, es sieht der Sorgen Schaar.

Du schafst der Dürftigkeit bemooste Hütte
Zum Wohnplatz eines Reichen um,
Gewährst den Sterblichen auf ihre Bitte,
Die Aussicht ins Elysium;
Die Freude thront in deines Schooßes Mitte
Vergnügen ist dein schönstes Eigenthum!
Du bist ein reizend Bild, des labevollen Schlummers,
Und giebst den Leidenden Vergessenheit des Kummers.

---

[116] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789 , 1. Bd. , S. 444 - 448

Von deiner Zauberhand geführt, vergißt
Der Sclave leicht der Fesseln Schwere,
Und sucht auf dem empörten Meere,
Die Freyheit die er längst vermißt!
Von deinem Rosenmund geküßt,
Weiht sich Europens Sohn dem Ungefähre,
Und denkt berauscht, daß er in der entdeckten Welt,
Das lang gehofte Glück, der Wünsche Ziel erhält.

Zu dem der in des Kerkers düstren Mauern,
In schweren Ketten jammernd liegt,
Schleichst du um Mitternacht, wenn Geister ihn umschauern,
Und ihm der Freude letzter Strahl entfliegt,
Theilnehmend sanft mit ihm zu trauern
Und jeden Gram, der seine Stirne pflügt,
Durch deinen Labetrank bezaubernd zu verscheuchen,
Und ihm im Wonneglanz der Zukunft Bild zu reichen.

Er sieht im Geist den Kerker aufgesprengt,
Die Dunkelheit die ihn umschwebte schwinden;
Von deinem milden Ruf geleitet, senkt
Die Ruhe sich auf ihn herab, und lenkt
Sein Herz, zu trüb um Trost in sich zu finden,
Nach jenen blumenreichen Gründen,
In denen Phantasie den Rosenscepter führt,
Und die Verzweiflung sich, in ihrem Traum verliert.

Du bist es die des Weisen Geist umschwebt,
Wenn Er bey einer Lampe schwachen Schimmer,
Den Menschen fern, in seinem dunklen Zimmer,
Nicht sich, nur andrer Nutzen lebt;
Wo er, mit unerschrocknem Geist, mit nimmer
Rastloser Thätigkeit, nach jenem Ziele strebt,
Das durch Unsterblichkeit den hohen Sieger lohnt,
Wo wahre Größe nur, und nicht erkaufte wohnt.

Wann uns das Feuer der entflammten Liebe,
Empfindungsvoll die Wange glüht,
Wann uns vom Schmerz gefoltert, trübe,
Des Silberbaches Ufer sieht;
Und sie die Quelle unsrer heißen Triebe,
Mit scheuem Fuß vor unsrer Sehnsucht flieht,
Dann Göttin läßt du uns, zum seligen Entzücken,
Ihr jugendliches Bild, im stillen Bach erblicken.

Wir sehen dann mit wollusttrunknem Blick,
In dem, durch Phantasie entflammten Zauberspiegel,
Den lang erwarteten, den süßen Augenblick,
Wenn wir, durch Amors schnelle Flügel,
Zu ihr gebracht, zum ewig festen Siegel,
Der Zärtlichkeit, das hohe Götterglück,
Das sanfte Vorgefühl der Seligkeit genießen,
Und ihren Purpurmund, und ihre Wange küßen.

Dem der von banger Krankheit abgezehrt,
Sich auf dem Lager jammernd windet,
Dem keine Freude mehr die Welt gewährt,
Und der verzweiflungsvoll, nichts als den Tod begehrt,
In ihm nur noch, die einzge Lindrung findet,
Dem, — wenn du ihm erscheinest — schwindet,
Sein bittrer Schmerz, er sieht bey deinem Zauberlicht,
Schon die Gesundheit nahn, und er verzweifelt nicht! —

So lächelst du dem Armen wie dem Reichen,
Giebst diesem Ruhe, jenem Gold;
Wenn alle Freuden unsers Lebens weichen,
Der Sturm schon über uns laut donnernd rollt,
Und Schreck und Furcht die Wange bleichen,
Dann schenkst du dem der dir o Göttin zollt,
Das Hochgefühl; dies Leben sey die Morgenzeit,
Der Mittag nahe spät, und heiße, Ewigkeit!

So wie ein Sommer ohne Sonnenschein,
In dem mit Regengüssen Stürme wüthen,
So würde dann das Leben seyn,
O Göttin, wolst du uns nicht deinen Scepter leihn,
Des Schicksals Donner zu gebieten,
Und vorsichtsvoll den Abgrund zu verhüten,
In den Verzweiflung uns mit Eisenbanden zieht,
Und dem man ohne dich, doch, nur vergebens flieht.

Drum kröne du mit deinen Rosenkränzen,
O süße Hofnung mich, die ich noch nie vermißt;
Laß deinen Schimmer stets mich sanft umglänzen,
Wenn in des Lebens labyrintisch wilden Tänzen,
Mein Geist den Ausgang je vergißt;
Und wenn der Tod einst meine Wangen küßt,
Dann Göttin lächle mir mit labevoller Ruh,
Und drücke mir die schon gebrochnen Augen zu. —
Halberstadt.

Franz von Kleist.

Ode[117]
Friederichs des Zweyten
an den
Erbprinzen von Braunschweig
jetzt
regierenden Hrn. Herzog Durchlaucht.
Aus dem Französischen
von F. A. von Kleist.

Indeß der wilden, zornberauschten Völker Wuth
Das Schlachtgefilde, dürstend nach der Brüder Blut
Mit Schreckenscenen füllt;
Indeß von Grauen, Furcht und Jammer nur umringt,
Die Thräne, die dem weinenden Geschlecht entsinkt,
Das Mitleid tröstend stillt;

Indeß die Vorsehung mit schadenfroher Macht,
Durch ew'gen Zorn der unterdrückten Brennen lacht,
Sie zu ermüden strebt;
Indeß vom langen Kampf, vom ungestümen Streit,
Erzürnter Könige, des Thrones Festigkeit
Mein Vaterland erbebt;

Indeß ich Furien, auf der Verräther Feld,
Den Höllenschlünden und der grausen Unterwelt
Entsteigen seh, die wild
In Mörderflamme, Todtgeschoß und Zwietrachtsgluth
Die schwarzen Fackeln mischen, deren gift'ge Wuth
Die Flur mit Jammer füllt;

Hört mein bedrängter Geist, vom tiefsten Schmerz durchbebt,
Daß eine frohe Stimme plötzlich sich erhebt
Voll Kraft, mir Trost zu seyn;
Ihr Ruf erweckt, in meiner schmerzerfüllten Brust,
Den halberloschnen Strahl, der Hofnung und der Lust,
Mit schwach erhellten Schein.

Gleich wie von Pol zu Pol der wilde Nordsturm schweift,
Mit wüthgen Ungestüm die Ungewitter häuft,
Die Flur in Dunckel hüllt;
Der Sonne Flammenkraft, der Dünste Nacht durchbricht,
Und nun ein Feuerstrahl, von Ihrem hellen Licht
Die Finsterniß erfüllt;

---

[117] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789, 2. Bd., S. 44 - 51
Auch veröffentlicht in Neue gemeinnützige Blätter 1791, I. Nr.23, vom 8. October 1791, S. 362-368, unter dem Titel „An den Erbprinzen (jetzt regierenden Herzog) von Braunschweig." Der Text weicht in Rechtschreibung und Zeichensetzung geringfügig ab. Der Herausgeber hat dazu vermerkt: Diese Ode des Königs, aus einem der glorreichsten Jahre des Guelflschen Helden, dem Jahr 1760, gehört unstreitig keiner Zeitschrift mit so vielem Recht an, als unsern Blättern, und keinem Stück derselben mehr, als dem heutigen.

So kehrt, im Grauen des Geschickes, jetzt auch mir
Ein Strahl zurück; ich sehe meine Gottheit hier,
Ich hör die Trösterin;
Sie streut, nicht Furcht, nicht Schrecken über die Natur,
Ihr reizendes Gefolg, Vergnügen, Hofnung nur,
Gehn lächelnd vor ihr hin.

In Wolken seh ich sie, wie stark und feyerlich,
Aus hundertfachem Mund, in jeden Himmelsstrich
Ihr Ruf im Echo schallt;
Ich höre, wie durch sie die Tuba laut erbebt,
Wie sie in Kränzen, die der Sonne Glanz umschwebt,
Der Helden Namen mahlt.

Nie war sie glänzender, nie thätiger als heut,
Dem horchenden Europa hohe Tapferkeit
Laut zu verkündigen!
Weß ist der theure Name, den ihr Mund mir preißt,
Deß Reize mich entzücken, — fesseln — meinen Geist
Allein beseligen? —

Sie rühmet seines Muths unsterbliche Gewalt,
Des Sieges Lorbeer, der um seine Schläfe wallt,
Und seinen Ahnen gleicht! —
Heil mir, den Helden, der mit jugendlicher Hand,
Mit Feuer Weisheit, und mit Glanze Werth verband,
Den hat mein Stamm erzeugt!

O! Schwester, blick ihn an, dich ladet Liebe ein,
In deinem edlen Schooß, begann des Helden Seyn,
Und seine Geisteskraft;
Auf ihm ist deine schöne Seele abgedrückt,
Aus seinem hohen Muth, aus seiner Größe blickt
Des Vaters Eigenschaft.

Bescheiden stets und sanft in seines Ruhmes Pracht,
Da er mit Heldenarm der Gallier stolze Macht
Besiegt, zu trauren zwang,
Bläht selbst des höchsten Glücks erhabner Siegeslauf,
Mt frechem Stolze nicht, die seltne Seele auf,
Sie haßt den eitlen Rang.

Die Opfer Mars, am Rhein gewürgt, verkündigten
Am Strand des Styx, den Schatten der Beseligten,
Jetzt seinen Namen auch;
Der Helden Zorn entflammt Elisiums Gefild;
Doch deinen grimgen Schatten, Löwen Heinrich, schwillt
Des Zornes Feuerhauch.

Die Schlünde, die der Styx umfließt, verläßt der Held,
Und sucht voll Eifersucht nun auf der Oberwelt
Den großen Enckel auf;
Der Thaten mehr, als Fama ihm versprach, hört er,
Und sieht den Sieger nun, umringt von seinem Heer,
Im hohen Siegeslauf.

„Ich weiche dir, so sprach er, denn mein Muth gebahr
Nie solche Thaten, die an dir, im Jünglingsjahr,
Erstaunt, die Welt erblickt;
Mein ganzes Glück, schuf gränzenlose Größe mir,
Doch deiner Siege Lorbeerkränze, gabst du dir,
Mit allem was dich schmückt.

Heil, Heil den liebevollen Eltern, die dich schon
Durch weisen Rath, in deiner Morgenröthe, Sohn,
Zum wahren Glück gesandt;
Nun sind sie reich belohnt, ein Feld voll Dankbarkeit
Vergillt mit Früchten, die es ihnen lächelnd beut,
Den Fleiß den sie verwandt.

Beseligt lebewohl! Dein theures Leben sey
Gefahrenfeste, wann des Schicksals Tyranney,
Je deinen Tagen droht;
Es wache stets die Gottheit, deren Arm dich führt,
Daß dich kein Mörderstahl und kein Geschoß berührt,
Es ferne deinen Tod!“

So sprach der edle Schatten jetzt, und seufzend wand
Er sich hinweg; entsank zur Unterwelt, verschwand
Dem schwachen Erdenblick;
Mit mächtig dreymahl wiederholten Donnerschlag,
Bestätigte sein Wort die Gottheit, und versprach
Der Erde neues Glück. —

Indeß gedankenlos, der Krieger größte Zahl,
Unwissend, ohne Glück in Mavors Siegerthal
Vor Alter schon erbleicht,
Und die Geheimnisse, die Kriegeskunst versteckt,
Selbst ihnen die Erfahrung nur umsonst entdeckt,
Und ihren Blicken zeigt;

Wie konntest du, o Held, in dieser Schwächlingszeit,
In dieses finsterem Jahrhunderts Rauhigkeit,
Wie konntest du allein,
Dich mit so kühnem Flug, zu Weimar und Conde,
Wie zu Turennens Seite schwingen? — wie dich je
So großen Feldherrn weihn? —

Aus solchem edlen Vorsatz strahlt ein hoher Geist,
Der frey die Fesseln der Gewohnheit kühn zerreißt,
Sich auszuzeichnen fliegt;
Durch Flügelschritte schon, am Ziele seiner Bahn,
Sieht er, wie träge noch, die Regel hinten an,
Ihn unerreichend kriecht.

O! wähne du es nicht, daß niedre Zärtlichkeit,
Des Blutes Zauberkraft, das deiner sich erfreut,
Mich jetzo täuschen kann;
Dein edles Herz, und deine Thaten zeugen mir;
Nur diese blenden mich: was trügt mich nun wohl hier,
Und welcher falsche Wahn? —

Ha! ewgen Fluch der frevelhaften Rednerkunst,
Die zu vergiften solches Herz, in stolzen Dunst
Zu hüllen es gedacht!
Wer falsches Lob, und Weihrauch ohne Auswahl bringt,
Füllt niedrig schmeichelnd, sie, mit Abscheu, und sie sinkt
Dann in des Irthums Nacht!

Doch wenn ein gleicher Ruf, aus allen Völkern tönt,
Selbst unsrer Feinde Schaar, dir sträubend Ehrfurcht frönt
Und deine Thaten singt,
Wie solt' ich nur in diesem süßen Wettgesang
Verstummen, da von ihm der Erdkreis wiederklang,
Mich nichts zu schweigen zwingt? —

Noch blieb vor Eigennutz, vor dieser niedern Sucht,
Vor schlauer Politic, so oft sie es versucht,
Mein festes Herz gestählt;
Zu lautrer Wahrheitsfreund, hätt' ich mein Saitenspiel
Verstummen heißen, statt Verstellung; mein Gefühl
Viel lieber ganz verhehlt.

Nein, nein! die größten Fürsten, kühn auf ihre Macht,
Die zwangen meinen Geist, der aller Fesseln lacht,
Nie ihnen Lob zu weihn;
Gekrönter, ruhmbegieriger Verwegenheit,
Der werd' ich wohl, wann es mein Herz mir nicht gebeut,
Nie meinen Weihrauch streun!

Wie könnt ich sie auch singen, diese Last der Welt,
Phantome nur, zu eigner Schmach, mit Macht bestellt,
Entschlummert auf dem Thron? —
Wie, diesen stoltzen Seelen, die in Weichlichkeit
Gelebt, noch schmeicheln? Ha? Fluch ihrer Grausamkeit,
Verachtung sey ihr Lohn! —

Ich werde nie durch schandenvolle Schmeicheleyn,
Verrätherisch, der Diener dieser Götzen seyn,
Zu ihrem Altar gehn;
Nie mich, zum Hohne meinem Hertzen, meiner Redlichkeit
Mit falscher Waag' der Erdentugend Gültigkeit,
Zu wägen unterstehn.

Nie laßt den Wohlklang uns, den Zauberreiz entweihn
Durch den zur Sprache in der Götter hohe Reihn
Die Dichtkunst sich entschwingt;
Entfernt, zu schänden meiner Leyer Harmonie,
Gebiet ich der Satyre Geißel nur, daß sie
Verhaßte Laster singt.

Doch zeigt als Siegerin, sich mir die Tapferkeit
Stimm ich mein Saitenspiel, des Ruhmes Herrlichkeit
Trophäen nur zu weihn;
Von ihrem Glanz entzückt, facht meinen Feuergeist,
Ihr ew'ger Jugendreiz, zur Flamme an, und geußt
Mir Lobgesänge ein!

Indeß mich Dichterkraft, zu Pindus Höh erhebt,
Mit ihrem Glanzgefolg, Begeistrung mich belebt,
Und meinen Geist beglückt,
Des Helden Thaten, dem ich staune, meine Brust,
Durchglühn, ihr mächtger Reiz, die Quelle meiner Lust,
Gleich Phöbus mich entzückt;

Welkt meinem grauen Haupt, die Jugendblüthe ab,
Und ach! Das Alter naht, am greisen Wanderstab
Im Strohm der Zeit herbey;
Die kurze Dauer meiner flücht'gen Lebenszeit
Fühlt nun, zu schnell im Schwinden, bald die Herbigkeit,
Des Todes Tyranney!

Sey meine Seelenkraft auch dem Verblühen nah,
So bin ich doch erfreut, dass ich die Dämmrung sah,
Von deinem Morgenroth;
Wenn auch mein Auge nicht mehr deinen Ruhm erblickt,
Mich deiner Thaten großen Reihe, schnell entrückt
Der nahe strenge Tod.

O! So durchdringt, doch meines Blicks Vorhersehung
Der Zukunft Nacht; in heiliger Begeisterung,
Seh ich in ferner Zeit,
Wie hoch, nach vielen Thaten noch, dein Name steigt;
Ja? unerschrocknen Muths; mit schnellen Fluge fleugt
Er zur Unsterblichkeit! —

An Preußens Heer.[118]

Auf Brüder, auf! nach Norden hin,
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder auf zu Krieg! —
Zeigt daß der Brennen Heldenmuth,
In Eurer Adern edlem Blut,
Hoch flammt nach kühnen Sieg!
Auf Brüder, auf! nach Norden hin,
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder, auf zu Krieg! —

Gedenkt bey Fehrbellin der Schlacht,
Wo Friedrich Wilhelms kleine Macht,
Die Schweden überwand;
Gedenkt wie einst sein tapfres Heer,
Schnell über Eis, schnell über Meer,
Die flüchtgen Feinde fand;
Gedencket daß ihr Brennen seyd,
Die nichts gefürchtet, nichts gescheut,
Als Gottes Donnerhand!

Drum Brüder, auf! nach Norden hin,
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder, auf! zu Krieg!
Zeigt daß der Brennen Heldenmuth,
In Eurer Adern edlem Blut,
Hoch flammt nach kühnen Sieg!
Auf Brüder auf! nach Norden hin,
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder, auf zu Krieg!

Ihr die mit Friedrich einst ins Feld
Gerücket seyd, die noch die Welt
Als Veteranen ehrt,
Erzählt den jungen Kriegern froh,
Wie Oesterreich vor Friedrich floh,
Wie Er sie kämpfen lehrt?
Erzählt wie Er mit tapfrer Faust,
Bey Leuthen einst sie derb gezaust,
Und seinen Ruhm vermehrt! —

Und wenn ihr seht, daß dann ihr Blut
Erhitzt von kühnen Heldenmuth,
Hoch in die Wange fährt,
Dann weckt in ihrer Brennen Brust,
Den hohen Wunsch, die edle Lust,
Auch einst des Lorbeers werth,
Gleich Preußens Friederich zu seyn,
Und stets der Menschheit sich zu weihn,
Die siegt, doch nicht verheert! —

---

[118] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789 , 2. Bd., S. 160 - 162

Sprecht dann, o Brennen, feyerlich
Den heil'gen Namen Friederich,
Und schlagt an Eure Brust;
Und fühlt ihr dann Euch nicht beseelt,
Von Thatenkraft, so flieht und wählt
Statt Schlachten, Weiberlust,
Und sagt nicht, daß ihr Brennen seyd,
Die nichts gefürchtet, nichts gescheut,
Als Gottes Donnerhand!

Auf Brüder auf, nach Norden hin,
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder auf zu Krieg!
Zeigt, daß der Brennen Heldenmuth,
In Eurer Adern edlem Blut
Hoch flammt nach kühnen Sieg!
Auf Brüder, auf, nach Norden hin.
Erkämpft des Sieges Hochgewinn,
Auf Brüder auf zu Krieg! —

v. Kleist.

Vorzeit und Gegenwart,[119]
gesungen
bey Friedrichs des Einz'gen dritter Todesfeyer.

Himmels Tochter die mit sanften Bildern,
Reizend schön entflohne Freuden mahlt,
Bange Wehmuth, düstren Schmerz zu mildern,
Mit Vergeltung des Bewustseyns zahlt;
Die mit Kraft den kühnen Weltbezwinger,
Durch das Beyspiel seiner Ahnen stählt,
Und erhabener beym Wahrheitsringer
Die Erfahrung zur Vertrautin wählt:
Göttin, — leih mir deines Geistes Spiegel,
Wehe zauberisch, Erinnrung du!
Mit dem Schauerschwunge deiner Flügel,
Mir der Vorzeit heilge Schatten zu! —

Ach! verwelkt seh ich der Schönheit Blume,
Auf Athens vermoderten Altar,
Räuber schwelgen in dem Heiligthume,
Wo der Wohnplatz hoher Weisheit war.
Nirgends find' ich mehr erhabne Spuren,
Hoher Bildung, geistesvoller Kunst,
Ungenutzt, verschenkt auf schönen Fluren,
Hier die Schöpfung Sclaven ihre Gunst.
Tyranney warf ihre harte Fessel,
Um des Denkers kühnen Geistes Flug,
Pythia verließ den Zaubersessel;
Ihre Weisheit nannte man Betrug.

Ausgestorben sind die Lustgefilde,
Unbesucht der schattenreiche Hain,
Kein Apollo lehrt mit holder Milde,
Menschen weise gleich den Göttern seyn.
Mit der Freyheit kühnen Thaten Funken,
Riß sich auch der Trieb zur Größe los.
Unterjocht, in Weichlichkeit versunken,
Schlummern sie nun in der Trägheit Schoß.
Kein Homer entspringt aus ihrer Mitte,
Und kein Phidias wird hier erzeugt;
Raubsucht herrscht in der zerfallnen Hütte,
Sclavensinn hat ihren Stolz gebeugt.

---

[119] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1789, 2. Bd., S. 534 - 550

Schauerlich weht mich von jenen Hügeln,
Der Vernichtung kalter Odem an! —
Sich im Umsturz einer Welt zu spiegeln
Riß die Schöpfung, da sie kaum begann,
Ihrer Weisheit hohes Kunstwerk nieder,
Und es stieg in sonnenlichter Pracht,
Nun ein neu geschafner Welttheil wieder
Aus der Trümmern schreckenvollen Nacht!
Auch in Graziens verloschnem Glanze,
Pranget jetzt ein neugebohrner Held,
Glorreich tritt mit Aräs Schreckenlanze,
Rhea's Sohn auf die zerstörte Welt.

Neuer Schauplatz wundervoller Thaten,
Des Geschickes neues Zauberspiel!
Rom erhebt sich über alle Staaten,
Zu der Größe nie erreichtem Ziel! —
Seiner Herrschaft sieggekrönte Fahnen,
Sind in Ost und Süden aufgestellt,
Und es wagt auf nie betretnen Bahnen,
Kühner sich der ruhmbegierge Held.
Ungewohnt Gefahren zu betrachten,
Hochgeziert mit edlem Freyheitssinn,
Führet Rom, die Beute blutger Schlachten,
Im Triumph besiegte Fürsten hin.

Aus der Erde tief verschloßner Hülle,
Raubten sie der Schätze Ueberfluß,
Und des Reichthums schwelgerische Fülle,
Both den Kriegern jeglichen Genuß.
Ohne Maaß der Freuden, ohne Schranken
Lebten sie der Wollust nur geweiht,
Roms Coloß fieng zitternd an zu wanken,
Dies Gebäude einer Ewigkeit!
Von des Nordens eisigen Gebirgen
Stürzt beflügelt der Barbar herab;
Und es sinkt, nach grauenvollen Würgen,
Rom, die Stolze, blutend in ihr Grab.

Traurig ruht mein Blick nun auf dem Lande,
Wo zertrümmert Menschengröße liegt,
Jede Kraft sich in die Priester Bande,
In der Knechtschaft harte Fesseln schmiegt.
Hier, wo sonst der Weisheit holde Blüthe
Hoch empor in Römer Herzen schoß,
Kühner Muth die Kämpfende durchglühte,
Edler Stolz, durch Männerseelen floß;
Thronet jetzt die Heiligkeit der Thoren,
In der Armuth dürftigem Gezelt;
Seinen Scepter hat der Wahn verlohren,
Denn Vernunft bewohnet nun die Welt.

Jenes Volk, das sonst in grauen Zeiten,
Nur nach Kampf und wilden Festen rang,
Fern der sanften Harmonie der Saiten,
Kunstlos im melodischen Gesang,
Wild und kühn die sieben Hügel stürmte
Mit empörter, blutbegierger Hand
Schreckenhaufen von Erschlagnen thürmte,
Und die Weltbezwinger überwand;
Die Barbaren des beeisten Nordens
Tragen jetzt der Weisheit hohes Licht,
Und die Frucht des kriegerischen Mordens,
Ist der Friede der ihr Haupt umflicht.

Abgeworfen die Tyrannenketten,
Mit des Sieges hohen Lorbeerkranz,
Ruhet in des Meeres Wogenbetten,
Licht umfeuert von der Freyheit Glanz,
Albion, die Erste der Gebohrnen,
Sie, der Freyheit reizend Mutterkind,
Sie, die huldreich allen Auserkohrnen,
Welche Kinder ihres Schoßes sind,
Mit der Menschheit höchstem Rechte lohnet,
Mit des Geistes Ungebundenheit,
Sie, die keines Fürsten Frevel schonet,
Voll erhabener Gerechtigkeit.

Alles Große, was die Menschheit adelt,
Jede Kunst, der Schöpfung Schattenbild,
Blühet, von Gesetzen ungetadelt,
Himmlisch schön auf Albions Gefild.
An der Freyheit jugendlicher Wange,
Reist der Geist mit schnellrem Adlerschwung.
Und des Dichters glühendem Gesange,
Lächelt hier, des Volkes Huldigung.
Dem Verdienst die Krone aufzusetzen,
Ward ihr Scepter Königen gebracht;
Doch das Recht der Unschuld zu verletzen,
Mangelt ihm — tyrannenfreye Macht.

Selig Volk, das unter Palmenschatten,
Nach Gesetzen Menschenrechte wägt,
Laß bethört, nie deinen Arm ermatten,
Daß der Stolz dich nicht in Fesseln schlägt;
Belgien, sank unter seinen Streichen,
Ward ein Opfer seiner wilden Wuth;
Ihre Freyheit mußte flüchtig weichen,
Einst erkämpft mit hohem Riesenmuth.
Ach! ein Kleinod, das durch tausend Leben,
Wilhelms Arm so theuer sich errang,
Mußten sie Verräthern übergeben,
Die des Neides giftger Hauch durchdrang.

Doch zur Rettung naht im Waffenschimmer,
Sich der Brennen sieggewohntes Heer,
Und es pflanzet auf des Staates Trümmer
Nun ein Guelf, der Freyheit goldnen Speer!
Belgier, einst König Philipps Schrecken,
Der mit Stolz die halbe Welt regiert,
Mußten jetzt besiegt die Waffen strecken,
Weil ein Carl, Borußias Söhne führt.
Die Empörer ihres Kampfes müde,
Fliehen nun nach Gallien zurück,
Und der segenreiche, goldne Friede,
Kehret wieder, mit der Freyheit Glück.

Ausgelöscht war das entflammte Feuer,
Das der Neid so künstlich angesteckt,
Und der Staatskunst feingewebter Schleyer,
Ward Europas Blicken aufgedeckt.
Ach! umsonst war Galliens Bemühen,
Auszubreiten der Empörung Gift,
In Charibdis Belgien zu ziehen,
Weil ihr Staat auf Scillas Wogen schift.
Hingesunken war die Lilienkrone,
In der Schwachheit feigen Weiberschoß
Und es traf zum wohlverdienten Lohne,
Sie des Schicksals schreckenvollstes Loos.

Hunger schwebt auf der erblaßten Lippe,
Mangel wohnt in dem empörten Staat,
Und der Tod, mit Stundenglas und Hippe,
Ihres Daseyns letzter Schimmer naht.
Durch Verschwendung, schlaue Weiberränke,
Ward das Volk mit Elend überhäuft,
Und die Kette riß aus dem Gelenke,
Eh die Stunde der Verzweiflung reift.
Durch das Beyspiel Andrer aufgewiegelt,
Rauscht die Flamme der Empörung auf,
Und von Noth und Rache gleich beflügelt,
Bildet schneller sich der Thaten Lauf.

Gallien lernt seine Rechte schützen,
Freyheitsliebe blühet nun verjüngt,
Und der Tempel ihres Erdengötzen,
Seines Stolzes Tyranney versinkt.
Blutig zwar erscheint die neue Sonne,
Blutig auf umwölkter Himmelsbahn,
Doch der Hofnung labevolle Wonne
Wehet sanft den kühnen Ringer an.
Schwelgerey die Mutter der Verbrechen,
Riß den Scepter aus des Weichlings Hand,
Gallier, den großen Schimpf zu rächen,
Kämpfen selbst nun um ihr Vaterland.

Ihres Geistes Flamme schien verlodert,
Jener Muth mit dem sie einst gekämpft,
Ward umsonst zur Hülfe aufgefodert,
Von der Armuth war ihr Stolz gedämpft.
Doch der Schlummer stärkt den schwachen Kranken,
Hebt das schon gesunkne Haupt empor,
Gallien, tritt ohne Furcht und Wanken,
Aus der Knechtschaft zu der Freyen Chor.
Fester, edler als die feigen Schaaren,
Die des Thrones Glanz in Schrecken iagt,
Werden Gallier, was sie sonst waren,
Freye Menschen, die kein Scepter plagt.

Nicht des Fürsten Ehrgeitz zu ergötzen,
Finden tausend hier ein frühes Grab,
Von des Staates heiligen Gesetzen,
Hängt die Wirkung ihrer Kräfte ab.
Nicht Pannonien, gleich deinen Kindern,
Führet man zum Tode Menschen hin,
Nein! den Mißbrauch der Gewalt zu hindern,
Ward hier das Gesetz Beherrscherin.
Die Gerechtigkeit legt auf die Götterwage,
Nun der Wahrheit gültiges Gewicht,
Und es schweigt der Menschheit bittre Klage,
Schön umschimmert von der Göttin Licht.

Doch Pannonien in deinen Wäldern,
Hör ich noch des Jammers Schmerzgeschrey,
Und Verwüstung herrscht auf deinen Feldern,
Sie die Tochter wilder Tyranney.
Aschenhaufen, statt des Dorfes Hütten,
Statt des Jünglings seh ich nur sein Grab,
Und der Ruhm den Habsburgs Held erstritten,
Ist jetzt — ein zerbrochner Marschallsstab.
Ländergeitz besiegte alle Gründe,
Die der Genius der Menschheit sprach,
Und zu spät entsank die Zauberbinde,
Schon getroffen von der Feinde Schmach.

Ha! wenn jetzt der große Carl erschiene,
Mit dem Kaiserscepter in der Hand;
Säh' des Krieges blutge Schreckenbühne,
Sähe sein entnervtes Vaterland;
Wie das Weib hier um den Gatten trauert,
Dort die Mutter einen Sohn beweint,
Klageton die öde Flur durchschauert,
Und das Thal ein Leichenhügel scheint:
Würd er nicht für seinen Enkel zittern,
Der so viel in einem Spiel gewagt?
Nicht die Noth sein edles Herz erschüttern,
Die den Busen seines Volks zernagt? —

Nicht begnügt, schon über Millionen
Menschen, unumschränkter Herr zu seyn.
Geizt die Ehrsucht noch nach fremden Cronen,
Will zu Siegen neue Siege reihn;
In dem Bilde schmeichelnder Gedanken,
Sieht der Stolz als Sieger sich gekrönt,
Uebertritt der Weisheit hohe Schranken,
Hört nur da, wo ihm ein Loblied tönt.
Doch die Gottheit führt des Schicksals Steuer,
Und auch ihr sind Fürsten unterthan,
Sie gebeut der Sonnen flammend Feuer,
Und sie zeichnet auch des Helden Bahn.

Nicht das Bündniß mächtiger Despoten,
Sichert für den nahen Untergang,
Nur die Weisheit leitet den Piloten,
Durch des Meeres wilden Wogendrang.
Wo nicht ihres Geistes Fackel glänzet,
Irrt der kühnste Muth mit scheuem Blick,
Denn nur ihre Lorbeerkrone kränzet
Heldenhäupter, nicht der Waffen Glück.
Nicht des Heeres sternengleiche Menge,
Giebt dem Heer auch Kraft und innren Werth;
Tapferkeit gilt nur im Schlachtgedränge,
Tapferkeit stählt nur des Kriegers Schwert.

Fern der Kunst, auf Zirkeln sich zu drehen,
Auf den Wink sich künstlich zu zerstreun,
Schlau des Feindes Schwäche zu erspähen,
Nie zu kühn, auch nie zu sicher seyn;
Siegten doch, vom wilden Muth durchglühet,
Die Oßmannen in der ofnen Schlacht,
Und das Heer, das nun nach Regeln fliehet,
Wird vom Feinde, spöttisch schon verlacht,
Ach! umsonst verließ auf seine Stärke,
Sich das stolze, nun besiegte Heer;
Sie versprachen kühne Riesenwerke, —
Und doch blieb ein Feldzug thatenleer.

Langsam rückten auf gebahnten Wegen,
Die Ruthenier ins Schlachtgefild,
Fruchtlos war des heilgen Vaters Segen,
Habsburgs Hofnung blieb noch unerfüllt!
Belgrad wird vergebens eingeschlossen,
Der Bannat Oßmannen eingeräumt,
Durch das Zaudern seines Bundsgenossen,
War der Schlachten schönste Zeit versäumt. —
Endlich reißt sich aus dem Schlummerstande,
Reußens Heer, beginnt zur See den Krieg,
Und erhält im blutgen Schlachtgewande,
Vom Neptun, den ersten, großen Sieg.

Neu entflammt die Ehrbegier der Krieger,
Ihnen giebt Verzweiflung Riesenkraft,
Oczakow sieht nun die kühnen Sieger,
Wird ein Opfer wilder Leidenschaft.
Seine Stärke zeigt Ruthenien wieder,
Seines Heeres nie erloschnen Muth;
Und die festen Mauern stürzen nieder,
Ströhme färbt der Feinde rauschend Blut.
Was Verzweiflung, wilder Zorn gebohren,
Wird nun auch durch Tapferkeit vollbracht,
Peters Geist belebt die kühnen Schaaren,
Er, der erste Gründer ihrer Macht —

Rußland sucht auf dessen kalten Fluren,
Barbarey und Irthum sonst gewohnt,
Eifrig jetzt der Weisheit lichte Spuren,
Und den Tempel wo die Wahrheit thront.
Ihre Fürstin lehrt sie Künste schätzen,
Zwängt in Formen nicht des Denkers Geist,
Und verlangt nicht gleich den Erdengötzen,
Daß Ihr Glaube nur der beste heißt.
Auf der Wildheit umgestürzter Trümmer,
Baut sie nun der Menschlichkeit Altar,
Und der goldnen Künste sanfter Schimmer,
Leuchtet jetzt wo sonst nur Dunkel war.

Zwar entsinkt von Ehrgeitz angefeuert,
Oft die Wage der Gerechtigkeit,
Und die holde Göttin bleibt verschleyert,
Wenn man Jenem reichen Weyrauch streut.
Doch ein Gustav löscht der Ruhmsucht Flamme,
Reißt den Schleyer von der Göttin Blick,
Er, entkeimt aus ächtem Königsstamme,
Giebt den Schweden nun ihr Reich zurück.
Schmeichelnd schlich des Hochverrathes Stimme
In die Herzen ihrer Großen sich;
Doch ihr König droht mit edlem Grimme,
Und der Bosheit Schlangenheer entwich.

Gleich dem Helden der in Lützens Thale,
Für die Menschheit kämpfend niedersank;
Gleich dem Carl, der mit geschärftem Stahle,
Peters Heer so oft zu weichen zwang,
Stürzt sich Gustav, trotzend den Gefahren,
Die sein edles Vaterland umziehn,
Auf Rutheniens geprüfte Schaaren,
Und die stolzen, kühnen Reußen fliehn.
Redekunst leiht ihm den Zauberbecher,
Zu beseelen seines Volkes Geist,
Durch ihn wird zum Edlen der Verbrecher,
Der Empörung letztes Band zerreißt.

Seinem Beyspiel folgen die Sarmaten,
Auch sie machen sich von Rußland frey,
Und entfernen nun aus ihren Staaten,
Jenes Scepters harte Tyranney.
Lächelnd tritt im schönsten Feyerkleide,
Jetzt die Freyheit zu dem edlen Thron,
Und des Lebens seelenvollste Freude,
Innre Ruhe wird ihr süßer Lohn.
Ihnen selbst war ihre Macht verborgen,
Ihnen drohte jedes Räubers Schwert,
Doch jetzt glüht ein neuer goldner Morgen.
Sie erkennen ihren eignen Werth.

Götterflamme, hohe Geistesgabe,
Selbstgefühl, beseele nun auch mich;
Nicht umsonst klimmt ich am Richterstabe,
Wo die Wahrheit jeden Staat verglich;
Nein! zu Euch; zu Euch ihr tapfern Brennen,
Eil ich jetzt vom süßen Stolz entzückt,
Mein, auch Euer Vaterland zu nennen,
Das kein Joch, kein Sclavenscepter drückt.
Welcher Staat kann sich mit dir vergleichen,
Frohes, glückliches Borußia?
Deiner Stärke muß Europa weichen,
Deiner Größe höchstes Ziel ist nah.

Ohne Blutvergießen, ohne Schlachten,
Schlichtest du, der andern Fürsten Streit,
Jeder muß auf deinen Willen achten,
Weil dein Götterarm mit Blitzen dräut.
Völkern giebst du ihre Freyheit wieder,
Welche List und Irthum ihnen raubt,
Du vereinest die getrennten Glieder,
Sicherst das geschmähte Oberhaupt,
Schützest des Sarmaten Freyheitsrechte,
Die man ihm verrätherisch entwand,
Und der Dank zukünftiger Geschlechte,
Ist dein Lohn, geliebtes Vaterland.

Aus Irenens goldnen Füllhorn fließet,
Auf Borußien der Ueberfluß,
Denn des Lebens höchstes Glück entsprießet,
In der Ruhe labenden Genuß.
Schwesterlich gehn innig, treu verbunden,
Kunst und Wissenschaft hier gleichen Pfad,
Jede Spur der Wildheit ist verschwunden,
Weisheit hat dem Volke sich genaht.
Froh und glücklich im Besitz der Güter
Welche Fleiß und Thätigkeit verschaft,
Ist die Redlichkeit des Landes Hüter,
Edler Sinn des Volkes Eigenschaft.

Doch wem dankst du diesen edlen Frieden?
Deinen Reichthum? wem — mein Vaterland? —
Hat der Zufall dir dies Glück beschieden? —
Dir im Traum es schlummernd zugesandt? —
Nein! — Ich sehe dich erhabner Schatte,
Sehe Dich im Geiste vor mir stehn;
Dich, der jede hohe Tugend hatte,
Menschenglück und Weisheit zu erhöhn!
Friederich, du Einziger der Erde,
Der als Fürst ein Mensch, — ein Weiser war,
Du allein sprachst göttergleich: Es werde!
Und es both ein neuer Staat sich dar.

Ha! umsonst verbündeten die Reiche,
Sich zu deiner Größe Untergang,
Du verlachtest ihre Waffenstreiche,
Spottest scherzend ihrer im Gesang.
Wann sich Friederich gerüstet zeigte,
O! dann bebten sie vor Furcht zurück,
Denn vom glänzenden Olympus neigte,
Sich auf Ihn Fortuna's sanfter Blick.
Viermahl stand der Held erzürnt in Waffen,
Kämpft' und siegte wo sein Schwert erschien,
Und Ihn mußte, eine Welt zu schaffen,
Nur auch ewge Jugend noch durchglühn.

Aber ach! so ruht im düstern Grabe,
Schon des Helden heiliges Gebein,
Und es wallfahrtet am Pilgerstabe,
Greis und Jüngling zu dem Leichenstein.
Doch sein Daseyn ist nicht ganz verschwunden,
Wenn auch Er nicht mehr den Scepter führt,
Friedrichs Weisheit wird noch oft empfunden,
Ob sie gleich die äußre Form verliert.
Habsburgs Größe schlug nur Er die Wunde,
Die schon Millionen weggeraft;
Nur durch Ihn bekam im Fürstenbunde,
Preußen und die Freyheit neue Kraft!

Er verjagte von den deutschen Fluren,
Pfaffenwahn und blinde Schwärmerey,
Suchte selbst im Dunkel der Naturen,
Wo nur Schein, und wo die Wahrheit sey,
Er entzündete die Geistesflamme,
Und vertrieb des Aberglaubens Nacht,
Stürzte sich vom steilen Felsendamme,
Unter Dornen wo die Wahrheit wacht.
Hohes Beyspiel künftiger Regenten,
Ewig solst du Preußen heilig seyn,
Fluch den Brennen die vergessen könnten,
Friederichs Erinnrung sich zu weihn.

Friedrich Wilhelm, nahm des Reiches Crone,
Glorreich schmückt sie nun sein edles Haupt,
Und Er herrschet würdig auf dem Throne,
Von der Friedenspalme schön umlaubt.
Große Muster schweben in dem Spiegel
Der Vergangenheit Ihm glänzend vor;
Auf des Ruhmes höchsten Sonnenhügel,
In Walhalla thront das Heldenchor.
Dort seh ich den großen Churfürst gehen,
Friedrich drückt an seinen Busen Ihn;
Jener zeigt nach Lißa's blutgen Höhen;
Dieser auf die Schlacht bey Fehrbellin.

Helden, die den großen Staat gegründet,
Der Europa jetzt Gesetze giebt,
Die das Götterfeuer angezündet,
Welches nicht der Strohm der Jahre trübt!
Nie wird Euch Borußien vergessen,
Dankbar Eurer Weisheit sich erfreun,
und im Schatten duftender Cypressen,
Thränen Euch zum Todtenopfer weihn,
Friedrich wird dann auf uns niedersehen.
Wann sein Blick die Erde noch erreicht,
Segen für sein treues Volk erflehen,
Für den König, der dem Einzgen gleicht.

Halberstadt,
den 17ten August 1789.

Franz v. Kleist.

Die Erwartung nach dem Tode.[120]

Kühn wage, jugendliche schwache Leyer,
Die sonst der Liebe sanfte Lieder sang,
Zu singen ein erhabner Lied, wo freyer
Sich des Gefühles starker Wogendrang
Entwickelt, und sich höher schwingt; —
Wo der geflügelte Gedanke leicht
Durch der Gewohnheit alte Bahnen dringt,
Und kühn des Aberglaubens Nacken beugt!
O! wag', auf der Begeistrung Schwingen,
Heut der Unsterblichkeit ein Lied zu singen!

Der Gottheit ewig Daseyn zu ergründen,
Den Lebensurquell der Natur zu finden,
Vermag der irdische Gedanke nicht:
Doch durch Vernunft die heilgen Zweifel stillen,
Durch sie die Kluft jenseits des Grabes füllen,
Ist jedes Denkers Pflicht! —

Die Gottheit schuf ihr Bild, des Menschen Seele,
Nicht — in des dunkeln Grabes dumpfer Höle,
Gleich dem Gerippe, Staub zu seyn,
Und mit dem Erdenleben zu vollenden!
Sie kam unsterblich aus des Schöpfers Händen! —
Dieß zeigt uns noch der Gottheit sanfter Schein,
Der sie auf dieses Lebens Bahn begleitet; —
Und ihres Daseyns Endzweck überschreitet
Gewiß der Erden Jahre schnell durchlebten Traum!
Denn solte Gott mit Denkkraft, mit des Schlußes Gaben,
Die Seele nur zur Sterblichkeit geschaffen haben? —
Gewiß nicht! — Denn woher die stete Wißbegier,
Für die kein Weiser je ein Ziel erfand? —
Woher sonst die Unmöglichkeit, schon hier
Vollkommenheit zu finden, wenn kein Land
Der Ewigkeit noch unser wartete, wo wir
Befreyt von Lastendruck und Körperschwere,
Beym Anschaun Gottes, in der Himmel lichten Sphäre,
Verklärt mit höhern Geistern wandeln,
Und, als ein ewig Wesen, göttlich handeln? —

Nichts ist von Gott an die Natur verpfändet,
Das seines Laufs Bestimmung nicht vollendet.
Des Menschen Seele nur, der Schöpfung Kunst,
Ihr endlicher Beschluß, ihr erstes Wesen,
Sie solte, ausgeschlossen von des Schöpfers Gunst,
Allein in Unvollkommenheit — verwesen? —
Das widerspricht der Vaterhuld, der Macht,
Der Weisheit, die aus jeder Blüte lacht,
Mit der der holde May bald dürre Zweige zieret,
Daß Gott, der die Natur so schön, so gut gemacht,

---

[120] Gemeinnützige Blätter Jg. 1 (1788/89). S. 381-384.
Texterkennung aus einer Kopie des Gleimhauses Halberstadt.

Nicht seiner Weisheit größtes Wunder ausgeführet! —

Und welcher Künstler schuf, mit weiser Meisterhand,
Das Bild des Ideals, — es zu zerstören? —
Und gegen Gottes Werk sind Griechenkünste Tand,
Ist Brittenweisheit Wahn, sind Nichts der Deutschen Lehren! —
Gott kann, Gott wird die Seele nicht zerstören! - -

Ich werde nicht umsonst des ewgen Lebens warten,
Es ist kein Wahn, kein sterblicher Betrug!
Begeistert seh ich, in der Zukunft Garten,
Zur Ewigkeit die Rose meines Lebens blühn;
Seh meine Seele frey, mit kühnem Adlerflug,
Zu Gottes Sternensitz, zum höhern Ziele fliehn!

Nur meine Hülle wird dem Wurm zum Raube! —
An meiner Urne weiht man Thränen diesem Staube? —

O Theure, weinet nicht an meines Grabes Hügel! —
Die Asche ruhet nur. — Doch mit des Geistes Flügel,
Stieg meine Seele hoch zum Sitz der Gottheit auf! —
Sie lebt im Reich des Lichts, und nichts hemmt ihren Lauf!
Denn hört's! Gerecht ist Gott, und in dem hellen Sterne
Wo meine Seel' einst wohnt, von euch Geliebten ferne,
Droht keine Strafe, die der Sünder fürchtet, mir,
Nur Palmen der Belohnung wehen hier! —

Franz von Kleist.

Die Göttin der Tugend
an das
Preußische Volk.*[121] [122]

Beglücktes Volk, beseligtes Gefilde,
Wo weis' und gut ein Friedrich Wilhelm thront;
Mit Wahrheitssinn, mit liebevoller Milde,
Nur das Verdienst und nie den Schmeichler lohnt;
Und wo der Held mit Pallas Schreckenschilde
Den Bürger schützt, der Preußens Flur bewohnt:
Laß Jubellieder froh in deine Saiten beben,
Denn heut ward vom Olymp ein Vater dir gegeben.

Von Tausenden zum König auserkoren,
Borussien! ward Friedrich Wilhelm dir!
Durch eignen Werth zum Herrscher schon geboren,
Entflieht vor Ihm des Neides Rachbegier,
Und Göttern gleich, in Wohlthun sich verloren,
Sind Palmen Seinem Haupt die schönste Zier.
Er ehrt den Helden zwar, vom Lorbeerkranz umschlungen,
Doch sucht Er nicht den Ruhm, den Menschenblut errungen.

Zum Kampf bereit, stralt schön im Waffenglanze,
Der Brennen Heer, vom kühnsten Muth durchglüht;
Kaum droht ihr Schwerdt — kaum schimmert ihre Lanze,
So staunt die Welt; — und Eris Zorn entflieht;
Und froh beglückt, beym muntern Reihentanze,
Im stillen Thal, wo Scherz und Reichthum blüht,
Genießt Borussien Irenens sanfte Freuden,
Und ist vor jedem Staat Europa's zu beneiden.

Nicht zügellos, mit jugendlichem Feuer
Entflammter Thätigkeit, drängt Leidenschaft
Die Weisheit fort, und winkt das Ungeheuer
Der Schmeicheley zum Thron; nein! weggeraft
Der Eumeninden Schaar, stehn kühn und freyer,
Gerechtigkeit — erhabne Geisteskraft —

Ein menschenholder Sinn, an Friedrich Wilhelms Seite,
Und keinem Günstling wird die Unschuld hier zur Beute.
Frey, und beschützt von gültigen Gesetzen,
Erkennt der Mensch hier seines Wesens Werth;
Denn ein Tyrann kann nur das Recht verletzen,
Das mütterlich uns die Natur gewährt:
Ein weiser Fürst verlacht den stolzen Götzen,
Der groß zu seyn, des Volkes Geist verheert!
Denn nur Maschinenspiel sind dann des Menschen Thaten,
Wenn Eigennutz und Furcht, nicht innrer Trieb ihm rathen!

---

[121]* Epilog des Ballets, womit die Döbbelinsche Gesellschaft den Geburtstag des Königs feyerte. Str. 4. bezieht sich auf das Ballet, wo die Freude der feyernden Schäfer durch Neid und Kabale gestört, diese aber durch Preußens Schutzgeist verjagt wurden.

[122] Gemeinnützige Blätter. 1789. Nr. 23. vom 3.10.1789. S. 353-356.
Texterkennung aus einer Kopie des Gleimhauses Halberstadt.

Doch Friedrich Wilhelm führt mit sanfter Güte
Den Scepter, den Ihm jüngst der Weise gab;
Er schätzt sein Volk, und reißt die goldne Blüte
Der Freyheit nicht von ihren Herzen ab;
Er zeigt gerecht dem geistigen Gebiete
Die Gränzen an, mit weisem Richterstab;
Schränkt keinen Denker ein, lähmt nicht des Scharfsinns Flügel,
Und hält mit edlem Ernst die Schmähsucht nur im Zügel.
Ja! Segen ström, auf Friedrich Wilhelm nieder,
Den Gütigen, der Euch als Vater liebt;

Ihm töne nur der Zauberklang der Lieder,
Ihm, der den Dürftigen Erquickung giebt;
Der Euch beherrscht, als gleichgeschafne Brüder,
Und wissentlich nie Eure Freuden trübt;
Ihm singt und danket hoch, der Gottheit für sein Leben,
Die unter Tausenden, den Besten Euch gegeben! —

Erstes Chor der Brennen.*[123]
Empor! Empor! fleuch Hochgesang,
Der unserm König tönt!
Und opfernd Dank
Der Gottheit frönt!

Zweytes Chor der Brennen.
Empor! Empor! fleuch Hochgesang,
Der opfernd Dank
Der Gottheit frönt.
Dem besten König tönt!

Beyde Chöre.
Singt, daß des Himmels Feste beben,
Heil Friedrich Wilhelm Dir und langes Leben!

Franz von Kleist.

---

[123]* Die Musik dieser Chöre ist aus Thirza und ihren Söhnen genommen.

TROSTGESANG[124]

AN
FRIEDERIKE von FUCHS

BEY
DEM TODE IHRES EINZIGEN SOHNES.
HALBERSTADT,
IM FEBRUAR 1 7 9 0.
GEDRUCKT BEY DELIUS W1TTWE.

Sanfte Ruhe, die des Weisen Sehnen
Oft im Schooss des stillen Forschens fand,
Komm herab zu bangen Trauerscenen,
Trockne wehmuthsvolle Mutterthränen,
Trockne sie mit deiner Labe-Hand!

Komm herab, wenn da auf Edens Fluren,
In dem Raum der Ewigkeiten schwebst,
Wo sie sinkt, die Hülle der Naturen,
Höh're Wesen Wahrheit Treue schwuren,
Komm herab, wenn du bey Engeln lebst!

Denn Sie klagt, die zärtlichste der Mütter,
Weint um des geliebten Sohnes Tod! —
Ach! Er sank, wie unterm Fleiss der Schnitter
Eine goldne Aehre, und nur bitter
Leiden, bringt Ihr jetzt das Morgenroth.

Ja! ich seh' die Himmelsthräne beben,
In dem Auge, das so freundlich schien
Selbst dem Halberstorbnen neues Leben,
Liebevoll durch einen Blick zu geben, —
Seh's des Kummers Schleyer schwer umziehn.

Und so gern mögt ich nach jenen Thälern
Stolzer Weisheit, Trost zu finden, gehn;
Hier, wo unter heiligen Denkmählern,
Tugenden bey abscheuwerthen Fehlern,
Oft Pigmäen neben Riesen stehn.

Doch ihr Trost ist stolzes Wortgepränge,
Ruft dem Herzen nicht Erquickung zu;
Sie besiegt der Zweifler freche Menge,
Doch dem Kummer schenken die Gesänge
Der Empfindung bessre Seelenruh.

---

[124] 2016: Text aus einer Kopie des Exemplars des Gleimhauses Halberstadt.

Höre sie, die sanften Herzenstöne,
Die der Menschheit höchste Hofnung singt!
Höre sie, dass süsser Trost Dich kröne,
Und der Freude hohe Himmelsschöne,
Um Dich wieder ihre Kränze schlingt!

Warum weinst Du bey des Grabes Hügel,
Wo der Blüte Frühlingspracht entsank? —
Siehst Du nicht im fernen Geistesspiegel,
Ewigkeiten, wo der Zauberriegel
Unsrer Schwachheit, aufgelößt zersprang? —

Stürzten hier, wie in Charibdis Schlunde,
Schätze nieder, die die Zeit verschlingt? —
Oder schläft Dein Sohn in diesem Grunde,
Den die wonnevollre Morgenstunde,
Schön verklärt, Dir lächelnd wiederbringt? —

Warum weinst Du herbe Trauerzähren?
Gönnest Du Ihm seinen Wohnsitz nicht?
Wo dem Geist in lichten Himmelssphären,
Dunkelheiten schimmernd sich verklären,
Gott mit Ihm durch Seraphs Stimmen spricht?

Denn Dein Sohn, Er ist so gut unsterblich,
Wie der Forscher einer neuen Welt;
Nur der Ruhm der Weisheit ist erwerblich,
Doch die Ewigkeit ist Allen erblich,
Gott erschuf den Säugling, wie den Held.

Die Natur hat Alle gleich gebohren,
Jeder ward an ihrer Brust gesäugt,
Jedem hat sie Liebe zugeschworen,
Ihn zu Ewigkeiten auserkoren,
Wenn auch ihr kein Auferstandner zeugt.

In uns selbst liegt des Beweises Fülle,
Diese Hofnung schon ist mehr als Schein,
Dass verschwinden wird des Grabes Stille,
Dass sich einst die Seele neu enthülle,
Unter Engeln ewig sich zu freun.

Auch Dein frühentschlafner Sohn wird leben.
Unvernichtbar, wie die Ewigkeit!
Gottes Strahlen werden Ihn umschweben,
Keine Schmerzen schauernd Ihn durchbeben,
Seraphs-Wonnen ist Er nun geweiht!

Weine nicht! Du wirst Ihn wiedersehen! —
Wirst, wie Er, unsterblich — ewig seyn!
Sions Palmen werden Dich umwehen,
Wirst Du einst den Glücklichen erspähen,
Licht verklärt, in hoher Geister Reihn!

Ha! Triumph!! ich höre Sphären rauschen!
Hör entzückt der Himmel Harmonie!
Selig! Selig!! könnt' ich sie vertauschen,
Diese Hülle, Götterchören lauschen,
Wie Dein Sohn, so schuldlos und so früh!! —

F. v. K.

Fragment über das Andenken an große Männer.[125]

Die Flamme des Geistes, ist Freyheit; der Thatenfunke des Edlen, Ehrgeitz; beyde führten schon, seit sich der Weltbau entwickelte, die Menschheit zum Ziel der Größe; spornten den schlummernden Denker zur Thätigkeit an, — erzeugten Wunderentschlüsse im stillen Schooß der Betrachtung, und rissen zur heroischen Ausführung die begeisterte Seele hin. Hinweggenommen diese Göttergefühle, stürzt die Menschheit in die Arme der Erschlaffung zurück; entnervt bettet sich Geisteskraft zur Schwelgerey, — Sklavenfesseln unterjochen den Denker, — Seelenhoheit erstirbt, — Barbaren Nacht verschleyert das Licht, — und Schmeichlerschande heißt Weisheit. Dies lehrt uns Vernunft, bezeugt uns Erfahrung. Heilig daher der Menschheit, wichtig dem Staate und jedem seiner Bürger, muß die Erhaltung dieser Grundtriebe menschlicher Größe seyn. Denn mit ihnen, geht jede Tugend unter, — die Vernunft verstummt, und thierische Gleichgültigkeit brandmarkt den Abkömmling des Himmels.

Es muß also einer Nation zur ersten Pflicht, ihren Gesetzgebern zum höchsten Endzweck werden, die Freyheit vor tyrannischen Eingriffen zu sichern, und den Ehrgeitz des Edlen zu entflammen! denn Freyheit, wie sie des Weisen glühende Hofnung ahndet, ist der Zustand des Menschen, in welchem, nach Gesetzen, durch das Urtheil vieler mit Vollmacht gestempelt, Handlungen gut geheißen, oder verdammt werden, und keine willkührliche Beschränkung statt findet; wo das Eigenthum jedes Einzeln vor dem Raub des Mächtigern gesichert ist; wo Meynungen nach keinem Gewicht gewogen, nach keiner Forme gebildet werden, und wo endlich die Vernunft keine Fessel drückt, und kein geheiligter Irrthum ihrer Beleuchtung entzogen ist.

Diese Freyheit beseelt uns mit der göttlichen Täuschung der Selbstständigkeit, und ein edles Gefühl unsers Werths, durch sie erzeugt, führt mit stillem Entzücken die Menschheit denen Himmlischen näher. Nimmer kann dies Gefühl den allgemeinen Verbindungen drohen; der weise Fürst wird es schützen, und nur der Tyrann, der Sclavenpuppen nicht Menschen zu beherrschen sich sehnt, wird vor ihrem blitzenden Speer erzittern. Denn jene Zügellosigkeit, mit ungebundner Frechheit Leidenschaft zur Tugend zu adeln, kann nur ein Caligula mit der wahren Freyheit verwechseln, um so seinem Wunsche näher zu kommen, und die Freuden der Menschheit zu zerstören.

Gleich edel, doch noch weniger beschützt als diese, ist der Ehrgeitz, diese kühne Entzündung unsrer verborgensten Kräfte, begeistert durch Beyspiele der Vorzeit; und hier mein deutsches Vaterland, hier laß mich zu dir reden, den Schleyer vom Auge dir reißen, dich zur Thätigkeit aufdonnern!

Kalt und schweigend stehst du bey eignen Verdiensten, und staunst mit schwärmerischen Entzücken die Tugend des Auslandes an! Gerecht gegen Fremdlinge bist du Tyrann gegen dich selbst! Du siehst den Ehrgeiz in deinem Schooße entschlummern, und weckst ihn durch kein hinreissendes Beyspiel der Schätzung! Begeistert betest du höchstens die Gegenwart an, indeß bestaubt die Vergangenheit hinter dir weinet? Unsterblicher Tugend lohnst du mit schwindender Ehre, vergessend daß Ewigkeiten nur kühne Geister entzücken! — Denn was kümmert ein Augenblick Leben, der Unsterblichkeit ahnenden Seele? Was dem Ocean die Welle des Baches? Fortdauernd zu wirken ist die strahlende Aussicht des Denkers, und diese Hofnung entreißt ihm dein frevelnder Leichtsinn!

Staub deckt die Gräber deiner Helden, — ein bemooster Hügel die Asche deiner Weisen, und der forschende Enkel ahndet kaum mehr ihres ehmaligen Daseyns! Kann dies Nacheifer erwecken? Erschüttern die geheimen Kräfte der Seele, daß sie ausbrechen und wirken? — Was riß Griechenlands Volk aus dem nächtlichen Schooße der Barbarey? Was hob die stolze Rom auf den Gipfel der Weltherrschaft? — Sie setzten das Ziel des Ruhms ins Unendliche, und ehrten die erstorbne Größe im schimmernden Denkmahl. Hier schlich der thatenbrütende Jüngling hin, weinte Thränen dem ruhenden Weisen, und Göttervorsätze entkeimten, denen die späteren Jahre der Mannheit als Thaten anstaunten!

---

[125] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1790, 1. Bd., S. 132 - 140

Aber wie anders bey uns! Hier ladet kein glänzendes Denkmaal den emporstrebenden Jüngling zur hohen Betrachtung ein; ein halb Jahrhundert in seinen Werken fortleben, heißt uns schon Unsterblichkeit. Das deutsche Herz steht jedem Eindruck offen; der letzte ist ihm der wichtigste. Man denkt nicht der wohlthätigen Hand, die dem gehemten Strohm seinen Lauf wieder gab, sondern nur des Beglückten, der jetzt auf seinen Wogen schift! Die glühende Verehrung verstorbner Weisen heißt Grille, und diese sucht der Kluge zu vermeiden! Man spottet der Vergangenheit, um der Gegenwart zu schmeicheln. Nationen Dank ist keine deutsche Frucht! Dem Wohlthäter ganzer Völker muß der segenvolle Blick eines fühlenden Weisen lohnen, indeß tausend neidische Zungen seinen Ruhm zersticken, und sein Andenken aus dem Herzen des Volks verbannen! Die wenigen Denkmähler deutscher Heroen, von weiseren Fürsten erbaut, stehn öde und verlassen, vom Neide bewacht. —

Aber woher dieser unselige Kaltsinn Deutschlands gegen Helden, Gelehrte, Dichter und Künstler? Woher diese unheilige Gleichgültigkeit, die den Muth des werdenden Mannes unterdrückt, und mit keinem entzückenden Beyspiel die glühende Seele des Jünglings zu Thaten auffodert? - Auf wem anders ruht die Bürde der Schuld, als auf euch Fürsten Deutschlands, — als auf euch ihr Großen und Edlen des Volks! Euer Beyspiel reißt die nachahmende Menge hin; lehrt sie freywillige Geschenke als Tribut annehmen, und der Dank wird vom Wahn der Pflichtmäßigkeit vertilgt! Neid begleitet die Größe. Der Sohn will den Vater vergessen machen; Mangel an Kraft nimmt Schmähung zur Hülfe, — und so verdunkelt der Enkel die eigne Tugend mit der Größe des Vorfahren, und schwächt den Eindruck selbsterzeugter Bewunderung.

So handeln Könige, Helden, Dichter und Künstler; — jeder verschieden, von eignem Vortheil bestochen. Kaum reißt die mächtige Faust des Todes, den vergötterten Fürsten vom Thron; kaum staunt der beglückte Nachfolger sich selbst im Purpur an, — so fallen schon die Thränen des Volks um den Verblichnen, gleich glühenden Funken auf seine Seele. Ihre Klage scheint ihm schon Mißtrauen auf seine Güte; — ihre Wehmuth überrascht ihn mit dem Werth des Verstorbnen; — er schreckt vor der Riesengestalt zurück, besiegt vom Gefühl der Schwäche! — Er will ihm nachklimmen, — doch Kraft versagt ihm Natur, und läßt ihm nichts als die Hofnung. Göttergewalt duldet nicht Demuth! Wir entsagen nicht gern, wo wir noch hoffen! — Der neue Fürst wünscht daher die Größe des Vorfahren verkleinert,— zweifelt lobend, — und gefällig macht ein Heer von Schmeichlern sie ihm verdächtig. — Nun wächst Verdacht zur Gewißheit! Listig schweigen die Günstlinge vom Verdienst des Vorfahren, und posaunen nur seine Schwachheiten aus; — und bald ist, theils aus Furcht, theils aus Gefälligkeit, die Thräne des Volks getrocknet; — die Meynung der Menge verändert. Der Schwächling ist überlistet, und glaubt der gift'gen Zunge Verläumdung; — die emporstrebende Ehrsucht folgt dem Winke zum Thron, und schmeichelt dem Wunsche des Herrschers; — der, vom Vorfahren, gekränkte Stolz, nutzt diese schimpfliche Rache, — und das Andenken eines Fürsten, eines Helden erstirbt, der Vergötterung verdient! Denn was kann die Stimme des Edlen, gegen die Heerschaar kriechender, betender Schmeichler? Jenem lohnt Verachtung, diese umstrahlt der Schimmer der Majestät! Gewalt macht diese der Menge furchtbar, jenem der Edelmuth bey wenig Beßren nur werth, und Verfolgung sein Leben verhaßt.

So werden Fürsten und Helden vergessen; die Flamme verlöscht, die ihnen im dankbaren Herzen des Volks lodert, und der wird ein Verbrecher genannt, der auf ihrem Grabe weint, und ihren Tugenden Hymnen singt. —

Aus einer andern Quelle fließt die Nacht der Vergessenheit auf den schimmernden Nachruhm der Dichter und Künstler. Hier vereinigt sich Gegenwart und Zukunft, um dem Verdienste den Lorbeer der Unsterblichkeit zu entreißen. Der Nutzen der Dichter und Künstler, deren Lehren nicht mit prahlender Frechheit viel scheinen und wenig sind, sondern mit stiller Bezauberung die Menschheit veredeln, ihre Herzen sanfter zum Mitgefühl stimmen, und mit den mächtigen Harmonien Apollons die Seele entzücken und zu Thaten befeuern, — dieser ihr Nutzen wird von der verblendeten Menge verkannt, weil ihre Wahrheiten ein Zauber umgoldet, durch den sie dem Herzen anschaulicher als dem Verstande werden, und der mit ambrosischer Süße den bittersten Tadel vermischt. Die Menge sucht daher mehr Vergnügen als Nutzen bey den Dichtern und Künstlern, ob sich gleich dies Maaß hält, und ist undankbar genung, das Vergnügen als schuldige Steuer anzusehn. Der Nutzen bestimmt aber den Werth! Eigennutz ist der Spiegel

des Volks; — noch mehr der Spiegel der Fürsten. In ihm betrachten diese Alles, selbst die Gottheit, um sie zu ihrem Vortheil zu benutzen. Wäre Religion nicht eine so eherne allmächtige Kette, den wilden Sinn des Volkes, der immer Selbstherrschaft will, zu fesseln, mancher Fürst würde keinen Gott über sich erkennen, und würde gewiß, könnt er seine Menschlichkeit verbergen, sich lieber selbst dazu aufwerfen.

Daher die Gleichgültigkeit der Fürsten gegen Dichter und Künstler, — daher die Kälte des Volks.

Ihr versteckter Nutzen scheint den hirnlosen Witzlingen ein Recht zu geben, ihn ganz zu leugnen, und geschäftig eilt dem klügere Neid herbey, dem Irrthum durch Sophistereyen Wahrscheinlichkeit zu geben. Denn selbst Plato's Eifer gegen die Dichtkunst, leit' ich mehr aus andern Quellen, als aus Ueberzeugung her. Durch dieses Verdammungsurtheil aber wird die Achtung der schönen Künste und Wissenschaften vermindert; der beleidigte Künstlerstolz erwacht; — vertheidigt die Rechte seiner göttlichen Kunst, — und ein wüthender Federkrieg macht ihn endlich, er sey Sieger oder nicht, dem ununterrichteten Layen lächerlich.

So fällt der Werth der Kunst, — die Achtung des Künstlers; der Nachruhm des wahren Verdienstes verraucht und das getäuschte Volk schätzt die erhabensten Werke des Geistes, den Belustigungen eines Bagazzo gleich.

Man bewundert ohne Hochachtung! Begierig schwelgt Deutschland in den zauberischen Freuden der Musen, unbekümmert der Quelle aus der sie ströhmen. Ihm scheint freywillige Güte, Pflicht; — und dem deutschen Dichter spornt nichts, als der innre Drang des Gefühls. Ihm ist unsterblicher Nachruhm ein Phantom, ein Begriff, so dunkel und unvollständig wie die Ewigkeit selbst; und lehrte nicht des Mäoniden Beyspiel die Deutschen das Daseyn unsterblichen Ruhms, so würden sie ganz an dessen Existenz zweifeln. Vergessen sind jene Männer, die dem finstern Deutschland zuerst die Thore der Weisheit öfneten, und mit ihrem göttlichen Lichte umglänzten. Wenige kennen, und noch wenigere lesen, die, wenn auch nicht gefälligen doch Kraft und Gedankenreichen Werke eines Boner, Burkard, Waldis, Olearius, Gryphus, Wernike, Zernitz und so mehrere, sie, die ersten, welche das eiserne Zeitalter deutscher Beredsamkeit umzuformen wagten, Sitten verbesserten, und den Grundstein legten, auf welchem das achtzehnte Jahrhundert in den Werken eines Wieland, Gleim, Klopstock, Botmer, Stolberg und mehrerer die schimmernden Tempel vollkommner Schönheit erbauten. Einzelne Forscher verehren ihr Andenken, indeß die Nation ihre Wohlthäter nicht kennt. Und haben die Lebenden ein besser Schicksal zu erwarten? Wissen wir was unsre Nachkommen erfinden? — O! Erröthe Vaterland des entehrenden Undanks!! — Blicke mit Beschämung auf Britannien hin! Welches Gefühl muß einen Deutschen durchschauern, wenn er Londons prächtigsten Tempel durchwandelt, und hier im Heiligthume der Gottheit das Denkmahl eines Shakespears aufgestellt sieht, — und sich eines vergessenen Opitz, — eines Leßings, durch kein Denkmahl gefeyert, erinnert? Muß nicht Muthlosigkeit seine kühnsten Entwürfe niederreißen? Denn wer kann es leugnen, daß die Hofnung des unsterblichen Ruhms ein Zauber ist, der mit Götterkraft die Schwachheit im Busen verdrängt, und die beflügelten Gedanken der Seele in das Heiligthum des Olymps einführt.

Und dennoch können Fürsten und Staatsmänner so wenig darauf denken, die Stimme des Ruhms bey Dichtern und Künstlern zu wecken? Können vergessen, wie mächtig stark diese auf das Herz des Volks wirken? Wie viel sie zur Cultur des Landes und der Sitten beytrugen? Können vergessen, daß mit Wissenschaften und Künsten die Betriebsamkeit des Volks, die Macht und der Ruhm des Regenten, die Wohlfahrt der Menschheit sinkt? Daß sie nur aus Hütten Paläste, aus Wüsten reiche Aecker schufen? — Doch wohin verirrt sich mein wilder Eifer? Können da Dichter und Künstler Denkmähler des Danks fodern, wo man — o ewige Schande! einen Friedrich den Einzigen vergißt!! —

F. v. K.

Habsburg, Borußia und Brabant am Strohme
der Zeit. Eine allegorische Prophezeyhung am
Ende des Jahres 1789, zur fünften Stiftungsfeyer
der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt,
den 7. Jan. 1790.[126] Von Franz von Kleist

Gottes Sonne! deines Hauptes Schimmer,
Ist erloschen beym erreichten Ziel,
Einsam steh ich an der Felsen Trümmer,
Seh des Reises Diamanten Flimmer,
Heil'ge Eichen deren Laub entfiel!
Seh den Bach bey dem sonst Hirten weiden,
Still und traurig ohne Schäferspiel,
Seh's und fühle daß der Erde Freuden,
Gleich der Rose, blühen und verscheiden!
Schöne Rose bald bist du verblüht!
Giftger Mehlthau träufelt früh schon nieder,
Auf der Jugend wonniges Gebiet, —
Und die Charitin der Freude flieht!
Eilet auf ätherischem Gefieder,
Hin wo glorreich Gottes Flamme brennt
Wo beglückt seraphische Gebrüder
Keine Hölle von den Himmeln trennt,
Und die Menschheit sich unsterblich nennt!
Hier nur im edenischen Gefilde,
Legt die Freude dann die Flügel ab,
Und erscheint im schönsten Wonnebilde,
Lächelt uns mit liebevoller Milde,
Raubt uns nimmer was sie einmahl gab.
Jahre werden scherzende Minuten,
Jugendlich verwirft der Greis den Stab,
Abgetrocknet sind die Thränenfluthen,
Und kein Schmerz betastet mehr die Guten,
Hier wo Gott und die Vergeltung thront.
Sprich wenn nahst du holde Götterstunde
Wo Verheißung ihren Glauben lohnt,
Und Erfüllung bey der Hofnung wohnt?
Seelen sich im hohen Geister Bunde,
Schön vereint zu ew'ger Wollust sehn,
Und entzückt, mit hoher Sternenkunde
Auf Orions Flammentempeln stehn,
Und im Schatten fremder Welten gehn?

„Eilend naht sie, ungestümer Bitter,
Rauscht heran im schnellen Strohm der Zeit,
Wie der Sturm im brausenden Gewitter,
Cedern spaltet, und herab die Splitter,
Libanon, auf deine Höhen streut.
Ach! so mächtig pflückt auch sie die Früchte
Jugendlicher, kühner Thätigkeit,
Spricht erzürnt das zaubernde vernichte,
Reißt der Rose Blüthen vom Gesichte,

---

[126] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1790, 1. Bd., S. 304 - 314

Und verhüllt des Blickes Gluth in Nacht!
Statt des Lebens süße Wonnegüther,
Schenkt sie uns der Zukunft Himmelspracht,
Und der Tod der ihr zur Seite wacht,
Ist des Schatzes fürchterlicher Hüter!
Glorreich zwar und groß ist der Gewinn!
Doch der Tod er ist ein karger Bieter,
Und die Hofnung eine Schmeichlerin!
Prüfe gnau mit weisem Forschersinn, —
Trau ihr nimmer und verehre beyde;
Rufe nicht die große Stunde her,
Denn zu flüchtig stürzt zu deinem Leide
Gleich dem Strohm des Lebens holde Freude,
In der Zukunft zauberisches Meer!
Jahre gleichen sanften Morgenträumen,
Werbend schön — verschwunden wonneleer;
Gleichen Früchten die nur einmahl keimen,
Deren Pflege unter tausend Bäumen,
Der erfahrne Gärtner nie vergißt!
Schau herab im Spiegelstrohm der Zeiten,
Wo die Nacht den glühen Morgen küßt,
Schmeicheley den goldnen Schein vermißt, —
Schau herab in die Vergangenheiten,
Sieh des Jahres lezten Glanz entfliehn,
Riesenschatten über Gräber schreiten;
Sieh die Flamme der Vergeltung glühn,
Und der Zukunft Siegespalmen blühn!“

Also flüsterte aus fernen Höhen,
Unsichtbar ein stiller Genius
Flüsterte, wie leise Weste wehen,
Wenn im Thale sie die Rosen sehen,
Die zum duftumwallten Abendkuß
Ihnen sanft im Purpurschimmer winken. —
Und ich staunte — sah den Zauberfluß,
In den sterbend alle Stunden sinken,
Und die Jahre neues Leben trinken,
Sah den Strohm, den Wunderstrohm der Zeit! —
Rauschend stützt er über Thal und Hügel,
Gleich dem Donner der Verhehrung dräut,
Wenn in schauervoller Dunkelheit
Auf des Sturmes fürchterlichen Flügel
Er sich schreckend den Gefilden naht!
Seine Wellen waren goldne Spiegel
Ewigkeit sein nie gemeßner Pfad,
Den noch keiner, ungeweyht betrat.
Einen Greis sah ich am Ufer liegen,
Von erhabner, heiliger Gestalt;
Sanfte Freude sprach aus seinen Zügen,
Und doch schien der Gram die Stirn zu pflügen,
Silberlockigt war sein Haupt umwallt.
Einen Speer führt seine starke Rechte,
Drohend mit unsterblicher Gewalt,
Vor ihm zittern furchtsam die Geschlechte,
Und der Hölle grauenvolle Nächte,

Weichen wenn der Greis den Speer erhebt.
Um ihm sitzen jugendliche Schönen,
Licht vom Strahl der Majestät umschwebt,
Die des Greises Speer zu decken strebt,
Seine Töchter! — Goldne Kränze krönen,
Ihre Häupter, und in Waffen blitzt,
Die beym Kampf wie ferne Donner tönen,
Jede Jungfrau, die im Kreise sitzt,
Von des Greises mächt'gen Arm beschützt:
Buntgekleidet, in zwey weiten Reihen,
Sitzen sie mit Fackeln in der Hand;
Viele schienen lächelnd sich zu freuen,
Froh dem Greise Rosen hinzustreuen,
Welch' er schweigend dann in Kränze wand;
Andre weinten mit erbleichten Wangen,
Und zerrissen klagend ihr Gewand,
Sehn mit düstrem, neidischen Verlangen,
Auf die Schwestern die mit Rosen prangen.
Bey dem Greise liegt ein blut'ges Schwert,
Eine Palme auf der andern Seite! —
Eine Schlange nur vom Gift genährt,
Deren Odem schon die Welt verheert,
Mensch und Thier sind ihrer Raubsucht Beute;
Und ein Tiger noch vom Blut benetzt,
Ist des Greises drohendes Geleite! —
Kein Gebohrner nahte noch bis jetzt,
Sich dem Strohm, dem Greise unverletzt! —
Unsichtbar von Neugier angezogen,
Naht ich mich dem Greise, der so sprach:
„Höret auf zu stürmen, wilde Wogen,
Strohm der Zeit so schnell vorbeygeflogen,
Stehe still! denn ach! heut ist der Tag,
Wo dies Jahr das mächtigste der Brüder,
Endlich auch dem Schicksal unterlag!
Töchter! Töchter! taucht die Fackeln nieder!
Weinet Klagen! Echo! ruf sie wieder!
Weinet, denn das stolze Jahr entfleucht!“
Also sprach er, als mit stiller Zähre
Die herab zum Schwanenbusen schleicht,
Jede Jungfrau ihre Fackel neigt!
So zerbricht im Sturm die goldne Aehre,
Die zu früh der Erde Balsam trank,
Und herabgesenkt von eigner Schwere,
In den Staub, hin zur Vernichtung sank!
Und nun tönt der Töchter Trauersang:
"Ach! es flieht das prächtigste der Jahre,
Und noch donnert wilder Krieg im Hain;
Und noch zittern in dem Silberhaare,
Eines Vaters, bey des Sohnes Bahre
Glühe Thränen; und die Mütter weyhn,
Sich noch trostlos ihren bangen Klagen!
Ach! umsonst auf Belgrad's Felsenstein,
Konntet ihr Panonier, euch wagen,
Und im Kampf die wilden Moslems schlagen!
Ach! umsonst, Ruthenier, verschmäht,

Ihr Gefahr und Sturm vor Benders Mauren,
Wo bestürzt die weiße Fahne weht, —
Denn vergebens, ach! vergebens fleht,
Schon ermüdet von zu langen Trauern,
Immer Frieden noch die Menschheit euch;
Und doch kann der Schmerz euch nicht durchschauern,
Blickend auf das halb zerstörte Reich!
Und doch wird nicht Eure Seele weich,
Nicht vom Mitleid eure Brust durchdrungen!
Ach! das göttlichste der Jahre flieht!
Wo die Freyheit hohen Sieg errungen,
Und vom Arm der Geisteskraft umschlungen,
Glorreich schön in neuer Größe blüht!
Wo nach langen, stillen Zauberschweigen,
Hoch empor die heil'ge Fackel glüht,
Und die Väter ihren Enkeln zeigen,
Daß sie nicht die Knie vor Fürsten beugen,
Wenn Sie Herrscher und nicht Väter sind!
Goldnes Jahr, du bist dahin geschwunden
Ach! Du eiltest, schönes Götterkind
Hoher Thaten Mutter, eiltest zu geschwind
In den Strohm der großen Himmelsstunden!
Welten klagt; es ist dahin geflohn!
In den Kranz der Ewigkeit gewunden,
Schwebt es jetzt, o süßer Freudenlohn,
Um des Schöpfers hohen Sternenthron!"
Also klagte aller Völker Stimme,
Als jetzt Habsburg drohend so beginnt:
„Ha! was säum ich mit erhabnem Grimme,
Daß nicht gleich der goldne Strahl verglimme,
Der in Westen vom Olympe rinnt?
Flohen nicht vor meinen mächt'gen Händen,
Die noch nicht im Kampf ermattet sind,
Stambol's Söhne? — Soll ich nicht vollenden
Meinen Ruhm? Die stolzen Waffen schänden,
Welche siegend Belgrad kaum erkannt?
Freyheit ja, dich will ich unterdrücken,
Stolze Thörin, frevelndes Brabant!
Jetzt erst solst du des Tyrannen Hand,
Solst sie zitternd an dir selbst erblicken!
Leichen will ich auf die Fluren streun,
Flammen sollen deinen Ruf ersticken,
Marter soll zu alter Qual sich reihn,
Wirst du jammernd einst um Hülfe schreyn!
Doch wirst du die Wuth zu schweigen zwingen,
Die fanatisch dein Geschlecht ergreift;
Wirst du mir dein Scepter wiederbringen,
Und mir feyernde Päane singen,
Eh mein Zorn zu kühnen Thaten reift;
Dann will ich die Frechheit dir vergessen,
Die so zügellos schon ausgeschweift,
Will nicht zürnend dein Vergehen messen,
Und mit Thränen deine Wangen nässen,
Wenn dein Bürger meinem Schwerte sinkt.
Nein! Kein Blut soll strafend euch benetzen,

Ob mir gleich Asträa drohend winkt,
Die im Glanz der goldnen Waffen blinkt,
Keine Macht soll Euer Recht verletzen,
Das ihr thörigt zu erfechten denkt;
Nein! beschützt von heiligen Gesetzen,
Die euch Euer Vaterland geschenkt,
Sey's vergessen wie ihr mich gekränkt!"
Und sie schwieg; da naht im goldnen Glanze
Sich Brabant, erzürnt, und stark an Macht,
Schön gekrönt mit einem Palmenkranze!
„Zittre Habsburg", sprach sie, „vor der Lanze,
Welche Freyheit flammend mir gebracht!
Zittre! denn für feige Sclavengelder
Fecht ich nicht im|wilden Kampf der Schlacht,
Nein! für Freyheit rauschet durch die Wälder,
Schwertgeklirr, und zittern meine Felder,
Von der Rosse fürchterlichen Huf!
Ha! umsonst willst du sie wiedergeben,
Die Gesetze die die Vorzeit schuf!
Keiner höre! Falschheit ist ihr Ruf!
Rosenbande will sie schmeichelnd weben,
Das mich wieder Eisen Fessel drückt,
Will den Löwen nur zu fangen streben
Den der Freyheit Flammenglut entzückt,
Und der kühn die Siegespalmen pflückt!
Drohung ohne Kraft sie auszuüben,
Ist des Wahnsinns lächerliche Wuth!
Komm noch bin ich stark und kühn geblieben,
Und dein Leichnam soll die Ströhme trüben,
Soll sie färben mit Tyrannen Blut!
Nahe dich um deinen Stolz zu kühlen,
Höher flammt mein kühner Riesenmuth;
Sieh! Brabanter — wie sie nach dir zielen,
Nahe dich mein starkes Schwert zu fühlen!"
Und schon zuckte Habsburg kühn das Schwert
Als sanft lächelnd, und mit holder Güte,
Voll Gefühl vom hohen innrem Werth
Von Irenens Mutterschooß genährt,
Schön und reizend wie die Götterblüthe,
Die den May mit ihrer Schönheit schmückt,
Wenn des Sturmes brausendes Gewüthe,
Nicht mehr tobt, und wieder neu beglückt,
Die Natur aus ihrem Grabe blickt;
Naht sich jetzt Borußia dem Streite! —
„Schweigt!" so sprach sie zürnend, „daß ich nicht
Euch zu strafen von der mächt'gen Seite,
Dieses Schwert, das mir die Gottheit weihte,
Flammend ziehe, und mit treuer Pflicht,
Groß als Held, der Menschheit Rechte ehre,
Die nur frech Tirannen Ehrgeiz bricht,
Und nicht Stolz noch Fürstenränke höhre
Weisheit dich, und dich Gehorsam lehre!
Schweigt! und seht in meinem reichen Schooß
Liegt Irenens hohe Götterfreude;
Ueberfluß ist mein beglücktes Loos,

Nectar ströhmt auf blumdurchmischten Moos,
Und entfernt vom ehrbegiergem Neide,
Eingewiegt in stiller Fröhlichkeit,
Wohnt bey mir im reinen Aetherkleide
Unbeschränkt und jeglichem geweiht,
Edler Freysinn und Gerechtigkeit! —“
Also sprach sie, und die Schwestern sanken
An des Friedens wollustreiche Brust;
Gleichgestimmt in göttlichen Gedanken,
Schloßen sich die kriegerischen Schranken,
Und der Ruhe hohe Himmelslust,
Kehrte wieder auf Irenens Flügel!
Keiner war der Zwietracht mehr bewußt; —
Freyheit unter deinem Geistes Siegel,
Floh jetzt Eris von dem blut’gen Hügel! — —
Nun erhob sanft freundlich sich der Greis,
Und gestützt auf seinem mächt’gen Speere,
Sprach er: „Töchter singt dem Schicksal Preis! —
Denn es nahn nach Kampf und blut’gen Schweiß,
Ruhmgekrönet jene tapfern Heere
Nahen, mit des Friedens süßem Glück!
Und, o singt dem Ewigen zur Ehre,
Singt, ich sehe mit Prophetenblick,
Freyheit kehrt in ihrem Schooß zurück!“
Und es sangen alle Nationen,
Alle Töchter hohen Dankgesang,
Schwenkten jubelnd ihre goldnen Cronen,
Und es tönte feyernd durch die Zonen,
Schallend Paucken- und Trommetenklang!
Und der Freyheit Götterpalmen blühten,
Ausgelöscht war aller Geisteszwang,
Und der Weisheit hohe Fackeln glühten,
Flammend jetzt auf allen Weltgebieten?
Doch auf dir mein theures Vaterland
Glänzte schöner noch Athenas Feuer,
Weil dein Volk es lange schon empfand,
Daß der Weisheit goldnen Zauberband,
Und die Harmonie der Götter Leyer,
Nur die Freude fesselt! Und auch heut,
Werde Weisheit uns aufs neue theuer,
Dann nur sie, erhabne Brennen, beut,
Euch den Lorbeer der Unsterblichkeit!

Ode an die Deutschen, bey denen französischen
Unruhen.[127]
Halberstadt, den 24. Oct. 1789.

Gottgeheiligtes Volk, Männer Teutoniens,
Nehme das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft,
Ueber trotzende Alpen,
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!

Schlagt am ehernen Schild, hallend im weiten Thal,
Daß der tönende Schall schrecke die Kämpfer auf,
Und die Häupter der Helden,
Drücke glänzender Helme Wucht!

Seht! im nächtlichen Grau, schimmernd im Mondenglanz
Winkt euch Childerigs Sohn, mächtig im Kampf der Schlacht,
Zeigt vom eisigen Gothard
Auf das weinende Gallien.

Folgt der Stimme der Pflicht, schützet des Dulders Recht!
Mit herculischer Faust, reißet der Hyder Haupt —
Pest nur ströhmet ihr Odem —
Von dem heiligen Stuhl herab.

Denn des Menschengeschlechts, glühender Freyheitssinn,
Naht im irrenden Wahn wüthender Raserey!
Aufruhr schnauben die Völker,
Aufruhr donnert im Thal zurück!

Seht! schon wandelt die Wuth auch auf Thuiskons Flur,
Und Empörungsgeschrey tönet der Barden Lied!
Zieht Germannen die Schwerter,
Daß der Funke nicht Flamme wird!

Daß der Furienschaar prasselndes Feuer nicht
Streue unter dein Volk, tauche den giftgen Dolch
Nicht im Busen der Edlen,
Und verjage die Ruhe Teuts!

Starrt wehmüthigen Blicks, zitternder Thränenvoll,
Wie vom rauschenden Blutröther sich färbt der Strohm,
Der mit schäumenden Wogen
Theilt der Gallier stolze Stadt.

Ach! dies mächtige Reich thürmte mit Riesenkraft
Ein Jahrtausend empor! Wilder Mänaden Wuth,
Feige, cyprische Wollust,
Stürzten in Trümmern den Felsenthron.

---

[127] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1790, 1. Bd., S. 412 - 416

Unter deinem Panier, göttliche Freyheit, flieht
Nun die Furienschaar, hüllet ins Lichtgewand
Deiner himmlischen Schönheit
Ihre Teufelgestalten ein!

Mit geflügeltem Schritt, — schneller entrauscht der Rhein
Nicht dem Felsengeklüft, — eilet der wilde Wahn
Im entwandten Gepränge,
Strahlend über die Erde hin!

Freyheit! jauchzet das Volk, Freyheit! der Barden Lied;
Keiner weiß was er wünscht, kennet der Göttin Bild;
Denn tyrannische Fesseln
Schmiedet thörigt ihr Wille sich!

Nur die Einheit erschuf, ewiger Wahrheit gleich,
Aus dem Chaos des Stofs göttliche Harmonie!
Einer sey nach Gesetzen,
Herrscher tausender Geisteskraft!

Dann vereinigt sich nur wirkende Thätigkeit,
Hochaufwallender Muth, Liebe zum Vaterland;
Mit den süßen Gefühlen,
Stiller seliger Häuslichkeit!

Nicht der wirbelnde Stolz, Sparta's Lykurg zu seyn,
Noch der neidische Wunsch unter der Herrscher Zahl,
Auf dem Throne der Freyheit,
Mit Tyrannengewalt zu ruhn; —

Noch die fürchtende Angst, guter Gesetze Macht,
Bald nach tausender Sinn, — jeder glaubt weise sich, —
Schlecht verwandelt zu sehen —
Stört die Freuden des Bürgers dann!

Eigner Vortheil regiert — selten des Staates Heil —
Wo die Stimme des Volks Herrscher sich auserkohr;
Armuth zeigte den Freystaat,
Reichthum setzte Monarchen ein!

Fürsten leuchtet der Strahl dämmernde Zukunft vor,
Mit unsterblichem Ruhm krönet die Nachwelt ihn?
Die Geschichte der Welt ist
Auch der Könige Richterin!

Furchtbar wandelt ihr Bild, wägend der Thaten Werth,
Wenn im glänzenden Traum schlummernd die Seele ruht,
Zu dem Lager der Fürsten,
Schreckt vom Schlafe den Bösen auf!

Doch mit freundlicher Hand, lächelnden sanften Blick,
Tritt die Zaubergestalt, reizend zum Edlen hin,
Weht mit kühlenden Lorbeer,
Ihm erquickende Labung zu.

Nachruhm feuert den Stolz, glänzend im sel'gen Kreis, —
Da wo Friederich, der Fürstenvereiner thront, —
Unter Helden zu sitzen,
In dem fürstlichen Busen an.

Der Unsterblichkeit Wink lehret die Könige
Ehrfurcht Tugenden weyhn, tödten des Lasters Bruth; —
Doch der herrschende Bürger,
Denkt nur geizend der nahen Wahl.

Wo mit drohender Hand, Einer die Blitze hält,
Und den Donner beherrscht, - Schrecken dem Busen nur —
Einer freundlichen Lächelns,
Kränze Tugend zu lohnen knüpft;

Da nur wandelt das Glück ohne der Flügel Pracht,
Freude wohnet nur da, rosig und anmuthsvoll;
Von Gesetzen beschützet,
Herrscht die Freyheit des Weisen hier!

Darum wafnet Euch jetzt Männer Teutoniens,
Daß nicht irrender Wahn Deutschlands Gefild bedrückt,
Nicht, gleich gallischen Söhnen,
Euch behersche, Mänadrenwuth!

Eilt nach Gallien hin, schützet des Dulders Recht,
Lehrt Gehorsam das Volk, weise den König seyn;
Ein verführendes Beyspiel
Raubt dem staunenden Zeitgenoß!

Schlagt am ehernen Schild, hallend im weiten Thal;
Nehmt das flammende Schwert, schimmernder Speere Kraft;
Ueber trotzende Alpen,
Stürzt im wüthenden Bürgerkrieg!

Franz v. Kleist.

Gedanken bey der Nachricht vom Tode des Kaysers Joseph des Zweyten.[128]

Donner, schweig aus rasselnden Carthaunen.
Töne nicht mehr wilder Schlachtgesang!
Krieger, blutet stolzen Fürstenlaunen
Länger nicht; — denn Habsburg's Joseph sank,
Mit Ihm der Empörung Gift, hinab,
In das Nachtumhüllte Grab! —

Trocknet Mütter, Eure bange Thränen,
Denn noch lebt der heißgeliebte Sohn,
Und es fliehn des Kampfes Trauerscenen,
Friedenspalmen wehn in Osten schon!
Ruhen wird das blutgefärbte Schwert,
Das die Frucht im Keim verheert.

Gattin kränze den beweinten Busen,
Mit der Hofnung grünen Myrtenzweig;
Und Du Tochter wüthender Medusen,
Eris, wilde Schlachtgefährtin fleug!
Stürze nieder in das Schattenland,
Nieder in den Höllenbrand,

Kehre du sanftlächelnde Irene,
Wonnetochter göttlicher Natur,
Kehr zurück nach langen Streit und kröne,
Mit dem Oehlzweig die verheerte Flur;
Hauche wieder neue Lebenslust,
In der Menschheit bange Brust.

Wehe sanft mit deinem Zauberflügel,
Süße Labung dem Erkrankten zu,
Schaffe saatenreich den öden Hügel,
Schenke wieder der Besorgniß Ruh;
Daß entzückter die Geliebte küßt,
Und vergangnen Gram vergißt.

Daß das Weib von edler Wollust glühend,
Um den Gatten ihre Arme schmiegt,
Freudepurpur auf den Wangen blühend,
Er den Säugling auf dem Schooße wiegt,
Und im Sohn den künftgen Krieger sieht,
Der nach Schlacht und Ehre glüht.

Und dann wandle du erhabner Weiser,
Den der Dinge Kummerschein nicht trügt,
Nach der Halle, wo der größte Kayser
Wie der Bettler nur den Wurm bekriegt,
Wo die Wahrheit unter Schatten thront,
Und nur heil'ge Stille wohnt.

---

[128] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1790, 1. Bd., S. 416 - 418

Wandle hin nach der bemoßten Pforte,
Nach dem Thore der Unendlichkeit,
Hin zu Josephs Grab, und sprich die Worte,
Welche Wahrheit drohend dir gebeut,
Die zu denken mancher schon gewagt,
Aber noch nicht laut gesagt.

Sprich: „Hier ruht ein Kayser der im Leben,
Viel gewollt, doch wenig nur vollbracht;
Hoher Nachruhm würd Ihn noch umschweben,
Hätt' er wen'ger, aber viel gedacht.
Doch auf einmahl, mehr als Friedrich seyn,
Machte Habsburgs Joseph — klein! — "

F. v. K.

Dem Grafen von Herzberg,
bey der
Friedensfeyer zu Reichenbach,
den 8. August 1790 gewidmet.[129]

Die Freude fliegt gleich, schnell wie des Blitzes Funken,
Von Herz zu Herz, — auf! sie beseelt auch mich!
Die Zaubernacht des Zweifels ist gesunken,
Das frohe Volk ist neuer Wonne trunken,
Triumph! Triumph! der Zwietracht Glut erblich! —
Zwar klagt der Held, — doch in der Vorzeit Spiegeln,
Seh ich die Menschlichkeit den grossen Bund besiegeln.

Schön ist der Ruhm — schön sind der Siege Palmen,
Der Lorbeer, der des Helden Haupt umschlingt,
Doch schöner sind des Jubels hohe Psalmen,
Die freudenreich, bekränzt mit goldnen Halmen,
Ein glücklich Volk dem Menschenfreunde singt.
Nach Ihm wird noch, mit heißgeweinten Thränen,
Die fernste Nachwelt sich voll heilger Ehrfurcht sehnen.

Auf, Tochter Teuts! Borussia! verkünde!
Wer ist der Mann, dem heut dein Jubel gilt?
Wer ist es, der Asträa's goldne Binde
Dem Aug' entreißt? der Staatskunst Zauberschlünde
So weise flieht, und ihre Stürme stillt?
Mit hohem Geist die Glut des Krieges dämpfte,
Mehr stolze Feinde schlug, als Cäsar Schlachten kämpfte?

Dein Name flammt im Herzen aller Brennen,
Erhabner Mann, und trotzt der Ewigkeit;
Der Enkel wird dich noch mit Ehrfurcht nennen,
Jahrhunderte den weisen Herzberg kennen,
Der Balsam in der Völker Wunden streut!
Und stürzten auch zertrümmert tausend Kronen,
Du wirst unsterblich groß, doch unter Menschen wohnen.

Dein Ruhm ist nicht ein schimmerndes Gebäude,
Von Schmeicheley, ohnmächtig aufgethürmt;
Dich preißt die That! Dir jauchzet Völkerfreude!
Der edle Christ, — der Ottomann — der Heyde,
Wird gleich als Mensch, von deiner Hand beschirmt.
Gerechtigkeit ist deiner Weisheit Schminke,
Du folgst, wie Friederich, kühn Ihrem Götterwinke.

---

[129] Neue Litteratur und Völkerkunde. 1790, 2. Bd., S. 318 - 319
Im Kleist-Museum Frankfurt/Oder befindet sich das handschriftliche Manuskript dieser Fassung.
Die Ode ist auch in den Vermischten Schriften abgedruckt mit geringen Textunterschieden, S. 472

Du folgst — sie führt auf Klio's Sternenhöhen,
Dich Menschenfreund, wo Friedrichs Schatten glänzt,
Wo Bernsdorf, Franklin, und der weise Chatam stehen,
Unsterblich schön der Wahrheit Palmen wehen,
Und ewig grün dein Haupt ein Lorbeer kränzt!
Dort wird entzückt der Jüngling niederknien,
Und durch dein Beispiel kühn, nach grossen Thaten glühen!

Franz v. Kleist

Die Geburt der Freude.[130]
An Fräulein v. D***

Als in Arkadien, auf lichtem Frühlingsplan,
Die junge Freude ward geboren,
Und Götter und Göttinnen, die sie sahn,
Zur Lieblinginn sie auserkoren,
Flocht Flora um die Stirn ihr einen Kranz;
Die Götter schenkten um die Wette
Ihr Blumen; Amor kam in leichtem Tanz
Und wand um sie die Rosenkette.

Nachdenkend stand das blumenreiche Kind:
„Schön, sprach es, sind der Götter Gaben.
Doch was werd' ich, wenn sie verblühet sind,
Was dann an ihrer Stelle haben?
Was kann ich Arme Sterblichen, die mich
In ihre Hütte nehmen, schenken,
Als Glück des Augenblicks, um tiefer sich
Ach! über den Verlust zu kränken?

Die weise Pallas hört's und schwebt in jeder Hand
Mit einer Schutzgöttinn hernieder.
Hoch glänzen beider Harfen. Eine spannt
Die Saiten. Nachhall süßer Lieder
Tönt von der Andern. „Nimm", spricht Pallas, „hier
Zu längerm Glück die zwey Göttinnen,
Vorahndung und Erinnerung, von mir
Zu freundlichen Begleiterinnen."

F. v. K.

[130] Musen-Almanach 1790, Göttingen, S. 53

Beruf zur Freude.[131]

Zu des Lebens Freuden
Schuf uns die Natur:
Aber Gram und Leiden
Schaffen wir uns nur;

Kümmern uns und haben
Unsre große Noth:
Und doch gibt den Raben
Täglich Gott ihr Brot.

Nur durch seinen Segen
Keimt und reift die Saat.
Er gibt Sonn' und Regen
Ihr ohn' unsren Rath;

Kleidet auf dem Felde
Seine Liljen an,
Was mit allem Gelde
Doch kein König kann.

Und wir sollten sorgen?
Grübeln sollten wir?
Ach, vielleicht schon Morgen
Sind wir nicht mehr hier.

Fort denn mit den Sorgen!
Fort mit Grillen weit!
Lebet nicht erst Morgen,
Freunde, lebet heut!

Ungepfückt vom Stiele,
Blühn und duften still
Dem der Blümchen viele,
Der sie pflücken will.

Wer sie sucht, dem sprießen
Sie auf jeder Bahn,
Bieten ihren süßen
Vollen Kelch ihm an.

Doch die Meisten sehen
Dornen nur, und scheu
Fliehen sie, und — gehen
Ihrem Glück vorbey.

Alle pflückt der Weise,
Windet froh daraus
Zu der großen Reise
Sich den schönsten Strauß.

F. v. K.

---

[131] Musen-Almanach 1790, Göttingen, S. 99

Von[132]
Krahmer.

An Kleist.

Nimm die Harfe, mein Kleist, und singe der theuern Sophia,
Die der Tod uns entriss, jetzo ein trauerndes Lied.
Dumpfer, tiefgefühlter Schmerz verstimmt mir die Leyer;
Oft ergriff ich sie zwar, aber sie tönte mir nicht.
Drum, o Liebling der Musen, ströme heilenden Balsam
Ins zerrissene Herz unsers geliebteren Schwarz.
Horch! - Ich höre sie schon die Klagetöne der Harfe!
Nun auch dafür, mein Kleist, innigen herzlichen Dank!

[132] Elisens und Sophiens Gedichte, hrsg. von I. L. Schwartz, Berlin 1790, S. 269.

Elegie[133]
bey
Sophiens Grabe

von
Franz von Kleist.

Heil'ge Nacht, o schwermuthsvolle Stille,
Höre du mein trauernd Klagelied!
Heitrer wird in deiner Schauerhülle
Meine Seele, die der Schmerz durchglüht.
Nur in deinem lichten Sternenspiegel
Kann der Geist Unsterblichkeit erspähn:
Hier nur kann der Hoffnung Zauberflügel,
Auf des Grabes moosbedecktem Hügel,
Mit dem Trost der Zukunft uns umwehn.
Schatten wandeln hier im Mondenscheine,
Flüstern Tröstung unserm Herzen zu,
Und der Schimmer grauer Leichensteine
Mahnt die Schwermuth an der Todten Ruh.
Auch Sophia schlummert hier, verschlossen
In des Grabes dumpfgehöhlter Nacht;
Ach! umsonst sind Thränen ihr vergossen,
Ihrer Jahre Strom war hingeflossen,
Ihres Lebens kurzes Ziel vollbracht.
Eh' der Erstling sie noch Mutter nannte,
Dem sie segnend kaum das Leben gab,
Riss der Tod, der keine Schonung kannte,
Von des Gatten Seite sie ins Grab.
Trostlos klagt er einsam um Sophien,
Thränen zittern in Elisa's Blick;
Denn nie wird ihm reinre Liebe glühen,
Nie der Edeln treure Freundschaft blühen;
Beyden raubt der Tod ein süsses Glück.
Doch nicht Euch nur treffen diese Wunden,
Allen Edeln war Sophia werth,
Jeder hat den tiefen Schmerz empfunden,
Jedem ward ein Eigenthum verheert.
Holde Güte sprach in ihren Scherzen,
Edle Weisheit lehrt' uns Ihr Gesang;
Tugend wohnte nur in ihrem Herzen;
Tröstung finden für des Kummers Schmerzen,
War der Sieg, nach dem Sophia rang.
Doch was klagen meine Trauersaiten?
Floh sie denn auf ewig unsern Kreis?
Nein! sie lohnt mit tausend Seligkeiten
Nun der Tugend schönster Ringerpreis.
Keine Thräne müsse mehr entfliessen,
Denen die Verherrlichte entfloh; —
Edens Freuden wird sie nun geniessen,

---

[133] Elisens und Sophiens Gedichte, hrsg. von I. L. Schwartz, Berlin 1790, S. 276
Unter dem Titel „Elegie bei Sophiens Grabe" in Poetische Anthologie der Teutschen für Frauenzimmer. Rudolstadt 1809. S. 322f

Glorreich werden Engel sie begrüssen,
Ihrer neuen Himmelsschwester froh! —

An Karl Reinhard.[134]
Halberstadt, am 13. Mai, 1790.

Nicht Freundschaft, die Mänaden- Taumel schürzt,
Die mit dem Traum im Morgenhauch verschwindet,
Im süßen Gift des Daseyns Ziel verkürzt,
Die Jugend nur, und nicht die Mannheit bindet, —
Verschwistre uns! — Die nur, die Plato würzt,
Bei der die Nacht uns sanft entschlummert findet,
Und früh das Morgenroth uns schon zur Arbeit winkt, —
Die Freundschaft, Reinhard, ist's, die ewig uns umschlingt!

Franz von Kleist.

[134] Musenalmanach 30, Göttingen 1799, S. 111.

Hymne an Gott.[135]
Im März, 1790.

Was lispelt sanft in meine bebende Leier?
Was tönt dem Ohr wie ferner Sphären-Klang?
Durchglüht die Brust mit kühn ätherischem Feuer?
Erhebt den Geist zum heiligen Gesang? —
Ha, Göttliche! Du Tochter höhrer Stunden,
Da Hoffnung uns, der Wahrheit gleich, entzückt,
Begeistrung, licht von Sternenglanz umwunden,
Du bist es, die mein sehnend Aug' erblickt!
Enthüll', enthülle dich, vergötterte Gestalt,
Daß mich dein Geisteshauch mit Himmelsgluth durchwallt.

Gott singt mein Lied, den Schöpfer flammender Sonnen.
Ihr Völker horcht! Still lausche mir, Natur!
Du Strom des Lichts, du, seinen Himmeln entronnen,
Fleuch mir voran die hohe Sternenspur,
Den Ewigen im Glanze seiner Klarheit,
Wo kühlender die heilgen Palmen wehn,
Im Geistesschooß noch nie gekannter Wahrheit,
Im Schatten der Unendlichkeit zu sehn!
Zur Halle fleuch empor, Geist, der unsterblich ist,
Hin, wo die Gegenwart vereint die Zukunft küßt.

Allmächtiger! Du nahst von himmlischen Sitzen,
Es bebt der Fels, — die Eiche rauscht im Wald!
Ernst, fürchterlich auf rothen donnernden Blitzen,
Erscheinest du mit zürnender Gewalt!
Nacht ist dein Kleid. — Es zittern die Gebirge; —
Die Menschheit bebt; — des Sünders Auge bricht; —
Es kracht die Welt. — Hochzürnender! erwürge
Mit Einem Streich die bange Schöpfung nicht! —
Noch heult der wilde Sturm, der Regenstrom ergießt
Sich auf das düstre Thal, das noch kein Lichtstrahl grüßt.

Die Nacht wird Licht! — Im kühlen, säuselnden Rauschen
Schleicht sanft der West durch blinkendes Gebüsch.
Es weht sein Hauch, — beperlte Rosen vertauschen
Ihr bleich Gewand mit purpurnem Gemisch;
Und Blüthenduft durchbalsamt die Gefilde;
Die Schöpfung saugt begierig Leben ein;
Und du erscheinst in liebevoller Milde,
Gott Schöpfer, hold die Menschheit zu erfreun.
Statt tiefen Schweigens tönt nun hoher Jubel-Ruf,
Daß dein allmächtger Arm zum Glück die Welten schuf!

---

[135] Musenalmanach 30, Göttingen 1799, S. 184 - 194.

Sanft fließen nun kristallne, murmelnde Bäche
Durch Blumen hin, die paradiesisch blühn,
Und neu umstrahlt der Wiese wallende Fläche
Mit Frühlingsreitz ein neues Lebensgrün.
Die Nachtigall in blüthenvollem Schatten
Singt, Schöpfer, dir ein sanftes Feierlied.
Ihr horcht entzückt, umarmt vom treuen Gatten,
Ein edles Weib, das von Empfindung glüht,
Dich anzubethen, Gott, begeistert nieder sinkt,
Und heilger Ehrfurcht voll die reinste Freude trinkt.

Doch nicht der Mensch erhebt mit jubelnden Tönen
Allein zu dir, Allgütger, sich empor,
Die Erde singt mit ihren blühenden Söhnen,
Die Schöpfung dich, und aller Wesen Chor.
Dein Tempel thront im Daseyn der Naturen;
Wo Leben ist und deines Geistes Hauch,
Steigt feiernd dir auf hochgeweihten Fluren
Vom Dankaltar des Opfers heilger Rauch.
Die Erde preiset dich, die Himmel stimmen ein,
Was ewig war und ist, muß deinem Lob sich weihn!

Du zeichnest, Gott, am goldumflimmerten Bogen
Mit mächtger Hand der Erde Himmelsbahn;
Auf deinen Wink taucht sich in feurige Wogen
Das Licht hinab; — und Luna's Silberkahn
Erhebt sich sanft und schwebend in der Ferne
Aus Wolkengrau, und leuchtet düstrer Nacht;
Du führst das Heer der Millionen Sterne,
Zeigst glänzend dich in ihrer Strahlenpracht.
Bewunderung ergreift mein glühendes Gefühl,
Und das entzückte Ohr hört Engel-Harfenspiel.

Allglänzender! Mein schwaches Auge verdunkelt.
Wie soll ich dich in deiner Größe sehn?
Wo Welt an Welt, an Sonne Sonnenlicht funkelt, —
Allmächtiger! wie kann ich dich erspähn?
Mein Herz zerspringt von heiligen Gefühlen. —
Hin in den Staub! — Gott! ich erkenne dich!
Laß meine Gluth von Seraphs - Schwingen kühlen,
Mein Auge brennt, — mein Geist entkörpert sich.
Hallelujah! er fällt, — der düstre Schleier fällt,
Ich seh' der Gottheit Thron in Eden aufgestellt.

Gerechtigkeit heißt seine spiegelnde Zinne.
Der Cherub bebt, wenn er sie schimmern sieht.
Kein Sterblicher vermag mit irdischem Sinne,
Zu denken, was auf diesem Throne glüht.
Die Weisheit sinkt beschämt zu seinen Füßen,
Entseelt und kalt im Irrthum überrascht,
Erkennt, und ist bereit, es abzubüßen,
Daß Täuschung sey, wonach die Menschheit hascht.
Denn Wahrheit ist die Frucht, die nur in Eden reift,
Die Purpurtraube nur, von der einst Nectar träuft.

Kraft, Sterblichkeit! Es rauschen heilige Flügel
Der Sonnenburg. — Gott naht! Hallelujah!
Mein Geist entglüht, erblickt im flammenden Spiegel
Die Gottheit selbst, die nur der Seraph sah!
Ein ewger Glanz noch nie gezählter Sonnen
Umstrahlt das Haupt des Unerforschlichen,
Ein Ocean edenisch hoher Wonnen
Schwimmt in dem Schooß des Allunendlichen!
Hier taucht der Cherub nur die goldnen Locken ein,
Um sich Jahrtausende des Augenblicks zu freun.

Natur, du mahlst umsonst mit rosigen Farben
Das schönste Glück, das je ein Geist gedacht.
Ach! Schatten sind's, die unvollendet erstarben,
Und ihnen hast du Opfer dargebracht.
Das Urbild lebt nur in dem Weltenkreise[136],
Wo, Gottheit, dir der Seraph Hymnen singt;
Vollkommenheit erkämpfet nur der Weise,
Wann Ewigkeit ihm zu der Halle winkt,
Wo du, Allmächtiger, in lichten Sternenzelten
Das goldne Zepter führst, die Herrschaft aller Welten.

Zurück, Phantom! Ich seh' die lichten Gestalten,
Sie winken mir in ihren Strahlenschooß!
Natur, nichts kann in deinen Armen erkalten! —
Ich stürz' herab! — Unsterblich ist mein Loos.
Ha! nicht umsonst seh' ich die Welten flimmern;
Vernichtung ist der Hölle Zauberwort.
Gott schuf die Welt; — sie stürze heut in Trümmern,
Hier glüht ein Stern. — Triumph! ich lebe fort.
Die Siegespalme wird um meine Schläfe wehn,
Mein Geist wird endlich noch dich, Gott der Götter, sehn.

Horch! Harmonie! — Der Hoffnung wonniges Flistern,
Ich höre dich, holdselger Genius!
Einst wird mit dir sich hohe Wahrheit verschwistern,
Die Täuschung fliehn vor wirklichem Genuß.
Posaunen-Ton wird dann den Todten wecken,
Den eingewiegt das schwarze Grab umhüllt,
Dein Donner, Gott, den bangen Frevler schrecken,
Gerechtigkeit zeigt ihm ihr Riesenbild.
Doch jugendlich erwacht die Tugend dann, und liest
Im Buche der Natur, daß du allgütig bist!

---

[136] 2016: Das „k“ in dem Wort ist im verwendeten Text unsicher lesbar

Ha! Glorie! wann in umschatteten Hainen,
Wo Wahrheit blüht und hohe Weisheit keimt,
Sich liebevoll getrennte Seelen vereinen,
Der Denker nicht mehr Luftgestalten träumt!
Des Weisen Blick dich, Gott der Ewigkeiten,
Im Wunderwerk der ganzen Schöpfung trifft,
Voll Geistestrieb, zum Seraph fortzuschreiten,
Schnell, wie das Licht, ein Sonnenmeer durchschifft,
Vom Mars zum Uranus und zum Orion fliegt,
Bis er als Cherub einst vor deinem Throne liegt.

Hallelujah! Zum Leben werd' ich erwachen!
Gesegnet sey dein Gruß, Unsterblichkeit!
Hoch schwimmt im Meer der Hoffnung schimmernder
Nachen.
Triumph! er naht. — Entflieh', Vergangenheit!
Verstumme Lied! Mit schwachen Erdenzungen,
Mit Bildern, die ein sterblich Auge kennt,
Wird glorreich nicht Jehova's Lob gesungen.
Verstumme! — Bis der Geist, vom Leib getrennt,
In Engelchören einst der Gottheit Weihrauch bringt,
Und in Elysium das drei Mahl Heilig singt!

Franz von Kleist.

Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!
Gleim.

Marschlieder.[137]
Im May 1790 gesungen.

Erstes Lied.

Horch schmettern laut Trommetenton
Im dicken Böhmerwald;
Horch auf, du junger Kriegessohn
In glänzender Gestalt!
Was deutet der Tumult im Thal?
Das rasselnde Geschoß? —
Krieg ruft der Held im blanken Stahl,
Krieg schnaubt das wilde Roß! —

Der Brenne zieht sein flammend Schwerdt,
Fühlt hohen Siegestrieb,
Und wie der Blitz durch Wolken fährt,
So rauscht sein starker Hieb.
Denn auf! wir wollen götterstark
Den stolzen Bund zerstreun,
Und unser Bein und unser Mark
Gerechten Schlachten weihn.

Wir wollen Habsburgs Leopold
Es zeigen, ob so leicht,
Wie Selims Volk für Sklavensold,*[138]
Ein Brenn' im Kampfe weicht;
Ob Gott nicht den Gerechten schützt,
Der nie nach Siegen geizt,
Durch Weisheit seinen Brüdern nützt,
Nicht ihre Rache reizt;

Der väterlich den Frieden liebt
Und eitle Ruhmsucht haßt,
Despotisch nicht Gesetze giebt
Und Menschenblut verpraßt,
Den Unterdrückten beyzustehn
Sein Schwerdt hochzürnend zieht,
Und, kühn im Kampf voranzugehn,
Von hohem Muthe glüht.

---

[137] Gemeinnützige Blätter. 3 Jg. 1790/91.1. Nr. 3. 15. May 1790. S. 33-37.
Texterkennung aus einer Kopie des Gleimhauses Halberstadt.

[138]* Es ist bekannt, was die Chronik des Tages von der Uebergabe von Bender erzählt.

Und der Gerechte, Brennen hört!
Er sitzt auf Eurem Thron!
Er, der den Türken Hülfe schwört
Vor Habsburgs mächtgem Sohn!
Zu schützen ihn vor stolzer Macht,
Vor Fürstenräuberey,
Ruft Friedrich Wilhelm uns zur Schlacht,
Zu sehn, wer tapfer sey!

Und allen, allen schlägt das Herz
Voll kühner Kampfbegier,
Und keiner scheut der Wunden Schmerz,
Des Kriegers schönste Zier.
Und jeder will der Erste seyn
Im donnernden Gefecht,
Und jeder sich der Rache weihn,
Wie Friederich gerecht.

Den Räuber liebt der Brenne nicht;
Sey's auch auf einem Thron,
So fluchen wir ihm ins Gesicht
Und sprechen Welten Hohn!
Drum ziehn wir aus bey Trommelschlag,
Mit Waffen, Roß und Mann;
Und seht, — der große Feyertag,
Er nahet schon heran.

Der Tag, wo die Geliebte weint,
Die treue Gattin bebt,
Besorgt ein biedrer Herzensfreund
Den Schmerz zu fesseln strebt.
Doch Trennung ist des Lebens Loos,
Den Kriegern Streiten Pflicht,
Und in des Friedens sanftem Schoos
Reift uns kein Lorbeer nicht.

Drum, Mädchen, weine nicht um ihn,
Dem Schlacht und Ehre winkt,
Dem hoch von Muth die Wangen glühn,
Dem Sieg im Auge blinkt!
Wir kehren bald mit Ruhm gekrönt
Mit unserm Karl zurück;
Der Kummer hat dich dann verschönt,
Und froher lacht dein Blick.

Du kränzest dann des Kriegers Haupt
Mit einem Lorbeerkranz,
Von Friedenspalmen kühl umlaubt,
Bey Scherz und frohem Tanz!
Hinweg dann mit dem Thränenblick,
Noch stehen wir dem Feind;
Käm' Einer einst besiegt zurück,
Dann, Brennus Töchter, weint!

Doch glaubt, so lang' der König noch
Auf unserm Throne lebt,
So scheuen wir kein Sklavenjoch,
Von Despotie gewebt!
Und trotzen, wenn des Guelfen Wink
Uns in das Treffen stellt,
Zum Fechten, wie zum Siegen flink,
Den Waffen einer Welt!

Franz von Kleist.

Die Befreyung von Malta.[139]
Ein episches Gedicht
in
zwanzig Gesängen.

[Vorwort des Herausgebers der Deutschen Monatsschrift] Man klagt zuweilen, daß unser Zeitalter die Litteratur mit keinen so großen Werken, es sey der schönen oder andrer Wissenschaften, bereichere, als wir finden, wenn wir nur etwas in die vorigen Zeiten zurückgehn. Die Klage scheint aber von mehrern Seiten ungerecht zu seyn. Denn erstlich große Werke machen die Ehre der Litteratur nicht aus, sondern vortrefliche Werke. Wer ältere Bibliotheken durchwandert, und auf das Wesentliche sehn gelernt hat, wird sie warlich um die meisten ihrer großen Werke sehr wenig beneiden. So wenig sich absehn läßt, warum ein Kaiser verbot, die Acta Sanctorum fortzusetzen: so hätte doch Kritik und gesunder Menschenverstand den Unternehmern längst rathen sollen, sie auf den funfzigsten oder sechzigsten Theil ihres Umfangs zusammenzuziehn. Es ist ein wahres Glück für eine Nation, wo der Fleiß zu solchen großen Werken ausgestorben ist. Zweytens, vortreflicher großer Werke, vorzüglich in der Dichtkunst, haben alle Nationen nur wenig gehabt. Wie viel glückliche Umstände müssen auch zusammenkommen, um ein Werk zu vollenden, dem Wissenschaft, Gelehrsamkeit, richtige Beurtheilungskraft, allgemeine Sprachkenntniß noch lange nicht genug thun, das Feinheit und Stärke der Empfindung durch alle Schattirungen und Stufen, das reiche Fantasie und Erfindungskraft, Biegsamkeit des Geistes für jede Wendung eines Gedankens, ein harmonisches taktvolles Ohr, Kenntniß der Sprache bis auf Vollkommenheiten, davon die Meisten weder etwas ahnden, noch zu ihrem Gebrauch nöthig haben, und überdieß noch, nebst innerer Kraft zum Ausdauern, eine dazu mitwirkende Lage, und Lebenszeit und Muße zur Ausführung erfordert. Und drittens, fehlt es uns denn an solchen Werken, oder an Männern, von welchen wir sie hoffen können? Es kann seyn, daß einem Ungeduldigen, der im Augenblick der Ungeduld nichts sieht noch weiß, als was er gerade vor Augen hat, beym Anblick eines Musenalmanachs oder Journals der Stoßseufzer entfährt, daß diese letzte betrübte Zeit doch nichts als Kleinigkeiten hervorbringe! Aber was folgt draus? Nichts, als daß man in der Ungeduld einseitig zu urtheilen pflegt. Eine Nation kann und muß gegen Ein großes episches Gedicht immer hundert dramatische Stücke, und tausend und zehntausend Lieder und Epigrammen haben; das liegt in der Natur der Sachen. Aber auch jene fehlen uns nicht, und werden uns nicht fehlen! Und — es sind nicht etwa besondre Anstalten in der Gelehrtenrepublik nöthig, um das zu verhüten; wenn wir uns nur der Sünde nicht schuldig machen, durch Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit, die uns selbst um Wielands Cyrus gebracht hat, große Unternehmungen, die langen Odem und Aufmunterung erfordern, in ihrem ersten Keim zu ersticken. Vor diesem Vorwurf wolle unser geliebtes Deutschland Apoll und alle Musen behüten!

Denn das ist doch nun auch gewiß: Große Werke, wenn sie zugleich vortreflich sind, sind die Ehre der Nation und die Basis ihrer Litteratur. — Wir werden daher mit vorzüglichem Eifer für alles, was unser Vaterland ehrt, uns jeder Gelegenheit freuen, wo wir eine solche Unternehmung zur Ehre der Musen — als angefangen oder vollendet — verkündigen können. Und welche Freude müßte es uns daher seyn, gleich in den ersten Stücken unserer Monatsschrift den Ersten Gesang eines neuen solchen unternommenen Werks, von einem Dichter, der nun schon nicht mehr unbekannt ist, und den sein Name Deutschland werth, doppelt werth machen muß, aufstellen zu können. Und zwar liefern wir ihn ganz. Wir wissen wol, die Zärtlichkeit

---

[139] Deutsche Monatsschrift. 1790, 1.Bd., S. 165 - 203
Der erste Gesang aus dieser Veröffentlichung ohne Einleitung ist auch gesondert gedruckt worden: „Aus der Deutschen Monatsschrift. Berlin 1790. Bei Friedrich Vieweg dem älteren."
Digitalisat:
http://ora-web.swkk.de/digimo_online/digimo.entry?source=digimo.Digitalisat_anzeigen&a_id=22662
Siehe zu diesem Text auch den Brief an Bürger unten S. 765.

mancher Leser fodert in einem Journal lauter kleine zerhackte Stücke; dagegen giebt es aber auch andre, denen eben nichts mehr, als die ewigen Abbrechungen, die Lesung periodischer Schriften zuwider machen. Wir werden jener nicht vergessen; aber auch durch ein oder das andre vollständigere, und wo möglich unabgebrochne, Stück in jedem Monat diesen suchen ein Genüge zu thun.

Ueber Inhalt, Ausführung und Plan des Gedichts, so weit es hier nöthig ist, lassen wir den Hrn. Verfasser selbst reden.

„Wenn thätige Weisheit, Gleichmuth in Gefahr, unerschrockne Tapferkeit, Selbstaufopferung zum Besten des Staats, wenn diese Tugenden Herzen begeistern, entflammen und zur Nachahmung hinreißen können; wenn dieß die Absicht des Epischen Dichters ist: so bedarf ich keiner weitern Entwicklung, warum ich die Belagerung von Malta durch die Türken im Jahr 1565, zum Stoff eines Epischen Gedichts wählte. Heldenmuth und Menschengröße findet sich hier vereinigt, und der steuernde Geist, von so viel Größe überrascht, ist hier schon ohne die Fantasie des Dichters geneigt, höhern Kräften so große Wirkungen zuzuschreiben. In Bewunderung vergessen, zur Begeisterung emporgerissen, konnt' ich den süßen Wunsch nicht unterdrücken, dieses so merkwürdige Beyspiel edelster Tapferkeit dem Gedächtniß meiner Landsleute in einem neuen Kolorit darzustellen; und das Urtheil der Kenner wird mich bestimmen, ob ich mich auf einer so kühnen Bahn weiter wagen, oder, um nicht,

wie einst Daidalos mit gelähmten Flügeln,
herabzustürzen, sie künftig unbesucht lassen soll.

Ein zu enthusiastischer Verehrer von Welschlands Dichtern, und zu sehr überzeugt, daß der Klopstockische, Stollbergische, Vossische Hexameter wol zu bewundern, aber nicht zu erreichen ist: wählt' ich die harmonische Versart der Ottave Rime, in der vesten Gewißheit, daß unsre edle Muttersprache der höchsten Ausbildung fähig und so wohlklingend, als Welschlands Sprache sey. Ich arbeitete die Versart pünktlich nach den Italiänischen Mustern des Ariost und Tasso aus; weil ich glaube, daß Regelmäßigkeit nie verunstalten, aber wol erheben kann, und gewiß der Erfolg die Mühe lohnt, die sie dem Dichter kostet.

Der Plan des Gedichts ist zu weitläuftig, um ihn hier mittheilen zu können; der Inhalt selbst aber schien die Ausbreitung auf wenigstens zwanzig Gesänge zu fodern.

Alle nöthigen Anmerkungen und Erläuterungen folgen dem Text am Ende des Gesangs."

(Aus Mangel des Raums haben wir indeß auch diese hier weggelassen. Die einzige ist vielleicht zum Verstand einiger Strophen nöthig, daß der Orden sich in acht Zungen theilt, deren jede sich ihr Haupt erwählt, das zu Malta residirt, wo sie nebst dem General den hohen Rath des ganzen Ordens ausmachen.)

„Da leider die Geschichte kleiner Staaten, wie Malta, sehr unvollkommen ist, und ich zu weit von der Quelle entfernt bin, um unmittelbare Nachrichten benutzen zu können, so werd ich jedem Geschichtsforscher, der die Gewogenheit haben will, mir Nachrichten mitzutheilen, mit meiner ganzen Dankbarkeit verpflichtet seyn."

So weit der Herr Verfasser; und hier ist der Erste Gesang seines Gedichts.

D. H.

Die Befreyung von Malta.
Erster Gesang.

1.

Ich singe kühn beseelt die tapfern Scharen,
Den Helden, der Melita's Volk befreyt.
Er war berühmt im Rath, im Krieg erfahren,
Vom Spahi ward sein starker Arm gescheut;
Obgleich ein Greis, gekrönt mit Silberhaaren,
Und gegen sich halb Asien im Streit:
So wurde doch von ihm Istambol's Macht besiegt,
Und Rhodus blut'ger Sturm am Muselmann gerügt.

2.

O Muse, die mit himmlischem Entzücken
Dem Sterblichen des Lebens Pfad verschönt,
Die, süßberauscht in wonnetrunknen Blicken,
Wie Sphärensang dem Ohr des Sängers tönt,
Und, liebevoll den Sieger zu beglücken,
Am Thron des Ruhms mit ew'gem Lorbeer krönt;
Entflamme mich mit deinem Götterfeuer,
Und lehre Harmonie die jugendliche Leyer.

3.

Die Phantasie mit zauberischem Flügel
Umwalle dann die enge Wirklichkeit;
Entschleyre mir in ihrem Götterspiegel
Die schönen Bilder der Vergangenheit;
Sie führe von Meßina's Blumenhügel
Auf Malta's Fels mich in der Helden Streit;
Sie leite mich jetzt nach Morea's Strand,
Wo der Osmannen Heer im vesten Lager stand.

4.

Schon hatte Soliman mit kühnem Schwert
Der Länder viel und hohen Ruhm errungen,
Durch Kriege schon Pannonien verheert,
Und Persien zum Friedensschluß gezwungen,
Belgrad erstürmt, und Wien's Besitz begehrt,
Von Rhodus schon die heil'ge Schar verdrungen:
Und jetzt versammelt er ein neues starkes Heer,
Legt Vorrathshäuser an, schickt Flotten auf das Meer.

5.

In Navarrino's Thal, aus dessen Schooß,
Vom West gekühlt, vermischte Blumen sprießen;
Wo Veilchen hier, und dort bethautes Moos,
Und Mayenduft balsamisch sich ergießen,
Wo bald das Auge frey und schrankenlos
In Fernen blickt, bald Felsen es umschließen,
Jetzt das entzückte Ohr auf Philomelen lauscht,
Jetzt den Armiro hört, der hier durch Felsen rauscht,

6.

Hier, wo im Hayn süßduftender Citronen
Den Wandernden ein kühler Schatten winkt;
Im Maulbeerbaum die Seidenspinner wohnen,
Die, Weichlichkeit um ihr Gewebe bringt;
Am Hügel dort des Bacchus Priester thronen,
Und Malvasier der frohe Grieche trinkt:
In diesem Zauberthal, edenisch schön geschaffen,
Ruht kriegerisch das Heer im Glanze stolzer Waffen.

7.

Gleich einer Stadt von schimmernden Pallästen,
Wo Ueberfluß das trunkne Herz erfreut,
Und Spiel und Tanz bey wonnereichen Festen
Des Kummers Nacht, der Schwermuth Ernst zerstreut;
Wo keine Noth den schwelgerischen Gästen,
Kein Mangel je die Lust zu stören dräut:
So schwelgt das Heer in seidenen Gezelten,
Und trotzt mit frohem Muth den Waffen beyder Welten.

8.

Kein kleiner Trupp bleibt nach der Krieger Sitte
Zum Schutz der Nacht vor ihrem Lager stehn;
Kein Feuer brennt vor ihres Heeres Mitte,
Kein Spahi hält auf nah gelegnen Höhn:
Der eine schleicht sich nach des Winzers Hütte,
Der andre will zum kühlen Wäldchen gehn:
Und Niemand weiß, wer hier dem Heer befiehlt?
Wozu der Kriegeszug? auf welches Volk er zielt?

9.

Doch furchtbar scheint's Europa's nächsten Reichen,
Daß Soliman ein Heer zusammenzieht;
Und wie der Hirt, der zwischen den Gesträuchen
Den grimmen Wolf entfernt sich nahen sieht,
Begierig bald die Heerde zu erreichen,
Zusammenschreckt, und, eh er schimpflich flieht,
Sich rüstet, um den Räuber zu empfangen! —
So harrt Europa jetzt mit fürchtendem Verlangen.

10.

Ein jeder Staat sieht die Gefahr von weiten,
Wie der Pilot den nahen Sturm entdeckt;
Und rüstet sich sie muthig zu bestreiten.
Besorgniß wird in Philipp's Brust erweckt,
Der Spanier muß sich zu Krieg bereiten;
Das stolze Wien erbebt; Venedig schreckt
Der Schlachten drohend Bild; nur in Melita's Mauern
Kann nicht die bange Furcht der Ritter Herz durchschauern;

11.[140]

Valette steht an ihres Heeres Spitze,
Und beut der Schlacht die ofne Stirne dar.
Er ist ihr Schild, ist ihrer Hofnung Stütze,
Sein Muth beseelt die tapfre Ritterschar.
Im Frieden sanft, im Kampf voll edler Hitze,
Vest im Entschluß, vorsichtig in Gefahr,
Gerecht als Fürst, ein Muster für die Welt,
Verehrt in ihm sein Volk den Vater und den Held.

12.

Gewandert durch des Erdenlebens Krümmen,
War die Erfahrung sein erprobter Rath;
Nicht äußrer Schein kann seinen Schluß bestimmen.
Mit Goldgewicht wog er den Werth der That.
Er sah schon längst den stillen Funken glimmen,
Einst aufgeflammt so furchtbar seinem Staat,
Und hatte vorsichtsvoll den Stürmen vorgebaut,
Oft schon der stillen Nacht den weisen Plan vertraut.

13.

Jetzt war er reif; das große Werk durchdacht. -
Ein Herold ruft den hohen Rath zusammen,
Der für den Staat, für die Gesetze wacht,
Das Recht besitzt, Verbrecher zu verdammen,
Krieg führt und Frieden schließt mit freyer Macht.
Zuerst kommt Guimeran; mit wilden Flammen,
So wie der Blitz durch Nachtgewölke fährt,
Entdeckt sein kühner Blick, was still sein Herz begehrt.

14.

Sein stolzer Muth mit deutschem Bidersinne;
Das freye Herz, rauh wie sein Vaterland,
Doch auch so gut; der Silberbart am Kinne;
Ein mächtig Schwert in einer mächt'gen Hand,
Verrathen gleich, daß er, kein Freund der Minne,
Mehr für den Krieg als für die Lieb' empfand.
Ihm war als Großballey die Vestung übergeben;
Hier riß er Schanzen ein, ließ neue dort erheben.

---

[140] Deutsche Monatsschrift. 1790, 1.Bd. , S. 274
Zur eilften Strophe des ersten Gesangs der Eroberung von Malta.
Valette heißt der Held! Er heiße, wie er heißt!
Am besten hieß' er Kleist!
Er hat, wir werdens sehn, von unsern zweyen Kleisten,
In seiner Seele viel; wenn wir erst ganz ihn sehn,
Dann wird die Frag' entstehn:
Von welchem wohl am meisten?
Gleim.

15.

Ihm folgte Cerda, der die schwachen Kranken
Und die Verwundeten des Ordens pflegt;
Gutmüthig zwar, doch floh er einst die Schranken,
Da gegen ihn Medran die Lanze legt;
Er war von denen, die bey Elmo wanken,
Der erste, der zur Flucht den Willen hegt.
Nach ihm kommt Mandros, in Castilien erzeugt,
Ein weiser Mann im Rath, in Thaten schon erbleicht.

16.

Dann Copier, der das Heer als Feldherr führt,
An Tapferkeit soll ihm nur einer gleichen;
Er ist es, den der erste Lorber ziert.
Auch Giru soll ihm nicht an Ruhme weichen,
Ein Römer, der die Macht zur See regiert.
Auch wird der Glanz des Britten nicht erbleichen,
Des kühnen Reinomond, der nur zu Pferde ficht,
Und einst im großen Kampf den Dragut niedersticht.

17.

Doch nun beschließt Medran die edle Reihe
Von wildem Muth und göttlicher Gestalt.
So tritt der Hirsch mit prächtigem Geweihe
Am Abend aus dem düstern Eichenwald
Auf's Wiesengrün, und blickt mit Stolz ins Freye,
Und flieht zum Bach, der zwischen Blumen wallt;
Hier bleibt er stehn, trinkt, staunt sich zu erblicken,
Und sieht sein eignes Bild mit schweigendem Entzücken.

18.

Ein zweyter Mars, so muthig scheint Medran;
Obgleich der Bart des Mannes Kinn kaum schwärzte,
Der Liebe Glut noch in den Adern rann!
Und wie Alcid einst bey Jolen scherzte,
Ihn, sanft getäuscht von Amors Zauberwahn,
Nicht der Verlust der schweren Waffen schmerzte,
Da war vielleicht die Frucht der Götter Liebe
Medran, an Schönheit gleich den Zeugen keuscher Triebe.

19.

Im Blumenschooß des glücklichen Provence,
Wo schattenreich Minerva's heilger Baum
Die goldnen Früchte trägt, und, fern vom Glanze
Der eitlen Pracht, das Leben einem Traum
Der Freude glich, ward Er erzeugt. Das Spiel der Lanze
Uebt er als Knabe schon; mit leichtem Zaum
Zwang er schon da das kühnste Ritterroß,
Und scheute nie Gefahr, nie tödtendes Geschoß.

20.

Vor König Franz, im prächtgen Lanzenrennen
Stach er zuerst als junger Ritter mit,
Und jeder mußt' als Sieger ihn erkennen;
Selbst Franz, der mit ihm in die Schranken ritt,
Konnt' anders nicht als ihn den Stärkern nennen.
Nach Malta zog er drauf, und hier erstritt
Medran sich einen Ruhm, der seinem Glanz gefehlt;
Er ward zum Commenthur des Ordens auserwählt.

21.

Mit ihm war auch der hohe Rath geschlossen,
Und jetzt beginnt, mit ernstem Ton und Blick,
Valette so: „Schon oft, geliebte Schlachtgenossen,
Ward unser Muth geprüft vom Mißgeschick;
Auf Cypern ist viel edles Blut geflossen,
Bey Rhodus zürnte jüngst das flüchtge Glück;
Doch vester wie der Fels, an dem das Meer sich bricht,
Stand unsre heil'ge Schar, und wich im Glauben nicht.

22.

Klein im Entstehn, durch Tugend groß geworden,
Durch Tapferkeit, die keine Fessel kennt,
Erkämpfte sich Johannes heil'ger Orden
Den Ruhm, mit dem uns jetzt Europa nennt.
Wir schützten einst vor wilden Räuberhorden
Den Pilger, der vom frommen Eifer brennt;
Wir halfen einst, in jenen blut'gen Kriegen,
Dem tapferen Bouillon Ungläubige besiegen.

23.

So waren wir in längst vergangnen Zeiten:
So sind wir noch, trügt mich mein Glaube nicht!
Noch glüht in uns der Flammentrieb zu streiten,
Erfodert es die treu beschworne Pflicht;
Und sicher wird uns Gottes Hülfe leiten
Da unser Schwert zu seinem Ruhme ficht.
Denn des Allmächt'gen Wink kann Erd' und Meer gebieten,
Und wo der Himmel lacht, da mag die Hölle wüten.

24.

Mit diesem Trost kann euch Gefahr nicht schrecken,
Der selbst mit Reiz des Todes Graun umhüllt,
Und höh're Kraft wird euren Muth erwecken,
Wenn einst die Brust vom bangen Zweifel schwillt.
Auf dieß Vertraun will ich es euch entdecken,
Was unser harrt, was diese Blätter füllt,
Die von Istambol mir, Prinz Constantin geschrieben,
Der unter allen dort allein uns treu geblieben.

25.

Das mächt'ge Heer, das auf Morea's Strande
In Waffen glänzt, und ganz Europa droht, —
Gilt uns! — Wir stehn aufs neu am jähen Rande
Des Untergangs, und nur Sieg oder Tod
Ist unsre Wahl! Denn fliehn? o ew'ge Schande!
Wer könnte das? Und wenn die bleiche Noth
Des Hungers selbst an unserm Busen nagte,
Wär Einer unter euch, der zu entfliehen wagte? —

26.

Ein edler Tod ist besser, als ein Leben,
Das freye Flucht mit mindrer Schande deckt;
Der wahre Held muß nach dem Stolze streben,
Daß Nichts, als die versäumte Pflicht, ihn schreckt!
Nur dann wird ihn ein ew'ger Ruhm umschweben,
Sein hoher Glanz durch kein Vergehn befleckt;
Nur dann wird ihn kein eitler Wahn bethören,
Und einst die Nachwelt ihn im Grabe noch verehren.

27.

Und wer ist hier, der nicht die Sternenkrone
Des höchsten Ruhmes zu erringen denkt? —
Wem ist der Tod bey diesem Götterlohne,
Den er dem Held im düstern Schlachtthal schenkt,
Noch furchtbar? — Nur der feige Sklave schone
Sein Leben; Er, der nie das Schwert geschwenkt,
Der nie das Streitroß führt, die schwere Rüstung trägt,
Und mit gestählter Faust den mächt'gen Speer bewegt.

28.

Doch Ritter, die des Muthes heilges Feuer,
Unsterblichkeit das starke Herz durchdringt,
Die fürchten nicht der Höllen Ungeheuer,
Wenn sie der Ehre Pflicht ins Schlachtthal winkt.
Auf! wählet dann! Noch hüllt ein dunkler Schleyer
Die Zukunft ein, noch wählt ihr unbedingt: —
Wolt ihr jetzt ohne Kampf Melita's Fels verlassen,
Ach! oder wolt ihr einst mit Ehre hier erblassen?"

29.

Er schwieg; and wie aus einem Munde hallt
Der Heldenruf: „Wir siegen oder sterben!"
Ihm jetzt zurück. Mit göttlicher Gewalt
Droht jeder Blick verheerendes Verderben,
Verherrlichter strahlt jegliche Gestalt;
Die Wangen scheint Prometheus Glut zu färben,
Und jeder will im ehrfurchtsvollen Schweigen
Durch Miene, Blick und Gang den Muth des Herzens zeigen.

30.

Und freudig sieht Valette nun, wie hier
Die Ritter vom erhabnen Eifer glühen,
Und wechselsweis die hohe Kampfbegier
Mit edlem Stolz zu äußern sich bemühen.
Hoch schlagt sein Herz: „O schöne Heldenzier,
So denkt er jetzt, vor euren Schwertern fliehen
Gewiß die Scharen einst, die Gottes Sohn nicht achten,
Und mit verwegnem Sinn ihr Seelenheil verachten!“

31.

Als nun die Glut im kühnen Blick erbleicht,
Vom heißen Wunsch zu kämpfen aufgewiegelt;
Dem sanftren Ernst die wilde Flamme weicht,
Die tollkühn schnell des Kriegers Geist beflügelt,
Zum Herzen mit der holden Hofnung schleicht,
Und ihm den Sieg im eignen Stolze spiegelt,
Nimmt er das Wort: „O! meine tapfern Brüder,
Ihr gebt durch euren Muth mir meine Jugend wieder.

32.

Nehmt meinen Dank aus tiefer Herzensfülle,
Und laßt es zu, daß ich, mit ofner Stirn,
Den heißen Wunsch des Herzens euch enthülle.
Die Hofnung ist ein liebliches Gestirn,
Wenn sie uns glänzt, entflammt der schwächste Wille,
Die Zweifel fliehn, die neidisch uns verwirrn,
Was Heldenmuth ersann; — und ach: sie glänzt uns nicht,
Wenn uns der mächt’ge Schutz von Spanien gebricht.

33.

Des Schwachen Muth durch weise Hülfe stählen,
Kann auch dem Tapfersten oft nützlich seyn;
Zu kühner Stolz kann leicht das Ziel verfehlen,
Und auf den Pfad des Ruhmes Dornen streun.
Laßt uns daher, o Brüder, Einen wählen,
Der Kenntniß hat, sich dem Geschäft zu weihn;
Er soll, gesandt von mir, dann schnell zu Schiffe gehen,
Und in Sizilien uns Philipps Schutz erflehen.“

34.

So sprach er, und der Hofnung sanfte Freude,
Umschwebt den Kreis mit hoher Zauberey;
Hier glänzt der Ruhm im stralenden Geschmeide,
Dort führt der Sieg gefesselt Tyranney.
Nur Reinomond bleibt ernst; „Das Loos entscheide“,
Sagt er zu Guimeran, „wer würdig sey,
Die Hülfe Spaniens dem Orden zu verschaffen,
Und nicht die Wahl, — denn wir sind gleich berühmt in Waffen.

35.

Und Wahl gibt Neid; doch den das Loos ernennt,
Der ist vom Himmel dann dazu erkoren!“
So spricht er; denn in seinem Busen brennt
Der Britten Stolz, der ihnen angeboren,
Weil sich ihr Volk das Volk der Freyheit nennt.
Sie dem Gesetz und nicht dem Fürst geschworen.
Doch auch Valette hört, was Reinomond begehrt,
Und nachsichtsvoll wird ihm sein stolzer Wunsch gewährt.

36.

Der Name wird von jedem aufgeschrieben,
Und eingerollt in einen Helm gethan.
Der Britte zieht; — von Sehnsucht angetrieben,
Bebt seine Hand! — O hartgetäuschter Wahn!
Ach! wär’ es nun doch bey der Wahl geblieben! —
Er zieht das Loos — und sieht — und liest — Medran!
Er staunt — und fährt zurück, von Hofnung hintergangen,
Zorn blitzt aus seinem Blick, Scham röthet seine Wangen.

37.

So stand Apoll von Amor’s Pfeil getroffen,
Als er für Daphnis Reiz entgöttert glüht;
Vergebens steht die Epheulaube offen,
In deren Nacht der Liebe Rose blüht;
Vergebens läßt Gelegenheit ihn hoffen,
Was Tugend ihm versagt; — die Spröde flieht;
Er eilt ihr nach, — ergreift des Kleides Saum,
Umfaßt den Schwanenleib; — und küßt den Lorberbaum! —

38.

Doch sanft erröthet, mit bescheidner Freude,
Medran, als er sich selbst jetzt nennen hört;
So hüllt die Unschuld sich im Rosenkleide,
Wenn ihr zu kühn der Jüngling Liebe schwört.
Und Reinomond, daß er den Schein vermeide,
Als ob der Stolz mit Hofnung ihn bethört,
Ruft jetzt, obgleich der Zorn in seinem Innern gohr:
„Heil! Heil! dem Tapfern, den der Himmel sich erkohr!“

39.

Froh jauchzt es jeder nach, — und schweigt, da nun
Valette spricht: „Medran, du bist erwählet
Vom Himmel selbst, dieß große Werk zu thun;
Vertrau auf ihn, — so wird dein Muth gestählet! —
Jetzt rüste dich; — denn wenig Zeit zu ruhn
Ist uns noch da, und unsre Stunden zählet
Ein schlauer Feind! — Auf! geh! Mit Gottes Segen
Wirst du des Königs Herz zu unserm Heil bewegen!“

40.

Er sprachs, und ihm erwiederte Medran:
„Dieß Glück, o Herr, vom Himmel mir verliehen,
Ist Gnade mehr, als ich verdienen kann.
Ich bin bereit schon Morgen fortzuziehen,
Aurora treffe mich im Meere an; —
Und o vermag, wenn wir von Eifer glühen,
Der edle Wunsch in That sich zu verwandeln:
So sey es überzeugt, ich werde weise handeln!“

41.

Er schwieg und ging; von aller Wunsch begleitet,
Ihn glücklich bald zurückgekehrt zu sehn!
Und unterdeß Medran sich nun bereitet,
Beym frühen Morgenroth zur See zu gehn,
Im Geiste schon die weisen Mittel leitet,
Durch die er hoft sich Hülfe zu erflehn:
Hat auch Valette schon, den heut kein Schlaf erquickt,
Nach Rom, Madrid und Wien ihm Briefe zugeschickt.

42.

Nach diesen muß ein jeder sich verbinden,
Der Malta’s heilges Kreuz am Busen tragt,
Sich schleunigst bey dem Orden einzufinden.
Nichts ist versäumt, was edlen Stolz bewegt.
Sowohl in Bitten, als in weisen Gründen,
Hat er mit Kunst Beredsamkeit gelegt,
Und bald das Herz durch Güte hier entzückt,
Bald dort mit Ruhm gespornt, mit Hoffnung sanft entzückt.

43.

Doch schon entsteigt, auf leichtem Rosenflügel,
Der junge Tag dem tiefen Ocean,
Und übergoldet Malta’s Hügel.
Schon fährt am Strand der kleine Fischerkahn,
Und sieht sein Bild im ebnen Wogenspiegel;
Als auch, vom Ruhm geweckt sich schon Medran
An Burgo’s Bucht in blanker Rüstung zeigt,
Die Mannschaft übersieht, in die Galeere, steigt,

44.

Jetzt stießen ihn die schweren Ruder ab,
Die Woge rauscht, getheilt vom schnellen Gange,
Und bald verschwand das Land, das ihn umgab.
Die Luft ertönt nicht mehr von dem Gesange
Der Vögel, — still — ein ödes Wassergrab
Scheint die Natur, wo fürchterlich und bange
Ein Kranich ruft, der in den Wolken schwebt,
Und sehnsuchtsvoll und matt nach vestem Lande strebt.

45.

Doch wie den Sterblichen die Zaubermacht
Des Ungefährs oft in Gefahren stürzet,
Wenn sorgenfrey er ihrer nicht gedacht;
Den Nektar oft mit herbem Wermuth würzet,
Und schnell, wenn uns noch frohe Jugend lacht,
Durch tödtend Gift des Lebens Bahn verkürzet:
So führt auch jetzt des Zufalls Tyranney
Die schrecklichste Gefahr im offnen Meer herbey.

46.

Es tauchte sich, in Hespers Kleid gehüllt,
Schon Phoebus in des Meeres grauem Rücken,
Vom Wasserrauch war schon die Luft erfüllt,
Der Thynnus tanzt im spielenden Entzücken;
Als jetzt die Schiffenden das Riesenbild
Des Aetna fern am Horizont erblicken,
Aus dessen Schlund die schwarze Säule steigt,
Die hier den Erebus, den Sitz der Hölle, zeigt.

47.

Neugierig staunt das Schiffsvolk, und verläßt
Die Ruder, um den Flammenrauch zu sehen,
Der brausend, von verschloßner Luft gepreßt,
Die Erde spaltet und mit Feuerseen,
Mit flüss'gen Stein Meßina's Fluren näßt.
Noch staunen sie, als — auf des Meeres Höhen,
Der Matelot im Mast, ein fernes Segel sieht,
Das sich im Horizont herab nach Osten zieht.

48.

Noch war, zu fern, das Fahrzeug nicht zu schätzen:
Ob es Korsaren, ob es Christen seyn?
Drum läßt Medran die Ruder frisch besetzen,
Theilt auf dem Schiff nun seine Krieger ein;
Und jeder schwört Gehorsam den Gesetzen,
Und Malta's Ruhm im Kampfe sich zu weihn. —
Und schon vernimmt man näher Ruder schallen,
Hört, wie am Bord des Schiffs die Wogen rauschend wallen.

49.

So hört im Wald, bey trübumwölkter Nacht,
Der Jäger fern den wilden Eber schnauben;
Will ihn umgehn, mit listigem Bedacht,
Im Hinterhalt ihm dann das Leben rauben;
Doch eh' er noch den großen Kampf gewagt,
Den Feind erblickt, den Sträuche dicht umlauben,
Fällt dieser ihn mit wüt'gem Ingrimm an,
Und wetzt in seinem Fleisch den mörderischen Zahn.

50.

Denn als Diana mit der Silberwange,
Entschleyert jetzt, den sternbedeckten Pfad,
Von Liebenden gebeten im Gesange,
Unschuldig schön, im stillen Glanz betrat;
So hatte sich, mit lautem Waffenklange,
Dem Ritter schon das ferne Schiff genaht,
Der räuberische Mohr, den jetzt nach Beute lüstet,
Von Haskem angeführt, sich schon zur Schlacht gerüstet.

51.

Wie Wogen sich im wilden Ocean,
Durch Sturm gewälzt; am nackten Felsen brechen:
So fallen sich die beyden Schiffe an,
Als wolten sie des Weltalls Sünde rächen.
Es rauscht das Schwert, — der wilde Kampf begann, —
Es fließt das Blut in grauenvollen Bächen,
Und mächtig Schwertgeklirr und wildes Schlachtgeschrey
Tönt durch die finstre Luft, als ob's ein Sturmwind sey.

52.

Vor Raserey im blut'gen Handgemenge,
Wird kein Gewehr, als Dolch und Schwert gebraucht,
Und mörderisch, im grausenden Gedränge,
Der scharfe Stahl in Busen eingetaucht.
Alekto herrscht mit fürchterlicher Strenge,
Mit jedem Odemzug wird Leben ausgehaucht.
Wen nicht das Schwert dem Tode übergab,
Der findet kämpfend doch im ofnen Meer sein Grab.

53.

Der Bärin gleich, der man die Jungen raubt:
So wütend wild tobt Haskem in dem Streite.
Sein Blick ist Glut, sein gift'ger Odem schnaubt
Verheerung; wer ihm naht, ist seine Beute;
Hier trennt sein mächtig Schwert vom Rumpf das Haupt,
Dort reißt's den Schild von der bedeckten Seite,
Und trift den Arm! — Nichts hemmt des Mohren Wuth;
Unwiderstehlich stark, fließt, wo er kämpfet, Blut.

54.

Jetzt stößt Medran mit Haskem wild zusammen.
Nach Rache sehnt der tapfre Ritter sich;
Sein furchtbar Schwert scheint in der Faust zu flammen,
Sein Auge, zärtlich sonst, rollt fürchterlich:
Zum Tode scheint sein Drohen zu verdammen.
„Ha!“ rief er, — „jetzt, Verwegner, findet dich
Die Rache doch, die deiner lange schonte,
Und dich, nicht mit dem Tod, den du verdientest, lohnte.

55.

Jetzt bin ich hier, die frevelnden Verbrechen,
Die du verübt, und jede Räuberey
Mit meinem Schwert an deinem Haupt zu rächen!“
Er sprach’s, und wie, mit schmerzerpreßtem Schrey,
Die Sterbenden im letzten Röcheln sprechen,
So knirscht der Mohr mit wilder Raserey:
„Verdammter Christ! Du solst“ — Hier packt mit beyden Händen
Der Mohr das Schwert, den Kampf mit einem Hieb zu enden.

56.

Doch jener springt, dem Schwerte auszuweichen,
Gewandt zurück; es trift der Hieb den Mast,
Und eh’ der Mohr, zu neuen mächt’gen Streichen,
Das große Schwert mit starker Faust umfaßt,
Hat jetzt Medran, den nackten Hals zu reichen,
Schon ausgeholt, und haut mit solcher Hast
Dem Mohren ins Genick, daß, eh’ er sich besinnt,
Sein zorngeschwärztes Blut am Rücken niederrinnt.

57.

Doch wie die gift’ge Schlang, in Ceylons Wald,
Vom Baum herab des Tygers Leib umwindet,
Gifthauchend ihm, mit schrecklicher Gewalt,
Die Rippen bricht, und er, von Wuth entzündet
Zu Boden stürzt, und Trotz der Starke, bald
Den grausen Tod von ihr zerschmettert findet:
So packt auch Haskem jetzt, obgleich gelähmt die Glieder,
Den Ritter um den Leib und reißt ihn wütend nieder.

58.

Doch, stärker, bleibt der Ritter oben liegen,
Und tritt, — ihn macht die Wuth jetzt zum Barbar,
Der Zorn vergißt die Edelmuth im Siegen, —
Dem Mohren auf die Brust, ergreift sein Haar,
Und zerrt ihn so, mit schrecklichem Vergnügen,
Im eignem Blut, das hier vergossen war: —
Doch Haskem, der noch nicht ganz seine Kraft verlor,
Ergreift ein Seil des Schiffs, und raft sich dran empor.

59.

„Ha! kühner Christ, noch hast du nichts gewonnen“,
Ruft Haskem wild, „mich rächt der Türken Heer;
Ich bin schon oft dem schwarzen Tod entronnen,
Und bin auch jetzt, eh ich dein Sklave wär,
Die Hölle selbst zu scheuen nicht gesonnen!“
Er sprach’s und stürzt sich wütend in das Meer. —
So bleibt besiegt auch Tapferkeit noch kühn!
Doch höh’re Vorsicht will’s, er soll dem Tod entfliehn.

60.

Denn Orchan sah, sein treuer Schlachtgefährte,
Den mächt'gen Kampf von fern mit edlem Neid.
Er staunt den Christ, so mächtig mit dem Schwerte,
Bewundernd an, und will den hohen Streit,
So sehr sein Herz nach diesem Kampf begehrte,
Nicht unterbrechen, denn die Hoffnung leiht
Ihm täuschend immer noch das selige Vertrauen,
Er werde seinen Freund als edlen Sieger schauen.

61.

Doch jetzt zu spät erkennt er den Betrug.
Erschrocken sieht er seinen Feldherrn sinken;
Sieht wie die Wog' ihn jetzt noch wankend trug,
Und ach! er scheint zur Rettung ihn zu winken.
Die Freundschaft siegt; — er eilet wie im Flug, —
Vergißt den Feind, sieht keine Waffen blinken, —
Nach einem Boot, wirft dieses über Bord,
Springt hinterher, und flieht so mit dem Freunde fort.

62.

O was vermag der Freundschaft hohe Güte
Dem Leidenden im Kummer nicht zu seyn!
Durch sie entkeimt der Freude Götterblüte,
Und sie nur kann bey Dornen Rosen streun!
Und wenn der Nord mit stürmendem Gewüte
Auch jede Blume bricht, der wir uns freun:
So ist, bleibt uns ein Freund, der Lieb' und Treu geschworen,
Ein Blatt vom Zweige nur, und nie der Stamm verloren!

63.

Und nun beginnt die Schlacht mit neuer Wuth,
Den hohen Ruhm des Sieges zu erwerben!
Verzweiflung, scheint's, entflamme jetzt den Muth;
Denn jeder will nun siegen oder sterben.
Die Wogen färbt das hingeströmte Blut;
Die Nacht entfloh im wütenden Verderben.
Und schon erblickt man fern sich schimmernd Wolken röthen,
Als siegbegierig hier die Krieger sich noch tödten.

64.

Schon hat Medran, da Haskem ihm entsprungen,
Mit neuer Kraft sich ins Gefecht gemischt;
Hier einen Kopf mit mächt'gem Hieb durchdrungen,
Daß wirbelnd er vom Rumpf herunterzischt;
Dort einen Mohr, der einen Christ umschlungen,
Und seine Wuth mit jedem Streich erfrischt,
Den Leib durchbohrt, daß er von Schmerz entstellt,
Mit wütendem Gekreisch rückwärts zu Boden fällt.

65.

Doch wie der Sturm der Nacht, nach wildem Toben,
Nach Aeols Burg in seinen Kerker flieht,
Wenn Titan sich vom weichen Bett gehoben,
Wo schimmernd schön die sanfte Dämmrung glüht,
Von Zephyrs Kunst aus Rosen leicht gewoben,
Und Thetis Reiz in ew'ger Jugend blüht;
So schwieg auch jetzt der Krieg der fürchterlichen Nacht,
Da purpurwangig schön der junge Tag erwacht.

66.

Denn als enthüllt mit glühem Rosenmunde
Aurora schon das junge Veilchen küßt,
Und Amor schon die schwelgerische Stunde
Der Götternacht, von ihr umstralt, vergißt:
Ward Haskem auch, (im freundschaftlichen Bunde
Schon weit entflohn!) von seiner Schaar vermißt,
Die nun, vom Schreck betäubt, zur schnellen Wahl bestimmt,
Die übereilte Flucht auf leichten Booten nimmt.

67.

Sie fliehn! — Medran will sich am Sieg begnügen,
Am reichen Schiff, das ihm zur Beute blieb:
Und läßt sie nicht auf ihrer Flucht bekriegen.
Denn seine Pflicht, die schnell zu eilen trieb, —
Kein Augenblick darf ungenutzt entfliegen! —
War seinem Ruhm und Malta's Heil zu lieb.
Er ließ mit Seilen drum das ferne Schiff umschlingen,
Mit Ankern vest gemacht, an Bord des seinen bringen.

68.

Jetzt steigt er selbst, der Beute Werth zu schätzen,
Ins Schiff herab; — auf Leichen tritt er nur,
Wo Ströme Bluts den scheuen Fuß benetzen.
In ihm empört sich sträubend die Natur!
Noch wandelt er mit schauderndem Entsetzen,
Mit kaltem Ernst, des Todes finstre Spur,
Als er — erbleicht ein Mädchen hier erblickt,
Das auch, entschlafen noch, als Engel ihn entzückt.

69.

Ihr schlanker Leib war schmachtend hingegossen,
Vom Silberflor so zauberisch bedeckt,
Daß jeder Reiz, leicht vom Gewand umflossen,
Die Lüsternheit allmächtiger erweckt;
Die Wange bleich, das Auge sanft geschlossen,
Die Schwanenhand erstorben hingestreckt,
Den Busen halb entblößt, den auch die Thräne näßt,
Die tiefer Seelengram und banger Schmerz erpreßt.

70.

Er staunte, sah die göttliche Gestalt,
Und fühlte sich von Wehmuth hingerissen,
Ihm schien, entzückt mit magischer Gewalt,
Unsichtbar schön, in himmlischen Ergüssen,
Vom höhern Glanz ihr bleiches Haupt umwallt,
Beschützend sie ein Seraph jetzt zu küssen;
Zu schön für Sterblichkeit, zum Ewigen geboren,
Betrachtet sie Medran, in Wunderreiz verloren.

71.

So steht, gesandt vom seligen Gefilde,
Der Schutzgeist da, zu dem die Unschuld fleht;
Sieht kniend sie mit liebevoller Milde,
Hört ehrfurchtsvoll ihr flammendes Gebet. —
Schon naht Medran dem hohen Gottesbilde,
Fühlt schauernd sich von Heiligkeit umweht,
Als sanft berührt durch stiller Geister Macht,
Ihr Busen Odem schöpft, sie, neu belebt, erwacht.

72.

Ein blaues Aug', aus dem mit sanfter Güte,
Erhabner Ernst und stille Schwermuth blickt;
Ein Mund, auf dem die Rose reizend blühte,
Die liebevoll im Kummer noch entzückt,
Ein Busen, der von reiner Unschuld glühte,
Der Gottes Meisterhand nur einmal glückt,
Und den er freudig schuf, der Schöpfung Werk vollbracht,
Zeigt jetzt dem Ritter sich in wundervoller Pracht.

73.

Und wie im Frühling, wenn durch holde Töne
Die Nachtigall den Horcher schon entzückt,
Der Jüngling steht und in bereifter Schöne
Ein Blümchen in dem tiefen Thal erblickt,
Und freudig kühn, daß ihn ihr Beyfall kröne,
Den Schmuck des Thals für die Geliebte pflückt;
Doch, eh er's wagt, die Hand zurück ihm bebt,
Die schon begierig froh nach dem Besitz gestrebt.

74.

So stand Medran, in taumelnden Gefühlen,
Sein Auge starr, elektrisch wallt sein Blut;
Des Westes Hauch, statt labend ihn zu kühlen,
Entflammt nur mehr des Herzens stille Glut;
Empörung schien in seiner Brust zu wühlen,
Die Tugend bebt, — schon fehlt zum Sieg der Muth, —
Schon wird die Hoffnung kühn, Bewundrung schon Verlangen,
Mit liebevollem Arm die Schöne zu umfangen. —

75.

Als sie, harmonisch sanft, so zu ihm spricht:
„O! wenn dein Herz der Unschuld Klage höret,
Der es an Schutz und Hülfe hier gebricht,
Voll Edelmuth die bange Tugend ehret,
Und sie beschützt nach treuer Ritter Pflicht;
Wenn Wollust nicht dein beßres Herz bethöret:
So nimm dich meiner an, und laß mich lieber sterben,
Als mich durch niedre Gunst, mich Arme, zu verderben!“

76.

Jetzt sank sie still zu seinen Füßen nieder,
Und drückte sie an ihre Götterbrust;
Es zitterten die schön gebauten Glieder,
Die Unschuld bebt vor drohendem Verlust,
Und eine Thräne rief’s der andern wieder:
„Mich täuschte nie der Liebe wilde Lust,
Der Tugend treu blieb unverderbt mein Herz,
Drum heilige mein Flehn, und ehre meinen Schmerz!“

77.

Und wie verzweifelnd des Verbrechers Seele
Mit wilder Wut, sich zu ermorden, denkt,
Die Hoffnung dann aus ihrer Zauberhöle
Sich glänzend naht, die Myrthenkrone schwenkt,
Und durch ein holdes Lied, wie Philomele
Es kranker Liebe singt, den Vorsatz lenkt,
Des Lebens hohe Lust dem bangen Kranken zeigt,
Daß willig sein Entschluß den frohen Bildern weicht;

78.

So weckte nun die halberstorbne Pflicht
Ihr sanfter Ton auch in des Ritters Herzen;
Er blickt auf sie, — Scham röthet sein Gesicht,
Er fühlt gerührt der edlen Reue Schmerzen,
Und fühlt, — daß, wen der Liebe Hand umflicht,
Der könne leicht des Lebens Glück verscherzen;
Der sey dem Jüngling gleich, der nicht die Menschen kennt,
Und die, die heuchlerisch ihm schmeicheln, Freunde nennt.

79.

„O Edle, die mit heiligem Entzücken
Mein ganzes Seyn, als ich dich sah, durchbebt:
O könntest du in meine Seele blicken,
Die Ehrfurcht sehn, die mich für dich belebt,
Du würdest schnell die Zweifel unterdrücken.
Die bange Furcht, die schreckend dich umschwebt;
Du würdest unbesorgt für deine Tugend seyn,
Und dich dem Dankgebet der hohen Freude weihn!“

80.

Er sprach's, und hebt mit gütiger Gewalt
Die Jungfrau auf; der lieben Brust entschwindet
Ein Ach; das hold, harmonisch wiederhallt,
Und das entzückt die Liebe nur empfindet.
Doch auch das Herz des Ritters bleibt nicht kalt,
Auch sein Gefühl wird flammender entzündet,
Und schweigend, Aug in Aug, und Herz in Herz ergossen,
Hält er die Holde nun im starken Arm geschlossen.

81.

So stehn im May zwey früh entkeimte Rosen,
Vom kalten Hauch der Nacht noch unversehrt,
Im stillen Thal, wo kühle Weste kosen,
Von einem Stock gleich mütterlich genährt,
Froh scherzend da mit Cypripor, dem Losen,
Der ihres Blatts geliebtes Roth begehrt,
Um in die Lilien der Wangen es zu mischen,
Und den verwelkten Reiz belebend zu erfrischen.

82.

Unschuldig bebt mit banger Schüchternheit
Die Schöne, von des Ritters Arm umfangen,
Und edle Scham, die Zier der Weiblichkeit
Umschleyert schön mit Purpur ihre Wangen.
Medran entzückt, Gefühlen nur geweiht,
Die ehrfurchtsvoll für Tugend ihn durchdrangen,
Enthaltsam streng, tritt mit bescheidnem Blick,
Mit freundlichstillem Ernst, anstaunend sie, zurück.

83.

„Wer du auch bist, vom Himmel mir gegeben,
Der Schönheit Glanz, der Tugend schönstes Bild
In dir zu sehn, o sprich, woher dieß Beben? —
Woher die Angst, die kein Versprechen stillt? —
Hier, wo mit Schutz dich Heilige umschweben,
Die Engel selbst von Edens Lustgefild,
Wo sie verklärt auf goldnen Thronen sitzen,
Sich liebevoll dir nahn, dich Göttliche zu schützen? —

84.

O Theure, laß jetzt die Besorgniß fliehen,
Die deiner Brust ein tiefes Ach! erpreßt;
In mir hat Gott dir einen Freund verliehen,
Der treulos dich beym Himmel nie verläßt!
Ich will mit dir nach deiner Heymat ziehen,
Auf mich vertrau, mein Schwert ist stark und vest,
Und sage mir, wo wurdest du geboren?
Durch welches Mißgeschick entführten dich die Mohren? —

85.

Komm dort herab, wo uns in sanfter Stille,
Die Woge nur mit schwachem Rauschen stört,
Daß schützend uns ein Obdach jetzt umhülle,
Und jedes Ohr nicht unsre Worte hört:
Dort werde dann, ist es dein güt'ger Wille,
Dein Schicksal mich vom schönsten Mund gelehrt."
Er schwieg, — und nimmt die schwanenweiche Hand
Und führt sie zu des Schiffs bequem gebautem Rand.

84.

Und da, wo durch der Wogen wildes Toben
Das schwere Steuer der Pilote führt,
Wenn Stürme sich mit wildem Zorn erhoben;
Den Lauf des Schiffs mit weiser Hand regiert,
Wenn wild empört, die tiefen Fluten schnoben,
Vom Dreyzack des Poseidon aufgerührt!
Da war ein stiller Platz, von Brettern dicht umschattet,
Da setzte sie sich hin, von Kummer noch ermattet.

87.

Und als ihr Busen jetzt mit sanfterm Heben,
Sich ruhiger, wollüstig schön bewegt,
Um ihren Mund nur Liebesgötter schweben,
Ihr froher Blick der Anmuth Schöne trägt,
Und schon ihr Herz von furchtsam bangem Streben
Nicht mehr so schnell, nicht mehr so feurig schlägt:
Da öfnet lieblich sich ihr kleiner Rosenmund,
Und macht dem Ritter jetzt ihr hartes Schicksal kund.

88.

„Großmüth'ger Mann! Wo soll ich Worte finden,
Daß sich mein Herz, mein fühlend Herz, dir malt?
Wo ihn den Dank, den goldnen Dank, ergründen,
Der dein Geschenk mit gleichem Werthe zahlt? —
O könnt' ich jetzt dir eine Krone winden,
Die blendend schön mit Diademen strahlt,
Ich wär beglückt, könnt' ich zum Dank sie dir gewähren; —
Doch ach! so hab' ich nichts, als diese heisse Zähren.

89.

O nimm sie an, — es ist der Unschuld Gabe,
Die dankbar dir ein schwaches Mädchen bringt!
Und jetzt ist nur mein Alles, was ich habe,
Die Thräne, die auf meinen Busen sinkt.
Doch naht sich einst am goldnen Flügelstabe
Die Zeit, zu der mich dein Versprechen winkt;
Werd ich erst wieder froh in meiner Heymat wohnen:
Dann, edler Ritter, soll mein Vater dich belohnen.

90.

Denn er ist reich, ein Mann von großer Macht,
Der lange schon das Königsscepter führet,
Und unumschränkt, von Tausenden bewacht,
Sicilien, an Philipps Statt, regieret.
Und trostlos wird, obgleich der Hoheit Pracht
Sein Silberhaar mit goldnem Schimmer zieret,
In Klagen ihm der lange Tag entfliehn,
Und in dem starren Blick des Grames Thräne glühn.

91.

Ich bin sein einzig Kind, und innig liebte
Er noch in mir der Gattin Ebenbild,
Die ihn schon früh durch ihren Tod betrübte,
Den Busen ihm mit schwerem Gram erfüllt:
Und nun, — Fluch dem, der diesen Raub verübte!
Nun bin auch ich, — ich! — seines Alters Schild,
Der einz'ge Trost für sein erbleichtes Haupt,
Bin ihm von dem Geschick, dem Gütigen, geraubt.

92.

Wie wird er nun um die Geraubte klagen, —
Verzweiflung im bekümmerten Gesicht, —
Wie wird der Schmerz an seinem Busen nagen! —
Ach! warum folgt ich seiner Warnung nicht!
War kühn genug, so viel Gefahr zu wagen,
Und übertrat des Kindes treue Pflicht! —
Liandra, sagt' er oft, du darfst nicht so allein,
Und ohne Führerin am Strand des Meeres seyn.

93.

Da kennst noch nicht die drohenden Gefahren,
Die hier versteckt bey jungen Rosen blühn,
Wenn unverhoft die wütenden Korsaren,
Dich mit Gewalt in ihre Netze ziehn;
Und ach! du kannst den räuberischen Schaaren,
Wenn sie sich nahn, beym Himmel! nicht entfliehn! —
So sprach er oft, — doch mich entzückte die Natur
Zu sehr, die Einsamkeit, die stille Blumenflur.

94.

Wenn rosig schön der junge Tag erwachte,
So schlich ich mich aus Don Toledo's Haus,
Nach diesem Ort, wo mir die Stille lachte,
Aurora's Glanz, ein frischer Veilchenstrauß,
'Mich glücklicher als Gold und Purpur machte,
Als alle Pracht, als Hoheit, Tanz und Schmaus.
Auch gestern schlüpft' ich hin und sah im Wonneblick
Der spielenden Natur des Lebens süsses Glück.

95.

Urania war schon im Ost erblichen,
Das Goldgelock Aurora's aufgelöst,
Die Nachtigall dem Neste schon entwichen,
Der Rose Kelch im frischen Roth entblößt,
Als unbemerkt, das Segel war gestrichen,
Mit lautem Krach ein Schiff ans Ufer stößt.
Erschrocken fahr ich auf, als ich das Krachen höre,
Doch ach! zu spät — zu spät! — sah ich das Schiff im Meere.

96.

Denn an das Land war schon ein Mohr gesprungen,
Eh ich mich noch zur schnellen Flucht entschloß,
Und hielt mich schon vom schwarzen Arm umschlungen! —
Ich weinte laut, — die heisse Thräne floß
Auf ihn herab; — matt hatt' ich mich gerungen;
Ich bat ihn Gnade, — doch mein Flehn ergoß
Nur größre Wuth statt Mitleid in sein Herz;
Er führte mich hinweg, blieb taub bey meinem Schmerz!

97.

O spar es mir, die Leiden zu erzählen,
Die mein verwundet Herz bey ihm empfand;
Er wagt' es frech, mit Liebe mich zu quälen,
Zum Laster bot er schändlich mir die Hand!
Verzweiflungsvoll wolt' ich den Tod schon wählen,
Und schon zerriß der Hoffnung letztes Band,
Als Gott mein Flehn gehört und dich zur Rettung schickte,
Und mich, o ew'gen Dank! mit hohem Trost erquickte.

98.

Und wenn dein Herz der edlen Miene gleichet,
Die mitleidsvoll auf meine Thränen sieht,
Wenn dich mein Leid zum Mitgefühl erweichet,
In deiner Brust die sanfte Tugend glüht:
So höre mich, mich die der Gram erbleichet,
Die jeder Trost, die jede Freude flieht,
Entführtest du mich auch mit räuberischer Hand! —
O kehr — O kehr zurück nach meinem Vaterland!"

99.

Sie schwieg. Nun wird mit zärtlich sanften Blicken,
Das Schweigen dringender als Sprache war.
Sie trocknet sich, — ein Schauspiel zum Entzücken, —
Die Thränen jetzt mit ihrem goldnen Haar;
Ihr Busen kann kein seufzend Ach ersticken,
Das statt der Angst nur Sympathie gebar,
Die ungekannt in ihrem Busen lebte,
Und zärtlich für Medran das schöne Herz durchbebte.

100.

Der Ritter sieht, und staunt, und wünscht gerührt
Sich tausend Augen und ein ewig Leben! —
Sein Herz ist Flamme, — die Vernunft verliert
Sich ins Gefühl, — lichthelle Bilder schweben
Von deiner Hand, o Phantasie, geführt,
In Rosenschimmer um ihn her, und weben
Ihm eine Zukunft vor, die wie der Frühling lacht,
Wenn reizend die Natur vom langen Schlaf erwacht.

101.

Doch jetzt ermannt er sich von den Gesichten
Der Zauberwelt, in die er sich versetzt,
Und beugt sein Knie: „Wenn ich der Ehrfurcht Pflichten,
Erhabne Jungfrau, wenn ich sie bis jetzt
Vergessen, Dir anbetend zu entrichten,
O so verzeih; Bewunderung verletzt
So leicht, was ernst und kalt Gewohnheit eingeführt,
Und jeder Zwang entschläft, wo sie entzückt regiert.

102.

Ich bin erfreut, aus deinem Mund zu hören,
Daß dich Sicilien der Welt geschenkt;
Beglückt, in dir den Vater zu verehren,
Zu dessen Thron mich Pflicht und Ehre lenkt;
Beglückt, mit dir ihm Tröstung zu gewähren,
Wenn ihn um dich der tiefste Kummer kränkt!
Sey daher froh! in wen'gen, kurzen Stunden,
Hast du im Vaterarm der Rückkunft Freud' empfunden!"

103.

Er sprach's, und die verlorne Ruhe floß
Mit neuem Glanz sanft auf Liandra nieder;
Zur Nacht zurück ins schwarze Feenschloß
Entfloh die Angst, die düstre Schwermuth wieder,
Und lächelnd naht, auf ihrem Flügelroß,
Die Freude sich mit duftendem Gefieder,
Und füllt Liandra's Herz, und ihre Schwanenbrust
Mit wonnigem Gefühl und stiller Götterlust.

104.

Und als die Nacht im schauerndem Gewande
Sich dämmernd auf des Meeres Fläche zeigt,
In Westen schon, am goldbesäunten Rande,
Der Sonne Haupt im letzten Stral erbleicht,
Hat auch das Schiff dem blumenreichen Strande
Sich schon genaht, Sicilien erreicht,
Und freudig eilt Medran der stillen Ruh,
Vom wilden Ocean Messina's Hafen zu. —

(Ende des ersten Gesangs.)[141]

Franz von Kleist.

---

[141] Es sind keine weiteren Gesänge veröffentlicht.

Ueber
die Vestigkeit des Preußischen Staats.[142]

Kein Zeitraum in der Geschichte war in so wenigen Jahren so reich an wundervollen Begebenheiten, so überhäuft mit unerwarteten Erscheinungen, als der Zeitpunkt, welcher mit dem Tode Friedrichs des Einzigen seinen Anfang zu nehmen scheint. Denn kaum forderte der Himmel den göttlichsten Menschen, den weisesten König als sein gerechtes Eigenthum wieder, so warf das zürnende Schicksal, zu lange von seiner Weisheit beschränkt, die Fesseln ab und stürzte sich mit gleicher Wuth auf alle Staaten Europa's. Stolz und Ländergeitz wiegelte Fürsten auf, überspannter Despotismus und Schwärmerey empörte Nationen, und Europa, ward ein Schauplatz rasender Gefechte. Nur Preußen und Britannien blieben allein verschont, und, mit Albion im großen Bündniß, erreichte Preußen den Gipfel einer Macht, den es noch nie geahndet hatte zu erreichen; Friedrich Wilhelm ward der Schiedsrichter Europa's, der Wohlthäter fremder Völker, der Vater seines eigenen. Der Zufall schien seine ganze Gewalt despotisch aufzubieten, den Glanz des Preußischen Thrones zu vermehren, und nur in diesem Zeitraum wüthender Kriege, entkräftender Feldzüge, mächtiger Empörungen, rasender Schwärmereyen, nur in diesem Zeitraum war es dem Preußischen Staat möglich, vier kriegführenden Mächten den Frieden, einem unterdrückten Reich Freyheit, einem empörten Ruhe zu geben. Man braucht nicht, wie in einer neuern Schandschrift*[143] geschehn, die abscheuliche Behauptung anzunehmen, Preußen habe sich des schändlichen Mittels bedient, Völker gegen ihre Oberherren aufzuwiegeln, Empörungen zu unterstützen, Feindseligkeiten anzuzetteln, um das Ziel seiner Entwürfe zu erreichen; wer die Gerechtigkeit, Herzensgüte, Menschenliebe Friedrich Wilhelm's kennt, — wer das jetzige Verhältniß der Staaten, ihre vorherige Verfassung richtig verglichen hat, — der wird einsehn, daß alle diese Revolutionen, denen Europa staunt, ohne fremdes Zuthun kommen mußten, und daß Preußens Größe nur eine natürliche Folge seiner vortreflichen innern Verfassung ist. Thöricht und lächerlich sind aus diesem Grunde alle Warnungen, die von der Donau her Preußen gegeben werden, als könne den Preußischen Staat jenes Schicksal treffen, durch welches sich Städte, Provinzen und Völker von ihrem rechtmäßigen Oberherrn losreißen! — In einem Staat, wo Menschenliebe und Gerechtigkeit das Scepter führt, kann nie der Geist der Unruhe wüthen. Nur despotische Grausamkeit, die jedes Gesetz verachtet, das ihrem augenblicklichen Willen widerspricht; Mangel und Dürftigkeit durch unnöthige Kriege erzeugt, in der niedern Klasse; Ueberfluß und Stolz in der höhern Klasse des Volks, dieß nur sind ausgestreute Samenkörner, deren Frucht Mißvergnügen und Aufruhr ist. Man durchlaufe die ganze Geschichte, und man wird bey allen Empörungen diese Ursachen finden; man stelle sich die Revolutionen jetziger Zeit vor Augen, und bestätigt ist meine Meinung.

Ein Volk, das sich glücklich fühlt, wird nie den ehrgeitzigen Planen schwindelnder Phantasten Gehör geben; nie sein Ohr den giftigen Aufwiegelungen bestochner Parteygänger leihen: nur Mißmuth und Unzufriedenheit empfangen mit offnen Armen jeden theilnehmenden Freund, der ihnen Trost verspricht, es sey ein Bösewicht, oder ein Edler.

So ging es Holland. Von gallischen Schwindelköpfen hintergangen, ward es ein Opfer seiner Leichtgläubigkeit; und von Preußens Waffen besiegt, von dem großen Guelphiden Karl zur Rache seines Hauses gedemüthigt, steht jetzt der belgische Patriotismus gebrandmarkt vor Europa.

Dieses Beyspiel schreckte die Demagogen und Aristokraten in den Oestreichischen Niederlanden ab, und ihre Gährungen blieben nur noch ein ohnmächtiges Murren, das, auf bessere Zeiten wartend, dann erst in Thaten ausbrechen sollte. Diese gehofften bessern Zeiten kamen bald, und mit ihnen reifte der große Plan Brabants, ihrer Freyheit goldne Jahrhunderte wieder herzustellen, und Oraniens Beyspiel, der Philipps Stolz demüthigte und der Macht Iberiens trotzte, mit heiliger Begeisterung nachzuahmen. Joseph der Zweyte war ein Monarch, der zu jedem Großen, jedem Erhabnen Kraft in sich fühlte und in sich hatte; der die

---

[142] Deutsche Monatsschrift, 1791, 1.Bd., S. 65 - 80

[143]* Babel; der Verfasser ist unbekannt.

Schwachheiten seiner Nation sah und sie abzuschaffen wünschte; der mit den erhabensten Begriffen von Menschenliebe die strengste Gerechtigkeit verband; der die Pflichten eines Herrschers der Völker genau kannte und sie auszuüben den Willen hatte; kurz, der Friedrich den Einzigen zum Muster nahm und seines Musters würdig war: besaß aber bey diesen hohen Eigenschaften einen unbegränzten Ehrgeiz, eine rastlose, aber zu unbestimmte Thätigkeit, eine gewisse übereilte Ausführung seiner Befehle, die ihn oft zu widerrufen zwang, ihm im Auge des Volks den Schein der Unfehlbarkeit benahm, und die, Trotz seiner hohen Tugenden, ihn zum Bedrücker seines Volks, zur schreckenden Warnung der Fürsten, zum unglücklichsten Monarchen der Welt machten.

Dieser zwar unglückliche, aber doch große Fürst, von den glänzenden Versprechungen Rußlands geblendet, verband sich mit dieser Macht zu dem menschenverzehrenden Kriege gegen die Pforte, eroberte durch diesen Krieg — Mangel, und raubte durch ihn seinem Staat Menschen, Provinzen, Ehre, Geld und Ruhe, seinem erhabnen Nachkommen die stille Glückseligkeit des Friedens, sich selbst das Leben. Jeder fühlende Mensch, jeder seiner gewesenen Unterthanen heilige ihm bey seinem Grabe Thränen! Denn, welches Loos ist schrecklicher für einen Fürsten, als nach Ruhm ringen und Schmach ernten, schaffen wollen und zertrümmern, nach goldnen Hoffnungen greifen und blutige Leichname fassen, den Segen eines Volks verdienen wollen und nur seine Thränen sammeln! — Josephs Unglück blieb nicht unbenutzt von Brabant, und der Krieg gegen die Pforte war für sie der glücklichste Zeitpunkt, sich gegen so viel erduldete Ungerechtigkeiten zu rächen, Fesseln abzuwerfen, die sie unwillig trugen, und Joseph der Zweyte mußte es noch erleben, daß ihn seine reichsten, blühendsten Provinzen für einen Tyrannen erklärten, und ihn öffentlich seiner Herrschaft entsetzten. Brabants Gründe, diese freche Handlung zu entschuldigen, scheinen zwar dem vorurtheillosen Beobachter Spiegelfechtereyen; einem Fürsten, einem Menschenkenner aber mußten sie dieß nicht seyn. Der menschliche Geist läßt sich nichts aufdringen, weder Aberglauben noch Aufklärung; seine Begriffe muß entweder Erfahrung erzeugen, oder, soll er fremden Meinungen glauben, eigne, freye Ueberzeugung sie rechtfertigen. Dem Kinde mangelt aber Erfahrung, es nimmt daher die Ueberlieferungen seiner Voreltern für selbstgemachte Erfahrungen an, diese wachsen dann mit ihm auf, werden bey ihm zur Richtschnur seines Lebens, zu Grundsätzen, nach denen der Mann handelt, und welche nur selbsterrungne bessere Einsicht, nie aber die Gewalt eines Fürsten ihm rauben können. Dieses schien Joseph der Zweyte zu vergessen, als er den Brabantern Grundsätze und Einrichtungen aufdrang, die ihren, durch Alterthum geheiligten Gesetzen zuwider waren, und den Geist des Pöbels in Aufruhr brachten. Diese allgemeine Gährung benutzten die Mönche, deren Rechte geschmälert wurden; sie entflammten unruhige Köpfe, gaben ihrer Schwärmerey für Freyheit Nahrung, wiegelten mit diesen verbunden das Volk auf, und opferten so unter dem Schein, daß man für Freyheit und Religion kämpfe, ihren eigennützigen Absichten, ihren stolzen Entwürfen, das Leben und die Ruhe vieler tausend glücklichen Bürger. Leider zu spät erkannten viele ihre Täuschung! und van der Noot, ein wirklich großer Kopf, welches Zeugniß ihm selbst seine Gegner geben, sah, Trotz aller Mühe, seine stolzen thörichten Entwürfe scheitern.

Schwerlich würden aber die Unruhen Brabants zu ihrer Höhe gestiegen seyn, hätte Frankreichs Beyspiel nicht noch mehr ihren Geist empört und mit Idealen fremder Welten erfüllt. Dieser Staat erwachte endlich, nach einem Schlummer von 1100 Jahren, und zerriß mit kühner Begeisterung die Ketten der Despotie. Donnernd stürzte Ludewigs Thron zusammen, donnernd seine Schutzwehr, die Bastille, und Tyrannenblut rauschte über den Ruinen. Diese Verwandlung schreckte alle Nationen auf; die Völker fingen an über sich und ihre Bestimmung zu denken; der Geist der Empörung entflammte alle Herzen, und beflügelt eilt er über die Erde. Lüttich verjagt seinen Oberherr, bewaffnet seine Bürger, und will für Freyheit siegen oder sterben. Ungarn fühlt seine Gewalt und seine Unterdrückung; es hat die Scene vergessen, da Theresia, den geliebten Joseph im Arm, weinend vor seinen Ständen stand, Hülfe flehte und der versammelte Adel ihr Hülfe schwur; Ungarn will nicht Habsburgs Erbfolge erkennen, weil ungekrönt Joseph starb und die Regentenreihe unterbrach, und nur Leopolds gütige Weisheit konnte sie wieder mit Habsburgs Krone, ohne Blutvergießen, vereinen. In Thüringen und Meissen leben die mittlern Jahrhunderte auf; Scenen der Vorzeit erscheinen wieder; der Landmann verläßt seinen Pflug, tausende strömen zusammen, bewaffnen sich, und fordern so mit Gewalt, was ihren Bitten versagt wird. Gallien ist ihr Spiegel; von wilder Freyheit —

Zügellosigkeit ist ihr wahrer Name — geführt, stürzen sie sich auf ihre — wahren oder vermeinten — Unterdrücker; diese müssen fliehn; wen die Empörer ergreifen, den mißhandeln sie, und treten alle Gesetze mit Füßen. Schon zittert August für seiner Krieger Treue; früher Mensch denn besoldeter Knecht, glaubt er, werde durch den flehenden Blick des Vaters der Sohn das Schwert sich entrissen fühlen, und Kindesliebe über den Eid der Pflicht siegen. Doch der treue Sachse verkannte den Vater im Rebellen, und setzte mit Gewalt die Rechte seines Landesherrn durch.

Sollte aber von allen diesen Auftritten, — mit Staunen wird sie die Nachwelt einst hören, — nur Galliens Revolution Ursach seyn? — — Sollte nicht der Grund aller dieser Zerrüttungen, wenigstens einem großen Theil nach, in den Verfassungen dieser Staaten selbst liegen? — Es ist eine gefährliche Sache, über große Herren und Staatsverwaltungen zu urtheilen, um alles das anführen zu können, was sich hier wol anführen ließe: doch das glaub' ich mit Recht zu behaupten, daß nicht Galliens Beyspiel, nicht die Gesellschaft der Propaganda in Paris, nicht das Journal für Menschenrecht allein die Geister aufzuwiegeln vermag, wenn nicht der gemarterte Körper Aufruhr schreyt! Schickt ganze Heere von Emissarien, ganze Schiffsladungen von Freyheitsschriften in die Preußischen Staaten, ein jeder wird sie lesen, und übrigens entweder die Weisheit des Verfassers bewundern, oder seine Thorheit belachen; aber kein Gedanke von Aufruhr wird die Ruhe eines einzigen Bürgers trüben. Hätten andre Staaten früher darauf gedacht, mit prüfender, wählender Gerechtigkeit, wie Preußen, ihren Unterthanen Gesetze zu geben, die auch der Fürst ehrt; hätten sie dem Stolz ihrer Großen Schranken gesetzt, und nicht die nährende Volksklasse unterdrückt: wir würden keine Nachahmungen gallischer Freyheitsglut auf Deutschem Boden gesehn haben. Nur der hämische Neid der Feinde Preußens, ihr beleidigter Stolz konnte eine so teuflische Verläumdung ersinnen, daß Preußen die Aufrührer fremder Nationen begünstige, — ja selbst ruhige Völker aufwiegle! Holland gibt der Welt eine andre Lehre, und Friedrich Wilhelm ist zu staatsklug, um so gegen seinen eignen Vortheil handeln zu können, und zu gerecht, um es je zu wollen.

Denn welche Folgen ähnliche Unterstützungen für Könige haben, lehrt jetzt Frankreich nur zu sichtbar alle Monarchen! Frankreich hatte stets die abscheuliche Politik, fremde Völker aufzuwiegeln und zu empören, und dafür muß es auch jetzt an selbst geschlagnen Wunden verbluten. Hätte Frankreich nicht die dreyzehn vereinigten Provinzen Nordamerika's unterstützt, nicht auf tausendfache Art in seiner Politik gezeigt, eigner Vortheil könne der Aufwieglung gegen rechtmäßige Oberherren ihre Schändlichkeit benehmen; wären endlich seine Finanzen nicht in so ganz hülflosem Zustand gewesen: wer weiß, ob dann dieser allmächtige Strom schon jetzt seine Ufer durchbrochen und die Erde überschwemmt hätte? Zwar gleicht dieser Strom des Freyheitsgefühls dem Nil, der verheerend in seiner Ueberschwemmung, dennoch Fruchtbarkeit den Fluren Aegyptens schenkt; obgleich leider mir diese fruchttragenden Zeiten in Frankreich noch weit hinausgesetzt scheinen! Für die Gegenwart aber bleiben Revolutionen immer verheerend, und für die Fürsten des Staats immer schädlich.*[144] Monarchen können daher, sind sie weise, die gerechteste Empörung nie unterstützen, weil sie das Schwert gegen ihren eignen Busen lenken. Obgleich der Preußische Staat jetzt der glücklichste in der Welt ist, der auf seinem Thron einen gütigen, gerechten Fürsten, ihm zur Seite treue kluge Minister, in seinem Schatz Millionen, in seinen Städten und Dörfern wohlhabende zufriedne Unterthanen, auf seinen Fluren reiche tragende Aecker, im Frieden Künstler, Gelehrte, Handwerker und Fabrikanten, im Krieg treue Unterthanen und ein großes, mächtiges, gebildetes Heer, von Helden geführt, die unter Friedrich dem Einzigen ihre Jugend durchlebten, — ob er gleich dieß alles besitzt: so darf doch nie sein König auf Unverletzbarkeit trotzen, Aufrührer unterstützen, Empörungen anzetteln; diese Beschuldigung ist ein ohnmächtiger niedrer Kunstgriff unsrer Feinde. Denn Ludwig der Vierzehnte glaubt' es gewiß nicht, daß schon sein Enkel ein König im Schattenriß seyn würde, und doch ist er es geworden, und doch ist Frankreichs Thron umgestürzt, und hat den Fürsten ein warnendes, der Menschheit ein

---

[144]* Ueberdieß würde dieser gegenwärtige Schade um so gefährlicher für ganz Europa werden, da schon jetzt Rußland in beständige Gränzkriege mit den Tatarn verwickelt ist, und sie kaum zurückhalten kann. Im Fall einer allgemeinen Revolution müßte daher Europa die Wiederkehr der Zeiten des Attila fürchten.

verführendes Beyspiel gegeben! Die Ursach der jetzigen Unruhen Europa's muß also eine andre seyn, als Aufwiegelung; und ist eine andre! — Frankreichs Revolution sowohl, als alle ihr nachgefolgten Empörungen, haben den Grund ihres Entstehens in sich selbst, so wie Preußens Ruhe, Preußens Glückseligkeit, seine stärksten Grundpfeiler in seiner Verfassung findet. Umsonst sind alle Drohungen des Neides, umsonst die Warnungen feindseliger Hoffnung; Preußens Monarch, so lange er König und Vater seines Volks bleibt, kann ruhig, unbewacht schlummern, die Liebe seines Volks ist sein Harnisch, ihre Zufriedenheit das Schwert seiner Vertheidigung. Ueberdieß aber ist im Preußischen Staat eine Revolution schwerer, als in jedem andern großen Reiche, — ja beynah unmöglich.

Die Revolutionen eines Volks können nur auf zweyerley Art erzeugt werden, entweder durch innere oder äußere Zerrüttung; gegen beyde scheint Preußen gesichert. — Das Verhältniß des Preußischen Staats gegen die ihn umgebenden Mächte; sein großer Einfluß auf das Deutsche Reich sowohl, als überhaupt sein Einfluß auf die beyden zu Lande überwiegenden Mächte, Oestreich und Rußland; endlich das Gleichgewicht Europa's selbst, in dessen Wage Preußen die Zunge ist: — alles dieß sind unübersteigbare Mauern seiner Gränzen, die jeden Hauptangriff fremder Mächte auf diesen Staat unmöglich machen. Denn es läßt sich nicht denken, daß England, Frankreich, das Deutsche Reich, Polen und Schweden und die Pforte so blind seyn sollten, den wohlthätigen Einfluß zu verkennen, den der Preußische Staat auf ihre Ruhe, auf ihre Sicherheit hat. Sinkt Preußen: so ist keine Fessel mehr da, die Oestreichs und Rußlands Macht Gränzen setzt; den Strom ihrer Gewalt hemmt dann nichts mehr, und Ein glücklicher Krieg kann sie zu Herrschern Europa's machen. Wer gab Polen Freyheit? Wer riß die Pforte zurück von dem Abgrund, in den sie zu stürzen schwankte? Wer gab dem Deutschen Reich Kraft, allen Versuchen seiner Unterjochung zu trotzen? War es nicht Friedrich der Einzige, der Bayern vortheillos rettete? War er es nicht, der Deutschlands Fürsten vereinte, und ihre vereinzelten Kräfte zu einem mächtigen Ganzen verband? War es nicht Friedrich Wilhelm, der Hollands rechtliche Verfassung stützte? der Polen Freyheit, der Pforte Leben gab? — Ja! Fürsten Europa's, wenn ihr weise seyd, so muß Euch Preußens Erhaltung so wichtig als eure eigne seyn! Mit seiner Vernichtung stürzt auch ihr! Preußen's Provinzen theilen gerade das nördliche Europa vom südlichen, und ziehn eine Mauer zwischen Oestreich und Rußland, die, von 250,000 Kriegern bewacht, schwer zu ersteigen ist. Immer sind diese beyden großen Mächte unsrer Beobachtung offen; ihre Provinzen gränzen an die unsern, und ihre unabsehbaren Länder werden Preußen nie schrecken können. Weise Planmäßigkeit, weise Staatsverfassung ersetzt, was ihm an Hülfsquellen abgeht, und der Staat, der sieben Jahr beynah mit ganz Europa Krieg führte, ist bey Gott! auch jetzt noch im Stande, alle ehrgeitzigen Plane Oestreichs und Rußlands scheitern zu machen. Dieß wissen und fühlen die Fürsten Europa's, und nie wird Preußen wieder einen allgemeinen Angriff zu fürchten haben, und einzeln — wird wol so leicht kein Staat mit ihm zu streiten wagen! —

Revolution, durch äußern Angriff geschaffen, läßt sich aus diesen Gründen ohne einen gänzlichen Umsturz des Europäischen Staatensystems nicht denken: es bleibt mir daher noch zu untersuchen, ob auch Preußen gegen innere Revolution so gestählt sey, wie gegen äußere? Und hier werden wir erst ganz Preußens Stärke, und die Weisheit seiner Könige bewundern lernen. Alle Sicherheit vor äußerm Angriff würde Preußens Größe nicht schützen, wenn bürgerliche Unruhen seine Provinzen durchwühlten; denn es ist bekannt, daß ein zehnjähriger blutiger Krieg mit fremden Völkern, nie für den Staat so verheerend ist, als der kürzeste bürgerliche Krieg. Doch diesem scheint die Natur, durch Preußens Lage, von ihm abgewandt, und so die fürchterlichen Scenen der Wuth, die andre Nationen oft zerrütteten, von ihm entfernt zu haben.

Die Provinzen dieses Staats, deren entfernte ausgedehnte Lage alle nähere bürgerliche Verbindung hindert, hebt daher auch alle Gemeinschaft ihrer Gedanken, Plane und Entwürfe auf; der Schlesier weiß nichts vom Preußen, dieser nichts vom Westphälinger, der wieder nichts vom Märker; jede Provinz scheint ein einzelnes Ganze auszumachen, und lebt im Genuß seiner Rechte und Gesetze ruhig und unbekümmert. Stellte sich daher auch ja einmal der Fall ein, eine Provinz würde von einem ungerechten Minister, einem gewinnsüchtigen Landrath, einem bestochnen Präsidenten, einem treulosen General bedrückt, der Adel beleidigt, der Bürger tyrannisirt; flammte ein unruhiger Kopf ihre Geister an, strömten sie zusammen, widersetzten sich den Gesetzen; rissen sie selbst die Krieger zur Empörung hin: — so würde, eh sie noch

ihre rebellischen Waffen schärften, die nächste Provinz ihre Kräfte versammeln, und ihnen neue Gesetze des Gehorsams vorzeichnen. Denn was in andern Reichen der Monarch fürchten muß, fällt hier weg. Hier kämpft nicht der Sohn gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, der Freund gegen den Freund! — Der Märker, der Pommer würde z. B. gegen den Schlesier so streiten, wie gegen den Oestreicher; im Gegentheil mit noch größerer Erbitterung, weil er, — glücklich in seiner Lage sich fühlend, — es für Undankbarkeit, für schändlichen Verrath halten würde, sich gegen seinen gütigen König zu empören.

Trauriges Volk, hör' ich den Gallier sagen, dein Schicksal ist beweinenswerth, wenn dir sogar bey der höchsten Tyranney, die Möglichkeit der Hoffnung abgeschnitten ist, je deine Fesseln abzuwerfen! Ich selbst würde dieß sagen, wären nicht zugleich im Preußischen auch alle Ursachen einer gerechten Empörung unmöglich gemacht. Diese Entlegenheit und verschiedne Sittenart der Provinzen, dieses große, immer zum Kampf gerüstete Heer, welches jeden Aufruhr unmöglich, wenigstens unwirksam macht, sind nur Fesseln für die unruhigen Schwindelköpfe unsers Jahrhunderts, die ihren Phantasien nur nachhängen, den Pöbel aufzuwiegeln suchen, und übrigens lächelnd ihren Launen Tausende bluten sehn. Diesen Menschen ist im Preußischen ihr ganzer Einfluß benommen; denn zu gerechten Klagen und Unruhen kann es nie in einer so weisen Staatsverfassung, wie die Preußische, kommen. Denn, was empört die Seelen? Was wiegelt Völker auf? Was macht den Menschen verzweifeln, daß er sein Leben willig opfert, alle Bande der Natur und der Ordnung zerreißt und einem wüthenden Tyger gleicht? — Nichts gewisser, als wenn man im Menschen den Menschen nicht ehrt; — wenn Herrscher ihre Pflichten vergessen, und dadurch ihren Unterthanen ein Recht geben, auch ihre Pflichten zu vergessen; wenn kleine Tyrannen wüthen, indeß der König, der Vater des Volks, auf seinem Thron schlummert. O! wie göttlich wahr sagt Friedrich der Einzige von solchen Fürsten, in einer Ode an den Herzog von Braunschweig:

Wie könnt' ich auch mein Lied — weyhn dieser Last der Welt?
Phantome nur, sich selbst zur Schmach, mit Macht bestellt,
Entschlummert auf dem Thron!
Wie dieser Seelen Stolz, erschlafft in Weichlichkeit,
Noch künstlich schmeicheln? Nein! Fluch ihrer Grausamkeit!
Verachtung sey ihr Lohn! —

Ja, ewige, unvergeßliche Verachtung! Gebrandmarkt müssen solche Fürsten, von Jahrhundert zu Jahrhundert der Nachwelt ein warnendes Beyspiel, vorgestellt werden, und ihnen noch der späteste Enkel im Grabe fluchen! — Glücklich, dreymahl glücklich sind wir Preußen, die dieses nie zu befürchten haben. Der Thron Friedrich Wilhelms steht jedem offen; Gerechtigkeit ist die kostbarste Perl in seiner Krone, und wollt' auch ja ein Verwegner sich erkühnen, den Zugang zu ihm zu vertreten, nur allzubald würd' er seinen Versuch bereuen!

Der Preußische Unterthan kennt seine Gesetze, und weiß, daß sie auch sein König ehrt. Dieser unterwirft sich ihrem Richterspruch so gut, wie der gemeinste Bürger; er ehrt ihre Heiligkeit selbst, wenn andre sie ehren sollen. Der Preußische Unterthan weiß, daß sein König Gerechtigkeit will, daß Boßheit und ungerechter Eigennutz so gut am Minister, wie am ärmsten Bürger, bestraft wird. Er sieht daher im Verbrecher nicht auf die Person, scheut nicht seine Gewalt, — der Thron seines Königs beut ihm ein freyes Asyl. Und diese Freyheit, diese edle Kühnheit im Preußischen Staat wird vorzüglich dadurch erhalten, daß die militärische Gewalt von der bürgerlichen getrennt ist, und überhaupt jeder Stand für sich besteht. Durch dieses Mittel ist einer des andern Wächter; der jüngste Krieger fürchtet nicht den Zorn des ersten Ministers, und der geringste im Civilstande nicht den des ältesten Generals. Hätte sich daher ein verkappter Bösewicht, wie es in großen Staaten zuweilen möglich ist, bis zu einer so hohen Würde empor geschwungen: so muß er immer fürchten entdeckt zu werden, und er kann nur sehr insgeheim, nie aber öffentlich, treulos handeln. In einem Staate hingegen, wo in einem Einzigen alle ausübende Gewalt vereint ist, hält allgemeine Furcht die Stimme der Wahrheit zurück. Keine kühne Hand wagt dem Heuchler den Schleyer vom Auge zu reißen; und da ist es dann, wo durch solches Chamäleon der beste Fürst hintergangen, wo sein Volk bedrückt, gemißhandelt und zur Rebellion gezwungen wird. Noch nie kam in Preußischen Staaten der Fall vor, daß

ein Großer des Reichs, öffentlich als treuloser Bösewicht bekannt, dem Auge seines Königs entging; eine Zeitlang vielleicht wußte er sich zu verbergen, doch gewiß bald ward er entlarvt. Die Preußischen Unterthanen haben durch die lange, ununterbrochene Reihe vortreflicher Fürsten einen zu richtigen Begriff von Gerechtigkeit, ein zu hohes Gefühl eignen Werthes erhalten, als daß es so leicht einem Einzigen einfallen könnte, durch niedre Schleichwege Ungerechtigkeiten zu erlangen. Groß und edel ist dieser Charakter, und es muß, bey Gott! das erste Augenmerk unsrer Könige bleiben, uns in dieser großen Stimmung zu erhalten. Eine Nation, die nicht erröthet, Ungerechtigkeiten zu erschmeicheln, scheut auch nicht größere Verbrechen, und verlacht die Heiligkeit ihres Fürsten und ihrer Gesetze. Kleinen Tyrannen sind im Preußischen die Hände gefesselt, und was so leicht in kriegerischen Staaten, wie der Preußische, möglich wäre, selbst alle militairische Erpressungen sind ohne die größte Gefahr hier nicht zu wagen. Die Gesetze sind zu genau bestimmt, die den Einländer entweder vom Kriegsdienste freysprechen, oder zum Soldaten in seiner Wiege schon einschreiben; zu allgemein bekannt, als daß Ungerechtigkeiten ohne öffentlich bemerkt zu werden, vorgehen könnten. Nicht allein dem Chef des Regiments überlassen, findet der Unterthan in dem, jedem Kreise vorgesetzten Landrath, eine sichere Schutzwehr vor Bestechung; und es müßten schon viele Männer betriegerisch handeln, einen Einzigen zu unterdrücken. Bey dem Krieger aber, der zu streng an Gehorsam durch lange Dienstzeit gewöhnt ist, gibt dieses mühsame Ersteigen zu höhern Posten, da im Preußischen Kriegsdienst nicht Geburt, sondern Dienstzeit gilt, dem Gesetz ein dreyfaches Gewicht, und der Höhere muß immer im Niedern seinen Richter ahnden. In einem Staat, wo Willkür den Unterthan zum Kriegsdienst fortführt, wo die Gesetze des ältern Officiers dem jüngern ein Geheimniß bleiben, wo jeder Kompagniechef für sich Einländer anwirbt, und Verschlagenheit Statt Ordnung gilt, und keiner nöthig hat, dem andern Rechenschaft zu geben: — ist es in solchem Staat ein Wunder, wenn von Ungerechtigkeiten gemartert, der Bürger, der Landmann verzweifelt, und die heiligen Rechte der Menschheit mit Gewalt einsetzen will? — Wenn sich nun gar noch zu diesen Qualen, Mangel und Armuth gatten: muß da nicht das treuste Volk endlich Aufruhr schreyen? — Und auch gegen dieses Uebel ist der Preußische Staat geschützt. Hier bedecken nicht Bettler die Landstraßen, keine Hungersnoth preßt Thränen besorgten Eltern aus; keine Triften von Wild verwüsten die Felder des Landmannes; frohe Mäßigkeit bewohnt die Hütten der Dörfer, wie die Palläste der Großen. Nicht stolzer Ueberfluß, doch auch nicht verzweifelnde Armuth wird man im Preußischen finden; weise Ordnung macht hier glückliche Bürger. Man wartet hier nicht erst auf den Ausbruch des Mangels; angefüllte Magazine, gleiche Auflagen in Krieg und Frieden, Vaterliebe des Fürsten: dieß sind die Wächter der Preußischen Glückseligkeit. Der Unterthan kann sich hier einen Lebensplan ordnen, der so leicht keiner Veränderung unterworfen ist. Durch nichts wird seine häusliche Ruhe gestört; in keinem Lande hört man weniger von Räubern, Einbrechen, Diebstählen als im Preußischen; in keinem Lande, ich nehme England aus, durchglüht erhabnerer Patriotismus jedes Herz mit so reinem Feuer; jeder Preuße fühlt seinen Werth, und ist stolz auf seiner Könige Größe! Thränen des Unmuths würde ich weinen, Thränen des Neides, müßte ich Friedrich den Einzigen, den größten der Könige bewundern, ihn anbeten — ohne es sagen zu dürfen, er war auch mein König! — glückliches Volk! glücklicher König dieses Volks, mit Ehrfurcht muß Europa auf dich sehn! Nicht des Zufalls Genuß, nicht ungeheure Provinzen, nicht unerschöpfliche Hülfsquellen, nicht die Schlangenkünste der Politik machten dich groß. Du stiegst durch deine eigne Kraft! In dir selbst liegt deine Stärke, mit dir selbst nur geht sie unter! Weisheit ist die Waffe, mit der du Könige schlugst, Länder erobertest und Europa Gesetze gabst! Weisheit und Ordnung ist der Talismann, mit dem du glückliche Menschen schufst — O! erhalte dir ihn ewig! Laß um dich her Empörungen anschwellen, Throne zertrümmern, Könige fallen. — Du stehst vest gegen die Wuth deines Jahrhunderts. In dir selbst liegt die Unmöglichkeit deines Falles, — auf deinem Boden kann Galliens Frucht nicht reifen! Glückliches Volk! Dich beherrscht ein menschenfreundlicher König; dich lehren redliche Weisen, dich nährt betriebsamer Kunstfleiß! Du stehst vest gegen die Wuth deines Jahrhunderts; auf dich blickt mit Ehrfurcht Europa!

Franz von Kleist.

Fürstenfreuden.[145]

Ein König seyn, — vernahm ich Weise sagen, —
Ist nicht der Wunsch, der unsre Ruhe stört!
Er muß sich stets mit schweren Sorgen tragen;
Von Schmeichlern wird sein beßres Selbst bethört;
Ihm naht kein Freund, der ihn die Wahrheit lehrt;
Und Amor selbst lenkt seinen Rosenwagen
Vom Throne weg, weil hier, im Glanz der Pracht,
Statt edler Liebe nur erkaufte Wollust lacht.

Ja, Diogen, wenn du in deiner Tonne
Des Helden lachst, der Fürstengunst dir beut;
Wenn dich ein Stral der warmen Frühlingssonne
Mehr als der Stolz geborgter Macht erfreut:
So hast du Recht! Der Freyheit süße Wonne
Ersetzt kein Glanz in Unterwürfigkeit!
Ein Sklav ist arm, trägt er auch goldne Fesseln,
Und schläft im seidnen Bett doch immer nur auf Nesseln.

Der Griffel seyn, mit dem des Künstlers Hand
Wagt ein Idol der Götterwelt zu bilden,
Entehrt den Geist, der eigne Form erfand,
Die Schönheit sah, als sie, dem Meer entwandt,
Von Grazien bedeckt mit Rosenschilden,
Die Phantasie zu blühenden Gefilden,
Zum Silberbach in ihre Arme rief,
Wo Amor ungewiegt am Mutterbusen schlief.

Der Weise so! Im Schatten düstrer Myrthen
Träumt Er sich lieber Fürst, — und sieht — wenn er erwacht —
Sich frey, im Kreis zufriedner Schweitzerhirten,
Wo Freud' und Scherz mit Milch und Brod bewirthen,
Als daß er stolz, vom bleichen Neid bewacht,
Am Tage Last und keine Ruh bey Nacht,
Um einen Thron verlornen Goldstaub sammelt,
Im Busen Schlangen nährt, und Schmeicheleyen stammelt.

Doch sollte drum der Fürsten stetes Loos
Nur Sorge seyn? — des Lebens schöne Freuden,
Auf immer sie des Thrones wegen meiden? —
Zufriedenheit, du schliefest nie im Schoos
Der höchsten Macht; auch dann nicht, wann bescheiden
Sie äußern Glanz verbirgt, durch eigne Tugend groß? —
Getäuschter Stolz ließ diesen Wahn erdenken!
Nur Weisheit, nicht der Stand kann Menschen Freude schenken.

---

[145] Deutsche Monatsschrift 1791. 1. Bd., S. 313 - 319

Zwar beut ihm nie, vom Balsamduft umhaucht,
Cytherea der Liebe Nektarbecher;
Ihr Rosenmund im Lethe eingetaucht,
Küßt nicht zum Gott, sie küßt ihn zum Verbrecher;
Auch flieht, wenn er im Kummer Trost gebraucht,
Die Freundschaft ihn, er findet schlaue Sprecher,
Doch keinen Freund, der jedes Schicksal theilt,
Durch einen warmen Kuß des Herzens Wunden heilt.

Nach Mitgefühl — darf nie ein Fürst sich sehnen,
Die Sterblichkeit hat auf dem Thron nicht Raum!
Sein Leben sey ein hoher Göttertraum, —
Vergessen ihm die Wollust süßer Thränen,
Vergessen, was in frühen Jugendscenen
Sein Herz gefühlt; zum lichten Sternensaum
Erhebe sich sein Geist; — hier les' er Königsnamen
Und lern' von Friederich, den Göttern nachzuahmen.

Ja! Königssohn! Dir reifen goldne Trauben,
Erfüllest du einst jede Fürstenpflicht,
Der Erde Glück kann schneller Zufall rauben,
Wir können heut uns noch ein Krösus glauben
Wenn morgen schon im grausenden Gericht
Der strenge Tod uns unser Urtheil spricht:
Doch das Bewußtseyn gut, gerecht und brav zu handeln,
Die Freude — kann das Grab auch nicht in Staub verwandeln!

Und o! wem beut des Tages strenger Fleiß,
Das Hochgefühl, genug gethan zu haben,
So süßen Lohn, als dem Monarchen, der es weiß,
Daß tausend sich an seiner Milde laben?
Daß Menschen Ihm der Herrschaft Zepter gaben,
Ihr Trost zu seyn; auf besten Machtgeheiß
Die bleiche Noth von ihrem Lager schwinde,
Bey dem die Unschuld Schutz, das Laster Rache finde?

Ein Fürstenherz muß nie nach eitlem Ruhm,
Nie nach dem Glanz des Erdenlebens ringen;
Staub macht die Zeit aus allen Wunderdingen!
Zertrümmert liegt Roms Kapitolium, —
Von Glut verzehrt Diana's Heiligthum; —
Und könnte nicht Homer so göttlich singen, —
Man wüßte nichts von Troja's großem Brand,
Nicht daß Achilleus dort den Hektor überwand! —

Der Menschheit Wohl alliebend zu umfassen,
Ist wahrer Ruhm, der gute Fürsten krönt!
Ein Dionys mag Menschenfleiß verprassen,
Domitian aus Wollust Brüder hassen:
Fluch ist ihr Loos! — Dem meine Harfe tönt,
Der hat das Recht der Menschheit nie verhöhnt;
Dem ist ein Sieg, schwer über sich errungen,
Mehr werth, als wenn sein Schwert Istambolls Reich erzwungen. —

Was ist dein Ruhm, der Thränen uns erpreßt?
Den wir mit Blut, mit Brüderblut erkaufen? —
Gigantenrausch, Phantomen nachzulaufen,
Dem Irrlicht, das in Sümpfen uns verläßt;
Ein Zauberbild, für blinde Völkerhaufen! —
Der Adler, der von seinem hohen Nest
Die Fluren übersieht, lacht, wenn mit wilden Sprüngen
Zwey Haselhüner um ein Weizenkörnchen ringen.

Viel süßer ist's, als Fürst ein Menschenfreund,
Vom Thron herab dem Kummer nachzuschleichen,
Durch Hülfe Trost dem Leidenden zu reichen,
Und wenn, vom Stolz bedrückt, die Unschuld weint,
Gerecht zu seyn, auch wenn es grausam scheint.
Die Tugend darf nie dem Verhältniß weichen,
Gerechtigkeit nie durch den Schleyer sehn,
Und reiche Bosheit nie sich ungestraft vergehn.

Volksliebe heißt dir schimmernde Juwele,
Die Kronen reich, Monarchen glücklich macht;
Sie schützt kein Heer, — gewinnet keine Schlacht, —
Sie glänzet nur bey einer edlen Seele,
Bey Königen, die, wie die Mark - Aurele,
Die, wie die Friederichs, gehandelt und gedacht!
Wer sie verliert, und herrscht' er über Sonnen,
Der hat den Purpur zwar, doch nicht den Thron gewonnen!

Monarchenglück, dem diese fehlt, ist Tand:
Doch wer sie hat, der schläft auf Rosenküssen,
Auch unbewacht wird Er sich sicher wissen,
Ihm drohet nicht Rebellenwiderstand.
Er wird den Trost der Freundschaft nie vermissen,
Sich sehnen nach der Liebe Freudenland,
Sein größer Herz, — es schlägt für Millionen,
Die unter seinem Schutz als frohe Menschen wohnen!

Sie nahen sich, — o süßer Augenblick,
Das Vorgefühl des Himmels zu genießen! —
Ein ganzes Volk liegt hier zu seinen Füßen,
Nennt Vater Ihn, — dankt freudig dem Geschick
Für ihn, der auf dem Thron nur Menschenglück
Mit weiser Huld gepflanzt; — und heiße Thränen fließen
Zu seinem Ruhm, die Ihn zum Gott erhöhn,
Und ohne Heuchlerkunst für Ihn um Leben flehn.

O Seligkeit! wenn so, von Lust durchwallt,
Sein Geist im Traum nach Eden übergleitet,
Die Phantasie auf Ideale deutet,
Olympischer, verherrlichter Gestalt;
Und nun die Kunst mit zaubernder Gewalt
Für seinen Traum ihr Feenreich bereitet;
Harmonisch mit der göttlichen Natur,
Durch ihre Zauberkraft ihn zu beglücken schwur;

Die Malerey, in seelenvollen Zügen,
Mit Reynold's Hand die junge Liebe mahlt,
Wo Geist im Blick, im Lächeln Wollust strahlt;
Kalliope, in Ahndung Ihn zu wiegen,
Um Herz und Ohr auf einmal zu vergnügen,
In Wielands Lied mit Ruhm die Tugend zahlt,
Von Schweitzers Melodie so himmlisch schön umrauschet,
Daß selbst Apoll entzückt den süßen Tönen lauschet;

Und so, berauscht von göttlichen Gefühlen,
Nach Einsamkeit zur stillen Grotte gehn,
Wo Weste sanft mit Blumendüften spielen;
Hier die Vergangenheit im Dunkel zu erspähn,
Der Väter Bild im Lorberkranz zu sehn,
Mit dem Entschluß, wie sie, nach Ruhm zu zielen,
Daß ihn, wenn sich der Geist vom Leib getrennt,
Der späte Enkel noch mit hoher Ehrfurcht nennt!

Mit dem Gefühl in heilger Stille sitzen, —
Voll innrer Ruh und Selbstzufriedenheit
Zu denken, daß dort auf der Berge Spitzen
Man freudig Ihm dankbare Thränen weiht,
Und daß ein ganzes Volk, Ihm Einzigen zu nützen,
Nicht Mühe, nicht Gefahr, nicht Leben scheut; —
Bey Gott! wer hier nicht fühlt, die Wonne guter Fürsten,
Der wird, wie Tantalus, nach Freuden ewig dürsten!

Franz von Kleist.

Auf Mirabeau's Tod.[146]

Der Mann ist groß, deß Herz für Freyheit schlägt,
Gefühle kennt, vor denen Sclaven zittern;
Der Eiche gleich, die fest und unbewegt
Dem Sturme trotzt, — er kann sie nicht zersplittern, —
So steht Er da, für seine Welt im Streit,
Allmächtig da Tyrannen aufzufodern;
Sieht hinter sich Jahrhunderte vermodern,
Und zittert nicht — denkt dich, Unsterblichkeit,
Und stürzt dem Tod beflügelt in die Arme,
Und flucht, — noch sterbend groß, — dem feigen Sclaven-
schwarme!

So war der Mann, um welchen Frankreich klagt,
Um den verwais't jetzt Millionen trauern —
Der Mann, der Thaten zu vollbringen wagt,
Die schon, kaum denkt Er sie, mit Furcht den Sclav durchschauern,
Der nie gefühlt, was Menschenwürde sey,
Der, stets gewohnt mit Fesseln sich zu schmücken,
Sie lächelnd küßt, auch wenn sie Wunden drücken.
Triumph! sie stirbt, die stolze Tyranney!
Ich seh, geschmückt mit ewgen Siegerkränzen,
O Mirabeau, Dein Bild auf ihren Trümmern glänzen.

Zwar starbst du noch zu früh, noch war sie nicht
Die Sonne ganz dem Nachtgewölk entstiegen,
Die Menschheit stand mit weinendem Gesicht
Noch harrend da, — sah Sclaven Dich besiegen,
Und jubelte im ahndenden Gefühl
Der Zukunft zu, wo unter Palmenzweigen,
Dir Freyheit blüht und die Despoten schweigen; —
Die Erde sah begeistert Dich am Ziel! —
Du nur allein sahst lauschende Gefahren,
Und sannst, Dein Götterkind nur ihnen zu bewahren.

Vor Deinem Geist stand die Vergangenheit,
Erleuchtet da, Dein Volk in ihr zu spiegeln;
Du sahst, bewaffnet lief die Zügellosigkeit
Umher, die Wuth des Pöbels zu beflügeln,
Sie hauchte Gift und stieß mit wilder Hand
Den scharfen Dolch in ihres Freundes Seite!
Zum Bürgerkrieg, zum blutgen Bruderstreite
Rief sie das Volk — und für Dein Vaterland,
Ach! bebten wir — Da schufst mit weiser Strenge
Gesetz und Ordnung Du, und bändigtest die Menge.

---

[146] Deutsche Monatsschrift. 1791. 2.Bd., S. 3 - 6

Beredsamkeit, von Göttern Dir verliehn,
Riß Geister hin und fesselte die Herzen,
Man sah den Sturm sanft vor Dir über ziehn,
Und kein Gewölk sich mehr um deinen Scheitel schwärzen.
Wo Zweifel war, gab Deine Weisheit Rath,
In Dir umarmte sich das kommende Jahrhundert
Mit dem, was jetzt am Grabe Dich bewundert;
Dein Geist erschuf sich einen neuen Staat,
Den schönsten, den sich Götter denken können,
Den Staat, wo friedlich froh, sich Menschen Brüder nennen.

So wie im Frühling erst ein Gärtner die Natur
Noch in der Blüthe steht, und blumenleer die Beete,
So sahest du den Staat in seiner Kindheit nur,
Die Freyheit noch in ihrer Morgenröthe.
Doch nicht umsonst hast du nach langem Traum
Dein edles Volk zur Männerkraft entbothen;
Jetzt sind sie stark, und lachen der Despoten,
Die schwelgerisch, gestreckt auf weichem Pflaum
Dann meinen, gut die Völker zu regieren,
Wenn Weiber sie zum Thron, zum Himmel Pfaffen führen.

Wohl Dir! Du bist zu rechter Zeit gestorben,
Dein Tod entflammt den der noch einsam schlief —
Du hast den Ruhm, den schönen Ruhm erworben,
Daß aus dem Staub Dein Wort die Freyheit rief;
Mehr brauchst Du nicht! Du starbst als Menschenfreund!
Wohl Dir! Wohl Dir! der Ehrgeitz schafft Tyrannen!
Du starbst ein großer Mensch, — Jahrhunderte verrannen
Man sah es nicht— von einer Welt beweint,
Wo gern der Neid des andern Palm' entblättert,
Dich aber Mirabeau, Dich staunend nur vergöttert!

Franz von Kleist.

Stoinef und Geidippa.[147]

Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert.

Fragment

Graf Gero verwaltete die Regierung für Otto den Ersten, im Lande der Häveller; er war des Kaisers Liebling und konnte Schandthaten ausüben, ohne Strafe zu fürchten. Ihn traf der Haß aller Wilzen; dreyßig ihrer vornehmsten Knesen*[148] ließ er beym freudigen Mahl auf heimtückische Weise umbringen; ihren Krose*[149] Tugumir lockte er mit Gold zum Verrath seines Landes, eroberte durch Tugumir's Bubenstück die veste Stadt Brannibor,*[150] und erschlug darin den tapfern Dragoido, einen Neffen des schändlichen Königs, der den Oberbefehl in der Stadt führte. Nakko und Stoinef, Dragoido's Söhne, zwey edelmüthige Prinzen, entkamen dem Wütherich; aber ihnen zur Schmach raubte Gero die schöne Geidippa, Stoinefs Verlobte, und hielt sie in Stransee, einer Stadt im Lande der Häveller, gefangen. Dieß war aber auch seine letzte Schandthat. Geidippa war schön wie die Blume in den Stralen der Frühlingssonne, und ihre Worte klangen so hold, daß sie die Seelen bezauberten; standhaft war sie in der Liebe, und treu den Sitten ihrer Väter. Schon seit zwey Monden hatte Geidippa im Kerker geschmachtet, und täglich quälte Graf Gero sie mit heuchlerischen Liebkosungen, und verrätherischen Bothschaften von ihrem Buhlen. Schwere Pein duldete sie an Leib und Seele, und selten begrüßte sie in der Nacht der freundliche Schlaf, und wenn sie schlummerte, schreckten sie fürchterliche Träume. Einst war sie auch von großer Ermattung, schon da es tagte, entschlummert, als Graf Gero, von seinem Vetter Friedrich von Wolfsburg, einem achtzehnjährigen edlen Ritter begleitet, in den Kerker trat. Das Tageslicht fiel nur schwach durch das dichte Fenstergitter auf die schlummernde Geidippa; ihr schönes Haupt war an einen Stein gelehnt, und die goldnen Locken hingen auf den Alabasterbusen herab, der entblößt war, weil sich im Schlaf das leichte Gewand zurückgeschlagen hatte. Friedrich erblickte sie kaum, so rief er voll Entzücken: bey meinem Schwert, eine schönere Dirne sah ich noch nie! — Durch diesen Ausruf erwachte Geidippa; beschämt erblickt sie den entblößten Busen, sanfte Röthe überströmt die bleiche Wange, sie schlägt ihr weißes Gewand vester um sich, und senkt den schamhaften Blick nieder. Graf Gero nährte aber unkeusche Minne für sie, und dieser wonnige Blick hatte die alten Flammen neu angefacht.

Schöne Jungfrau, sprach er, wollt ihr dennoch immer hier schmachten? wollt ihr noch nicht Gehör geben meiner zärtlichen Minne?

Geidippa. Ich liebe nur Einen; und wenn du mich noch sehr quälest, hartherziger Mann, so muß ich dich verachten, als den Mörder unsrer Väter.

Gr. Gero. O dieser Sprache bin ich schon gewohnt worden; man weiß ja doch, daß euch Dirnen ein Deutscher Rittersmann nicht unlieb ist, ihr wollt euch nur theuer verkaufen.

Geidippa. So denke von deinen Buhldirnen; unsre Götter gebieten uns keusch und züchtig zu leben.

Gr. Gero. Eure Götter? ha! ha! diese Unholde wollen wir schon ausrotten, ihre Altäre umstürzen, und den Opferwein selbst zechen.

Geidippa. Spotte du nicht unsrer Götter, sie haben Macht genug, dein stolzes Herz zu durchbohren, und Stoinef wird aus deinem Schädel noch trinken beym Siegesmahl.

Gr. Gero. Dirne! ich habe deine widerspenstige Rede lange geduldet; mach nicht, daß mir der Sinn kraus

---

[147] Deutsche Monatsschrift. 1791, 1. Bd., S. 121 - 146, 361 - 372. Die letzte Seite endet mit dem Hinweis „Die Fortsetzung künftig“. Der Druck dieser Fortsetzung ist aber nicht feststellbar. Auch Anke Tanzer führt nur die beiden Teile auf, S. 335.

[148]* Knesen, wie auch Supans, waren die Vorsteher eines Gau's, oder Gebiets, eine Art Grafen oder Fürsten geringern Ranges.

[149]* Krole, bey den Wenden, so viel als König.

[150]* Brannibor, der Name des jetzigen Brandenburg.

wird, es möchte nicht gut gehen. Ich minne nicht lange ohne Sold, und dein Morgenrothsgesicht wird dich nicht schützen vor meinem Zorn, wenn er erwacht. Komm, schöne Heidinn, laß dich küssen!

Geidippa. Zurück, du harter Christ! Eh möge Flins*[151] mich gleich tödten, eh du meine Lippe berührst, und meinen keuschen Nacken umfassest.

Gr. Gero. Du hast gut reden, Närrlein! Flins wird dich nicht tödten. Er nimmt ein schönes Mädel so gern als ein Deutscher Rittersmann. Laß die Narrentheidungen! Wenn du mit mir Minne pflegst, so sollst du auch frey seyn, und auf damastnen Kissen sitzen, die besten Speisen haben und den leckersten Wein kosten.

Geidippa. Mich lockst du nicht durch solche Gaben; Stoinef wohnt in meinem Herzen, und so lange Svantevit*[152] mein Auge erleuchtet, werd' ich ihn lieben.

Gr. Gero. Dem Treulosen zu Lieb willst du hier im Kerker schmachten, und meine Minne abweisen? — Der ist ein Christ worden, und liebt jetzt eine Christentochter, schöner und herrlicher als du bist. (Geidippa antwortete nicht, sondern weinte; — da kehrte sich Friedrichs Herz im Leibe um.)

Friedrich. Hört, Oehm, das ziemt einen Rittersmann nicht, ein unschuldiges Frauensbild zu quälen, da ihr sie schützen solltet, wenn's auch eine Heidinn ist.

Gr. Gero. Neffe! sprecht, wenn ihr gefragt werdet.

Friedrich. Damit ist's nicht abgethan! Ich bin so gut aus altem turnierrechten Geschlecht als ihr, und dulde keine falsche Red' von einem Ritter.

Gr. Gero. Unbärtiger Vorlaut! Soll dich mein Schwert lehren Achtung haben für Graf Gero, des Kaisers Günstling, deinen Oehm!

Friedrich. Und wenn ihr der Sohn des Kaisers wäret! So lange Friedrich von Wolfsburg das Tageslicht sieht, sollt ihr dieser lieblichen Jungfrau nicht wehe thun.

Gr. Gero. Ah ha! Bürschlein, liegt da der Hund im Pfeffer, — hat ihr Veilchenauge dir auch den Kopf verrückt — wart! ich will ihn dir schon wieder zurecht setzen. Kommt, Neffe! und morgen, Dirne, sollst du dich zum Ziel legen, oder ich will kein Schwert wieder antasten und allen Mannen zur Kurzweil dienen.

Und er riß gar unsänftiglich den edelmüthigen Friedrich fort; dieser warf den schmachtenden Blick noch einmal auf Geidippa, und die Thürpfosten des Gefängnisses klirrten hinter ihm zusammen.

Da saß nun wieder einsam die holdselige Jungfrau, in Thränen schwamm ihr zärtliches Auge, bange Sorge hob schneller den Busen, — und doch war ihr die Einsamkeit werther als Gero's lästige Gesellschaft. Nun durfte sie wenigstens ungestört ihrem Gram nachhängen; schweigend dankte sie mit Inbrunst dem edelmüthigen Friedrich, weinte und sank wieder in tiefe Schwermuth. Grause Bilder der Einbildungskraft suchten sie den Tag über heim! Die Rosen der Hofnung blühten ihr nicht mehr. Bald sah sie ihren zärtlichen Buhlen im Arm einer Christinn; — bald erschlagen von Feinden; — doch dann tröstete sie Flins, der Gott des Todes, der auch die Gestorbenen wieder erweckt, und die Erschlagenen einführt in Walhalla,*[153] Othe's*[154] Pallast, zu munden den köstlichen Meth*[155] aus den Schädeln der Feinde. Aber bald ergriff sie zärtliche Liebe wieder, sie sah den treuen Stoinef, hörte ihn jammern um seine getrennte Geidippa, — sah morgen den zürnenden Graf Gero, — und dann weinte sie bitterlich.

---

[151]* Flins, der Gott des Todes; sein Geschäft war aber auch die erschlagenen Krieger aufzuwecken, und in den Himmel der Wenden, des Kriegsgottes Pallast, einzuführen.

[152]* Svantevit, der Gott des Lichts.

[153]* Walhalla siehe folgende Anmerkung

[154]* Othe, ersteres (Walhalla) ist der himmlische Wohnsitz des letztern (Othe), des Kriegsgottes der Wenden, er heißt auch Wodan, und ist derselbe Gott, den die Deutschen unter dem Namen Odin verehrten.

[155]* Meth, ist ein Getränk der Wenden, welches nach der Sage, Othe mit seinen Helden, in Walhalla aus den Schädeln der Feinde trinkt.

So ging ihr der Tag vorüber, und die freundliche Nacht mit holden Träumen, die Trösterinn des Jammers, nahte nun endlich. Düster war um sie her der Kerker, und von den nassen Wänden hallte die einsame Klage der schönen Geidippa zurück. Jetzt war die Zeit, wo die Eule ihren finstern Wohnsitz verläßt, und nach der Sage der Väter der Geist der Erschlagenen in einer lichthellen Wolke über die Haide rauscht und den Wanderer mit kaltem Schauer ergreift; — da rasselte es von den fernsten Bogen des Gewölbes her, mit dumpfem Fußtritt immer näher und näher. Fürchterlich bangte der schwachen Jungfrau, weibliche Furcht pochte schneller im Herzen, sie drückte sich vester an; ihr Gewand zittert vom Beben der Glieder. Das Getöse rauscht vor der Thür des Kerkers vorüber, — leise schöpft Geidippa Athem. — Doch jetzt kehrt es wieder zurück, und ihre Angst wird heftiger. Still steht es jetzt an der Thür — da rasselt's wie Kettengeklirr und Schwertgeräusch, — es kracht durch alle Hallen des Gewölbes. Vornehmlich berührt es jetzt das Schloß der Thür; — tief schaudert's durch alle Pulse Geidippa's. — Krachend springt jetzt die Thür auf, und beym dämmernden Schein einer Leuchte sieht Geidippa eine lange schwarze Gestalt, mit weißem Gürtel umwunden; ein eisgrauer Bart hängt lockig vom Kinn bis auf den Gürtel herab; ein kahles Haupt ragt aus dem schwarzen Gewand hervor, wo die Stirn eine blitzende Binde verhüllt.

„Fürchte dich nicht", so sprach die Gestalt, „mich sendet Bilbog,*[156] der Geber des Guten, der Vater der Menschen. Ich bin Hilgalf der Oberpupe*[157] des Tempels im schauernden Spreewald; mich sendet Bilbog, bete den Gott an." — — Da erkannte Geidippa den Greis, und sprach mit minder zitternder Stimme: „Vater Hilgalf, vergönne mir zu küssen den Saum deines Kleides, dann laß mich beten." Ihr zärtlicher Mund küßte das rauhe Kleid Hilgalfs, sie sank zu Boden, und betete still, wie es Sitte war; dann richtete sie sich auf.

Geidippa. Vater Hilgalf, ich habe gebetet.

Hilgalf. Bilbogs heiliger Odem durchströme dich, schamhafte Jungfrau, Tochter Liubia's, der Vielbetrübten. Lange sah ich sie trauern um die geraubte Tochter, ätzen den Gram Furchen auf ihre Stirn; da unternahm ichs hinzuwandeln zum heiligen Hain Rhetre's,*[158] wo Radegasts*[159] glänzender Tempel auf goldnen Hörnern steht, wo das Jahr geboren wird, der mächtige Gott die eisernen Pforten der Zukunft öffnet, und der opfernde Pupe das Blut der Feinde kostet. Hier hielt ich mein Ohr an den stralenden Flügel Radegasts, und fragte nach dem Schicksal Geidippa's, Stoinefs Verlobten.

„Wandle hin, wo sie schmachtet im Kerker, bringe Trost der Verlobten, befreyen wird sie der Geliebte." So sagte der Gott mir.

Geidippa. Also liebt er mich noch, der schönste Jüngling des Volks? O! Dank dir, Bilbog, Geber des Guten!

Hilgalf. Schamhafte Jungfrau, wer den Göttern danket, dem wird es wohl gehen. Stoinef liebt dich, und läßt dir durch mich seinen freundlichen Gruß entbieten; bald wird Er selbst kommen, dich zu befreyn. Ach! lange schon hab' ich gesucht, die Thür deines Kerkers zu finden, zu kirren die Treue deiner Wächter; endlich führte Bilbog, der Geber des Guten, Hülfe mir zu. Ich saß mißmüthig im Hain bey der Stadt zu Morgen, da kam ein rüstiger Ritter, Friedrich von Wolfsburg, zu mir. Ich ließ mich mit ihm in einen Zweysprach ein, und erkannte bald sein Herz voll Mitleid gegen die schöne Geidippa. Sonder Furcht entdeckt' ich ihm die Absicht meiner Wallfahrt, und fand bey ihm geneigten Willen, mich zu unterstützen mit Rath und That. Viermal kam ich vergebens nach dem Hain, immer konnte er mich nicht einlassen in dein Gefängniß, endlich gelang es ihm, zwey der Reisigen um Gold zu gewinnen. Heut verkündete er mir

---

[156]* Bilbog, der weiße Gott, oder der Gott und der Geber des Guten; ein Freund der Menschen.

[157]* Pupe, so hießen die Priester der Wilzen, woraus vermuthlich das Russische Pope entstanden ist.

[158]* siehe folgende Anmerkung

[159]* Radegast, war aller Slaven Orakel, oder derjenige Gott, von dem sie sich Rath bey verschiedenen Lebensumständen hohlten, und ihn um ihr Schicksal befragten. Dieß thaten alle Wendische Völker einmal des Jahrs, wo sie nach Rhetre, vermuthlich das jetzige Mecklenburgische Stargard, wandelten. Hier stand sein Tempel auf Kuhhörnern gebaut; man brachte ihm Schafe, Rinder, auch Kriegsgefangne und Heidenbekehrer zum Opfer, von denen der Pupe das Blut trank.

die Nachricht, gab mir die Schlüssel zu deinem Gefängniß, und den Rath, mit Ketten behangen die Christen zu schrecken. Sagt zu Geidippa der Holden, so sprach Er, ich wolle derselben zeigen, daß auch in Deutscher Brust Mitleid und Tugend wohnt. Sieh, schamhafte Jungfrau, so kam ich zu dir mit Kettengeklirr, in Gestalt eines der Diener Tschernibogs,*[160] und will von dir Bothschaft bringen, Stoinef deinem Buhlen, bald Führer der Völker.

Da schlug Geidippa das Herz hoch auf vor Freuden; Vater Hilgalf, sprach sie, Oberpupe Bilbogs des Heiligen, opfre für mich am Altare des Gottes, und bringe Stoinef die Bothschaft, daß Er hingehe und opfere der Lämmer schönstes, und eile mich zu retten aus den Klauen eines Verräthers, der mich täglich heimsucht mit schändlicher Minne.

Hilgalf. Ich werde Bothschaft bringen dem Führer der Völker, opfern dem Gott am bekränzten Altar im schaurigen Spreewald. Der Tag dämmert — Svantevit zieht die Binde vom Auge, — gehn muß ich, um nicht in Feindes Schwert zu fallen. Sey getrost, schamhafte Jungfrau, bald kehr' ich wieder, dir Nachricht zu bringen; dulde standhaft indeß, Bilbogs heiliger Odem durchströme dich! —

Da küßte Geidippa den Saum seines Kleides, die Leuchte verlöschte, — der Kerker schloß sich, und einsam saß die Holde und dachte des kommenden Geliebten.

Aber Hilgalf achtete seines Versprechens, und eilte Bothschaft zu bringen an Stoinef von Geidippa, der Goldumlockten. Dieser lebte mit seinem Bruder Nakko seit dem unglücklichen Tag, da Gero durch Tugumir's Verrath Branibor eroberte, von allen Wilzen abgesondert, in einer einsamen Waldhütte an der Spree, und schlich nur erst in der Dämmerung zu Liubia's Wohnung, der Mutter Geidippa's, (ihr Eheherr war schon lange im Kampf gegen die Christen erschlagen;) seitdem aber Gero Geidippen raubte, sah er niemand und sann nur auf Rache. Treulich stand ihm hierin sein Bruder Nakko bey, und alle Wilzen setzten auf dieß edle Paar, mehr durch Edelmuth, Tapferkeit und Geisteskraft Brüder, als durch Blutsverwandschaft, ihre einzige Hofnung. Denn seit dem schändlichen Verrath ihres Krole Tugumir hatte Schrecken die Seelen aller Wilzen ergriffen, und Mißtrauen in Herzen gebracht, wo sonst nur offne Biderkeit wohnte. Mit verbissenem Unmuth litt jeder die Schmach der Knechtschaft, größern Unfall fürchtend, wenn er sich einem entdeckte: und ihre Freyheit, der Väter Stolz, die Freude der Jünglinge, der schönste Traum ihrer Weiber und Dirnen, — ihre lange bewachete Freyheit schien ihrem Untergang nahe; mannhaft erliegen, war jetzt Heldengröße. Ein wildes Volk, ohne Führer im Kampf, konnte nichts unternehmen, wo sie siegreich enden würden; Volksmuth ohne Leiter ist eine Nebelwolke, schrecklich in der Ferne und in der Nähe unschädlich. Die tapfern Wenden wußten dieß, und wagten keinen Aufruhr; alle ihre Wünsche, ihre Blicke, ihre Hofnungen waren auf Nakko und Stoinef, in deren Herzen noch der Muth ihrer Väter lebte, gerichtet. Dieß waren zwey junge Fürsten, die, obgleich Abkömmlinge des schändlichen Tugumir, große Entschlüsse dachten, und werth waren große Entschlüsse auszuführen; und schon lange schmiedeten sie den kühnen Entwurf, ihr Vaterland aus den Klauen der Knechtschaft zu reißen, und durch Thaten der Größe Tugumir's Schande von sich abzuwerfen. Sie schienen von der Natur zu Volksbefreyern bestimmt; alles, was zärtliche Liebe entzückt, kriegerischer Volksgeist bewundert, die Feinde fürchten, war an diesem edlen Brüderpaar verschwendet.

Nakko, der ältere, verband mit einem schlanken Körper Ebenmaß und Riesenstärke; ein langes schwarzes Haar rollte auf die breiten Schultern herab, die hohe Stirn, der stolze Blick gaben ihm ein königliches Ansehn, unerschütterlichen Muth verrieth seine ganze Gestalt. Sein Herz war kalt gegen die sanften Gefühle der Minne, nur Freundschaft fühlte er, — diese aber ewig. Kein mißlungener Entwurf, kein Unfall schlug ihn nieder, sein hochherziger Muth verachtete jede Gefahr, und im Verlust reifte bey ihm schon wieder der Plan zu künftigen Thaten. Gastfreundschaft war ihm heilig nach der Sitte des Volks; gegen Feinde war er aber grausam und in der Schlacht; ein Wolfsfell deckte seine Schultern, ein mächtiges Schwert umgürtete seine Lenden, allen Streitern furchtbar.

Nicht ganz so war Stoinef; er war von schönerer Gestalt, gleich muthig im Kampf, doch stand sein Herz

---

[160]* Tschernibog, der schwarze Gott, oder der Gott des Bösen.

sanftern Eindrücken offen; es kannte die süßen Empfindungen der Liebe; und manchen mondhellen Sommerabend pflegte er der Minne, in den zärtlichen Umhalsungen der Geidippa. Ach! jetzt konnte Stoinef bey ihr nicht mehr die süße Minne kosten, nicht mehr mit ihren goldnen Locken spielen, in ihren blauen Augen sich spiegeln, an ihrem weichen Busen schlummern und beym Erwachen kosen; Gero hatte sie der sorglosen Mutter in der Nacht geraubt, Rache dürstete Stoinef; er wollte die holde Geliebte befreyen, ihn machte Liebe sinnreich und verwegen. Daher war sein Muth nicht wie des Nakko's, veste, kalte Tapferkeit; Liebe schuf ihn in Begeisterung um, — alle seine Kräfte stürmten zusammen, — Wunder versprach der edelmüthige Jüngling. Seine Freundlichkeit, sein Mitleid gegen Dürftige, sein menschenfreundliches Wohlwollen gegen Freund und Feind hatten ihm schon Geidippa's Liebe verschafft, und gewannen ihm auch die Herzen des Volks.

Dieß waren die tapfern Brüder, die Anführer der Häveller; die Hofnung der Völker. Sie lebten, trotz Gero's Forschungen, unentdeckt im schauernden Spreewald. Diesen Namen führt eine hochhalmige Wiese, die immer vom Wasser der Spree geschwängert ist; sie ist eine Tagreise lang und eine halbe breit, und wird von unzähligen Graben, ausgehauen im Schilf, durchkreuzt, auf denen in leichten Kähnen die muthigen Bewohner umherschiffen. Diese Kähne sind schmal und lang, können in der Breite nicht mehr wie einen Mann fassen, aber wohl sechs in der Länge; dennoch verstehn schon unbärtige Buben, große gebundene Rinder schnell darauf fortzuführen. Mehrere Dörfer liegen in diesem Wasserthal zerstreut, doch herbergt hier die Hütte keinen Wildschützen oder einen, der sich vom goldnen Saatkorn nährt. Hier stehn auf Pfählen die lehmernen Hütten, unter ihnen rasselt das Schilf im Wasser, bewohnt von Fischern und Hirten, die hier die feistesten Rinder ziehn. Doch nur selten werden die Rinder ausgetrieben, meist stehn sie in den Ställen, das Gras wird zu Sommerszeit ihnen auf Krippen vorgesteckt, oder im Winter das Heu, und sie werden gestriegelt gleich den Rossen. Verhandelt einer dem andern sein Rind, so bindet man ihm die Füße, legt es auf einen Kahn, und führt es so dem andern zu. Das schönste Fest im Spreewald ist aber im Sommer die Heuernte; hier mähen hunderte halb nackend, im Wasser badend, das hochhalmige Gras und das breite Schilf; führen es dann auf Kähnen zu den trockensten Stellen und lassen es von der Sonne bleichen. Alsdann wird es auf breiten Holzkreuzen zu großen Haufen gesammelt, damit von unten die Nässe nicht schade; und so stehn hier oft Tausende von duftenden Heuthürmen, dem Fremdling ein wunderbarer Anblick. Dem schilfigen Thal gegen Norden liegt, von Wasser umrauscht, ein finsterer Wald; hier steht auf eichenen Pfosten ein Tempel, wo der geweihte Pupe dem weißen Gott Bilbog das Opferthier schlachtet. Da stand auch zur Linken eine einsame Hütte, geräumiger denn all die übrigen Hütten des Thals; hier wohnten die edlen Brüder, Nakko und Stoinef, von keinen Feinden gesucht. Nakko war in Bilbogs Tempel zum Gebet gegangen, und Stoinef saß allein in der Hütte, und dachte an Geidippa, als Hilgalf von seinem Zug heimkam, und in der Brüder Wohnung eintrat, Bothschaft zu bringen von Geidippa. Groß war die Freude Stoinefs, da er Hilgalf sah, denn er wußte um seine Reise nach Stransee; freudig sprang er ihm entgegen: „Seyd mir gegrüßt", rief er, „ehrwürdiger Vater, in unsrer Heimde; setzt euch, und pflegt eures Leibes, und thut euch gütlich, es soll euch sogleich aufgetischt werden; und dann erzählt mir etwas von meiner Geidippa." Und Stoinef eilte heraus, rief etliche seiner Sklaven und Knechte, daß sie auftrügen der Früchte beste, und des köstlichsten Meths, und der fettesten Butter; ein frischgebacknes Brot nahm er selbst in den Schooß und brachte es Hilgalf. Als dieser von Allem gekostet und sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, begann er seine Abenteuer zu erzählen.

Voll Ungeduld war die Seele Stoinefs. Hilgalf beschrieb nun umständlich seine Wanderung nach dem heiligen Hain Rhetre, wo er den Willen des Gottes Radegast vernommen, und wie er darauf sey hingewandelt nach Stransee, wo Graf Gero die schöne Geidippa gefangen hielt. Ich habe sie gesehn, sprach er, im schaurigen Kerker, gesehn die Leiden ihrer Seele! Ihre rosige Wange ist abgefallen und bleich worden; ihres blauen Auges Feuer erloschen, tiefe Schatten umkreisen es jetzt, seit Gero sie mit schändlicher Minne plagt. Ich bebte zusammen, als ich sie sah so schrecklich von Kummer entstellt; furchtsam blickte sie auf mich; doch da sie hörte, wer ich sey, und von wannen ich komme, da belebte sie wieder neues Feuer und ihre Wange wurde zusehends röther.

Stoinef. Haltet ein, heiliger Vater, meine Seele erliegt jetzt im Jammer! Aber Othe, Gott der Schlacht und

des Sieges, du hörst mein Gelübd! Wenn ich Geidippa nicht aus schmählicher Knechtschaft befreye, so möge ein Christ mich ergreifen, mir Hände und Füße binden, zur schändlichsten Sklaverey mich fortführen oder mich erschlagen, und den wilden Thieren zur Speise geben.

Hilgalf. Gerecht ist dein Vorsatz, Jüngling, ihn billigen die Götter; ich habe Radegast's Worte vernommen; „Wandle hin, wo sie schmachtet im Kerker, bringe Trost der Verlobten, befreyen wird sie der Geliebte!"

Stoinef. Ja! das werd' ich! werde sie rächen und die Führer unsrer Völker werden mit mir gemeine Sache machen, zu stürzen den frechen Gero. Ach! Geidippa, warum muß ich von dir fern seyn, du schönste der Töchter Branibors, warum darf mich nicht mehr dein seidnes Lächeln ergötzen, dein balsamtscher Kuß erquicken? Warum muß ich leben und von dir getrennt seyn?

Hilgalf. Klage nicht, Stoinef, die Götter können alle Leiden vergüten.

Stoinef. Wohl hast du Recht, und es steht einem Krieger das Klagen nicht an, aber kann er den Schmerz fesseln, wenn man ihm die Kraft zu Thaten raubt?

Hilgalf. Sey wacker und vest, und laß dich nicht irren von weichlichen Gedanken! versammelt die Knesen zum Rath, bringt ein tüchtiges Heer zusammen, das ist's, worauf ihr jetzt denken müßt. Ich will beywohnen der Versammlung der Knesen, ihren Muth anfeuern, und dann hingehn zu Geidippa, und ihr Nachricht bringen.

Stoinef. Ehrwürdiger Vater, — würdet ihr mir nicht versagen ein Begehr? —

Hilgalf. Hab' ich Kraft es zu thun, gern, wenn es dem Willen der Götter nicht widerspricht.

Stoinef. Laßt mich Statt eurer nach Geidippa gehn, ihr seyd ein alter Mann, ihr könntet Schaden leiden; stärker und kühner bin ich, und möchte so gern die theure Verlobte wieder sehen.

Hilgalf. Lieber Sohn, einem Krieger steht da kein Weg offen.

Stoinef. Darum gebt mir eure Kleidung, ich werde sie nicht entehren, mit ihr will ich mich in den Kerker schleichen, dann wird mich keiner anhalten.

Hilgalf. (nach einem tiefen Schweigen.) Es sey, weil du es willst.

Stoinef. Dank, Vater Hilgalf! Dank! Laß mich weinen die heiligste Thräne der Hofnung auf deine Hand; — laß mich dir, — laß mich den Göttern danken.

Hilgalf. Merk' aber jetzt auf das, was ich dir sage. Der Stadt gegen Abend liegt ein Wäldchen, nach diesem wandle hin: dort wirst du zur Zeit, wenn die Sonne sich neigt, einen Rittersmann finden, mit Namen Friedrich von Wolfsburg; — dem sage, du seyst Hilgalf, und er wird dich einlassen zum Kerker.

Stoinef. Treulich werd' ich folgen deiner Weisung, ehrwürdiger Vater! Ach! möcht' ich sie doch erst gesehn haben, die Freude meiner Gedanken.

Indem trat Nakko, der Tapfere, zur Thür herein; er kam vom Gebet, und ahndete nicht, Hilgalf hier zu finden.

Nakko. Willkommen, Vater Hilgalf, willkommen! Wie ist's gegangen unter den Christen, und was habt ihr für Nachricht gebracht von meines Bruders Buhlschaft? —

Hilgalf. Sey mir gegrüßt, Nakko, Schild der Tapfern; ich bringe schlechte Bothschaft von Geidippa, und fordere dich auf, Rache zu üben mit deinem Bruder Stoinef und den Knesen des Landes gegen Gero, den übermüthigen Grafen.

Nakko. Dank für die Botschaft Vater; Rache schnaubt' ich schon längst gegen die verräterischen Christen, nach Krieg sehnt sich meine Seele! dieser Arm soll rächen die Schmach unsrer Väter.

Und nun verabredeten sie Drey Zeit und Ort, wo sich die Knesen des Landes zum Kriegesrath gegen Otto, den Kaiser der Christen, versammeln sollten; und es wurden reitende Bothen ausgeschickt nach allen Zeiten des Tages, aufzubieten die streitbaren Knesen, zu kommen nach Nakko's Wohnung, die obersten

Kretschem*[161] der Wilzen.

Erst wenige Tage waren vergangen, als Nakko's Wohnung schon angefüllt war von Knesen und Supans; eine zahlreiche hohe Versammlung, Nakko und Stoinef waren die ersten unter ihnen und führten das Wort; doch waren auch andere Knesen zugegen, hochberühmt an Tapferkeit und Weisheit.

Tungir, Anführer der Uckerer, war ein mächtiger Streiter mit dem Speer; er warf einst im Zweykampf einen Deutschen Rittersmann nieder, und erbeutete eine glänzende Rüstung, diese trug er seitdem; auf seinem Helm war eine Schlange, die ein Ritter durchbohrte. Adalgag und Dragoit; letzterer stammte aus altem königlichen Geschlecht, zwey Knesen von wildem Muth und grausamen Herzen führten die Haufen der Tollenser an. Radgulph gehörte zu keinem Gauen, hatte aber ein Häuflein tüchtiger Streiter von übergebliebenen Sennonen und Friesen gesammelt, die beständig zum Kampf bereit waren. Tigumar war das Haupt der Circipaner. Die, und mehrere Supans kamen, hier mit Nakko und Stoinef Rath zu pflegen, über den Krieg gegen Otto und Gero. Die Jungfrau des Himmels hatte schon ihr rosiges Gezelt aufgeschlagen, als der Heldenzug nach Bilbogs Tempel von Nakko's Wohnsitz zu wandeln begann. Der Zug war also geordnet.

Voran fuhr in einem mit Blumen bestreuten Kahn der Oberpupe des Tempels; die grauen Locken umflocht ein Kranz von frischem Eichenlaub; ein schwarz Gewand bedeckt' ihn, vest lag es oben an, und fiel in weißen Falten auf die Füße herab. Er war derselbe, der Radegasts Worte gehört und Geidippa's Kerker gesehn hatte. Ihm folgten zwey Kähne; in jedem zwey Pupen, angethan mit weißen Gewändern. Dann kam ein Kahn mit dem getiegerten Opferthier; zwölf weiße und zwölf schwarze Stäbe lagen ihm zur Seite. Diesem folgten wieder zwey Kähne, in jedem zwey Pupen, angethan gleich den vier ersten. Dann auf zwey Kähnen Nakko und Stoinef, und so paarweise die übrigen Knesen und Supans; den Beschluß machten wieder vier Pupen. Als sie anlangten beym Tempel Bilbogs, fuhren sie dreymal um ihn herum, dann stiegen sie aus in die Halle des Tempels. Vier Pupen legten den Opferstier auf den Altar, dann wichen sie ehrfurchtsvoll zurück, breiteten ein weißes Tuch aus; und legten darauf die zwölf weißen und zwölf schwarzen Stäbe. Auf die Stufen des Altars kniete jetzt der Operpupe hin; in einen Kreis stellten sich um den Altar die zwölf andern Pupen; hinter diesen standen die Heerführer; alle hielten ihre Rede an sich in heiliger Ehrfurcht. Jetzt stand der Oberpupe auf, ergriff das goldne Messer und ritzte den Leib des Stieres auf, nahm das Herz, die Lunge und die Leber, legte sie auf den Altar, und zündete das heilige Feuer an. Feyerlich beugt' er sich wieder, die Pupen und Krieger drückten ihre Stirn an den Boden und laut betete er:

„Bilbog, Vater der Menschen, Schöpfer der Thiere, des heulenden Wolfs im Walde, des Fisches im Grunde der Wasser, des in die Wolken steigenden Adlers, Geber des Guten, des Wohlgefallens der Greise am muthigen Enkel, der Freude des Helden beym Siege, der Lust beym Kusse der Minne, des Jauchzens beym köstlichen Meth, des Wohlbehagens beym freudigen Mahl, Pfleger der säugenden Knäblein, Hülfe gebährender Weiber, und Lichtumglänzter, ewiger Feind Tschereibogs des Bösen, Sender der wohlthuenden Kobals,*[162] lieblicher Trost der Gefangnen, Stärke der schwachen Alten, Bilbog, sieh mit holdseligem Angesicht das Opfer deiner Söhne und erhöre ihre Bitte!"

Er schwieg, und alle Umstehenden richteten sich auf; aber er selbst stieg von den Stufen des Altars herab und stellte sich unter sie.

Hört, ihr Knesen und Supans, ihr Führer der Völker, so sprach er, was euch verkündet Hilgalf, der Oberpupe Bilbogs, des Gebers des Guten! Ich habe vernommen im heiligen Hain Rethre, die Stimme Radegasts, des Rathgebers der Völker, ihr sollt befreyen aus schmählicher Knechtschaft mit Stoinef ihrem Buhlen, Geidippa, die schamhafte Jungfrau! Sie duldet schwere Pein, muß ihren züchtiglichen Leib Preis geben den

---

[161]* Kretschem, erst nur Schenke, später ein Gerichtshof der Wenden. Von diesem Wort heißen noch die Schenken in Schlesien Kretschem, und der Wirth Kretschmann.

[162]* Kobals, Kobolde, sind dienstfreundliche Stubengeisterchen, an die nicht allein die Wenden, sondern auch noch in unsrer Zeit manche von den klügern Christen glauben.

verrätherischen Christen.*[163] Durch sie rufen euch die Götter unserer Väter auf, das schmähliche Joch der Knechtschaft abzuwerfen, nicht länger zu dulden, daß man verwüste ihre Tempel, umstürze ihre Altäre, zertrümmre ihre heiligen Bilder! Durch Geidippa wollen Euch die Götter zeigen das Schicksal eurer Weiber und Töchter und Mädchen! Auch sie werden bald von Christen fortgeführt werden, und geschändet in finstern Kerkern verschmachten! Erwacht aus eurem Schlafrausch, ihr Führer der Völker, laßt euern alten Muth eure Herzen wieder einnehmen, nicht stecken eure Schwerter in den Scheiden! Noch ruft das Blut eurer Väter um Rache! Dreißig Knesen fielen beym freudigen Mahl durch Verrath Gero's, des schändlichen Christen! Hört, ihr Fürsten der Völker! Eure Väter fordern Rache! Eure Götter fordern Rache! Wer ist so feig, daß er nicht Rache rufe! — —

Und, wie ein Strom, zur Zeit wenn das Eis aufgeht, den vesten Damm brausend durchbricht, so brach hervor die Stimme der Knesen: „Rache! Rache! gegen Gero und Otto, den Kaiser der Christen!“ — Da riß Nakko, der hochherzige Jüngling sein Schwert aus der Scheide, und rief mit mächtiger Stimme: „Krieg und Verderben den Christen! Es ist beschlossen im Rath der Knesen, Krieg und Verderben! — Folgt, Nakko und Stoinef, den Führern der Häveller, wir wollen euch anführen gegen die Heere der Christen, — wir kennen ihre Sitten und Gebräuche, wissen ihre listigen Anschläge und wollen sie zu nichte machen! Nicht eh sollen unsre Häupter ruhig liegen, bis wir gerächt haben den Mord unsrer Väter und die Schmach Geidippa's; bis Gero's Kopf auf einem unsrer Schwerter tanzt! Schwört Nakko und Stoinef Treue, zu folgen unserm Willen, uns nicht zu verlassen im Kampf und Streit!“ — Also sprach Er, da drängten sich zu ihm die Supans und Knesen, und schworen den edelmüthigen Brüdern Treue.

Feyerlich begann aber Hilgalf, der Oberpupe des Tempels: „Knesen und Supans, hört die Stimme des Alters! Hoch freut sich mein Herz, zu vernehmen den Vorsatz eurer Seelen, zu rächen die Schmach eurer Götter, den Mord eurer Väter!— Doch ohne den Beyfall der Götter sind Menschenunternehmungen Thorheit! Laßt uns das heilige Loos ziehn, ob Krieg oder Friede die Götter bestimmen!“ —

Alle willigten darein, und er ging hin, wo die Stäbe lagen, breitete ein schwarzes Tuch darüber, schüttelte sie mächtig untereinander, und winkte dem Pupen zur Rechten, dem ältesten von den zwölfen! „Dich weih ich, sprach er, zum heiligen Geschäft! Die weißen Stäbe deuten den Frieden, den Krieg die schwarzen; welchen du ziehst, entscheidet den Willen der Götter!“ — Jetzt nahm Hilgalf auch eine schwarze Binde, und umwand damit die Augen des Pupen, so daß kein Betrug, oder Parteylichkeit Statt habe.

So vorbereitet nahte der Pupe sich den verhüllten Stäben, die Helden standen mit bangem Erwarten. — Die Pupen beteten still. Jetzt steckte der Pupe die Hand unter die geheiligte Decke, er ergriff einen der Stäbe, zog ihn hervor, — alle blickten auf. —

„Krieg! Krieg!“ strömt es von allen Zungen, hoch schwang Er den schwarzen Stab.

Da sprach Hilgalf, der oberste der Pupen: „Es ist im Rath der Götter beschlossen: es sey Krieg! Othe, der Vater der Helden, der Siegbringer im Schlachtthal, begleit' uns in den grausenden Kampf, daß die blitzenden Schwerter, die mächtigen Speere, die rauschenden Schilde, die gefiederten Pfeile fürchterlich würgen unter den Feinden! Glückbringend ist die Zeit jetzt zum Kampf! Otto liegt im schweren Streit mit den Hunnen, Othe's heiliges Fest ist vollbracht, unsre Jünglinge sind Männer worden! Darum geht heim, ihr Helden, bereitet euch zur Schlacht. — Sieg verkündigt euch Othe!“ —

Er schwieg, und die Helden beschlossen heim zu kehren, und nach weniger Zeit, so bald ihre Scharen versammelt wären, wiederzukehren in die Ebne des Thals. Feyerlich zogen sie jetzt nach Nakko's Wohnung, schmausten und zechten beym fröhlichen Mahl, bis die Nacht auf dem Hügel lag und die Diestel ihr Haupt im Monde schimmernd wiegte; alsdenn kehrten sie alle nach ihrer Heimath zurück.

Aber Stoinef legte Hilgalfs Gewand an, bedeckte sein Haupt mit einer künstlichen Platte, und besetzte sein Kinn mit einem langen Bart, damit er ganz ähnlich sey Hilgalf, dem Oberpupen Bilbogs. Früh am andern Morgen wandelt' er fort, zu sehn die schöne Geidippa, und seine Schritte beflügelte Liebe.

---

[163]* Ein Heide redet.

Mit tiefem Kummer im Herzen saß Geidippa im Kerker, und benetzte die gewelkten Rosen der Wange mit Thränen; denn Gero hatte ihr mit dem Tode gedroht, wenn sie seiner Minne nicht huldigte. Friedrich von Wolfsburg ergrimmte darob in seinem Herzen; doch war er zu schwach, sich mit dem stolzen Gero, seinem Oehm, zu messen. Lange schon entbrannte in seinem Herzen heimliche Minne für Geidippa, doch war er zu edelmüthig, sich ihr zu entdecken, und duldete schweigend die Qualen hofnungsloser Liebe. Immer pflegt' er in einem Hain, in welchem ein See war, bey dem kühler die Lüftchen wehten, den Niedergang der Sonne zu erwarten, und dann klagt er mit zärtlichen Nachtigallen dem Wiederhall die Kümmerniß seiner Liebe. Gero sah den heimlichen Kummer seines Herzens, und ahndete die Ursach; er wußte, daß Friedrich jeden Abend diesen Hain besuchte, und schickte ihm Kundschafter nach. Ihm gefolgt waren sie auch heut. Rothbart und Siegfried hießen die listigen Knechte, die Gero zum Kundschafteinholen gebrauchte, und beyde hatten sich hinter Buschwerk versteckt.

Stoinef that, wie ihm Hilgalf gesagt hatte; er ging nach dem Hain im Abend, voll Hofnung hier den verheißenen Ritter zu finden. Er war kaum einige Schritt darin fortgewandelt, so erblickt' ihn Friedrich, und da die Dämmerung Stoinef's Verkleidung begünstigte, hielt er ihn für Hilgalf, und eilte schnell zu ihm.

Friedrich. Helf euch Gott, ehrwürdiger Alter, seyd mir willkommen, welche neue Mähr führt euch denn wieder hieher?

Stoinef. Junger Christ, mich senden die Führer meines Volks, und mich begleiten die Götter. Steh du mir aber Rede und sprich, was macht Geidippa?

Friedrich. Ach! die arme Jungfrau, sie wird noch immer heimgesucht von meinem grausamen Oehm, und soll bald sterben.

Stoinef. Bald sterben? — Ehre mein heiliges Gewand, junger Christ, und sage mir so etwas nicht, als wahrhaft! Mein Auge würde vor Kummer brechen, meine Füße mich nicht tragen.

Friedrich. Ja! auch mir blutet das Herz im Leibe, doch wer kann dem Wolf einen Zahn ausbrechen unter Wölfen?

Stoinef. Führe mich zu ihr; Bilbog steht mir bey, ich fürchte nicht die Gewalt eurer Krieger, ich werde sie befreyn.

Friedrich. Wenn die Fährlichkeit zu bestehn wäre, braucht's eurer Hülfe nicht; wir Ritter suchen derley Abentheuer, aber hier frommt aller Muth nicht. Gero'n sind alle Knechte hier dienstbar, wir würden nur größere Schmach über Geidippa bringen; Fürstengünstlinge sind haltbare Mauern, ihr Kalk ist der Stolz und ihre Steine sind Schmeichelreden, und dem fallen alle Fürsten bey.

Stoinef. Alles ist möglich unter dem Schutz der Götter, führe mich zu ihr, ich fürchte Menschengewalt nicht; du thatst es ja einmal schon.

Friedrich. Da war's auch ein Andres; heut kann ich dich nicht führen zu ihr; zu schlau sind die Wächter Gero's.

Stoinef. Sind dir denn die Zwey nicht mehr zugethan, die mich einmal einließen? Ist denn keiner mehr, der den Willen der Götter höher schätzt, als Menschenbefehl, oder gebeut dein Gott nicht, den Nothleidenden zu helfen?

Friedrich. Christen sollen wir nur helfen, so lehren uns die Mönche;*[164] und die Knechte, die ich gewonnen habe, sind jetzt ausgesendet zur Fehde gegen die Heiden.

Stoinef. Also sollt' Ich wieder heimkehren, ohne Trost zu bringen Geidippa? O! erbarmt euch, junger Christ, der unschuldigen Liebe der schamhaften Jungfrau! Wenn euer Herz kein Fels ist, euer Blut nicht so kalt wie der Schnee auf Gebirgen, so erbarmt euch, und laßt mich nicht so von dannen ziehn!

---

[164]* Diese Lehre ward A. 945 gegeben, man mache daher keine falsche Schlußfolge auf die Christen unsrer Zeit, und auf ihre Lehrer; diese sind den wenigen Reingläubigen des 18ten Jahrhunderts schon zu menschenfreundlich, und ich spreche hier ganz als Ritter Friedrich.

Friedrich. Mein Herz bewegt sich bey euern Bitten, wie kann ich euch aber Hülfe leisten?

Stoinef. Ihr habt ein edles Ansehn, ihr fühlt gewiß auch die Wonne der Minne; — erbarmt euch der getrennten Liebe.

Friedrich. Halt! Mir fährt eins durch den Sinn! die Knechte fürchten nachtwandelnde Gespenster; willst du es wagen, so wollen wir uns beyde vermummen, mit Ketten behängen, vielleicht schrecken wir auch unbestochne Knappen, und bekommen freyes Feld; gefährlich aber ist diese Probe!

Stoinef. Mir graust selbst vor Hela's*[165] Wohnung nicht, kann ich Geidippa Trost bringen.

Friedrich. Wenn sie uns aber entdecken und dich ergriffen, Alter, und todt schlugen?

Stoinef. So würde mein Loos mich früher treffen, und ich in Othe's Pallast eingehn. Furcht kennt meine Seele nicht, wenn nur die Götter rufen.

Friedrich. Du sollst mich nicht an Muth übertreffen, mein Arm hat Kraft genug, gedungne Knechte niederzuwerfen.

Stoinef. Dein Blick ist ohne Falsch, deine Rede ohne Trug, ich vertraue mich dir.

Friedrich. Und sollst mich auch ohne Falsch finden; — nimm mein Wort, ich verlasse dich nicht! Geidippa's Bild hat zu mächtig meine Seele ergriffen; ihr Leiden die Kraft meiner Schwerter gerächt, sie zu befreyen. Ich will dich jetzt in eine Hütte führen, wo du verborgen bleiben kannst, um Mitternacht wollen wir wandeln zu Geidippa.

So sprach er, und führte den vermeinten Hilgalf mit sich fort.

Schlau hatten Rothbart und Siegfried ihren Zweysprach gehört; und eilten, Gero zu hinterbringen, was sie hier vernommen.

Der Graf war ein tüchtiger Wildschütz, und hatte sich beym Jagen verspätet, er war noch nicht heim, als sie zu seinem Schloß kamen, und ihn zu sprechen verlangten. Nachdem sie lange auf ihn geharrt, kam er, und hatte einen breitgeweihten Tannenhirsch erlegt, und war voll froher Laune. „Was bringt ihr Buben für Bothschaft?“ rief er ihnen entgegen, da er in den Schloßhof einritt und sie ihn bewillkommten. Sie entdeckten ihm aber noch nichts, und wollten ihn allein sprechen. Als sein Schildknapp ihm nun das Roß abgenommen, und der feiste Hirsch dem Küchenmeister übergeben war, ging er in seine Kammer, und ihm folgten die beyden Kundschafter.

Herr Graf, sprach Rothbart, als sie allein waren, wir bringen euch üble Bothschaft, euer Neffe Friedrich von Wolfsburg will diese Nacht die schlaue Dirne entführen.

Gero. Den Satan soll er entführen! Wer hat euch diese alberne Mähr aufgebunden?

Siegfried. Wir haben sie mit eignen Ohren gehört, und mit eignen Augen gesehn, als wir heut Abend eurem Neffen nachschlichen. Es war ein Heidenpriester bey ihm, mit dem hat er alles verabredet.

Da entbrannte der Zorn des Grafen. „Bey meiner Ritterehr, sprach er, ich will die Metze mit ihrem Buhlen fangen! das war also dein Eifer, Knäblein? dein Stolzthun! Wart, mein Schwert soll dir antworten.“

Rothbart. Ereifert euch nicht, gnädger Herr, es bleibt doch immer euer Neffe, und er hat's so übel nicht im Sinne.

Gero. Lehrt mich den Buben nicht kennen, aber ich will ihm jetzt einen Streich versetzen, bey dem er das Minnen vergessen soll. Seyd geheim mit dem, was ihr gehört habt, gegen jeden, und bestellt mir zwölf bewaffnete Reisige, wehrhafte Männer, die im Kreutzgang um Mitternacht sich einstellen. Dort werd' auch ich hinkommen, daß wir uns im Versteck halten, bis die Hundsträger bey der heidnischen Metze eingegangen sind; dann wollen wir über sie herfallen und sie niederschlagen.

---

[165]* Hela, die Göttinn der Hölle, ihre Wohnung ist fürchterlich, Schmerz ist ihr Saal, der Abgrund ihre Thür, ihr Vorhof die Mattigkeit, ihr Tisch die Hungersnoth, ihr Messer der Hunger; ihr Knecht die Faulheit, die Langsamkeit ihre Magd, Krankheit ihr Bett, und der Fluch ihr Zelt.

Siegfried. Aber, Herr Graf, euer Neffe ist ein kampfrechter Rittersmann und so bey Nacht und Nebel anfallen ist wider gerechte Fehde.

Gero. Haltet die Mäuler, ich will es, und das ist genug. Eine Heidendirne zu entführen steht keinem Ritter an; das ist ein Abentheuer für Räuberbuben; und die schlägt man nieder, wo man sie trift. Graf Gero leidet keinen Einspruch, und damit thut, was ich geheißen habe.

Rothbart und Siegfried gingen mißmuthig fort; aber der stolze Graf freute sich höchlich, Rache zu nehmen an Friedrich von Wolfsburg. Er legte seine Rüstung an, schnallte sein Schwert um, und zählte die Schläge des Thurmwächters, ob's nicht bald Zeit sey. Endlich da die eilfte Stunde vorbey war, macht' er sich auf zur unrühmlichen Fehde gegen seinen edelmüthigen Neffen. Dieser ahndete unterdeß kein Arges, und wandelte mit dem vermeinten Hilgalf, in schwarzer Mönchstracht vermummt, mit Ketten belastet, ein gutes Schwert unter der Kutte, eine Leuchte in der Hand, dem Kerker Geidippa's zu. In der finstern Halle des Kreutzgangs standen die zwölf Reisige, mit Gero ihrem Grafen, und ließen sie ungestört fürbaß ziehen. Hoch schlug dem rachelustigen Grafen das Herz, als Friedrich zur Thür des Kerkers kam, aber er ergrimmte, da die beyden Wächter des Gefängnisses, von Furcht ergriffen, aufsprangen und fortliefen. Leise sprach da Stoinef zu Friedrich; „die Götter stehn uns bey, es wird alles gut gehen!" —

AIs nun die fliehenden Knechte den Kreutzgang verlassen hatten, warfen Friedrich und Stoinef ihre Kettenlast ab, und vor Freuden zitternd schloß Stoinef die veste Thür des Kerkers auf.

„Wir wollen sie die Freude ihres Verraths erst kosten lassen", raunt der Graf seinen Leuten zu, „desto bitterer wird dann die Störung seyn!" — Er hielt sich daher noch ruhig, indeß Geidippa, da sie, statt des gehofften Hilgalf, zwey Mönchsgestalten zu sich eintreten sah, nicht wenig erstaunte. Mit zitternder Stimme sprach sie: „Bist du es, Hilgalf, Bilbogs Gesandter, der mir versprach, Bothschaft von Stoinef, dem Herzlichgeliebten, zu bringen, oder sind es Schatten der Erschlagenen, die mich heimsuchen?" — Da bebte vor Wonne Stoinef, als er sah beym Schimmer der Leuchte die schöne Gestalt, als er hörte die süßen Worte von den rosigen Lippen gesprochen, und er vermochte nicht länger an sich zu halten das Geheimniß seiner Verkleidung. „Geidippa! Mädchen meiner Seele, Traum meiner Nächte, Wonne meines Lebens, kennst du mich nicht, ich bin Stoinef, dein Verlobter!" — So rief er voll Entzückung, und stürzte zu ihren Füßen, ergriff ihre bebende Hand, und benetzte sie mit glühenden Thränen! Du Stoinef, mein Geliebter? lispelt Geidippa noch; — aber da verließ sie die Sprache, so viel Wonne vermochte ihre zärtliche Seele auf einmal nicht zu genießen, sie sank ohnmächtig an den Busen ihres Geliebten. Friedrich stand da, wie ein Steingötz, als er diese Verwandlung sah, und die Worte Stoinefs vernahm; erst konnt' er vor Schrecken kein Wort hervorbringen, endlich sammelte er sich wieder. „Verwegner Jüngling, sprach er, was hast du unternommen! Wenn dich Gero nun hier träfe, was würde er jauchzen, einen der entkommenen Fürstensöhne wieder zu haben! Wie würd' er sich freuen, dich sterben zu sehn!" — „Laß ihn kommen", rief der entzückte Stoinef, „ich bin bereit, die Kraft meines Schwerts an seinem zu messen! Und wenn der Christenkaiser selbst mit seiner ganzen Macht käme, so soll er doch nicht wieder aus meinen Armen die holdseligste Jungfrau der Völker reißen!" — Jetzt schlug Geidippa wieder das liebevolle Auge auf. „Ach! Geliebter, hab' ich dich wieder, — hab' ich dich wieder!" und Thränen der Freude verdrängten die Worte, — bald aber sprach sie weiter mit schluchzender Stimme: „Was hast du gewagt, Stolz der Jünglinge! — wenn dich die Christen nun finden! o fliehe, fliehe meinen Blick, — laß mich einsam schmachten im Kerker, gern will ich dulden die Knechtschaft, wenn du nur frey bist! — Fliehe — eile! doch nein! bleib', daß ich noch einmal dich küsse. Götter! warum muß ich dich verlieren? — warum muß ich leben von dir getrennt?" —

Stoinef. Du sollst nicht leben von mir getrennt! Ich will mein Haupt darbieten dem Joch der Knechtschaft! — Die Ketten werden mich nicht drücken an deiner Seite; — bey dir wird mir der Kerker Wodans Pallast seyn. — Ich werde, — ein geliebter Sklav von dir — die Herrschaft der Götter nicht beneiden! o! Geidippa — Geidippa! — Zärtlich sank jetzt wieder das unglückliche Paar in süße Umarmung hin, — beyde vergaßen den grausenden Kerker.

Aus der finstern Halle war indeß Gero mit seinen Reisigen hervorgeschlichen, und stand schon, Neid und

Rache im Busen, an der Thür des Kerkers, sah die zärtliche Minne Geidippa's und Stoinefs. Unter den Reisigen war auch Rothbart. Leise sprach Gero zu ihnen: Was hast du mir denn für Bothschaft gebracht? Hier seh' ich keinen Heidenpriester, aber wohl Stoinef, den Fürstensohn, — und dieß gibt dem Dinge ein andres Aussehn. Weißt du wohl, Stoinef ist ein tapferer Kriegsmann, er schlug sich bey Branibor mit Nakko, dem Bruder, durch einen ganzen Trupp unsers Fußvolks, — das wird hier blutige Köpfe geben!

Laß nur, Herr, entgegnete Rothbart, wir sind unser Zwölf, und wollen die Paar Männer wohl niederschlagen, es hat keine Noth, laß uns nur keine Zeit versäumen!

Aber Friedrich von Wolfsburg, den nicht Minne berauschte, hörte das Geflister. Stoinef, wir sind verrathen, schrie er, und griff nach dem Schwert, das er bey sich getragen unter der Mönchskutte. Doch ehe sich Stoinef noch losriß aus den zärtlichen Armen Geidippa's, stürzte Gero mit den zwölf Reisigen herein. „Ha, Bube, nun sollst du bluten für deinen Verrath!" schrie er seinem Neffen entgegen. Friedrich antwortete ihm aber mit dem Schwert, und spaltete des Panzers Gelenk hart an der Schulter, und schwarzes Blut quoll aus der Wunde. Wütend fielen nun Gero's Reisige über ihn her, er wehrte sich aber männiglich tapfer, und Stoinef riß Einem von Gero's Leuten das Schwert weg, nahm die ohnmächtige Geidippa unter den linken Arm, und mit dem rechten führte er das Schwert, und hieb fürchterlich um sich. Schon hatte Friedrich sich Luft gemacht, und Stoinef mit der geliebten Last den Kreutzgang erreicht; fünf Reisige lagen gestreckt, da ermannte sich Gero wieder; „Memmen", schrie er seinen Leuten zu, „wollt ihr euern Grafen verlassen! Feige Schurken seyd ihr, wenn Zwey über Zwölfe siegen!" Schnaubend vor Wuth stürzte er, packte mit beyden Händen das Schwert, und hieb Stoinef so mächtig in den Nacken, daß er mit der theuern Beute zu Boden stürzte. Friedrich von Wolfsburg sah es und meinte dem Schmerz zu erliegen; edelmüthig vergaß er sich selbst, kehrte um, hieb die jubelnden Knechte vom gesunknen Stoinef weg, riß ihn auf, und erreichte glücklich den Ausgang mit ihm. Gero's Leute hatten den Muth verloren, und so viel auch Gero schrie, sie sollten ihm nacheilen, so ging doch keiner, denn im Herzen waren sie alle Friedrich ergeben. Der hochherzige Graf jauchzte aber nicht wenig, daß doch Geidippa in seiner Gewalt geblieben war. Ohne Bewußtseyn lag noch das unglückliche Mädchen, vom Blut ihres Geliebten befleckt, auf dem Boden, und um sie her die niedergeschlagenen Knechte. Rothbart war unter den Erschlagenen; er hatte den Lohn für den Verrath empfangen. Jetzt rief Gero drey der wenigst verwundeten Knechte. „Nehmt die Heidendirne", sprach er, „und schleppt sie in ihren Kerker, dort soll sie der Hunger so lange plagen, bis sie sich meinem Willen ergibt!" — und die unbarmherzigen Knechte nahmen Geidippa und trugen sie wieder in den Kerker. Ehe sie aber noch die Thür erreicht hatten, kam ein neuer Tumult den Kreutzgang herauf. „Da hatten wir noch zur rechten Zeit auf den Ausgang gepaßt!" rief eine Stimme, und Gero sahe sich erschrocken um. Himmel! welch Erstaunen! Siegfried, der schlaue Siegfried, hatte mit seinen Spießgesellen, um sich vest in Gero's Gunst zu setzen, Friedrich von Wolfsburg den Weg verrennt, und ihm nach langem Kampf den verwundeten Stoinef abgejagt. Friedrich selbst war entkommen, und Siegfried brachte jetzt den verwundeten Stoinef. „Hier, Herr Graf!" rief er, daß ihn Gero sah, „hier bringen wir euch den heidnischen Zugvogel, nun könnt ihr ihn mit sammt seiner Dirne zum Fastnachtsspiel aufheben." Da ward dem stolzen Grafen vor Freude die Wange heiß; „Das soll dir nicht unvergolten bleiben, braver Junge", so sprach die Freude aus Gero, „du bist von heut an mein Leibknappe, und sollst, wenn du dich brav hältst, noch Ritter werden! — Den Heiden schleppt in das andre Gewölbe neben der feilen Buhldirne, da sollen sie sitzen, dem Hunger Preis gegeben, und ihr Gewinsel hören, ohne sich zu sehn, und zu berühren!" Von Schreck war Stoinef betäubt, kein Wort konnt' er hervorbringen, ohne Gefühl schleppte man ihn zum Kerker! Höchlich freute sich zwar Gero des gefangenen Stoinefs; aber innerlich wurmte es ihm doch, daß sein Neffe Friedrich entkommen war. Er machte sich jetzt auf, und ging nach seinem Schloß; seine Knechte folgten ihm, die meisten fluchten aber im Herzen der Grausamkeit Gero's, doch wagte es keiner ihm einzureden. Friedrich von Wolfsburg floh indeß mit Wunden bedeckt über die nächtliche Haide, und Trotz der eignen Schmerzen nagte doch mehr noch Mitleid für Stoinef an seinem Herzen. Endlich erlag die Kraft seines Körpers, er sank erschöpft an einem Eichenstamm nieder, sein Haupt beugte sich bis auf die Brust, die schwarzen Gebirgsmauern, die Bäume, die Felder drehten sich um ihn im Kreise, Nacht ward vor seinen Augen, ihn verließen die Sinne, er glich einem Todten.

Schon war der Himmel mit düstern Wolken bezogen, als Friedrich zu der Eiche kam; jetzt fiel ein duftender Regen nieder, und weckte den Ritter zum Leben. Mühsam half er sich am Eichenstamm empor, und stützte sich auf das feste Schwert. Da hört' er aber in der ungeheuern Eiche menschliche Stimmen murmeln. Neugier erwachte in seinem Herzen, — er hielt das Haupt näher der Hölung, — und plötzlich packt ihm etwas die Locke, und wollte ihn herabziehn. Er sträubte sich, so kraftlos er auch war, lange — endlich riß es ihn hinab.

Friedrich fiel nicht zu Boden, drey starke Männer fingen ihn auf, — mehr ließ sich in der finstern Grube nicht erkennen. Friedrichs Schwert war aus der Scheide gefallen, er suchte es umsonst an seiner Seite, und mußte sich geduldig die Hände binden, und eine tiefe Treppe hinab führen lassen. — Der alte ausgehölte Eichenstamm war der Eingang zu einer unterirdischen Höhle, kein Christ wußte um dieß fürchterliche Geheimniß. Als die drey Männer mit Friedrich die Treppe zu Ende waren, öfnete der stärkste von ihnen eine eiserne Thür; dort empfingen zwey andre Männer mit Leuchten den Ritter. Ihr Anzug war heidnisch und ihr Gesicht schwarz; sie trugen große weiße Stäbe; keinen Laut vernahm der Ritter von ihnen. Sie führten Friedrich wieder in einen weiten düstern Gang fort, naß waren die kalten Wände, in Felsen gehauen, es rührte sich nichts Lebendiges. Friedrichs Kraft war erschöpft, er fragte endlich, wo führt ihr mich hin? Ich kann nicht mehr!" — Der eine der Männer schlug ihm aber mit seinem Stab über den Nacken, und antwortete nicht. „Gott!" rief Friedrich, „womit habe ich dieß Leiden verdient!" — Gar unsanft stießen ihn aber die Männer in die Seite, und er mußte fortwandeln. Jetzt ward immer der Gang breiter und höher, und nun kamen sie auf eine Ebne unter der Erde. Ringsum war Nacht, nur in der Mitte dieser Höhlung brannte ein dämmerndes Feuer. Friedrich entsetzte sich, — und glaubte in die Hände teuflischer Zauberer gerathen zu seyn; — er stürzte zu Boden. Die beyden Männer rissen ihn aber auf, und schleppten ihn bis in die Mitte dieser fürchterlichen Höhle. Hier stand auf einem Altar, der aus Granit unförmlich gehauen war, eine scheußliche Gestalt von der Größe einer Katze. Ihr Vordertheil glich dem Haupt eines Löwen, und glänzte wie Gold, sie hatte runde Ohren und lange Mähnen hingen auf beyden Seiten unförmlich herab, und bedeckten die Vorderfüße. Der Hintertheil war von Silber, und ruhte auf den vorgestreckten Klauen; an beyden Seiten und auf dem Rücken standen schwarze Zeichen geschrieben, vermuthlich der Name dieses Ungeheuers. Auf dem Altar stand eine runde silberne Opferschale, in deren Mitte auch Zeichen eingegraben waren. Bey der Schale lag ein Messer aus Erz geschmiedet, der Griff war gebogen, die Schneide dreyeckig und spitzig, und auf ihrer breiten Seite ein kleiner Bogenschütze mit einigen Schriftzeichen künstlich geätzt.*[166] Um den Altar her standen sechs schwarze Männer mit kahlen Köpfen und langen Bärten, krumme weiße Stäbe in den Händen; hinter ihnen brannte ein großes Feuer, und ein dicker Rauch hatte sich um sie verbreitet. Als die zwey Männer mit Friedrich vor ihnen standen, sprach der größte dieser zwey: „Heil euch! Pupen des unterirdischen Tempels, wir haben ein köstliches Opfer gefangen für Tschernibog, den gefürchteten Gott des Volks!" — Friedrich verstand die Sprache des Volks, und bebte in seinem ganzen Leben zum erstenmal vor Furcht, da er die schrecklichen Worte vernahm; er empfahl seine Seele der himmlischen Obhuth. Einer von den sechs schwarzen Männern, den Pupen Tschernibogs, redete jetzt zu den zweyen, die mit Friedrich gekommen waren: „Wächter der Pforte! Euch wird Tschernibog wohl wollen für dieses köstliche Opfer, wenn ihn auch alle Völker fürchten, ihr könnt ohne Furcht wandeln, euch wird er vor Gefahren beschützen. Du aber" — er wendete sich zu Friedrich — „der uns zur Beute ward, rede, wer du bist?" — Friedrich, der noch am Boden lag, war so kraftlos, daß seine Zunge nur schwach stammelte: „Erbarmt euch — ich bin ein Unglücklicher, — der für euer Wohl mit Wunden bedeckt ist."

„Für unser Wohl?" riefen die fünf andern Pupen zugleich, „führt ihn näher, daß wir ihn beschauen!" — da packten Friedrich seine beyden Führer, richteten ihn auf, und brachten ihn näher dem Feuer. Schrecklich verunstaltet war der Ritter; auf der rechten Schulter hatte ein Hieb die Armschiene gespalten, und Blut mit Staub vermischt färbte dunkel die Rüstung; sein Haar starrte von Blut, das noch immer aus einer breiten

---

[166]* Siehe über die Bildsäule Tschernibogs, und seine Opfergefäße, Maschens gottesdienstliche Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra.
Ergänzung 2016: Herausgeber Daniel Wogen, Berlin 1771.

Wunde quer über die Stirn auf das Gesicht herabfloß, und die Glut des Feuers, die nur helldunkel erleuchtete, machte den Anblick noch gräßlicher. — Alle Priester des unterirdischen Tempels erschracken, da sie den Ritter mit Blut und Staub bedeckt sahen. „Daß du ein tapferer Mann seyst“, sprach der älteste der Pupen, „das sehen wir; sag’ aber, wo bekamst du die Wunden?“ —

Friedrich. Als ich Stoinef, den Fürsten der Häveller, und Geidippa, seine Verlobte, aus der Knechtschaft befreyen wollte, da bekam ich die Wunden von Graf Gero’s Knechten.

Ein Pupe. Stoinef ist nicht in Gero’s Knechtschaft, deine Rede ist Trug, er lebt im schauernden Spreewald.

Friedrich. Glaubt meiner Rede, Stoinef liegt in Stransee in schwerer Knechtschaft. Er wollte Geidippa sehen, und ward von Gero’s Leuten gefangen.

Ein anderer Pupe. Wo ist der Kerker, in welchem Stoinef schmachtet?

Friedrich. Unter Gero’s Schloß sind starke Gewölbe, in einem derselben zur Rechten, wenn man in den Kreutzgang kommt, muß Geidippa trauern; in welchen Stoinef geführt ward, weiß ich nicht, denn im Tumult des Gefechts verlor ich ihn, und mußte fliehn, daß man mich nicht ergriff. Selbsterhaltung trennt die Bande der Freundschaft, und ich würde schwer gelitten haben, hätte mich Gero in seine Gewalt bekommen.

Ein Pupe. Warum würdest du schwer gelitten haben? —

Friedrich. Weil er mein Oehm ist, und ich gegen ihn mein Schwert gezogen habe.

„Ein Christ! ein Christ! Schlagt ihn nieder! zum Opfer mit ihm!“ so riefen auf einmal alle Pupen, und schlugen mit ihren weißen Stäben auf Friedrich ein! dieser versuchte umsonst seine Hände frey zu machen, ihn hatte die Kraft verlassen. „Erbarmt euch!“ keuchte er noch, und sank zu Boden; prasselnd stürzte mit ihm das Bild des Gottes vom Altar. Bleich wurden die Pupen, als dieß geschah, ein schreckliches Zeichen des Zorns ihres Götzen, zitternd erwarteten sie den Einsturz der Höhle, und ließen ab auf Friedrich einzuschlagen. Das Götzenbild hatte Friedrich beym Fallen mit seinem Helmbusch herabgerissen, und er staunte nicht wenig den mächtigen Schreck der Heiden zu gewahren, da die winzige Götzengestalt zu Boden fiel. Als sich die Heidenpriester nun in etwas erholt hatten, fielen sie auf ihre Knie und murmelten unverständliche Gebete; die beyden Männer aber, die Friedrich zum Altar gebracht, lagen die Länge lang auf dem Fußboden gestreckt, und getrauten nicht aufzublicken. Jetzt hörten die Priester auf zu beten; und einer von ihnen, der um den Leib über dem schwarzen Talar eine hellrothe Binde trug, kroch auf seinen Knieen zu dem Götzenbilde, ergriff es zitternd, richtete sich auf, und setzte es wieder auf den Altar. Kaum stand es fest, so sprangen die übrigen Pupen und die beyden Männer auf, und tanzten mit wildem Freudengeschrey um den Altar herum. Friedrich lag indeß noch immer auf dem Boden, und hatte großen Abscheu in seinem Herzen vor den Gräueln des Götzendienstes; er wollte sich aufrichten, aber er stürzte wieder zu Boden, so matt war er. Einer der unterirdischen Pupen, in dem Priesterstolz noch nicht alle Gefühle der Menschheit unterdrückt hatte, sah den unglücklichen Friedrich, wie er sich ächzend auf dem Boden krümmte, und es jammerte ihn sein. „Hört, ihr Diener des zürnenden Gottes“, so sprach der Pupe, „hört, was euch meine Stimme verkündet! Nicht ohne Deutung ist der Zorn unsers Gottes; — er verwirft unser Opfer, drum steht ab von diesem Christen. Ist seine Rede nicht Trug, so empfing er diese Wunden zu unserm Heil, und dann wär ihn opfern, Frevel. Nur wenige Tage laßt vergehn, dann werden wir hören, ob er uns hinterlistig betrog, oder ob Stoinef wirklich im Kerker schmachtet. Bis dahin schont sein; — laßt ihn abführen und seiner Wunden pflegen, ein zerfetztes Opfer ist so dem Gott unlieb.“ — Der Oberpupe antwortete aber: „Dein Mitleid kommt nicht zur rechten Stunde, jeder Christ ist des Todes werth! Was alle verschuldeten, kann Einer nicht gut machen! Jahrhunderte können vergehn, unsre Enkel sterben, unsre Städte verwüstet werden, dennoch stirbt nicht die Rache der Wilzen. Die Christen warfen unsre Tempel um, zerschmetterten unsre Götter, mordeten unsre Fürsten, schändeten unsre Weiber, und machten unsre Kinder zu Sklaven! Fluch treffe jeden, der diesen Nahmen führt! Sie mordeten aus Wollust, — wir wollen aus Rache tödten.“ — „Ja! laßt uns diesen tödten, und sein Blut mit Wollust trinken!“ schrien die übrigen Pupen.

Aber der Eine erhob wieder mächtig seine Stimme: „Haltet ein mit eurer Wuth, daß nicht Tschernibogs

Zorn über euch komme! Ich wiederhole es euch nochmals, ein unreines Opfer entheiligt den Altar! Heilet erst seine Wunden, dann nur erst wird er ein würdiges Opfer seyn. Und was ist eure Rache gegen einen verwundeten, halbtodten Christen? Ist es nicht besser, ihn erst genesen lassen und dann ihn opfern, wenn er die Kraft seines Lebens wieder besitzt? Liebe zum Leben macht nur den Tod schrecklich! So wie er jetzt ist, wird er nicht fühlen den Gift eurer Dolche! Und was ist geheime Rache für den Zorn eines Volks? Rufet die Fürsten zusammen, rufet die Väter zusammen: und dann opfert ihn im Angesicht aller; — dann nur ist eure Rache eurer Beleidigung gleich!“ — So sprach er mit List, und seine Worte hatten Kraft. Schweigend standen die Pupen, und dachten seiner Rede nach, — dann erhob der Oberpupe wieder die Stimme: „Du hast Recht, die Rache des Todes steigt mit dem Wunsche zum Leben! Wächter des unterirdischen Altars, führt den Christen fort in die düstre Halle, pflegt seiner Wunden, daß er bald ein Opfer dem Gotte genese!“ —

Friedrich lag in ohnmächtiger Schwäche und hörte nicht den Rath über sein Leben; die Wächter ergriffen ihn, und führten ihn ohne Bewußtseyn von dannen. Freudig sah ihn der mitleidige Pupe fortführen, und lachte innerlich ob der gelungnen List; denn nicht zum Opfer wollt er ihn aufheben, er hoffte den unglücklichen Friedrich zu befreyen. Es war ein Gang unter der Erde bis nach Stransee ausgegraben, den Altar Tschernibogs mit dem dortigen Götzentempel zu vereinen, um so leichter wunderbare Erscheinungen dem Volk vorzuspiegeln. Solche geheime Gänge waren zu damaliger Zeit sehr gebräuchlich; und späterhin scheinen die Christenpriester diese List von den Heiden erlernt zu haben. Um solche geheime Gänge wußte keiner, denn die Priester, und selbst von diesen nicht alle; aus Furcht, es möchte verrathen werden. Ein solcher Gang führte auch hier bis nach Stransee, und durch ihn hoffte der Pupe, Stoinef aus der Gefangenschaft zu entführen, und durch dessen Fürbitte Friedrich das Leben zu retten. Denn seit der Tempel zu Stransee zerstört worden, dachte keiner der Pupen mehr dieses Ganges; Gero’s Schloß war aber auf demselben Platz erbaut, wo vorher der Tempel gestanden hatte. Leicht schien es dem Pupen, Stoinefs Gefängniß auszukundschaften: doch ließ er sich nichts gegen die übrigen Pupen von seinem Vorsatz aus, theils um die Ehre, Stoinef zu befreyen mit keinem zu theilen, theils dieß Geheimniß für sich zu behalten. Als nun das Opferfeuer verlöscht war, und sich die Pupen in ihre unterirdischen Wohnungen begeben hatten, machte er sich allein auf, das große Geschäft zu unternehmen.

(Die Fortsetzung künftig.)

Ein Abdruck dieser Fortsetzung ist nicht feststellbar.

Siehe Anmerkung am Beginn des Textes.

Der Bär und der Zaunkönig.[167]

Eine Fabel.

Die Nordischen Bäre hatten einen ihrer Freunde nach Deutschland geschickt, um von diesem Lande Nachrichten über den Honigbau, über die öffentliche Sicherheit, und über die Waldungen einzuziehen. Der abgeschickte Bär galt in seinem Vaterlande für einen aufgeklärten Kopf, denn sein Vater hatte mit einem zahlreichen Gefolge schon manche Länder durchreist, und gab täglich einigen dreyßig Bären offne Tafel. Er hatte seinem Sohne eine gute Erziehung gegeben, und keiner war gegen Schwache und Geringe so tyrannisch; und gegen Stärkere und Höhere so kriechend und schmeichelnd als dieser. Mit solchen Eigenschaften glaubt' er sein Glück im Auslande zu machen und kam voll schöner Hoffnungen in Deutschland an. Als er sich hier der Einzige in seiner Art sah, schlug sein Herz hoch auf; leider aber fand die Art, von der er der einzige war, wenig Beyfall unter den Deutschen Geschlechtern; die kleinen Thiere flohen und die großen verachteten ihn. — Er fühlte diesen Schimpf, brüllte Rache — und drohte jedem den Untergang, — den er bezwingen konnte. Dieses Loos traf denn auch einen armen Zaunkönig, dessen Nest er beym Honigsuchen zerstörte, und den kleinen König beynah erdrückte. Glücklich entkam er aber den gierigen Krallen des Bärs, und forderte nun für diese Beleidigung von ihm Genugthuung. Der Bär brummte schmunzelnd: Kleine Bestie, flieg zu den Käfern, die mögen dir Genugthuung geben, du kannst von Glück sagen, daß du mir entkommen bist! Hundert deinesgleichen verzehrt ein Bär zum Morgenbrot! — „Doch nur wenn du sie hast," erwiederte schnippisch der Zaunkönig, der auf einer Nesselweide saß; „prahlen ist keine Kunst, dazu braucht man nicht erst solchen groben Gesellen aus Norden kommen zu lassen; aber wenn du Herz hast, so komm morgen früh unter die große Eiche, wo vorgestern der Blitz eingeschlagen, da wollen wir es ausmachen! Hörst du? und bring dir einen Sekundanten mit, auf daß alles rechtlich zugehe! Leb wohl! aufs Wiedersehn!" — und hiermit flog der kleine Zaunkönig in den Wald. Der Bär, dem von Jugend auf die strengsten Grundsätze der Ehre waren beygebracht worden, zuckte die Schultern und brummte: „ich werde wohl kommen müssen! — aber woher einen Sekundanten nehmen?" — Indem sprang ein hagerer Fuchs aus dem Busch. „He! Herr Gevatter!" rief der Bär; „wollten Sie mir wohl einen Liebesdienst erweisen?" — Oh! oh! gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, rief der Fuchs, Sie haben zu befehlen; ein Bär von so alter Familie, und noch dazu ein Reisender — es wäre ja nicht christlich — befehlen Sie! — „Sie sind zu gütig, lieber Herr Gevatter", erwiederte der Bär: „Sie wissen, unsre Häuser waren von Alters her verwandt, und sehn Sie — da hat ein kleines Thier von Zaunkönig mich herausgefordert, einer Kleinigkeit wegen, woraus sich Leute vom Stande gar nichts machen." — Und warum? fragte der Fuchs. Weil ich ihm auf einer meiner Spatziergänge ein halb Dutzend Junge erdrückt habe — Denken Sie, um solcher Kleinigkeit wegen Aufsehn zu machen! Bey uns zu Lande lassen wir von solchem Geschmeiß Vater, Mutter und Kinder umbringen, und da kräht nicht Hahn noch Huhn darnach! — Erlauben Sie, gnädiger Herr, fiel hier der Fuchs ein, bey uns in Deutschland ist dieß nicht Sitte; und Sie sind entschlossen, die Herausforderung anzunehmen?" — „Ja muß ich denn nicht, so lächerlich es auch klingt! Wollten Sie wohl daher mir morgen früh als Begleiter dienen?" — Mit Vergnügen, erwiederte der Fuchs, ich bin gern bey dergleichen Vorfällen; es giebt gewöhnlich etwas zu lachen; Sie können sich darauf verlassen, — Morgen früh mit Sonnenaufgang treffen Sie mich hier! — Der Fuchs empfahl sich, und beyde gingen ihre Straße. Der Fuchs hielt Wort, und beyde trabten am andern Morgen der bestimmten Eiche zu, neugierig, wie dieses Gefecht ablaufen würde. Der Zaunkönig saß auf der Eiche und hatte seine zwey Freundinnen, die Biene und die Wespe als Sekundanten bey sich. Der Bär blickte um sich: Nun, wo bist du, kleiner König, der meine Zunge mit seinem Blute kühlen will? — Leise flüsterte der Zaunkönig der Wespe zu: Frau Gevatterinn, jetzt ist es Zeit; setzen sie sich dem Fuchs unter die Lunte. Die Wespe vollzog den Befehl, und kaum fühlte der Fuchs ihren Stich, so lief er wie rasend in den Wald hinein. He, he! Herr Gevatter, wohin? rief der Bär; aber ohne sich umzusehn, floh dieser davon. „Nun", sagte der Zaunkönig zur Biene, „nun Frau Gevatterinn setzen sie sich dem Bär in das Ohr; setzen sie sich aber tief, daß er sie nicht mit seinen Klauen faßt, und

---

[167] Deutsche Monatsschrift. 1792, 1.Bd., S. 57 - 60

kneipen sie ihn derb.“ — „Verlassen sie sich auf mich; die Bären sind so unsre alten Freunde!“ erwiederte die Biene, und fliegt zum Bären. Kaum hat sie sich in seinem Ohr festgesetzt, so fängt dieser mörderlich an zu brüllen, wälzt sich auf dem Boden, reißt sich mit den Klauen ein Ohr nach dem andern ab, bis er endlich erschöpft und matt, halb todt zu Boden stürzt. Da fliegt der Zaunkönig von der Eiche, setzt sich auf den Rumpf des Bären, und sagt: „Siehst du grober Schl....l wohl, daß wenn ich es thun wollte, so könnte ich dir alle Rippen im Leibe entzwey treten!“

Franz von Kleist.

Ueber Gleim.[168]

Sie hören es so gern, lieber Freund, wenn ich Ihnen von dem Stammvater Deutscher guter Dichter, von unserm Vater Gleim etwas erzähle, oder Ihnen Gedanken von ihm mittheile; ich mache Ihnen und mir daher das Vergnügen eines seiner kleinen Gedichte, Ferdinand und Raphael, welches er mir geschickt, abzuschreiben. Hier ist's:

Ich sterbe, find ich keinen Freund!
seufzt traurig Ferdinand und weint,
und geht im Land umher, und sucht und findet keinen!
Und Raphael, der Engel, sieht
den Traurigen im Herzen weinen,
und singt in einem Traum dem Traurigen ein Lied.
Des Liedes Inhalt war: Er werde
hienieden auf der Erde
den Freund nicht finden! Ihr entnommen
werd' ihm ein Freund entgegen kommen,
mit Nahmen Raphael! — Erwacht,
weint Ferdinand, und stirbt noch in derselben Nacht.

Kann man schöner in so wenigen Worten, kann man bildlicher und wahrer eine so hohe philosophische Hofnung vortragen, als es hier geschieht? Kann sich der Geist des Menschenfreundes etwas liebevolleres denken, als daß der unglückliche Mann der hier vergebens einen Freund sucht, ihn in jenem Leben, in einem Engel finden werde? Kann die Gottheit, wenn sie Geister schuf, sie zu schönern Zwecken schaffen, als zu diesen? Wer die heilige Wollust einen Freund zu haben empfand, wer sie empfinden kann, der wird auch die versteckte hohe Schönheit dieses Gedichts fühlen. Verborgene Schönheit, die nicht blendet sondern gesucht durch Ueberraschung entzückt, diese nur ist das Siegel des Vollendeten, ist das Gepräge des Meisters. Und in diesem Geschmack bringt an jedem Morgen unser Veteran sich selbst ein Geschenk, das nur die verrätherische Hand eines Freundes bekannt machen muß, soll es nicht unter seiner Menge vergraben werden. O! warum wird das Alter doch so karg? —

Franz von Kleist.

[168] Deutsche Monatsschrift. 1792, 1.Bd., S. 337 - 338

Epistel[169]
an den Herrn Legationrath von Kleist.

Halberstadt, d. 15. Jan 1792

Beschnitten hätte Kleist dem Amor seine Flügel!
Bläs't Fama durch die ganze Welt!
Er wäre jetzt, bläs't sie, der größte Kriegesheld
Der größre Herkules! Er hatte Brief und Siegel,
Daß Amor auf dem Musenhügel,
Im Angesicht der Götterschaar,
Mit einem feinen seidnem Haar
Gebunden sei von ihm! Gebunden? Ja! Gebunden,
Und wie der Gallier bei Roßbach überwunden,
Und, daß der kleine Gott nicht mehr,
In allen Gegenden umher,
Auf Löwen reite! daß er Freude
Nicht mehr wie sonst am Herzerguß
Der Liebe finde, keinen Kuß
Wie sonst mehr gebe, daß er neide
Des Kleist's Glück in Hymens Reich;
Dem Glück des Siegers sey kein Glück der Liebe gleich.
Das alles bläs't sie durch die Gassen
In welchen Kleist noch jüngst der schöne Jüngling war.
Er hätte, bläst sie, kalt, ein Weiser! ganz gelassen
Mit einem feinen seidnen Haar
Der Laura, die er liebt, wie die Petrarche lieben,
Den Gott gefesselt! — Wär es wahr?
Er hätt' es seinem Gleim geschrieben.

Gleim.

Antwort.[170]

Berlin, d. 2. März 92.

Ja, Vater Gleim, beneidet von der Welt
und von dem Himmel, wenn Er neiden könnte,
und von dem Gott, der manchen Kriegesheld,
wenn Er auch gleich auf blutgedüngtem Feld
bey Roßbach Feindes Schaaren trennte,
besiegt in seinen Fesseln hält;
und manchen Weisen, der am Firmamente
den Lauf der Sterne mißt,
nur Gleimen nicht, als seinen Sclaven küßt;
von diesem Gott beneidet, doch gekettet,
umarmet mich ein Weib! Erblicktest du im Hain
von Rosen sie, du hättest drauf gewettet,
Sie müsse Amor's Mutter seyn!
Ein Weib, das nicht wie die berauschte Menge
nach Seifenblasen greift,
und hinter der im windigen Gedränge
ein Heer sinnloser Gecken läuft;

---

[169] Deutsche Monatsschrift. 1792, 2.Bd., S. 3 - 5

[170] Siehe den Brief mit geringen Abweichungen unten S. 810

ein Weib, wie sonst die Deutschen Weiber waren,
so sittsam und so gut, so zärtlich und so treu;
Das fern von den geschminkten Schaaren,
von Thorheit wie von Aberglauben frey,
sich glücklich fühlt, die Pflichten zu erfüllen,
die Häuslichkeit und Ordnung ihr gebeut;
ein Weib, das ganz nach ihres Mannes Willen,
sich dessen was sie hat, nicht was sie wünscht, erfreut;
und das — um ihren Werth dir gänzlich zu enthüllen,
daß dir kein Zweifel mehr die Stirne trübt —
Dich Vater Gleim, und Deutschlands Musen liebt! —

Nun blase Fama durch die Welt,
daß Hymen mich gebunden hält,
und Alles was ich meinem Gleim geschrieben,
auch daß ich nach wie vor, Sein lieber Sohn geblieben.

Franz von Kleist.

An Franz von Kleist.*[171]

Das Alter ist nicht karg! Was es zu geben hat —
Sey's Palmen oder Lorbeerblatt —
Das giebts, wenn Einer ist, der's willig anzuwenden
Und recht zu schätzen weiß; das giebts, mit milden Händen!
Nur aber scheut es sich, das kleinste Lorbeerreis
An Einen, welcher das nicht weiß,
Wie wol die Jugend thut, freygebig zu verschwenden!

Gleim.

[171]* S. Deutsche Monatsschrift, April. S. 387. Siehe oben S. 712
Deutsche Monatsschrift. 1792 , 2. Bd., S. 272

Apollonia.[172]
An den D. Kramer.

Was ist das Glück, das uns mit holden Lächeln
sanft schmeichelnd bis zum Grabe winkt?
Was ist es mehr als eines Zephyrs Fächeln,
der Balsamduft auf Rosen trinkt?
Ein Kind der Täuschung ist die Freude,
ein Sohn der Hoffnung ist das Glück,
und flatterhaft enteilen beide
aus unserm Schoos schnell zum Olymp zurück.
Oft gaukeln sie auf einer Mädchens Wange,
wo frische Jugendröthe blüht,
und locken dich mit schmeichelndem Gesange
in Cytherea's Lustgebiet;
hier wo der Schwermuth düstre Klage
mit Himmelswollust sich versüßt,
und ewig blühend jedem Tage
der Freude goldne Frucht entsprießt,
Betrogner! folge nicht den Winken
zu rasch entflammter Zärtlichkeit,
dein Himmel wird in Nichts versinken,
in traurige Vergangenheit.
Die Schwärmerey beglückter Stunden
ist schnell wie Blütenduft verhaucht,
und Amor's Pfeil von Mirtenlaub umwunden,
in Lethe's Wellen eingetaucht.
Verrätherisch ist, Freund, die Liebe,
die durch das Auge Herzen fängt,
und ihre schmeichlerischen Triebe
sind bald durch den Genuß verdrängt;
gewöhnlich liegt bey ihrem Freudenmahle,
ein schlechter Kern in einer goldnen Schaale.
Die Schönheit gleicht dem Abendroth,
dies pralet mit geborgtem Glanze,
indeß mit dem Cypressen - Kranze,
die Nacht es zu verdrängen droht.
Stirbt erst der Schönheit stralend Feuer,
verwelkt ihr frischer Jugendreiz,
so fällt auch Amor's Zauberschleyer,
so wird Verschwendung karger Geiz,
die Götterhülle rauscht dann nieder,
und Menschen werden Menschen wieder.
Ach! eilend naht im Strom der Zeit,
die Stunde der Vergänglichkeit,
und es verfliegt kein Glück geschwinder,
als dieser Liebe Schwärmerey,

---

[172] Deutsche Monatsschrift. 1792, 2.Bd., S. 73 - 88

in ihrem Schoos sind Männer Kinder,
und ihre Thaten, Tändeley.
Doch welcher Glanz umwallt mit Stralen
dort der Alcide flammend Haupt?
Kann uns die Ruhmsucht Wonnen zahlen,
die Amor uns durch Täuschung raubt? —

Sieh! glorreich prangen jene Sieger,
die ehrfurchtsvoll die Vorzeit nennt,
wenn vor den Schaaren stolzer Krieger,
ihr Muth der Feinde Reihen trennt.
Entzückend schön reißt aus der Seite
Epaminondas kühn den Speer,
und stirbt mit Wollust, als sein Heer
geschmückt mit Ruhm und Siegesbeute,
mit Feindes Schild und Feindesschwerdt,
vom blut'gen Schlachtthal wiederkehrt.
Dort sinkt zur Wohlfahrt seiner Brüder
der große Codrus sterbend nieder,
und lehrt die Fürsten neuer Zeit,
was wahre Fürstenpflicht gebeut.
Hier zieht in des Triumphs Gedränge,
ein Scipio als Sieger ein,
ihn preisen hohe Lobgesänge,
und Er soll mehr als sterblich seyn.
Im düstern Wald, im tiefen Thale,
schlägt Herrmann Varro's kühne Schaar,
und lacht beym schäumenden Pocale,
des Römermuths und der Gefahr.
Ein Gustav Adolph trifft im Kampfe
den Tod als Held der Wahrheit an,
und schließt, umhüllt von Pulverdampfe,
durch Hochverrath die schöne Bahn.
Ein Schauer ferner Himmelssphären
wallt von dem Helden mir herab,
ich greife nach den blanken Speeren,
zerbreche meinen Thyrsusstab,
und eile hin wo zwischen Lorbeerkränzen,
in Mavor's hohem Heiligthum,
Schwerin's und Friedrich's Namen glänzen,
und singe hier begeistert ihren Ruhm.
Doch ach! vermoderte Gebeine,
ein thränenschwangeres Gefild,
und blutbefleckte Leichensteine,
sind dieses Tempels grauses Bild.
Süß ist der Götterrausch der Ehre,
der Busen groß in dem sein Feuer glüht;
doch ob nicht schnell sein Zauber flieht?
ob Er uns je den heißen Wunsch gewähre,
nach dem die Sterblichkeit sich sehnt? —

O! frage nicht; ein Abgrund gähnt,
so grausend wie die Höllengründe,
uns vor dem Thor des Ruhmes an,
und reißt hinab den kühnen Mann,
hinab in seine schwarzen Schlünde,
der sich dem Ruhm des Sieges weiht;
der Abgrund, Ungenügsamkeit.
So wie der Sohn Philippens dachte,
so denkt auch jetzt noch jeder Held,
daß wenn er gleich die ganze Welt
vor seinem Schwerdte zittern machte,
er unbefriedigt doch sein Schwerdt
gern nach des Mondes Scheibe trüge,
und jene Wundermenschen schlüge,
die dieses ferne Land ernährt.
O! eitler Ruhm, der mit Verblendung
nur stets die größten Menschen trifft,
du schenkest Freuden mit Verschwendung,
doch deine Freuden sind ein Gift,
das süß den Gaum des Mannes netzet,
der aus dem Kelch des Ruhmes trinkt,
doch kaum genossen, ihn verletzet
und in das Thal des Todes winkt.
Was hilft ein Ruhm der auf die Trümmer
der Menschheit seinen Thron erbaut?
Er leiht uns einen schönen Schimmer,
doch wehe dem, der ihn vertraut!
Der Zufall herrscht mit mächtigen Gesetzen,
ist für Verdienst und Tugend taub,
macht einen Apis hier zum Götzen,
wälzt einen Hektor dort im Staub.
Der Zufall führt des Dolches Spitze
der Cäsar's stolze Brust durchdrang,
warf ihn herab vom goldnem Sitze,
auf dem Er, Gott zu scheinen, rang.
Er lenkte des Verräthers Sinne
der Gustav Adolph hingestreckt,
und stürzte von des Ruhmes Zinne,
den Held,*[173] der Peters Reich geschreckt.
Und diesem blinden Götzen wollte
der Jüngling schon sein Leben weihn? —
Durch seine Zauberkräfte sollte
der Mensch, nur groß und göttlich seyn? —
Nein, Held! dein glühendes Gesicht
verräth es laut, du trafst die Wonne nicht,
die Dir Dein Wahn im Taumel vorgespiegelt;
umsonst hast du Metall beflügelt,

---

[173]* Carl den 12ten.

Gefühl aus sanfter Brust entfernt;
umsonst die schwere Kunst gelernt,
mit kalter Tigerwuth zu morden,
und in dem Glanz erkämpfter Orden,
der Menschheit Ruf zu überschreyn;
umsonst, du trafest dich zu lohnen,
statt wahren Glücks, nur Lorbeerkronen,
und wirst berühmt, nicht glücklich seyn.
Die Liebe täuscht und giebt uns Freude,
zwar flüchtig aber göttlich schön,
doch Ehrsucht prangt im Glanzgeschmeide,
gefoltert von dem hagern Neide,
und hascht nach Schatten, die vergehn.

„So folge mir nach jenen Gründen,
nach jener blütenreichen Flur,
im Schoos der reitzenden Natur,
die Freude die du suchst zu finden.“
So sagst du Freund, zeigst mir im Thal
ein Dörfchen, wie in Bürgers Liede
das Dörfchen ist, wo sanfter Friede
in Hütten wohnt und nie die Qual,
mit der der Stolz die Reichen peinigt,
sich in des Völkchens Mitte stahl,
wenn sie zur Freude sich vereinigt.
Sieh! vom Holunderstrauch bedeckt,
auf grünen Rasen hingestreckt,
dort jene holden Knaben liegen;
aus ihren Blicken lacht Vergnügen,
und kräftige Gesundheit glüht,
auf Wangen, die an Ganimeden
nicht schöner Zeus im Himmel sieht.
Erhitzt von ihren kleinen Fehden,
bestreut der grünbelaubte Strauch
sie jetzt mit seinen Blütenflocken,
und mit den krausen, goldnen Locken
spielt kühlend nun ein Zephyrhauch.
Der Vater sitzt mit grauen Haupte,
und wünscht bey seiner Kinder Glück,
was ihm ein hohes Alter raubte,
der Jugend Frölichkeit zurück.
Er schleicht von seinem stillen Sitze,
und drückt mit jugendlicher Hitze
im Hochgefühle süßer Lust,
die Knaben an die Vaterbrust.
Indeß erscheint mit aller Schöne
der Jugend und der Heiterkeit,
ein Mädchen reizend wie Helene
und schuldlos, wie vor alter Zeit
der Patriarchen Töchter waren,

mit blauem Auge, blonden Haaren,
mit Wangen, die die Rose schmückt
und einen Busen, der entzückt.
Sie bringt im irrdenem Geschirre
dem Vater Milch zum Abendbrod,
und schillt dem sausenden Geschwirre
des Mückenheers, das ihrem Mahle droht.
So scheint hier, wo man nicht mit Kronen,
nur mit gepflückten Rosen spielt,
der Unschuld schönes Glück zu wohnen,
das nie der trunkne Schwelger fühlt.
„Es wäre wahr, das man in stillen Hütten,
glückselig durch die Tugend sey?
man lebe hier mit ungeschminkten Sitten,
zufrieden, arbeitsam und frey?“
Nein Freund, was so viel Weise blendet,
der Schein giebt diesem Leben Glanz;
zwar hat hier die Natur viel Freuden ausgespendet,
doch wie der schönste Rosenkranz
auch Dornen hat, so sind auch manche Sorgen,
und mancher Schmerz in diesem Glück verborgen.
Denn was uns reizt, was uns entzückt,
der frohe Sinn schuldloser Sitten,
die Einsamkeit belaubter Hütten,
mit Wundern der Natur geschmückt;
die Schattengänge düstrer Linden,
der Bach der unter Blumen fließt;
die Heerde die den Morgen grüßt,
der stolze Hirsch in waldbewachsnen Gründen,
das Aehrenfeld, der Wiese Grün,
der Frühlingstag, wo tausend Bäume blühn,
sind Freuden, welche zu empfinden,
dem Landmann Geist und Ruhe fehlt,
die durch Gewohnheit nicht mehr rühren,
und die Er nur zur Nothdurft zählt,
sein sparsam Leben fortzuführen.
Und Freund, vergieb die Thräne mir,
was hat er ausserdem im Leben?
Wen drückt, wie ihn, Tirannengier?
Wer muß vor Mächtigen so beben?
Er, der die trockne Erde pflügt,
indeß im Ueberfluß der Schätze,
sein Herr, beschützt durch schwankende Gesetze,
am Busen einer Phryne Iiegt?
Wer tröstet ihn wenn seine Saaten
ein Hagelwetter niederschlägt?
Die Feindesschaar bekriegter Staaten
in seine Hütte Feuer legt?
Auf ihn gewälzt sind der Verbindung Lasten,
er giebt dem Reichen Stolz und Brod,

indeß er selbst gezwungen ist zu fasten,
zu darben in ersparter Noth. —
Dis Freund, ist aus dem Stand geworden,
der unsre Väter einst beglückt,
als sie noch friedsam und in Horden,
kein Schmeichler und kein Fürst gedrückt.

„Vielleicht, so ruft im sanften Tone
ein schmeichlerischer Genius,
empfingen Fürsten auf dem Throne,
der Freude dauernden Genuß?“
Ach! Fürstenfreuden zu entfalten,
bedarfs kein schimmernd Conterfey,
hier herrscht der Neid in schrecklichen Gestalten,
die feile List mit niedrer Schmeicheley;
hier muß die Tugend selbst erkalten,
im Laster nur reift Tiranney.
Nie steigt zum Thron die Unschuld nieder,
nie labt dem Fürst des Schlummers Ruh,
denn Sorge drückt die matten Augenlieder
erst mit Aurora’s Strahlen zu.
Ihm schenkt der Ueberfluß nicht Freude
weil er des Mangels Last nicht kennt
ihn schmücken Diadem und Seide,
indeß das Herz von Martern brennt.
Ihm beut sich nicht der Rosenmund zum Kuße,
die Freundschaft nicht zum Bunde dar,
mit aller Macht, in allem Ueberfluße,
ist er so arm als Diogen nicht war.
Verlassen, einsam in dem Glanze
der göttergleichen Herrschermacht,
prangt in des Herzens Ehrenkranze,
kein Freund der für sein Wohl gewacht.
Und ach! was nützet Peru’s Gold,
wenn wir’s nicht mit der Freundschaft theilen,
wenn sie nicht lächelnd, froh und hold
an unsern Busen zu verweilen,
uns traulich in die Arme sinkt,
mit uns des Lebens Wollust trinkt? —
Ist Sie es nicht, die in den Stunden
der Schwermuth, mit der Simpatie
unsterblich schönen Kranz umwunden,
uns Linderung und Trost verlieh?
Fließt nicht des Kummers stille Thräne
viel sanfterer an Freundesbrust?
Und lächelt Anadiomene
uns nicht mit süßrer Himmelslust,
wenn wir vertraut dem Freund entdecken,
wie lieblich uns ihr Auge lacht?
die Hindernisse die uns schrecken,

die Freude die uns taumeln macht?
Ja, aus dem Quell der Freundschaft fließen,
nur Freuden in das Lebensthal,
sie kann den Kummer uns versüßen,
und linderen des Mangels Qual.

Doch ach! wie schwer ist eines Freundes Wahl?
Wie mancher hoft der Wonne zu genießen,
die Freundschaft ihm mit lächelndem Gesicht
beym ersten Händedruck verspricht,
und fühlt schon in der nächsten Stunde
daß sie nur Gift auf seiner Wunde,
nicht Balsam war? Daß sich ein schlauer Feind
nicht scheute dis Gewand zu wählen,
so sicherer sein Glück zu stehlen,
um das er neidisch schon geweint? —
Die Freundschaft hält dem Nebel gleich am Morgen,
zwey Loose nur in ihrem Schoos verborgen.
Fällt dieser, so erheitert sich die Flur,
verjüngt steigt dann die göttliche Natur,
aus ihrer grauen Wolkenhülle,
und überströmt das Feld mit Segensfülle;
doch steigt der Nebel, so verhüllt
ihr Strahlenangesicht die Sonne,
verschwunden ist des Frühlings Wonne,
der Sturm, des Donners Stimme brüllt,
Orkane wüten auf dem Meere,
und Schrecken herrscht wo sonst die Freude wäre.
So ist das Glück, daß dir die Freundschaft beut;
wählst du ein Herz, das sich der Tugend weyht,
zu dir durch Sympatie gezogen
vertraut an deinen Busen weilt
und Schmerz und Freude mit dir theilt,
o Glücklicher, so bist du nicht betrogen,
so halte dieses Wunder fest,
und sage dann mit Gotter im Orest:*[174]
„Wenn mich die Menschen fliehn, wenn mich die Götter hassen,
Jetzt hab ich einen Freund, ich bin nicht ganz verlassen!“
Doch ziehst du aus der Freundschaft Hand
das Loos, durch das ein falscher Freund dir schmeichelt,
dir heilige Gefühle heuchelt,
die nie sein schlechtes Herz empfand,
dann siehst du schaudernd beym Erwachen

---

[174]* Ich führe Gotters Uebersetzung an, weil ich sie für schöner als das Original halte, weil Gotter's Alexandriner die einzigen sind, die ich kenne, die auch dem Ohr schmeicheln, indeß der schöne Gedanke den Geist entzückt. Da aber in der lieben Welt so manches möglich ist, was uns nicht möglich scheint, so könnten doch auch wohl Leser dieser Zeitschrift Gotter's Orest nicht kennen, ich will daher die angeführte Stelle so hersetzen wie sie wirklich heißt: „Wenn dich die Menschen fliehn, wenn dich die Götter hassen, Orest, ich bin dein Freund, du bist nicht ganz verlassen!“

dich auf der ödsten Flur verbannt,
umzischt von Schlangen und von Drachen,
und suchst umsonst dein Vaterland.
Denn sich getäuscht von eines Freundes Liebe,
von ihm sich hintergangen sehn,
macht unsern Geist auf immer trübe,
den Schmerz kann nicht die Zeit verwehn.
Und seltner ist, der Menschheit sey's zum Hohne
mit bittern Thränen hier gesagt,
nicht der Brillant in Selims Crone,
als jetzt ein Freund, der Alles wagt
für den Geliebten seiner Seele,
der unerschrocken Pluto's Höle
hinabsteigt, mit gestählter Hand,
und wär's aus centnerschweren Ketten,
vom Untergang den Freund zu retten.
So wie du an des Nordens Strand
sorgfältig kaum ein Blümchen findest,
so trifst du auch, die Fackel in der Hand,
kaum Einen an, mit welchem du das Band
getreuer Freundschaft bindest.
O! Freund, und wie gefährlich ist,
aus tausenden den Einz'gen wählen,
und nicht bestrickt durch schlaue List,
den seltnen Einzigen zu fehlen? —

Nun dann, so frägt mit Ungeduld,
der Jüngling jezt, wo find ich denn die Freude
die nicht entflieht? wo sanfte Huld,
fern von der Feindschaft und dem Neide,
das Schicksal führt? — Glückseligkeit,
die nicht die Flucht der Zeit erschüttert,
vertraulich mir die Hände beut?
Wenn Täuschung Amor's Kuß verbittert,
der Ruhm mit falscher Münze zahlt,
des Landmanns Glück sich nur den Blicken
des Stäters schön und reizend mahlt,
indeß ihn Noth und Sorgen drücken;
wenn Fürstenglanz nicht glücklich macht,
Verzweiflung bey der Freundschaft wacht;
was kann uns Arme dann beglücken? —

„Beglücken, Jüngling, kann der Ruhm,
der Landbau wie der Thron, die Freundschaft wie die Liebe,
folgst du der Seele schönrem Triebe,
nach Musagetes Heiligthum!"
Hier lebt vom Gotteshauch durchschauert,
die Wonne sanfter Harmonie,
hier wo der Schmerz in keiner Thräne trauert,
getröstet durch die Simpatie.

Hier wo der Geist mit Kraft beflügelt,
durch Miriaden Welten dringt,
sich bis zum Thor der Zukunft schwingt,
am Thron des Lichts den Bund besiegelt,
den die Vernunft mit ihrem Schöpfer schloß,
als sich zum erstenmal durch alle Creaturen,
durchs Geisterheer geschaffener Naturen,
der Gottheit Lebenshauch ergoß.
Ein Paradies wird dieses Leben,
wenn uns die Hand der Muse führt,
wir der Vernunft das Scepter geben,
und uns die wahre Schönheit rührt.
Vergnügen ist die frohe Gabe,
mit der Sie uns am Morgen grüßt,
Vergnügen, wenn am stillen Grabe
die Nacht in fernen Glanz zerfließt.
O! Musen, Euer sanftes Lächeln
lockt uns zum Schooße der Natur,
ihr lauscht auf jedes Westes Fächeln,
seht jedes Blümchen auf der Flur.
Ihr seht im Tode neues Leben,
ihr fühlt des Nichtseyns Trauer nicht,
euch sieht kein Auge furchtsam beben,
ihr schaft euch selbst im Dunkel Licht.
Ihr kennt die himmlischen Gesetze,
des Weltsystem's Gestirnenlauf,
ihr schließt der Schöpfung ihre Schätze,
der Zukunft ihren Himmel auf.
Die Freude schwebt in Demantketten,
mit goldnen Locken vor euch her,
ihr schlaft auf weichen Rosenbetten,
kein Tag wird euch durch Sorgen schwer.
Ihr lehrt den Jüngling Freunde wählen,
ihr knüpft das schöne Seelenband,
wo Freunde sich vor Lastern stählen,
und an der Tugend Mutterhand
des Lebens steile Bahnen wandeln,
von gleichem Edelmuth entbrannt,
gerecht, und gut, und groß zu handeln.
Ihr gebt der Freundschaft vesten Werth,
die Liebe wird durch euch erst edel,
und selbst der Held, mit blutgem Schwerdt,
blickt menschlicher durch euch, auf seiner Feinde Schädel.
Ihr zeigt dem Stolz, wie schön es ist,
bescheidne Zwecke zu erreichen,
sich mit dem All der Schöpfung zu vergleichen,
wo man sich selbst, ein Nichts, vergißt.
Ihr mahnt im Rausche seiner Freuden,
den Fürsten an Gerechtigkeit,
und Armen bietet ihr im Leiden,

die Hofnung der Unsterblichkeit.
Nie sinkt die Leidenschaft zu steuern,
aus Eurer Hand der Ruderstab,
und von verkappten Ungeheuern
reißt ihr die schönen Larven ab.
Vor Euren lieblichen Gesängen
entflieht des Lasters Schmeichelsinn,
und Hochgefühl und Tugend drängen
sich stolz zu Eurem Altar hin.
Ihr lehrt die Menschen menschlich werden,
ihr macht des Neides Zungen stumm,
und so verwandelt ihr auf Erden,
die Wüsten in Elisium.

Franz von Kleist.

Das Leben des Cervàntes.[175]

Il corriga son siecle et mourut de misere.

Florian.

Deutschland's Schriftsteller klagen so oft über die Undankbarkeit der Fürsten gegen Genie und Kunst, über die Kälte deutscher Völker gegen ihre größten Männer; sie pralen mit der Vorzeit, zeigen auf die Paulskirche in London, und vergeßen, daß wie auf Virgils Grab, auch meist die Lorbeeren nur auf dem Grabe am prächtigsten blühen. Volksdank glich sich in allen Jahrhunderten, und Fürstengunst hat nie die Wahrheit reich gemacht; die Geschichte führt uns Beispiele dieser Art in jedem Land' an. Griechenland sah seinen Homer in Armut darben; Italien seinen Torquato im Kerker martern; Frankreich und Genf ließ seinen Roußeau mißhandeln und verfolgen; Britannien both aus seinem Ueberfluß kaum die nöthigsten Bedürfnisse Newton an; und selbst Spanien, wo große Geister seltne Erscheinungen sind, sah ungerührt seinen Cervantes in Noth, Mangel und Elend umkommen. Dle Lebensgeschichte dieses großen, unsterblichen Mannes, nur in Fragmenten durch Bertuchs übersetzten Don Quixott in Deutschland bekannt, obgleich so reich an wundervollen Beweisen des erhabensten [90] Geistes, wird die Wahrheit einleuchtender machen, daß nur der Tod den Schleier vom wahren Verdienste reißt und daß ganze Völker, wie einzelne Menschen, nur dann den Werth einer Sache am innigsten fühlen, wann sie sich nicht mehr im Besitz derselben sehn. So ging es auch den Spaniern mit dem Cervantes, bei seinen Lebzeiten bekümmerte man sich nicht einmal um seinen Geburtsort, und nach dem Tode stritten sich vier Städte um diese Ehre. Madrid, Sevilla, Esquivias und Lucena wollten ihn in ihren Mauern gebohren haben; und nur erst seit kurzen entdeckte man seinen Taufschein. Es war an einem heitern Herbsttag, wo die Wälder Neukastiliens von kühleren Lüften durchsäuselt, Erquickung in ihren Schatten gewähren, den 7ten Febr. 1547, als in Alkala de Henarez, einer Stadt in dieser Provinz, Leonora de Cortinas, ihrem Gatten Rodrigo de Cervantes einen Sohn gebahr, der der Stolz seines Vaterlandes, der Lehrer seiner Zeitgenossen, und das Vergnügen künftiger Jahrhunderte ward. Miguel de Cervantes Saavedra war schon als Kind die Freude seiner Eltern; er äußerte schon früh die Kräfte seines Geistes, und zog das Lesen nützlicher Bücher den Spielen der Jugend vor. Mehr ist uns nicht von den Jahren seiner Kindheit überliefert worden, da nur Fürstenkinder das zweideutige Glück haben schon in der Wiege bemerkt zu werden, die Armuth aber des Vorzugs einer unbelauschten Ruhe genießt. Für den Psychologen sind gewiß die Jahre der Kindheit die wichtigsten, und es ist zu bedauern daß man es den Kindern nicht ansehen kann, ob sie einst große Geister werden; es würde eins der schönsten und nützlichsten Geschäfte seyn, die Entwicklung einer solchen Seele von Stufe zu Stufe nachzugehn, da hingegen die Kindheit der meisten großen Männer unbeobachtet dahin schleicht.

[91] Cervantes, da er die ersten Vorkenntnisse erlangt hatte, ging auf die hohe Schule nach Madrid, wo ihn sein Vater Rodrigo unter der Führung gelehrter Männer zum Arzt oder Priester bestimmte. Nur in diesen beyden Ständen konnte man damals in Spanien Glück machen, weil es damals wie jetzt, viele gab die der Heilung an Seel und Leib bedurften, Carl der fünfte den Priestern wohl wollte, und bei seinem Nachfolger keine Veränderung zu erwarten war. Es ging aber dem jungen Cervantes hier, wie den meisten Dichtern, er weyhte sich gegen den Willen seiner Eltern den schönen Wissenschaften, und übertraf in allen Kenntnissen zuerst seine Mitschüler und bald seine Lehrer. Große Vorzüge wecken den Ehrgeiz des Herzens, und den Neid der Zeitgenossen; Cervantes ward ein Opfer von beyden. Er schrieb eine Elegie auf den Tod der Königin Isabelle von Valois, verschiedne Sonnetten und ein Gedicht Filene; Arbeiten, die, wenn sie auch nicht Meisterwerke waren, doch mehr Beyfall verdienten, als sie fanden. Dis ist eine gewöhnliche Erscheinung bey den Werken junger Schriftsteller; die Kritik, in allen Ländern nicht immer wahrhaft und oft vom Neide besoldet, mißt nach einem Maaßstab den Riesen und den Zwerg, prüft zu streng, und besticht durch diese Strenge diejenigen, die keine Kritik haben, und nur der Autorität folgen. Cervantes glaubte sich

[175] Deutsche Monatsschrift. 1792, 2. Bd., S. 89 - 107

durch die Kälte des Publikums beleidigt verließ Spanien und ging nach Rom.

Mit jugendlicher Hitze war dieser Entschluß gefaßt und ausgeübt; Cervantes sah sich ohne Geld, ohne Freunde, ohne Unterstützung in dieser neuen Welt versetzt; Kummer und Noth waren seine Begleiter, und die Nothwendigkeit — diese strenge Gesetzgeberin, zwang ihn endlich als Kammerdiener in die Dienste des Cardinals Aquaviva zu treten. Wer Priestergeist [92] und das Jahrhundert kennt, in dem Cervantes lebte, der wird sich nicht wundern daß diese neue Laufbahn dem thätigen, Wahrheitsliebenden Geist nicht lange gefallen konnte; immer den Launen eines Cardinals nachgeben, statt in einsamer Stille die neuerschienenen Werke Taßo's prüfen zu können, Staub aus Kleidern klopfen, war nicht Cervantes Bestimmung, und unwillig fühlt er oft, wie sehr er von seiner Bahn abgewichen sey. Zu diesen Unwillen kam noch ein unwiderstehlicher Trieb nach Thaten, jedem feurigen Kopf eigen; er wollte nicht blos denken, sondern auch handeln; schon von Jugend auf ruhte seine Fantasie gern auf Gemählde des Sieges und der Schlacht: Krieg jagt' ihm schon damals das Blut in die Wange, und Philipps kriegerisches Jahrhundert, und Solimanns Eroberungen, weckten, von dem Umständen begünstigt, so lebhafte Bilder berühmter Helden in sein Gehirn, daß er sich entschloß in Kriegsdienste zu gehn. Er ward Soldat, und opferte dieser Bestimmung die meisten Kräfte seines Lebens; er diente unter dem berühmten Marko Antonio Colona, als gemeiner Soldat, focht in dem Seetreffen bey Lepanto, welches Johann von Oestreich gewann, tapfer mit, und verlohr in dieser Schlacht die linke Hand. Ob Er als gemeiner Soldat oder in einem höhern Posten dieser Schlacht beiwohnte, war bis jetzt zweifelhaft; doch es ist nicht allein wie Bertuch bemerkt, aus einer Stelle im Viage del Parnaso, sondern besonders aus seinem Aufenthalt in Meßina zu schließen, daß Er nicht mehr als gemeiner Soldat gewesen sey. Cervantes ward nemlich, um seine Wunde heilen zu lassen, und weil er zu ferneren Kriegsdienst unbrauchbar schien, in das Hospital von Meßina gebracht; dis pflegt man aber die meiste Zeit mit gemeinen Soldaten, höchst selten mit Offizieren thun, denen es immer frey steht sich heilen zu [93] lassen wo sie wollen, oder besser, weil diese kein Handgeld bekommen haben, so kümmern sich auch die wenigsten Staaten um ihre Gesundheit. Cervantes aber mußte das Hospital beziehn, and dis ist die einzige Belohnung die Er für seine Dienste empfing. Als er vollkommen geheilt war, verließ Er mit einer Hand weniger diesen Aufenthalt, und da ihm, wie Florian sagt, der Stand eines verstümmelten Soldaten vorzüglicher vor dem eines verachteten Poeten schien, so nahm er wieder Dienste bei der Garnison von Neapel, die denn freylich nicht auf preußischen Fuß muß eingerichtet gewesen seyn, wenn unter ihr einhändige Soldaten dienten. Nachdem er hier die sanfte Luft und die schöne Aussichten Neapels genossen hatte, so entschloß er sich nach seinem Vaterlande zurückzugehn; er bestieg eine Galeere Philipp des zweyten, und verließ Italiens Küsten. Doch es ging dem Cervantes wie dem Ulyßes der Griechen; das Schicksal hatte seine Heimkehr noch nicht bestimmt; die Galeere auf der sich Cervantes befand ward von einem Algierischen Kaper, Arnot Mami, der berüchtigste Corsar seiner Zeit, angegriffen, mit seiner Besatzung gefangen und nach Algier geführt. Jede vereitelte Hofnung ist schmerzhaft, doch einem fühlbaren Herzen ist Trennung von den Seinigen, wenn es sich schon ihres Widersehens schmeichelt, gewiß die bitterste. Dies Gefühl kann nicht der Mißmuth, mit dem Cervantes sein Vaterland verließ, auslöschen; es ist ein ewiges Gefühl der Natur, und der Grönländer zieht seine düstre, schmutzige Höle den Pallästen des Auslandes vor und kehrt mit Entzücken in ihre Dunkelheit zurück.

Wie tief mußte daher das Herz des Cervantes erschüttert seyn als Er sich gezwungen sah, einem grausamen Corsaren in sein Raubnest zu folgen? Dennoch vermogte das unerbittliche Schicksal seinen erhabnen Geist nicht zu demüthigen; an seiner [94] Standhaftigkeit zersplitterten die Pfeile des Unglücks, und Er führte Horazens impavidum ferient ruinae auf das vollkommenste aus. Es muß der Gottheit ein süßes Vergnügen seyn, so die Größe ihres eignen Werks zu prüfen, und sich selbst in ihrer Schöpfung zu bewundern. Cervantes kam in Algier an; und obgleich der Sclave eines grausamen Herrn, und der Todesstrafe beim mindsten Verdacht einer unternommenen Befreiung, gewis, wagt er es dennoch sich mit 14 gefangnen Spaniern in Freyheit zu setzen. Die sämmtlichen Verbündeten kamen überein, einen aus ihrer Mitte loszukaufen, der nach Spanien gehen und mit einer Barke zurückkommen sollte, die Uebrigen, von der Nacht beschützt, zu entführen. Die Ausführung dieses Plans war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft; die Herbeischaffung des Lösegeldes für einen Gefangnen, die Flucht der Uebrigen von ihren

verschiednen Herren, die Ausmittelung eines Orts, wo sie versammelt und doch unentdeckt bleiben konnten, Alles dis schienen unübersteigliche Hindernisse, die zu besiegen sich nur ein Cervantes erkühnen, und die Liebe zur Freyheit unternehmen konnte.

Cervantes Beredsamkeit wußte allen Hindernissen das Schreckende zu benehmen, und einen Anstrich von Möglichkeit zu geben, daß der sterbende Muth der übrigen in neuen Flammen aufloderte, und nun jeder auf das Vollziehn seines Plans dachte. Dis ist das mächtige Uebergewicht großer Geister über kleine; die Kunst, das ohnmöglich Scheinende möglich zu denken und Andern glaubend zu machen; dis ist die einzige Herrschaft, der sich Alles freywillig unterwirft.

Einer der Gefangnen, aus Navarra gebürtig, der von seinem Herrn bestimmt war einen großen Garten an dem Ufer des Meers zu bearbeiten, unternahm es, an einer der verborgensten Gegenden eine unterirdische Höle zu graben, die groß genug sey, [95] 15 Spanier zu verbergen. Zwey Jahr gingen über diese Arbeit hin, während welcher Zeit die übrigen durch Allmosen und durch den Fleiß ihrer Hände so viel gewannen, als zur Auslösung eines Majorkaners, Namens Viane, der die Küsten des Meers genau kannte, nöthig war.

Nun war endlich das nöthige Geld zusammen gebracht, und die unterirrdische Grotte vollendet, es vergingen aber dennoch sechs Monat eh sich alle Gefangne versammelt hatten, und da erst kaufte Viane seine Freyheit, und verließ, nachdem er seinen Landsleuten auf das heiligste geschworen, in kurzer Zeit wieder zu kommen, die Küste von Algier. Cervantes, der diesen Plan entworfen und geordnet, dessen Muth und Standhaftigkeit dem Werke Leben gegeben hatte, wagte während der Abwesenheit des Viane, mit gleicher Unerschütterlichkeit sein Leben für die Freyheit und das Wohl der Uebrigen; er ging alle Nächte Lebensmittel einsammeln, und kehrte jedesmahl beym ersten Strahl des Morgenroths, mit dem eingebrachten Vorrath wieder in die Höle zurück. Der Navarrische Gärtner, der sich nicht zu verbergen nöthig hatte, beobachtete unterdeß mit ängstlicher Erwartung das Meer, und jedes aufsteigende Segel befeuerte seine Hofnung, weckte seine Freude; doch immer fand er sich getäuscht, und manche seiner Thränen befeuchtete die Blume des Gartens. Ungeduldig sahen die Uebrigen ihrer Befreiung entgegen, und so oft der Gärtner in ihre Höle kam, stürzten sie ihm entgegen, um niedergeschlagner zu ihren Sitzen zurück zu kehren. Schon waren in dieser bangen Ungewisheit vier lange Wochen vergangen; täglich sah der Gärtner mit zitternder Angst den vermißten Sclaven nachforschen, täglich hoft er die Barcke des Viane zu entdecken; endlich den 25. Febr. desselben Jahrs 1577,als schon die Nacht mit ihrem schwarzen Schleyer das Meer bedeckte, hört Er das [96] Rauschen eines Fahrzeugs am Ufer; Er stürzt hinzu, und erkennt den längst erwarteten Befreyer.

Viane hatte sich genau die Gegend des Gartens gemerkt und ob es gleich Nacht war, so wußte er doch sein kleines Fahrzeug so gut zu lenken, daß er glücklich den Ort seiner Bestimmung erreichte. Er war von Algier nach Minorka gegangen, hatte dort dem Vicekönig das Elend seiner Landsleute, und sein Unternehmen bekannt gemacht, und ihn um Unterstützung gebeten. Der Vicekönig gab ihm eine Brigantine, und mit dieser kam Er nun, das Herz voll Hofnung und Freude, zur Befreiung seiner Brüder hier an. Kaum daß ihn der Gärtner erkannte, so flog er zu den Uebrigen in die Höle, und verkündigte ihr nahes Glück. Das längst Erwartete überrascht oft mehr als das Fremde; alle vierzehn Spanier faßte ein allgemeines Staunen der Freude, aber nur wenige Augenblicke, so fielen sie sich wechselseitig um den Hals, herzten und küßten sich; vergessen waren alle Leiden, alle Gefahr, alles ausgestandne Ungemach; ein Augenblick der Freude verwischte die Jahre des Kummers aus ihrem Gedächtniß; jauchzend drängten sie sich aus der Höle, und Freudenthränen entstürzten ihren Augen, da sie das Fahrzeug ihres Befreyers erblickten. Aber — o zu grausames Schicksal! — in demselben Moment als der Schnabel des Schiffs schon das Ufer berührt, als die freudigen Spanier sich eben in das Fahrzeug werfen wollen, geht ein Trupp Algierer dieser Gegend vorbei, vom Geräusch aufmerksam gemacht, bleiben sie stehen, erkennen die Christen, und rufen: zu den Waffen! zu den Waffen! — Viane, den nicht Cervantes Muth beseelte, erbebt, stößt vom Ufer ab, gewinnt das ofne Meer, und verschwindet, indeß die unglücklichen Gefangnen, aufs neue in Sclavenfesseln zurückgesunken, nach den Innersten ihrer unterirrdischen Höle fliehen, und dort ihr Unglück beweinen.

[97] Muthlosigkeit hatte sich jetzt ihrer bemächtigt, alles weinte, klagte, nur Cervantes stand unerschüttert,

sprach ihnen Muth ein, weckte ihre Thätigkeit und machte sie mit der Allmacht des Menschen bekannt, wenn ihn Unverdrossenheit und vester Wille führen; er schmeichelte ihnen mit der Rückkehr des Viane, und hofte selbst ihn wiederzusehn; aber er betrog sich, Viane, von einem so mißlungnen Versuche abgeschreckt, kam nicht wieder. Nun stieg die Verzweiflung der unglücklichen Spanier aufs höchste; in einer dumpfen engen Höle eingesperrt, hatte sich die Lust verpestet, und schreckliche Krankheiten wütheten unter sie; jede Hofnung zur Freyheit war ihnen verschwunden, und zehnfach schwerer drückte sie jetzt das Ungemach ihres Aufenthalts. Cervantes selbst fehlten zuletzt Kräfte, ganz allein ohne einige Hülfe den gesunden Theil seiner Landsleute zu ernähren, nnd der Kranken zu warten; er sah sich daher genöthigt mit Einem seiner Cameraden die Mühseligkeiten zu theilen, und ihm das Herbeischaffen der Lebensmittel anzuvertrauen. Cervantes, dieser große Menschenkenner, hatte sich aber hier in der Wahl seines Gehülfen geirrt; es war ein nichtswürdiger Verbrecher, der kaum die Höle verlassen hatte, als er zum König von Algier eilte, Muselmann ward, und selbst einen Trupp Soldaten zur Höle führte, wo man die übrigen 13 Spanier fesselte, und vor den König Azan brachte. Kaum waren die unglücklichen Spanier vor den König geführt, so versprach er ihnen allen das Leben zu schenken, würden sie den Rädelsführer dieses Unternehmens angeben. „Ich bin es“, rief der kühne Cervantes, „schenk meinen Brüdern das Leben, und laß mich sterben!“ Diese Worte, mit dem Ton des edelsten Stolzes und den Blicken eines Gottes gesprochen, erschütterten den Tirannen; er ehrte die hohe Unerschrockenheit des Mannes, er gab ihn seinem rechtmäßigen Herrn Arnot Mami [98] wieder, der gleich ihm einen so tapfern Mann nicht wollte sterben lassen. Der bedauernswürdige Navarrische Gärtner aber, ward an einem Fuß aufgehangen, bis ihm das herabschießende Blut erstickte.

Cervantes, vom Schicksal betrogen, von einem Freunde verrathen, ln Sclaverey zurückgeführt, blieb dennoch sich gleich; und dachte nur noch mit mehrern Eifer auf Mittel, seine Fesseln zu brechen. Großen Seelen ist Unglück ein Sporn zu noch größern Thaten, und wen Unfälle demüthigen können, der war nie gros. Cervantes versuchte seine Befreiung viermal umsonst, und war jedesmal der Todesstrafe nah; sein letzter und kühnster Versuch war, alle Christensclaven zur Empörung zu reizen, zu bewafnen, und so Algier anzugreifen und zu erobern. Aber auch dieser kühne Plan ward entdeckt, und dennoch dem großen Manne das Leben geschenkt; ein Beweis, daß die Größe auf barbarische rohe Nationen eine größte Würkung macht als auf die verfeinerten, und daß sie die natürliche Tugend im politischen Verbrechen zu ehren wissen.

Florian, dem ich das Meiste dieser Lebensgeschichte nacherzähle, macht hier die Bemerkung, daß es wahrscheinlich sey, Cervantes habe in der Nouvelle, der Sclave, eine der anziehendsten des Don Quixott, von sich selbst gesprochen, wenn er sagt: „der grausame Azan, König von Algier, begnadigte nur einen spanischen Soldaten, Namens Saavedra, der sich öfters den greulichsten Gefahren aussetzte, und Dinge unternahm, welche die Ungläubigen lange nicht vergessen werden.“

Der König von Algier wünschte aber dennoch einen so furchtbaren Gefangnen in seiner Gewalt zu haben; er kaufte den Cervantes von Arnot Mami, und ließ ihn in einem vesteren und engeren Kerker bringen. Kurze Zeit darauf, als dieser Prinz [99] nach Constantinopel gehen mußte, ließ er in Spanien das Lösegeld seines Gefangnen fodern. Die Mutter des Cervantes, Leonore de Cortinas, eine arme alte Wittwe, verkaufte ihre sämmtliche Habe den geliebten Sohn zu befreyen, und eilte nun mit 100 Ducaten, ihren ganzen Reichthum, nach Madrid, zum Großinquisitor, dem die Auslösung der Gefangnen aufgetragen war, diese Summe, als Lösegeld für ihren Sohn, darzubringen. Doch diese kleine Summe, die das ganze Vermögen der armen Wittwe ausmachte, reichte bei weiten nicht zu; der König Azan verlangte 500 Rthlr. in Golde. Die heilige Inquisition, in deren Herzen die Menschenliebe sonst keine Tempel hat, wurde dennoch durch das Elend der armen Mutter gerührt, sie schossen das noch fehlende Geld zu, und so ward endlich Cervantes, nach einer 5jährigen Gefangenschaft, den 19ten Februar 1580 aus den Händen der Ungläubigen befreit.

Bei seiner Rückkunft in Spanien, war er des kriegerischen Lebens in Algier überdrüßig geworden, entschloß sich daher ganz den Wissenschaften zu leben, kehrte in die Arme seiner Mutter zurück, von der süßen Hofnung belebt, sie mit seinen Arbeiten zu unterhalten. Cervantes war damals 33 Jahr alt, und trat nun mit den sechs ersten Büchern der Galatee zum erstenmal wieder in das Publikum; leider vollendete er diesen Schäfer-Roman nie, den Florian umgearbeitet und vollendet, im französischen nachzubilden gesucht hat. Diese Arbeit des Cervantes, die keusche Liebe athmet, schöne Liederchen und einzelne himmlische Stellen

besitzt, und durch die Neuheit des damals herrschenden Novellen Tons den feurigen Spanier entzückte, ward ziemlich gut aufgenommen, und ob die dadurch erzeugte gute Laune oder innerer Trieb des Herzens ihn zur Liebe stimmten, genug er heyrathete noch in diesem Jahr eine gewisse Donna Chaterina de [100] Palacios, die Tochter aus einem guten Hause in Spanien, aber arm, und folglich unfähig seine öconomischen Umstände zu verbessern. Seine Wirthschaft zu erhalten sah sich Cervantes genöthigt Comödien zu schreiben, die, wie Er sagt, von gutem Erfolg waren; ein Beweis, daß damals das Comödienschreiben leichter gewesen seyn muß, als jetzt; wenigstens antwortet ein bekannter deutscher Vielschreiber, der sich zum Gesetz gemacht, den Tag drei Bogen zu füllen, auf die Frage: warum Er nur Romane und nicht Comödien verfertige? „Die Romane fleckten besser, und brächten mehr ein."

Cervantes verließ aber auch bald das Theater, um ein kleines Amt in Sevilla anzunehmen, welche Stadt er denn auch zu seinen Wohnplatz wählte. Hier war es, wo er seine Novellen schrieb, in denen Er mit so lebhaften Farben die Laster dieser großen Stadt schildert. Bekanntlich hat Florian auch in diesem Geschmack dem Cervantes nachgeahmt, und wir besitzen bereits schon eine Uebersetzung der Florianischen Novellen, aber so viel ich weiß, keine von den Cervantischen.

In Sevilla lebte Cervantes einige Jahre das ruhige Leben eines Weisen, der die Nichtigkeit sterblicher Dinge und glänzender Erscheinungen kennt, mit sich selbst und seiner Vervollkommnung mehr, als mit den Thorheiten seiner Mitwelt beschäftigt, ob ihm gleich diese nicht entgingen.

Als Cervantes das funfzigste Jahr erreicht hatte, sah er sich vermuthlich durch Amtsgeschäfte genöthigt, eine Reise nach la Mancha zu machen. Die Einwohner .eines kleinen Fleckens, Argamagillo in dieser Provinz, bekamen mit Cervantes Streit, setzten ihn vest, und ließen ihn eine ganze Weile im Gefängniß sitzen. Diesem Unfall hat Spanien und die Welt das große Meisterstück dieses unsterblichen Mannes, den Don [101] Quixott zu verdanken, welches Werk er hier im Gefängniß anfing, und um sich an die Einwohner dieser Provinz zu rächen, macht' er la Mancha zum Vaterland seines Helden; doch scheint Er etwas darin gesucht zu haben, den Namen des Fleckens, in dem er gefangen saß, auch nicht ein einzigesmal in seinem Roman zu nennen. Cervantes, nachdem Er das Gefängniß zu Argamazillo verlassen hatte, gab kurze Zeit darauf im Jahr 1650, zu Madrid bey Juan de Cuesta in 4to, die erste Hälfte des Don Quixotte, das heißt die ersten beiden Bände heraus; die anfangs, wie die meisten unpersönlichen Satiren sehr kalt aufgenommen wurden. Cervantes, der die Menschen kannte, gab eine kleine Broschüre: „Das Schlangenbad" heraus, welches eine Kritik des Don Quixott war, und seine Verläumder und Verkleiner auf das bitterste lächerlich machte. Kaum war diese kleine Schrift, die weder in Spanien noch sonst wo, trotz allen Bemühungen mehr zu bekommen ist, erschienen, so drängte sich die feine und niedre Welt sie zu lesen, und nur durch sie erhielt darauf der Don Quixott in Spanien den großen Ruf und den Ruhm, den ihm jetzt spätere Jahrhunderte zugestanden haben, und den Er so sehr verdient.*[176] Kaum sahen die Feinde des guten Geschmacks wie allgemein der Don Quixott gelesen ward, wie allgemein er gefiel, so vereinten sie sich sämmtlich gegen den großen Verfasser desselben, und der Schmähungen, Kritiken, Verläumdungen und Satiren war gar kein Ende; Alles was Haß und beleidigte Eigenliebe erfinden [102] konnten, ward gegen den guten Cervantes in Bewegung gesetzt; Edelleute, Priester und Gelehrte vermischten ihr Gift, um das Leben des schon genug gequälten Cervantes zu verpesten. Unglücklicher durch seinen Ruhm als vorher durch die Härte des Publikums gegen seine ersten Arbeiten, durft' er in einigen Jahren Nichts in das Publikum geben; dieses Stillschweigen vermehrte sein Elend, da es weder seine Lust zu schreiben, noch seinen Mangel minderte. Er würde in Dürftigkeit verkommen seyn, hätten sich nicht der Graf Lemos und der Cardinal von Toledo seiner angenommen, und ihm einige Unterstützung geleistet. Diese Gunstbezeugungen, die Cervantes so hoch anrechnet, blieben ihm bis zu seinem Tode; doch waren sie nie weder seinen Verdiensten, noch den Reichthum dieser Männer angemessen. Cervantes, von dem Wunsch

---

[176]* Bertuch erzählt von dem ersten Absatz des Don Quixott gerade das Gegentheil; wenigstens erwähnt er bei dem Absatz der 12000 Exemplare dieser Broschüre nicht, und da Florian überhaupt genauer von den Lebensumständen des Cervantes unterrichtet zu seyn scheint, bin ich diesem gefolgt. A. d. V.

beseelt seine Dankbarkeit dem Grafen Lemos zu äußern, eignete ihm seine Novellen zu, die 8 Jahr nach der Ausgabe der ersten Hälfte des Don Quixott erschienen. Im folgenden Jahr ließ er die Reise auf den Parnaß drucken, ein Gedicht, worin alle damals lebende Dichter sehr scharf die Geißel der Kritik fühlen mußten, dessen Er[p]findung neu und witzig war. Apollo wird nemlich, von einer ungeheuern Anzahl schlechter Dichter, deren es in jedem Jahrhundert viel gab, auf dem Parnaß bekriegt, er schickt dem Merkur nach Spanien, dort seine Lieblinge zu versammeln, und sie zu seinem Schutze nach dem Parnaß zu führen. Mercur findet den Cervantes, und zeigt ihm die Liste von denen Dichtern welche Apollo zu sich verlange, und denen die man besingen müße; bei welcher Liste denn der Witz des Cervantes freyes Feld zu stechen und liebzukosen hatte. Dieses Gedicht bracht' ihm dennoch wenig ein, weil man ihm mit Recht den Vorwurf eines zu großen Selbstlobes dabei machte, wenn er auch, wie der Erfolg bewiesen, mit Recht seinem Don [103] Quixott die Unsterblichkeit prophezeyhte. Dieser Umstand, und die sehr schwache Unterstützung des Grafen Lemos zwangen ihn acht Comödien und acht Entremeses, eine Art kleiner Gedichte, die diesen Namen in Spanien führen, A. 1615 drucken zu lassen; es waren aber Comödien die kein Schauspieler aufführen wollte. Florian hat den Inhalt einer derselben aufgezeichnet, zum Beweis daß der größte Geist nicht in allen Fächern groß sey; der französische Schriftsteller hat aber hier einen schrecklichen Verstoß gegen Cervantes begangen, denn es ist augenscheinlich daß es Satiren auf den damaligen unregelmäßigen und wilden Geschmack der Bühne waren, und daß, wie Bertuch bemerkt, die Beförderer der regelmäßigen Bühne, diese Comödien unterdrückten und sie so lange in Spanien selten waren, bis sie 1749 von dem gelehrten Don Blas Nassare y Periz neu herausgegeben wurden. Der Merkwürdigkeit wegen will ich den Inhalt einer dieser Comödien dem Florian nachschreiben, das Stück heißt der glückliche Raufer; der Held desselben, nachdem er im ersten Akt der größte Schelm von Sevilla war, wird im zweyten Akt in Mexico Mönch, ist dort das Muster des Convents und hat verschiedne Scharmützel mit dem Teufel auf dem Theater, wo er immer Sieger bleibt. Nun wird er zu einer sterbenden Dame des Landes gerufen, die ein sehr unregelmäßiges Leben geführt, ihr die letzte Oelung zu geben; Pater Crux, so heißt er, sucht sie umsonst zur Beichte zu bewegen; sie weigert sich, wegen der Menge ihrer Sünden; endlich bietet ihr der Pater Crux, um ihr den Tod zu versüßen, und ihr von der ewigen Strafe zu befreyen, einen Tausch an, daß er nemlich ihre Sünde auf sich laden, und sie seine Verdienste hinnehmen sollte. Der Tausch geschieht, und nachdem der Handel und der Contrakt unterschrieben, kommen [104] die Engel, die Seele der Sterbenden zu empfangen, indeß der Teufel nun vom Pater Crux Besitz nimmt, und seinen Leib mit einem unheilbaren Aussatz bedeckt. Im dritten Akt thut er Wunder und stirbt. — Wie konnte Florian diese Comödie für ein ernstlichs Werk des Cervantes halten? Wie nicht die Satyre darin erkennen? Doch für die Kühnheit den allgemeinen Modeton lächerlich zu machen, trafen auch diesem großen Manne alle nur denkbare Kränkungen und Unglücksfälle, und um diese zu vermehren gab noch in demselben Jahre ein Arragonier, Fernandez de Avellaneda, ein geheimer Feind des Cervantes, die Fortsetzung des Don Quixott heraus, die wegen der heftigen Ausfälle gegen den Cervantes noch mehr gelesen ward, als sie es durch ihre Güte verdiente. So sehr Cervantes selbst diese Fortsetzung im gerechtesten Unwillen verachtete, so sehr sie auch Florian herabsetzt, so bin ich und gewiß jeder Deutscher dem vortreflichen Uebersetzer des Don Quixott innigst dankbar für die Mittheilung derselben, die der Cervantischen Nichts an Werth nachgiebt. Natürlich aber mußte Cervantes äußerst aufgebracht seyn, und die beste Rache die er freylich nehmen konnte, war selbst die Fortsetzung seines Werks zu schreiben, die der ersten Hälfte an Schönheiten noch übertrift, weil er die Kritiken seiner Mitwelt genutzt hatte. Ganz Spanien erkannte den Werth dieser Fortsetzung, aber je mehr man Wider willen den Verfasser bewundern mußte, je mehr Vergnügen macht' es den Neidern, ihn durch das Buch des Avellaneda angegriffen und gekränkt zu sehn. Florian bemerkt sehr richtig, daß Spanien wohl nicht das einzige Land sey, wo die Bosheit und der Neid so streng gegen gute Werke, und so nachsichtig gegen die ist, die gute Werke zu verkleinern suchen; ich glaube, unser Vaterland bietet uns auch Beweise genug dieser alten Gewohnheit. [105] Meisterstücke müßen allerdings mit strengerer Kritik, als Proben von Anfängern behandelt werden, aber Neid und Parteylichkeit entehren jede Kritik, sie spreche über Menschen oder über Bücher ein Urtheil. Uebrigens ist das Urtheil Florians wohl zu übereilt, wenn Er sagt, daß man, so lange Cervantes lebte, den Avellaneda gelesen, aber nach dem Tode desselben seinen Feind vergessen habe; man ließt den Avellaneda

noch, und wird ihn noch lange mit Vergnügen lesen.

Diese zweyte Hälfte des Don Quixott war das Letzte was zur Lebzeit des Cervantes von ihm gedruckt ward; der Tod überraschte ihn als er an den ernsthaften Roman, Persiles und Sigismunda, der ein Jahr nach seinem Tode 1617 erschien, die letzte Feile setzte. Eine Wassersucht warf ihn auf das Krankenlager, und da er gleich an seine Beßrung verzweifelte, und fürchtete, seinen Roman nicht vollenden zu können, so vermehrte er durch angestrengtes Arbeiten das Uebel noch mehr, und kam mit schnellen Schritten seinem Ende nah. Ruhig und heiter sah er seinem Tod mit eben der Geduld entgegen, mit der Er so viele Unglücksfälle getragen hatte, und verleugnete so bis zum letzten Augenblick seines Lebens weder die Größe seines Geistes noch die philosophische Ruhe eines Weisen.

Den 19ten April, den Tag nachher, als er schon die letzte Oelung empfangen hatte, ließ er sich noch seinen Roman, Persiles und Sigismunde, bringen, und schrieb noch mit lächelnder Miene und schwacher zitternder Hand, die Zueignung an den Grafen Lemos, der kaum aus Italien angekommen war. Hier die letzten Zeilen dieses unsterblichen Mannes:

„An Don Pedro Fernandez de Castro,

Graf zu Lemos.

Wir haben eine alte spanische Romanze, die nur zu gut auf mich paßt; es ist die, welche sich mit den Worten anfängt:

[106] Schon winkt der Tod zu scheiden mir

und dennoch will ich schreiben Dir, etc.

dis ist gerade jetzt der Zustand, in dem ich mich befinde. Man hat mir gestern die letzte Oelung gegeben; ich sterbe, und es ist mir herzlich leid Ihnen nicht persönlich sagen zu können, wie viel Freude mir Ihre Ankunft in Spanien gewährt. Diese Freude hätte mir mein Leben erhalten können; aber der Wille Gottes geschehe! Ew. Exellenz werden wenigstens wissen, daß meine Dankbarkeit noch an dem Ende meiner Tage nicht aufhörte. Ich hab' es sehr bedauert, daß ich verschiedne Arbeiten, die Ihnen bestimmt waren, als die Garten Wochen, den großen Bernard, und die letzten Bücher der Galatee, von der ich weiß daß Sie einige Güte für sie hegen, nicht habe vollenden können; aber dazu würd' es eines Wunders des Allmächtigen bedürfen, und ich bitte nur von Ihm für Ew. Exellenz zu wachen.

Madrid, den 19. April 1616.

Miguel de Cervantes."

Nachdem er diesen Brief geschrieben lebte er noch vier Tage, und starb den 23sten April, in einem Alter von 68 Jahren und 6 Monaten, mit der Ruhe und den Ruhm eines Weisen. Ihm eine Lobrede halten zu wollen, wäre so thörigt, wie Florians Bemerkung, daß ein Mensch, der den Don Quixott geschrieben, wie Cervantes in Algier so hohe Tapferkeit geäußert hätte, kein gewöhnlicher Mensch sey. Um dies zu fühlen braucht man nur seine Werke zu lesen, durch die Er sein Jahrhundert belehrte und verbesserte, und was die weisesten Männer durch ihre Werke nicht vermogten, die Raserey, sich nach den Ritterbüchern zu bilden, wenigstens bey den größten Theil der gebildeten Welt lächerlich machte. Trotz seinen vielen Unglücksfällen hatte Cervantes dennoch [107] das seltne Glück, schon bei Lebzeiten den allgemeinen Eindruck seines Don Quixott zu bemerken, und seiner Unsterblichkeit gewiß zu seyn. Vom König bis zum Schneider, in der Hütte wie auf dem Thron ward der Don Quixott gelesen, bewundert, geschätzt; und nur in diesem Buch entwickelt sich ganz der große Geist seines Verfassers, dem die damalige und die jetzige Welt so manches Vergnügen zu verdanken hat. Bertuch erzählt von dem Beyfall mit dem der Don Quixott in Spanien aufgenommen ward, folgende Anekdote von Philipp den Dritten. „Dieser Monarch stand einmal, noch bey Cervantes Lebzeiten, auf einen Balcon im Schlosse zu Madrid, von welchem er die Aussicht nach dem Manzanares hatte. Ein Student ging an dem Ufer desselben spaziren, las in einem Buche, setzte aber oft ab, schlug sich mit der Hand vor die Stirn, und geberdete sich wie ausgelassen vor Freude, „der Mensch ist

entweder von Sinnen, oder ließt den Don Quixott," sagte der König. Man schickte sogleich hin und es fand sich daß Er ihn wirklich las." —

Und dennoch starb dieser Mann im Elend? — Wer darüber staunen kann, kennt die Dankbarkeit der Könige für Geisteswerke nicht. Der mechanische Künstler findet Belohnung, weil seine Kunst die Königswürde nicht antastet; der Schriftsteller, der geistige Künstler hat schon viel gethan, wenn der Neid schweigen muß und die Bewunderung reden darf; zu Belohnungen wird es aber nie kommen, denn die gewöhnlichen Fürsten nehmen sich nicht drolliger aus, als an der Seite der Cervantes, Leßings, und solcher Art von Menschen, die Cronen ohne Herrschaft tragen.

Franz von Kleist.

Nicolaus der Taucher.*[177]

I.

So manchen Held, so manches Ungeheuer
das Purpurrock und Krone trug;
so manchen Ritter und so manches Abentheuer
wo mit Centauren sich ein Idris schlug,
und doch der Leser noch nach einem Helden frug;
so manchen Weisen und so manchen Menschenscheuer,
der weise hieß, weil moosiges Gemäuer
und Waldung ihn verbarg, weil er die Welt zu klug,
und sich zu nüchtern hielt; so manchen Mädchenfreyer,
so manchen Kuß, so manche Minnefeyer,
so manch Gewand, so manches Busentuch,
so manchen Thränenbach und naßgeweinten Schleyer,
so manch Achillus Schild, so manchen Ritterkrug,
und kurz so Manches was vom Throne bis zum Pflug,
vom Löwen bis zum Schaaf, vom Sperling bis zum Geyer,
die Muse mit Apollo's goldner Leyer
besungen hat und noch besingt;
so sang sie doch, ob sie sich gleich im Feuer
der Geisteskraft ins Meer und in den Himmel schwingt,
den großen Taucher nicht, das Wunder seiner Zeiten,
dich Nicolas, dich großen Mann,
der wie Neptun auf wilden Wogen reiten,
und in dem Grund der Scilla schlummern kann!
Dich sing ich, und die Harmonie der Saiten,
soll deinen Ruhm und meine Kunst verbreiten! —

II.

Als Friederich der Held, nach vielen Uebelstand
Neapels Scepter aus Gregorius Händen wand,
Gregor, der Könige mit Sklavenketten führte,
despotischer durch Gottes Wort regierte,
als je im alten Römerland,
auf ihrem Kaiserlichen Throne
die Domitiane und Nerone;
so ging's dem Kaiser wie's so manchem König geht,
der ausser seiner goldnen Krone,
der Oper, und dem Hofpoet,
(den Titel gab man Narren sonst zum Lohne,)
Nichts hat, wodurch der hohen Majestät
die Zeit halb schlummernd und doch gut vergeht; —
Er hatte Langeweile.

---

[177]* Siehe von der Geschichte dieses unter den Namen Nicolaus Pescecola berühmten Tauchers das Nähere in dem neuerdings herausgekommenen Abriß einer Naturgeschichte des Meers, vom Geh. Sec. Otto, Berlin 92. Seite 22 bis 24. 2016: Otto bezieht sich auf Kirchner, mundus subterraneus Tom. I, p. 79.

Deutsche Monatsschrift. 1792, 3.Bd., S. 53 - 72

In diesem kritischen Moment
ist dem nicht wohl, den man des Fürsten Liebling nennt;
die Herren halten dann für eine Circussäule
den Busenfreund, und tauchen so zur Lust
wie Alexander, ihre Pfeile
in seine unbewehrte Brust;
doch hat, ein Späschen dann zu rechter Zeit ersonnen,
auch manchem schon des Fürsten Gunst gewonnen.
So ging's nach hergebrachten Brauch
den großen Kaiser Friedrich auch;
zwey Stunden sah er schon aus seinem Fenster
ins weite Meer, und hatte Nichts entdeckt,
was Laune stört und Neugier weckt,
denn damals sah man nur bei Nacht Gespenster,
nur wenn ein priesterlich Genie
uns seine Brill' und seinen Glauben lieh:
doch wie man weiß verändern sich die Zeiten,
man kann ein Kaiser seyn, und doch auf Eseln reiten.
Was aber auch das Heer der Zweifler sagt,
wer sehen will wird Etwas wohl entdecken;
ein Unfall darf den Forscher noch nicht schrecken,
wer nur viel Zeit an die Entdeckung wagt,
der sieht, wie jener, im Apoll des Bellvidere,
doch, was Er erst nicht sah, des griechschen Künstlers Ehre.
Auch Friedrich sah zuletzt, im weiten Meere
mit Wogen streiten einen Mann,
der bald im Abgrund lag, bald an den Wolken schwebte,
und der, obgleich die Fluth ihn zu verschlingen strebte,
doch immer kühn den schweren Sieg gewann,
bis er Sicilien erreichte.
Hier stieg er aus und war so wohlgemuth,
als ein Prälat, wenn in der Beichte
in seinem Arm ein schönes Mädchen ruht;
denn unter uns gesagt, soll in den Beichtestühlen
Asmodi oft Prälatenrollen spielen.
Der Kaiser sieht ihn kaum am Ufer stehn,
befiehlt er auch den Mann vor seinen Thron zu führen,
und will, man kann daraus der Fürsten Launen sehn,
mit dieser Seltenheit, den Park des Schlosses zieren.
Der Läufer eilt, was er nur eilen kann,
und bringt vor seinen Thron den wunderbaren Mann.

III.

Hier steht er nun, mit dunkelbraunen Wangen,
mit krausem Bart und abgeschornem Haar,
mit schwarzen kleinen Aug', aus welchem Blicke drangen,
die Friederichen selbst, der Held und Weiser war,
zum Zittern und Erstaunen zwangen.
Sein kurzer Leib, gedrängt und vest
zeigt Muskeln die ein Paar von Ceilons Schlangen

erdrücken, und ein ganzes Löwennest,
trotz einem Herkules, zerstören können.
Die Haut ist rauh, sein Bart ist ausgebleicht,
die Stirne breit; der große Mund erreicht
das größre Ohr, die Nase scheint zu brennen,
und wer ihn sieht der mögte rennen.
So steht Held Nicolas vor Friederich,
sieht einen Menschen nur in ihm wie sich,
und frägt mit männlich vestem Tone:
„Was soll ich Herr vor deinem Throne?“
Mir sagen wer du seyst! erwiedert ihm
der Kaiser stolz. „Ein Mensch, der mit dem Ungestüm
des Meeres ringt, so Er, der von den Sitten
des vesten Landes wenig weiß;
doch der dabey, vergebt Herr Kaiser, mehr gelitten,
mit größeren Gefahren schon gestritten
als ihr vor Rom; nur daß ich meinen Schweiß
noch immer baar bezahlt bekommen,
wenn ich von Napel bis Sicilien geschwommen.“
Das kannst du? — „Ja, Herr Kaiser, ich kann viel
was man mir nicht auf meiner Stirn geschrieben,
und meine Kunst ist nicht ein Taschenspiel;
doch sollt’ mein Name wohl euch unbekannt geblieben,
euch Nicolas noch nicht genennet seyn?“
Du Nicolas, der weltberühmte Schwimmer?
Der wie man sagt, oft Tage lang allein
das Meer bewohnt, der Schiffe Trümmer,
eh sie am Ufer sind in seine Arme nimmt,
bald nach Neapolis bald nach Meßina schwimmt?
Der viele Tage lang das Meer zu seinem Tische,
zu seiner Speise rohe Fische
und Austern hat? Du bist der seltne Mann
der solche Wunder leisten kann?
„Ja Herr ich bins, und es ist keine Lüge
was euch der Ruf von mir gesagt;
kein Strudel ist in den ich mich nicht schon gewagt,
und den ich nicht mit meiner Brust durchpflüge;
des Meeres Grund ist mir so wohl bekannt,
als manchen kaum sein Vaterland,
und läge nur ein Schatz in des Charibdis Schlünden,
ich wollt ihn schon trotz allen Strudeln finden.“
Ist dieß dein Ernst? „Herr Kaiser, traun, ihr wißt,
daß mit den großen Herrn kein gutes Spaßen ist,
und habt ihr Goldes zu verlieren,
so werft’s hinein, ich will es bald ans Tageslicht,
vor Euer Aller Angesicht,
der wilden Meeres Fluth entführen!“
Ich halte dich beim Wort! wir wollen sehn,
was du vermagst, längst wünscht ich von den Schlünden,
der Scilla die Natur, den Boden zu ergründen:

du glaubst die Kunst des Tauchens zu verstehn,
wohlan, du sollst in diesen Schlünden,
ein goldnes Trinkgefaß zu deinem Lohne finden;
so wie der Morgen graut werd ich zu Schiffe gehn,
vor deinen Augen diesen Becher,
aus Gold gediehen, in die Fluth
der Scilla werfen; hast du dann nicht Muth,
treu deinem Wort zu seyn, so wirst du als Verbrecher
zum Kerker fortgeführt; doch stürzest du herein, —
so ist der goldne Becher dein.
„Verzeiht Herr Kaiser, wenn ich aber drinnen bliebe,
was wär's denn dann? — Doch weil ich einmal muß
so mag's drum seyn! Kein Kraut hilft für die Liebe,
kein Kraut hilft für den Tod!"
Der Kaiser lächelt, und ein gnadevoll Geboth
befiehlt ihm mit dem Morgenroth
des andern Tags zurückzukehren,
doch jetzo länger nicht den Kaiser zu beschweren.

IV.

Kaum ist der Schwimmer fort, um in das Meer,
berauscht von Hofnung, sich zu tauchen,
so scheint ein Wind die ganze Stadt umher
die Neuigkeit des Hofes auszuhauchen;
der Kanzler ist bestürzt daß Er
noch nicht den Nicolas gesehen;
der Kammerherr will nicht zu Bette gehen
bevor er nicht den Schwimmer kennt. —
Der thätige Minister der Finanzen
der schön claßificirt ein jedes Wesen nennt,
was unter Napels Firmament
vom Kaiseraaul bis zu den Wanzen,
vom Bischof bis zum Gänsehirt
mit baaren Geld versteuert wird,
der hatte bald den Tod vor Schrecken
ein neu Geschlecht von Menschen zu entdecken,
das er auf keiner Liste führt. —
Die Polizey die in Gebüsch und Hecken,
in Haus und Kammern spionirt
ob nicht Franzosen drinnen stecken,
die über Geist und Leib regiert,
nicht gerne die Gelegenheit verliert
ihr kahles Haupt hervor zu recken,
und Schlummernde aus süßen Traum zu wecken,
die gute Polizey war wie vom Schlag gerührt,
daß Menschen in den Meeresfluthen,
von ihr noch ungeneckt und ungehudelt ruhten.
Der Erzbischof nickt sein betagtes Haupt;
„Ja! ja! die Menschheit wird zu weise,
der Himmel wird von ihnen noch beraubt;

ich glaube gar am End' macht einer noch die Reise
zum lieben Mond, der unbesiegbar schien!
und ach! kein Glaubensbaum wird grün,
sie fangen an das Christenthum zu hassen,
und werden endlich gar den lieben Pabst verlassen!"

V.

Indeß die Stadt zur Lustfahrt sich bereitet,
ist man auch schon an Friedrichs Hof bedacht
wie man zum seltnen Fest sich schön und glänzend macht;
der Hoffurier den stolz ein Herold leitet,
läuft Haus zu Haus bis in die späte Nacht
die große Welt Meßina's einzuladen,
und manche Donna, der nicht mehr der Frühling lacht,
begann die Schminken schon sich plätschernd abzubaden,
als ihr die Kammerfrau die Nachricht hinterbringt,
und sie halb jung halb alt aus ihrem Bade springt.
Doch stört' in stiller Liebestrauer,
auch manches schöne Weib die nahe Meeresluft;
schon dachte sie mit Thrän' benetzter Brust,
den künftgen Tag in ihrer öden Mauer
von Eifersucht bewacht, durchlebt;
schon stützt die weiße Hand, umrollt von schwarzen Locken,
das bleiche Haupt, auf das statt Blüthenflocken
ein scheltend Wort des Gatten niederbebt,
als der Lakei des Kaisers Gruß verkündet,
und mit dem Gruß auch jeder Gram verschwindet.
Auch mancher Mann, den Stern und Titel schmückt,
saß noch von Nahrungsnoth gedrückt,
und frug sich selbst: von wem am andern Morgen
wirst du das Geld zum Mittagsmahle borgen?
als ihm des Kaisers Nam' entgegen schallt,
Und wieder frisches Blut durch seine Adern wallt.
So brachte Nicolas, vom Knecht bis zum Minister,
vom Königssohne bis zum Küster,
die ganze Stadt in Thätigkeit:
der Reiche denkt auf Geld, der Arme denkt auf Kniffe,
man miethet Gondeln, Barken, Schiffe,
auch mancher wohl sein reiches Kleid,
und schon ist man um Mitternacht bereit,
begleitet von der Kriegesknechte Schaaren,
im Kaiserlichen Zug die Scilla zu befahren.

VI.

Kaum taucht Titania den rosenfarbnen Mund
in die beperlten Meereswogen,
so macht Trommeten Schall Meßina's Volke kund,
der Kaiser habe jetzt das wilde Meer bezogen,
durch Nicolas den tiefen Schlund
der Scilla und Charibdis zu ergründen!

Und alles was zwey Beine hat
stürzt wie besessen aus der Stadt
den Kaiser noch am Strand zu finden.
Sie stürzen hin, da schwebt auf stillem Meer
der prächtge Zug; zweyhundert Ruder kahnen,
bepflanzt mit goldgewirkten Fahnen
des Kaisers Majestät, und vor ihm her
rauscht eine Gondel wo aus schmetternden Trommeten,
ein Jubelchor dem Tag entgegen schallt
von dem der Ton sich kaum ins Meer verhallt
als schon ein andres Chor von Hörnern und von Flöten,
das sanftre Herz melodischer durchwallt.
Dem Kaiser folgt in einem leichten Kahne
der Schwimmer Nicolas, und seine Miene zeigt,
daß er das Meer beim wüthendsten Orcane
auch ohne Schiff und ohne Furcht besteigt.
Nach ihm erscheint im glänzenden Gedränge
der Gondeln schön gemahlte Menge;
hier zeigt ein Staatsmann seinen Stern,
ein Krieger dort des Körpers schlanke Länge;
hier hascht ein Kammerherr nach einem Mandelkern
den, einen schönen Fuß zu zeigen,
ein lächelnd Fräulein fallen ließ,
als ihr der Hofprälat ein irdisch Paradies,
verstünde sie die Kunst zu schweigen,
und Ablaß aller Schuld verhieß;
hier weht ein Fächer die erbleichten Wangen
der Gattin des Ministers an;
sie war zu früh aus ihrem Bett gegangen,
und da sie nicht die Luft des Meers vertragen kann,
so hat die Ohnmacht sie befallen;
dort steht ein Graf mit Demantschnallen
an Huth und Gurt, er scheint leicht wie der Wind
der auf dem Meere weht, obgleich ein Tempelritter,
und zählt mit vielen Witz, wie viel Personen sind
und macht bemerkbar, daß im Fall sich ein Gewitter
zusammenzieh, es spashaft würde seyn
den rauschenden Tumult zu sehen,
das Kreuzen, Fallen, Stoßen, Drehen
der Gondeln, und berauscht vom Wein,
im liebetrunknem Streite,
das Schelten der gemeinen Leute.
Die ganze große Welt belacht den feinen Witz,
und jeden hört man vom Gewitter sprechen,
und jeder liebt den Donner und den Blitz
und macht die Furcht vor Stürmen zum Verbrechen.
Indeß man hier sich mit Gewittern quält,
ersticken dort die Damen bald vor Lachen,
ein junger Reisender, dem Alles fehlt
bei schönen Weibern Glück zu machen,

doch der im Geist sich Herr von allen Herzen sieht,
für jede Daphnis fühlt, für jede Leda glüht,
ist, im Begriff der Liebe Schwur zu lallen,
begeistert ausgeglitscht und in das Meer gefallen,
aus welchen ihn mit starker Hand
der Schiffer an den Bord gezogen,
nachdem des Meeres kalte Wogen
gelöscht der Liebe kühnen Brand. —
so schön gruppirt, umspielt von leichten Winden,
hält, eh man's glaubt, der Zug vor des Charibdis Schlünden.

VII.

Die Fürsten sind nicht Freunde der Gefahr,
man wundre drum sich nicht daß in gehör'ger Weite
auch Friedrich stehen blieb, denn in der Nähe war
kein Scherzen hier, da half kein Pracht Geleite
und keiner Kriegesknechte Schaar,
man ward in Umsehn da des Strudels Beute,
und wär' man auch ein Peleid' im Streite,
und weise wie Ulyß; das Ungeheuer Paar
ehrt, weil Homer es will, das graue Haar
nicht aus Instinkt, es nimmt dem Kinde von der Seite
den Vater weg, und wenn er hundert Jahr
ein wüstes Troja eingeschlossen,
und wären seine Schlachtgenossen,
auch Pallas, Mars, Diana und Apoll;
wen nicht der Strudel fassen soll,
der sey gescheut und bleib in sichrer Hütte,
und schlummre sanft in seiner Freunde Mitte.
So denken wir, doch nicht Held Nicolas,
dem war, was uns ein Schrecken deucht, ein Spaß;
er sah mit kalten Muth die ungeheuren Wogen,
wie sie ein Felsenstück, erst auf und ab,
dann wirbelnd vom Olymp bis in der Hölle Grab
mit donnerndem Geräusche flogen;
Er sah — doch halt! daß mich nicht die Tarantel sticht,
kennt einer unter uns Charibd und Scilla nicht,
und möchte doch ihr Bildniß treffend sehen,
der überschlage jetzt, in Demuth muß ich flehen
so liebevoll als möglich mein Gedicht;
ihm wird des Strudels Macht, mit schauervollen Bildern,
Homer im zwölften Buch der Odyssea schildern.
Wir sehn indeß Messina's Volk gerührt
und voll Erwartung stehn, sehn schon den Becher blinken,
den Kaiser Friederich mit seinem Schnupftuch winken,
und jetzo, wie vom schnellsten Blitz geführt
den Becher in die Fluth versinken.
Gott! ruft das Volk; da stürzt sich in die Fluth
Held Nicolas, und ist im Nu verschwunden!
Nicht wahr, mein Freund, ein solcher Sprung will Muth?

Ich meines Theils bin jedem sehr verbunden
der diese Probe mir erläßt;
gebohren werden ist ein Fest
das Heid' und Christ nur einmal feyert,
und was uns Mancher auch von seinem Himmel leyert,
so sag ich doch mit jedem guten Christ
wohl dem der nicht gestorben ist.
Gestorben? nun das ist noch nicht entschieden,
Herr Nicolas wird doch verständig seyn,
drey Männer mußten ja im heißen Ofen sieden,
und kamen doch mit Kopf und Arm und Bein
so heil heraus, als wär's vom Fieber zu genesen
ein kühlend Rosenbad gewesen,
warum soll Nicolas allein
ein Opfer seiner Laune seyn?
Der Himmel ist gerecht! doch ach! zwey viertel Stunden,
sind schon dem Volk' erwartend hingeschwunden,
umsonst, kein Nicolas erscheint;
der Kaiser ist bestürzt, der Hofstaat scheint,
des Kaisers wegen, auch betroffen;
die Priester werden ernst, manch schönes Auge weint,
und nur der Hofpoet, der in der Kunst zu hoffen
geübt war, er allein verliert noch nicht den Muth;
als plötzlich sich aus der beschäumten Fluth
ein rasselndes Geräusch erhebet,
und wie zur Oberwelt von Pluto's Thron gesandt,
den goldnen Becher in der Hand,
Held Nicolas hoch auf den Wogen schwebet!
Es lebe Nicolas, es lebe Nicolas!
ruft, schreyt, und tobt ohn Unterlaß
der Pöbel erst und dann der Kaiser,
Es lebe Nicolas! Es lebe Nicolas!
schreyt's immer noch — doch mir wird schon die Stimme heiser
und meinen Lesern? — pa! im modigen Gedicht
denkt man an seine Leser nicht.

VIII.

Indeß der Zug, den Schwimmer in der Mitte,
in voller Pracht nach Hause fährt,
entkleidet sich im Dunkel der Cajütte,
Held Nicolas, der ohne Lanz und Schwerdt
und nicht von dem Homer besungen,
hier einen größern Sieg als Held Ulyß errungen.
Ulyß sah dem Verschlingen zu,
doch Nicolas ward selbst verschlungen;
und ihm gebührt mit Recht das brüderliche Du
mit dem der Kaiser ihn, den Blick voll Huld und Gnade
jetzt da er trocken ist, empfängt;
„Du bist ein braver Kerl! und es ist ewig Schade,
daß nicht ein Schwerdt an deiner Seite hängt!“

sagt Friederich, und Alles drängt
sich her den braven Mann, zu Friedrichs Zeit schon selten,
und noch dazu in Kaisers Gunst zu sehn.
Doch so wie in der Welt nicht jede Stempel gelten,
die Launen oft gar wunderlich entstehn,
so will auch Nicolas von keinem Schwerdte wissen,
und liebt die Gnade nur die sich mit baarem Geld,
und ohne Sklavenrock erhält.
Er neigt sich dankbarlich des Fürsten Hand zu küssen;
Herr Kaiser, sagt er, wenn es euch gefällt,
so laßt mich immer auf dem Meere,
im Wasser bin ich zwar ein Held,
wer weiß was ich auf vestem Lande wäre.
„So bleibe was du bist, erwiedert Friederich,
kein Zwang ist gut; doch eh du dich
von mir entferntst, mußt du dein Wort erfüllen,
mit Wundern, die du sahst, jetzt meine Neugier stillen.“
Herr Kaiser, Wunder sah ich nicht
so Nicolas, auch war die Zeit zum sehen
so genau gezählt, und in dem tiefen Grund das Licht
so sparsam ausgetheilt, daß Wunder zu erspähen
unmöglich war; kaum daß ich diesen Becher fand,
den mir sein Glanz verrieth der halb im Sand,
dem Sande schien der Boden hier zu gleichen,
so vest wie eingemauert stand.
Nur mühsam konnt ich ihn mit meiner Hand
die kalt und ohne Leben war erreichen,
ich zog ihn zu mir her, und dachte nun
an weiter nichts als gut heraus zu kommen.
Ja Herr, ich habe viel im Leben schon geschwommen,
doch diesen Sprung zum zweytenmal zu thun,
kann Euer Kaiserthum im Grunde liegen,
ich gönn es warlich mit Vergnügen
dem der gleich mir sich in den Strudel stürzt.
„Wie Nicolas, ist so dein Muth gesunken?“
fragt Friederich, „ein goldner Becher würzt,
doch sonst so manches Leid; Gold facht erloschne Funken
des Muths in ganzen Heeren an,
und sollte dich nicht mehr bewegen können?
Was ist für dich das Meer? ein kühner Mann
muß über sich nie der Gefahr den Sieg vergönnen;
leicht ist was man mit Muth beginnt, gethan;
versuch es noch einmal mir von den Wunderdingen
die Scilla’s Grund vergräbt, Bescheid zu bringen;
du sollst auch dann zum Lohn, aus feinem Gold
den zweyten Becher und noch hundert Gulden finden.“
Das Glück, so Nicolas, ist uns nicht immer hold
und daß ich aus den grausen Schlünden
zu Tage wieder kam, die Wahrheit zu gestehn
war Nichts als Glück Herr Kaiser;

und wie ihr wißt, macht die Erfahrung weiser
drum laßt in Gnaden mich nach Hause gehn,
und einem Anderen das viele Gold verdienen.
„Verwegner“, fiel der Kaiser ein, mit Mienen
die Zeugen seines Zornes sind,
„mit Worten muß ein Mann, nicht wie ein Kind
mit seinen Puppen spielen;
was erst Verdienst, kann itzt nicht Zufall seyn,
kein Blinder wird nach einer Scheibe zielen;
du rühmtest dich die kühne Kraft sey dein,
bis in den tiefsten Grund des Meers zu tauchen,
und diese Kraft, ich will’s, du sollst sie jetzt gebrauchen.“
Herr Kaiser, zürnt mir armen Schwimmer nicht,
wenn ihr befehlt muß ich umsonst es wagen,
was kann ein armer Knecht zu seinem Kaiser sagen,
und wolltet ihr mir ins Gesicht
mit Euern hohen Händen schlagen,
ich würd’ es ohne Murren tragen,
geduldig seyn ist eines Christen Pflicht,
und bey den Heiligen ich bin kein Bösewicht;
acht Tage fleh ich nur um Zeit mich auszuruhn,
dann will ich was ihr wollt, ja alles gerne thun.
„Die Zeit sey dir vergönnt, man soll sogar zum Zeichen
der Kaiserlichen Gunst, in meinem Schloß
dir Speis’ und Trank aus meiner Küche reichen.“
Der Kaiser spricht’s, und sanft gerudet, floß,
auf Mittag zeigt der Zeiger aller Uhren,
des Kaisers Gondel nach Meßina’s schönen Fluren.

IX.

Bekümmert schleicht der große Nicolas
dem Schlosse zu, und hört das Lustgetümmel
des Volkes nicht; in seiner Noth vergaß
er Volk und Ruhm, und denkt nur an den Himmel
und an des Wassers Schutzpatron.
„Ach!“ seufzt er, „wär doch jeder Erdensohn
so klug, und hütete sich vor der Gunst der Fürsten;
veränderlich ist Alles was am Thron
gedeiht und blüht; der schwererrungne Lohn,
nach dem getäuscht, oft tausend Zungen dürsten
ist meist ein Köder, der den Unerfahrnen reizt
mit ihm, noch eh er’s weiß, sein Herz sich zu zerreißen.
Wer nach dem Glanz der Fürstenliebe geizt,
der kann mit Recht der Thoren Erster heißen,
entkräftet und verarmt sieht er zuletzt,
kann ihn sein Fürst nicht mehr wie sonst gebrauchen,
daß man nicht ihn, nur seinen Herrn geschätzt;
dann scheint die Luft ihm giftig anzuhauchen,
man flieht ihn weil man ihn entbehren kann,
und jeder sagt, das war der reiche Mann!

Ich Thor, sonst konnt ich mich in jedes Wasser tauchen,
und war so frey und lustig wie der Fisch
der vor mir her in klaren Wellen spielte,
und keinen Zwang und keine Herrschaft fühlte;
doch jetzt? jetzt winkt mich zwar der Kaiserliche Tisch
mit allen seinen Kostbarkeiten,
doch nur um, mag ich wollen oder nicht,
zum Tode mich bestmöglichst zu bereiten.“
Indeß der arme Mann so wunderweise spricht,
man glaubt es kaum wie klug Gefahren machen,
so sitzt der Kaiser schon beim Mittagsmahl
erhebt mit schweren Arm den schäumenden Pokal,
und trinkt, im Ernste halb und halb im Lachen,
so in dem Ton wie ein besalbter Mann
der Niederen Verdienst bewundern kann
des armen Schwimmers Wohlergehen.
Der Hofkaplan, der kaum zu stehen
viel weniger zu sprechen mehr vermag,
will Seine Heiligkeit so recht ein Ansehn geben,
und trinkt dem Kaiser zu: der jüngste Tag
wo auch die Todten wieder leben!
und fällt, indem er’s sagt, dem Todten gleich,
bei seinem Stuhle trunken nieder;
der Hofpoet, ein Kopf, der alte Lieder
in neue Formen schrieb, bemerkt: des Priesters Reich
sey nicht von dieser Welt, so viel sey abzusehen,
zu seiner Zeit da werd’ er wieder auferstehen.
Der Hofpoet sprach wahr, denn siehe! kaum
sind dem Kaplan im süßen Traum
vier volle Stunden schnell vergangen,
so hat er auch den Chorrock umgehangen
und schreyt gelehnt an seinem Hirtenstab,
mit stärkrem Baß wie vor zwey Dutzend Messen ab.
Der arme Nicolas wird während dem vergessen,
sitzt sorgenschwer bei seinen Mittagsessen,
denkt zitternd an sein nahes Grab,
und folgt dem Kastellan im schöngeschmückten Garten
in einem Sommerhaus die Stunde abzuwarten,
die ihn des Kaisers hohe Gunst
geruhen wird höchst gnädig zu bestimmen
in welcher Nicolas mit der gezeigten Kunst
sich wieder rüsten soll die Strudel zu durchschwimmen.

X.

Der Tag erscheint, die schwere Stunde naht,
Und Nicolas muß sich zum Kampfe rüsten;
und schon verläßt mit Kaiserlichen Staat
derselbe Zug wie erst Meßina's reiche Küsten;
Trommetenschall durchbebt die Luft,
die golddurchwirkten Fahnen flimmern
die hellpolirten Waffen schimmern,
und mancher hochgepriesner Schuft
scheint einem Gotte gleich im Kreise seiner Diener;
man scherzt und lacht und jauchzt und trinkt;
selbst Nicolas, dem schon der Strudel winkt,
wird durch des Weines Kräfte kühner,
und sieht im Geist sich schon, den Becher in der Hand,
zurückgekehrt zum sichern Strand.
Doch nicht das Volk; je näher man dem Ziele
auf stillem Wogentanze schwebt,
je mehr verräth's durch Stille die Gefühle
die Fürstenstolz mit Gold zu unterdrücken strebt;
„Der Kaiser hat den Nicolas gezwungen!"
raunt jeder leis dem Nachbar in das Ohr,
„Er wird gewiß vom Meere heut verschlungen!
Nun, dann belacht man den berühmten Thor!"
sagt einer, den des Kaisers Schätze
ernähren müssen; „wer als er selbst ist Schuld?
Gewährt ihm nicht die Kaiserliche Huld
mehr als er je mit seinem Fischer Netze
erwerben konnte, mehr als er verdient?
Beim Himmel! wer sich noch erkühnt
mit einem Wort die Majestät zu schmähen,
den will ich bald am Hochgerichte sehen."
Er schweigt, das Murren ist erstickt,
und keiner wagt den Schwimmer mehr zu nennen,
als man den Herold schon erblickt.
Der Becher scheint in seiner Hand zu brennen
so wie das Sonnenlicht ihn trift,
und giebt zum zweyten kühnen Werke,
durch seinen Glanz dem Schwimmer neue Stärke,
der auf geschmückten Boot der Scilla Schlund umschifft.
Der Kaiser winkt und von der Fluth verschlungen,
ist das verführerische Gold,
und Nicolas, für den gedungnen Sold
mit minder Stolz als Furcht, dem Becher nachgesprungen.
Ein schaudernd Ach! tönt von dem Volk am Strand
dem Kaiser zu, und scheint ihm anzudeuten
wie Furcht und Zorn in ihren Seelen streiten.
Mit der Gefahr des Völker Zorns bekannt,
verläßt sein Auge nicht die Fluthen,
er zählt mit Aengstlichkeit die schrecklichen Minuten
in denen Nicolas noch unter Wasser bleibt,

und hoft mit jeder, nun wird Er erscheinen!
Doch stets umsonst, die wilde Scilla sträubt
sich stolz, mit Friedrichs Macht die ihre zu vereinen.
Die Furcht des Kaisers wächst; der unzufriedne Sinn
des Volkes läßt sich immer lauter hören;
so wie die Woge rauscht blickt Alles hin,
um trauriger, getäuscht sich wegzukehren.
Kurz eine Stunde war entflohn,
und Nicolas ist immer nicht erschienen,
und Friedrich muß zuletzt des Mittels sich bedienen,
das Fürsten nur gedeiht, muß wie ein Göttersohn
erst staunen, zürnen, drohn,
mitleidig dann den Sterblichen bedauern,
und die Nothwendigkeit betrauern
daß oft der Einzelne dem Allgemeinen stirbt.
Nachdem er dis gethan und seiner Kriegeswachen
geschärftes Schwerdt beim Volk Gehorsam ihm erwirbt,
schwimmt er ganz wohlgemuth in seinem prächt'gen Nachen
Meßina's Strande wieder zu,
indeß Held Nicolas in guter Ruh
bei seinem goldnen Becher modert,
und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.

Franz von Kleist.

An die Treue.[178]

„Welche Tugend, welche Götternamen,
welche Helden, die, zum hohen Ziel,
schon so früh, wie die Alcide, kamen,
willst du preisen mit dem Saitenspiel?
daß so feyernd deine Töne beben,
daß so stolz dein Auge Harfner glüht?
willst du Trost gekränkten Brüdern geben,
um der Freyheit heilge Tempel schweben,
willst du richten, wo die Wahrheit flieht? — “

Jüngling, nein! ich preise keine Götter,
keinen Mann, den eine Krone drückt,
keinen, jener stolzen Glaubensretter,
den der Lorbeer blutger Siege schmückt;
friedlich wind’ ich meine Myrtenkränze
um der Freyheit, um der Liebe Haupt,
achte nicht des Sclavensohnes Gränze,
schwinge mich in ewig schöne Lenze,
singe Treue, die kein Sturm entlaubt.

Flüchtig — wie im Sturm die Nebelwolke
über Städte, über Berge schwebt,
kaum bemerkt vom unterjochten Volke,
das im Jubel reicher Thorheit lebt —
scherzt’ ich sonst in rosigen Gefilden
süßer Täuschung, unbekümmert wie?
Ließ den weisen Stolz Systeme bilden,
folgte — schallt man mich auch einen Wilden, —
nur den Winken meiner Fantasie.

Wo aus Felsen klar die Emma spritzte,
murmelnd über graue Trümmer floß,
in der Fern des Thurmes Kuppel blitzte,
vom zerfallnen alten Ritterschloß, —
saß ich sonst, und sang in frohen Tönen
der erhörten Liebe Seligkeit,
lachte des geborgten Zorns der Schönen,
wagte selbst die Treue zu verhöhnen,
die sich ewig einer Hofnung weyht.

---

[178] Deutsche Monatsschrift. 1793, 1.Bd., S. 145 - 150

O! vergieb wenn mich ein Wahn betrogen,
treue Liebe, die Petrarca sang,
jene Zeit der Täuschung ist verflogen,
jene Göttin, die mein Kuß durchdrang,
steht entgöttert, ihre Schleyer sinken,
ihre Rosen alle sind verblüht;
keine Zauber können frisch sie schminken,
Treue! deine Himmels-Blicke winken,
Heil dem Manne! der dich glänzen sieht!

Treue heißt die zauberische Kette,
die den Bruderbund der Menschheit schließt;
Treue pflegt den Greis am Krankenbette,
lockt die Thräne die beym Grabe fließt:
Treue leyht dem schwachen Freunde Kräfte,
stärkt den Helden im entbrannten Streit,
giebt Vertraun dem Wandel der Geschäfte,
schenkt dem Nord des Südens Traubensäfte,
dem Genusse die Verschiedenheit.

Treue siegte unter Friedrichs Fahnen,
als der Neid sich gegen ihn verschwor,
Treue weint noch jetzt bey seinen Manen,
klagt, daß ihn so früh die Welt verlohr.
Fliehet fort ihr seufzenden Gedanken,
Blicke, staunt nicht jene Gräber an,
wo des Vaterlandes Streiter sanken,
Tausende das Gift des Todes tranken, —
sterben muß wer hier nicht siegen kann.

Aber dort, bethränter Blick, verweile,
wo der Freundschaft goldner Tempel glänzt,
Jüngling, dort bewaffne dich und eile
hin zur Schlacht, die dich mit Lorbeer kränzt.
Herrlich kämpft sich's, wenn in Freundesblicken
die Begeistrung hohen Ruhmes glüht,
wir noch dann, den Freund an Busen drücken,
wenn die Heere schon zum Kampfe rücken,
wenn der Genius der Menschheit flieht.

Treue Freundschaft, Heilige, Geweyhte,
welche Wunder hast du ausgeführt?
Wo ist der, der sich nicht deiner freute,
den nicht dein bethräntes Auge rührt? —
Freude weckst du in des Jünglings Herzen,
Größe schafst du in des Mannes Brust,
linderst sanft des matten Kranken Schmerzen,
lehrst die Armuth unter Drangsal scherzen,
und verlachst was du entbehren mußt.

Treue Freundschaft, du nur bist die Stütze
guter Seelen, wenn der Sturm sie faßt,
wenn im Schrecken grauenvoller Blitze,
um sie her die halbe Welt erblaßt.
Wenn die Schwermuth ihres Lebens müde
auf das sieche Krankenlager sinkt,
und entkräftet selbst der Peleide
klagend seufzt, — dann beutst du Seelenfriede
dem Entnervten, dem Patroklus winkt.

Doch — o Schmerz! er ist im Streit gefallen,
und es blitzt zur Rache nun dein Schwerdt,
Er, der treuste Seelenfreund von Allen,
ist des großen Söhnung-Opfers werth.
Freundesbündniß kann der Tod nicht trennen,
hier entschlummert die Erinnrung nie,
ewig wird der Freundschaft Fackel brennen,
Freunde sich in Eden wieder kennen,
ewig tönet Herzensharmonie.

Aber schöner noch führt treue Liebe
ihren Zögling, auf beblümten Pfad,
zum Genusse segenreicher Triebe,
wo bekränzte Götterwollust naht.
Hier, entfesselt, steigt die Seele freyer
zu den Himmeln ihres Schöpfers auf,
hier durchglüht sie ein ätherisch Feuer,
umgeschaffen, wird der Schmerz ihr theuer,
hier beginnt ein neuer Zeitenlauf.

Mühsam zwar, auf hohen Felsenrücken,
geht der Weg in dies Elisium,
selten ist ein Blümchen da zu pflücken,
spät oft naht man diesem Heiligthum.
Aber ist der Kämpfer auch am Ziele,
Götter! Götter! welche Seligkeit!
wenn berauscht, im freudigen Gewühle,
im Gedränge heiliger Gefühle,
sich die Seele dem Genusse weyht.

Lieblich flüstern dann in Hain und Büschen
Wesen einer schöneren Natur,
reizend wallt in zaubernden Gemischen,
neues Leben dann auf todte Flur:
Silberquellen, die uns Nektar schäumen,
sprudeln über junge Blumen hin,
sanfter säuselt’s in belaubten Bäumen,
Labyrinthe junger Rosen keimen,
überall herrscht Paphos Königin.

Treue Liebe macht aus Sara's Oeden,
Freudenthäler der Unsterblichkeit,
wo sie naht vollenden alle Fehden,
Palmen werden freundlich ihr gestreut.
Menschenliebe folget ihren Tritten,
Eintracht wohnt wo ihre Sonne strahlt,
Freude bringt sie in der Armuth Hütten,
und belohnt, wer unverdient gelitten,
mit Gefühlen, die kein Gold bezahlt.

Doch! vermögtest du auch nicht zu lohnen,
wär es Täuschung was dein Mund verspricht, —
Laura, böth man mir auch Königskronen,
doch verließ ich, dich Geliebte, nicht!
Treue sey, in Allen, mein Begleiter,
durch des Lebens dunkles Labyrinth,
führe mich den Strom der Zeiten weiter,
führe mich hinan die Stufenleiter,
wo wir nicht mehr sterblich sind. —

Franz von Kleist.

Briefe und Handschriften[179]

[179] Bei der Erstellung der Transkription der Briefe aus den vom Gleimhaus im Internet bereitgestellten Bildern und Korrekturen anhand der Originale im Gleimhaus sind die vorliegenden gedruckten Abschriften von Teilen der Briefe von Felix von Kozlowski, Euphorion 1904, S. 464 ff., die Stellung Gleims und seines Freundeskreises zur französischen Revolution, nach ungedruckten Briefen, von Richard Riethmüller in German American Annals, Juni 1906, S. 163, Franz Michael Leuchsenring's Expulsion from Berlin, May 25, 1792, sowie von Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, zum Vergleich mit herangezogen worden.
Soweit diese vorhergenannten Abschriften nicht zu Verfügung standen, für den größten Teil der Brieftexte, können Fehler bei der Transkription nicht ausgeschlossen werden.

Gedicht von Franz Alexander von Kleist für Gleim	Halberstadt, 2. April 1789	755
Das Fest der Grazien und Musen		
Brief von Franz Alexander von Kleist an Bürger	Halberstadt, 19. November 1789	765
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 5. Januar 1790	767
Gedicht von Franz Alexander von Kleist für Gleim	Halberstadt, 2. April 1790	767
Dem Herrn Canonikus Gleim bey Seiner 72. Geburts-Feyer		
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Halberstadt, 22. April 1790	770
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 30. Juni 1790	771
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Baumgarten, 25. Juli 1790	771
Brief von Franz Alexander von Kleist an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk	Halberstadt, 2. März 1791	773
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 2. April 1791	774
Am Geburtstage des Bardenvater Gleim's		
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 9. April 1791	775
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 23. April 1791	777
Wer ist so froh, so sorgenlos und heiter		
Brief von Franz Alexander von Kleist an Voss	26. April 1791	780
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 29. April 1791	780
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 19. Mai 1791	782
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 22. Mai 1791	784
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 17. Juni 1791	785
Brief von Franz Alexander von Kleist an Fischer	Berlin, 23. Juni 1791	787
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, ... July 1791	789
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 7. Juli 1791	790
Brief von Franz Alexander von Kleist an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk	Berlin, Ende Juli/Anfang August 1791	791
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 12. August 1791	792
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 16. August 1791	795
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 23. August 1791	796
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Prag, 6. September 1791	797
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 17. November 1791	799
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 21. November 1791	801
Brief v. Franz Alex. von Kleist an Albertine von Jungk	Berlin, 1. Dezember 1791	804
Brief v. Franz Alex. von Kleist an Albertine von Jungk	o. O u. D,	804
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Berlin, 5. Januar 1792	804
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 15. Januar 1792	805
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Prenzlau, 16. Januar 1792	805
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Prenzlau, 22. Januar 1792	807
Zusatz von Albertine von Kleist		
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Prenzlau, 28. Januar 1792	808
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Prenzlau, 18. Februar 1792	810
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 2. März 1792	810
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 9. März 1792	812
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Berlin, 9. März 1792	813
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 6. Mai 1792	813
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 10. Mai 1792	814

Beglückt bist du, den noch - mit Silberhaaren

Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 17. Mai 1792	816
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 29. Mai 1792	818
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 4. Juni 1792	820
Gedicht von Franz Alexander von Kleist	o. O. 2. Juli 1792	821

An Albertinen

Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, verm. Mitte Juli 1792	821
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 28. Juli 1792	823
Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt	30. Juli 1792	824
Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt	21. August 1792	824
Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt	24. August 1792	824
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 29. August 1792	824
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 3. September 1792	826
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 25. September 1792	827
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 7. Oktober 1792	828
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 19. November 1792	831
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 30. November 1792	833
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	ohne Ort und Datum	835
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 8. Dezember 1792	835
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 13. /23. Dez. 1792	836
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 22. Januar 1793	837
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 3. Februar 1793	838
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 8. März 1793	839

Hymne der Schatten im Elisium

Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 13. März 1793	840
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Berlin, 12. April 1793	842

Mag immerhin die Welt in blutgen Kriegen,
Wenn die silberfüßige Thetis sich naht

Wechsel von Franz Alexander von Kleist	Berlin, 16. April 1793	845
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 17. April 1793	845
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 5. Mai 1793	847
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 18. Mai 1793	847

Du nimst, o Gleim, die hochberühmte Leier

Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 30. Mai 1793	849
Gedicht von Franz Alexander von Kleist	2. Juli 1793	850

An Albertinen bei Ihrem Geburtstage d. 2t Juli 1793 als ich einige Pfirsichen brachte.

Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 13. August 1793	851
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 22. August 1793	852
Brief von Franz Alexander von Kleist an Schreiber	26. Oktober 1793	853
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg	Falckenhagen, 9. Dezember 1793	854
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 5. Januar 1794	854
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist	Halberstadt, 13. Januar 1794	856
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 13. Februar 1794	857
Gedicht von Franz Alexander von Kleist für Gleim	Falckenhagen, zum 2. April 1794	859

Ich hab' ein Wäldchen

Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim	Falckenhagen, 1. Nov. 1794	860

Ode als Albertine glücklich mit einer Tochter entbunden war.
Brief von Franz Alexander von Kleist an Campe — ohne Ort und Datum, ca. 1794 — 863
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist — Halberstadt, 7. November 1794 — 864
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — Falckenhagen, 24. August 1795 — 865
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — Falckenhagen, 12. Oktober [1795 ?] — 865
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — Ringenwalde, 16. November 1796 — 866
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — Ringenwalde, 2. Dezember 1796 — 867
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — ohne Ort 29. Dezember 1796 — 867
Brief von Franz Alexander von Kleist an Gleim — Ringenwalde, 24. März 1797 — 868
Beneidenswerth, o Greis, und von den hohen Göttern
Brief von Gleim an Franz Alexander von Kleist — Halberstadt, 1. April 1797 — 870
Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg — Ringenwalde, ? Juni 1797 — 871
Brief von Albertine von Waldow an Grillparzer — Berlin, 18. Juli 1818 — 872

Franz Alexander von Kleist an Gleim

[1] Das
Fest der Grazien und Musen
In drey Gesängen

dem
Herrn Canonikus' Gleim
gewidmet
bei Seinem ein und siebenzigsten Geburts'Tage.

von
Franz von Kleist

Halberstadt den 2 ten April.
1789[180]

[3]

[180] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557619

Das Fest der Grazien und Musen.

Erster Gesang.

1.

In einem Thal, in dem die göttliche Natur
des Zauberschooßes Reitze all enthüllte,
und jeden Trieb und jede Sehnsucht stillte;
in dem kein Sturm die unschuldsvolle Flur,
durch laut Gebrüll mit banger Furcht erfüllte,
Violen Duft, und Veilchen Balsam nur,
am heitren Silberbach mit Mayenblumen spielte,
und lispelnd Zephyr Hauch, des Mittags Hitze kühlte;

2.

Sah ich in eines Haynes düstrer Nacht,
wo Nachtigallen froh sich gatten,
beid wo der Liebe zauberische Macht,
bedeckt von alter Eichen Schatten,
durch welche Phoebus nur mit matten,
entfärbten Strahlen in das Dunkel lacht,
den sichersten, den wonnevollsten Wohnsitz findet,
wo jeder Gram vor Aurors Labe [?] Necktar schwindet;

3.

Hier sah ich jüngst der Parcen stilles Chor,
am Helikon versammelt sitzen. -
der stolze Berg hebt seine grauen Spitzen,
bis zum Olympus kühn empor,
und scheint des Himmels Bau zu stützen;
aus seinem Schooße stürzt ein Bach hervor,
der sich sanft murmelnd durch die schroffen Felsen schlingt,
und den begeistert, der an seinen Ufern singt.

[4] 4.

Mit ernsten Blick und abgezehrten Wangen,
die Haß und Neid in krumme Falten zieht,
mit spitzem Kinn aus dem die Bosheit sieht,
und Lippen die zusammenhangen;
mit einem Mund der giftgen Geifer sprüht,
in dem statt Zähne Stifte prangen,
so schwarz als wären sie bey Trojas Brand gewesen,
und hätte sie der Tod dort aus dem Schutt gelesen;

5.

So saß hier Lachesis. Zu ihrer Rechten stand,
mit kahlem Kopf, und krummen Rücken,
die strenge Atropos, die Scheere in der Hand,
und schien mit Zorn entflamten Blicken,
geschäftig schon das Eisen zuzudrücken,
indeßen Klotho noch den Knäuel wand,
um den so lange nur des Lebens Faden läuft,
bis sich das kleine Maaß bestimter Stunden häuft.

6.

Da wo der Helikon schon an die Wolcken gränzt,
in Dämrung für das Auge schwindet;
ein Pommeranzen Hayn, von Lilien umkränzt
wo untermischt der Rose Purpur glänzt,
sich dicht um einen Marmortempel ründet,
der auf Agath die Porphyr Säulen gründet,
hier tanzten Reyhenweis, mit aufgelößten Busen,
in muntrer Frölichkeit, die Grazien und Musen.

[5] 7.

Wenn Jugend die noch keine Sorge drückt,
Gefühl des Schönen das im Busen glühet;
wenn Sanftmuth, die aus jedem Zug des Mundes blickt,
im Aug' in dem Erhabenheit und Güte blühet,
und das beym ersten Anblick schon entzückt,
mit Sympathie den Jüngling an sich ziehet;
ein Leib aus Morgenroth, und Meeresschaum gegoßen,
vom höchsten Zauber Reiz der Harmonie umfloßen;

8.

Wenn dis Gemählde ganz dem höchsten Muster gleicht,
was sich der Sterbliche von Schönheit denket,
dann hab ich kaum das Bild der Grazien erreicht,
auf deren Haupt sich jede Anmuth sencket,
und denen Zeus die hohe Macht geschencket,
daß jeder Schmerz vor ihren Reizen weicht;
sie sind es nur, aus denen alle Freuden fließen,
und die das Leben uns durch holden Scherz versüßen.

9.

Gleich ihnen tanzen hier mit aufgebundnem Schleyer,
die lieben Musen froh im Creis,
und singen einverstanden, wechselweis,
durchströmt von reinen Aether - Feuer,
ein hohes Lied in ihrer Götter Leyer;
bey ihrem Wettgesang verjünget sich der Greis,
die Tugend sieht vom lichten Himmel Wohnsitz nieder,
und steigt zur Welt herab, gelockt durch ihre Lieder.

[6] 10.

Ein Lorbeerkranz umflicht ihr stralend Haupt,
und Rosenketten ihre Hüften;
um einen Myrten Baum, der schattig, dicht belaubt,
des Titaus Feuer Blick den schnellen Durchgang raubt,
um den in balsamreichen Lüften,
nur Nelcken und Narcißen Düften,
dreht sich ihr Zauberkreis bey munteren Gesängen,
auf tausendfache Arth, in schön verworrnen Gängen.

11.

Auf einmahl schweigt der Sängerinnen Chor,
der aufgehobne Fuß steht stille; -
die Hand erstarrt; es lauscht das Ohr; -
und aus dem Creise tritt Erato vor,
geschmückt mit ihrer Reitze Fülle,
so schön, wie aus des Nebels düstrer Hülle
die Morgensonne auf bethauten Fluren sieht,
und den bereiften Halm mit Diamanten glüht.

12.

Und diese Rede strömt aus ihrem Rosenmunde:
„Verstumme jezt Gesang, verstumme Saitenspiel,
denn Schwestern hört, zu einem höhern Bunde
ruft uns der Danckbarkeit erhabenes Gefühl,
an dieses Morgens goldnen Stunde!
Ihr kennt der Sterblichkeit, so kurz gestecktes Ziel,
Ihr wißt, ein Augenblick im Traume dem gegeben,
der wachend ihn vermißt, heißt schon ein Erdenleben.

[7] 13.

Drum hört, was ich an diesem frohen Tage,
der uns den Mann gegeben, dem wir heut
dis hohe Fest, und den Gesang geweyht,
hört was ich Euch, geliebte Schwestern sage!
Schon krönet meinen Gleim des Alters Heiligkeit,
schon senckt sich tiefer in der Stunden Wage
der Jahre Schwere die mein Liebling schon durchlebt,
als die, so Lachesis, für ihn anitz noch webt.

14.

Auf, also, laßt uns unsren Liebling retten,
eh Atropos des Lebens Faden trennt,
denn vom Kronion wird es uns vergönnt,
Sein Leben an das unsere zu ketten!
Auf denn, da schon aus ihren Wogenbetten,
Aurora steigt, schon ihre Fackel brennt;
hinab von Helikon, auf ungebahnten Wegen
vielleicht kann unser Flehn, der Parcen Ernst bewegen!“

15.

So sprach sie, und ein sanftes Lächeln schwebt,
auf Aller Angesicht; beym Silberklange
der harmonieenvolen Leyer hebt
des Beyfalls Ruf, im hohen Wettgesange
sich zum Olymp: mit glüher Wange,
und von der Freude Hochgefühl belebt,
eilt singend, Hand in Hand, von heitren Freuden matt,
das Chor der Göttlichen, herab ins grüne Thal.

[8] Das Fest der Grazien und Musen.

Zweyter Gesang.

1.

Schon stehn die Grazien und Musen bey der Quelle,
die rauschend an des Berges Fuß entspringt,
und spiegeln sich in ihrer Silber Welle,
durch welche Phoibus Strahl, bis auf den Boden dringt,
und jeden Stein mit ungetrübter Helle,
dem Auge scheinbar näher bringt;
als Klotho schnell, von banger Ahndung aufgeschrekt,
empor blickt, und am Bach die Göttlichen entdeckt.

2.

So wie der Jüngling der den süßen Reiz empfindet,
den die Natur in eines Mädchens Blick gelegt,
die Tugend mit der Schönheit Glanz verbindet,
wie sich in ihm die Leidenschaft entzündet,
die er vergebens zu zerstreuen hegt,
so ward auch jezt der Parce Herz bewegt,
da sie mit anmuthsvoller Schönheit ausgeschmückt,
vereint die Grazien und Musen dort erblickt.

3.

Sie nahen sich. - Ein himlisches Gelispel schwebt,
als wenn beym Mondenlicht durch einer Harfe Saiten,
der Abendwind sanft säuselnd bebt,
vor ihnen her, und lase Zephyrs streiten
wer in dem Busentuch, nach welchem jeder strebt,
es wagen darf, die Rosenfinger zu begleiten.
Der Parcen tiefer Ernst, den man nie lächeln sieht,
ward selbst vom hohen Glanz, der Freude jezt umglüht.

[9] 4.

Nur Atropos frug noch mit finstren Blicken:
Sagt Töchter des Olympiers, sagt
was bringt von Helikon, wo Zeus euch zu beglücken,
die Freude schuf, euch keine Sorge plagt,
euch nie der Arbeit Last, des Alters Schwächen drücken,
der Kummer nicht an Euren Busen nagt,
was bringt euch zu uns her, die wir in düstren Schlingen,
von Arbeit abgezehrt, das Haupt vor Alter neigen? -

5.

„Ehrwürdigste der Parcen, deren Macht
die hohen Götter selbst mit Ehrfurcht dencken,“
so sprach Aglaja jezt, „zu dir die in die Nacht
der Zukunft sieht; der Menschen Schicksal lencken,
und ändern kannst, zu dir hat uns ein Mensch gebracht;
wolltest du ihm wohl Erfüllung schencken?“ -
Wenn ihr, so Atropos, nicht kühn und viel begehrt,
so sey als Töchtern Zeus, euch Euer Wunsch gewährt.

6.

Und freundlich lächelnd wie des Mondes Schimmer
am Sommer Abend durch die Tannen blickt,
und schwärmerisch, auf eines Grabes heilger Trümmer,
sein sanfter Schein die Betende entzückt,
die hier des Wehrmuths herbe Pflanze pflückt,
und um des lieben Jünglings Tod, noch immer
hier Trähnen weint, voll Sehnsucht neben ihm zu ruhn,
so lächelnd sanft, erwiederte Aglaja nun:

[10] 7.

„Vom Helikon, o Parce, kamen wir herab,
um bittend’ hier von Deiner Güte,
die uns bereits die schönste Hofnung gab,
ein Leben zu erflehn; ach! daß an Tugend blüthe,
die einst so schön, so feurig, und so herlich glühte,
schon abgewelkt; zu dem am greisen Wanderstab,
das Alter schon mit graugelockten Haupte schleicht,
und ihm Vollendung, bey des Grabes Hügel zeigt.

8.

O! Parce gieb, des biedern Gleimes’ Lebens-Faden,
gieb ihn mir, damit Unsterblichkeit
von uns auf dem Parnaße eingeladen,
wo ihn kein rauher Ost zu schaden,
kein Nordwind weht, wie er in froher Heiterkeit
vergnügt und froh sich des Geschencks erfreut,
sein silberlockigt Haupt, hell schimmernd hier umkränze,
und Er in dem Olymp, wie auf der Erde glänze!“

9.

Und Überredung floß aus ihrem Rosenmunde,
die strenge Parce fühlt sich sanft bewegt;
so fühlt in eines Abends stiller Runde,
wann Zephyr Hauch, der Ulme Blätter regt,
in der die Nachtigall sanft klagend schlägt,
das Mädchen sich gerührt, die in dem süßen Bunde
der Zärtlichkeit, des Jünglings glühe Wange küßt,
und ach! bey seinem Kuss, die ganze Welt vergißt.

[11] 10.

Gewährt sey dir, so Atropos, dein Flehen,
nimm hier als Seinen wenigsten Gewinn,
des edlen Dichters Lebens-Faden hier;
damit auch du, Aglaja, mögest sehen,
dass ich für wahren Werth nicht ganz gefühlloos bin:
und laß, o Zeus, o lass es ja geschehen,
dass Gleim, von Sorgen fern, von allen Kummer frey,
noch lang der Erde Lust, des Himmels Freude sey!

11.

Jezt schwieg sie, und mit innigem Entzücken,
nahm nun die Grazie aus ihrer Hand,
den Lebens-Faden, und mit Freude truncknen Blicken,
vom Hochgefühl das aller Herz empfand,
und das Kalliope es auszudrücken,
kaum in der Himmelssprache Worte fand,
zog nun das hohe Chor, mit feyerlichem Danck,
zum Helikon herauf, beym Silbersaiten Klang.

[12] Das Fest der Grazien und Musen.

Dritter Gesang.

1.

Die Musen hatten schon den steilen Berg erstiegen,
und standen jezt im Pommeranzen Hayn,
vor einem Altar still, auf welchen Lorbeern liegen,
und über dem sich düstre Tannen bügen,
Cypreßen sich so dichte an einander reyhn,
dass selbst der Tag, bey aller Lampen Schein
die hier im Creise brennen, kaum zur Dämrung wird,
und sich Apollo selbst lustwandelnd hier verirrt.

2.

Den Altar, den die hohe Meisterhand
des Phidias, aus schwarzem Marmor äzte,
und den Apollo einst in diesen Hayn versezte;
der alles übertraf was je die Kunst erfand,
und deßen Werth der Künstler höher schäzte,
als selbst Olympias Statue, umwand
ein Rosenkranz, gepflücket von den Grazien,
am Aganiph, im blühenden Theßalien.

3.

Um diesen schloßen nun in heilger Still,
die Musen einen Creis: kein Lüftchen weht;
kein Vogel singt; gleich wie ein Zauberwille
den hellen Tag mit einer düstren Hülle
umzieht, die Welt in wilden Taumel dreht,
und in den Gräbern noch Verstorbene erspäht,
so schien auch hier die Flur, ein Zauber zu umgeben,
und alles Lebende allmächtig zu umschweben.

[13] 4.

Am Fuß des Altars wo mit goldnen Stäben,
ein Laubwerck das aus Elfenbein geschnizt,
die Wandeladen [?] zu beyden Seiten stüzt,
fünf breite Marmorstufen sich erheben,
wo in der Luft zwey goldne Adler schweben,
in deren Klau'n, Kronions Feuer blizt,
hier stehn die Grazien, mit jedem Reitz geschmückt,
den je die Phantasie, sanft schwärmerisch erblickt.

5.

Den goldnen Rocken hält Aglaja in der Hand,
von dem Thalia nun den Lebens Pfaden spinnet,
in welchen jeder Scherz, und jede Freude rinnet,
die in dem Schooß der Grazien entstand;
kein Glück, das sich die Unzufriedenheit ersinnet,
kein Lustgefühl das je ein Sterblicher empfand,
vergaß die Grazie in ihres Lieblings Leben,
mit holder Zärtlichkeit verschwendrisch einzuweben.

6.

Gesundheit, die der Jahre Last nicht fühlet,
beständ'ge Ruhe, stete Munterkeit,
und Frohsinn welchen nie der Gram durchwühlet;
ein stilles Glück, mit ihm Zufriedenheit;
nur Tage die den Freuden Zephyr kühlet;
der wahren Freundschaft hohe Seligkeit,
verdiente Ehre, fern von allen Schmeicheleyn,
dis alles webte sie, in Gleimens Leben ein.

[14] 7.

Mit feyerlichen Ernst, und sanfter Majestät,
umstrahlt von reiner Aether Helle,
steigt Euphrosine bis zur ersten Schwelle
des Altars jezt. In seiner Mitte steht,
auf einer schwach erhabnen Stelle,
um welcher sich ein Creis von Diamanten dreht,
des Dichters Büste, die ein Rosenkranz umwindet,
und die mit äußren Glanz, auch Ähnlichkeit verbindet.

8.

Dis Heiligthum nimt jezt die Grazie, und drehet,
sich zu den Musen lächend hin:
„O! Töchter Zeus, geliebte Schwestern, sehet
dis edle Haupt von Rosen nur umwehet,
von Rosen, - da des Himmels Freuden Sängerin,
Erato selbst, zu ihres Lieblings Hochgewinn
damit ein Lorbeerkranz, des Greises Locken schmückte
an dem Parnaß heut diese frischen Zweige pflückte!

9.

Hinweg mit Rosen, die die Jugend zieren,
hinweg, der Lorbeer der Unsterblichkeit,
ist unsrem Gleim, dem Veteran geweyht;
denn Ihm, nur Ihm, o Tochter Zeus, gebühren
die Hymnen und des Opfers Heiligkeit!
Pflicht ists Teutonien, ein Denckmahl aufzuführen,
ein Denckmahl Ihm, auf daß nach tausend Jahr,
die Nachwelt sieht, daß Gleim, der Sänger Friedrichs war!

[15] 10.

So sprach sie, nahm die Lorbeer Crone
vom Altar, und umwand mit ihrem Grün,
des Dichters Haupt! „So wird dem Erden Sohn,
der schön den Musen sang, Unsterblichkeit zum Lohn;
Ihm wird an Styxs; wo düster Schatten ziehn,
Glückseligkeit und ewge Freude blühn!“
Dis rief Aglaja hoch! Und unter Saiten Klang,
begann der Musen Chor, den göttlichen Gesang:

11.

Singe die göttliche Feyer,
singe den himlischen Danck,
in die ertönende Leyer,
hoher, erhabner Gesang!
Sing Ihn, von Wonne durchdrungen,
der im harmonischen Reim,
Tugend und Freude gesungen,
Singe den treflichen Gleim!

12.

Lebe zur Freude der Deinen,
lebe zur Freude der Welt,
allen ein Muster zu scheinen,
denen die Tugend gefällt!
Bis nach dem hunderten Jahre,
wann dir die Stärcke entsinkt,
Dich an des Himmels Altare,
freudig dir Ewigkeit winckt! -

[16] 13.

Folge dann frölich dem Rufe,
Edelster, biederster Greis,
folge zur heiligen Stufe,
hin zu der Himlischen Creis!
Nimm der Unsterblichkeit Crone,
hoher Belohnung Gewinn,
nimm sie zum göttlichen Lohne,
deiner Verdienste dahin! -

Franz Alexander von Kleist an Bürger.[181]

Wohlgebohrner,

Höchstzuverehrender Herr Profeßor!

Daß Ueberraschung jedes Vergnügen erhebt, empfand ich aufs neue beym Empfang Ihres gütigen

[181] 2016: Briefe von und an Gottfried August Bürger: Bd. 3, Briefe von 1780-1789, Berlin 1874, S.294. Besitz Freies Deutsches Hochstift Frankfurt am Main

Geschenks; Freude und Dank wechselten in stiller Bezauberung ab, und der kühne Wunsch Ihrer Aufmerksamkeit einst würdig zu werden, ward Vorsatz. Denn die lieben neun Schwestern sind eigensinnige Schönen; ihre Gunst zu erhalten bedarf es der Fürbitte Ihrer beseligten Lieblinge, — und auf diese darf ich doch bey Ihnen rechnen? — O! wär ich Pigmalion, könt ich mit seiner Kraft auch Worte beseelen, ich überredete Sie zu diesem Versprechen, wenn auch nur um Ihnen einst recht wahr und schön die herzliche Hochachtung zu schildern, die mich für Sie begeistert.

Begierig hab ich Ihren Musenallmanach, dieses schöne Opfer auf dem Altar Apollos; und außer dem Meistersänger Adonidens, ist mir diesmahl vorzüglich Langbein, in seiner scherzhaften Erzählung, das Hammelfell, theuer gewesen. Unsre Sprache scheint mir so wenig zu komischen Wendungen gemacht, und die Gränzlinie in dieser Dichtarth so fein gezogen, daß die schön getrofne Mittelstraße, die gute Sprache und intreßante Verwicklung in dieser Erzählung, allen Beyfall verdient.

Werden Sie es mir wohl verzeyhen, wenn ich Sie hierbey ergebenst ersuche, mir doch gelegentlich Ihr Urtheil zu sagen, ob ein heroisch episches Gedicht in ottave rime wohl unsrer Sprache angemeßen, und von gleicher Würkung als der Hexameter sey? — Die zu überwindenden Schwierigkeiten sind zwar gros, und ich stimme ganz dem großen Wieland bey, daß Ariost leichter alle Gesänge des Orlando dichten konte, als ein Deutscher nur so viel fehlerfreye, untadelhafte Stanzen. Wenn wir aber die Sprache des achten und neunten Jahrhunderts mit unsrer jetzigen vergleichen, so müßen wir staunen wievieler Ausbildung sie fähig war. Und aufrichtig gestanden, so hinreißend schön auch ein Klopstockscher und Stollbergscher Hexameter meinem Ohre klingt, so sind jene Zaubertöne mir doch ungleich reizender, wenn der vom Lorbeer umwallte Sänger sagt: „Nimm o Sohn das Meistersiegel, Der Vollendung an die Stirn —„ O! warlich bey diesen Harmonien vergöttert sich unsre Sinnlichkeit, süß getäuscht glauben wir uns im Elisium, und zürnen aus diesem beglückenden Traum erwachen zu müßen.

Verzeyhen Sie diese kleine Schwärmerey; die Phantasie verräth ja zu gern die heiligsten Empfindungen unsers Herzens, und entschuldigen Sie mich mit der gränzenlosen Hochachtung mit der ich mich nenne

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenster Diener

Halberstadt, den 19ten 9br. 89. Franz von Kleist.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

5. Januar 1790[182]

Franz, und Ewald, beide Kleiste
Beide, von dem großen Geiste
Nur zu Seinem Ruhm erschaffen,
Tragend beide gleiche Waffen,
Und ein Heldenherz im Busen,
Beide Liebling' aller Musen,
Beid' um Aller Gunst zu werben,
Wie 's die Noth erfordert, klug
Solln für's Vaterland nicht sterben
Einer, denk ich, ist genug!

Franz Alexander von Kleist an Wieland

Halberstadt, d. 12 ten Merz 1790 mittags[183]

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Dem
Herrn Canonikus Gleim

bey
Seiner

zwey und siebenzigsten Geburts-Feyer

hertzlichst gewidmet
von
Franz von Kleist

Halberstadt
den 2ten April 1790.[184]

---

[182] Friedrich de la Motte Fouqué (Hg.): Frauentaschenbuch für das Jahr 1819. Nürnberg. S. 256f.

[183] Brief im Besitz des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg.
Abgedruckt in Wielands Briefwechsel, Band 10,1. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, 1992. S. 332 f.
Franz Alexander von Kleist bittet um Beurteilung seines ersten Gesanges der Belagerung von Malta.

[184] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557627

[2]
O! Dieser Mann, der mehr in sich vereint,
als eines Engels würdig wäre;
Nur Er ist Mensch, ist Seines Daseyns Ehre! - -
Und dieser Mensch - ist Gleim, ist unser
Freund!

Michaelis.[185]

[3]
Hoch lebe Gleim!! So jauchzen Deutschlands Söhne,
und stoßen froh den Trauben Becher an;
Hoch lebe Gleim!! ruft lächelnd jede Schöne,
und wünscht im Geist sich solchen Biedermann.
Ja! lebe hoch!!! bis dir ein Loblied töne',
das Deiner werth von meiner Lippe rann,
wenn Dich in Manneskraft das künftige Jahrhundert
als Barde Friedrichs, noch sieht - und Dich bewundert!! -

[4] An Gleim.

Schön ist's, o Gleim, mit Freunden sich zu freuen,
wo Sokrates den vollen Becher kränzt,
die Grazien mit Rosen ihn bestreuen,
ein biedres Herz im freyen Auge glänzt;
wir nie den Tag ist er entflohn bereuen,
und wenn das Grab einst unsre Bahn begränzt,
und wir nach langer Nacht den ersten Strahl begegnen
der Licht uns giebt, auch dann noch froh das Leben segnen.

[5] Schön ist's o Gleim, zum Schatten heilger Eichen,
wo sanft der West den kühlen Fittig schwingt,
und Filomel'[186] in dämmernden Gesträuchen,
um Itys Tod die schöne Klage singt,
bey dir, Natur, der Menge zu entweichen
die schmeichelnd uns im Glanz der Welt umringt;
und einsam hier, bestreut von Blüten Flocken,
dem wonnetruncknen Aug' die Trähne zu entlocken.

Schön ist's o Gleim, wenn auf beblümten Hügel,
der Sonne Strahl durch Purpur-Wolcken blickt,
Aurora's Hand das heilge Todten Siegel,

---

[185] 2016: Michaelis Werke II. Teil, Wien 1791, S. 174
[186] 2016: Griechische Mythologie, Philomele tötet Itys und wird in eine Schwalbe verwandelt.

der düstren Welt vom müden Auge rückt,
und wundervoll im golddurchwebten Spiegel
des klaren See's mit Schlangen Flammen zückt,
und Bilder uns von einem künftgen Leben
in stiller Heiterkeit, voll Hofnung, licht umschweben.

[6] Schön ist's o Gleim, nach duftumhauchten Hallen,
wo freundlich uns die volle Rose winckt,
uns Bäche sanft in süßen Schlummer lallen,
das frohe Herz bezaubert Wonne trinckt.
am Weibes Arm vertraulich hinzuwallen;
sie dir entzückt an unsren Busen sinckt,
voll Zärtlichkeit, voll liebevoller Güte,
sanft wie der Weste Hauch, schön wie die Frühlings Blüte.

Schön ist's o Gleim, wenn heilger Liebe Feuer,
mit Flammen Glut durch unsre Nerven bebt,
Urania den zauberischen Schleyer
der Zärtlichkeit um unsre Seele webt,
und im Gesang, auf Foebus goldner Leyer,
sich schwärmerisch der trunkne Geist erhebt;
bald zum Olymp sich unter Götter waget,
bald mit Petrarca's Lied in stiller Grotte klaget.

[7] Ja! Vater Gleim, schön sind der Freundschaft Freuden
des Frühlings Reitz, der Liebe Zauberey;
die Hofnung schön in Aether sich zu kleiden,
unsterblich seyn, und aller Feßeln frey,
am Geistes Blick der Schöpfung sich zu weiden:
doch alles dis, ist schöne Träumerey, -
sind Blumen, die im Thal der Hofnung sprießen,
sind Schatten-Bilder, die beym Glanz des Lichts zerfließen.

Nein! schöner ist's, vom Silberhaar umfloßen,
zu sehn die Frucht der Saat, die wir gestreut;
gleich dir, o Gleim, für seine Zeitgenoßen
ein Muster seyn, dem jeder Ehrfurcht weyht;
des hohes Lied mit donnernden Geschoßen
bald droht, - bald sanft dem Kummer Tröstung beut;
Der wie ein Plato denckt, und wie ein Cato handelt,
und stets mit Socrates in weisen Scherzen wandelt.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

[1] Halberstadt d. 22t April.[187]

90.

Wär ich Apoll, und tönten meine Saiten,
so zauberisch, so melodienreich,
um Löwen an dem Seil zu leiten,
womit die Schäferin am Silberteich
das unschuldsvolle Lämchen führt, -
dann Vater Gleim würd' ich mit Kenner-Augen,
aus deinen Liedern Wonne saugen,
beschreiben was mein Herz gerührt,
doch einen Leyerer zu fragen,
ob wohl Homer ein Dichter sey?
ist - um nur offenhertzig frey,
wie du verlangst, es dir zu sagen, -
so ungefehr, als wenn Herr Molliere,
der Köchin seine Scenen lißt,
und kritisch streng, nach ihrer Zähre,
den Werth des Trauerspieles mißt.
Denn so wie einer Köchin Trähnen,
bey eines solchen Dichters Scenen,
ist's, wenn von Deinem Geist entbrannt,
[2] ich schon bey einem Rußen stand
und halb aus Pflicht, und halb aus Rachbegier,
von wildem Muth mich mächtig fühlte,
das Schwerdt in seinem Blute kühlte,
und rief: Es lebe hoch! der preuß'sche
Grenadier!!

FranzvonKleist.

dem Herrn Canonicus
Gleim
Wohlgeboh.

[187] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557635

Gleim an Franz Alexander von Kleist

an H. Lieutenant Kleist nach den Lager zu Franckenstein

Halberstadt den 30 Juni 790[188] [Tag und Jahr gemäß Gleimhaus]

Empfangen Sie, mein theurer Zweyter Kleist, hier, die vollständige Samlung der Marsch Lieder unsres alten Grenadiers und halten Sie's dem alten Mann zu Gute, daß er zu viel gesungen hat! Zu viel in Wahrheit! Auf wenig und vortreflich versteht er sich vielleicht, allein er kann nicht an sich halten, nicht geduldig seyn, nicht unaufhörlich feilen, dieser Leichtsinn und der Verdruß, daß er nicht mit marschiren konnte, dieser, und noch mehr der Gedancke, daß er zum Todschlage des Krokodis sein Scherflein bey tragen müße, dieser hat ihn zum Vielsänger gemacht!

Unsern lieben Knesebeck bitt' ich das zweyte Exemplar nebst Tausend herzl. Empfehlungen gütigst zuzustellen.

Zum Verschencken an Soldaten, die die Lieder singen wollen, send' ich nächstens Exemplare! Ach! wie gern wär ich bey euch im Lager, zu sehn, wie da, die Musen auf der Trommel sitzen.

Ich umarme meinen Kleist u. meinen Knesebeck ihre Lieblinge! von welchen die angenehmsten Nachrichten zu hören, Niemand mehr verlangt, als Ihren

treuen alten

Gleim

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Baumgarten bey Franckenstein d. 25t July 90.[189]

Beschämung und Freude, jene Erröthung, diese Flamme, - sind die Gefühle mit denen ich Ihnen, verehrungswürdigster Mann, meinen herzlichen Dank für Ihr unschätzbares Geschenck bringe. Nicht mir allein unschätzbar, weil der weise Kunstrichter, mit heiligem, frohem Erstaunen ausrufen wird: „Ja! ja! wir sind noch Grenadier, sollen ewig seyn!" Noch weil der sanfte Menschenfreund voll süßer Entzückung seinen göttlichsten Gedanken enthüllt sieht:

„Was? Überwinder seyn der Welt?
Wer einen Theil besaß, und dachte
zu leben, und ihn glücklich machte
der Held, ist meines Liedes Held!"

Nicht unschätzbar allein, wenn der tapfre Brenne [?]: „Erwach! o Preußischer [?] Patriot! Der Siegestag bricht an!" in taumelnder Begeistrung jauchzt. nein! diesen Werth erkennt Europa besser, als ich! doch der süßen Überzeugung Wonne, auch entfernt in Ihrem Gedächtniß zu leben; dies gewiß ich untheilbar, einzig, und bin meines Genußes froh. Denn jezt verschwindet daß ich so lange schwieg, jede Besorgniß;

Der Erinnrung Freuden vergolden die Gegenwart. Ja! Lieber Vater Gleim erlauben Sie mir immer diesen Namen, er drückt so ganz meine Empfindungen aus - Ihr lieber Brief hat meiner düstren Hütte ein durchaus froheres Ansehen gegeben, und Sie froh und gesund zu wissen ersezte mir ganz unsern traurigen Wohnplatz. Sie wundern sich vielleicht mich hierüber klagen zu hören? aber in einem [2] elenden Dorfe, - aller beßeren

[188] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598552
[189] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557651

Gesellschaft beraubt: ohne Hofnung durch die Täuschungen des Ruhms sich belohnt zu sehen, - kann wohl da die Zufriedenheit wohnen? - Hier ist zwar die Natur schön, aber die Menschen sind stumme Mumien des Aberglaubens.

Und hier erscheint im leichten Flor Gewande,
die Muse selbst auf grünen Fluren nicht:
Sie lacht umsonst zum blauumwallten Strande,
der Nelcke Duft, die aus dem Kelche bricht:
zerrißen sind die schönen Rosenbande,
mit denen sie die Phantasie umflicht.
Nur an der Emma[190] glänzt ihr Tempel, ihr Altar,
hier wird zum Funcken kaum, was dort einst Flamme war.

Nicht Sieg und Ruhm, wie einst vor dreißig Jahren
da Friederich die starcken Waffen trug,
und stolze Feinde sah und stolze Feinde schlug,
umschweben jezt noch Preußens tapfre Schaaren;
die Zeit ist hin! Bey einem Aschenkrug,
mit düstrem Blick' und trähnbenezten Haaren,
steht jezt die Muse, die einst auf der Trommel saß,
und voll Begeisterung den Götterstamm vergaß.

[3] Jezt singt sie nicht, - sie müßte Thaten dichten,
und Helden sehn, wie Schröpfer einen Geist;
denn ach! noch rief Europa's Recht zu schlichten,
Asträa[191] nicht die Krieger auf! Noch fleußt
kein Feindes Blut, Trophäen zu errichten;
noch schweigt die Schlacht, und kein Tirtäus[192] preißt
die Siege, die wir kühn mit stolzem Muth erfochten;
was Friedrich Wilhelms Herz des Guelphen Geist vermogten.

Im Kampfe bis jezt noch nichts, - dagegen haben wir Ihren Bemühungen vermuthlich einen allgemeinen Frieden zu verdancken. Zwar sind die neusten Nachrichten kriegerisch [, da] sich Polen von unserer Allianz losgemacht, und dadurch die Lage der Sachen ein ganz verschiednes Äußeres bekommt.

Mit Gewisheit weiß aber hier kein Mensch etwas, denn hohe Klugheit und tiefe Verschwiegenheit waren immer die Begleiter unsers großen Herzbergs.

Was sagen Sie zu Frankreich? Die Gleich[h]eit der Geburt halt ich für die erste Stufe zum Tempel wahrer Freyheit und diese ist eine Schwester der Glü[ck]seligkeit. Denn ich kenne nichts was so ganz der Natur widerspricht, als ungleiche Geburt, und leider ist in dieser Thorheit keine Nation stärcker als die Deutschen.

[4] Haben Sie Acht, ob nicht Franckreich in 80 Jahren wieder das blühenste Reich, und sein Volck das glücklichste in Europa ist. Denn Britten Freyheit ist Wortspielerey, unter tausend Sclaven ein Freyher; in Franckreich aber wird nur der Sclave seyn, der es verdient; und solche Geister sind glücklich im Sclavenkittel. O! möchte doch Deutschland diesen Beyspiel folgen, mit weit froheren Hertzen könnte dann der Vater auf seinen Sohn herab sehn und ihn segnen. Beten Sie mit mir um diese Zeiten, und überzeugen

---

[190] 2016: Holtemme, Fluss in Halberstadt

[191] 2016: Astraea = mythologische Gestalt

[192] 2016: Tyrtaios = spartanischer Dichter von Kampfaufrufen

Sie sich von der unumschränckesten Hochachtung mit der ich mich nenne

Ihr

treuster Verehrer

FranzvonKleist

P. S. Ich sehe mit vieler Sehnsucht denen andren Exemplaren entgegen, um alle des Vergnügens theilhaftig zu sehn, welches mir die patriotischen Lieder gewähren. Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen theuren Hause.

Franz Alexander von Kleist an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk[193]

Hochgeehrtester Herr Krieges-Rath!

Es scheint der Augenblick nach dem ich mich schon so lange sehne, der - wo ich Sie in Ihrer Häuslichkeit überrasche, noch nicht vom Schicksal bestimmt zu seyn, denn leider! kann ich auch diesen Sontag nicht eine Einladung annehmen, die mir so viel ungetrübtes Vergnügen versprach. Ein unerwarteter Brief vom Minister v. Herzberg beschleunigt meine Abreise, und ich gehe schon morgen früh nach Berlin ab. O', wie gern hätt ich mich noch mündlich dem Andencken eines Göckings empfohlen, den ich dreyfach verehre seitdem Herz änliche Bekanntschaft das Bild realisirte, was vorher nur Ideal von Ihm, bey mir war. Seit langer Zeit mir schon Wunsch, was mich jetzt als Gewisheit beglückt.

Gönnen Sie mir aber die Hofnung, daß wenn ich von Berlin zurückkomme, welches höchstens 3 Wochen dauern kann, - daß ich dann die Freude genießen der ich jetzt zu entgehen gezwungen bin.

Schwarz läßt sich Ihnen empfehlen, und bedauert mit mir, daß Er Ihnen aufzuwarten nicht die Ehre haben kann, weil Er mit mir nach Magdeburg reisen wird, wo ihn ihm Geschäfte rufen.

Mit Vergnügen, und doch nicht ganz ohne Staunen hab ich die Schillersche Rezension von Bürgers Gedichten gelesen,[194] und mich nicht wenig gewundert wie man [2] so viel Gutes und Schönes über Entzweck der Dichtkunst und Popularität sagen kann, und doch in seinem Urtheil selbst so wenig Gefühl verrathen. Denn wenn auch die Regeln der Kunst zuweilen in der Elegie an Molly beleidigt sind, so findet doch gewis das Hertz mehr Nahrung als im hohen Liede.

Verzeyhen Sie meine Aufrichtigkeit mein Urtheil Ihnen zu äußern, und erlauben Sie mich mit der aufrichtigsten Hochachtung zu nennen

dero

Halberstadt

d. 2 ten März 91.

ganz ergebenster Freund

u Diener

FranzvonKleist

---

[193] Deutschen Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur A:Goeckingk°Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von, Zugangsnummer 91.86.201,1.

[194] Allgemeine Literatur-Zeitung, 1791, S. 97ff.

P.S. Bitte gehorsamst mich dero Frau Gemahlin
zu empfelen.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin 1791[195]

Am Geburtstage des Bardenvater Gleim's

Zwey Blumen hab' ich heut für Dich gepflückt,
mein Vater Gleim, - dich sollen beyde krönen,
die nur blüht bey Herkuls tapfren Söhnen,
die ander wird bey Hirten oft erblickt.

Gesundheit, die der Jahre Last nicht drückt,
umkränze dich im Creis von jungen Schönen;
Zufriedenheit, die selbst den Himmel schmückt
erheitre dich mit ihren sanften Tönen.

Ein frohes Herz, heiteres Gesicht,
mehr braucht der Mann der weise denckt,
mehr Vater Gleim, gebrauchtst du nicht!

Wem Alter Stolz, - Bewusstseyn Ruhe schenkt,
der bleibt - du kenntst's - mag auch die Welt vergehen,
auf ihren Trümmern [unlesbar - Fleck] und ohne Schrecken stehen?

Wie sehr ich mich darauf freue - nicht auf den Untergang der Welt, - sondern auf die freudige Ruhe mit der Sie dem zweyten Jahrhundert entgegen gehen werden; und ich an Ihrer Seite - das glauben Sie nicht! Allerley [2] Schönes denk ich mir natürlich dabey auch noch, dis glückliche Schauspiel zu verschönern, und wenn ich mich nicht sehr irre, so soll Ihnen mein Sohn noch Kränze pflücken; Sie haben also noch lange Zeit, bis dahin.

Da Sie, lieber Vater Gleim, an Allen so gütigen Theil nehmen, was mich betrift, so sollen Sie auch der Erste seyn dem ichs melde, dass mich der König gestern zum Geh. Legations Rath gemacht hat, und die Hofnung gegeben in einigen Wochen mich nach Wien oder Petersburg zu schicken. Wer weiß also ob und wann ehr ich Sie wieder sehe, aber daß ich in Ihnen immer meinen lieben Vater Gleim finden werde, bin ich so fest überzeugt, als daß ich jetzt schreibe; und mehr bedarf es nicht - Gedanken sind sich immer nahe. Der Gedanke ist ein Bild der Gotheit; ewig thätig, in einem Moment die halbe Schöpfung durchirrt; sollte die Gotheit mehr als ein Gedancke seyn? -

---

[195] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557678
Gedicht veröffentlicht unter späterem Datum und mit Abweichungen. Die Überschrift weicht dort ab und die letzte Zeile fehlt. Sie oben S. 505

Hier schleppt sich der Pöbel mit Wahrheiten, die feinere Welt mit Märchen, [Worte unlesbar gemacht]. der Pöbel schreyt über Bedrückungen, und seine Lumpen beweisen's; die feinere Welt, läßt Bisch. [?] in einem Tag viermahl los und setzt ihn viermal fest, und Er bleibt was er war, des Königs Günstling.

[3] Englische Flotten laufen aus und ein in das Baltische Meer, ohne daß man sie sieht - kurz chaotische Abwechselung herscht im Ganzen.

Die wichtigste Nachricht ist jetzt die, daß nach einer Special Ordre alle vier und sechspännige Kutschen angehalten werden bey unsrer Gränze, sie mögen ein oder aus paßiren; und die Fr. v. Tauenzien geb. Arnstedt ist so angehalten worden bey der Mecklenburgischen Gränze. Was dieser Befehl zu bedeuten habe, weiß keiner. In. [Rest der Abk. unlesbar] sind 8 [Abk. für Bataillon ?] und 2 Caval- [Abk. unlesbar] commandirt, die Pommerschen Küsten zu besetzen, und eine schwedische oder rußische Landung zu verhütn.

Es sieht sehr kriegerisch aus, aber ich glaube dennoch dass wir keinen Krieg zu besorgen haben, wenigstens keinen, wo Thaten eines Gleimischen Gesangs würdig geschehen werden.

Kann ich Erlaubniß erhalten, so besuch ich Sie bald wieder in Halberstadt, und wiederholte dort die Versicherung der innigsten Verehrung mit der ich bin

Ihr

ganz ergebenster

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt den 8ten April 1791[196]

Vater Gleim, mein Theurer! danckt seinem liebsten zweyten Kleist für die zwey lieblichen Blumen. Sie dufteten diesen Morgen in sein Herz baldamischen Duft! Wolte der Himmel, sie wüchsen in allen Garten, und auf allen Fluren!

So kranckte keine Menschenseele,
So säß' in seiner Löwenhöle,
Kein Timon,[197] so wüst' ich von keinen Busiris![198]
So dürstete Semiramis
Kein Türcken und kein Christenblut,
So wären alle Fürsten gut,
So wären alle Marck aurele!

So säh' ich nicht alle Tage, meinen lieben
Nachbar, unsern guten Klamer Schmidt

Vor mir wie einen Schatten stehn,
Hört ihn mit bängstem Händeringen,
Nicht auf, zum Gott der Musen flehn.
Ach laß mich, laß doch mich noch eine Minna singen!

Der arme Mann befindet sich sehr krank, könnt' er in daß meinen lieben zweyten Kleist, der auf der

[196] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598560

[197] 2016: Gedicht von Gleim „Gespräch mit Timon in der Löwenhöhle".

[198] 2016: ägyptischer König der griechischen Mythologie.

Ehrenleiter bis auf die nächste Stufe nach der höchsten, so schnell hinauf gestiegen ist, worüber seine Freunde sich freun, und sich betrüben, könnt er ihn nach Petersburg oder Wien begleiten, so würd er gesund! Ja warlich, lieber theurer! Wir alle betrüben über ihren Stand auf der Ehrenleiter nur noch mehr, als wir über ihn uns freun, wir sehn Sie nun nicht wieder!

[2] Es gehe nun der Gang nach einem von den Orten,
Die noch ganz voll
Von Haß und Groll
Und gegen an alle Hohe Pforten
Noch Waffenplatze sind, so sehen deine Brüder
In Christus, und Apoll
O du mein zweyter Kleist, so sehn wir Dich nicht wieder.

Es gehe nach Wien oder Petersburg, so werden Sie, mein theurer Herr Geheimer Legations-rath, so viel zu thun bekommen, daß Sie an Ihre Freunde nicht mehr werden denken können; zu thun werden Sie bekommen

In Wien mit einem Leopold,
Von Welchem Fama sagt, ihn dürste nicht nach Gold
Er wäre Friedens Künsten hold
Ihn dürste nicht wie andre Fürsten,
Er wolle wolle nicht nach Menschenblute dürsten,
Der aber ein Merkur, ein - - - ein Apoll
An Schlauigkeit seyn soll!

In heilgen Petersburg mit einer Catharine
Die auf der großen Bühne
Der Welt itzt steht,
Die sich von Preussen und von Britten
Nicht zähmen laßen will, die ihre Wege geht
Auf Vestung, und auf Schäfer Hütten
Die ihre Kayser-Majestät
Bestehen läßt, in all den Sitten
Der Welteroberer! Ach! keines Menschen Bitten,
Der Menschheit nur mit Kriegeskunst
[3] Zu schonen, hilfts bey Ihr! setzt sich in ihre Gunst
Sie möchte Heldin seyn, wärs nur mit Kriegeskunst!

Mit Aufopferung einer großen Menschenmenge Vestungen einnehmen ist Wuth, ist keine Kunst. Meinetwegen möchte die große Kayserin den Despoten, welcher seinen Großvezieren durch einen Capizi Bacha die Köpfe nehmen und geschunden sie zum Beschauen seinen Weibern hinstellen läßt, aus Stambol, aus Europa vertreiben, ich hätte nichts dawieder, ob wohl der Despot der größte Dichter seiner Despotie seyn soll, wenn uns der Krieg nach unsers Einzigen Anweisung, und nach unsers besten Königs humanen Gesinnung auf irgend eine nicht unmenschliche Weise geführet würde!

Geh' es, wohin es wolle, mein Theurer, so sind wir in Gedancken bey Ihnen, wir, ihre hiesigen Freunde, voran der Vater Gleim, sind in Gedancken bey Ihnen, und wünschen, daß Sie dem Vaterlande die herrlichsten Dienste seys zu Wien oder zu Petersburg leisten, und mit Nachrichten erfreuen mögen

Ihren

unveränderlich Sie liebenden

Vater Gleim

P. S.

Sie sagen, mein Theurer, mir nichts von unserm Herzberg, von unsern Piloten, dies ist ein schlimmes Omen! Sie stehn doch noch in gutem Vernehmen mit dem vortreflichen Mann? Auch sagen sie mir nichts von Dietz von dem ich so gern was gutes höre, nichts von Lüsi [?], Luchesini,[199] Sie wißen genug, könnten uns manches, was wir gerne wißen möchten, sagen, leider aber sind sie nun ein Berliner und die Berliner sind seit kurzen wie Stumme Stumm! das ist auch ein schlimmes Omen!

Ists denn wahr daß Villaume von symbolischen Büchern[200] hat schreiben wollen, und daß der König eigenhändig es ihm verboten hat [?] kann man von diesem Verbot nicht eine Abschrift bekommen? Leben Sie wohl, und grüßen Sie zu Wien, den Pater Denis Maßalier, den Ritter Retzer, den ich sehr lieb habe, wegen seiner vortrefl. Auswahl englischer Dichter, und weil er selbst ein guter Dichter ist, Sonnenfeld, deßen Schwager den Bischof zu Königsgrätz sie besuchen müßen auf ihrer Hinreise, denn er muß ein braver rechtschafner Mann und wie viele seiner Herrn Collegen kein Unchrist seyn, Alpinger, den ich aus seinen letzten Gedichte möchte kennen lernen, [5] die beyden Herrn von Schönfeld, die, vorm Jahr in Zittau bey Kretschmann waren, und denen leider ich eine Antwort noch schuldig bin - Zu Petersburg grüßen Sie einen ne fallor[201] Staats oder Senats = rath Hoffmann, und einen Lutherischen Prediger, sein Nahme fällt mir nicht so gleich ein, den Executer, Testamenti meines Freundes des D. Stein [?] zu Petersburg gewesen ist! Den Ritter Nicolai grüßen sie nicht, der möchte glauben, ich wollte seine Gnade durch einen Gruß mir leicht erwerben, und warlich! Das wär ein falscher Glaube! Wir scheinen auch verschiedener Gesinnungen zu seyn, das seh ich daraus, daß ers ertragen kann, daß V. öffentlich sagt und sagen läßt, er habe den Ritter in den Dichterschen Ritterstand mit seiner Pfeile so gnädig erhoben, daß der Großfürst wenn er Kayser würde, den Feiler in den Wladomirorden gnädig nicht erheben könnte. p.

Leben sie wohl, recht wohl, ich muß mich schämen, daß ich so schlechtes durch löchertes Papier genommen, und so viel zu lesen, auf demselben, Einem Geschäftsmann welcher zum besten des Vaterlandes, auf den Tagdienst gehen muß, gegeben habe. p.p.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 23ten April
1791.[202]

Wer ist so froh, so sorgenlos und heiter
als ich, der's weiß daß Vater Gleim mich liebt? -
Als ich? der gern den Mädchen Küße giebt?
Als ich? der oft auf einer Rosenleiter
bey Musen schon den Kopf durchs Fenster schiebt,
die Schultern dann - und so gradatim weiter,
bis mich mein Genius, - ein guter Zeichendeuter
zur rechten Zeit, noch an der Locke ziebt:
„Freund! Freund! du thätst auch viel gescheuter

[199] 2016: Girolamo Lucchesini

[200] 2016: Prüfung der Rönnebergischen Schrift über Symbolische Bücher in Bezug auf das Staatsrecht. Von Professor Villaume. 1791.

[201] 2016: ni fallor = wenn ich nicht irre

[202] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557686

du ließt die Musen gehn; sie werden so betrübt
und heimgesucht genug, und mancher stolzer Reuter
des Pegasus, der durch die Lüfte stiebt,
und vor Begeisterung wie eine Grille ziept,
er säße auf Silens beliebtem Maulthier beßer,
und wär in seiner Art gewis dann zehnmahl größer."
Dann schleich ich zwar, zur Hinterthür -
so gut ich kann, nach meinem stillen Zimmer,
und sage - wie jüngst nach befriedigter Begier
Herr Salomo - ; es ist auf dieser Erde - wir
nicht ausgenommen - doch nur alles Zauberschimmer;
und bin dann so vergnügt, als wäre Nichts geschehn,
und laße Herrn Apoll, mit sammt den Musen gehn.

[2] denn Vater Gleim - du liebst mich ja! -
und o was kümmert dann Minerva's Heer Pajen [?],
was kümmert mich Admetens schöner Hirt,
was kümmern mich die goldumlockten Musen,
die Grazien, die Arethusen,
und die trompeusen mit den Busen,
und Alles was Herr Wieland je auf usen
gereimt hat und noch reimen wird, -
ich mag sie nicht die schlauen Mädchen küßen,
wenn Vater Gleim die Hand zur Führung beut,
und wem Dionens Sohn auch wohl ein Veilchen streut,
der muß sich froh, der muß sich glücklich wißen;
wer's dann nicht ist - der mag dann Schiffe ziehen,
und in dem Tartarus bey Geistersehern glühen.

Wer dis nicht fühlt, dem ist es nicht der Mühe werth
auf dieser Welt sich noch herumzutreiben?
Denn außer diesen, ist uns nur ein Gut beschehrt,
das nicht - ich nenn es so, das Ungefehr verhehrt?
Zum Beyspiel nur: die Kunst ein gut Gedicht zu schreiben,
ist eine Kunst, die Mancher wohl begehrt,
voll Hofnung dann unsterblicher zu bleiben,
[3] als wenn er ungedruckt in seine Grube fährt.
Er lieset auf des Nachruhms goldnen Scheiben,
Homer - Virgil - und denckt was ihnen Kunst gewährt,
wird sie auch mir; sie blieben unversehrt
vom Zahn der Zeit - und ich? - ich sollte mich noch sträuben
dem Winck des Ruhms zu folgen? Nein? Sein Schwerdt
mag Alexander ziehn, mit tausend Drapen [?] streiten,
und eine ganze Welt erbeuten,
umsonst - Er wird von Würmern doch verzehrt!
von Lorbeern dieser Art sey nicht mein Haupt beschwert,

ich will auf Foebus Harfensaiten,
harmonisch den Gesang der Himlischen begleiten.

Er denckt's, und ein unsterbliches Gedicht,
entströmt dem Geist - schon steht's geschrieben -
Er träumt schon wie von ihm die halbe Erdkreis spricht;
sieht eine Grazie die ihm Lorbeeren bringt,
hier eine Venus sich in ihn verlieben,
dort wie die Unschuld mit erröthendem Gesicht
von Wonn' und von Bewundrung angetrieben,
vor seinem Bilde kniet, und es mit Blumen schmückt,
es jetzt berauscht an ihre Lippen drückt.
[4] Da wacht Er auf - o Gott! Wo ist sein Werck geblieb[en]
Er sucht - da liegt's zerstückt - leb wohl Unsterblich[keit]
der kleine Mops hat spielend es zerrißen,
und sich am Manuscript zwey Zähne ausgebißen
das Möpschen jault - der Dichter schreyt,
und sucht - um die Exequien zu küßen,
die Schnitzeln seiner Ewigkeit.

Wie's diesem Dichter ging, so geht es vielen Thoren
sie suchen oft den Kopf, den sie doch nicht verlohren
Und sehn, wie's unser Staatsrath macht,
der nie so viel und auch so wenig nie gedacht,
stets in der Zukunft Manna regnen,
indeßen arm an Poßibilität,
die schönste Zeit mit Träumen uns vergeht.
Der Himmel mag nur unsre Träume segnen,
sonst küßen wir nur allzu früh,
die Schnitzeln unsrer Monarchie.
So ist's einmahl! Die Menschen all sind Träumer.
Vom Könige bis zum verliebten Reimer,
bleibt doch das beste Glück, was uns das Schicksal giebt
[5] wenn allen Weisen lieb, - uns nur ein Mädchen liebt.

Herauf! Herauf! auf meiner Rosenleiter;
Wer ist so froh, so sorgenlos und heiter,
als ich? der's weiß daß Vater Gleim mich liebt? -

FranzvonKleist

Um gleich die Wahrheit zu proben, komm ich mit einer recht dehmüthigen, aber recht dringenden Bitte: Sie haben ja noch eine so herrliche, göttliche Übersetzung von der Ode des h. s. Königs, à mon Esprit, schicken Sie mir doch dieselbe, liebes Väterchen; diese Übersetzung sollte mit ihren Glanz die meinigen erleuchten, denn ich habe auf Bitten der Vossschen Buchh. die Übersetzung der poesies diveres und aller zur Lebzeit des Königs gedruckten Wercke übernommen; ich bekomme für Bog. 3 Louisd'or -

ein Zeichen für meine Halbst. Freunde, wie wenig uns Vieweg giebt, da ich für Überse. so viel erhalte. darf ich also hoffen dass Sie meine Bitte erfüllen? -

Franz Alexander von Kleist an Voss

Der Brief vom 26. April 1791 betrifft die Übersetzung der französisch geschriebenen Gedichte Friedrich II.[203]

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An den H. Geh. Legationsrath von Kleist zu Berlin Halberstadt den 29 te April 1791.[204]

Den Beweiß, daß ich sie liebe, bester zweyter Kleist, soll ich, der Vater Gleim, eh ich zu meinen Vätern versamlet werde, noch bey Zeiten Ihnen geben? Ihnen, mein Theurer? Gab ich etwa den noch nicht! Öffentlich etwa noch nicht? Gut dann! Ich will auch diesen Ihnen geben!

Wann die Epistelmuse mir
Im letzten Zehntheil meines Lebens
Mich noch erhört, wenn sie, nicht etwa ganz vergebens
Sich rufen läßt, wenn sie, sich scheiden läßt von dir
Dann erst geb ich der Greiß
Dir Jüngling! den Beweiß!
Dann erst sag ich: Geliebter Sohn!
An dir erleb' ich große Freude
Du, noch ein Jüngling, bist ja schon
des weisern Alters Seelenweide!
Sohn! o geliebter Sohn! sag' ich,
Und lege meine Hand auf dich,
Sohn! Sey geseegnet! Sey dem Wehrten Vaterlande,
Dem du von Gott gegeben bist,
In deinem Leben keine Schande,
Sey Preuße! Seys! Wie's Herzberg ist!
[2] Seys, lieber! ganz wie der, der unsern Einzigen
Fortsetzt mit seinem ganzen Leben!
Im Angesicht der Grazien
Und aller Musen, sieh! Will ich
Den herzlichsten Beweiß dir geben,

[203] 2018: Autograph der Historical Society ot Pennsylvania, Philadelphia, 1 Blatt. Ein Auszug ist abgedruckt bei Tanzer, S. 28

[204] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598579

begeistert nur dazu die gute Muse mich!
Die ganze gute Welt, wird sagen, sollt' ich meinen,
Weil sie nichts Wahrers sagen kann;
Wie seinen einen Sohn, ach! leider! Hat er keinen
Liebt er den jungen Mann!

Den andern Beweiß hingegen, den sie fodern, mein theurer! denn kann ich, so gern ich möchte leider Ihnen nicht geben, ich habe die Übersetzung aus der Tasche verlohren, oder sie hat unter eingen Papier gebürgen sich versteckt; find ich sie wieder, dann soll Sie bey Ihnen sich einfinden!

Unter der Bedingung aber, mein Theurer, dass sie die Wercke des Einzigen nicht übersetzen! Wer diese göttlichen Wercke

Zum Nutzen und Ergetzen
Sich machen will, der sey, Weib, Fräulein oder Mann
Der lerne sie verstehn! Und dazu
Wer, was ein andrer ist, selbst seyn, und werden kann,
[3] der muß nicht übersetzen!

Und dann, mein theurer! Sind Sie dem Vaterlande, sind Sie, der Menschheit schuldig, den Britten, welche neulich (den ? im Parlament gegen den Krieg mit jenen Titanen, die auf die Menschheit Sturm laufen, so jämmerlich elend deklamirten [ )] in einer ausführlichen Staatsschrift zu recht zu weisen, und keinen Augenblick versäumen! Den Plan zu solch einer, itzt eben höchst nützlichen Staatsschrift hab ich im Kopf, ich würde zurück gehn in der Geschichte, würde zeigen, was von Peter dem Rußen angerechnet, von jenen Titanen die Menschheit gelitten habe ; die Schweden in Sibirien sollten auftreten, die Unmenschlichkeiten in Pommern in Siebenjährigen Kriege sollten schauderhaft gemacht werden; die Kriegesmuse glaub' ich, sollte

wenn sie das Volk

das noch zu Menschen nicht geworden ist;

der Menscheit denonciert sehen würde,

[4]denonciret ist zu dieser unserer eisernen Zeit, ein gangbares Wort, Sie würden glaub ich Ihre Freude haben; Seyn doch sie, mein Theurer! Der Denunciant, baldmöglichst aber! Solch eine schöne Gelegenheit der Menschheit und zu gleich dem Vaterlande, solchen Dienst zu leisten, kommt so leicht nicht wieder! Ich seegne mit meinem besten Vaterseegen sie ein [?], zu dieser vortreflichen Arbeit!

Sie werde, was des Herkules
Zehn nützliche Geschäfte waren
Sie donnre, wie Demosthenes
Einst donnerte, damahls, als Philipp in Gefahren
Athen und Griechenland, wie in ein schwarzes Meer
Schon tauchte, seiner Sclaven [?] Heer
Schon um sich hatte, schon
Die unterjochten Freyen kriechen
Auf allen Vieren sah! Mein Sohn!
Wie damahls die noch freyen Griechen
Erschüttert wurden, so mein Sohn!
Erschütter du die freyen Britten!
[5] Ha! Welch' ein Lachen! Welch' ein Hohn!
Sie führe Krieg, ja nur mit Pitten!

Ich darf mein Theurer, mit diesem der Menschheit Heil fernen patriotischen Vaterseegen, nicht fortfahren,

ich müßte zugleich dem Sultan, welcher die Köpfe seiner Großveziere nach holen läßt,

und der Kayserin, Deutschen, ach! deutschen Geblüts! welche das Ismaillische[205] Gemetzel selbst, als Selbstherrscherin, recht eigentlich selbst befohlen haben soll beyden müßt ich, ein Priester der Menschheit! den Text so derbe lesen Wie noch kein Chrysostemus, kein Saurin, kein Spalding, kein Zollikofer irgend einem großen Sünder ihn gelesen hat! Gut noch, dass es heißt, Sie soll befohlen haben! Wärs auch nicht dem kleinsten Zweifel unterworfen, so müßte die ganze Menschheit gegen die Morderin von Ein und dreißig Tausend Menschen in da Einen Ismael zu Felde ziehn, müßte [6] solch' ein Volk, das solchen Befehlen zu gehorchsamen dumm, unvernünftig, unchristlich genug ist, als die unwürdigsten Mitgenoßen der Menschheit vom Erdboden vertilgen!

Ich muß abbrechen; Sie sehn, mein Theurer, ich bin voll Gift und Galle!

Leben Sie wohl!

Ihr

Gleim

P. S.

Die Antwort des Königs an den Fürst Bischoff zu Lüttich ist vortreflich - wüßt ich daß sie sie nicht hätten, so schickt ich sie Ihnen; Sie wird doch in die Zeitungen kommen? Schade wärs wenn's nicht geschähe! Die Feinde des Königs die sein Benehmen bey der Lüttischen Geschichte Reichsverfaßungs wiedrig gefunden haben, die würden sich schämen müßen p.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 19ten May. 91[206]

Welche herzliche Freude, bester Vater Gleim, mir Ihr lieber Brief gemacht, könnt ich nur dann schildern wenn ich die Sprache des Herzens und des Gefühls so wahr und gut verstünde, als Friedrichs Barde.

Sie haben mich aber falsch verstanden; wie könnt ich noch undankbar genug seyn Beweise Ihrer Liebe zu fodern, da ich deren schon so viele bekam? Wie könnt ich mir diese süße Überzeugung selbst rauben wollen? - Nein! Das stille Selbstgefühl, theuer zu seyn dem Sänger bey Lowositz - dis bey Gott! ist mir mehr, als jeder öffentliche Beweis, - als jedes schimmernde Denckmahl, das mehr den Ruhm, deß der es setzte, als deß, dem es gesetzt ward, erhebt.

WasVater Gleim, der Weise,
auf Seines Lebens langer Reise
an Wahrheit eingesammelt hat;
was Ihm Minerva gab - die Schätze,
die kein Despot - kein Erdengötze,
mit seiner reichsten Stadt -
die Katharine nicht mit ihren Siegen,
und würde sie noch hundert Jahre kriegen,
erkaufen kann; die Schätze gieb

[205] Ismajil in der Ukraine, im Dezember 1790 von den Russen erobert. Den Truppen wurde ein dreitägiges Plündern und Töten gestattet.

[206] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557694

der Erde Preis, - und jeder wird sie lesen
und sagen einst: dies ist ein weiser Mann gewesen,
[2] Ihm war die Tugend, Ihm die Wahrheit lieb!
Zwar gabst du schon genug der Erde,
um unvergeßlich ihr zu seyn, -
doch schloßest du zu viel noch in dir selber ein;
drum spreche bald ein schaffend: werde!
daß wir uns neuer Wunder freun.
denn jeder Augenblick, den du verschencken,
an Freunde willst - verschenck ihn nicht;
es wird der Nachwelt kräncken,
wenn sie dir Lorbeerzweige bricht;
sie glaubt für sich den Augenblick verlohren,
da deine Muse, statt Belehrung frecher Thoren,
dem Sohn ein Blumensträuschen flicht.

Wie gern hätt ich, um Ihrer Liebe würdiger zu werden, den Vorschlag angenommen unsern Heuchlerischen Freunden, den Britten ihren Wahnsinn zu zeigen, in welchem sie die Rußen für menschlicher [?] als die Türcken halten, wenn nicht ein neuer Cabinetsbefehl uns vom departement alles öffentliche Urtheil über politische Angelegenheiten untersagte; sagen bey mündlichen Unterredungen, um wieviel mehr schriftlich? Sie werden [3] entsetzen, wenn Sie hören wie man hier mit aller Überlegung es darauf anzulegen scheint, die Menschen aus ihrem ruhigen Schlummer zu wecken, und sie auf Gefühle aufmercksam zu machen vor denen Despoten zittern. Furcht vor Revolution ist jetzt die allgemeine Kranckheit der Fürsten; diese Furcht lehrt sie Mittel ersinnen, dem Übel vorzubeugen, und diese praero[g]atife sind gerade Öhle, die dieses auflodernde Feuer neue Stärcke, vestere Dauer geben. Sie fallen auf hundert Dinge, und nur nicht auf das einzige wahre, gut zu regieren; ihren Unterthanen alle gerechte Ursach zu klagen, jeden Geisteszwang zu nehmen, und sich freywillig zum ersten Bürger des Staats zu machen. So lange Könige, nur Könige seyn wollen, ist ihre Macht auf Luft gebaut; und Leopold der 2te giebt ein Beyspiel, daß Weisheit der Dreyzack ist mit dem man das empörteste Meer ruhig machen kann. Wir hingegen? O! der Patriot muß weinen, wenn er Friedrichs des Einzigen mühsam erkaufte Größe Preußens [mehrere Worte unlesbar gemacht] scheitern sieht. Dencken Sie sich jetzt hat man den unsinnigen Plan, und Er ist schon halb ausgeführt, eine Religionscommission, wo der berüchtigte Prediger Woltersdorf die Hauptperson [4] und der Klügste ist, niederzusetzen; die jeden Bürger des Staats zwingen soll, 4 mal des Jahres zum Abendmahl zu gehen? Dadurch glaubt man den denckenden Geist in die Teufelsschrancken des Glaubens zurückzubringen; Priesterbosheit soll Religion werden, vernünftig seyn, soll niederträchtig heuchlen heißen! Ist es glaublich daß in einem Staat wo Friedrich herschte, solcher Unsinn je wieder gebohren werden könne? - Paris verbrennt das Bild des Pabstes, in ihm das Bild jedes Geisteszwanges; Warschau macht seine Bürger frey, und seine Könige gut, da es ihnen die Gewalt nimmt böses zu thun, und in Berlin — den Ort der Freyheit — in dem aufgeklärten, denkenden Berlin, setzt man eine Commißion nieder, die den Menschen ihre Vernunft nehmen, sie in die Arme des Aberglaubens zurückführen soll. Aber Gott sey Dank, wir werden uns nicht zurück führen laßen; das göttliche Licht der Wahrheit hat unser Seele zu klar erleuchtet, sein Feuer zu sehr unser Herzen erwärmt, als daß die Bosheit scheinheiliger Buben uns uns selbst, uns unsrer Vernunft entreißen sollten. Lieber laßt uns [5] über Ismaels Leichenhügel weggehen, lieber auf gespaltnen Köpfen der Verziere [Wesire] einhergehen - als gleichgültig bleiben, wenn Priesterrachesinn uns zu Sclaven eines lächerlichen Glaubens machen wollen. Ich wenigstens nenne mich von dem Augenblick an nicht mehr Christ, da man mich zwingen will ein Christ zu seyn.

Sagen Sie selbst, lieber Vater Gleim, giebt es ein Mittel Revolutionen zu befördern, welches zweckmäßiger, als dieses sey? Ist in der ganzen Schöpfung uns etwas heiliger, als Freyheit der Gedancke[n]? Und jetzt — ha! der Thorheit! — jetzt will man diese einschräncken, da überall im Süden und Norden die Blüte der

Freyheit in reizender Anmuth uns lächelt? jezt da der Mensch fühlen lernt, zu welcher weit herrlicheren Bestimmung Er gebohren ward? Daß es schändlich sey, Sclave zu seyn da wir ein Recht haben frey zu bleiben? Wird der Pöbel nicht aufgefodert über Dinge zu dencken die Er vergeßen hatte? Muß ein solcher Schritt nicht den Handwerksmann auf seiner Banck, den Bauer hinter dem Pflug, den Wollüstling im [6] Schoos seines Mädchens, den Geliebten am Busen seiner Geliebten, den Mann am der [?] Seite des Weibes, muß es nicht das ganze Volck aufschrecken, und es ihm lebendig darstellen, dass ihn Gewalt geschehe? Und auf welche unendlich wichtigere Dinge hätten wir jetzt zu dencken? Polens Freyheit ist warlich ein gefeßelter Riese der sich loßgewunden, bald die anfallen wird, die es einst wagten ihn zu feßeln. Rußland und Östreich können mit kalten Blut nun ihren zahlreichen Ländern die Kleinigkeit wiedergeben die ihren um gar Nichts mächtiger macht; sie werden es gern thun uns zu schwächen; aber wir? Wir, die jeden quadrat Fuß berechnet nach seinem Ertrag benutzen, was werden wir thun können? Wenn unser Schatz erschöpft ist, wo bleibt dann unsre Macht? - O! Die Zukunft liegt wie ein nächtlicher Unhold vor mir, und beglückte uns nicht die schönere Aussicht, dass vielleicht bald die ganze Menscheit frey athmen wird, und Joche abwerfen wird die schon zu lange sie schändeten, man müßte zittern - und der Patriot weinen! -

[7]Ach! jetzt wird kein Barde mehr auftreten, und singen:

Gott donnerte, da floh der Feind,[207]

singt Preußen, singet Gott!

Unsre Triumpfe sind vorbey! Unsre Fahnen umgestürzt; auf Ruinen werden wir gehen, auf den Leichen unsrer Brüder, und sie beneiden ihres früheren Todes! - Gott gebe, daß meine Bilder Nachterscheinungen seyn, die mit dem Aufgang der Sonne, an einem schönen Tag verschwinden! Dis wünsch ich, und dis wünschen Sie gewis auch mit Ihren

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

an von Kleist zu Berlin

Halberstadt den 22 tn May[208]

1791.

Ihr Schreiben, mein bester, von 19ten dieses hat mich den alten immer frölichen in tiefe Trauer gleichsam versetzt!

Ach! könnt' ich eine Stunde mit Ihnen, über den Inhalt dieses Schreibens, mich unterhalten! Sie sahn die schwarzesten Gesichte! Warlich, mein bester! ich müßte sie nicht lieben, wenn ich nicht eilend sie bäte, von diesen Geschichten sich loß zu reißen, Sie schienen ihrer ganzen Seele sich bemächtigt zu haben. Unsre Triumphe sind vorbey. Nein doch, bester! Wir sind die alten Preußen!

Ists denn nicht gut, daß dermahlen unsre Triumpfe bestehn, im Hinstelln unsrer Macht: Unser Schatz wird nicht geleert, wird nur in unsern Landen, ausgegoßen, bleibt in unsern Landen! Friedrich Wilhelm steht, ein Friedensstifter, größer als irgend sonst ein Blut bestromter Cronenträger! Ich laße von Niemanden, selbst

---

[207] 2018: Anklang an: Gleim, Siegeslied nach der Schlacht bey Lowositz, den 1. October 1756.
Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!

[208] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598587
http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598595
Die Transkription erfolgte nach dem zweiten Text, wohl der Abschrift durch einen Schreiber. Der erste Text ist nicht identisch. Er enthält Einfügungen.

von dem unterrichtetsten Staatsmann, mir die Meinung nicht ausreden, daß, [2] ohne Blutvergießung die Vergrößrung des Tiegerreichs zu verhindern, Friedrich Wilhelms Gedanck und Plan, im vorigen und in diesem Jahre gewesen sey!

Gedancke! den gewiß der Menschheit Genius
Mit einem brüderlichen Kuß
Ihm in die Seele gab!

Was denn, hätten wir gewonnen, wenn wir im Vorigen Jahre nicht gedroht sondern loßgeschlagen hätten? Hätte der Hunger wohl nicht eher als wie den Frieden gestiftet?

Und gegen einen so fern von uns, in Steppen sich auf haltenden Tiger, was können wir ohne die Verbündeten und ihre Flotten? Solten wir mit unsrer Tapferkeit in den Steppen verhungern?

Der Befehl an Euch ihr Herrn! im ausländischen Geschäften, so fleißig, von Staatsgeheimnißen nicht zu reden, ist ja so nothwendig; und wüstet gleich Ihr nichts von diesem Geheimen, so würde man doch glauben, Ihr wüstet Etwas!

Laßen Sie, mein bester, die Zukunft, wie einen Unhold, doch nur nicht auf ihre Seele liegen! Ich habe meinen lieben Staatsgelehrten Horatz nicht bey der Hand, um eine seiner Weisesten Lehren hieher zu setzen. Genug -

Der alles macht, der wird die Sachen
Der Menschen, und der Preußen auch;
Nach seinem besten Willen machen,
Vor unsern Augen steht ein Rauch,
Der ihre Kraft zu sehn behindert!
Wer dem, der alles macht vertraut,
Der ist zufrieden! Der vermindert
Den Qualen, vor dem der Sorger graut!

Die andern Sorgen, mein bester! der Sie so bang erwähnen, dieser entschlagen Sie sich, wenns möglich ist, auf immer!

Wer Denckkraft tödten will, der muß es anders machen!

Anders anfangen, mein' ich, gehn Sie, rath ich ihren Gang bedachtsam wie erfahrnes Alter den seinigen geht - nicht jugendlich [4] feurig . Aller Augen sehn auf ihren Gang. Mit Jugendfeuer macht man doch böse nicht gut, das Gute nicht beßer! Dis, mein bester Kleist, Weisheit oder Thorheit, was es in diesem Augenblick Ihnen seyn mag, sagt Ihnen die Freundschaft des alten Gleims, in in größter Eil.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 17ten Juny 91.[209]

Über unsre Politick, bester Vater Gleim, dencken wir zum erstenmahl ganz und jar verschieden; nicht als ob ich Ihre schöne Wahrheit, mit Jugendfeuer macht man das Böse nicht gut, das Gute nicht beßer, als ob ich überhaupt nicht einsehe, daß Alles was ist nothwendig sey; sondern weil Ihnen gerade Feuer, patriotisches Feuer, die Dinge aus einem gefärbten, zu unserm Vortheil gefärbten Glase zeigt. Sie nennen uns Friedenstifter; die Absicht ist edel und schön; ein Monarch der einen Frieden schloß that mehr zum Wohl der Menscheit als der zehn Schlachten gewonnen; ist das aber Frieden was wir stiften? Fachen wir

[209] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557708

nicht die schon erlöschende Flamme aufs neue an? Weckten wir nicht die schla[n]genköpfige Cabale, jagten sie unter die Völcker und betrogen Nationen? Ziehn wir nicht Rußland mit Greifsklauen zu Krieg und zu Rache? Verschwenden wir nicht unser Geld und empören wir nicht unser Volck? Und welche Palme trägt der König für diese Opfer? die Verachtung, den Spott seiner Feinde; das Bedauern derer die ihn lieben, das Hohnlächeln der Spötter. Ich weiß an wen ich dis schreibe, sonst würd ich nie meiner Vernunft meine Feder bieten; aber es ist hart - es ist schrecklich, den besten König von Schelmen belagert und hintergangen zu sehn. der König ist gut - er wünscht sein Volck glücklich - seinen Trohn vest; aber welche Mittel ergreift man? Gerade die ihn umstürzen; die ältesten Männer hier, erinnern sich nicht daß man mit so viel Geringschätzung vom König und deßen Anordnungen gesprochen hat, als jetzt; und nie war wohl allgemeine Unzufriedenheit größer, indeß sich der König geliebt glaubt. [2] Und sollten die Feinde des preußischen Staats schlummern? Sollten sie den Stolz eines Monarchen nicht noch mehr dehmüthigen wollen, der das was ihn gros machte, nicht zu kennen scheint? - Armuth und Zerrüttung wirft uns der Spiegel der Zukunft zurück; machen Sie ihn mir verblinden, und ich will Ihnen dancken. Und wo sind unsre Patrioten? was ist aus ihnen geworden? Sie lecken den Staub vom Trohn, laßen sich wie Schulknaben behandeln, und wimmern dann gegen Fremde ihre Klagen aus, bespeyen da ihren König mit Spott und machen ihn dem Auslande lächerlich. Wer Patriot ist, und sich gekränckt oder sein Vaterland in Gefahr sieht, der klage nicht anderen auf Weibesart sein Leid, sondern er gehe zum König und wage seinen Kopf um tausend zu retten. Aber wer soll das? In Monarchien liebt man nichts als sich selbst; die Minister lieben ihren Stand und ihre Bequemlichkeit; Aufopferung ist ein chaldäisches Wort für das Gedächtnis dieser Menschen; unsre Generale haben meist ihren Verstand von Adjudanten geliehen, diesen intreßirt der Staat weniger als ihr [unlesbar]; Wortaufwand die Menge, Pralereyen, daß man glaube Gott im Himmel wiße sich nicht vor ihnen sicher - aber wenn es zur Sache kömt, ist Dehmut ihr Steckenpferd und Dumheit ihre Religion. Alle übrige im Staat können es nicht - wenn sie auch wollten; und es klingt lächerlich wenn das Schaf den Hirten verklagen will. Kurz - Michaelis hat Recht, „die Laune, giebt Völckern Licht in die Laterne, und bläßt es andern wieder aus.“ -

[3] Daß Sie aber, liebster Vater Gleim, das Jugendfeuer verdammen, wundert mich; Sie, der als Greis noch Jüngling sind, und den ganz Deutschland darum am meisten bewundert, daß Sie mit Ihren Zeiten fortgehn; in dem was Sie dencken und schreiben das Feuer des Jünglings mit der Weisheit des Alters vereinigen; Sie, der gewis eingestehn müßten, daß Überlegung oft da verdirbt, wo Tollkühnheit nützen würde. Der Geh. Rath Leischsenring sagt, unsre Jugend ist jetzt beßer als unser Alten, und im gemäßigten Grad hat er Recht. Frankreichs wundervolle Revolution; Polens noch wundervollere, sind die Werke von meist 30 jährigen Männern; ohne ihr Feuer, würde nie das geworden seyn, was da ist. Bey Dingen wo ich auf ein Volck würcken will, - wozu Begeistrung gehört, würd ich allemahl Feuer statt Kälte wählen.

aber mehr als um dis Alles trauern Sie doch auch wohl um Schillern;[210] o ich hätte mit Freuden für ihn sterben wollen, wenn mich nur der Tod gefragt hätte. dieses Aufhören in der Mitte unausgeführter, großer Plane - dieses Welcken vor der Reife, ist der unumstößlichstes Beweis einer Fortdauer; denn müßte der Schöpfer nicht vor sich selbst erröthen, diesen göttlichen Geist vernichten zu wollen? -

Ich habe die Bekandschaft von Schrödern gemacht, und in ihm einen höchst intreßanten Mann gefunden, und was bey Schauspielern so selten ist, auch einen sehr bescheidnen. Er kündigte sich mir gleich auf eine trefliche Art an, indem ich bey einem freundschaftlichen Diné zwischen ihm und dem Policey Präsidenten Eisenhart saß. dieser sprach mit mir [4] über sein Alter, und da ich ihn für jünger hielt: „nein! nein! ich werde schon sehr alt!“ worauf ihm Schröder ganz sanft erwidert: „Ey! ey! Herr Präsident, das ist nicht gut, wenn die Policey alt wird!“ - Wie gefällt Ihnen dieses impromtu? - -

Nun noch ein Paar Worte über Halberstadt; wie befindet sich Ihro Haus; die gräflich Wernigerödische Familie? Wir haben uns so in der Politick verwickelt, daß wir uns kaum zu unseren eignen Stuben finden

---

[210] 2016: Chronik 1791 Schubart, Stuttgart. Nr. 49. Dienstags, den 21ten Junius 1791. S. 408: Schiller, der Mann hohen Geistes und starker Gesinnung, ist aus dem Zeitungstode, den man ihn sterben ließ, wieder zu einem neuen - Gott geben! lange dauernden Leben erwacht.

können, und hier ruft mich doch jetzt ein ganz angenehm Geschäft. Nemlich eine Philosophie der Liebe, an der ich jetzt arbeite, und wovon schon 4 Gesänge, in ottavo rime fertig sind. Michaelis komt es heraus, und ist auf dieser Ostermesse schon berechnet. - Die Religion meines Mädchens hoff' ich wird Ihnen gefallen; ihr Gott wird in folgender Stanze bezeichnet:

St. 35 G. 3.

Midora's Gott, war wie die Liebe schön;
der Güte Bild; der Menschlichkeit Exempel;
ein Blumenthal, ein Wäldchen war sein Tempel;
sein Name schien auf jeder Frucht zu stehn,
und jeder Halm trug seiner Weisheit Stempel.
Der Blütenthau, der Düfte sanftes Wehn,
im stillen See der Silberwellen Kräuseln,
der Zephyrhauch durchs Laub schien dankbar ihm zu säuseln.

So sollte der Christengott ja wohl auch seyn! - Ewig der Ihrige

Franzvkl

Brief an Gottlob Nathanael Fischer[211]

Berlin d. 23 ten Juny 91.[212]

Wie glücklich sind Sie, der Popens[213] Versuch über den Menschen zu Seinem symbolischen Buch, und Halberstadt zu seinem Wohnplatze hat, wo Sie ohne Laterne mehr Menschen finden, als hier bey uns mit allen Fackeln des königl. Hofstaats. Ja, liebster Recktor, ich will nicht ungerecht seyn, und will es der Größe des Orts zu schreiben, aber wahr ist es doch immer, daß ich außer Leischenring noch keinen gefunden haben, der Enthusiasmus für ächte Schönheit fähig sey. Es bedarf nur des hiesigen Schauspielhauses um eine Idee von dem hier herschenden Geschmack zu bekommen. Leßing und Schäkesp. sind verwiesen, und dagegen hängt man mit kindischem Aberglauben an den Abscheuligkeiten anonimer Mütter oder an Kotzebu's Harlequins Jacke. denn nachdem Er als Verfasser des eisernen Barths bekannt ist, scheint mir sein Charackter der sich in seinen Stücken ahnden ließ, ganz entwickelt - und da ist er Harlequin geworden. Wundern Sie sich nicht daß ich auf das Schauspiel kommen, aber es ist nur in so großen Versammlungen, wo man am deutlichsten sieht, wie sehr die Menschen verstümmelt sind; und gerade hier wie sehr! Keine Begeistrung - kein Feuer, für das was den Geist entzückt, und die Seele berauscht; hier ist alles sinnlich geworden, und man treibt sich zwischen Bratenwendern und Gebetbüchern herum. Selbst die besseren sind so; haben Sie das Schreiben an Hermes gelesen? - Über Kleinigkeiten perciflirt man ihn, und den abscheulichen [2] Gedancken, denen zu fluchen die nicht glauben, übergeht man hüpfend. O! Ich bin so böse auf die Menschen, dass ich nach Halberstadt kommen muß, mich mit ihnen auszusöhnen.

Doch einigermaßen hat es schon Wieland in seinem Proteus gethan, dieses trefliche Produckt der lezten Meße werden Sie hoffentlich schon kennen, und ich bin auf Ihr Urtheil neugierig. Mir scheint es eine der merkwürdigsten und einnehmensten Arbeiten Wielands; die Idee, zu zeigen wie oft unschuldige Dinge vorgestellt werden und wie Geschichten des Alterthums auf uns können gekommen seyn, - zu zeigen, wie

---

[211] 2016: seit 1883 Rektor des Stephaneums, der Domschule, in Halberstadt, seit 1790 Herausgeber der Deutschen Monatsschrift

[212] 2016: Brief im Besitz des Kleist-Museum.

[213] 2016: Alexander Pope

sehr menschliche Schwacheiten in des Auges jedes Edlen Entschuldigung verdienen, überhaupt die ganze Entwickelung des Charakters[?] Peregrins ist meisterhaft, göttlich - wie Alles was über Christen gesagt ist. Größe macht staunen - hohe, heroische Tugenden können wir Cau[m] bewundern - ein Halbgott läßt uns kalt; aber der Mensch in dem Tugend und Schwacheit vermischt liegen, der zieht uns an und nur den können wir lieben. Und dieser Gedancke scheint Wielanden belebt zu haben, da Er den Proteus schrieb und in ihn den Keim zu allen Tugenden und zu allen Lastern legte. Vorzüglich merckwürdig ist die Stelle aus dem Plato, ein vollkommen weiser Mann, würde allgemein gehaßt werden, ja selbst an das Creuz kommen, und sich da gleich bleiben; [3] wenigstens ist diese Stelle, so ganz ungefehr der Ausdruck an das Creuz gekommen seyn mag, wircklich überraschend, und für einen Rechtgläubigen gewis überzeugend, daß der griechische Weise einen gekreuzigten Christus gedacht habe. -

Göcking ist hier gewesen, und meine Freude war außerordentlich mir durch ihn Bilder jener Gegenden wiederbringen [?] zu laßen, auf denen die Menschen mir so theuer sind. Er sagte auch, dass sollt Er hier wohnen, Er würde nicht für den Winter sorgen, weil ihm der König gewis freye Wohnung in Spandau geben würde. -

Unsre Berliner sind jetzt mit der Cunstausstellung beschäftigt, wo ich unter andern viele Zeichnungen u. Riße von ihren H. Bruder gesehen habe. Eine sehr schöne Landschaft von Lüddecke, und ein bettelnder Beliser von Rehberg,[214] sind das Einzige bemerckenswerthe, wo man die Probe wenigstens nicht gleich gewahr [?] wird. Eine gezeichnete Allegorie von Meil hat viel Aufsehen gemacht; die Wahrheit, in Gestalt eines Weibes, erblickt die mahlenden Künstler der Ackademie, einen Haufen Affen; sie erschrickt und verbürgt sich hinter dem Bart der hinckenden Zeit, indeß die Affen die Kunst, als ein Sphinx gebildet, niederreißen, und [4] den Mund mit Farbe zu pinseln; so wie sie aber die Wahrheit erblicken, fallen sie erschrocken, nur eine Affe, die Dumheit, durch ein Caninchen bezeichnet, reibt seine Farben fort; und drunter steht; So geschehen zur Zeit des babylonischen Thurmbau's im Jahr 3495. Ich vermuthe, dass es vorzüglich auf das Denckmahl Friedrichs geht,[215] weil man hier eine Menge Modells, aber wenige gute besitzt. Am besten nimt Er sich in deutscher Tracht in seinen mittlern Jahren, zur Zeit des 7 jährigen Krieges aus. Ihn so vorzustellen als Er unter uns lebte, halt ich aus vielen Rücksichten nicht für gut; denn ist es dem Künstler unmöglich etwas Schönes der Kunst auch hervorzubringen; nur die Form macht unsterblich, man würde also nach einigen hundert Jahren, nicht von der Schönheit des Denckmahls angelockt, auch die Ursach vergeßen, - das heißt das Volck würd es vergeßen; es würde unsren Nachkommen schwer werden die Thaten eines Halbgottes mit der winzigen Figur eines gekrümmten mit einem Centnerschweren Hut bedeckten Menschen [5] zu vereingen, und der Zweifel an die Wahrhaftigkeit Friedrichs würden dann noch mehr werden, als schon so seyn werden. Ich werde vielleicht in die Monatsschrift ein Paar Worte über diesen Gegenstand einrücken laßen. Bester Recktor, wär es denn nicht möglich eine Einrichtung zu treffen, nach der stets für einen Monat Manuskripte[216] voraus hier wäre; es ist wircklich ein großer Übelstand wenn die Stücke so außer Ordnung erscheinen, und der Druck übereilt werden muß. Vieweg liegt [?] mich täglich an, Ihnen darüber Vorstellungen zu thun, aber ich weiß wie sehr Sie beschäftigt sind, und daß es sich nicht immer thun läßt. Wär es aber einmahl erst eingerichtet,wären wir hier erst mit einem ganzen Monat Manuskripte[217] im Vorrath, so würd es auch Ihnen eine große Erleichterung seyn. Das Kupfer von Jerusalem hat sehr aufgehalten, es ist aber recht schön geworden. Für Monat July hab ich den 2 t Gesang der Denckmähler gegeben, ich dencke die Herren werden es doch zufrieden seyn. [6] Wie sehr vermiß ich den Mittewoch [?], ich hätte jetzt einen ganzen Band von meiner

---

[214] 2016: schwer lesbar, gemeint Friedrich Rehberg, Historienmaler, gewann mit dem Bild von 1790, Bettelnder Belisar, den Preis der Akademie. Malerwerke des neunzehnten Jahrhunderts: Beitrag zur Kunstgeschichte, Band 2, Friedrich von Boetticher, Dresden 1898, S. 371.

[215] 2016: Ausschreibung im Auftrag des Königs in der Vossischen Zeitung vom 7. Februar 1791. Das Friedrich's-Denkmal in Stettin und die Preuszisch-Pommersche Wehrkraft zur See während des siebenjährigen Krieges. Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine, 1876, 1, 2.

[216] 2016: Im Original abgekürzt, wahrscheinlich Manuskript

[217] 2016: Im Original abgekürzt, wahrscheinlich Manuskript

Filosofie der Liebe, nemlich die 5 ersten Gesänge des Gedichts Zamori und Midora vorzulesen. Rathen Sie mir den ersten Band allein drucken zu laßen, oder bis zur Vollendung des Ganzen zu warten? - Ich initieire zu leztrem. Wie gefällt Ihnen der Gott meines Mädchens?

Midora's Gott, war wie die Liebe schön,
der Güte Bild, der Menschlichkeit Exempel;
ein Blumenthal, ein Wäldchen war sein Tempel,
sein Name schien auf jeder Frucht zu stehn,
und jeder Halm trug seiner Weisheit Stempel.
Der Blütenthau, der Düfte sanftes Wehen,
im stillen See der Silberwellen Kräuseln,
der Zephyr Hauch durchs Laub schien danckbar ihm zu säuseln.

Nach diesem Gott ist ihre ganze Religion gebildet, wo man von keinem Tempel und keinem Priester etwas weiß. Empfelen Sie mich Ihrer Familie und unsern Freunden und leben Sie wohl!

FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin, [Tag unlesbar] ten July 91.[218]

Nun lieber Vater Gleim schließen Sie Ihre Gesichte, „ich sah, was sah ich nicht in meinen siebenzig Jahren" — denn etwas Merckwürdigeres möchten Sie doch nun wohl nicht mehr zu sehn bekommen, als den aus seinem Lande fliehenden, und von seinem Volcke gefangnen König.[219] Welcher böse Geist mag ihm diesen abscheulichen Rath eingegeben haben, der ihn zum Richtplaz oder zum Bettelstab führte? Einen Rath der gut ausgeführt Tausender Leben gekostet und dem Könige nicht mehr geholfen hätte, als jetzt da man ihn gefangen. So sehr ich den armen Tropf bedaure, so kann ich doch die Freude nicht unterdrücken, die mir dieses Ereigniß verursacht; es ist gar zu schön Königen zeigen, daß sie nicht Götter seyen, da Sie es so leicht glauben; — gar zu schön die Träumer auf ihren Trohnen wecken und Sie zu Menschen zu machen. Und warlich Ludwigs Fall wird dis thun; er wird ihnen einen Spiegel aufstellen, in welchem sie mit verzerrten Zügen den Despotismus und Fürstenunthätigkeit erblicken; sie werden schaudern und ihr eignes Schicksal zu lesen glauben. Carl der 1te ist schon vergeßen, und die Erscheinung Friedrichs des Einzigen hat dem Purpur einen gewißen Glanz von Vergöttrung gegeben, der uns schädlich seyn würde, wüßte der gütige Himmel nicht entschlummerte Gefühle durch andrer Beyspiel zu wecken. [2] Schlechte Könige sind so nützlich wie die guten; der Mensch würde seine Kräfte verkennen lernen, seine Rechte vergeßen, weckten ihn nicht die Ungerechtigkeiten schlechter Regenten. Diese sind im politischen Verhältniß der Menschen was das Gift in der Natur, die Sorge im Leben; Mittel zur Vervollkomung unsrer selbst. Ewige Glükseligkeit ist ewiger Schlummer, darum sind die Begriffe der meisten Völcker, und besonders die christliche Lehre vom künftigen Leben unsinnig und bey unsren Vorfahren den Celten, Vandalen, Slaven, o so lag eine viel schönere Idee zum Grunde, wenn sie sich am Morgen alle niedersäbelten und doch den Mittag in Walhalla zechten; Ruhe ist Pein, Thätigkeit, Glück. Homers Achill scheint mir daher sehr Recht

[218] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557716
2016: Der Brief ist trotz des Fehlens des Tagesdatums vor dem Brief von Gleim mit dem Datum 1. Juli eingeordnet, da Franz Alexander von Kleist sich am Ende des Briefes beklagt, länger keinen Brief von Gleim bekommen zu haben und Gleim auf mehrere Argumente aus dem Brief antwortet: armer Tropf, Bettelstab.

[219] 2016: Flucht von Louis XVI. nach Varennes in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791. Rückkehr nach Paris am 25. Juni 1791.

zu haben, daß er ein Sclave der Oberwelt seyn, dem Königstitel der Schatten vorzieht; und wenn ich mir einen Himmel dencken sollte, wie die Christen ihn hoffen, ich zöge auch die Hölle vor. Schicken Sie ja nicht diesen Brief an unser Religions-commeriante [?], sie würden mich verdammen, denn ihnen ist Faulheit der höchste [3] Grad himlischer Seligkeit, und ein Mann wie Vater Gleim der noch in seinem siebenzigsten Jahr arbeitet ein Ketzer. Soll ich leben, so ist mein einziger Wunsch Ihnen darin zu gleichen, denn nur diese Thätigkeit macht das Leben schön. Bewundrungswürdig wie in Allen so auch darin ist Wieland; wir haben ihm diese Meße wieder drey göttliche Sachen zu dancken. Was sagen Sie zu seinem Proteus? Lebt hier nicht noch ganz der Geist eines Homers und die Phantasie eines Jünglings? Seine Wahrheiten überzeugen und seine Bilder entzücken. O! machen Sie uns doch auch, lieber bester Vater Gleim, bald ein Geschenck mit Ihren Gesichtern; es wäre ach! jar zu herrlich mit Ihren Augen noch einmahl zu sehen was Sie gesehen haben, und Ihnen nachzuempfinden. Mir hat es immer eines der süßesten Gefühle des Alters geschienen, rückzublicken in die Vergangenheit, das tausendfache Mancherley der Erde zu überschauen, und die neugierige Jugend zu lehren wie es einst war, und wie es nach eingesammelte Erfahrung vermuthlich einst seyn wird.

[4] Unser vielgeliebter König hat vor Wuth geschäumt, da Er die Nachricht von der Gefangennehmung des Königs v. F. erhalten hat; warum möcht ich wohl wißen? wenn nicht die Ursach ziemlich deutlich in ihm selbst läge. Es liegt in jedem Menschen, glaub ich, ein prophetisches Etwas - dis zu unterdrücken, vermögen nur sehr wenige Menschen; und es sagt ihnen oft Widerwillen Wahrheiten, die sie nie zu hören wünschten. -

Es ist schon so lange daß ich keine Nachrichten von Ihnen habe, - wollen Sie mich vergeßen? - Nein! diesen Argwohn flüstert mir ein dämon, ich verscheuch ihn, - und hoffe baldige Entschädigung

Ihr

FranzvKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt 7 [oder 1] t Jul. 1791[220]

Jawohl. Der arme König! Man kann ihn anders nicht nennen, er wuste sich selber nicht zu raten, und hatte keinen Freund, ders ihm sagte, wie ers anfangen müßte der glücklichste der Könige zu seyn. Er mußte der gesetzgebenden Macht mit allen Kennzeichen des besten Willens sich begeben, und mit der ihm übrig gelaßnen ausführenden, und über die Gesetze wachenden, sich begnügen, so war er der glücklichste! Was wollt er mit mehr Gewalt? Haben unsere Könige mehr? Ja! warlich es war aus unsers Klopstoks Hölle der dümmste Teufel oder der boshafteste, der ihm rathen konnte zu fliehen.

und der gute König als er diesem bösen Geiste gehör zu geben sich neigte, war gewiß nicht bey sich selbst! Er war ein armer König, nicht [-] eben mein bester Kleist [-] ein armer Tropf, [2] er hatte keinen Freund, deswegen war er ein armer König, ein unglücklicher, dem wir unser Mitleiden schenken, auf den wir, wie die rasenden Franzosen nicht auch zuschlagen wollen; auch wolten wir nicht glauben, daß man den guten König zur Richtstatt [?] oder an den Bettelstab führen werde; Wenn irgend noch Menschheit in Frankreich ist, so wird das gerechteste Mitleide mit einem Könige, ders mit seinem Volcke wahrhaftig gut gemeint hat, der dafür seines Lebens keine Stunde sicher war, der die Freyheit eines seiner untersten Unterthanen nicht hatte der das Mitleiden mit dem wird ihm den Thron und das Leben erhalten; keine Freunde mein Bester! Ich glaube nicht, daß es wahr ist, was sie sagen, die Könige glaubten, daß sie Götter wären, leicht; leichter

[220] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598609
2016: Da der Brief die Antwort auf den vorhergehenden Brief von Franz Alexander von Kleist mit der Angabe „Juli“ ist, spricht mehr dafür, dass das Datum dieses Briefes als 7. zu lesen ist.

dächt ich, glaubten Reimer [?] daß sie Dichter wären, wäre denn könnte solch' ein Glaube den Cönigen nun möglich seyn? Sie müßten ja den kleinsten [3] Verstand nicht haben. Die armen Könige! die besten unter Ihnen machens' den wenigsten nun recht! Unser einziger, Was wurd er zu gewißen Zeiten gehaßt und verlästert; laßen Sie mit, mein bester, zu denen gehören, die da glauben daß nichts schwerer sey, als das leichter;

Wer weiß, was wir waren, mein bester, wenn wir, wie Königskinder erzogen wären. Wird man durch Erziehung, was man ist, nicht alles! und ihr Edelleute, der ihr um den Königen und Königskindern mit seyd, verderbt ihrs nicht alles, weil ihr nicht alle bis zum höchsten Grade humanisirt seyd? Die Könige, wenn zu wählten unter Euch, musten kein Fehlgriff thun können, so wären sie alle gerecht und gnädig! ach! mein Bester! Die arme Menschheit! Es war noch keine Zeit in mein 70 Jahren dieses Seufzers sey würdig als die itzige! Gott helf uns aus allem!

Aus Allem dem itzigen übel würde viel Gutes einst entstehen, [4] ich zweifle nicht daran, und seufze doch:

die arme Menschheit! - In Thorheit verwandelt ist sie keines Wielands keines Herders würdig! Wielands Proteus, und Göttergespräche sind zwey der göttlichen Sachen, die wir diese Meße dem Großen Mann zu danken haben, welches ist die dritte? Jene beyde könnten die Menschen, wenn Sies alles, was die Götter und die Todten durch unsern Wieland ihnen sagen, recht bedächten, bis zum höchsten Grade humanisiren ppp. die letzte Meße hat doch einige vortrefflich Werke zum Vorschein gebracht. Ich zähle zu denselben Mansos befreytes Jerusalem[221] und Schlotterbeks Fabeln mit allen ihren Fehlern[222] - Meine Gedichte sind nur Embryonen der Geschehenen; ich habe die Zeit nicht, etwas rechts aus Ihnen zu machen: Wie denn, m. bester, stehts mit Ihrer Versendung nach Wien oder Petersburg? wie mit allen den Dingen, von welchen Sie wißen, daß Sie uns intereßieren und von denen sie nichts erwähnen, Ich muß abbrechen, und um in mein kleines ohne Sorge bey einer mir sehr lieben Geselschaft zu seyn, und Kirschen mit Ihr zu essen, ich wollte sie wären dabey, sie würdn sich beßer in ihr, als izt zu Paris die Konige sich befinden.

Ihr alter treuer Gleim

Franz Alexander von Kleist an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk[223]

Höchstgeehrtester Herr Krieges-Rath!

Das Vergnügen, welches Sie durch Ihre Gegenwart uns hier schenckten, war zu gros um nicht täglich daran zu dencken, und die Bitte schriftlich zu wiederhohlen ja bald wieder zu kommen.

Ihnen wird zwar Berlin nichts weiter biethen können, als schlummernde Könige, regierende und verabschiedete Minister, jubelnde Demokraten und hungrige Aristokraten, schluchzende Dencker und lachende Gecken, und wenn es Ihnen ja so gut wieder geht als neulich, hübsche Mädchen von Türcken beäugelt. O! er ist allerliebst, er ist königlich - doch das darf man jetzt nicht mehr sagen um etwas schönes, glückliches auszudrücken - nun so ist er ganz Göckingksch der Gedancke L. Carolinens Fächer; - die Strophe hat uns allen ein ganz außerordentliches Vergnügen gemacht. In so gefälliger Anmuth einen

---

[221] Johann Caspar Friedrich Manso, Das befreite Jerusalem, ein episches Gedicht in zwanzig Gesängen nach dem Italienischen des Torquato Tasso, 1791

[222] Johann Friedrich Schlotterbek, Fabeln und Erzählungen: nach Phädrus und in eigener Manier, Stuttgardt 1790

[223] Deutschen Literaturarchiv Marbach, Bestandssignatur A:Goeckingk°Goeckingk, Leopold Friedrich Günther von, Zugangsnummer 91.86.201,2.
Die Datierung Ende Juli bis Anfang August 1791 ergibt sich aus den Angaben zur Entlassung des Ministers Herzberg, die am 5. Juli 1791 erfolgte und dem Fehlen eines Hinweises auf seine Reise nach Prag, die er in seinem Brief an Gleim vom 12. August 1791 als unmittelbar bevorstehend anspricht.

flüchtigen Gedancken darstellen und vesthalten können Sie auch nur, so wie nur Guido im Stande war Engel zu mahlen. Mir scheint überhaupt ein Epigramm viel Ähnlichkeit mit der Zeichnung eines Engels zu haben. beydes [2] sind kleine Göttergestalten, es muß an ihnen alles schön seyn um zu gefallen, aber dann begeistern sie auch. Frankreich kann sich jetzt darin üben, ihr wiedererbeuteter König giebt Stoff genug, und mir ist am merckwürdigsten bey der ganzen Flucht gewesen bemercken zu müßen, wie sehr bey einem Könige der Magen das Übergewicht über den Kopf hat. Als Ludwig der 16te in Chalon zum erstenmahl nach seiner Gefangennehmung aussteigt, soll er gesagt haben: Pa? il fait diablement chaud[?]! esque nous [unlesbar] ici des poulets? Man hat überhaupt eine Menge seiner Angstäußerungen, die so platt und inconsequent wie seine Handlungen sind. Mich wundert nur noch wie es Leute giebt die ihn auf dem Trohn erhalten wollen; alles was man thun kann ist ihn zu bedauern daß die Ungerechtigkeit des Schöpfers einen solchen dummen Tropf zum König machte, daß man ihm zu Eßen und Trincken biebt, und ihn auf einem Landgute sich pflegen läßt - und das ist ihm lieber wie der ganze Trohn, obgleich Baniké[?] wie ein [3] Grenadir schreibt; und dieses Menschen Gewäsch vergleicht der bidere Zeitungsschreiber mit der Beredsamkeit eines Demostenes und Cicero? -

Wundern Sie sich nicht über Herzbergs Abschied? Ist das nicht eine unserer Staatsthorheiten mehr? Nicht weil ich glaube, daß sein Nutzen so überschwenglich, aber er war doch immer der Einzige der die Geschäfte ganz übersah, die Liebe - das Vertrauen des Volcks hatte, und Ruf im Auslande. Unsre übrige Minister kennt man nicht den Namen nach, und ich glaube Sie werden auch dafür sorgen, daß man Sie nicht kennen lerne. Man hat durch Räncke und Kniffe dem alten Mann so lange zu gesetzt, bis er seinem Herzen einen Stoß geben und den Abschied fodern mußte; dis geschah um 11 Uhr Mittags, Abends hatte er ihn schon. -

Nun lieber Herr Kriegs Rath werden die Versprechungen [?] der preuß. [?] Friedericke[224] wohl bald realisiert werden, denn diesen 14ten ist in Potsdam das Verlöbniß von ihr und dem Herzoge von York. Sie bekomt eine Million rtlr. mit, wenn man dis zu 7 Millionen Schulden des Prinzen be-[4]rechnet, so können Sie eine recht sorgenfreye Ehe führen. Er ist sehr gut Freund mit Schack, und die Prinzessin putzt sich jetzt so heraus, versammelt so künstlich alle Grazien in ihren Schoos, daß der berauschte Engländer den Himmel offen zu sehen glaubt. -

Im Beiernschen [?] Hause empfielt sich Ihnen alles, und es wird nichts so allgemein bedauert als daß der Mann, den jeder liebt so bald fortgereist ist. Ich lebe jetzt, nachdem ich Ihren Rath befolgt, höchst glücklich, und es scheint als wenn ich die Mutter - die mich immer mit vieler Güte behandelte, auch für meine Absicht gewinnen würde.

Empfehlen Sie mich aufs ergebenste Ihrer Frau Gemahlin, und gönnen Sie mir zuweilen Nachrichten von dem Biedermanne, den ich in Ihnen verehre.

FranzvKleist.

Was macht Ihr Auge? ich wünsche von Herzen daß es völlig hergestellt sey.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin, d. 12 ten Aug. [1791][225]

Sie werden sich wundern, lieber Vater Gleim, daß ich Ihnen so lange eine Antwort schuldig bin, aber meßen Sie dis Vergehn der Hygeia zu die mich hat kranck werden laßen; jetzt bin ich beynah ganz wieder hergestellt, und gehe in einigen Tagen nach Prag zur Königskrönung. Von den Wundern die ich dort sehen

---

[224] Friederike Charlotte Ulrike Katharina von Preußen, heiratete am 29. September 1791 den Herzog von York und Albany.

[225] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676557724

werde, werden Sie also bald etwas zu hören bekommen; es stoßen gewis aus allen Welttheilen Menschen zusammen, denn es ist ja zu merkwürdig daß man im nördlichen Deutschland einem König die Crone aufsetzt, und an der Gränze des Südlichen einem Andern die Crone abnimmt; wer handelt nun klüger? - dis können nur blinde Aristokraten fragen; so lange es überhaupt noch Könige, wie sie jetzt leben, giebt, so lange noch der 16 ahnige Dummkopf Vorzüge haben soll - so lange sind die Menschen noch Narren und verdienen daß man sie mit Neßeln peitsche. Aber sie werden es nicht mehr lange seyn; die Fürsten sorgen selbst dafür daß die erwachte Vernunft nicht in den Köpfen der Völcker wieder entschlummre - sie vereinigen sich gegen die Freyheit, wollen in fremden Gegenden Thürme bauen, und hören nicht daß hinter ihnen ihre Schlößer zusammen stürzen. Und beym Himmel! wenn nicht Steine die Erde bewohnen, so müßen sie zusammen stürzen! Dann bester Vater Gleim, würden Sie sehen was Deutsche wären — wenn erst ein Bund sie alle vereinigte, sie alle unter einem Scepter - den der gesunden Vernunft — glücklich wären; alle mit Brudertreu den grosten Entzweck des Lebens Vereinigung entgegenarbeiteten, alle Mühe theilten, und ihre pflegmatische Gleichgültigkeit [2] mit einer schöneren Begeistrung für Freyheit und Tugend vertauschten, - dann würde Deutschland das Muster aller Nationen werden, statt daß es jetzt der bunten G[J?]acke des Harlequin gleicht, wo wohl hie und da ein Stück gutes Tuch sitzt, das ganze aber mehr Mell [?] ist; dann würde in Deutschland die Kunst auf den Flügeln der Freyheit den alten Trohn wieder besteigen, Menschenhoheit in Thaten nicht in Worten sich äußern, kurz jeder wird ausrufen -

so war es einst, das schöne goldne Alter
da waren noch die Menschen kummerlos,
da schlief noch Einigkeit und Lieb in ihrem Schoos,
des Volckes Fürst war Vater und Erhalter,
sein Dach ein Baum, sein Trohn das weiche Moos;
nicht Priester, nicht erkaufte Seelenwalter
vergällten da der Freude Necktartranck,
da waren nicht wie jetzt die Seelen erblich kranck.

Man suchte nicht die Tugend in Grimaßen,
in Heuchlerkunst und Trug nicht seinen Ruhm;
die Unschuld war ein stilles Heiligthum,
und Hochverrath sie unbeschützt zu laßen;
man wußte nicht nach Kunst zu lieben und zu haßen,
sprach für das Gute laut, war nicht zum Bösen stumm;
Gerechtigkeit war nicht ein Wortgepränge,
man war an Strafen arm und im Belohnen strenge.

[3] Nach diesem Ideal, aus einem fremden Stern,
den noch kein Herschel[226] sah und sehen wird, entliehen,
wird man bey uns den Jüngling nicht erziehen,
uns gillt die Schale mehr, und jenen mehr der Kern;
und sieht man hie und da auch einen Funcken glühen,
man gießt ihn aus und denckt die Zeit ist fern
wo man solch Feuer braucht - ich kann und will nicht prophezeyen,
doch däucht mir , könnt es wohl den Löschern einst gereuen.[227]

---

[226] 2016: vermutlich Friedrich Wilhelm Herschel, aus Deutschland stammender britischer Astronom.

[227] 2018: Zamori, 3. Gesang, Strophe 35-37 mit geringen Abweichungen

denn diese Zeit ist gewiß naher als wir glauben, und es ist nicht gut, wenn sie nicht nahe ist, es würde beweisen wie wenig wir ausgebildet sind; der ausgebildete Mensch muß jeden willkührlichen Zwang haßen, das Gesetz aber lieben und ehren.

Was sagen Sie zu unserm neuen Gesetzbuche? Es ist sehr viel Gutes darin, und gerade das, was den größten Wiederspruch duldet, scheint mir das Beste; die Ehen der linken Hand. durch dies wird ein Mann, der nicht Vermögen genug besitzt standesmäßig mit einer Frau zu leben, doch nicht mehr gezwungen ein Libertain zu werden; er kann nun eine häusliche Wirthschaft führen, ohne nöthig zu haben, ein Haus zu machen, und all die Unbequemlichkeiten der großen Welt auszustehn; es wird endlich unser jungen Weiber und Mädchen zu Wirthinnen machen, wenn sie anders Männer bekommen wollen, und die beynah [4] ganz entflohene Häuslichkeit der Weiber wird zurückkehren und alle Moden und Putzsucht einen gewaltigen Stoß bekommen. Zwar will ich auch gern zu geben, daß der Verführung ein neuer Weg gebahnt, und manche Unordnung entstehen wird - aber welches Gute ist ohne Böses? -

Unser lieber Herzberg[228] ist nach Pommern gegangen, und hat vorher noch die Eitelkeit gehabt, verschiedne Briefe des Königs in die Zeitung zu setzen zu laßen. Mit unsern politischen Verwickelungen sieht es aber, höchst traurig aus, denn so viel ich darüber urtheilen kann, sind wir auf dem Wege zu einer noch größern Thorheit als all die übrigen, leider schon ziemlich große waren. Die Absicht der Sendung Bischofswerders[229] scheint eine Alliance mit unsrem und dem Östreisch. Hause zu seyn; den größten Fehler den je Preußen machen kann. Ostreich hat zu viel Ursach uns ewig zu haßen als je die Wohlfarth unsres Hauses zu wünschen; seine Freundschaft ist daher nur, verschlagenste Bosheit den Augenblick desto sicherer zu faßen, an dem es uns verschlingen kann. Nichts ist im Fall einer Alliance ihn leichter; Seine Rathschlüße finden dann als Freund gegeben bey unserm abergläubischen Hofe leichter Gehör werden eh befolgt; unser Stolz ist groß genug [5] die abgeschmacktesten Unbesonnenheiten zu übersehen und wie ein König von Schweden, mit 16000 Mann Frankreich anzufallen und sich einen Päbstl. Nuntius auszubitten. Gern laßen wir uns, ja beynah gewis in die Französisch. Angelegenheiten ziehn; Franckreich fällt in die Niederlande, diese erwarten nur einen solchen Feind um ihre Rache gegen Östreich loszulaßen, die Holländisch. Patrioten erwarten auch dieses Signal, der ganze Rheinstrom; wo noch Priesterunsinn und Religions Narrheit herscht, sehn gleichfalls diesen Augenblick entgegen unterdrückte Rechte gültig zu machen, und es wird dort schon jetzt kein Caufcontrait mehr geschloßen wo nicht des Falls einer revolution gedacht wird; nun wollen wir Holland besiegen, schicken auch die Truppen hin, - wir wißen nicht wie unsre dortigen Provinzen dencken - der Kaiser verliehrt die Niederlande - an wen soll er sich rächen, sich halten als seinen geschwächten [?] Allirten, wenn nicht Er so gut wie dieser ein Opfer der beßern Erkenntniß werden. In dem ganzen Königl. Pöbel Europa's, prangt wie ein seltener Juwel doch noch immer die Kaiserin von Rußland, deren Politik ist zu ihren Absichten meisterhaft, indeß ihre Truppen, wo sie kommen siegen, hört sie mit Lächeln alle Drohungen zu, thut was sie will [6] und die mächtigen Staaten geben nach, und folgen ihren Willen, nachdem Millionen verschwendet sind. Nur mit dieser Macht kann uns eine Alliance nützlich seyn; sie ist zu entfernt uns zu schaden, und mächtig genug uns zu nützen; sie ist der große rival Östereichs, und so ein natürlicher Feind diser Monarchie, wie [Siegelfleck] von uns. Alle übrige Verbindungen sollten [Siegelfleck] aufgeben, nur diese einzige vollkommen zu benutzen suchen; und wir könnten noch immer mit Kälte die Zukunft erwarten; so aber wird die aufgeflammte Fackel abbrennen, und die Nachwelt ihre Asche samlen. -

Nun bis zu Prag leben Sie wohl - von dort aus etwas neues - und die alte Bitte um Ihre Freundschaft und

---

[228] 2016: Preussischer Minister Ewald Friedrich Graf von Hertzberg, hatte, nachdem er politisch seinen Einfluss verloren hatte, am 5. Juli 1791 um seine Entlassung gebeten, und obwohl diese nicht ausgesprochen wurde, sich von seinen Dienstgeschäften zurückgezogen. Er war Förderer von Franz Alexander von Kleist gewesen und hatte ihn zum Legationsrat ernannt.
Im Brief, Berlin 28. 4. 1792, schildert Hertzberg Gleim seine Entmachtung. Ein Auszug, der Franz Alexander von Kleist betrifft, folgt später in einer Anmerkung zu dem Brief von Gleim vom 6. 5. 1792. http://digishelf.de/ppnresolver?id=676549306

[229] 2016: Hans Rudolf von Bischoffwerder, Berater des preussischen Königs.

Liebe. Ewig der

Ihrige

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An Herrn Franz von Kleist Halberstadt d. 16ten Aug. 1791[230]

Daß Sie nach Prag gehn wollen, zur königlichen Crönung, das mein bester zweyter Kleist, ist wohl nach meinen Sinn! Wär ich seit 1740 mein eigner Herr, und reich genug gewesen, so hätt ich bey keiner großen Weltbegebenheit seit dann gefehlt, so schrieb ich jetzt, als unbemerkter Augenzeuge, wie Burnet,[231] die Geschichte meiner Lebenszeit; das würd' ein ander Werk geworden seyn, als jenes das sich anfängt:

Ich sah, was sah ich nicht in meinen siebzig Jahren? Auf den weißen Berge vor Prag kochte ich im Jahr 1744 meinen ersten Kleist, in einem Brat-Tiegel eine Suppe; Commißbrod Wasser, und ein wenig Butter waren die Bestandtheile - Die schenkte den beyden Freunden, wie dem König Leopold bey seiner Crönung eine Suppe gewiß nicht schmecken wird, vortreflich - In der Gegend des Invalidenhauses, nicht in den Tranchéen,[232] wie die Geschichte bisher [2] gesagt hat, sondern beym Recognosciren, an der Seite des Einzigen, wurde mein Prinz, ein junger Herr, wie Sie, mein Kleist, und eben so liebenswürdig, von einer sechspfündigen Kugel getroffen, hätte sie den Einzigen getroffen, wie ganz anders wärs auf unserm Erdklumpen geworden!

So hängt, was werden soll, von Anfang bis an's Ende
Von einer Kugel ab!
Des Alles mächtigen Allvaters Vatershände
Sind aber mit im Spiel von Wieg' an bis in's Grab

Wir wollen's glauben, bester Kleist, weil's uns tröstet, und weil wenn nicht ein Allesmächtiger Allvater sondern eine National Versammlung das Universum regierte, wir Preußen auch schon, wie die Franzosen, uns einander auffräßen;

Mit Kriegesmacht dem Unwesen in Frankreich zu steuren, würd auch ich den Königen nicht rathen; sie setzen ihren Bruder in Lebensgefahr und fodern die Vaterlandsliebe zum Streit auf. [3] Ich riethe wenn ich rathen dürfte, zu gelindern Mitteln zu einer gründlichen Vorstellung an das französische Tigervolk, in welcher beweisen würde, daß es nicht anders als unterm Schirm der Gesetze frey und glücklich seyn könnte! So was sagt ich, wenn ich bey der Crönung gegenwärtig und es [unlesbar] vom Tiers état[233] zu sagen erlaubt seyn würde.

König Leopold!
Dem Cönig Leopold, der nun die dritte Crone
bald tragen wird, man sagt, nicht ohne Wahrheitsschein
zu seiner Tugend Lohne!
Das mag mir eine Tugend seyn!
Diesen Cönig Leopold werden sie sehn mein bester,
geschmuckt, mit seiner dritten Crone, werden in seine Innerstes

---

[230] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598617

[231] 2016: Bishop Burnet's History of his own time

[232] 2016: Laufgräben

[233] tiers état, dritter Stand

sehn!

O [?] sehn sie da sehn sie da den Weisen und den Guten
Der keine Völker läßt um seinetwillen bluten
der selbst gesagt hat einst: Ich bin kein Kriegesheld
Den Weisen der die Menschenwelt
Friedfertig machen will, o sehn sie da den Großen
Erhabenen Menschenfreund.
Der nicht die Menschheit will mit einem Fuße stoßen
Ihn welcher ihren Fall beherzigt und beweint!
Ich liebe diesen Leopold beinah wie meinen Friedrich Wilhelm
[4] Ich seh, ein Patriot der Menschheit, ihre Herzen
In Liebe schwimen sehe nicht
Daß sie wie andre Herren mit ihren Sclaven scherzen
Ich sehe sie getreu der Landesvaterpflicht
Im Glauben an ein Weltgericht!

Darum mein Bester! lieb ich sie, und wünsche daß sie was auch die Politik der Herzberge, der Caunitze, der Schulenburge dagegen einzuwenden haben mag [,] gegen jeden Friedensstörer in die genaueste Verbindung auf ewige Zeiten sich einlaßen möchten!

Es ist ein heißer Tag bei uns, mein Bester! Unter der Lienie [?] kann kein heißerer seyn: ich muß abbrechen.

Reisen Sie glücklich! Denken Sie zu Prag an Ihre Sie liebende Freunde zu Halberstadt und schreiben Sie wenns möglich ist an den, der doch am zärtlichsten Sie liebt an

Ihren Freund den alten

Gleim

Gehen Sie doch auch auf die Kaysermühle vor Prag, auf der ich bey der Leiche meines Prinzen wachte bald aber von einer Bombe zerschmettert wäre!

Lebt eine gewisse Frau von Franzani noch wohnhaft am Eisernen Thor. [unlesbar] sehn sie dieselbe von ohngefähr, so grüßen Sie diese gute Dame, die einen Sohn nach Berlin mir mitgeben wollte, von dem vielleicht nun schon vergeßnen

alten Gleim.

[Rand S. 1] Eschenburg ist einige Tage bey mir im Tempel der Freundschaft gewesen, morgen seh ich ihn noch einmahl zu Blankenburg! Wir lesen mit Vergnügen ihr zweytes Denkmahl deutscher Dichter, wünschten den allzugütigen Lob ausTheiler zu uns in den Tempel; seyn [?] alter Freund machte die beygehende Apologie.

[Rand S. 4] Die Herzogin von Curland und die Frau von Re[Rest unlesbar Recke?] sind hier gewesen, 2 Stunden, sind noch zu Pyrmont wollen auf der Zurückreise 24 Stunden bey uns seyn, werden zu Berlin sich länger aufhalten

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt d. 23 t Aug.
1791[234]

[234] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598625

Da leß ich diesen Augenblick, mein bester Kleist, ihre letzten Briefe noch einmahl; Um Gottes Willen nehmen sie den unpatriotischen Preußen nicht mit sich nach Prag, sie werden, so wahr ein Gott im Himmel ist, einmahl ganz anders denken, Sie denken zu rasch, Gedanken vor Gedanken wolt ich widerlegen, Sie würden mir Recht geben das weiß ich; das recht ist allzu sehr auf meiner Seite, nur kann ich mich nicht ein laßen mit Ihnen, sie gehn zu weit, ich trage Bedenken an diese Weite meinen Gegnern zu folgen. Traurig genug, wenns aufs genauste wahr ist, was sie von unsern Patrioten anführen!

Wer, wenn das Vaterland in Noth
gerathen ist, nur schweigt, der ist kein Patriot
der aber, der die Noth den Vaterlandesfeinden
Ein Klagender verräth [?] uns [?] Vaterlandesfreunden
dadurch daß er mit Recht und Unrecht klagt
Furcht in die Herzen jagt,
[2] Der auch, glaub' ich, ist Keiner,
Wer nichts von diesem Thut, der glaub ich der ist Einer!

Von diesen meinen Glauben wollt ich Bücher schreiben. Wenn jeder im Vaterland das Seinige dazu beytrüge, daß beßer ging, was nur gut geht, so dächt' ich, wärn alle die die in ihren beyden letzen Schreiben geäußerten Besorgniße Gespenster. Sie verstehn mich, mein Bester - und folgen sie nur immer meinem Freundesrath und seyn Sie behutsam mit Auslegung Ihrer, Ihnen selbst nicht unschädlichen politischen Meinungen! Aller Augen sehn auf Sie! Kehren Sie zum besten, was möglich ist, stimmen sie nicht ein in unpatriotisches oft [unlesbar] Wehklagen, es macht nichts beßer! Freund [Name unlesbar] will zu mir kommen, er soll schon in der Stadt seyn, leben Sie wohl mein theuer und sorgen sie dafür, daß ich der Musen Arbeiten nach welchen ihre kleinen Proben mich äußerst leselustig gemacht [3] haben bald möglichst zu lesen bekomme.

Ihr Gleim

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Prag d. 6 ten 7br. 1791[235]

Heut an dem Tage, wo ein König gekrönt worden - heut bester Vater Gleim, will ich die langaufgeschobene Pflicht erfüllen, Ihnen die neusten Thorheiten der Menschen zu melden. Was ist es anders? Pracht ist eine Schaumüntze die der Knabe ehrt mit ihr spielend, der Mann aber verachtet; und weiter werden Sie von allem was ich gesehen nichts bewundern können, - weiter Nichts als todte Pracht. Geschmack kennen die Leute in Prag nicht, und hier würde Diogenes zwey Lichter anstecken müßen, um nur einen vernünftigen Menschen - außer die Ihnen bekannten - zu finden. Um Ihnen von der tiefen Nacht einen Begriff zu geben worin noch hier die Regierung schläft, sey Ihnen genug, daß sie den Juden verbothen auszugehn, während den Einzug, die Erleuchtung und Crönung: daß - als am Abend der Erleuchtung d. 4 t 7br. sich dennoch ein Jude sehn ließ, jung und alt hinter ihm her lief, mit Steinen warf, und der arme Mensch kaum sein Leben rettete. Dis hab ich mit eignen Augen in der Gegend des Erzbischöfl. Pallast's gesehen, denn sonst würd ich es nicht glauben - und zur Ehre der Menschheit es leugnen; aber leider! leider! ist es. Und doch will man Frankreichs Beyspiel nicht huldigen? Nicht die hohen göttlichen Gefühle der Freyheit und Liebe aus streuen unter die Millionen deren Herz nach solchen Empfindungen lechzt, und die nur des Augenblicks warten, wo sie sich diesen schöneren Gefühlen ganz hingeben können?

---

[235] Die Handschrift befindet sich in der University of Oxford, Bodleian Libraries, MS. German b. 3, ff. 27-30.

[2] Es ist empörend - es ist um die Vernunft selbst selbst zur Verzweiflung zu bringen - wenn man hier das Volck niederfallen sieht, wenn der Ertzbischof zu einen Schmaus fährt. Wo ist der Mensch der dis zu entschuldigen wagt? wo ist der Mensch der diese Handlung der von Frankreichs Bürgern, da sie einen Bösewicht mit Zähnen zerrißen, vorzuziehen wagt? Ich will lieber die Menschheit im Rausch ihrer Freyheit, in der Raserey ihrer Kraft tausend Wesen vernichten, als in heuchlender Niederträchtigkeit eines anbeten sehn. Hohe - göttliche Aussicht - auch Deutschlands Stolz wird erwachen, und den Schutt der Vorzeit - weggeschaft werden!! -

Laßen Sie mich von den Festen, und Feyerlichkeiten, von den Einzügen, den prächtigen Livreyen, und Wagen und Pferden schweigen - genug vom ganzen Einzug, wenn die Hauptpersonen das Schlechteste; die ungarische Nobelguarde, und die verschiednen Bürgeraufzüge das merckwürdigste. Die hiesige Judenschaft wollte auch mit einziehen; sie ließen sich in dieser Absicht die reichsten, prächtigsten Uniformen machen - Sobald sie fertig waren, wurd' ihnen der Einzug und sogar das Ausgehen untersagt; die gemeinen Juden wurden eingesperrt.

Von der Pracht des hiesigen Adels hat man bey uns keine Idee, denn wer wird es glauben daß der [3] Graf Tschernin, an dem einzigen[?] Tage des Einzugs, den Wagen, Pferde, die Livrey für seine 25 Bedienten, 4 Läufer, und 4 Hausbediente die beym Wagen in gestickten Röcken mit Degen hergingen, und das Fest am Abend eingerechnet, - daß Er 250 000 Gulden ausgegeben? Wem scheint es wahrscheinlich daß die Erleuchtung dem Grafen Schwärz, 15 000 Gulden, und dem Ertzbischof 12 000 kostet? - daß der Wagen des Fürsten Schwarzenberg 3000 Ducaten kostet? Daß dieser Fürst, wenn Er alle seine Leute besoldet und seine bestimmte Ausgaben bezahlt hat, doch noch 350 000 Gulden behält? Kurz, wir haben bey uns keinen Begrif von dem Reichthum des Östreichschen Adels.

Anziehender wird Ihnen, bester Vater Gleim, die Schilderung der verschiednen Menschen seyn, die ich hier habe kennen gelernt. Der erste und mir merckwürdigste ist der berüchtigte General, Marquis Bouillé, der Mitleid, Haß und Ehrfurcht zugleich erregt; man bemitleidet sein Unglück, seine Lage - man haßt seine Grundsätze, und ehrt sein vielsagendes Auge. das eine Seele verräth die zu größeren Dingen geschaffen war, als in dem Cörper eines meineidigen Flüchtlings zu wohnen. Der Gram steht mit unverkennbaren Zügen auf seinem Gesichte [4] geschrieben, und was die Noth und die Schaam nicht vollendet, thut die Reue. Wie war es auch anders möglich? Die Natur mÜßte ihre Wahrhaftigkeit vergeßen und nun eines Aristokraten wegen zum Krebs werden, wenn diesen Menschen nicht die Reue bis zum Grabe folgte. Dennoch weiß ich nicht welches Gefolge ihn fürchterlicher seyn wird, die Reue oder sein Sohn; ein junger Man, der kaum zu wißen scheint was seinen Vater schmerzt, und bey dem mir Kästners[236] Sinngedicht auf Haller einfällt, daß Er nicht seine Gedichte zu den Jugendsünden sondern die Zeugung eines solchen Sohnes dazu rechnen solle. Der Königin Franckreichs, Liebhaber - Versen[237] ist ein unausstehlicher Mensch in allen Augen, eine lange, hagre Figur, aus deßen Augen so wenig Kraft wie aus seinen Waden spricht; nicht einmahl zum Kutscher kann er taugen. Nur ähnliche Menschen konnten dem abscheulichen System der Despotin anfangen, bey denen weder Geist noch Herz, noch Cörper gut ist; die wie ein ausgetrockneten Erbsenfeldt, klappere wenn man sie berührt, aber auch weiter Nichts als Klappern! Zum Glück fürchten sich die dreisteren Vögel für dieses [nicht lesbar] nicht, und die Erbsen werden doch gegeßen - und Franckreichs Aristokraten gedehmüthigt und geschlagen. [5] Von solcher Art Menschen auf einen Meißner zu kommen ist zwar ein großer Sprung, aber ich muß ihn machen, weil es hier bey den Menschen keine Stufenleiter giebt; so gebürgigt und steil die Gegend, so steile Abschüße sind auch hier zwischen Menschen und Menschen. Man fühlt sich aber hinlänglich belohnt wenn man bey Meißnern ist, wo man alles findet was einen gesunden Kopf und ein gesundes Herz froh machen kann. Er selbst sagt gleich durch sein geistreiches Auge, durch sein liebenswürdige Äußers, daß Er der Verfaßer des Alcibiades ist, so wir seine schöne Frau - daß sie es verdiene die Gattin eines so lieben Mannes zu seyn. Er ist nicht heftig im Behaupten - fühlt freurig für seine Meinung, aber dringt sie keinem andern auf, und geht bey fremden Streiten den Mittelweg wägender

---

[236] Abraham Gotthelf Kästner

[237] Hans Axel von Fersen

Vernunft Hoch schlägt sein Herz für schöne Wissenschaften, und wir haben im freundschaftlichen Circkel schon manche Stunde seine gute Declamation fremder Gedichte zu gehört; auch besitzt Er in diesem Fache eine sehr vollkomne Büchersamlung -Er liebt die Freyheit, und ehrt Franckreichs Revolution; von den freyeren Begrifen in der Religion aber sagt Er, sie wären Juwelen [6] die wenn sie ein jeder besäße, ihren Werth verlöhren. Er hat Witz und Gegenwart des Geistes; ist ein guter Gesellschafter; wenn seine Beredsamkeit auch gleich nicht schimmernd ist; er erzählt sehr gut, und die Weiber lieben ihn und Er . . liebt sie wieder

Ganz anders, und doch nicht schlechter ehr beßer ist Alxinger aus Wien; ein treflicher Mann in jeder Absicht. Herz und Kopf stehn bey ihm im schönsten Verhältniß; bey ihm ist Alles Vernunft, Alles Wahrheit, und die Grundlage von der Er ausgeht sind die Alten. In kurzer Zeit sind wir sehr gute Freunde geworden, und Er bringt seine meisten Vormittage bey mir zu. Er ist entsetzlich heftig, hat sehr viel Witz, und ist doch zugleich ein feiner einnehmender Mann; wenn auch Feinheit gerade nicht seine glänzendste Seite ist. Mich nennt Er der Paradoxe; und wir haben uns unaufhörlich gestritten, worüber Meißner seine herzliche Freude hatte. Eine der frohsten Abende meines Lebens haben wir jestern auf einer Insel in der Moldau, klein Venedig, in Gesellschaft von recht schönen artigen Weibern zu gebracht, und wir haben des alten deutschen Bardens Wohl getruncken. [7] Alxingers größtes Steckenpferd ist das Studium der Alten; er behauptet es könne nichts Schöners geschrieben und gedichtet werden, wenn es nicht ihnen gliche; kein Mensch könne Etwas Gutes leisten, wenn Sie ihn nicht lehrten; wir könnten keine andere Begriffe von Schönheit haben, die sie uns nicht gelehrt hätten; Kurz[?] in den Alten sey Alles enthalten, und außer dem Alten Nichts. Dis stritt ich in mancher Art, wie auch die Behauptung Taßo sei ein größerer Dichter gewesen als Ariost, und es sey ein Beweis der sinckenden Cultur Italiens, daß man den Ariost vorziehe. Hierüber waren wir auch nicht einig, [kurzes Wort nicht lesbar] so wenig wie über Religion und Denckfreyheit; so sehr Er mann von Geist ist, kann Er sich doch nicht ganz vom Catolicismus los sagen, und sein Glaube ist [Wort gestrichen] ziemlich grus. Daher schien ihm meine Behauptung abscheulich, daß die Menschen von dem Augenblick an da sie Kirchen bauten, keine Religion mehr hatten; und nichts ist doch so wahr! - Trotz dem haben wir uns gesucht[?] und sind rechte innige Freunde [‚gefunden' gestrichen] geworden[?], und ich muß gestehn es hat mir lange nicht jemand so gefallen wie Alxinger. Er will mich mit nach [8] Wien haben, und ich gehe vielleicht in einigen Tagen dahin [ab?]

Unter meinen theuersten Bekanntschaften gehört auch unser Minister Jacoby, und der Capellmeister Mozart von dem heut eine neue Oper gegeben wird, frey auf Kosten der Stände. Es sind hierzu Castraten aus Wien und Italien gekommen. Vom Kaiser und deßen Familie, wie auch von der Crönung werd ich Ihnen weiter nichts sagen, in den Fantasien eines Reisenden, werden Sie dis bald lesen können

Leopold sieht wie ein Priester aus, und denckt wie ein Priester; Der Erzherzog Franz erfüllt alle Busen mit großen Hofnungen, und man nenet hier mit Anbetung den verstorbenen Joseph. Trotz aller Mühe Leopolds, gewinnt Er kaum den äußern Schein der Zufriedenheit, das Volk liebt ihn nicht Große Volcksfeste wechseln hier ab, und zu dem großen Ball der Stände ist ein hölzernen Haus dem Opernhause angebaut, welches 30 000 Gulden kostet. Prag ist nicht so schön gebaut als man mir gesagt und man kann hier nur wenig gute Sachen selbst für den ungeheuersten Preis bekommen. Jetzt ist es hier lebhaft, gewöhnlich aber todt. - Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden, und bleiben Sie der Meinige.

Ihr

Franz v Kleist.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

[Berlin 17.11.1791][238]

Lange, lange lieber Vater Gleim, hab ich angestanden, ob ich selbst kommen, Sie im Creis Ihrer Freunde überraschen; oder ob ich schriftlich wie gewöhnlich erscheinen sollte; und endlich entschied die unerbittliche Göttin des Schicksals für das letzte. Nur diesem Zweifel müßen Sie mein Schweigen schuld geben, denn meine Verehrung, meine Liebe für Sie bleibt ewig gleich, wenn Sie auch als Aristokrat meinen Grundsätzen widersprechen. diese zwey großen Hauptparteyen des Menschengeschlechts scheinen aber immer mehr und mehr in Eins zusammen zu stoßen und ich hoffe, daß wir bald alle Demokraten seyn werden. Leopold, dieser Mann den Sie so gerecht erheben, Leopold steht an ihrer Spitze; Er verwirft alle die thörigten Pläne der nordischen Orlande und Klorinden, und erkennt die Constutition für die einzig selig machende, die sich ein Volck selbst wählt. Es freut mich außerordentlich daß dieser Fürst, seinen als Großherzog geäußerten Grundsätzen so treu bleibt, obgleich der Kaisermantel seine Schultern drückt. Möchten wir doch seinem Beyspiel folgen, aber leider schrängen wir die Freyheit noch mehr ein; laßen durch die Policey Listen eingeben, welches die eifrigsten Demokraten der Stadt seyn, geben einem Hilmer[239] die Censur der Zeitschriften, und wollen so die Quelle verstopfen, aus der doch noch zuweilen geläutertes Gold sprudelte. So lieber Vater Gleim, stehn hier die Actien und die erste Folge davon ist, daß die Berlinsche Montsch.[240] mit dem December a. c. aufhört.

[S. 2] Dieser Schade wär nun wohl noch zu heilen, denn diese Zeitschrift ward zu sehens schlechter, aber für die Zukunft zeigen sich traurige Aussichten. Allen Ansehen nach werden die französischen Prinzen doch einen Einfall in ihro Vaterland wagen, und wer weiß ob dis nicht das Signal zu größeren, und unerwarteten Dingen ist. Schon zeigt Domingo[241], wie stark gewiße Funcken Feuer fangen können; schon schließt in ihren heiligen Armen [?] die Freyheit Menschen, von denen man glaubte sie wüßten kaum den Namen dieser Gotheit; schon wägt der Landmann hinter dem Pflug die Gültigkeit seiner Gesetze - und dennoch sind unsre Fürsten blind genug, statt eines weisen Gebrauchs dieses himlischen Enthusiasmus - ihn verdrängen zu wollen! Statt der Menscheit die Wohltätigkeit einer guten monarchischen Regierung zu zeigen, sie nur das drückende derselben fühlen zu laßen, und sich so entweder mit eigene Hand ihr Grab zu graben, oder tausende dem Wahnsinn des Eigennutzes aufzuopfern. Nein! lieber Vater Gleim. Sie dürfen und werden nicht Frankreichs Aristokraten vertheidigen; diese Menschen verdienen nicht in Ihnen einen Vertheidiger zu finden. Sind Ihnen nicht die Auftritte in Coblenz bekannt? Wie diese Thoren, selbst in ihrem Elende, noch mit grobem Stolz die Bürger beleidigen; einer Räuberhorde gleichen, so daß selbst der dortige Magistrat Freunde vor [?] [3] ihren Grobheiten nicht schützen konnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich so aus dem Stegereif auf diesen Gegenstand komme? Sehen Sie, ich laß gestern einige Ihrer Briefe zu meiner Erho[h]lung, und da fand ich daß Sie fast in jedem dieser Menschenraçe das Wort redeten; und das war mir nicht lieb. Zwar hat Leßing recht, wenn Er sagt, der gefährlichste Aberglaube ist der, den seinen für den erträglicheren zu halten; aber sollte hier wohl Aberglaube oder Irthum stattfinden? Hier, wie mit dem Lorbeer des Sieges zum erstenmahl seit vielen Jahrhunderten wieder die Menscheit geschmückt einher geht? - -

Haben sie sich über Strüensee's[242] Erhebung gefreut? - Er wird allgemein geschätzt, und wären die Mittel davon Er sich soll bedient haben, zu diesem Zweck zu gelangen, beßer gewesen; so würde der Neid hier gar

---

[238] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557732

[239] 2016: Gottl. Friedrich Hillmer, s. Allgemeine Literatur-Zeitung: Nr. 154, 28. 12. 1791.

[240] 2016: Berlinische Monatsschrift. Band 18, 2. Halbjahr 1791 enthält die Angabe „Berlin 1791 bei Haude und Spener". In Band 19, 1. Halbjahr 1792, heißt es „Gedruckt in Jena 1792. Im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung in Berlin."

[241] 2016: Aufstand in der französischen Kolonie St. Domingo (heute Haiti) 1791?

[242] 2016: Carl August von Struensee

nichts einzuwenden haben. Leider verfolgt dieser jeden Rechtschaffenen, und es wird oft schwer die Wahrheit von der Erfindung zu unterscheiden. So ist man ja nicht Recht zufrieden, daß Luchesini[243] den schwarzen Adlerorden bekommen, ob er gleich ein Mann von vielen Verdiensten und Kenntnissen ist, und das aus dem Grunde weil Er nicht den Rang hat, den ein Adler Ritter besitzen soll. So allgemein wie hier wird auch wohl die Freude bey Ihnen über Potemkins Tod gewesen seyn; man flüstert sich darüber allerhand in die Ohren. das wahrscheinlichste ist folgendes. [4] Er habe nemlich bey seiner letzten Anwesenheit in Petersburg der Kaiserin den Vorschlag gethan, ihn entweder zu heurathen oder zum Mitregenten anzunehmen, welches sie abgeschlagen. Er sey hierauf nach Jonn zurückgereißt zur Armee, und habe - nach einem Mittagsmahl unterwegens plözlich über Krämpfe geklagt, sey ausgestiegen, und auf dem Wege von Jaffy todt geblieben. Sey wie ihm sey! die Kaiserin ist freylich froh einen solchen gefährlichen Freund losgeworden zu seyn, und mit ihr muß sich die Menscheit freuen, daß dieses Ungeheuer endlich vernichtet ist.

Welcher Unterschied zwischen einem Diener der Despotin und dem Vertheidiger der Freyheit; zwischen einem Fayette und Potemkin? Dieser erstieg durch Bubenstücke die Stufe auf der er stand, ein Sclave gebohren macht Er alles zu Sclaven was ihn umgab, und mordete jeden der seine Größe nicht anerkennen wollte; wißentlich ungerecht betrog er den Handwerker, den Kaufmann um seinen Lohn, und schwelgte, indeß durch seinen Betrug tausend Trähnen der Nothdurft floßen. Jener hingegen, ist nicht durch Gewalt; freywillig unterwerfen sich ihm Millionen, und Er ist mit der Macht des Tirannen nichts mehr als Bürger, als Mensch; ihm reichen tausende freywillig ihr Gold dar, und er nimt [5] allein Nichts, sondern giebt der Armuth sein Erbtheil und wird von einem reichen Mann, ein kaum zur Nothdurft bemittelter Bürger; er geitzt nicht nach Ruhm, und wird vergöttert. Zu welcher Größe hebt nicht Freyheit die menschliche Seele; zu welchen erhabenen Handlungen macht sie den Menschen fähig; und doch will man ihre Altäre umstürtzen? ihre Tempel zerstören? Nein! man wird es nicht können!

Wie Hannibal werden diejenigen selbst die Feßeln tragen, mit denen sie andre zu umschlingen glaubten. Zu glücklich, wenn sie, wie dieser, durch seynen Tod der Schande entgehen. -

Ich habe die Bekanntschaft der Herzogin von Curland gemacht und bin recht froh, eine so himlische Seele mehr zu kennen. O! wie wahr ists, dass edle Weiber gemacht sind die Erde zu vergöttern, und einst den Himmel zu bevölckern; jede Minute bezeichnet in ihren Zirckel Etwas Schönes, Etwas Gutes, und die Erinnrung - so schon jedem Edlen theuer - wird dann unschätzbar. Die Freunde der Frau von Reck wollen alle mit Bedauren bemercken, daß sie an Liebenswürdigkeit, seitdem sie sich ins Fach der Politick geworfen, sehr verlohren hat. Für dieses labyrinthische Gewebe des Betrugs und der Cabale ist kein edles Weib gemacht, und wagt sie diese Bahn [6] zu betreten, so wird sie immer die unglücklichen Folgen an sich selbst bemercken. Eine ihrer Freundinnen, die Gräfin Brühl aus Seifersdorf[244] hat dagegen meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Eine [unlesbar] Bekannte von Curland, verbindet sie Alles, was Weiber liebenswürdig machen kann, und selbst ihre magnetischen Schwärmeryen machen sie noch intreßanter. Auch sie klagte sehr über die Veränderung der Frau von Reck. Mag sich Alles verändern, - ich hoffe doch in Ihnen immer meinen lieben Vater Gleim zu finden, und mit dieser Hofnung bleib ich ewig, der

Ihrige

FranzvKl

Gleim an Franz Alexander von Kleist[245]

---

[243] 2016: Girolamo Lucchesini

[244] 2016: Ehefrau des Grafen Hans Moritz von Brühl auf Seifersdorf, gebohrene von Schleierweber, geb. 1756, gest. 1816. Bekannte von Elisa von der Recke seit 1784.

[245] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598633

Halberstadt den 21ten Novembr

1791

Seit Ihren Schreiben aus Prag, mein Theurer, dacht ich, Sie wären zu Wien, wohnten im Hause des Preußen Jacobi, säßen auf dem dasigen Parnaß bey Retzer, Alzinger, Blumauer, Denis und Maßalier,[246] dachte sie würden das statische Handwerck - beym Altmeister Jacobi studieren, würden, dacht ich, einmahl an seine Stelle treten. Alle Tage wolte ich schriftlich Sie besuchen zu Wien - Curze Gedancken der Träume mein bester! bey nahe thats mir leid, dass sie Wien nicht kennen lernten, daß, daß, daß. Es wird zu weitläuftig, ich muß nur sogleich abbrechen, und die Zeit zum Zweck mit Ihnen, sparen - Wie denn mein bester, wars möglich in meinen Briefen zu finden, was sie sagen daß Sies gefunden hätten? Ich, von jenen Menschen, die Sie beschreiben, ein Freund, ein Vertheidiger? Nein, nein, das bin ich nicht, bins nie gewesen, meine Zeit Gedichte, wenn sie noch zum Vorschein kommen, werden's beweisen, wie sehr sie irten, werden Sie dann selbst gestehn! Gottlob! daß Leopold und Friedrich Wilhelm jene Menschen, nicht unterstützen wollen - Nach den Zeitungen, wirds wahrscheinlich, daß sie noch diesen Winter, ihr Vaterland zu Grunde zu richten, den Anfang machen werden - und ich fürchte, sie werden im Innern deßelben mehr Beystand finden, als von außen -

[2] Potemkins Tod, wird, hoff' ich, für die Menschheit gute Folgen haben. Wie er in Pluto's Reich gerichtet ist, hab ich erfahren, und werd', ihnen, wenn mehr Zeit seyn wird, meine Nachrichten mittheilen. Die Sagen von ihm werden nun Wahrheiten werden, man fürchtete sich, sagte zu mir ein gebohrner Ruße, von ihm zu reden -

Übrigens mein bester, lieb' ich die Vergleichungen nicht, Fayetten' kenn ich nicht, so gut, wie Sie. Mir ist er noch immer noch ein zweydeutiger Mann, nicht eben ein Freyheitsschwärmer, er ist mir ganz was anders - die Zeit wirds lehren, ob ich nicht irrte.

Unsern Struensee halt ich für einen großen Mann! Man sagt er werde neue Auflagen auf Gutschen, auf Bediente vorschlagen. Ich glaub es nicht. Die Tobacksregte mag er immer herstellen, die hab' ich von je her für äuserst nützlich gehalten. Nur muß er die Einrichtung so machen, dass keine Strafen stattfinden können, welches ich für möglich halte.

Potemkin hatte zehn Orden, Luchesini werd einst ihrer ihrer zehne. Man sagt bey uns von vielen Veränderungen unter unsern Ministern, Hoym[247] käme nach Berlin, Voß den wir als den Minister unsrer Provintz höchst ungern verliehren, ich halt ihn für einen vortrefflichen Mann einen wahren Einsichtsvollen [3] Patrioten, gehe nach Breslau, Wölner bekomme sein Departement im Generaldirectorium, Lamprecht werde Minister des geistl. Departements. So sagt man. Weil von allem diesen Sie nichts erwähnen, so zweifl' ich an allem!

Es freut mich, daß sie die Grazie Curlands kennen lernten - die Freundin der Frau von Recke müßen Sie bekehren, sie schwärmt ein bischen doch zu viel!

Kennen Sie nicht den Grafen von Brühl[248] den Oberhoffmeister des Kronprinzen? Dieser Mann intereßirt den uralten Gleim weit mehr, als alle schöne Weiber, Weil er der Mann ist, ders machen kann, daß unser Kronprinz ein guter Landesvater wird; Ich hab' ihn bey seinem Hierseyn nicht kennen gelernt; auch dem Herrn von Schack nicht; Die Aristokraten alle die hier waren, alle keine französische, hoff ich, tafelten bey unserm guten Dohmdechant, indeß ich tafelte bey meinem lieben Herder. Laßen Sie mein bester, Sie können etwas beßres nicht lesen, seinen Vierten Teil der Ideen zur Geschichte der Menschheit! Und Sie werden hoff ich, in Absicht auf Ihre Freyheits Gesinnungen etwas kälter [4] werden, und denn zufrieden seyn, mit

---

[246] 2016: Joseph Friedrich Freiherr von Retzer, Johann Baptist von Alzinger, Aloys Blumauer, Michael Denis, Karl Maßalier

[247] 2016: Karl Georg Heinrich Graf von Hoym

[248] 2016: Graf Carl Adolph von Brühl

denen Ihres treusten Freundes des alten

Gleim

Unsre Freunde befinden sich wohl, Tiedge[249] wird sie bitten, der Subscription auf seine Episteln, bestmöglichst beförderlich zu seyn. Ich bitte gleichfalls darum.

Copie.

An H. Legationsrath von Kleist zu Berlin.

Tiedgens[250] Episteln sind alle vortreflich, sind gefeilt wie keins der neuen deutschen Geistes Wercke, kein unbestimter Gedanke kein falscher Reim, LebensWeisheit wie kein Dorat,[251] kein Bernis[252], kein Greßet[253] den Franzmänern und Franzweibern sie gesungen hat. Seine Subscribenten erhalten für ihre zwey rt. ein unschätzbares Werk Er empfiehlt sich ihnen bestens.

Die Nachricht wegen der Demokraten listen ist wohl ein Scherz. Es scheint mir unglaubl. daß es irgend Jemanden einfallen könne, solch' eines mittels zur Erreichung solch' einer Absicht sich zu bedienen.

---

[249] 2016: Christoph August Tiedge. Im Vorbericht zu seinem Buch „Die Einsamkeit" schrieb er, Halberstadt, im Januar 1792, von seiner Absicht, seine gesammelten Episteln über Pränumeration herauszugeben.

[250] 2016: Zusatz in anderer Handschrift, vermutlich von Gleim. Vorhergehender Text von einem Schreiber.

[251] 2016: Claude-Joseph Dorat , * 31. Dezember 1734 in Paris, † 29. April 1780 in Paris, war ein französischer Schriftsteller.

[252] 2016: François-Joachim de Pierre, Kardinal de Bernis, * 22. Mai 1715 in Saint-Marcel-d'Ardèche, † 3. November 1794 in Rom, war ein französischer Politiker, Dichter und Kardinal.

[253] 2016: Jean-Baptiste Louis Gresset, * 29. August 1709 in Amiens, † 16. Juni 1777 ebenda, war ein französischer Dichter.

804

Franz Alexander von Kleist an Albertine von Jungk[254]

Sie erlaubten mir gütigst, liebenswürdigstes Fräulein, Ihnen beykommende Bücher zu überschicken, wofür ich Ihnen aufs innigste danckbar bin, weil ich mir durch dis Mittel Ihres Andenkens auf Augenblicke schmeicheln darf; ein großer Gewinn für mich, dem Momente in Ihrem Gedächtniß gelebt Jahrhunderte werth sind.

Die Erfahrung lehrt, daß schöne Augenblicke, Jahre des Kummers verwischen, wie strafbar wird es daher mit der Zeit zu tändeln, wie wichtig ist jeder schon durchlebter Moment, da wir Kinder der Zeit oft zu schnell vom Busen der Mutter gerißen werden. Mit welchen Worten soll ich Ihnen also, edelstes Mädchen, für den jestrigen Tag dancken? - Schweigen ehrt eine Empfindung, wie die meinige für Sie, auf die nur das beredtere Auge zu deuten wagt; die Mahlerey der Empfindungen hat eine Gränze, die - unaufgefodert, nur der Heuchler, der Frevler übertritt. Mit erschüttertem Herzen steh ich jetzt an dieser Gränze, sagte so gern mehr, sagte Ihnen so gern Alles was die Seele in Momenten süßer Begeistrung fühlt: jetzt aber muß ich erst Ihre Deutung erwarten, überzeugt, daß Albertinens himlisches Auge nur Wahrheit spricht.

Sehnsuchtsvoll harr ich des heutigen Conzerts, wo ich Sie sehen, bewundern, vergöttern, und entweder reichen Stoff zur Freude oder reichen Stoff zur Schwermuth einsamlen werde; bis dahin schwebe Ihr Bild, im Spiegel der Erinnerung entworfen, Ihr göttliches Bild vor meinem Geiste! -

Berlin d. 1ten xbo. 91.

Franz Alexander von Kleist an Albertine von Jungk

Der Liebesbrief ohne Datum stammt aus dem Besitz von Albertine. Es ist nach dem Inhalt davon auszugehen, dass er an Albertine als Braut gerichtet ist. Daher ist er hier eingeordnet.[255]

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Berlin d. 5ten Jan. 92.[256]

Guten Morgen lieber Vieweg, meine Braut läßt Ihnen sagen Sie würde vor unsrer Abreise noch zu Ihnen kommen, und ich laße Sie bitten mir noch 20 Loud'or zu besorgen, weil ich nicht reiche. Wir reisen noch Sontag früh, dis hat also bis Morgen noch Zeit; bey unsrer Rückkehr wird Alles sogleich berichtigt. Heut Mittag bin ich bey Herzberg; komme von ihm vielleicht zu Ihnen; bis dahin der Ihrige

FranzvKleist

[Zahlungsvermerk in anderer Handschrift]

am 7tn hierauf 100 rtlr. selbst bezahlt ohne weiteren Schein als dis Billet

[254] 2016: Brief im Kleist-Museum Hss 148

[255] 2018: Autograph Biblioteka Jagiellonska, Krakau. Text bei Tanzer, S. 30.

[256] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 1

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Brief Halberstadt, 15. Januar 1792, abgedruckt s. o. S. 713.[257]

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Prenzlov d. 16t Jan. 92.[258]

Vor Ihren Augen, lieber Vater Gleim, erschein ich gewiß als Verbrecher, daß ich Ihnen zu letzt von einer so wichtigen als glücklichen Veränderung meines Schicksals Nachricht gebe; Ihnen, der immer so warmen, so wahren Antheil an mein Schicksal nahm. Doch der Wunsch Ihnen nicht ein bloßen Anzeige Brief zu schreiben, und die Unmöglichkeit eher mehr schreiben zu können, müßen und werden mich entschuldigen. Jetzt da ich seit fünf Tagen Ehemann bin, da ich das edelste Geschöpf der Erde mein Weib nenne, jetzt sind die ersten abgemüsigten Stunden Ihnen geweyht, und hohe Freude wird es mir gewähren, wenn Sie in diesem angefangenen Jahre gesund, zufrieden und glücklich sind. Glückseligkeit, im ganzen Sinne des Worts, hohe Glückseligkeit genieß ich; jene Bilder jugendlicher Schwärmerey im edleren Gewande mänlichen Ernstes gekleidet sind so in wirkliche Wesen umgewandelt, und ich habe in dem Herzen meiner Albertine einen Spiegel gefunden, der jede Tugend zurückstrahlt, jede Schönheit auffängt und enthüllt, und mich selbst durch seine Klarheit veredelt. Deutschlands geliebter Anakreon sang so oft von der edleren Liebe, brauch ich Sie Ihnen also zu schildern? Kann die Hand eines Schülers das Meisterbild eines Correggio's verbeßern? oder die ungeübte Hand' eines Mezger's, Phidias Olympischen Gott meistern? Nein lieber Vater Gleim, rufen Sie in ihr Gedächtnis die lächelnsten Bilder, die reizensten Gruppen Ihrer Jugend, die Liebe die Sie da besangen zurück und glauben Sie mir, ich genieße was Sie nur dachten. [S. 2] Sie haben meinen verstorbnen Schwiegervater gekannt, seine Grundsätze über Erziehung, über Glückseligkeit, über die Bestimmung eines Weibes gewis gehört, geprüft; Sie werden sich daher auch leicht das Weib dencken können, das er aus seiner schönen Tochter bildete. Warum ich gerade dieses unschätzbare Weib bekam? Ja, lieber Vater Gleim, verdienen thu ich Sie nicht, das ist ausgemacht, aber glücklich wird und soll Sie dennoch bey mir seyn. Mein Ideal der Ehe ist zwar leider zu vollkommen um erreicht zu werden; aber als ich es zum erstenmal entwarf, setzt ich gleich die Unmöglichkeit, es zu erreichen, vest, und fühle mich nun doch unendlich glücklich, ihm so nah gekommen zu seyn. Schön ist im Menschen die Kraft Ideale zu bilden; sie entführt ihn dem Staube und bringt ihn der Unendlichkeit näher; aber für das sterbliche Leben auch eine gefährliche Kraft. Der Meisten Unglück im Leben, entstand aus Glückseligkeit; wären die Menschen nie glücklich geweßen, sie würden nie unglücklich werden, das heißt, könnten sie sich nicht Begriffe von Glückseligkeit bilden; genössen sie der Gegenwart ohne in die Ferne oder nach dem Vergangenen zu blicken, - gewis lächelte dann die Freude aus tausend Augen mehr in denen jetzt Trähnen beben. So geht es auch mit der Ehe; man schreibt Bücher darüber, man spricht in [3] allen Gesellschaften von der Glückseligkeit guter Ehen und doch sieht man nur überall traurige Opfer dieses zweydeutigen Gottes; sieht die nagende Zeit am Busen der Wollust über Irthum weinen. Nie wird es mir, nie kann mir so gehen; Strenge in Erfüllung eigner Pflichten, ist die Triebfeder fremder Tugend; es muß ein Kannibalen Herz seyn, ein Weib das die Hölle ausspie, die einen rechtschafnen Sie liebenden Mann unglücklich, ohne Veranlaßung, machen kann. Ich selbst kenne zwar viel edle, biedre Männer die von ihren Weibern, die auch nicht ganz schlecht waren, betrogen wurden; Vernachlässigung Ihrer war meist die Ursach, denn ein Weib will ihrer Natur nach mit Kleinigkeiten unterhalten seyn, und nur wenige erheben sich über die Armuth ihres Geschlechts. Glücklich bin ich der ein solches Weib fand, und mein lieber Vater Gleim wird es mir

[257] 2016: Im Gleimhaus Halberstadt existiert keine Handschrift dieses Briefes. Der Brief ist am 24. Februar 1792 bei Franz Alexander von Kleist eingegangen, siehe seinen Brief vom 2. März 1792.

[258] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557740
2016: Der Brief enthält kein Datum. Der Ort ergibt sich aus dem Inhalt.

verzeyhen, daß ich - im Bewußtseyn Ihrer Theilnahme - so viel über Dinge gesprochen, die Sie zwar beßer wißen, aber als JungGesell nicht wißen müßten. Sehn Sie so dick thu ich schon auf meinen Ehestand , der warlich noch so grün ist, wie das Feigenblatt mit dem sich Eva bedeckte, als sie die Stimme des Herrn hörte. Aber dieses stolz thun ist nicht mehr wie billig, wenn [4] man gegen Einen nach den Gesetzen verurtheilen Hagestolz redet, der um so strafenswürdiger ist, je mehr die Welt wünscht daß diese Art nicht ausgehe. Sie sahen so viel Großes, Merckwürdiges in Ihren Siebenzig Jahren, warum sahen Sie nicht auch Ihren Hochzeitstag! O! Sie können nicht glauben welch ein seliges Gefühl es ist, zum erstenmal an seiner Seite ein Wesen sehen, ganz von Liebe durchglüht, bereit mit uns zu sterben, wenn die Seligkeit mit uns zu leben versagt wäre. Jetzt leb ich hier mit meiner Frau in Prenzlov, wo sich mein Vater unsers Glücks freut; und die ganze Gegend Teil an unser Freude und Liebe nimmt; dann alle sagen noch nie ein Paar Menschen gesehn zu haben, die sich so innig lieben. Morgen geh ich mit meiner Frau und meinem Vater nach Stettin, wo wir Schiffe ansehen und reiche Kaufleute in ihrer Herrlichkeit erblicken werden; ein Anblick der für den Staat mehr Intreße als für den Menschen hat. Denn leider fängt unser kaum aufblühende Handlung sehr zu stincken an, täglich machen beynah große Häuser banqerott, und wenn Struensee nicht wieder aufzuhelfen sucht, so werden bald Fabriquen und Manifackturen eingehen. Man macht sich allgemein sehr große [5] Hofnungen von Struensee, und ich bin sehr neugierig, ob Er sie erfüllen wird. Allmählig fang ich an mich um das Finanzfach zu bekümmern, denn ich werde nun ein Landwirth werden und hoffentlich unser Gut bey Franckfurth beziehen, wenn die Landschaftliche Taxe nicht zu hoch ist und ich mich mit der Frau von Oppen abfinden kann.

Was werden Sie sagen liebster Vater Gleim, daß ich mich zu den Aristokraten schlagen will? Wonicht zu den Aristokraten, doch nicht zur National Versammlung, die jetzt anfängt sehr dummes Zeug zu machen, und viel von ihrem Anhange zu verlieren. Man sieht hieraus, was uns Friedrich Wilhelm zeigt, daß nichts so schwer sey, als einem großen Manne in öffentlichen Angelegenheiten zu folgen, oder in große, kühne, weitaus sehenden Plane unsrer Vorfahren sich einzulaßen. Die hohe Absicht der französischen Revolution, den Nutzen den sie für ihre Zeitgenoßen hat, kann keiner leugnen, so wenig als daß viele falsche Mittel zum schönsten der Zwecke sind angewandt worden. Es heißt jetzt allgemein wir würden uns thätig in die französischen Angelegenheiten mischen, und auch Truppen zur combinirten Hülfsarmee schicken, wo ich denck, es wohl so heißen [6] wird, wie das alte deutsche Sprüchwort sagt, viel Köche verderben den Brey. Mir scheint bey allen diesen Begebenheiten keiner eine beßre Partey ergriffen zu haben, als Rußland; dis erweist unter dem Schein des Rechts die große Hauptabsicht seiner Regierung, die Superjorität über ganz Europa zu erhalten, und sich - mischen wir uns darin, an Preußen zu rächen. Zu klar liegt diese Absicht am Tage um nicht von unsrer departement erkannt, und die Gefahr vermieden zu werden; da uns überdem von Polen neue Ungewitter drohen. Der General Bischofswerder ist in dieser Absicht nach Petersburg geschickt worden; oder soll vieleicht noch hin, um Rußland zur Annahme der polnischen Constitution zu bewegen. Indeß dis geschieht, tyrannisirt in Berlin die Censur, und verjagt alle Wahrheit und alle Buchhändler aus Berlin; indeß Pasquillanten in Stillen ihr Gift ausstreuten und durch Unterdrückung den Schein der Wichtigkeit bekommen. Ein Manuscript von Morgenstern[259] über Fried. Wilhelm den 1ten, welches ich besitze, hat man nicht die Censur paßiren laßen, und zwar aus dem Grunde, weil nicht allein Familiengeschichten [7] des Königl. Hauses darin erzählt, sondern sogar verstorbene Minister darin angegriffen und gebrandmarckt wurden. Wie gefällt Ihnen der Geist dieser Censoren? Si[e]ht man nicht aus Allem diesem die Minister Regierung? O! mögten doch alle Fürsten des Preuß. Hauses Fischers Heiligen lesen, und sich durch ihn zur Nachahmung beseelen lassen. Mit wahrem Entzücken hab ich dieses himlische Gedicht gelesen, und den Verfasser um das Glück beneidet, so viel Schönes gedacht und so claßisch schön gesagt zu haben. Leider ist jetzt die Zeit nicht mehr von Fürsten das Schöne empfinden, sonst müßten Sie unsern lieben Fischer mit der Palme des Ruhms krönen, von der Horatz sagt palmaque nobilis terrarum dominos evehit ad deos![260] - O! Möge die Seinige, wie die meines lieben Vaters Gleim ewig grünen, zur

[259] 2016: Salomon Jakob Morgenstern

[260] 2016: aus Huldigungen an Mäcenas

Freude

Ihres

Franz vonKleist

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Prenzlow 22t Jan. 92[261]

Es ist leichter unter tausend Unglücksfällen, aus die Tiefe der Verzweiflung einen Augenblick der Ruhe zu retten, denn aus dem Strudel der Freude einen Moment für die Entfernten zu erkaufen; warum ich Ihnen liebster Vieweg erst jetzt schreibe, können Sie sich also nun erklären. O! wie viel glücklicher wär meine Albertine und ich gewesen, hätten wir in süßer stiller Vertraulichkeit die ersten Tage unser glücklichen Vereinigung feyern, uns unsrer Liebe und Ihrer Freundschaft freuen können; so aber mußten wir uns von einem Gastmahl zum andern, von einem Tanz zum andern, von einem Dörfchen zum andern in der Nachbarschaft herumtreiben, neue Menschengesichter kennen lernen und im Überfluß dürftig uns nach dem stilleren Abend sehnen. Die Güte mit der uns unser Vater sowohl als der ganze hiesige Adel empfangen, ist unbescheiblich und wir erkennen mit aufrichtigem Danck Ihre Güte; man gab überall uns Feste zu Ehren, wo unter lautem Getön der Trommeten, ja sogar unter dem Donner der Canonen unser Gesundheit getruncken ward. Der Landesdirecktor von Eickstädt in Damm überraschte uns mit dem Feuer kleiner Canonen; die durch die Überraschung große Wirkung hatten. Jestern sind wir von Stettin zurück gekommen, wo uns der General Pirch, wie die ganze Gesellschaft dort mit ausgezeichneter Güte empfangen haben, und unser Liebe ward überall bewundert. Gewis liebten sich nie ein Paar Eheleute so wie wir, und täglich entdeck ich in dem Herzen meiner Albertine neue Vortreflichkeiten, der innigsten Bewunderung würdig. Sie hat meinem Vater ganz außerordenlich [2] gefallen und nimt jeden für sich ein, der sie sieht. Wie glücklich mich dieser allgemeine Beyfall macht, können Sie sich leicht dencken, da ich mich selbst so sehr dadurch geschmeichelt finde, und in jedem Lobe einen Beweis für meine künftige Glückseligkeit sehe. O! lieber Vieweg, wie soll ich, wie kann ich Ihnen diese Wonne verdancken, deren mitwirckende Ursach Sie waren? Ihr immerwährender Schuldner, bleibt mir nichts, als die Hofnung übrig. So gut es nun aber auch Albertinen und mir geht, so wünschen wir doch und sehnen uns nach unsre Wohnung, die durch Ihre Freundschaft und Ihren Geschmack vollendet, gewiß ein kleines Elisium seyn wird. Es liegt Etwas so Süßes im Gefühl des Eigenthums, daß die höchste Glückseligkeit nur da zu genießen möglich, wo wir den Genuß durch keines andern Güte erkaufen, sondern in uns selbst Umfang und Würckung finden. Können Sie uns es also verdencken wenn wir Sie um Beschleunigung bitten? Schreiben Sie uns ja mit nächster Post, wenn ehr wir kommen können, jede Minute ist halber Verlust. Die Arbeit war ja schon ziemlich weit vorgerückt, und bey dem hellen klaren Wetter muß ja das Öhl der Farbe bald verdunst und getrocknet seyn. Alles übrige, die Arbeiten des Tappeziers und des Tischers können ja so lange nicht aufhalten; wenn da einmahl angefangen, so ist auch bald vollendet. Meine Biblioteck hoff ich auch wird zur Verzögerung Nichts beytragen, vergeßen Sie dabey jar nicht bester, die complette Ausgabe Rousseaux in duodez, die complette Ausgabe lateinischer Claßiker, und die Wiener Ausgabe [3] der sämtlichen deutschen Dichter.[262] Auf diese Ausgabe hab ich zwar in Dresden Commission gegeben, aber noch keine Antwort erhalten; ich bitte also diese zu besorgen, denn mir ist recht viel daran gelegen, sie bald zu haben. Nun lieber Freund noch eine Bestellung wegen Stallung und Wagen remise; mein Wirth hat mir gesagt es sey ein Paar Häuser darin eine [Abkürzung unlesbar] zu haben; seyn Sie doch daher ja so gut gleich diese für mich zu miethen, da es eine große Bequemlichkeit ist,

[261] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 2

[262] 2016: vermutlich Sammlung der vorzüglichsten Werke deutscher Dichter und Prosaisten, Wien F. A. Schrämbl.

diese so nah wie möglich beym Hause zu haben, und wir uns doch equipage werden halten müßen. Haben Sie doch ja auch Ihr Augenmerck auf die Thüren und Fenster, daß recht gutes Weiß dazu genommen wird, und nehmen Sie all Ihren bekannten guten Geschmack zusammen, um die Verzierungen über den Thüren recht schön zu wählen. Man hat bey Christiani zu diesem Behuf sehr schöne Landschaften, oder antique bas reliefis finden, die vortreflich sind. Dann wünscht meine Frau an dem einen Fenster Ihres Zimmers eine Fußbanck zu besitzen, und bitted Sie ergebenst eine solche von gebeitzten Holz zu bestellen und zu beschaffen. Vor unsrem Schlafzimmer bitt ich ja die hohen herkulischen Gipsfiguren nicht zu vergeßen, sie intreßiren mich sehr, und mein Geist hängt, wie Sie wißen, sehr an Kleinigkeiten. [4] Auch hat meine Frau noch eine Bestellung, davon Sie sich mündlich zu erwähnen geschämt, ich armer Ehemann soll es daher schriftlich thun; nemlich ein Paar gepolsterte Lehnstühle, in deren Innerem ein Behältniß ist, um mit Bequemlichkeit sich gewißer zur Last fallenden ingrediencien zu entledigen. An jeder Seite unsers Bettes soll ein solcher Stuhl stehen; man hat bey Hofe dergleichen, sie sind hübsch und bequem, und Ihnen gewis nicht unbekannt. - Verzeihen Sie bester Freund, unsrer beyderseitige Unbescheidenheit, so von Ihrer Freundschaft Gebrauch zu machen, doch Sie sind zu gut und zu bieder uns es übel zu nehmen. Meine liebe Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, und mit der Bitte mich Allen meinen Freunden zu empfehlen bin ich ewig

der Ihrige

FranzvonKleist

Zusatz von Albertine:

Mein Mann war so gütig mir dieses kleine Plätzchen zu lassen und ein Fehler wär es daher wenn ich Ihnen nicht ein Wörtchen von [?] meiner Freundschaft und Erkentlichkeit sagte; Ihnen der das größte Recht auf beiden hat, der sich dieses Recht durch so viele Güte erkaufte. Ich bin unendlich glücklich und seelig Ihre [2 Worte unlesbar] Herzen und es Freude machen Augenzeuge davon zu sein erlauben[?] Sie es also daß wir bald recht bald in [?] <5> unser Haus zurückehren dürfen. Wär mein Schwiegervater nicht ein so edler bidrer Mann so würde mir das hiesige Leben unerträglich sein. Mein Herz genießt [?] so viel Glück in den Besitz [?] der Liebe meines Kleistes und dieses überaus süße Gefühl verträgt sich nicht mit dem [2 Worte unlesbar].- Schon habe ich den mir angewiesenen Raum überschritten; verzeihen Sie mir; nehmen sie jetzt mein [unlesbar] und die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung

Ihre

ergebne von Kleist

Zusatz von Franz Alexander von Kleist am Ende des Briefs:

Hat der Onckel Fetting[263] bestellt, daß ich Sie noch um 100 rtlr. gebeten? Haben Sie doch die Güte mir selbige mit der nächsten Post zu schicken. -

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Prenzlow d. 28t Jan. [1792] [264]

[263] (2018) Vormund von Albertine war der Kaufmann und Seidenstrumpffabrikant Fetting. falkenhagen-mark.de, Seite Geschichte - zu 1789.

[264] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 3

Herzlichen Danck für Ihren lieben Brief, bester Vieweg, wie für die überschickten 20 Ldo., und so angenehm mir sonst Nachrichten von Ihnen sind, so traurig war für mich und meine Frau, die Ihre Unpäßlichkeit. Mögt es doch nicht blos Galanterie seyn, und das Prosprist [?] meiner Albertine wircklich zu Ihrer Beßerung beygetragen haben; wenigstens wünschen wir beyde aus ganzem Herzen Ihnen die baldigste Wiederherstellung. Zwar sollten wir Ihnen nicht viel Gutes wünschen, da Sie uns erst in vier Wochen wiedersehen wollen und wir uns doch so innigst sowohl nach Freund Vieweg als nach unserm Hause zurücksehnen; aber hier gilt Gnade für Recht, und wir kommen schon in 14 Tagen. Ziehn Sie immer die Schultern, es hülft nichts - meine Frau will nicht länger warten, und finge sie auch noch eine Maus zum Spielen, und wären noch keine Thüren angestrichen und kein Spiegel in der Stube, sie kömt doch. Eine Maus? - Nicht Zweydeutigkeiten gedacht -, unsre Leute haben jestern eine lebendig gefangen, Albertine hat sie in ein Glas gesetzt, und sie und ich finden viel Vergnügen ihren Sprüngen zuzusehn. - Hier eine Prenzlowsche Neuigkeit, nun wieder auf der andren Seite für Berlin Bestellungen.

[2] 1) bitte dem Uhrmacher George sagen zu laßen, ich hätte die Uhr für meinen Vater behalten, und würde bey meiner Rückkunft Zahlung leisten.

2) 4 beykommende Gipsabdrücke in dem Zimmer meiner Frau auf die beste Art anzuhängen.

3) Alle Rechnungen, sowohl für Schultz, als den andren Tappezier, den Tischler - kurtz alle Rechnungen nicht aus den Händen zu geben, sollte sie auch Fetting fodern wollen; wir wollen sie selbst dem Pupillencollegio[265] übergeben, um uns bey unsrer Einrichtung durch keines andern Launen einschräncken zu laßen. Sowohl ich als meine Frau bitten Sie besonders hierum, weil uns beyden damit gedient ist.

4) von dem Zimmer meiner Frau sowohl als von meiner Studierstube Klingeln nach der Mädchenstube und der meines Bedienten hinführen zu laßen.

5) In meiner Bblioteck ja nicht das Werck des Europeens et les Indes von Abt Raynals[266] zu vergeßen, und die aus der Junckschen Auction erstandnen Bücher, wenn sie nemlich gut gebunden sind, nicht in meinen Biblioteks Band binden zu laßen. -

Diese fünf Punckte sind Alles was ich auf meinem Herzen habe, und die ich meinem lieben, besten Vieweg zu besorgen bitte.

[3] Mein Vater wird wegen Bücherbestellungen an Sie schreiben, haben Sie doch die Güte Ihm das, worum er bitten wird, zu schicken; nemlich außer einigen Büchern, wünscht er die neuen statistischen in Ihrem Verlage herausgekommen Tabellen des Preuß. Staats zu haben; der Name des Verfaßers ist mir entfallen. Sie werden aber schon wißen welch ich meyne.

Ich hoffe noch vor meiner Zurückkunft Ihnen die 7 ersten Gesänge der Filosofie der Liebe zu schicken; mögt' Ihnen dieses kleine Gedicht doch zum Beweis im Kleinen dienen, wie tief ich Ihre Freundschaft fühle und wie gern ich sie zu erwiedern wünsche. Mit dieser Hofnung es auch einmahl zu können, bin ich ewig der

Ihrige

FranzvKl.

daß sich Ihnen meine Frau aufs beste empfielt und Ihnen gute und schnelle Beßrung wünscht, brauch ich wohl nicht zu bemercken?

[4] P.S. Einliegende Briefe bitte ergebenst auf die Post zu geben, und für den einen das Porto auszulegen.

---

[265] 2016: preußische Justizbehörde zur Aufsicht in Vormundschaftssachen.

[266] 2016: G. Th. Francois Raynals (1711—1796). Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les Deux Indes.

Brief von Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Prenzlow d 18ten Febr.

92[267]

Ob Sie gleich von sich kein Wörtchen haben hören laßen, liebster Vieweg, da wir doch in Besorgniß ihrer Gesundheit wegen waren, so will ich doch aus angestamter Güte und Milde Ihnen nicht allein dis verzeyhen, sondern Ihnen auch die Versicherung geben, daß wir den 27ten huj. gegen Abend in Berlin einzutreffen und in unserer Wohnung mit Ihnen ein Abendmahl einzunehmen gedencken. Nicht mehr, eine sehr erfreuliche Versicherung? - Genug, Sie sehen doch hieraus wie genau wir Ihren Befehlen nachleben, da wir mit dem vorletzten Tag dieses Monats, welches doch gewis das Ende heißen kann, ankommen wollen. Nun wird doch aber auch Alles im Stand seyn, und wir mit der nächsten Post Ihre Einwilligung zu unsrer Überkunft erhalten? So gut es uns hier geht, so sehnen wir uns doch nach Berlin, voll Neugier die Schönheiten alle zu sehn, die uns Ihr guter Geschmack zubereitet hat.

Allen Berlinschen Nachrichten zu Folge sind Sie und Ihre Herrn Collegen wie jeder denckende Mann sehr zu bedauern, da das Censuredikt neue Schwerdter bekommen die Vernunft zu bekriegen. Alle auswärtige Jurnals sollen verbothen seyn? - Domitian wünschte der Menschheit einen Kopf, um ihn auf einmahl abzuschlagen; unser Ministerium wünscht, glaub ich, auch allen gescheiten Männern zu gleicher Absicht, nur einen Kopf und eine Hand. [2] Rasche Thaten sind nicht so gefährlich als unterdrückte Gedancken. Jene vernichten was diese gebehren, und der verschwiegne Haß führt schlimmere Waffen als der Erklärte. Keiner leidet als der Buchhandel und die damit verbundnen Gewerbe, und so blühend dieser sonst in Berlin war, so sehr wird er abnehmen. Sie wißen, bester Vieweg, wie lieb ich Sie habe, aber gern will ich Sie begleiten, wenn Sie unter einen schöneren Himmel ziehen wollen, wo Ihnen beßre Früchte reifen; denn meine Furcht ist nicht ungegründet, noch 20 solche Jahre und wir haben wie die Römer den Cato, den den letzten Preußen beweint; diese große Nation wird erschlaffen, ihre Heldenthaten werden den Träumen phantastischer Dichter gleichen, und verweichlicht wird die heuchlerische Hand eines Priesters ihre Schwerdter schärfen.

Ich habe mit Vergnügen den Februar unsrer Monatsschrift gelesen;[268] die Abhandlung von Garve und die Vorlesung von Fischer ist vortreflich, - in ersterer lebt ganz der ausgezeichnete Geist der Deutlichkeit und Wahrheit der Garwens Philosofie den Vorzug vor allen andern giebt. Das Kupfer ist in Etwas verunglückt, es gleicht nicht; die Idee ist aber gut.

[3] Meine Frau befindet sich so weit wohl, bis auf die Folgen glückseliger Stunden, die zu meiner großen Freude sich jetzt schon äußern. Sie empfielt sich Ihnen, und freut sich mit mir Sie wiederzusehn und Ihnen für Ihre viele Güte und Freundschaft zu dancken.

Stets der

Ihrige

FranzvKleist.

Da die Post erst den 22ten nach Berlin komt, so können wir Ihre Antwort nicht abwarten, werden daher auf gut Glück den 27t ankommen.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

---

[267] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 4

[268] 2016: Deutsche Monatsschrift Februar 1792, bey Friedrich Vieweg dem älteren. S. 93: Über die Muße, Garve; S. 144: Astronomische Vorlesungen, Rektor Fischer.

Berlin den 2 ten März. 1792[269]

Ja, Vater Gleim, beneidet von der Welt,
und von dem Himmel, wenn Er neiden könnte,
und von dem Gott, der manchen Kriegesheld,
wenn Er auch gleich auf blutgedüngtem Feld'
bey Rosbach Feindesschaaren trennte,
besiegt in seinen Feßeln hält;
und manchen Weisen, der am Firmamente
den Lauf der Sterne mißt,
nur Gleimen nicht, als seinen Sclaven küßt;
von diesem Gott beneidet, doch gekettet,
umarmet mich ein Weib. Erblicktest du in Hain
von Rosen Sie, du hättest drauf gewettet
Sie müße Amors Mutter seyn! -
Ein Weib, das nicht wie die berauschte Menge
nach Seifenblasen greift,
und hinter der im windigen Gedränge
ein Heer sinnloser Gecken läuft;
ein Weib wie sonst die Deutschen Weiber waren,
so sittsam und so gut, so zärtlich und so treu;
[2] das fern von den geschminckten Schaaren,
von Thorheit wie von Aberglauben frey,
sich glücklich fühlt, die Pflichten zu erfüllen,
die Häuslichkeit und Ordnung Ihr gebeut,
und ganz nach Ihres Mannes Willen,
sich deßen was sie hat, nicht was sie wünscht, erfreut;
ein Weib, das - ihren Werth dir gänzlich zu enthüllen,
damit kein Zweifel dir die Stirne trübt —
Dich Vater Gleim und Deutschlands Musen liebt.

Nun blase Fama durch die Welt,
daß Hymen mich gebunden hält,
und Alles was ich Dir, geliebter Gleim, geschrieben,
und daß ich nach wie vor, Dein lieber Sohn geblieben! —
FranzvonKleist.

Die liebe schöne Epistel vom 15 ten Jan. habe erst den 27 ten Febr. erhalten.

---

[269] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557597
Abgedruckt mit geringen Unterschieden siehe oben S. 713.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An Herrn Legationsrath von Kleist zu Berlin Halberst. d. 9 ten März 1792[270]

Auf drey Briefe, Glücklichster der Menschenkinder bin ich Antwort schuldig! Beweiß genug daß ich der Glücklichste[r] nach Ihnen nicht bin!

Als ich dieser Glücklichste noch war, da nein, Theurer macht ich solche Schulden nicht!

Ihr letzter so gar kurzer Brief bestätigte die Nachricht vom Tode Leopol[d]s.[271] Wir hatten den 8 [?] ten sie schon, ein Durchreisender sagte: der Kaiser wäre todt! Wir glaubtens aber nicht, weil wirs nicht wünschten.

Die Friedenliebenden auf Erden zu behalten
war unser alter Wunsch, weil alle die Gewalten
des Orkus, welche feind dem edlen Frieden sind
auf ihr schon wüthen, schon der Menschheit Thräne rinnt!

Gebe Gott, daß unserm auch Friedeliebend theuren Landesvater die böse Nachricht nicht schade! Böse Folgen für unsern Staat, müßen wir nicht sehen, nicht fürchten! Franz hat seines Vaters Liebe zum Frieden, Franz wird Kaiser, und so bleibts, wie's war! Gebe nur der Himmel daß wir Frieden behalten! Wenn wir durch Maaßregeln gegen den Unfriedn [2] zu seiner Flucht den Anlaß nicht geben, so behalten wir ihn!

Dazu mein Theurer! müßen Sie, an ihrem Ort, in ihrer Lage, seys auch nur durch einige Senfkörner ihrer Reden in Gesellschaften, ihr patriotisches Antheil beitragen!

Ich zittre, wenn ich daran denke, daß wir mit einem Volke Krieg bekommen können! Wie würd' es unsren braven Kriegern ergehn! Soldaten gegen Soldaten ist eine Kunst, ein Spiel - Söldner gegen ein Volk ist der Mannszucht, ist des Söldners Tod und Untergang. In diesem Kriege sing' ich keine Kriegeslieder!

Ich muß, muß abbrechen!

Empfehlen sie doch ja den alten Gleim, der schönen, jungen einzigen Hausgöttin, die Sie zum Glücklichsten der Menschenkinder macht! der ich meinen Kleist zum Liebhaber und Freunde vor einigen Jahren schon wünschte zu Gnaden, und schreiben Sie mir doch ja so bald als möglich Etwas zum Troste des alten Patrioten -

Ewig

Ihr Gleim

Zeit und Sinngedichte send' ich nächstens. Der Buchbinder ist Schuld, daß ich sie noch nicht senden kann! Sie kennen ohne Zweifel den polnischen Residenten [Abkürzung unlesbar] Zablocki![272] Der Brief, mit welchem er den Ring seines Königs an mich übersandte, verrieth mir ihn als einen braven Mann; und Freund der deutschen Muse - Von wem Er mein kleines Gedicht erhalten hat, möcht' ich wißen. Ich erinnere mich nicht, vor deßen Abdruk in den Zeitgedichten es irgend Jemand zu Berlin in Abschrift gegeben zu haben.

Tiedge[273] hat uns mit einer herrlichen Epistel über die Eitelkeit beschenkt - Sie haben sie vermuthlich schon! Die Musen, hoft ich werden zurückkehren zu uns, die Weisheit in solchem Gewande weicht [?] sich so

---

[270] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598641

[271] 2016: Kaiser Leopold II. Ist am 2. März 1792 gestorben. Der kurze Brief mit der Todesnachricht ist im Gleimhaus Halberstadt nicht vorhanden.

[272] Bernard Zablocki, Brief vom 12. Februar 1792, Johann Wilhelm Ludwig Gleims Leben, Wilhelm Körte, Halberstadt 1811, S. 265

[273] Christoph August Tiedge s. o. Brief von Gleim S. 801 am Ende.

liebenswürdig, wie Ihre Hausgöttin! Möchten doch 10000 Pränumeranten die Erfüllung meiner Hofnung dem lieben Mann beweisen, und bald!

Was ists mit dem Saze welchen unser liebe Muttersprache neulich in unsrer [unlesbar] Academie [?] der Wißenschaften erhalten haben soll?

Franz Alexander von Kleist an Vieweg[274]

ich schicke Ihnen hier, liebster Vieweg, die verdammte Rechnung der Canzley Pelüchren wegen mein Patent; die Canzley will es mit Gewalt heut haben, lassen Sie mir doch sagen ob es Ihnen möglich ist, diese Rechnung zu besorgen. Ich hoffe künftige Woche wird das, worüber wir jestern sprachen, zu Stande kommen, als denn werd ich Ihnen Alles zu Heller und Pfennig mit dem Herzlichsten Danck berichtigen, bis dahin muß ich aber schon Ihr danckbarer Schuldner bleiben. Berlin d. 9 t März. 92.

FranzvKleist.

Quittung von Franz Alexander von Kleist für Vieweg[275]

daß ich unter heutigem Dato von H. Buchhändler Friedrich Vieweg den ältern 100 rtlr. sage einhundert Reichs Thaler empfangen, bescheinige hiermit. Berlin d. 14 t März 92.

FranzvonKleist.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt d 6 t May

1792.[276]

Weil ich die Zeit nicht habe, lieber theurer Franz v Kleist, ein langes Schreiben an Sie zu schreiben, schon etliche mahle die Post versäumte, heut' aber sie nicht versäumen will, so schreib' ich ein kleines, erwarte von Ihnen, der Sie, wie der große Patriot v Herzberg in Vertrauen mir meldete, von allen Geschäften, nur nicht von denen der Liebe, sich loß gewunden haben,[277] ein Meilen langes, und übergebe Ihnen hier ein Bändchen voll Gedichte, Zum Beweise, daß ich immer noch ein Versmacher nur bin!

ewig

Ihr

---

[274] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 5

[275] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 6

[276] http://www.digishelf.de/piresolver?id=67659865X

[277] 2016: Auszug aus dem Schreiben von Hertzberg an Gleim, Berlin 28. 4. 1792, unter P. S.: Ich habe den poetischen Herrn Franz von Kleist bei Gelegenheit des Reichenbacher Congresses nach seinem Wunsch zum Legations Rath gemacht, er hat sich aber nachherr um dieses Fach nicht weiter bekümmert, hat hier eine gute Heirath gethan und sich gantz von mir entfernt. http://digishelf.de/ppnresolver?id=676549306

getreuer

Vater

Gleim

An die Fr. Gemahlin den hochachtungsvollsten Hertzens Gruß! in größter Eil. Die Freunde befinden sich wohl!

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 10 ten Mai 92.[278]

Beglückt bist du, den noch - mit Silberhaaren
das Haupt gekrönt, - die sanfte Muse küßt;
der ungestört, nach vollen siebzig Jahren,
den schönsten Traum des Jünglings nicht vergißt;
der Scherz und Ernst so brüderlich zu paaren
die Welt gelehrt, und der ein Weiser ist,
der Alt und Neu am Maaß der Wahrheit mißt,
und ungetäuscht von schwärmerischen Schaaren,
den Muselmann, den Juden, und den Christ,
wenn sie gerecht und gute Menschen waren,
mit ächter Bruderliebe küßte;
beglückt bist du, mit deinen siebzig Jahren!

Dis Vater Gleim, ruf ich Ihnen aus vollem, dankbaren Herzen entgegen; dis dacht ich, dis fühlt ich als ich Ihr Geschenck durchlas; doch nicht allein Ihr Glück, auch das Meinige fühlt ich, mich Ihrer Güte rühmen zu dürfen. Es ist gewis ein Zeichen daß uns die Götter begünstigen, wenn Sie uns ein solches Alter schencken, wie das Ihrige, und ich hoffe gewis Ihnen dis im 19 t. Jahrhundert zu wiederholen! Denn daß ich noch mit Ihnen ein kleines Weilchen zu leben wünsche, wird Sie nicht wundern; wem es so wohl geht als mir, der kann des Himmels entbehren, und sich mit der Erde begnügen. Was Ihnen der große Patriot Herzberg geschrieben, ist wahr; ich habe mich allen Geschäften entzogen, und lebe ganz meiner Bestimmung, die Natur einer schönen Seele zu studiren, und so die Gotheit in meinem Studio zu lieben. Können Sie sich ein schöneres Schicksal denken? - [2] Alles was ich jetzt schreibe, dichte, und dencke glückt mir weit beßer, als sonst, und ich fühle so recht den Einfluß einer gütigen Gotheit, eines Schutzgeistes, eines Gestirns, kurz wie Sie es nennen wollen, aber Etwas Überirdisches muß es seyn. Mir ist daher jetzt die Idee sehr leicht geworden, daß nicht Unglück, sondern Glück die Menschen zum Aberglauben geführt hat, denn hätt ich nicht so gute Grundsätze über das Geschehen und nicht Geschehen der Dinge in meiner Jugend bekommen, ich könte wircklich glauben Einer der Himlischen hätte mich zu seinen Günstling am Hofe des Allvaters erklärt. O! Wie thörigt handeln die Menschen, die ohn es zu müßen, um die Trohne der Könige schwärmen, und nach einem Schatten ringen, den der Pöbel Ruhm nennt, der im Ergreifen wie eine Nebelwolcke verschwindet; wie viel schöner, unsrer Bestimmung angemeßen ist ein stilles friedliches Leben, wo ich mein Selbst vervollkomne, und die Tugend von Jahrhunderten in ein hohes, großes Ideal zusammendränge, diesem nachzustreben, das Land baue und um mich her glückliche Menschen schaffe. Ist ein Sieg von hundert Tausend Leben erkauft mehr werth, als die Erhaltung einer einzgen Strohhütte, in der die Armuth

[278] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557600

seupfzte? als die große That unverschuldete Trähnen zu trocknen? Ja, Vater Gleim, so glücklich wie ich auch bin, so empört sich dennoch mein ganzes Blut gegen den Krieg, in den wir uns zu mischen unweise genug sind; einen Krieg den die folgenden [3] sanfteren Jahrhunderte den Creuzzügen vergleichen werden, die jetzt jeder Edle verabscheut und verflucht. Weg! mit aller Parteylichkeit, mit Aristocratism und Demokratism, mit Allem was diesem gleicht; rein und unbestochen entscheide die Wahrheit, ob irgend eine Vernunft in der Welt dis Benehmen vertheidigen kann? Einen König wider seinen Willen zwingen Tirann zu seyn; kann sich die Mensch[h]eit Etwas Schauderhafteres dencken? Dis glaubten Sie doch in Ihren siebenzig Jahren nicht zu sehn, dis hielten Sie doch, als Sie sangen Gott donnerte da floh der Feind, nicht für möglich? Einen so großen, so herrlichen Zeitraum unsern politischen Ruhm bis an die Wolcken zu erheben, laßen wir einer Königsgrille wegen schießen; das ganze Ministerium ist dagegen, nur der Eine will es; und so sehen wir Rußlands Heere sich zusammenziehen, die Gränzen Polens umringen, dis auflebende Land wieder zu einer todten Provinz ihres ungeheuren Reichs zu machen. Als Mensch würd ich wünschen daß Cathrine die ganze Welt eroberte, als Preuße aber muß ich Ihre Macht fürchten, und gewis jeder fühlt die Weisheit Ihrer hohen Plane. Wenn sich nur unsre Soldaten fragen, gegen wen sie fechten sollen, so müßten sie zittern [4] sich dieselbe zu beantworten, und der französische Redner hat Recht, dass dieser Kampf den Streit zweyer Freunde im Finstern gleicht; mit dem ersten Sonnenstrall erkennen sie sich, und ihre Schwerdter fallen ihnen aus der Hand. O könnt ich's mit meinem Blut erkaufen, ich würd es thun, daß nur der große Carl[279] das Commando nicht übernommen hätte; wie kann Er seinen großen menschenliebenden Geist, solchen Schlachten widmen; und mit welchen Namem wird ihn die Geschichte benennen, wenn Er siegt, und mit welchen wenn Er nicht siegt? Und warlich Menschen sind nicht so leicht geschlagen, als Soldaten, und das Glück ist nur Buhlerin, die uns so leicht verläßt, als sie sich uns widmet [?]. O bester, liebster Vater Gleim, singen Sie ja keine Kriegslieder zu diesem Krieg, Friedrichs Barde darf diesen Kriegen nicht singen; sein Ruhm ruht auf den Fittigen dieses Unsterblichen, zu erhaben der Tirannei zu huldigen. Dieser Krieg, sowohl politisch als moralisch, ist ein abscheulicher Krieg, und zu welchen fürchterlichen Thaten der Wuth und des Haßes wird Er dem [5] französischen Pöbel Anlaß geben, welche Greuel werden und müßen geschehen, da schon allmählig die Ruhe zurückzukehren begann. Wie wird man mit einem Emigrirten umgehen, kömt Er in die Gewalt der Franzosen? Und wie kann das tapfre preußische Heer sich mit diesem Auswurf der Mensch[h]eit verbünden? Der Graf Artois[280] ist der elendeste Mensch unter der Sonne; er schämte sich nicht in Püllnitz [Pillnitz] zu betteln, um nur nicht einen Cammerdiener weniger, ein Kutschpferd weniger zu halten. Straßenräubereyen haben die französischen Edelleute in den Rheingegenden begangen, die man mit den Galgen bei andern bestraft, statt deßen man diese unterstützt. Leider hat mein Vater und sein Regiment auch Ordre, er marschirt den 2 t Juny von Prenzlov und soll den d 14 t schon zu Coblentz seyn. Er denckt ganz hetrogen mit mir; sonst wär Er zu bedauern; denn wider Willen kämpfen ist höchst schmerzlich.

Ob ich gleich nicht weiß, lieber Vater Gleim, wie [6] Sie über diesen Gegenstand des Krieges dencken, so hab ich Ihnen doch mein aufrichtiges Bekenntniß darüber an den Tag gelegt, und hoffe Sie werden mir verzeyhen wenn ich irre.

Haben Sie schon den Meßcatalogus angesehen? ist es nicht abscheulich wie fast jar Nichts ausgezeichnet Gutes in diesem ungeheuren Schwulst ist? - Beinah fang ich mit Wieland zu glauben an, daß unser goldnes Zeitalter dahin ist, und wir Jüngeren nur im Silbernen leben.

Dis muß Ihnen doch ein Sinngedicht mitteilen, dass ein Curländer r. W. auf die Kniebeugung der Herzogin vor dem König von Polen machte; es ist ganz dem Ihrigen entgegen.

„O wunderbar Geschick,
noch mehr Verdienst als Glück

---

[279] 2016: Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, erhielt im 1. Koalitionskrieges 1792 den Oberbefehl über die preußischen und österreichischen Truppen.

[280] 2016: Jüngerer Bruder von Ludwig XVI, später König Karl X.

gab Ihr die Fürstenkrone;
auf diesem Haupte glänzt sie schön,
und ruhet vest!“ So rief die ganze Welt.
Doch was geschieht?
Sie beuget einst ihr Knie,
und fällt - und ihr entfällt,
auf immer diese Krone.

[7] Sie werden aus der composition sehen, dass es ein Naturalist gemacht, zum Beweis wie höchst unzufrieden Curlands Adel mit dieser obzwar schönen, doch theatralischen Handlung war.

Man hat hier die Nachricht ausgebreitet als habe Fayette Namur erobert, es bedarf aber noch Bestätigung und ich glaub es nicht, so sehr ich’s wünsche. Dieser große General wird gewis mit keiner frohen Miene die Nachricht höre, daß der Herzog gegen ihn commandiren wird, denn deßen Geist überschattet ihn. Mit dem Wunsche recht bald von Ihnen ein Urtheil über diesen Krieg zu hören, bin ich wie immer der

Ihrigste

Franz vonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An Herrn Legationsrath von Kleist zu Berlin Halberstadt d 17 t May 1792.[281]

Hätt’ ich, glücklicher Mann! Ihren so süß mich anlächlelnden Brief, dulce ridentem, vom 10tn dieses, den ich diesen Morgen, diesen Augenblick wollte ich sagen erst erhalte, zu beantworten, die Zeit, so bekämen Sie ein liebes langes Gemählde der häußlichen Glückseligkeit zu lesen, ein Seitenstück zu dem im rothen Buche!

Weil dazu die Zeit nicht ist, ob wohl der innere Beruf, der Vorsatz die von Ihnen entworfene Skizze bestmöglichst auszumahlen nicht fehlt so muß ich’s doch bey dem einen Puncte, bey der kurzen Antwort auf Ihre Abmahnung diesem Kriege keine Lieder zu singen bewenden laßen! Kurtz ist die Antwort, sie lautet:

Diesem Kriege, der mit Tod
Und Verderben uns bedroht
Ob ihn wohl ein Patriot
Aller Menschheit unternimmt,
Einer, der der Menschheits Tieger
Nur auf Menschenglück ergrimmt
Sanfter machen will als Sieger!
Diesen deßen Ende nicht
Das durchdringendste Gesicht
Eines Gott geliebten Sehers,
Oder eines Zukunftspähers
Ahnden, oder sehen kann,
Diesem stimm ich keine Töne
Der beleidigten Irene

[281] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598668

[2] Patriotisch heilig an!
Diesem sing' ich keine Lieder!
Brüder stehn ja gegen Brüder,
Menschen gegen Menschen - Wie
könnt' ich singen? Melodie
fließt aus keinem bangen Hertzen
Das die Klagen, und die Schmertzen
Seines Nächsten, sey' er Christ
Freygeist oder Pietist
Mit empindet! Freudenlieder
Will ich singen bis sich wieder
Menschen küßen! Menschheit ist
Miß gehandelt, ist, betrogen,
zu den Göttern aufgeflogen,
Freude ruft sie, ruft das Glück
Das mit ihr entflog zurück!
Freude! Freude! laßt uns singen
Menschenfreudede [?]! Freude voll
Laßt uns in die Herzen dringen
Freude, Brüder! Freude soll
Menschlichkeit uns wieder bringen.

Also, Menschenfreund, singen Sie Freudenlieder und laßen Sie die politischen Männer auf Thronen und auf Sopha's machen was sie nach Ihrer Einsicht und ihrer Menschenliebe machen wollen und können; unsre Freudenlieder, daran Sie einen Band voll nächstens [3] zu Gesicht bekommen werden, sollen, was jene zu verderben scheinen, scheinen, Lieber! wieder gut machen.

Ich umarme meinen lieben glückseligen Franz von Kleist, und bin, bin, was ich bin und seyn werde

Sein

getreuer Vater

Gleim

Lesen Sie doch so bald als möglich die vierte Sammlung unsers Einzigen Herders, besonders seinen Tithon![282] Seite 36 [?] steht: an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn sie Bäume ausreißen und Dörfer verwüsten, ist nicht viel zu lernen. Ibid: Revolutionen sondern Evolutionen sind der stille Gang der großen Mutter Natur S. 36 [?]. Ein weiser Fürst wird sich als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten! S 37 I. Was vor dir war, wird auch hinter dir seyn, wenn's seyn soll! Handle [,] so viel an dir ist [,] klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit gehen, und das ihrige vollenden! Lesen sie dieses vortrefliche Herderstück doch ja! die Meße brachte den besten Lesern nichts beßeres!

[4] Weil wieder Vermuthen, einige Zeit noch sich einfindet, so thu ich einen Blick noch, in Ihr, zu mancherley Betrachtungen den Anlaß gebendes lieben Schreiben vom 10t, lieber Freund, und wende sie dazu noch an, daß ich in Beziehung auf einige Stellen deßelben sehr eilig, was ich auf den Herzen noch habe, hier niederschreibe! Was denn also werden Sie fragen mein lieber; Nichts ist die Antwort, nichts, das auf irgend einigen Verdacht, als hätt ich etwas wieder Sie, wieder ihr politisches System, wieder Ihre Denkungsweise, sie bringen könnte; nichts sag' ich noch einmahl, aber, im Malabarischen Sittenbuche

[282] 2016: Tithon und Aurora, Gotha 1792. Folgende Zitate dort S. 22, 26

Pottia malei (vid die berl. Monatsschrift[283]) steht hüte dich, Könige zu beleidigen! Und Friederich der Einzige sagte zu Dohm: Hüt er sich vor lebendigen Königen, auf todten tanz' er wann er tanzen kann! Zu seinen Freunden sagte nämlich der alte Klauß, sie kennen ihn, er ist ein belesener Mann, war Hirt vor etlichen Jahren noch, und hat eine Menge Bücher und lebt von 7 Thalern des Jahrs, man kann sagen dieser alte Klauß, was man, daß es gesagt werde, für nützlich erachtet, sagen, nur muß man die Art und Weise wählen. Auf die Wendung kommts an. Ein anderer alter Klauß pflegt oft zu sagen, man wäre noch nicht ein rechter Patriot, wenn man nur einen unzufriedenen Staatsbürger machte. Als Mensch, sagen Sie, würd' ich wünschen, daß Catharina die ganze Welt eroberte! Jeder fühlt die Weisheit ihrer hohen Plane? Wie? Was? Warum? mein Bester! sagen Sie das? Ists verdienstlicher ein wüstes Kayserthum urbar zu machen? oder ein urbar gemachtes [5] erobern? Ists recht meine Macht zu nichts anders, als zur Unterdrückung meiner schwachen Nachbarn zu gebrauchen?

Hätte Semiramis den türkischen Despotismus aus Europa bis an die Quelle des Nils vertrieben, und nicht an seine Stelle den rußischen gesetzt, so macht ich im 74 Jahre meines Alters eine Reise zu ihr und thät meinen Fußfall vor ihr tiefer als der der Herzogin von Curland vor Stanislaus Augustus.

Weil sie Constantinopel nach so schreklichen Blutverguß, nicht erobert und Athen nicht hergestellt hat, so ist sie meine Semiramis nicht mehr!

Ists wahr, daß Leischenring [großer Abstand] von all zu freyen

Reden Verdruß gehabt hat?

Was wißen Sie von Dietz?[284]

Werden wir durch ihn die Türken beßer als durch andere kennen lernen [Kein Satzzeichen]

Franz Alexander von Kleist an Leuchsenring

Berlin d. 22 tn Mai 92.[285]

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin, d 30 [29 korrigiert] ten Mai 92.[286]

Leider haben Sie Recht, theuerster Vater Gleim, wenn Sie sagen, daß die Menscheit zu den Göttern aufgeflogen sey; täglich giebt uns die Politick der Grossen wieder kleinen Beweise davon, und wir haben auch hier vor einigen Tagen ein schreckliches Beispiel dieser Art gehabt. Man hat den 26 ten Nachmittags um 4 Uhr, auf einem offnen Postwagen von zweyen Policey Bedienten mit doppelten Gewehr bewafnet, den

---

[283] 2016: Das Sittenbuch Pottia malei, Berlinische Monatsschrift, Band 19, S. 195. Die Warnung vor der Beleidigung von Königen steht auf Seite 200.

[284] 2016: Vermutlich Heinrich Friedrich von Diez, 1784 - 1791 preußischen Geschäftsträgers in Konstantinopel.

[285] Brief im Besitz des Freies Deutsches Hochstifts, Frankfurter Goethe-Museum, Bibliothek. Der Brief ist veröffentlicht in „Briefe von und an F. M. Leuchsenring", Urs Viktor Kamber, Basel 1973, Band 1, S. 133. Franz Alexander von Kleist bittet Leuchsenring um Hilfe bei der Übersetzung von zwei Titeln von Werken von Cervantes, le Serpenteau, und le Rufien.

[286] http://digishelf.de/ppnresolver?id=67655766X

Geheimer Rath Leuschenring über die Gränze bringen laßen. Dieser Vorfall hat nicht allein an und für sich selbst alle Freunde des verehrungswürdigen Leuschenrings, sondern ganz Berlin die Art und Weise dieser Verhaftnehmung erschüttert; hören und staunen Sie.

Morgens um 8 [6?] uhr fällt plötzlich ein ganzer Haufe Policeybedienten in den König von Portugall, dis ist ein Gasthof und das Quartier L., fragen nach L. Zimmer, besetzen dis sogleich, und nehmen ihn und alle seine Papiere in Verhaft. Kein Mensch durfte zu ihm, und alle Eingänge waren besetzt; der Präsident von der Policey komt, spricht mit L, und dieser wird alsdann von einigen Pol. Bedienten zum Präsidenten gebracht. Als L. zurückkomt darf ihn noch niemand sprechen; doch kaum ist er da so drängt sich ein wohlgekleidetes Frauenzimmer durch die Besetzung, stürzt in L. Zimmer, ihn um den Hals, weint und ist untröstlich. Man meldet es dem Präsidenten; er komt, und schon haben sich einige hundert Menschen vor der Thür des Hauses versamlet. Als der Prst. hereintritt, verlangt das Frauenzimmer den Königl. Verhaftsbefehl zu sehn; Er will ihn nicht zeigen; nach langem heftigen Einreden, und aus Ehrfurcht für die Dame zeigt er den Befehl; nun ist sie außer [2] sich, beleidigt den König und die Gesetze; der Präsidt. will sie herausführen: „Wagen Sie es mich anzurühren? Sie sind stärker wie ich, aber lebendig sollen Sie mich hier nicht wegbringen!" — der Prsdt. will Wachen holen lassen, befiehlt es seinen Leuten, die aber aus Ehrfurcht für die Dame stutzen: „Was säumt ihr", ruft sie, „befolgt den Befehl Eures Herren; ich will selbst Wache holen, man kann mich fesseln; gern will ich an der Seite dieses Mannes sterben!" — Der Präsdt. wirft sich zu Pferde, jagt zum Minister Schulenburg. Er kömt, läßt den Präsidenten, und alle Policeybediente herausgehen, spricht drey Stunden mit der Dame und L.; die Dame empfängt ihn mit den heftigsten Schmähreden, die man von Wort zu Wort draußen hören konnte; sie sagt zum Minister: „Was will so ein kleiner Mann wie Sie, gegen einen so grossen wie L.? Sie haben das Publikum getäuscht, es hat sich in ihnen betrogen; sie geben den Kabalen und Rängen nach und betrügen so den besten König auf das schändlichste!" Endlich beruhigt der Minister diese aufgebrachte Heldinn, die schon extra Pferde bestellt hat L. zu begleiten; es wird auf der Post verbothen ihr Pferde zu geben, und so nimmt sie der Minister Schulenburg in den Wagen, und bringt sie nach Haus. — Gewis sind Sie neugierig zu wißen, wer dis heldenmäßige, römische Weib war? — Sie ist nicht mehr und nicht weniger als die Oberhofmeisterin der Prinzeß Auguste, Tochter des Königs; die Fräulein von Bielefeldt, welche jezt ihren Abschied erhalten und gefangen [3] auf dem Schloße sitzt. L. sämtliche Papiere ließ der Minister holen, und Er ward um 4 Uhr Nachmittens auf ofnen Wagen ohne Mantel und ohne Bedeckung aus dem Thor gebracht; so arm daß Er beim Weggehn zu seinem Wirth sagte: Gern mögt ich ihren Leuten ein Biergeld geben; ich habe aber Nichts. Auf der Gränze in Baruth erhielt er 40 Louis d'ors.

Nun wurden sogleich die Papiere der als Gelehrte so sehr bekannten Fräulein Bielefeldt auch in Verhaft genommen und ein ungeheures complott entdeckt, an deßen Spitze die Gräfin Dönhoff, Maitreße des Königs steht; sie ist gestern in einen Waagen gepackt und nach Preußen gebracht worden; indeß L. wahnsinnig genug ist ruhig in Baruth zu bleiben. Sie können sich das allgemeine Erstaunen der Stadt dencken, das meinige; ich der L. ganze Seele zu kennen meinte, der eh einen Zaubrer in ihm gesucht als einen Mann von solchen Verbindungen; kein Mensch ahnete nur so Etwas; kein Mensch hat ihn ja bei einer dieser Damen gesehn; und doch hat man bei beiden eine grosse Correspondance von ihm, Aufsätze, Plane und dgl. gefunden. Bis jezt ist von dem Plan noch nichts bekannt, als das besonders Bischofswerder hat sollen gestürzt, das ganze Ministerium in andre Hände, und eine neue Wendung der Dinge hervorgebracht werden sollen. Ich habe geeilt Ihnen diese wichtige Nachricht mitzutheilen, und bin überzeugt Sie wird [4] bei Ihnen so überraschend wie bei uns seyn. Ich für mein Theil bewundre L. Klugheit, unter einer so unbewußten Miene so große Geheimnisse zu verbergen, und gesteh daß ich allen Glauben an meine Menschenkentniß aufgegeben. Ewig der

Ihrige

FranzvonKleist.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Leg. V. Kleist zu Berlin Halberstadt den 4tn Juny [92][287]

Was erleben wir, mein Theurer! für die Nachricht von der neusten häßlichen Geschichte (diesen Beynahmen verdient sie, im Betracht der bis itz bekannten Umstände) danck ich Ihnen, mein Theurer!

Man mag so gern von fliegenden Gerüchten, die auch hier schon ehegestern umherflogen, das zuverläßege wißen. Seegn doch der Genius des Vaterlandes, daß die Folgen derselben für daßselbe gut seyn mögen!

Sie bewundern L. Klugheit? ich nicht. Alles überlegt, haben Sie, mein bester, auch nicht die mindeste Ursach Ihren Glauben an die Menschen aufzugeben!

L. machte den Geheimnisvollen so starck, dass er im Lustspiele der Geheimnißvolle der Held seyn könnte, sah aus, wie ein Geheimniß, schwärmte, schwärmte nicht, hatte keine veste Grundsätze, machte den Politischen Mann bis zum Eckel, wust die Ränke der Cabinette vom grossen Mogul bis zum König von Yretot, hätte Verbindungen mit Ministern, von Bondeli bis zur Bil. Er war mir immer bedencklich; schon zu Darmstadt, als ich bey der Mutter der Königin ihn kennen lernte, sein vertrautester Freund zu seyn, bins deswegen nie gewesen, bat ihn einmahl zu Pyrmont seine Geheimnisse zu behalten, weil er mehrern in dieser Stunde sie mittheilte.

Sein Schicksal hat er sich durch Mangel von Klugheit, durch allzu großes Zutrauen zu seiner Seelen Kraft sich zugezogen; ich beklag' ihn, den im übrigen guten und nicht ungelehrten Mann, fürchte, dass es das angenehmste seines künftigen Lebens nicht seyn wird!

Mich wunderts nicht wenig, daß diejenigen, die Ihm die nächsten waren, ihn nicht entde[n]ckten, und nicht klug und richtig denkend machten!

Hätten diese, hätte der Minister v. S. als der Verdacht schon groß war, durch Vorstellung ihn klug gemacht, so wäre das gewiß dem Staat und dem Landesvater nachtheilige Ansehn das die hessliche Geschichte nun in Europa zuverläßig macht, vielleicht vermieden!

Ich kann nicht mehr, mein bester! Einige Musen-Kinder[288] legt ich zur Wettmachung ihrer Apoll[o]nia,[289] über welche der alte Gleim so gern [3] mündlich mit seinem zweyten Kleist, sogleich sich besprechen möchte, wie auch zum Trost in dieser trübseeligen Zeit, gern bey; es fehlt mir aber die Zeit dazu!

Bewahr' uns doch der gute Gott vor allem Einfluße des bösen! Zur Zeit so vieles bösen ists schwer, an einen bösen Gott nicht auch zu glauben -

Vor einem Elefanten der Wälder ausreißt, und Dörfer in den Koth tritt, sagt Herder, sagt auch Gleim läßt sich viel Rühmens nicht machen!

Knesebeck ist gestern verreißt gewesen nach W. zu Göckingk; Cramer hab' ich in etlichen Wochen nicht gesehn, heut werd' ich ihn aufsuchen. Ewig

der Ihrigste.

Gleim.

[Zusatz in der Handschrift von Gleim]

---

[287] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598676

[288]* [in Gleims Handschrift] ad marginem: auf Abschlag eins | hinbey es war das welches sich anfängt was war.

[289] 2016: s. o. S. 716, „Apollonia. An den D. Kramer", erschienen Deutsche Monatsschrift, 1792, 2.Bd., S. 73 - 88.

Kennen sie den Mauermstr Zelter[290]?
Ist ihnen nicht beschwerlich so bitt ich
um Fortsetz. der Nachricht von
der häßl. Geschichte.[291]

Gedicht von Franz Alexander von Kleist

An Albertinen[292]

Ich prophezeie heut am festlichsten Tage,
daß dich, wenn uns der Mai mit Blüten wieder glänzt,
ein junger Sohn mit diesen Rosen kränzt
und wünsche Dir und mir, daß ich die Wahrheit sage.
d. 2 t. Juli. 92.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

[Vermutlich Juli 1792][293]

Nun Vater Gleim, vertheidigen Sie noch unsre Regierung?

Noch die Maaßregeln despotischer Minister? noch jetzt, nachdem man einen Schulz durch Machtsprüche verdammt, und Preußens Areopagus öffentlich beschimpft?[294] - daß Leuschenring ohne Urtheil und Recht über die Gränze gebracht ward, ließ sich vertheidigen, und die Folge rechtfertigte den immer übereilten Schritt, aber jetzt - kann nur der Patriot weinen.

Welcher Unterschied zwischen Friedrichs des Großen Zeiten und jetzt? Friedrich setzte das ganze Collegium in der Arnoldschen Sache[295] despotisch ab, weil er einen Unterthan zu schützen glaubte, und selbst der Leidende mußte die schöne, herrliche Absicht bewundern; jetzt? bestraft und verdammt man eben so ungerecht, doch nicht zur Rettung sondern zur Verdammung eines weisen Unterthans, und jeder gute Bürger kehrt trauernd sein Auge weg. Wo ist der stolze Ruhm geblieben, der unser Vaterland von Nord bis

---

[290] 2017: Carl Friedrich Zelter, Komponist und Maurermeister in Berlin. Gleim hatte zur Zeit der Frage bereits zwei Briefe von ihm bekommen.

[291] 2017: s. Beginn des Briefs.

[292] Nicht gedruckt - Manuskript im Gleimhaus Halberstadt

[293] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557767
Für die Datierung im Juli sprechen der Stand der Ausweisung von Leichsenring, die offensichtlich gerade ergangene Resolution im Fall Schulz und der Ort Falckenhagen. Der Brief von Gleim vom 28. Juli scheint die Antwort auf diesen Brief zu sein.

[294] 2016: Vermutlich Resolution des Königs vom 30. Juni 1792 gegen Richter des Kammergerichts (=Areopag) im Verfahren gegen den Prediger Schulz. Religions-Proceß des Predigers Schulz zu Gielsdorf etc. 1792.

[295] 2016: Im Fall des Müllers Arnold ließ Friedrich II. auf dessen Eingabe die Richter verhaften

Südpol gros und herrlich machte, der Ruhm daß Freyheit und Vernunft unser Sandwüsten mit elisäischen Pflanzen schmückten? Was haben nun die Gleime, Leßinge, Mendelsohn, Garven, Spalding und mehrere gewürckt? Ihre Wercke werden bald schöne Ruinen unsrer vorigen Größe seyn, zu denen man wie nach Egyptens Piramiden wallfahrtet, und deren Sein der dümmer Enckel nicht mehr wird erforschen können.

[2] Denn der Trost manches Patrioten, es werde durch dieses Unterdrücken gerade der Oppositions Geist geweckt, ist gerade das Übel; unreife Thätigkeit führt ein größer Gift als der Müßigang bei sich; entweder dieser Geist erliegt und wir werden in die Feßeln der Dummheit geworfen oder er siegt, und anarchische Tollheit verzehrt unsre Kräfte; jener ruhige, majestätisch ernste Gang der Weisheit, der unter Friedrich war, kehrt nun so leicht nicht wieder; denn kann nur ein halbes zweckmäßig angewandtes Jahrhundert entwickeln, und wie selten regiert die Weisheit lange. Gott! welcher Widerspruch beherscht die Welt; in Süden schlägt man Menschen todt, die Ana[cha]rchie abzuschaffen, und im Norden sie einzusetzen; dort blutet der Wahnsinn, hier die Tugend. Mir graußt es, wenn ich an Polen dencke; hier wo die Menschlichkeit in einem Tigermantel so lange gehüllt war, und geht kaum aus ihrer fürchterlichen Decke hervorsah; hier wo die Großen gleich reißenden Thieren das Eingeweide ihre Unterthanen verschlangen, und jezt kaum anfingen Menschen in ihnen zu ahnen; hier wo die Natur mit so segnenden Händen verweilt, und doch ohne Kultur und Festlege [?] ihrer Kinder verarmen läßt. Hier erstickt man die auflebende Tugend [,] hintergeht [3] mit heiligen Eidschwüren Nationen, und opfert so Tausende aus Dumheit und Schwäche der Raubgier eines ehrsüchtigen Weibes auf. Dis ist die gepriesne Menschenfreundlichkeit des Königs; schmeichlerischen Buben, listigen Huren ist er nicht im Stande Etwas abzuschlagen, aber ein Volck seiner Laune aufopfern, die Rechtschaffenheit dem Mangel, die Weisheit dem Spott der Thoren Preis geben, das kann Er. Wer versprach Polen Unterstützung? Wer schickte ihnen einen General und Gewehre [?]? Wer spornte Sie zu einer Constitution an? - Wer überläßt sie jezt der Weiber Wache und dem Elend? - Wir; unser Hof. Wer betrog die Lüttcher? Wer die Brabanter? Wer die Türcken? Wer zerbrach das Meisterwerck Friedrichs, den Fürstenbund, durch eine so un[n]ütze, schädliche, als wiedersinnige Alliance? Wer entzog dem Staat Millionen, und streute sie in den Wind? - Alles unser Ministerum, oder vielmehr alles der einzige Bischofswerder. Können Sie sich vorstellen, lieber Vater Gleim, daß bei der Reichenbacher Convention Kaunitz es sich zur Bedingung gemacht, daß wenn Er mit uns negociiren sollte, Herzberg den Abschied haben müßte? Nur nachdem man ihm das versprochen, wurd der so erbärmliche [4] uns ewig Schande bringende Vergleich geschloßen. Ist dis nicht Etwas Unerhörtes? Der damalige englische Gesandte Edward, hat die Kaunitzsch. Briefe an [Name unlesbar] und dieser an Herzberg geschickt, der sie dann jedem seiner löbl. Gewohnheit nach, zeigt, und ich es so vor einigen Tagen erfahren. Ist es nicht unglaublich?

Nein, lieber Vater Gleim, wehe uns wenn dergleichen menschenfreundliche Regierungen viel kommen, dann wird es um unsern Ruhm des Staat's schlecht aussehn. So heißt es habe die Kaiserin die Absicht ihren Antheil Polens wieder zurück zu geben, dafür solle Preußen und Östreich den ihrigen auch zurückgeben; wir werden dis billig finden, und so um eine ansehnliche Provintz ärmer seyn, in deß die beiden Kaiserhöfe kaum wißen, ob sie Etwas verloren haben. -

Von Leuschenrings Schicksal weiß ich weiter Nichts, als daß er sich hat wollen in Dahme in der Nieder Lausitz mit der Fräulein Bielefeldt trauen lassen, welches man dort nicht gewollt, und als kurz darauf von der Regierung die Ordre gekommen ihn über die Gränze zu bringen, ist er schon weggewesen, und vermuthlich nach dem Gothaischen oder Weimarschen gegangen. Die Bielefeldt bekommt 400 rthl. Pension, welches mit der Darmstädtsch. des Leuschenrings [5] doch wenigstens zu ihrem Unterhalt hinreichen wird; übrigens ist sein Schicksal immer trauig, er aber viel selbst daran Schuld.

Jetzt ist das liebe Halberstadt nicht recht still? ich habe lange keine Nachricht von allen meinen Freunden, hoffe aber sie werden Coblenz gesund erreichen, und bald wieder kommen. Mögte doch der Schluß dieses Jahrhunderts seiner würdig seyn; die Sache der Menscheit siegen, die Vernunft der Herscher, die Wahrheit der Gott aller Völcker werden, dann würd ich mit noch größrer Freude mich nennen

Ihr

ganz eigener

Franz vKl

Falckenhagen bei Franckfurt a. O.

über Eggersdorf.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath von Kleist zu Berlin.

Halberstadt den 28 t.Jul. 1792.[296]

Alle die Fragen, die Sie, mein bester, mir vorlegen, laßen, zur völligsten Befriedigung ihrer übeln Laune, warlich sehr leicht sich beantworten; auch läßt sich der so genannte Menschenfreundliche gegen Sie gar wohl vertheidigen, aber ich müßte zehn Bogen voll schreiben, und da zu, mein bester, fehlts dem alten Vertheidiger nicht zwar an Lust, wohl aber an Zeit!

Und ich kann bey diesen Zeitmangel, das wenige nur Ihnen sagen, daß ich, wegen Eines kleinen Theiles Ihrer Denckungsart von ganzen Sie bedaure! Warlich wegen dieses kleinen Theils derselben sind Sie zu bedauren; Er macht sie unglücklich; Sie sehn den feinen Faden der Vorsehung an welchem sie das uns böse scheinende zum Guten leitet, nicht solch' einen einen Beweiß Ihrer Unzufriedenheit, wie dieses da vor mir liegende Schreiben entfält, wünsch' ich nie wieder zu erhalten! Sehn sie doch ja die Dinge dieser Welt nicht in diesem Licht, ich bitte sie herzlich, um Ihrer Selbst willen bitt' ich Sie, und rathe, rathe Wohlmeinend sich nicht zu [2] weit, weder von sich selbst, noch von andern Unzufriedenen in irgend einen Abweg zur Glückseilichkeit verleiten zu laßen! Zu gutem Ausgang großer uns angehender Weltbegebenheiten, können wir, jeder zu seinem Theil, Etwas bei[s]tragn; Seyn Sie Patriot in recht eigentlichen Verstande! Machen Sie zufriedner Menschen, in dem Staat, von welchem Sie ein Mitbürger sind, so tragen Sie ein Etwas bey, auf andre Weise halt ichs nicht für möglich! Eine Stunde mündlichen Gesprächs über den Inhalt ihres Schreibens, so sollten Sie davon halt ich mich überzeugt, ganz anderer Meinung seyn! Schreiben läßt sich über diesen Inhalt nichts!

Leischenring ist zu Weimar gewesen, weiter weiß ich nichts von Ihm!

Unsre Freunde bey der Armee befinden sich wohl; und haben Hoffnung bald wieder bey uns zu seyn! Nur Geduld, es wird alles gut werden, sagt unser Herr von Aderkaß! Die Hessen, heißt es, würden mit den Oestreichern [3] gegen den Elsas anrücken! Von allen, was man hört, ist nichts so gewiß, als dies daß ich von ganzem Herzen bin

Ihr

Sie herzlich liebender Vater

in größter Eil.

Gleim

[296] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598684

Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt[297]

Brief vom 30. Juli 1792 an einen Verleger, mit der Mitteilung, dass die „Sapho" über die er mit dem Empfänger bei dessen Durchreise gesprochen habe, jetzt vollendet sei. Vermutlich handelt es sich bei dem Empfänger um Voss, in dessen Verlag die Sappho später erschien.

Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt[298]

Brief aus Falckenhagen vom 21. August 1792 an einen Verleger. Er habe sich „durch Verkältung ein so heftiges Reumathisches Flußfieber zugezogen", daß er das Bett noch keinen Augenblick habe verlassen können.

Brief von Franz Alexander von Kleist an Unbekannt[299]

Brief aus Falckenhagen vom 24. August 1792 an einen Verleger mit der Übersendung des Manuskripts der Sappho. Franz Alexander von Kleist erwähnt, dass er krank war. Vermutlich handelt es sich bei dem Empfänger um Voss, in dessen Verlag die Sappho später erschien.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Falckenhagen d. 29 ten Aug.[300]

92.

Die Politik soll meine Freuden stören?
Ihr Hohngelach im stillen Rosenhain
die Nachtigallen überschreyn,
die mich, umlächelt von Cytheren,
mit ihrem sanften Lied erfreun?
mich sollten noch Europa's Fürsten kümmern?
Nein! Vater Gleim, wem so wie mir
auf stiller Flur die hellen Sterne schimmern,
fern von des Städters Ehrbegier,
wem so wie mich die See auf Silberfluten winckt,
in denen sich der feiste Karpe kräuselt,
wem so wie mir ein kühles Wäldchen säuselt,
auf das die Morgensonne blinckt;
der kann die Thoren wohl beklagen,
doch nicht mit ihnen thörigt seyn,
der kann den Zorn wohl auf den Lippen tragen,
doch ihm sich nie mit ganzer Seele weyhn.

---

[297] 2018: Autograph Freies Deutsches Hochstift Negativ Nr. 93383, Auszug bei Tanzer, S. 264.

[298] 2020: Der Brief, 1 Blatt ohne Anrede, wird von der Kotte Autographs GmbH, Roßhaupten, mit Foto und Transkription im Internet angeboten.

[299] 2018: Autogr. I/193/19 der Staatsbibliothek zu Berlin. Preussischer Kulturbesitz; Sign. 92/4045 F. Erwähnung bei Tanzer, S. 264

[300] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557775

O! Biedermann, vergiß die treue Sorge
die für mein Wohl um deinen Scheitel schwebt,
die Furcht, daß ich das Recht vom Scheine borge,
der nur nach Glanz und nicht nach Wahrheit strebt!
[2] Nein! wenn ich auch gekrönter Thorheit zürne,
so bin ich doch kein gallischer Fantast;
Zufriedenheit erheitert meine Stirne,
nicht von getheilter Herscherlast,
vom Königshaße nicht umdüstert;
und wenn auch ja ein mißvergnügtes Bild
mir Schmähung in die Ohren flüstert,
so such ich schnell mein blühendes Gefild,
und habe bald die Raserey vergeßen,
die, hätt ich still vor meinem Pult geseßen,
gewis ein Brief geworden wär,
geliebter Vater Gleim, wie der,
den du mit Recht in heitren Morgenstunden,
mit weisrem Geist, so wenig schön gefunden.
Vergiß den Brief und komm in meinen Hain;
und sieh mich dort im wonnigsten Vergnügen,
ein Titirus[301] im kühlsten Schatten liegen,
der von den Königen und allen ihren Kriegen,
Nichts hört und sieht; sieh mit mir Stiere pflügen
lies im Virgilius; komm, willst du glücklich seyn!

[3] Leider wird dis aber wohl ein Traum, ein schöner Traum bleiben meinen geliebten Vater Gleim unter den Schatten meiner Bäume zu bewirthen; wenn ich diesen Lieben auch noch sehr bäte Horazens Ode Beatus ille qui procul negotiis recht oft zu lesen, es wird mir doch nichts helfen; das reitzenste Bild des Landlebens

wird Seinem Helikon den Vater nicht entlocken,
hier, der beschürzt von eignen Blütenflocken,
die Dankbarkeit Ihm Rosen pflückt,
und Freundschaft Ihm die Stirn mit Lorbeern schmückt.

O. wißen Sie denn nicht Ihrer Gegend etwa ein Landgut, von 60 bis 80000 rthl., das auf gute Bedingungen zu verkaufen ist; ich mögte so gern in Ihrer Nachbarschaft, so gern dem Himmel Halberstadts wieder näher. Unser Falckenhagen muß der Theilung wegen, weil sich die Frau v. Oppen zu keinem Vergleich verstehn will, verkauft werden, und es wird so ungeheuer hoch weggehn, daß ich ein Thor seyn müßte es zu kaufen, da es [4] so sehr verfallen ist. Man hat schon 130,000 rthl. dafür gebothen, und es geht gewiß noch höher weg. Es wäre also wohl ein recht allerliebstes Plänchen, wenn ich meinen Halberstädtschen Freunden näher kommen, und so vielleicht einmahl den lieben Vater Gleim in meinen Hainen sehen könnte. Da wollten dann die Driaden[302] aus den Eichen und die Najaden aus den Bächen hervorsteigen und ihrem Lieblinge Chöre singen! -

Aber dann müßte auch kein Krieg in der Welt mehr seyn; solche Gedancken wie jetzt Franckreich bei jedem fühlenden Menschen erregen muß, die müßten dann nicht mehr entstehen können. Was sagen Sie zu diesen

---

[301] Tityrus, Hirte in der antiken Dichtung

[302] 2016: Dryaden, Eichen-Baumgeister der griechischen Mythologie

Cannibalischen Menschen? — Wie viel Menschenblut wird da noch fließen? — Es schaudert der Mensch[h]eit beim Hinblick in die Mördergrube, Paris; die Schwach[h]eit saß auf dem Trohn, nun der Wahnsinn, und eine zerstörte Stadt und Millionen hingewürgte Menschen, werden das Opfer dieser schändlichen, teuflischen Seckte seyn. [5] Sie haben vielleicht schon von einer Geschichte gehört, daß Franzosen unserm Cronprinzen alle Pferde in einer Nacht unbrauchbar gemacht, und ihnen die Fersen abgeschnitten; diese hat sich bestätigt wie auch die Brodtvergiftung. Durch all dergleichen schändliche Handlungen mit der Mordgeschichte vom 10ten bringen sie ihre Feinde gerechtermaßen auf, und die Franzosen verdienen ausgerottet und Paris der Erde gleich gemacht zu werden. Ob der Herzog sein Wort halten wird oder nicht, soll mich wundern; ich fürchte die Jacobiner haben Banditenanschläge gegen sein Leben.

Ich habe aus dem Lager von Tayerne Briefe von meinem Vater gehabt, noch eh ein Gefecht vorgefallen;

unser [unlesbar] verhalten sich noch gut; [eine Zeile unlesbar gemacht] die Östreicher desertiren brav. Ob die französischen Armeen der Linientruppen, unter Fayette, Luckner,[303] und Biron nicht werden, bei der Absetzung des Königs, zu den Feinden übergehn? ist gewis die Frage worauf jetzt ganz Europa neugierig ist.

Von dem erbärmlichen König von Polen hab ich Ihnen eigentlich gar Nichts sagen wollen, weil Sie sich gewis [6] auch über seine Feigheit geärgert haben. Jetzt zeigt Er, dass Er das ist wofür ihn Rußland schalt, ein elender Fackzionist,[304] der ohne Grundsätze und Vestigkeit den Eingebungen der Meisten folgt. War Er von der Güte und dem Werth der Constitution überzeugt, so mußt er seinen Eid halten, und nicht wie ein Schelm ihn brechen, und wär die ganze Welt gegen ihn zum Streit aufgestanden; so aber ohne besondtres Unglück, eine tapfer Nation zum Schutz, wird er ein Bärenheuter [?] und macht sich und seine Nation vor der ganzen Welt lächerlich. Schade um die guten Kriegeslieder, daß sie umsonst gesungen sind [Fleck]. Schon in Berlin sagte ein Ruße zu mir; „sie werden sehen, [unlesbar] der König von Polen nicht wie ein elender Kerl nehmen, und seine Nazion sitzen lassen wird!“ Damahls stritt ich, aber leider ist es wahr geworden. Königstugenden sind wie Stirnschnupfen, sie verschwinden bald. Ewig

Der Ihrige

FranzvonKleist

Ihren nächsten Brief bitte nach

Berlin zu adreßiren beim Eisenmagazin

im Lützschen Hause

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt den 3 ten Septembr. 1792.[305]

Seyn Sie nicht böse, bester Franz Kleist! die Zeit wird kommen, in der sie sagen werden; der alte hatte doch wohl recht. Nicht, was wir einzeln fürs beste halten ist das beste? Wir sehn die Höhe der Höhern Ordnung

---

[303] 2016: vermutlich Johann Nikolaus Graf Luckner, 1792 Oberbefehlshaber der franz. Rheinarmee.

[304] 2016: vermutlich = Faktionist = Parteigänger

[305] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598692

der Dinge nicht! Also seyn Sie nicht böse! Wer nicht dem Freunde sagt, was er für Wahrheit helt, der ist ein falscher Freund; Solch' einer kann der alte Gleim nicht seyn!

Unsern Freunden bey der Armee gehts wohl; Wir haben neuere Briefe! Von den Parisischen Greueln weiß man bey der Armee noch nicht den tausendsten Theil!

Evolution nicht Revolution ist, mein ich, mit unserm Herder, das beste gebe der gute Gott, der böse wütet gewaltig, daß wir unsre unsre lieben Preußen bald wieder bey uns sehn! Man sagt, und wettet darauf, sie würden im Decembr wieder bey uns seyn!

Ich zittre vor den Despoten, der die polnische Menschheit mit Füßen treten! Sie werdens dabey nicht laßen. Schrecklich, wenns wahr ist, was der Adjutant des rußischen Generals von Elempt der gestern hiedurch an den Rhein gegangen ist, im Post Hause gesagt hat.

Es wären 20 m Rußen auf dem Marsch über [2] Berlin nach Koblenz. Ich kanns nicht, wills nicht glauben! O daß ich weissagen könnte:

Täuscht euch nicht länger! Viel des Verborgnen liegt
in jenem Abgrund. Fürchterlich, wenn's erwacht,
Der Löwe ruft, fängt schlumernd Fliegen
Aber er recht sich, ist aufgestanden,
Brüllt schmetternd, klatscht schnell in die Seite sich
Mit wildem Schweif, reget mit Flammenblicke
Empor, springt hin, ein blutets Knochen
Splittern, es sinkt der verirrte Wandrer!

Ich umarme meinen lieben Franz Kleist, nach aufgehobenem Adelstande, wie vorher, mit bürgerlicher Deutscher Biederherzigkeit, und bitte mir Abschrift aus von dem noch ungedruckte Gedicht an Lina, die Churländerin, das Meisen neulich bey seiner Durchreise nach Hamburg zweymahl uns vorsagen mußte. Leben Sie nebst ihrer Laura so seelig, daß sie Philemon und Baucis einst seyn müsten, und ein Enckel euch besinge!

Gleim

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 25ten 7br 92[306]

Liebster Vater Gleim, welcher Gedancke? Über irgend eine Lehre, die Sie mir geben, könnt ich böse seyn? Nein, Ihre Worte sind mir, Jedes, zu heilig, als Sie nicht mit freudigem Herzen aufzunehmen. Meißner ist hier und hat mit gesagt, daß Er Sie wohl gesehn, und daß Sie sich auch meiner erinnert, welches mir doppelte Freude machte; Er hat seinen Spartakus hier geendigt, und wird ihn bei Mauerer[307] drucken laßen. Leider ist Er hier im beständigen Tumult, und ich hab Ihn erst einen Abend bei mir genoßen; da waren wir aber auch ganz allein. Hat Er Ihnen die trefliche Ballade von Pfefel[308] gezeigt? Mir ist sie der letzten Strophe wegen unschätzbar. Daß diejenigen die schlecht und recht gelebt haben, und so viel Gutes gethan als sie konnten, daß diejenigen einen eignen Schlüßel zum Himmelreich haben, war immer meine Lieblings Idee, und ich freute mich sehr sie so gut aus geführt zu sehn. Endlich werd auch ich Ihnen, liebster Vater

[306] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557783

[307] 2016: Spartakus von August Gottlieb Meißner, Berlin 1793 bei Friedrich Maurer.

[308] 2016: Gottlieb Conrad Pfeffel

Gleim, gleich nach dieser Meße eine kleine Arbeit schicken können, von der ich hoffe daß sie sich Ihres Beifalls nicht ganz unwerth machen wird. Es ist ein dramatisches Gedicht in dreyen Aufzügen, Sappho, nebst dem Leben der Sappho, einige historische Anmerkungen über Pittakus, Terpander, Arion, Alcäus und einer Abhandlung über die dramatische Dichtkunst. Ich habe vielen Fleis darauf verwandt, und es würde mich sehr freuen wenn Sie aufrichtig damit zufrieden wären. Ob Sie es auch [2] mit der Abhandlung seyn werden? Hier kommt es sehr viel auf meine angeführten Gründe an, denn ich verwerfe in der höheren dramatischen Dichtkunst, im ernsthaften Schauspiel und im Trauerspiel alle Prosa, und wünsche die metrische Bearbeitung. Meist alle gebildete Völcker geben uns hier ein gutes Beyspiel; wir würden alsdann beßre Schauspieler, und weniger schlechte Trauerspiele haben. Man hält jetzt noch immer die dramatische Dichtart für die leichste, da sie doch die schwerste nach der epischen ist, und glaubt ein Drama gemacht zu haben, wenn nur recht viel Personen auftreten, und recht viel Unwahrscheinlichkeiten vorkommen. Ihre Meinung mögt ich wohl darüber wißen, sie würde mir eine entscheidende Hofnung geben. -

Unser alter Patriot Herzberg, ist wieder in Begriff eine Lächerlichkeit zu begehen, von der ich ihn gern abhielt, wenn ich könnte. Er hat nemlich zum Calender 93, auf des Buchh. Voß Bitte, sein Gemählde von Schröder, um es verkleinert in Kupfer zu stechen, demselben geliehen, und erlaubt daß es Bolt stechen könne. Dis ist geschehn, und Er ist nun mit dem Kupfer, das ziemlich getroffen, nicht zufrieden, und verlangt von Voß, daß es nicht verkauft werde. Voß schreibt ihm darauf, daß er zum Calender ein Anderes wolle [3] stechen lassen, daß Er aber dieses einzeln verkaufen müße, weil er sie sämtlichen Kupfer schon angekündigt, und viel Kosten daran habe. Darauf schreibt Herzberg, er verböth es ihm hiermit ausdrücklich, dis Kupfer zu verkaufen und wenn er es verkaufte, so würd er in den Zeitungen bekannt machen, daß es wider seinen Willen geschehe, und Voß gerichtlich belangen. Nun antwortet Ihm Voß, daß Er, obgleich Minister, ihm Nichts in seiner Handlung zu befehlen habe, daß es sich der König müße gefallen laßen, in den schlechtesten Holzschinken verkauft zu werden, daß Er, Voß, auch gegen Ihn in den Zeitungen Etwas bekannt machen könne, und daß, wenn Er es zum Proceß kommen laße, dieser Rechtshandel der Seltenheit wegen gedruckt erscheinen werde. Und nun will es Herzberg zum Proceß kommmen laßen? Es ist traurig, daß dieser biedere Mann so große Schwächen hat. -

Hier hat sich durch die heutige Hamburgerer Zeitung und auch durch Privatnachrichten die traurige Neuigkeit ausgebreitet, daß die Preußen von den Franzosen geschlagen sind, und daß wir 2000 Mann verloren. Der Minister Schulenburg ist angekommen, liegt aber an einer heftigen Kopfgicht kranck. Man sagt daß ihm die Gegenwart Luchesini's[309] nicht angenehm gewesen sey.

[4]Fallen und steigen ist das Loos des Hoflebens, wohl dem der so auf festem Boden sitzt, wie ich. Wenn mir auch meine Laura noch keinen Enkel gegeben hat, so lieb ich sie doch herzlich, und sie empfielt sich mit mir der Freundschaft des lieben Vater Gleims, den keiner so herzlich verehrt und liebt, als

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

an H. Legationsrath von Kleist zu Berlin

Halberstadt in der Nacht vom 7ten bis 8ten Octobr. 1792[310]

---

[309] 2016: Girolamo Lucchesini, 1792 preußischer Diplomat. In diesen Briefen bereits mehrfach erwähnt.

[310] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598706

Ich umarme meinen lieben theuren theuren Franz von Kleist. Drükke den wohlgerathnen Sohn an meine Vater Brust, seine Religion der Liebe laß ich, itzt eben in der Gespensterstunde, geweckt aus tiefen Schlaf von einem fürchterlichen Traum, davon ich in meinem ganzen Leben dröge nur träumte diesen mit eingeschloßen und dank es dem Morpheus, oder den Kobolt [?], der durch ihn mich wekkte. Sein Zweck war herrlich, ich sollte das vortrefliche Gedicht mit Andacht lesen, mit Andacht im wahren Verstande des Worts, am hellen Tage hätt ichs nicht gekonnt, der Zerstreuungen sind allzu viel, in dieser stillen Mitternacht hört ich in diesem Gesange die Harmonie der Sphären, wie es dem Dichter selbst geklungen hat, so hört ich ihn. Sie sollten ihn sehen, den alten Mann, mein Theurer! Er glüht von Wonne! Gestern als die Nachricht kam, es wäre Friede, das Morden hätt ein Ende, der König, der aus Menschenliebe den Krieg unternommen hätte, wär in gerechten Eifer gegen die Prinzen, die, mit der Versicherung, es werde von einigen Dolchregenten das arme Volk betrogen, es wünsche, daß ein Erlöser kommen möchte, man werd ihn in Triumph nach Berlin begleiten, die Linientruppen, würden sich alle zu ihm schlagen, das Glück des unterdrückten Volks werde wieder hergestellet werden, ihn hintergangen hätten, gerathen p.

welch ein Periode, Sie sehn, ich bin müde - Gestern [2] wollt ich sagen, nahm die Wonne die mich glühen macht den Anfang - durch jene Nachricht; ihre Religion der Liebe, bester Torquato Tasso; oder wollen Sie lieber Alexander Pope heißen, setzte sie fort; Ja warlich! ich bin berauscht, die Zwiefache große Freude hat mich außer mich selbst gesetzt! Welch eine Zukunft.

Ich sehe, sehe schon den Himmel auf der Erde
seh ihn aus Menschwuth und Menschenblut entstehn
Seh eine neue Welt - Wie dich, Midora! schön
der Gott der Liebe sprach: Sie werde!

Sie ward, und bleibt in Ewigkeit
In ihn wird sich kein Mensch um einen Strohhalm streiten!
Kein König bricht in ihr den Eid.
In ihr ist wahre goldne Zeit
Zamori singt in goldne Seiten
Das erste Lied in ihr der höchsten Frölichkeit!

Auch brennt man in ihr nicht zu Schwefel wie die Christenheit. Alle Sylben hab' ich verstanden, wenn alle Welt, mit dieser meiner Andacht sie list, mein theurer Franz von Kleist, so bekehren Sie zu ihrer Religion der Liebe die ganze Welt. O daß doch Midora's Vater, der sonderbare Mann, die Strophe läse, die ihn singt, wie würd' er solch eines Sohns sich freuen. Pfeffels Schlüßel[311] p ist auch vortreflich! und das Mitleiden von Salis[312] und Robert von Voß p. Wir alte Dichter müßen nun aufhören, und nur uns freun, daß wirs noch erleben, daß ihr da seyd. Schlafen Sie wohl, an Arm ihrer Midora, mein bester, ich muß nun auch schlafen p.

Gleim

[3] den 8ten Octobr. 1792

Ich habe nicht schlafen können! Nach dem goldnen Gesange las ich das Pasqüll[313] auf Bahrt von

---

[311] 2016: Gottfried Conrad Pfeffel, Der Schlüssel des Paradieses

[312] 2016: Bildergallerie der Heimwehkranken. Ein Lesebuch für Leidende. Ulysses von Salis. Ob der Band I schon 1792 erschienen war, ist fraglich. Die früheste Angabe ist eine Verlagsanzeige von 1797.

[313] 2016: Pasquill=Schmähschrift

Benkewitz[314]! Dieser Bekowitz, ich wolllte wetten, muß ein schlechtrer Mensch als Bahrt gewesen seyn; er hätte sonst von einem Todten so viel böses nicht gesagt. So tanzten auch schlechte Menschen auf eines Leßings Grabe. Noch wollt ich alles verzeihn, hätte dieser schlechte Mensch nur S. 135. die zweyzeilige Schandsäule weggelaßen. Die schöne deutsche Monatsschrift ist warlich durch sie so sehr verunstaltet, als schön sie durch den goldenen Gesang geworden ist. Sagen Sie keinen Menschen von diesen meinen Unwillen etwas. Er hat mich schlaflos gemacht, und könnte mir Verdruß machen!

Ich muß aufstehn, muß ins Capitel! Beatus ille qui procul negotiis! Was hätt' ich mit meinem lieben Sohn, an dem ich so großes Gefallen habe, nicht noch zu sprechen! Die Frau von Branconi[315] will nur das Hauß bey Langenstein verkaufen, wärs das Guth, so sollt und müßt es Zamori kaufen! Ich freue mich herzlich aufs nun baldige Wiedersehen unsrer lieben Preußen in Franckreich! Das Kleistsche Regiment soll am 20ten gelitten haben. Wie muß den betrogenen Menschenfreund jedweder Blutstropfen gereun!

In der alten und der neuen Welt, seines Zamori treuster

W. Gleim

[314] 2016: Carl Friedrich Benkowitz, * 1764 † 1807, Schriftsteller. „Doctor Bahrdt auf seinem Weinberg", Deutsche Monatsschrift 1792, Band 3, S. 115 ff.

[315] 2016: Maria Antonia von Branconi, * 27. Oktober 1746 † 7. Juli 1793

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 19ten 9br. 92[316]

Auf Ihren mir so werthen, mir so theuren Brief, geliebter Vater Gleim, bin ich Ihnen absichtlich so lange meinen herzlichsten Dank schuldig geblieben um nicht mit leeren Händen zu kommen. Nehmen Sie meine Sappho als einen Beweis an, wie gern ich mich Ihres Lobes würdig zu machen suchte, mit dem Sie mich in Ihrem letzten Schreiben erfreuen und ermuntern, und ich wünsche nichts so von Herzen als daß Sie am Ende des ganzen Gedichts noch mit eben so vieler Güte, als jetzt, meinen Zamori behandeln.

Es sind bereits 10 Bogen gedruckt, und ich hoffe in der Mitte Januar's Ihnen das Ganze zu schicken, welches mit einer außerordentlich schönen Zeichnung Chodowiecki's, von Kuhl in Wien gestochen, geschmückt ist. Seit den December 1790 arbeit ich schon an diesem Gedicht unabgesetzt, und an Fleis wie an Mühe hab ich's nicht fehlen lassen; es ist daher nur Mangel an Kraft, wenn es nicht gut ausgefallen ist. Ob ich nun gleich selbst mit vielen Schwürigkeiten gestritten habe, so kann ich doch unmöglich mit Wieland über die Unbiegsamkeit und Härte der deutschen Sprache schreyen, und bin erst überzeugt, daß jede Härte Nachläßigkeit oder Unwißenheit ist. Freylich, wenn man wie Alzinger[317] aus der Kunst zu dichten eines Taglöhner Geschäft macht, sich jeden Morgen ein gewißes Pensum aufgiebt, und in einem Jahr ein Gedicht von 38 Bogen schreibt, - dann wird freylich die deutsche Sprache bleyern klingen, und auf Stelzen daher [2] hincken. Wir haben von Gleim, Utz und Klopstock und Bürger so himlische, sanfte Lieder, so wohlklingende Oden, daß wir mit Petrarca wetteifern können, und es beleidigt meinen deutschen Stolz, wenn man unsre heroische Sprache herabsetzen will. Doch dieser deutsche Stolz, - was sagen Sie Vater Gleim? - ist der nicht verschwunden? muß er nicht verschwinden? O Sie haben Recht wenn Sie den König zurückrufen, damit der preuß. Ruhm sich nicht mit der deutschen Schande vermische. Sie wißen, ich bin ein eifriger Verehrer der französischen Constitution, und der wahren Freyheit, die jeder tugendhafte, edle Mann eigentlich überall genießen muß, wenigstens sollte; aber daß Deutsche nicht Muth und Kraft genug mehr haben ihr Vaterland zu vertheidigen; daß in der Mitte Deutschlands feindliche Heere unbekämpft und unbesiegt stehen und schaffen dürfen, was sie wollen, das hat mich erschreckt, das wird mich erschrecken, das empört mich. Aber nie werd ich in Ihren Tadel gegen Franckreich einstimmen, nie bester Vater Gleim! Die französische Nation wird nicht mehr lächerlich dem deutschen Muthe seyn, sie hat im Frieden kühn, und im Kriege göttlich gehandelt; sie hat erhalten, wo Andre verwüsteten; sie hat ihren Feinden Spott mit siegender Hochachtung vergolten; sie hat durch Begeistrung die Maschinenmenschen der Kunst [3] besiegt; sie hat bei Mons die ungeheuerste Schlacht gefochten und den erhabensten Sieg erkämpft; sie hat Ryßel in einen Aschenhaufen verwandelt, aus Muthwille verwandelt gesehn, und hat Mons geschont; sie wird endlich ihren treulosen König durch das Gesetz zum Tode verdammen, und durch die Großmuth freysprechen. Das that die Nation, die man verachten will, und wer kann berechnen, was sie noch thun wird. Nein! dieses Volck muß die Welt ehren; es weckt schlummernde Tirannen, es macht sie zu Vätern des Volcks, es läßt große Tugenden und große Laster, die allmächtigen Triebfedern menschlicher Größe, entstehn; es wird auch diese unterdrücken, und jene Sieg bereiten können. Aber da sey Gott vor, daß ich ihre Laster billige; daß ich die Wuth der Jacobinischen Giftmischer, Aufwiegler und Königsmörder rechtfertigen wollte; diese Menschen verdienen den Strang, und werden ihn nicht entgehen. Schrecklich sind ihre Vergehungen! auch sogar hier fängt man bereits ihre Würckung zu spüren an. Man fand Zettel, Aufmunterungen der Empörungen, auf den Straßen, wo der 31te 8br [Oktober] zum Tag des Aufruhrs bestimmt war, welches dann natürlich großes Aufsehen machte, und die Policey in mächtige Thätigkeit setzte. Man soll schon 150 Menschen dieser Zettel wegen eingezogen haben, [4] und die Policey hat sehr strenge Befehle erhalten und ausgeführt. Der Professor Corelli nebst Sohn, ein einfältiger Schwäzer der der

[316] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557791

[317] Johann Baptist von Alxinger, 1755 - 1797, österreichischer Schriftsteller,

der guten Sache Franckreichs schadete, ist über die Gränze gebracht worden; der Lieut. Ferget, von der Artillerie, cashirt und über die Gränze, weil er öffentlich im Lasten [?] -Hause den Wunsch geäußert, hier eine ähnliche Revolution zu haben, und dazu beizutragen. Trotz diesen Beyspielen ist hier die Gährung sehr gros, und man fand den 12ten dieses wieder Zettel, wo Aufruhr verlangt und zum Zeichen desselben die Stadt d. 16t an einer Ecken sollte angesteckt werden. Den 16 ten Abends ward auf einmahl Feueralarm geschlagen, der Tumult nahm zu, man stürmte mit allen Glocken, und ich konnte von meinem Hause die hellen Flammen in die Wolcken lodern sehn. Keiner in Berlin weiß sich eines solchen Lärm und eines solchen Feuers zu besinnen; Ganze Wolcken von Feuer hingen in der Luft; kein Mensch verließ, der nicht mußte, sein Haus; Schaaren von Trommelschlägern stürzten durch die Gassen, und betäubten die Glocken; die Regimenter rückten zusammen, und es fehlten nur aufrührerische Bürger um Berlin in Paris zu verwandeln. Auch diese suchte man zu machen. Das Feuer, ob angelegt oder von Ungefahr, weiß man nicht, war über die Königsbrücke [5] hinaus, in der Prenzlower Straße in den dortigen Scheunen entstanden, und hatte schon 2 [?] Scheunen mit Weitzen und Roggen angefüllt verzehrt, eh eine Spritze kam, obgleich hier sonst die Feueranstalten sehr gut sind. Hieran waren die Zettel Schuld, indem man an mehreren Orten Feuer vermuthete, und die Spritzen nicht aus den Vierteln ließ; auch soll man einen Menschen am hallischen Thor, beim Feueranlegen ertappt haben. Kurtz es fehlte beim Feuer an allen Löschungsmitteln; auf 1000 Schritt nur einen Brunnen, folglich immer Waßermangel, dabei heftigen Sturm, und brennende Garben, die immer weiter flogen. Diese schlechten Anstalten brachten den Gouverneur äußerst auf den Policey Präsidenten auf und machte die Bürger mißlaunig, so daß verschiedne wegen ihr lautes Sprechen, besonders ein Paar die gerufen haben, es lebe die französische Revolution! wircklich eingezogen worden sind. Das Feuer brannte von 1/2 5 bis die Nacht um 1 Uhr heftig, und verzehrte 7 angefüllte Scheunen, 1 Hinterhaus, 1 kleines Vorhaus, und einige Ställe. Schwach brennt es aber noch diese Stunde, weil die ungeheure Menge verbrannten Korns immer wieder Feuer fängt, so wie es angerührt wird. Unbeschreiblich schön war der Anblick, weil die Heftigkeit [6] des Feuers so groß war, und die brennenden Garben in die Luft flogen. -

d. 19 tn 9 br.

Um Ihnen von unserm Policey Präsidenten Eisenhart eine kleine Idee zu machen, folgende wahre Anekdote. Sie werden vielleicht von einem gewißen Hagemeister[318] gelesen oder gehört haben, der ein sehr guter Kopf ist, manches Gute geschrieben hat, und viel Kentniße besitzt; übrigens äußerst schmutzig und schlecht einhergeht, sich auch wohl in schlechte Gesellschaften herumtreibt, und nicht geachtet ist. Diesen Menschen, der um Keinem zu dienen, die besten Bedingungen ausgeschlagen hat, diesen läßt Eisenhart rufen, und frägt ihn da er kommt: [319]„Wer ist Er?“ - Hag. „Der, den er hat rufen laßen.“ Eisenhart durch diese Antwort bestürzt, frägt ohne Er noch Sie zu gebrauchen: „Wie beschäftigt man sich denn?“ - Hagest. „Nach Belieben; man steht um 9, oder 7, oder 10 Uhr auf, schreibt, geht nach ein Kaffeehaus, raucht da ein Pfeifchen, sammelt Stoff zum Schreiben & &.“ Eis. „Ich höre man schreibt viel.“ Hage. „Ja, man schreibt jetzt sehr viel.“ Eis. „Das Schreiben muß und soll unterbleiben.“ Hag. „Das Schreiben kann nicht unterbleiben, denn davon leb ich.“ Eis. „Hm! Was schreibt man denn jetzt?“ - Hag. „Ja, ich [7] hatte eigentlich keinen Stoff, nun will ich aber eine Satyre über den 86zer Adel schreiben.“ -

Eisenhart, der Ano. 1786 geadelt ist, nimmt das entsetzlich übel, will da Gewalt brauchen, einige seiner Freunde wiederrathen es ihm aber, die zugegen waren, und Hagemeister blieb auf freyen Füßen. Übrigens haben sie vorgestern abermals einen Lieut. Chauvieux von der Artillerie, in Ketten nach Spandau gebracht, weil er eine familiche Correspondance geführt. Dagegen hat man am Opernhause an einen Laternpfal einen Hund aufgehangen gefunden, mit der Umschrift: ce hera le hort de toutes les Grands de Berlin! - Jetzt zittern hier alle ansäßige Franzosen, denn man scheint die Absicht zu haben, sie alle außer Landes zu bringen.

Daß Brüßel erobert und ein kleines preuß. Corps geschlagen ist, sind die so eben angekommen und

---

[318] 2016: Vermutlich J. G. Hagemeister, Mitherausgeber des Journals für Gemeingeist.

[319] 2016: Im Dialog im Brief fehlen zum Teil die Anführungszeichen. Sie sind dann ergänzt.

allgemein bekanten Nachrichten.

Gott geb uns bald den Frieden wieder! Die Potsdamsche Garnison marschirt, das Regt. Heinrich Ferdinand, Golz Husar. und mehrere; der General [8] geht den 6 ten dbr. [Dezember] man hört nach Polen, und nimmt die Postirungen der Rußen ein. Hier zittert Alles vor Rußland, und die Bürger sind Willens eine Bittschrift dem Könige einzuschicken, nach Berlin zurückzukehren, weil hier aller Commerz still steht.

Unsre Lage ist warlich nicht blühend, der Minister Schulenburg wird viel zu verantworten haben; und jeder Patriot wünscht klügrer Maaßregeln, keiner aber mehr, als

Ihr

Franzvon Kleist

Mein Buchbinder hat mich belogen; er versprach mir heut morgen die Sappho, und läßt mir nun sagen, ich würde sie erst in 8 Tagen bekommen. So lange kann ich nicht mehr, ohne Ihnen zu schreiben warten; die Sappho wird' also erst in künftiger Woche ankommen.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath von Kleist zu Berlin — Halberstadt den 30 ten Novembr. 1792[320]

Mir sagen Sie, mein Theurer! würden Sie, in meinen Tadel gegen Franckreich einstimmen! In meinen Tadel gegen Franckreich? Wie denn findet sich dieser mein Tadel gegen Franckreich? Warlich! ich weiß von keinem andern, als von Einem, welcher der Ihrige, wie der meinige nothwendige seyn muß. Hundeswuth ist keine Tapferkeit. Wir werden's noch hören, daß, bey Mons in Wuth gebrachte Tiger gemordet haben. Dumourier[321] wird jetzt schon beschuldigt, er habe seine ihm in Wege stehende Gegner wegschaffen wollen. Caesars Rolle steckt dem nicht großen Feldhern warlich in Kopf und Herzen! Dem nicht großen, er war bey Hans [?] nicht groß er ließ sich einschließen, und wäre, wenn nicht das böse Wetter gewesen wäre, nicht entkommen, dem nicht großen erfüllte bey Mons die Graben der Oestereicher mit seinen ihm zu Geboth stehenden Menschen - Der ist kein großer Held, sagt Friederich der Preuße.

Von hohen Ehrbegierd' im Heldenherzen heiß,
der nicht mit größter Kunst, und nicht mit größtem Fleiß,
der Menschen Blut zu schonen weiß!
Und doch stekt Caesars Rolle dem Ehrgeizigen
Franzosen im Kopf; er laurt nur auf die
Dolchmonarchen in Paris!
[2] Wann wars, o sagt mir's doch, wann war's die rechte höchste Zeit
Dass sich des Throns der Welt Herr Caisar wehrt bewieß
Wann brach er auf nach Rom? wie weit
Hatt Herr Dumourier von Brüßel nach Paris!

Geduld mein bester! Wir werden bald nun sehn, wie weit die Teufel zu Paris die Verwüstung des schönsten Königreichs getrieben haben!

---

[320] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598714

[321] 2016: Charles-François du Périer du Mouriez, genannt Dumouriez, 1739-1823

Drey Teufel lobesam, Marat, Robertsperre[322]
Und Danton ziehn, und zerren sich,
Ums schönste Königreich! Ist das nicht ein Gezerre!
Du schönstes Königreich! um Dich!
Du schönstes Königreich! Ich besorge, sorge sehr,
Eh's Einer hat, ist es nicht mehr!

Wie wär's denn möglich, dass es ein schönes - Königreich bliebe? Welche Menschen! Die Menschen, die jetzt die parisische Menschheit im Seile führen!

Der Kannibal und der Huron
Kann sich mit diesen Menschen meßen,
Man laße sie, sie werden schon
Sich selbst ein ander freßen!

Es wäre, glaub' ich, das beste, wenn man sie machen ließe.

Nicht die Franzosen, mein lieber, Wind und Wetter haben unsre braven Preußen überwunden!

[3] Sie haben entsetzlich gelitten [,] sind ermattet erholen sich aber wieder, und gehn dem Prater in Maynz zu Leibe, ganz in der Stille!

Die Preußen pralen nicht, und schimpfen nicht, sie schweigen
Und thun, das werden sie bey Maynz dem Prater zeigen!

War Kustinens[323] Schreiben an den Landgrafen wohl nicht das Schimpfen einer betrunkenen [unlesbar]? Hätt' er was wahr seyn kann, mit irgend einer nicht unerträglichen Menschenstimmen wohl nicht eben so nachdrücklich sagen können? Ehe man in solchem Tonn sprechen kann, muß man von seinem hohen Adel in den untersten tiefsten Pöbelschlamm gefallen seyn. Sie sehn, mein bester! Ich steh' in Feuer und Flamme! Was sagten Sie zu des hoher Sprechers Programma, zu dem Franckfurtischen? Die Frankfurther und Sachsenhäuser bey Franckfurth haben sich brav gehalten! Sie sagten:

Lobpreise giebt er uns, der Schuft! In seiner Schrift,
Uns aber ekelt diese Speise!
Sie sey, sagt unser Magen, Gift,
Für Ratzen, und für Mäuse!

[4] Laßen Sie mich abbrechen - Die acht Tage sind vorbey! Nun wart ich mit Ungeduld auf meines lieben zweiten Kleists versprochne Sapho!

Hagemeisters Gespräch mit dem Polizeymann, welcher zu Berlin nicht wußte, was man zu Halberstadt weiß, das Hagemeister ein verdienstvoller guter Kopf ist, sollte nicht unbekannt bleiben. Solche von Adel müßen gegeißelt werden!

Von unserm Knesebeck haben wir angenehme Nachrichten.[324] Gleißenberg befindet sich auch wieder wohl. Bey Limburg, sagte Knesebeck hätten unsre Preußen sich vortreflich gehalten; bey Mainz, gebe nur der Gott der Gesundheit Ihnen die verlohrnen Kräfte wieder [,] werden sie die alten Preuß. wieder seyn, wie ich.

Der alte Gleim

---

[322] 2016: Maximilien de Robespierre

[323] 2016: Adam-Philippe, comte de Custine, eroberte 1792 Mainz

[324] 2017: Knesebeck's Briefe an Gleim in "Abhandlungen über Goethe Schiller Bürger und einige ihrer Freunde", Heinrich Pröhle, Potsdam 1889 auf der Grundlage von Briefen im Gleimhaus Halberstadt.

835

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Ohne Ort und Datum[325]

Bei einem Gedichte wo die Fantasie allein regiert wenn sie auch dem Winck einer empirischen Lebensphilosophie folgt, ist der Hauptzweck die Sache durch vollendete Schönheit zu rühren; diesem Hauptzweck unterwirft sich Alles, auch das Costume. Der H. D. Chodowiezky wird daher als ein so großer Künstler am besten ein Costume zu wählen wißen, das diesem Zwecke die Hand bietet. Da ich in der Philosophie der Liebe nur die Seele zu ziehren unternommen, so ist die einzige Beschreibung welche das Cörperliche der handelnden Personen, ihr Costume betrifft, folgendes:

1 ter Gesang St. 46[326]

Franz Alexander von Kleist an Gleim

B. d. 8 ten xbr. 92[327]

Hierbei, theuerster Vater Gleim, empfangen Sie meine Sappho; wenn ihr innerer Werth zum äußerlichen Schmuck harmonirt, so darf ich mich Ihres Beyfalls erfreuen.

Ob dies der Fall ist? wird Ihr Urtheil entscheiden.

Gewis ein strenges Urtheil, wenn Sie gegen mich ein so strenger Richter seyn wollen, als gegen Dumourier, den Sie wircklich zu viel thun. Mein Vater, der ein guter Soldat ist, nennt ihn in einem seiner Briefe an mich, einen großen, thätigen General, und seinem Urtheile stimmen viele unserer angesehensten Offizier bei. Seine Plane, seine Operationen, sein Benehmen als Sieger, seine strenge Subordination und Mannszucht, beweisen, daß er mit Überlegung, mit Geist und mit Menschlichkeit Krieg führt. Sie werfen Dumourier die Schlacht bei Mons, als ein leichtsinniges Menschenopfer vor, und nennen ihn einen Blutgierigen; was war denn Friederich? der mit 17 Schlachten so viel eroberte, als Dumourier mit 1? Und Friedrichs Recht auf Schlesien, war Bei Gott! nicht viel gegründeter, als das Recht des französischen Volcks Belgien einzunehmen, und seine Feinde daraus zu treiben, und sie durch diese Vertreibung zu schwächen. Überdem ist es [2] nicht die Sache des Generals, das Recht oder Unrecht eines Krieges zu untersuchen; der General wird von seinem Souverain, der sey ein König oder ein Volck, zum Krieg commandirt, und er ist ein großer, ein tapfrer General wenn er seinen Feinden Abbruch thut, wo er kann, und sie besiegt, wo es ihm möglich ist. Aber wie der Herzog von Sachsen Teschen, Städte durch Feuer verwüsten, die man nicht erobern kann, wo kein Feind ist pralen, und wenn der Feind komt geschlagen werden, und laufen, dies ist erbärmlich, dies ist elend, und eines solchen Menschen, oder deßen Sache muß sich Friedrichs Thatensänger nicht annehmen.

Wer göttliche Gedancken dachte,

---

[325] 2016: Brief im Kleist-Museum Hss 2. Da der gedruckte Zamori, um dessen Druckvorbereitung es in dem Brief geht, mit dem Brief von Franz Alexander von Kleist vom 8. März 1793 an Gleim übersandt wird, ist der Brief spätestens hier, 3 Monate vorher, eingeordnet.
Die erste Seite des Briefs ist bei Hans-Jürgen Rehfeld, Franz Alexander von Kleist in Falkenhagen, Frankfurt (Oder) 2013 auf Seite 16 abgedrückt.

[326] 2016: Die übersandten Auszüge aus Zamori sind hier nicht abgedruckt. Auf der gleichen Seite folgt St. 47.

[327] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557805

wer Friedrichs Thaten prieß,
wer Opfer nur der Wahrheit brachte,
Betrug in Nacht verstieß;
der muß auch Feindestugend ehren,
muß preisen Feindes Muth,
muß seine spätsten Enckel lehren,
daß Freyheit Wunder thut.

[3] Lesen Sie alle Zeitschriften und Zeitungen, so werden Sie die Menschlichkeit der französischen Krieger loben hören, und ihr Betragen, nicht ihre Waffen, besiegen die Völcker! Jeder Krieg ist für die Gegenwart schrecklich, fruchtreich für die Zukunft; und Franckreichs Angelegenheiten mögen gehn wie sie wollen, so werden sie der Menschheit nützlich seyn. Gewis werden über Hundertjahr solche schrecklichen Hinrichtungsscenen, wie die in Turin; nicht mehr Statt finden.

Wir, bester Vater Gleim, wollen uns indeß in unsrer glücklichen Ruhe durch die Blutgier der Könige und der Völcker nicht stören laßen, im Schooße der freundlichen Muse, wollen wir der Welt die Tugend so reitzend mahlen, daß die Menschen jeden Sieg verabscheuen, den nicht die Tugend erringt. Dies ist der Vorsatz, Ihres Sie verehrenden

FranzvonKleist.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

an H. Legations v Kleist. Halberstadt d 13t Decbr 1792[328]

Sie haben uns allen, eine große, sehr große Freude gemacht, mein theurer Kleist, mit Ihrer Sapho, mir besonders; ich lief mit Ihr zu unsern Schmidt ihm Freude zu machen, leider ist er noch immer an Leib und Seele krank. Im höchsten Enthusiasmus rief er aus, Er hat in Versen und in Prosa nichts beßres gemacht. Er wird ein Mann werden sagt ich, ich möchts wohl nicht erleben, gewiß aber macht er im Mannsalter noch eine Sapho, die werden sie sehn, mein beßter Schmidt, daß er aus Phaon einen Plato gemacht hat; Aber auch an dieser Sapho hab' ich nichts auszusezen.

Sie ist das Geschöpf eines jungen feuervollen Genius, und mußte so seyn! Eine ganze Stunde haben wir mit einander von unserm Kleist gesprochen. Ja warlich er wird ein Mann werden wird seinem hochadlichen Nahmen eine Ehrensäule setzen. Wir hatten große Freude, Theurer! durch Ihre Lectionen über meine Meynung in Punct der Blut-dürstigen Freyheitshelden, besonders deßen, deßen Nahmen weil er ein so gräßlicher Menschenmörder ist, mir nicht aus der Feder will.

Ueber diesen Punct sind wir zu weit auseinander, also nichts davon. Nur bitt ich mir [2] nicht mehr zu sorgen. Lesen Sie die Zeitungen! Die les' ich nur zu viel! und weiß aber auch daß sie bestochen sind! Die meisten zuverläßig!

Bey den Worten:

Ihr Betragen nicht ihre Waffen besiegen die Völker

bey diesen ihren Worten lieber Bester möcht ich zu Ihnen sagen: lesen Sie Privat [?] - briefe, den deutschen Mercur, die Minerva etc. Nein aber, es bleibt dabey, wir laßen die Franzosen, die Unmenschlichen, Franzosen seyn, wir bleiben bey unsern lieben Musen. Welch' ein guthertziges Mädchen muß die Ihrige seyn. Sie dürfen nur winken, so sitzt sie auf Ihrem Schooße; so schön, so liebend, wie die Sapho des

[328] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598722

Kupferstichs, zu welchem Ihre Laura zuverläßig geseßen hat!

den 23t Dec.

So weit mein Bester, den 13t. Seitdem hatt' ich einen so häßlichen Katharr, daß ich nicht lesen, und nicht schreiben konnte; was mochten Sie denken unterdeß, daß ich für das herrliche Geschenk nicht mit dem ersten Posttage mich bedankte? Was anders, als daß ich Hinderniße gehabt haben müßte!

Nur noch dis mein, liebster Bester! daß Sie [3] sich, in Absicht auf den Hertzog von Sachsen -Teschen [329] gewaltig irren. Wo denn war ich sein Vertheydiger? Er ist ja derjenige zu dem ich im Gedicht an die Kriegesmuse nach der Schlacht bey Zorndorf sagte:

Dein ganzes Leben sey ein solcher Traum

Diesen Vers hielt Utz für meinen stärksten, und, seitdem ich ihn machte, that dieser sächsische Fürst nicht so viel Gutes, als er auf andere Gedanken an ihm mich zu bringen gethan haben müßte!

Genug! Ich fände kein Ende, wenn ich meinen lieben Kleist zu meiner humanen Philosophie bekehren wollte, so viel irrige Begriffe meines Erachtens, finden sich nur allein in diesem Schreiben, mit dem Er seine liebliche Sapho mir übersendet hat! Leben Sie wohl, zwischen Ihrer Muse mein Bester, und Ihrer Laura, in Secula Seculorum.

Gleim.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 22 t. Jan. 93.[330]

Mag sich die Welt, mit Franckreichs Pöbel zancken,
ein Tummelplatz entbrannter Mordgier seyn,
zerstöre man der Pflichten heilge Schrancken,
und färbe Menschenblut den Reihn,
wir wollen nicht vom Pfad der Wahrheit wancken,
wir wollen uns der stillen Weisheit weyhn,
die glücklich macht, und die im folgenden Jahrhundert
der Enckel noch, wie Dich, mein Vater Gleim, bewundert.

Dies ist mein Entschluß, der ich nicht, wie Sie glauben, ein bestochner Freund des französischen Unsinns bin, der die schönste Sache der Welt zur schlechtesten gemacht hat; ein Unsinn der die Welt in einen Aschenhaufen verwandeln wird. Wenn ich als Mensch die Freyheit liebe, wenn ich als Soldat einen thätigen Feldherrn schätze, so veracht ich auch eben so sehr als denckendes Wesen, die schändlichen Streiche und Dumheiten des National Convents. Genug hiervon, denn ich mich belebt eine andre Freude, die Ihren Beifall durch meine Sappho erhalten habe; nur das lohnende Wort eines Cunstverständigen und Weisen, eines Vaters der deutschen Dichtkunst, nur das war und ist die Hofnung meiner Arbeiten. Sind Sie ein guter Phisio[g]nomiker so werden Sie dieses Bestreben in beikommenden Kupfer lesen, sollten Sie auch nicht in dem Andern das kleine Mädchen erkennen, das Sie so oft in Ihrem Hause beunruhigte. Wircklich gleicht die Vignette der Sappho meiner Frau mehr als diese Zeichnung, ob jene gleich nach einer Antike gemacht ist.

---

[329] Prinz Albert Kasimir von Sachsen-Teschen, 1738-1822

[330] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676556515

Das Gedicht selbst, ein Bild der Wahrheit, [2] kann nur die erfreuen, die mir Glückseligkeit wünschten; und zu denen gehört mein lieber Vater Gleim gewis.

Vielleicht bald werd ich Ihnen sagen können, daß ich Berlin verlaßen, und gegen das Landleben vertauscht habe, denn ich dencke in einigen Wochen mit dem Kauf eines Landguts in Richtigkeit zu seyn. O! wie frölich würd' es dann mich machen, wenn Vater Gleim unter meinem Dache schlafen, wachen, froh seyn käme; wenn Er schöne Sommertage bei mir durchlebte, und unsre Glückseligkeit mit empfände! Vielleicht? - noch geb ich nicht alle Hofnung auf, wer im 73 t Jahre noch Jüngling ist, wie Sie, der kann Alles. -

Wir haben hier bekanntlich einen neuen Cabinets Minister erhalten, über den das Urtheil der Menge sich sehr kreuzt, den ich aber für einen treflichen Mann halte. Der Graf Haugwitz hat Sonderbarkeiten in seinem Privatleben gezeigt, ist aber immer als ein Mann von vielen Kentnißen bekannt gewesen, und wird' diese hoffentlich nun gut in der Anwendung zeigen. Eine beinah ganz unerwartete und große Begebenheit ist unsre Einnahme eines Theils von Polen, und die geschloßne Allianc mit Rußland; wenigstens fehlt es nun an Alliirten nicht, aber vielleicht bald an Geld. Der Kaiser hat eine Anleihe von 24 Millionen Thaler in unsern Landen eröffnen, und dagegen Oberschlesien verpfänden, der König Bürgschaft leisten wollen; doch hofft man Struensee werde dieses gefährliche Projeckt abwenden. In unsern Schatz befinden sich noch 7 1/2 Million, welches nicht zu einer campagne zu reicht, daher Itzig[331] nach dem Reihn geht, dort eine Münze anzulegen und leichter Geld schlagen zu laßen. So sagt man.

Der Minister Herzberg hat einen sonderbaren Vorfall mit dem Könige gehabt; er schlägt ihm an Borelli's Stelle Georg Forster vor, gerade zur Zeit wie der in Mainz Promentor der Gemeinde wird, und die heftigsten Reden gegen den König hält. Der König antwortet Herzbergen: „entweder ich muß nicht lesen, oder Sie nicht schreiben können, da Sie mir Forstern vorschlagen."

Unser Litteratur leidet sehr durch den Krieg, und der Debit nimt mercklich in den Buchhandlungen ab. Doch noch vielleicht kann Alles gut werden, und ich sehe Sie vielleicht bald vom Frieden begleitet wieder.

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath von Kleist zu Berlin Halberstadt den 3 ten Febr. 1793.[332]

Wer kann schreiben, Theurer? Wer, was anders als Nachdenken? Und säß' ich Ihrer Albertine gegenüber, so könnt ich was anders nicht schreiben, Vergebung also, daß ich nicht schreibe! Gedicht und Kupferstich sind schön, und mein Danck so groß, als sie schön sind! Das ist alles!

Ihr

Gleim

[331] 2016: Daniel Itzig, jüdischer Bankier in Berlin

[332] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598730

839

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 8 t. Merz. 93[333]

Sie haben, liebster Vater Gleim, mit zu vieler Güte den in der Monatsschrift abgedruckten Gesang meiner Philosophie der Liebe aufgenommen, als daß ich nicht eilen sollte Ihnen das Ganze zu überschicken. Wie sehr ich wünsche, daß es sich Ihres Beyfalls würdig mache, wißen Sie; laßen Sie sich aber nicht durch diesen Wunsch in Beurteilung des Gedichts bestechen, ich bitte um Nichts so dringend, als um eine recht strenge Kritick. Übrigend hat mir die Bearbeitung dieser Idee viel Vergnügen durch die composition selbst gemacht, weil es ein Stoffe ist, wo man immer sein eignes Herz um Rath fragen kann. Ich habe oft dabei Lust gehabt ein Pyt[h]agoräer zu werden, denn wirklich scheint die Seele sich zuweilen aus ihrer Hülle zu heben, und mit höheren Wesen im Einverständniß zu seyn, und nur der Blick auf das Mangelhafte unsrer Arbeit überzeugt uns, daß wir wachende Träumer sind. So göttlich schön der Trieb durch Vervollkomnung im Menschen ist, die Eigenschaft der Seele sich wircklich zu vervollkomnen, so unangenehm wird diese Eigenschaft dem Schriftsteller, besonders dem Dichter beim Zurückblick auf seine Arbeiten; er glaubt es mit jedem Tage beßer zu machen, als er es gemacht hat. Mir geht es jetzt so mit der Philosophie der Liebe; erst [2] konnt ich die Vollendung derselben nicht erwarten, um nun sie vollendet ist, mögt ich so gern wieder von neuen anfangen, um manchen Fehler zu vermeiden, den ich erst jetzt entdeckt habe. Trotz aller angewandten Mühe sind doch viele Druckfehler stehen geblieben; und sind angezeigt, aber bei weiten nicht alle.

Da man schon auf Abfertigung wartet, so darf ich nicht weiter schreiben, als mich Ihrer fortdauernd Freundschaft empfelen. Der

Ihrige

FranzvonKleist

[3] Hymne
der Schatten im Elisium

Einzig gros, der Menscheit Ehre,
göttlich schön, wie die Natur,
preisen Friedrich unser Chöre,
daß die fernste Welt es höre,
Dich auf Edens Sonnenflur;
daß mit heißgeweinter Zähre,
dir der Ehrfurcht heilgen Schwur,
Jeder Gottgeweyhte bringe,
jeder hohe Hymnen singe! -

[333] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557759

Du Erhabenster von Allen,
Zögling der Unsterblichkeit,
auf! dein Schleyer ist gefallen,
und der Himmel Sternen Hallen,
König sind für Dich bereit!
Wo des Lebens Ströme wallen,
dir ein Seraph Opfer weyht,
wo der Wahrheit Wogen schäumen,
und dir Götter Wonnen keimen!

[4] Du erfülltest große Pflichten,
schwer ist's gut ein König seyn,
schwer die Sterblichen zu richten,
Trug von Wahrheit streng zu sichten,
nie den Purpur zu entweyhn;
schwer ist's, wie mit goldnen Früchten
necktarsüßer Schmeicheleyn,
stolzen Ruhmsucht Durst zu kühlen, -
göttlich handeln, menschlich fühlen!

Doch Triumph! du hast's errungen,
Heil dir! Heil dir! Friederich!
ewig wird von unsern Zungen,
Dein Triumph und Preis gesungen,
Heil dir! Heil dir! Friederich!
Preist mit Gotteshuldigungen,
Preist in jedem Himmelstrich,
bis Er neu gebohren werde,
Friederich den Stolz der Erde!!!

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Leg v. Kleist

Halberst. d. 13ten März 1793[334]
morgens 4 Uhr

Die Brille zu nehmen, und im schönsten Gesicht, eine Sommersproße zu suchen, das, mein Bester, überlaß ich dem Critikus Ramler, welcher zu dieser Art von Aufsuchung, von einem der bösesten Götter ohne Zweifel verdammt ist! Meinen Augen hab ich Fehler aufzusuchen, verboten, meinen critischen Einsichten hab' ich durch unsers Horatz:

[334] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598749

Grenzen gesetzt; in dieser Nacht, mein Theurer, fand ich in ihrem Zamori des Guten und des Schönen so viel, daß ich nicht einschlafen konnte - Sie sind ein Athlet! Sie werden unsern Wieland einhohlen, werden, wenn Sie so fortfahren, ihn unterkriegen! Sie sind ein Zauberer, sie haben gemacht, daß alle die schwarzen Bilder, die das parisische Pandemium[335] seit dem zehnten August mir vor die Seele setzte, verschwunden sind, wiewohl auch die guten gestrigen Nachrichten von den Helden, die endlich mit Vertilgung aller jener Teufel den Anfang machen das Ihrige zu der Verschwindung beigetragen haben mögen.

Ha! die dummen Teufel des Pandämiums[336]! Wären sie die guten Geister, die sie anfangs zu seyn, uns schienen, geblieben, was für Gutes hätten sie gestiftet. [2] Nun ist zu fürchten, daß die Folgen der Menschheit schaden werden!

Ach, daß ich, mein Theurer Zauberer doch bey Ihnen wäre! So verschwänden die schwarzen Bilder auf ewig. Wie fang' ichs an? - und werde mir helfen! wenn eines aufblickt, werd' ichs Ihren Zamori klagen, der wird helfen! O wie dank ich Ihnen, mein Theurer für Ihren Zamori!

Er hat in dieser einen Nacht
dem guten alten Musenfreund
So viel der Freude schon gemacht,
daß er zum Timon[337] nie [?], das ist, zum Menschenfeind
Schon ganz verdorben ist, er lacht
Auf seine eigne Hand schon wieder
Denkt schon nicht mehr an eine Schlacht
Ich wette drauf, er macht,
Trotz aller Teufeleyn, viel neue Freudenlieder

Bald, bald, mein Theurer! werden sie der alter und der der neuen eine Menge zu sehn bekommen[.] Empfehlen sie den alten Musenfreund Ihrer Göttin Albertine zu Gnaden, nur so lange, als er von seinem lieben Zamori seyn und bleiben wird,

der alte treue
Vater Gleim.

[3] Ich sah, was sah ich nicht in dieser Mitternacht
Sah eine große Menschenschlacht,
Sah eine großen Stadt Getümmel
Sah einen Engel unterm Himmel
Wie weiße Wolle leicht hinschweben nach Berlin
Sah ihn sich setzen, und sah ihn
Ein liebes Mädchen schön, wie eine Venus, küßen,
das liebe Mädchen fragte: Geist
Wer bist du? Wer ich bin? Das solltest Du wohl wißen,
Ich heiße Christjan Ewald Kleist!
Zamori heißt dein Freund, gib ihm in meinem Namen
dafür, dass er dich liebt, O keinen Menschen haßt
Und nicht das das kleinste Gift und keinen bösen Saamen
Des Menschenhaßes streut, ein Fest

[335] Lesung unsicher, aber siehe Beginn nächster Absatz

[336] 2016: Vermutlich: „Pandämonium"

[337] 2016: Vermutlich Timon von Athen, antiker griechischer Misanthrop

der zehnte Weis [?], gieb, Midora! deinem Freunde
Dafür den besten [?] Kuß, und drück ihn sanft die Hand,
und sage: Werd doch zu keinem Menschenfeinde!
So sprach der Engel und verschwand.

[4] An meinen lieben Sohn Franz Kleist
als er seinen Zamori
mir schenckte.

Wie Telemach den Vater, eben so
Sucht dein Zamori seinem Herzen
das Mädchen, findets, und ist froh,
Mit ihm sein Leben hin zu scherzen!

Weil ich geliebt von ihm, halb wie sein Mädchen bin,
So will ich väterlich ihm meinen Seegen geben:
Er scherze, scherz' es hin, wärs eines Neßars [?] Leben,
Er scherz' es mit dem Mädchen hin!

Gleim.

Diesen Hinwurf kann ich ins Reine nicht abschreiben, die Zeit fehlt! Nehmen sie's nicht übel, nein, das werden sie nicht, laßen Sie's so der Göttin ihres Herzens nur nicht sehn:

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Berlin d. 12 t April 93.[338]

Wie doch die besten Vorsätze leicht vereitelt werden, theuerster Vater Gleim! der festlichste Tag im Jahr, der, dem Deutschland seinen Anakreon dankt, sollte auch für mich ein Tag der Freude seyn, und wurde ein recht trauriger; meine gute Albertine bekam das Fieber, und zwar so heftig, mit so anhaltendem Nasenbluten begleitet, daß ich Ursach für sie zu fürchten hatte. Jetzt ist sie wieder hergestellt, und mein erstes Geschäft ist Ihnen meine besten, herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtsfeste abzustatten. Was ich für gute Absichten an diesem Tage hatte, mögen Sie aus einer angefangnen Epistel sehn.

Mag immerhin die Welt in blutgen Kriegen,
im großen Kampf zwiefacher Tiranney,
sich um des Fleißes Frucht betrügen;
mag immerhin erhabne Schwärmerei
dem Vorurtheil des Alterthums erliegen,
die Königstugend Schmeichelei,
frech über jede Wahrheit siegen;
mag seinem alten Geitze treu,
der Priester hier das Volck belügen,

[338] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557813

sich dort der Francke feßelfrei
in Träume süßen Wahnsinns wiegen;
mag, wie auf Fittigen von Blei,
zur Schlacht ein Heer Bataver fliegen,
der Britte sich in Sclaverei
mit knechtischer Ergebung schmiegen;
[2] doch, theurer Vater Gleim, doch sey
mein Herz dem innigsten Vergnügen,
der reinsten Seelen Frölichkeit,
an diesem lieben Tag geweyht.

Wie schon gesagt konnt ich diesen Vorsatz leider nicht ausführen, und Sie müßen es mir schon verzeyhen, daß ich so spät mit meinen Wünschen erscheine, ob vielleicht keiner mit aufrichtigerm Herzen, von allen Ihren Freunden diesen Tag noch recht oft zu begehen sich freut, als ich. daß Sie kein Kritiker seyn wollen, wie Ramler, weiß ich; doch ob ich diesem Vorsatz nicht meiste[?] Ihren Beifall verdancke, ist eine gefährliche Frage, die ich auch darum unterdrücken will. Es ist gewis eine schöne Kunst, wie Sie, viel kritisiren können, und wenig kritisiren wollen; der Fehler wird dann übersehen, um mit volle [?] Seele dem Schönen in die Arme zu fliegen, statt deßen Ramler das Schöne übersieht um auf einer Sylbe sein Loben durch zu skandiren. Ramler sieht auch wircklich wie ein lebendiges Sylbenmaaß aus, und es ist Schade daß er sich nicht unsichtbar machen kann, Er und seine Arbeiten würden dadurch gewinnen.

Doch mögen die Priester der[?] Musen machen was sie wollen, ich werde vom 20ten dieses Monats dem treflichen Pan ein Opfer bringen, und laße ihm schon [3] zwey große Tempel, nemlich zwey weitläuftige Scheunen bauen, wo ich ihm diesen Sommer, so Gott will, recht viel Korn opfern werde. Wißen Sie denn, theuerster Vater Gleim, daß ich ein Landwirth werde, und nur noch halb in Berlin, und vom 20ten an auf meinen Gütern lebe, die ich für 102,000 rth. gekauft habe. Es sind die Güter meines verstorbenen Schwiegervaters, und ich bin mit meinem Kaufe außerordentlich zufrieden. Nur einem Zufall hab ich diesen guten Kauf zu verdancken; es glaubten nemlich die eigentlichen Käufer es würden 3 Termine zur Licitation [= Versteigerung] angesetzt seyn, erschienen daher auf dem ersten, oder vielmehr auf dem einzigen nicht, und mir wurden die Güter zugeschlagen. Gleich nacher both man mir 10,000 rth. Profit, aber auch dies konnt ich nicht annehmen, da man meinem Schwiegervater für das eine Gut Falckenhagen allein 120,000 rth. geboten hat. Dieses Falckenhagen hat eine himlische Lage, und man glaubt jar nicht mehr die Marck zu sehn, so bergig, buschig, und reich an Mannigfaltigkeit ist hier die Natur. Das Dorf liegt von vier großen zusammenhängenden Seeen umgeben, über welchen ein schmaler Damm mit Elsen[339] und Eichen bepflanzt liegt; diese Seen bilden einen Kreisel, der mit bewachsnen Bergen umgeben ist, auf deren einen die Ruinen [4] eines zerfallnen Klosters liegen. Von diesen Ruinen kann man die ganze Gegend übersehen, und ist zwey Schritt von meinem großen englischen Garten entfernt, wo Sie Tempel, Biblioteken, Musiksäle, kurz manches Angenehme finden, was wohl werth wäre, daß dort Vater Gleim an einem kühlen Sommer Abend die Musen um sich her versammelte, und die Sylphen von ihren Rosenblättern lockte.

Dürft ich diese Freude nie hoffen? In einem leichten halben Wagen fahren Sie in zwey Tagen herüber, und meine Albertine würde gewis Alles anwenden Sie gut zu bewirthen.

Wenn die silber<u>füßige</u>
Thetis sich <u>naht</u>,
und der nimmer<u>müßige</u>
Amor den <u>Pfad</u>
duftender, <u>lächelnder</u>
Kühlung dir <u>fächelnder</u>

[339] 2016: = Elsbeere

Rosen betrit,
nimt er dich mit
in den balsamduftigen,
säuselnden Hain,
wo in stillen, luftigen
Lauben allein
du mit sanft fühlenden,
zärtlichen, spielenden
Nimpfen dich siehst,
zürnend nicht fliehst,
wenn sie dich mit blühenden
Veilchen, und mit glühenden
Rosen bekränzen!

Wenn Sie dann, bester Vater Gleim, vom Bestreben dieser lieblichen Nimpfen erheitert sich fühlen, dann wollen wir Ihnen ein erquickendes Morgenbroth [?] auftragen, uns still um sie herum setzen, und lauschen was Anakreon singt.

wie der Flügelfüßige
Dacktylus naht,
und der schwere, müßige,
Sponde den Pfad
grausend, nie lächelnder
Freude nicht fächelnder
Sylben betrit,
lieblich dann mit,
Anapästen vermischt den duftigen
säuselnden Hain,
und die stillen luftigen
Lauben singt, ein
früherer Kleist*[340]; doch bald von fühlenden,
zärtlichen, spielenden,
sanften Trochäen, siehst
du verdrängt ihn, o Gleim und fliehst
[6] ihnen zu, die mit blühenden
Veilchen, und mit glühenden
Rosen dich kränzen!

Lachen Sie nicht über diese Spielerey, die ziemlich schlecht gerathen, aber doch im Kleinen zeigt wie reich unsre Sprache an Wendungen, wenn sie auch oft sehr paradox herbeigeholt sind.

[340]* Der Sänger des Frühlings, der in Anapästen sang.

Schade daß ich die Politick jetzt ganz verbannen will, sonst möcht ich wohl wißen, was Sie jetzt von Dumourier sagen? Gewis werden Sie jetzt nicht läugnen können, daß er wenigstens ein sehr großer Mensch ist, der in keiner Lage den Gebrauch seines überwiegenden Verstandes vergißt. Ich bin höchst neugierig welche Veränderung dieses Unternehmen Dumourier in Franckreich hervorbringen wird; gewis scheint es mir, ist dies nur die einzige Art Franckreich zu retten, der Anarchie ein Ende, und Friede mit der Welt zu machen. Gott geb' es, und erhalt meinen lieben Vater Gleim noch zum Jubelfest des künftigen Jahrhunderts.

FranzvonKleist

Wechsel[341]

Berlin am 16 ten April 1793 für 50 Rthr Louisd'ors

in der nächsten Leipziger OsterMesse dieses Jahres zahlen Sie für diesen Sola Wechsel

an die Order des Herrn Friedrich Vieweg Senior in Berlin

die Summe von 50 Reichsthaler in Louisd'ors à fünf Thaler

den Werth empfangen und stellen es auf Rechnung laut gegebenem Bericht

an die

Richtersche Buchhandlung
von Dresden
in Leipzig

Franz von Kleist Königl. Preuss.
Legations Rath

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An Franz v. Kleist zu Berlin

Halberstadt den 17 t Aprill[342]
1793

Gottlob! mein Theurer! daß Albertine die schöne Raupenhülle nicht abgestreift hat. Gottlob! daß Sie von einem irrdischen Elisium der Besitzer, der Eigenthümer geworden sind! Ach! Wie gern besuchte Vater Gleim in diesem Ihrem so schön ihm beschriebenem Eigentum Sie bald, bald! das [unlesbar] in diesem Frühjahr! In diesem Frühjahr aber erwartet der alte Mann den großen Mann, der in den nächsten Tagen mit Früchten seines Geistes uns bewirthen wird, Herdern erwartert er, in seinem kleinen Ohnesorge! folglich kann er in diesem Frühjahre zu seinem zweiten Kleist nicht hinfliegen, folglich muß er's verschieben;

Der ist der beste Fürst, der Land und Leute liebt
Und kein gute That verschiebt!

Oft aber mag auch der beste Fürst, wie jezt ihr bester Freund, in der Nothwendigkeit des Aufschiebens sich

[341] 2018: In der Richterschen Buchhandlung sind zur Herbstmesse 1792 die Fantasien auf einer Reise nach Prag erschienen. Dies dürfte das Honorar sein, das an Vieweg für seine Auslagen abgetreten wird. Siehe Tanzer, S. 157.

[342] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598757

befinden!

Schade! Schade! daß die schöne Epistel, die sich anfängt:

Mag immerhin die Welt in blut'gen Kriegen

daß die die guten Absichten, die sie sich vorgesezt hatten, nicht erreichten! Die fatale Krankheit [2] brachte die Musenfreunde meines Kleist um ein schönes Geschenk! Und dies Geschenk hätte manchen aufkeimenden Kriegesheld im Keim vielleicht erstikt. Die Muse welche gegen Kriegeslust zu Felde ziehn könnte, machte sich verdient um die Menschheit. Hanß Sachs, sie kennen ihn, ist mein Mann!

Hanß Sachs der weltberühmte Schuster
Sprach: Wär' ich Kayser, ich! in meinem Kayserthum
Und in der gantzen Welt, sah' ich nach einem Muster,
Für Kayser recht zu seyn, mich um!
Die Weiten sucht' ich auf, ich suchte
Die sieben weisesten zu Friedensräthen auf
Regierte friedlich, und verfluchte
Die Kriege! Sprachs, und schaue darauf!
Schaue: Wenn das Schicksal ihn zum Kayser machten sollte,
Da Gott für sey, daß er nicht jenen Heldenmuth
Der Gwelfen[343] haben, und kein Bluth,
Um Falkenhagen nicht, nicht um das kleinste Guth,
Vergießen wollte!

Dieser Hans Sachs ist mein Mann! und wird hoff' ich der Ihrige seyn, wenn Sie das beatus [3] ille pp nur erst auf dem Schooße der kerngesunden Albertine zu Falkenhagen anstimmen werden!

Gebe der Himmel seinen besten Seegen zu dem Besitz [?] des schönen Landguths!

Pan sey auf ihm dein liebster Gott!
Er schütze dich, und deine Heerden
Und laße dich auf ihm den Frohmann und den Spott
der schlechten Flötenspieler werden!

Hätt' ich die Zeit so brächt' ich die kerngesunde Lebensbegleiterinn mit in diesen gereimten Wunsch! Er kommt aus dem vollsten Herzen. Auf! ich hätte so viel, so viel noch zu sprechen, mit Ihnen mein Bester! Ihr liebes Schreiben liegt vor mir da, zum Hineinsehen! Was hätt' ich nicht alles noch zu beantworten!

das Ramler Fehler aufsucht, das ist nicht gut für ihn; ich halt' es mit dem Aufsuchen der Tugend und Schönheit.

Unsere Freunde dort am Rhein befinden sich wohl! Freund Knesebeck hat oft geschrieben! Ach! daß Dumouriez nicht nach Paris gekommen ist! Welche Mordscenen werden noch seyn!

[4] Nächstens send' ich Zeitgedichte vor und nach dem Königsmorde. Ein Blat sey die Avantgarde! Der theuren Albertine meinen Handkuß! und meinem lieben Franz v Kleist die zärtlichste Umarmung

Gleim.

---

[343] 2016: Vermutlich Guelfen

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath von Kleist zu Berlin Halberstadt den 5 t May. 1793.[344]

Sie werden, hoff ich lieber! die beygehenden Zeitgedichte[345] des Patrioten der Menschheit, aus dem rechten Gesichtspunct ansehn, und durch die Verschiedenheit unsrer Meinungen von demselben sich nicht ablenken laßen: In dieser Hoffnung verrath' ich Ihnen den Verfasser! Ihr Abdruck ist übereilt. Nun sie gedruckt sind, nun find ich mehr zu beßern an Ihnen, als irgend ein Tadler finden wird! Ich umarme meinen lieben Franz Kleist, und bin von ganzem Herzen

Sein
getreuer
Gleim

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Falckenhagen d. 18 ten Mai 1793.[346]

Du nimst, o Gleim, die hochberühmte Leier,
die sonst nur Friedrichs Thaten sang,
und fluchst den Muth, das ungestüme Feuer,
mit dem ein edles Volck das heilge Ungeheuer,
den Königsstolz zu fliehen zwang? —
Das konnte Gleim? Der Grazien getreur,
geliebter Sänger? Den, im stillsten Rosengang
die Muse mit entzücktem Arm umschlang?
[2] Er, der so oft für Menschenheil entbrannte,
Er, der so oft der Erde schönstes Glück,
Gerechtigkeit und Duldung nannte,
stößt beide jetzt in seinem Zorn zurück? —
Er kann es nicht, Er muß es auch nicht können,
den Weisen rührt des Haßes Wahnsinn nicht;
er sieht die Welt in ihrem wahren Licht,
und wird dem Thor gern seine Thorheit gönnen;
ihm ist die höchste Duldung Pflicht,
ihm ist kein Mensch ein Bösewicht! -
Und ach! ein ganzes Volck verdammen,
will Vater Gleim, der Menschenfreund?
Sind noch nicht hoch genug der Zwietracht Flammen

[344] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598773

[345] (2018) Zeitgedichte vor und nach dem Tode des Heiligen Ludewig des Sechzehnten, 1793, von Gleim im Selbstverlag gedruckt.

[346] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557821

emporgelodert? Hält nicht Jeder, was ihm scheint,
[3] schon jetzt für Wahrheit, sich für weise?
Sieht Jeder nicht im Bruder einen Feind,
reißt Väter aus der Kinder Creise
zum Blutgericht, wenn sie des Stärckern Wahn
nicht für den beßern halten? -
Besät mit Leichen ist der Völcker Bahn,
bedeckt mit sterbenden Gestalten,
mit Blut gefärbt die Ströme Teuts,
mit Blut befleckt des Altars Stufen;
und Du willst, nicht genug des Streits,
zur Rache noch die Völcker rufen? -
Und gegen wen? - O! süßes Götterbild',
lass dich an meinen Busen drücken,
o laß das glühende Entzücken,
[4] das meine ganze Seele füllt,
in Deinem Schooße mich verhauchen; -
Du bist es, dem die Rache gillt;
in deinen Busen will man Sclavendolche tauchen,
du bist es, Freiheit die so mild
und gütig sonst auf Hella 's Fluren ruhte,
du bist es, die mit tollem Muthe
ein Sclavenheer zerstören will!
Nur darum schwillt vom Brüderblute
der deutsche Reihn, schweigt Fama still;
nur darum rasen jetzt die Fürsten,
weil sie zu schwach für diese Göttin sind,
weil sie nach Blut besiegter Francken dürsten,
indeß nur Blut aus eignen Wunden rinnt.
[5] Ach! edler Greis, zur Mordsucht anzuspornen,
bedarf's nicht mehr der Muse Hochgesang;
schon hingeworfen unter Dornen,
gekettet von dem eisern Zwang,
liegt ja die Menscheit da im Sterben,
weint über Gott und die Natur,
und mag den Himmel nicht ererben. -

Auf welcher ungekannten Flur,
in welchem Thal willst du noch Menschen finden,
die sich in süßer Friedlichkeit
zu guten Zwecken still verbinden?
Du suchst umsonst! ein allgemeiner Streit,
ein grauses wüthendes Verderben,
ergriff die Welt, und wer die Menschen liebt,
[6] wer armen Brüdern gern von seinem Reichthum giebt,
der wird den Haß nicht neue Kämpfer werben,

der wird der Wuth des Pöbels Einhalt thun,
und Öhl nicht in die Flamme gießen;
der wird zwar nicht in träger Wollust ruhn,
und dencken: „Wasser muß doch stets Berg unter fließen!“
Doch was er thut, und denckt und sagt,
wird Menschenliebe nur ihn lehren;
er wird das Wohl der Welt, wir seine Meinung ehren;
kalt wenn der Eine jauchzt, kalt wenn der andre klagt,
wird er das Recht mit weisem Ernste wägen,
[7] und dann gewis, statt blutbefleckter Degen,
die Friedensgaben auf Deutschlands Altar legen.

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath Kleist zu Falkenhagen bey Franckfurth an der Oder

Halberstadt den 30 t May 1793[347]

Sie thun, mein bester! mir gar gewaltig Unrecht! Wo denn hab ich dem Muthe geflucht, deßen ungestümes Feuer den Königsstolz zu fliehn gezwungen hat? Und wo denn ist Königsstolz geflohn? Der gemordete König Ludewig, von welchem Nekker, warlich kein verwerflicher Zeuge, gesteht, er hab’ Ihn binnen sechzehn Jahren von allen Tugenden umringt, alltäglich gesehn, dieser König war nicht stolz, auch weiß ich von Adelstolz wohl, nicht aber von Königsstolz, ich sprach mit Einem Könige mit Friedrich dem Einzigen, mit Einem Cronprinzen unserm jetzigen Könige, mit dem Herzoge von Braunschweig, mit dem Herzoge Ferdinand, mit Prinz Friedrich von Braunschweig, mit dem Herzoge von Weimar, mit dem von Oldenburg, mit dreyen Fürsten von Deßau, mit dem Fürsten von Bärenburg, und andern, alle diese waren nicht stolz, waren die Humanität selbst.

Wo denn flucht ich? Wo stieß ich Gerechtigkeit und Duldung in meinem Zorn zurück? Wie man doch so ungerecht so unduldend seyn kann!

Ihm ist kein Mensch ein Bösewicht!

Diesen Vers, mein Bester! Wie soll ich den verstehn? Wenn Marat meinen lieben Franz von Kleist ermordete, müßte dieser Marat mir nicht ein Bösewicht seyn?

[2] Wo denn, bester! Will ich ein ganzes Volk verdammen? Ich will nicht verdammen, ich wills’ nicht verdammen, ich verdamm’ es! Das ganze Volk hat’ den unschuldigen König ermordet, weil’s den Justitz Mord nicht verhindert hat, zur Ruhe [?] zur Blutrache die Völker auffodern, das will ich nicht, am Wenigsten gegen die Göttin, die sie, mein Bester, wie ihre Venus Albertine an den Busen drücken! Gottlob! auch ich so alt ich bin, drücke diese schönste der Götter an meinen Busen wie das Zeitgedicht an die Freyheit! Warlich! Sie thun mir gewaltig unrecht!

Zur Mordsucht anzuspornen

= bedarfs nicht mehr der Muse Hochgesang!

[347] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676598781

Welche Beschuldigung! Wären Sie nicht zugleich ein so lieber Schmeichler so wärs nicht auszustehn!

Die Menschheit liegt im Sterben
Weint über Gott, und die Natur
Und mag den Himmel nicht erwerben!

Ich traue, bester! Meinen Augen nicht, gewiß ists ein Schreibfehler! Der Gedancke, wie er da steht, ist, er kein ihnen möglicher Gedancke!

Wo ich noch Menschen finde, die, zu guten Zwecken sich verbinden?

Uberall, wo ich hingekommen bin in diesen [3] Monath, zu Aschersleben, zu Deßau, zu Wörlitz, p. hab ich Ihrer gefunden. Wir haben uns den Handschlag darauf geben:

Dass wir der einbrechenden Barbarey entgegen arbeiten, und Humanität befördern wollen.

Lesen Sie, mein bester, Herders Briefe zu Beförderung der Humanität. Sie werden, hoff' ich, den alten Gleim:

dass er dem Menschenhaße
Kämpfer werbe.

nicht mehr beschuldigen, nicht mehr so gewaltig ihm unrecht thun; gethan haben Sie's dis eine mahl in Versen; In Prosa hoff ich, werden Sie's alles wiederrufen, wenn aber aber auch nicht, so bin ich doch

Eiligst Ihr
guter Vater
Gleim

Gedicht von Franz Alexander von Kleist

An Albertinen[348]
bei Ihrem Geburtstage d. 2t Juli
1793 als ich einige Pfirsichen
brachte.

Früher reifte Pflege des Gärtners
Dir labende Pfirsich;
also reife durch Liebe gepflegt,
gestärckt, und genähret,
Theures Weib, auch in unseren
Herzen, früher die Tugend.
Freudig werden wir beide dann
leben, segnen die Stunde
die zum daseyn uns rief, und
zur zärtlichen Liebe;

[348] Im Gleimhaus Halberstadt

werden die Wonne guter Menschen,
einst glückliche Eltern
glücklicher Kinder seyn; dann werden
wir beide noch lächeln,
[2] heiter und ohne Reue stehen am
Ziele der Seegen,
und im Dunckel des Grabes,
Sonnenstralen erblühen.

FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Empf. d. 19 t 7 [?] Falckenhagen d. 13t Aug. 93[349]

Werden Sie es mir verzeyhen, theuerster Vater Gleim, daß ich Ihnen so lange eine Antwort schuldig geblieben bin? doch sie werden es ja wißen, daß das Horazische beatus ille qui procul negotiis auch Modificationen hat, und daß bei einer so großen Wirthschaft, als die Meinige, zur Zeit der Erndte, wenig Augenblicke nur zum Vergnügen freundschaftlicher Unterhaltungen übrig bleiben. Schon seit Johanni[350] bewirthschafte ich meine erkauften Güter selbst, und habe eine solche Menge von Geschäften gefunden, daß ich kaum selbst weiß wie ich denn doch so leidlich damit fertig geworden. Der Sturm hatte auf meinen Gütern viel Schaden gethan; der abziehende Pächter überlieferte mir Alles in der traurigsten Verfaßung, und noch bis jetzt bin ich von Mauerern, Zimmerleuten, Tischlern und Schloßern umlagert, so daß ich kaum eine Stelle habe, wo ich mein Haupt hinlegen kann, vielweniger einen stillen ruhigen Platz, mich ungestört mit meinem geliebten Vater Gleim zu unterhalten. Besonders jetzt in der Erndte darf kein Augenblick ohne [2] Arbeit vergehen; ich muß von 100 Wispel Aussaat die Frucht einerndten, und der Himmel hat mich dis Jahr recht vorzüglich gesegnet. Ist in Ihrer Gegend die Erndte auch so gut, so wird es wohlfeile Zeit geben; besonders wenn es zum Frieden kommen sollte. Dieser läßt sich jetzt mit vieler Wahrscheinlichkeit erwarten, da zwei große Widersacher des Friedens, Marat und Mainz, nicht mehr vorhanden sind. Was sagen Sie zur Charlotte Gordai?[351] Verdient diese Heldin nicht neben Codrus und Brutus zu stehn? Doch die Handlung ist bei weiten nicht so gros, so erhaben, als die der Gordai. Noch hat mich in der ganzen neueren Geschichte keine große Handlung so entzückt, so gerührt als diese; in diesem Mädchen erscheint die menschliche Hoheit in ihrem erhabensten Lichte; unwillkührlich drängt sich uns bei derselben der Gedancke auf, daß wir [3] unsterblich, daß unsre Seelen göttlich sind. Dieses Beispiel allein muß jene stolze Behauptung, nur der Mann sei zu großen Handlungen geschaffen, widerlegen; war die Natur gegen einen der beiden Geschlechter vorzüglich liebevoll, so war sie es gewis gegen das weibliche; hier stand sie an ihrer Vollendung; in die weibliche Seele sincken die ersten Strahlen der Göttlichkeit bemerkbar nieder. O! nun bedarfs keines Wiederrufs, lieber Vater Gleim, keine Briefe zur Beförderung der Humanität; eine solche Handlung muß den Menschenhaß selbst versöhnen, muß die Menscheit verehrungs - liebenswürdig machen, muß anarchische Mörder zittern, und aristokratische Räuber beben machen! Muß auch den theuern

[349] http://digishelf.de/ppnresolver?id=67655783X
[350] 2016: 14. Juni
[351] 2016: Marie Anne Charlotte Corday d'Armont, Mörderin von Marat

Vater Gleim mit Franckreich aussöhnen.

Mit Franckreich? — Ja! wenn auch nicht mit den Franzosen, die jetzt kaum mehr werth sind, dieses [4] göttliche Land zu bewohnen! Konnten sie sonst eine Gordai morden? Mit Verräthern und Bösewichtern umringt, sind Mordthaten ihr Geschäft, und Verräthereyen ihre Tugenden. O! wie leid thut mir dieses trefliche Volck!

Von ganzen Herzen der

Ihrige

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt den 22t Aug.[352]

1793

Ich sehe meinen lieben Kleist in seinem Paradiese, seh' ihn hinter seinen Gold eintragenden hohen Erndtewagen, freue mich seines hohen Glücks, dessen gleichen wenigen Sterblichen zu Theil wurde, wünsche daß es nun bis in's 1850 t Jahr, von ununterbrochener Dauer seyn möge!

Wär' ich ein beatus procul negotiis wie würd' ich mit dem schnellsten Flügelschlag, mit welchem den 17 t Aug : 1786 die goldne Zeit von uns wegflog, zu Ihnen hinfliegen, mein Bester! Dis Glück zu sehn!

Wohl dir, daß du mit eignen Stieren
Saatrechte Fürchen ziehst,
und Feldherrn, welche Garrden [?] führen
aus eignem Fenster siehst!

Wohl dir, daß Mutter Erde gnädig
Dir ist, und mehr als Gold,
Goldfarbne Aehren, keine ledig
Dir in die Speicher zollt!

Wohl dir, daß eine Laura jammert
Weil [?] du zu Felde bist,
Und daß sie dankbar dich umklammert,
Wenn's Feyerabend ist!

Ey! wenn nun bald auf Rosenblättern,
Die Laura Mutter wird,
Und bald ein Trupp von Liebesgöttern
Um dich, den Vater, schwirrt!

Dies Glück! Apollo wird's beneiden!

[352] http://www.digishelf.de/piresolver?id=67659879X

Wenn er's dich singen lehrt
Ha! wenn er göttlich deine Freuden
Du Lieber! nur nicht stört!

Wir wollen mit irgend einem Blick in die Zukunft uns nicht quälen, mein Bester! Auch wollen wir so viel nur möglich ist der Gedanken an die französischen Gräuel uns entschlagen! Vor denen an die Martern der Königin konnt' ich die zwey lezten Nächte nicht schlafen. Die Teufel!

So hat sie Milton nicht, so hat sie Klopstock nicht gedichtet!

Die Miltonisch. Teufel und die noch bösern Klopstockischen hätten den Held der Helden Charlotte Chorday (dieser Nahme sol der rechte seyn) nicht gemordet! Es wäre Sünde, diesen Held, mit Brutus, Caßius und andren, von Freyheitsträumern hochgerühmten Helden zu vergleichen. Wär' ich ein beatus procul negotiis, bey Gott! so müßt' ich auch jungen [3] Athleten zuvorkommen, müßte der Erste, der sie sänge, seyn,

müßte Voltairen's Brutus, und Shakespears Julius
Caesar weit hinter mir zurücklaßen!

Auf, Shakespear! war ist's! Auf's hohe Wohlergehn
Des deutschen, der es ist! Charlotte Chorday gebe
Vom Himmel ihm den Seegen! Er
Kann Shakespear, kann mehr
Den Deutschen seyn, er lebe!

Wie, mein Theurer! wenn Sie selbst dieser deutsche Britte wären, oder würden! Nein aber sie sollen Kleist seyn, Ihre Muse soll die Menschen nicht traurig soll sie human machen. Ich bin nicht Ihrer Meynung, daß es, nach dem Heldentode der Charlotte Chorday, keiner Briefe zur Beförderung der Humanität mehr bedürfe. Sie sind ein arger aber lieber Schwärmer, darinn, darum, aber nichts mehr! Die Franzosen, nicht alle, die meisten aber, sind Tiger, sie libten [?] ja sonst die Tigerthaten der wenigen nicht. Wir wollen uns nicht zanken, wollen uns lieben, ich sehe meinen Kleist, bey seiner Ceres, auf einem geflügelten Renner, eilen Sie, Bester! daß Sie zu Ihrer Venus kommen - und sagen Sie ihr, nach der zärtlichsten Umarmung, [4] daß ich, wie vor etlichen Jahren, sterblich noch verliebt in sie sey: Nicht eine Stunde sind sie sicher, lieber theurer, daß Sie nicht überfallen werden von Ihrem

threuen Vater
Gleim

Unsern Freunde befinden sich wohl; Knesebeck schreibt uns aber nichts neues. Friedensgerüchte sind auch hier. Aber ich zweifle gar sehr an allen! Wir müßten dann mit Osterreich verfallen seyn und mit Rußland, nein! Nein! Es ist an Friedenszeit noch nicht zu denken.

Franz Alexander von Kleist an Schreiber

In dem Brief vom 26. Oktober 1793 an den Kaufmann Schreiber in Berlin entschuldigt er sich für Rückstände, verweist auf die Dauer von Erbrezess- und Vormundschaftsverfahren und verspricht Zahlung in 14 Tagen.[353]

[353] 2018: Hebbel-Museum Wesselburen - Archiv. Ein Auszug ist zitiert bei Tanzer, S. 38.

854

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Falckenhagen d. 9t xbr[354] 93

Der tragikomische Inhalt Ihres heutigen Briefes, hat mich zu lachen gemacht. Wie? Sie kennen mich so wenig, daß Sie nicht wüßten, daß ich Ihnen Ihre Schuld von Heller zu Pfennig bezahlen würde, auch wenn Sie darüber keinen Buchstaben hätten? - Sie wollen mir mit persönlichen Unannemlichkeiten drohen? - O lernen doch Sie, Ihre Herren Bemercke und der Jurist dieser Herren erst die Gesetze kennen, bevor Sie mich diese lehren wollen. Worüber will man mich verklagen? über einen Wechsel? wen kann man denn im Preuß. auf einen Wechsel verklagen? einen Kaufman, wie ich nicht anderes weiß keinen Privatman, der nicht Kaufman ist; kein Privatman kann und darf einen Wechsel stellen; gerichtl. Obligationen wohl, aber keinen Wechsel; dieser ist in diesen Umständen ohne Kraft, ohne Würckung.

Aber hab ich Ihnen denn nicht gesagt, wer Ihnen diesen Wechsel gegeben hat? warum? wozu er Ihnen diesen gegeben hat? Einem Freunde gegen Freunde, gegen Verwandte, im Fall eines schnellen Hinsterbens zur Sicherheit gab Ihnen ein Minderjähriger diesen Wechsel, in der Hofnung, in der festen Überzeugung ihn einem Freunde zu geben, und diesen Wechsel so bald als möglich auszulösen. Wo bleibt Ihre Drohung? -

O bester Freund, drohen Sie mir doch nicht, der aus freiem Willen seine Pflichten erfüllen wird, und der über solche Drohungen, wie sie's verdienen, von Herzen lacht.

Übrigens thut das zur Sache Nichts; ich werde den Wechsel zu Weinachten zahlen; ich werde den B. einen Schuldschein von meiner Fr. unterschrieben geben; ich will alles thun, Sie ja willfahren, mich danckbar gegen Sie zu bezeugen; ich bitte Sie darum nochmals dringend um unsre ganze Berechnu[n]g; denn wie kann ich valuta für empfangen ausgeben, wenn ich nicht weiß ob ich sie empfangen habe? oder, warum soll ich einem Freunde länger Etwas schuldig seyn, dem ich schon zu lange Etwas schuldig gewesen bin? Sie sehn die Berechnu[n]g ist nöthig.

der Ihrige

Franzvon Kleist

Die Gläser werd ich künftige Woche den Mittwoch oder Donnerstag durch einen Wagen abholen laßen.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Falckenhagen d. 5t Januar 94.[355]

Womit, theuerster Vater Gleim, soll ich meinen Brief anfangen? wie mich entschuldigen? - Auf meine Muse darf ich mich nicht mehr verlaßen, seitdem der gelehrte Pöbel sie so lästerlich angegriffen hat;[356] wäre das nicht der Fall, so hätte sie jetzt die schönste Gelegenheit Ihnen all das Reitzende, Mühsame, Geschäftige, Erquickende des Landlebens zu schildern; es Ihnen bildlich deutlich zu machen, wie viel ein armer angehender Landman zu thun, zu lernen findet; wie gerechte Entschuldigung er verdient, wenn er - Liebe und Ehefurcht im Herzen - auch einmahl ein Paar Monat schweigt; und seinem verehrten Vater Gleim es nicht wiederholt, wie herlich er dieselben liebt und ehrt.

---

[354] 2016: Die Monatsabkürzung dürfte Xb sein. Auf dem Umschlag steht das Datum „d 9 t Dec. 1793". Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 9.

[355] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557848

[356] 2018: vermutlich Rezensionen zu Sappho, S. 881.

Doch bin ich nicht ohne Nachricht von Ihnen gewesen; der Graf von Wernigerode, den ich das Vergnügen gehabt habe in Berlin zu sehn, hat mir die besten Nachrichten so wohl von Ihrem Gesundheit als auch von Ihrer fortdauernden Freundschaft für mich gern gegeben; worüber ich mich den recht sehr gefreut, wie auch über das unvermuthete Zusammentreffen mit einem Halberstädter. Dieser Ort, das Andenken der dort so glücklich durchlebten Jahre, haben auch jetzt noch immer, trotz meines höheren Glücks, unendlich viel angenehmes für mich; der Anblick eines dortigen Bekannten weckt alle diese Bildes schnell auf in meiner Seele, und so vereinigt sich in einem [2] Moment das Wiedergefühl jahrelangen Vergnügens. Mit Verwunderung hab ich vom Grafen gehört wie sehr sich Halberstadt zu seinem Nachtheil verändert, wie die meisten Häuser aus gegangen und jene lebhafte Abwechselung tragischer und comischer Scenen gänzlich verschwunden ist.

Gewis tragi - comisch! Wenn ich mir einen alten Geheim-Rath Diest dencke, der eine Minuett tanzt und stirbt; wie Frau v. Alben, die die Karten in der Hand ihren Geist aufgiebt; einen JE. von Stedern der seine Ochsen prügelt, und vermuthlich auch in dieser Beschäftigung das zeitliche gesegnet hat; wenn ich mir unter den Lebenden all die Carikaturen, Probleme und Auflösung dencke, die ich dort gesehn, gehört, gefühlt und am öftern belacht habe; dann bester Vater Gleim, bin ich noch immer der Meinung, Halberstadt für den lustigsten Ort der Welt zu halten, und bei vollen Odem bei seiner Erinnerung zu lachen. Wenn ich mir aber Halberstadt, als den Sitz einer humanen, wohlwollenden Weisheit, als den Sitz gelehrter, guter, liebenswürdiger Menschen, als den Tummelplatz meiner Jugendfreunde, als die lachenden und trauernden Denckmäler meiner [3] Jünglings Freuden und Jünglings Thorheiten dencke, wenn ich mir endlich Halberstadt als die ruhige Wohnung meines geliebten Vater Gleims dencke, - dann müßt ich weinen, lächelte mir nicht meine gute Albertine mehr Freude, mehr Wonne, mehr Glückseligkeit mit einem Blick in die Seele, als mir Legionen schöner Erinnerungen Unruhe machen können.

O Sie glauben es nicht welch ein schönes, ruhiges Leben, das Leben eines glücklichen Landmanns ist! Ich hab ein langes Gedicht über diesen Gegenstand gemacht, worin ich Sie davon zu überzeugen suchte; noch ist es nicht ganz fertig, so bald es aber vollendet ist, werd ich es Ihnen zuschicken, und es wird Ihnen wenigstens ein Beweis seyn, daß ich recht oft an Sie gedacht habe, wenn auch gleich nicht geschrieben.

Was macht denn bei Ihnen die Politick? haben Sie sie auch an den Nagel gehangen? wie sie es jetzt verdient. Nie war dieses Ungeheuer wohl im eigentlichen Sinn ein solches Ungeheuer, als jetzt; Blutgier und Mordsucht, Schändlichkeit und Verrath, sind die Spornen ihrer Thaten, giftige Verläumdungen ihre Versprechungen, thörigter Wahnsinn ihre Eidschwüre; die Politick [4] ist eine Metze geworden, die sich von zertrümmerter Menschenglückseligkeit nährt, und von dem Fluch verführter Redlichen sich mästet. Gott sey Danck, ich weiß weiter nichts von ihr, als daß sie so seyn soll; ich weiß nicht wer die letzte Schlacht gewonnen, noch wer die erste gewinnen wird, ich weiß kaum mehr daß Preußen eine Monarchie und Franckreich eine Republick ist; aber das weiß ich, daß eine gewiße Claße von Menschen und Staaten mit verbundnen Augen in ein Feuer rennen, das sie alle verschlingen wird, während daß in allmächtiger Ruhe Eine herschen und Eine gebieten wird. Dann machen Sie wahr, was Sie mir einst in einem Ihrer Gedichte schrieben! -

Doch Etwas werden Sie doch auch von den Siegen des Liebesgottes über die Söhne des zweiten Zeus, des anderen Donnerers, so nennt Herr Hofpoet Philistri [Filistri] den König, von ihren schönen Weibern hören wollen. Die Cronprinceß ist wirklich das liebenswürdigste Weib, was ich einen Fürstensohn habe umarmen sehn; aber ich wollte sie wär mehr schön, und hätte weniger Grazie, so würde sich vielleicht ihr und ihrer Schwester theurer Herr Gemahl weniger hölzern ausnehmen. [5] Gott! welch ein mächtiger Unterschied zwischen diesen Männern und ihren Weibern! - Unsre Prinzen sahen wircklich herzbrechend aus; bleich, entstellt, entnervt, geschwächt, ohne Leben, ohne Gefühl, kalte Mumien, Gespenster zu verjagen, neben zweien Weibern, aus deren der Conprinceß ganzes Wesen, Anmuth, Güte, Cultur, Verstand hervorsah; ich sah die Cronprinceß in der Oper, der Königin die Hand küßen, und ich habe nie Etwas so reitzend anständiges gesehn; so viel Grazie kann, außer dem Mittelstande, nur eine arme Fürstentochter haben. O die Armuth hat einen goldnen Boden! Ihr verdancken wir so viele Erfindungen, so manche Kunst, so manchen Gedancken, das sonst nie die Welt gesehn hätte; ihr verdanckt das Herz [,] der Geist so manche Bildung; ihr

verdancken wir unsre liebenswürdige Cronprinceß, von der ich hoffe, dass sie den Geist des Prinzen nach den ihrigen bilden, das heißt, ihn zu einen humanen, gesitteten, menschenfreundlichen Mann machen wird. Übrigens sind die guten Prinzeßin[nen] noch sehr unschuldige Dinger; sie haben unter andern einen galanterie Händler aus Berlin, den Kaufmann Ciori [?], der sich ihnen in Franckfurt [6] am Main präsentiren ließ, gefragt; „ob es in Berlin auch so schöne Häuser gebe wie in Hanau?“ - Diese höchst naive Frage hat mich herzlich lachen gemacht. Anfang der Frühjahres gehen die Prinzeßin[nen] wieder nach Hanau oder Darmstadt, und die Prinzen, wo ihnen - das Zelt und die Feldbettstellen erwartet.

Ach! wie hab ich das arme Regiment bedauert? Den guten Ebra! Witzleben! - der Herzog wird sehr laut über die Unternehmung von Lüteg [?] getadelt, und wie mir scheint mit Recht. -

Doch welch einen ungegeheuer langen Brief hab ich Ihnen geschrieben. Für den ersten, nach einer so langen Frist des Schweigens, mag er noch immer angehen! - Leben Sie wohl! - meine gute Albertine empfielt sich Ihnen, und bittet mit mir um Entschuldigung für mich, und um ein baldiges Schreiben an

Ihren

FranzvonKleist

Gleim an Franz Alexander von Kleist

Halberstadt den 13ten Jan. 1794[357]

Wohl Ihnen bester Freund, daß Sie von den Tirannen in Paris nichts hören und nicht sehn! Ich höre, lese, sehe, wenigstens in Kupferstichen desto mehr!

Wohl Ihnen noch einmahl, daß Sie bey solch einer einzigen Zeitbegebenheit gleichgültig seyn, und, wie sie selbst sagen, unbesorgt seyn können! Ich kanns nicht! Wie sonst in meinen lieben alten Griechen und Römern, so leb und web ich itzt in unsrer Zeitgeschichte! Greuel über Greuel! Menschenblutströme - Tigermenschen mehr, als der gläubigste der Gläubiger nach tausend Jahren wird glauben können, wahr oder nicht, ich lese, prüfe, faß’ in den rechten Gesichtspunct, was in ihm zu faßen ist, forsche, was für Ungeheuer die Vorsehung zu Werkzeugen braucht, freue mich, wenn er Einen ihrer unsichtbaren Fäden, an welchen Sie das Übelste der Übel zum guten zu leiten scheint, mit den besten Franzosen meine Einsichten entdeck p.

Kurz mein Bester! Ich bin ein Zeitgenoße. Sie sind ein Beatus im goldnen Weltalter, Sie Pflügen ihr Land, und bekümmern [2] um die ganze Welt sich nicht!

Bleiben Sie, dieser Beatus nur, so lang’ es gehn will, doch ja! Wär ich an ihrer Stelle, so blieb ich ewig daheim - Ihre Haußgöttin Albertine macht Ihnen das goldne Zeitalter! Sie lebe! lebe hoch! Bleiben Sie, sag ich aber laßen Sie auch mich seyn, der ich nun ein mahl bin, auch ich bin ein Beatus auf andre Weise! Meine gute Muse vertritt noch immer die Stelle der besten obgleich nicht der schönsten Haußgöttin! Eine Menge von Zeitgedichten stehn in meinen kleinen rothen Büchern, keiner bekommt sie zu sehn, sie halten sich zu Hause, weil keiner Geschmack an Ihnen findet!

Auch das gehört, zu Ihrem lustigen Halberstadt; zu ihrem, denn ich kenne kein lustiges; noch sind die von Ihnen angeführten Kennzeichen dieser Eigenschaft völlig mir unbekannt bisher geblieben!

Herr von Steder ist wie ander Menschen gestorben, die Frau von Alben hat gespielt, das weiß ich, aber die Carten in der Hand, [3] kann sie nicht gestorben seyn, sie war eine vortrefliche Frau, stiftete mehr gutes als manche die nicht spielen, die todt gesagten Freunde samt und sonders, Witzleben, Ebra pp befinden sich alle zu Digon in der Gefangenschaft wohl; Sie werdens alles um schon in den gemeinnützigen Blättern

[357] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598803

gelesen haben, was ich deshalb Ihnen melden könnte; Ziethen ist geheilt und befindet sich bey uns so gesund, und so zufrieden mit seinem Schicksale, wie ihn wohl noch nicht gewesen seyn mag!

dieses in größter Eil, mit der zu roß abgehenden Post, Damit Sie, mein bester, baldmöglichst aufhören können zu seufzen: das arme Regiment!

Das sonst noch zu beantwortende, laß ich wohl bedächtig unbeantwortet! sage nur, das Herkules nicht so leutseelich ausgesehen haben mag, als [unlesbar].

Leben Sie Wohl! Küßen Sie ihre theure Haußgöttin Zehntausendmahl mit unter [4] denkend an

Ihren

alten treuen Fr. u. Diener.

Gleim

Am letzten Stiftungsfest hätten sie die an demselben gesungenen Lieder mitsingen sollen; alle haben Freund Fischern zum Verfaßer, das p. die Todten feyer ist vortreflich, ohne Zweifel hat ers ihnen geschickt.

Kleist der 1te gab seinem Frülinge den Titel das Landleben leider bliebs nur der Früling! Nun wart ich mit großen Verlangen auf das Landleben Kleists des Zweiten[.] Erfreun sie den alten Gleim doch ja bald mit ihm pp.

abschrift

an H. Legations von Kleist

zu Falkenhagen bey

Franckfurth an der Oder.

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Falckenhagen d. 13t Febr. 94[358]

Heil Dir, und mir, und Jedem, der die Welt,
aus mehr als einem Lichte sieht! Er wird
vom Vater Zeus mit gleichen Maas vertheilt
das Gut' und Böse sehn; wird weder mit
Abdera's[359] Weisen immer lachen, [noch][360]
mit Heraklit, dem finstern Dencker, sich
in Trähnen baden; ihm nur scheint die Welt,
nicht mehr und minder, als sie wirklich ist:
Der Helden und der Narren Hyppodrom.

---

[358] http://www.digishelf.de/piresolver?id=676557856

[359] 2018: Demokrit lehrte er in seiner Heimatstadt Abdera. Christoph Martin Wieland machte Demokrit zum Helden seines ironischen Romans Geschichte der Abderiten

[360] 2018: in der vorliegenden Briefkopie schwer lesbar.

Und du, o Gleim, willst nicht das Lustige
mit mir belachen, da doch ich mit dir
das Traurige beweinen will? -

Diese Frage müßen Sie mir erst beantworten, eh ich weiß, was Sie zu meinem lustigen Halberstadt rechnen. daß Vater Gleim seine treflichen Zeitgedichte in seinen rothen Büchern zu Hause behält, ist mir gar nichts Lustiges; wann aber ein hochwürdiger Domherr von Redern seinen Bullen hundert Prügel zu zählt, daß er am andern Tage mit geschundnen Händen in Gesellschaft komt, wenn dieser hochwürdige Herr sich mit einem Scharfschützen des Regiments besäuft, so [2] daß dieser den andern Tag wegen im Trunck begangner Unordnungen vom Hauptmann Nimptsch 20 Hiebe bekomt, - das bester Vater Gleim, sind so lächerliche Dinge, daß ich darüber lachen muß, wenn Sie auch böse würden! - ob ich [unlesbar] gern gestehe, daß man darüber auch weinen könnte. Die Nachricht, daß die sämtlichen vermißten Offiziere des Regiments sich wohl in der Gefangenschaft befinden, hat mir viel Vergnügen gemacht, besonders das Wohlbefinden des alten Zieten, und ich bin Ihnen herzlichen Danck dafür schuldig. Sollten Sie den würdigen Zieten sehn, so bitte, demselben meiner fortdauernden Hochachtung zu versichern; ich halte ihn noch immer für einen der treflichsten Menschen, -

das lebe hoch! welches Sie, theuerster Vater Gleim, meiner Albertine zu rufen, hat ihr viel Freude verursacht, und sie ruft mit eben so viel Herzlichkeit, mir mein: es lebe Vater Gleim! dreimal nach! - Aber Sie beschuldigen mich bei dieser Gelegenheit einer Proseliten macherei! Wann hab ich Sie stören wollen ein Beatus auf [3] Ihre Weise zu seyn? Nie und nimmer mehr[?]! es giebt keinen toleranteren Menschen auf der ganzen Welt, als mich! - Wann ich auch jezt eine Satyre schreibe, die sie bald werden zu lesen bekommen, wenn ich auch jezt Horazens Satyren mit wahrem Vergnügen studire, diese herrlichen Denkmäler des feinsten Geschmacks, die noch mein Pope und kein Wieland erreicht hat; wenn ich auch meinen Acker pflüge, und mein Weib küße, so hab ich doch noch eben so viel Gefühl für andrer Menschen Glück, wenn es auch nicht den meinigen ähnlet, wie sonst! - könnt ich nur auch gegen Alles so gleichgültig seyn, als ich es gern scheinen möchte! -

Wenn z.B. der engländische Minister von Fortsetzung des Krieges, von den Heldenthaten seiner Macht spricht, während im Angesicht der englischen Küsten, die Francken 52 Schiffe aufbringen, deren geladnen Schätze unterdeß der Minister dem Parlament in Rechnung bringt; so muß man freilich, man mag wollen oder nicht, von der Politick sprechen, und die Dumheit eines solchen Verfahrens beklagen, [4] verwünschen und verdammen. Was wir durch unsern Muth gewinnen, verlieren die Alliirten durch ihre Dumheiten wieder. -

Noch um eine Erklärung muß ich Sie bitten? Sie sagen: "Sage nur, daß Herkules nicht so leutselig ausgesehen haben mag, als [nicht lesbar]!"

Worauf deuten Sie das? Ich weiß mich nicht mehr meines letzten Schreibens an Sie so genau zu erinnern, um es mir zu erklären.

Freund Fischer? Ist entweder ein rechter bester Freund, oder ein rechter ungalanter Dichter; denn er hat seine Todtenfeier noch nicht geschickt. Ob ich wo ich selbst schuld bin, wenn ich in Halberstadt vergeßen werde, so faul ich, wenn es Briefschreiben gilt.

Ich muß meinen lieben Vater Gleim um Vorsprache bitte, sonst erhält schwerlich die Todtenfeier.

Ihr

FranzvonKleist

Sie haben mir einen bösen Streich gespielt gespielt! Wenn Kleists Landleben der Frühling nur geworden#, so wird das meinige wohl kaum eine Winterlandschaft werden!! -

An Gleim
den 2ten April 94.

Ich hab' ein Wäldchen,
wo Phoebus Stralen
kaum sichtbar schimmern,
und Blumendüfte
balsamisch wehen.
Hier murmelt freundlich
ein Silberbächlein,
wo Turteltäubchen
am stillen Abend,
von Eichen Wipfeln
herniederfliegen
sich zu [unlesbar];
[unlesbar] auf Zweigen
der dunklen Buche,
die muntren Fincken
mit Nachtigallen
wetteifern wollen
doch bald verstummen
die muntern Fincken,
Pandion's Tochter,
singt einsam göttlich,
und Phoebe steiget
[2] aus Wolcken nieder,
ihr Lied zu hören;
auch alle Nymphen
sind bei der Göttin.
Ich aber träumte,
von Arbeit müde,
in diesem Wäldchen,
sah nicht die Göttin,
nicht ihre Nymphen;
ich sah Minerva
mit einer Spade[?]
und einer [unlesbar],
ihr folgt Erato,
und beide hielt ich,

eh ich sie kannte,
für Flora's Nymphen.
Sie pflanzten Linden,
[unlesbar] stille Lauben
und kühle Sitze.
Voll Neugier frug ich
die schöne Muse:
[3] "Für wen, o Holde,
"pfanzt Jovis Tochter
"die schönen Lauben?"

""Nach zwanzig Jahren,
so sprach die Muse,
""Soll hier im Kühlen
""Minerva's Liebling,
""der Schwestern Freude,
""und meine Wonne,
""Gleim, Friedrichs Sänger,
""Sein Jubiläum
""noch singend feiern!""

da riß Entzücken
mich auch den Armen
des süßen Traumes;
als ich erwachte
wünscht ich recht sehnlichst:
"die lautre Wahrheit
geträumt zu haben!"

Falckenhagen. FranzvonKleist

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Obgleich[361] ein halbes Jahr beinah vergangen ist, ohne daß ich die mindeste Nachricht von meinem lieben Vater Gleim erhalten, so glaub ich doch noch seinem Herzen nicht ganz fremd zu seyn, ich glaube dem [unlesbar] Greis Vergnügen zu machen, wenn ich Ihm die glückliche Niederkunft Seiner Albertine mit einer Tochter melde. Gönnen Sie mir wenigstens diesen angenehmen Traum, wenn es einer seyn sollte; aus ihm

[361] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557872

gestört, würd ich das Vergnügen Vater zu seyn, nur halb empfinden. Ein großes, ein göttliches Vergnügen! ich möchte nicht diese Erfahrung verlieren, um Vieles! Theuer und schwer ist sie mir zwar zu erkaufen geworden; meine gute Albertine hat 30 schreckliche Stunden leiden, die schrecklichsten Martern [2] ausstehen müßen, bis man endlich mit einer Zange ein Töchterchen in die Welt zog. Welch eine göttliche Freude mir es war, als das Kind einen Laut von sich gab, schon längst für todt geglaubt, als ich sein Leben erkannte; das können Sie mir nicht nachempfinden, Sie Kinderloser! das können Sie sich nicht vorstellen. Ich habe im Rausch dieses Gefühls eine kleine Ode gemacht; ich lege sie hierbei; möchte sie Ihren Beifall haben. Nun geht bei mir wieder die Zeit des Sitzens, Lesens, Scheibens an; der glückliche Winter erscheint, und nun werd ich Sie schon wieder so oft mit meinen Briefen heimsuchen, daß Sie mich nicht sollen vergeßen können, wenn Sie auch wollten.

[3] Was machen Sie dann aber in Halberstadt? uns Armen wird dort gewis ein hartes Urtheil gesprochen; weil ich Allen meinen Freunden Antworten schuldig bin; wie wohl ist mir, daß Sie mir auch auf zwei Briefe zu antworten haben, sonst würd ich auch Ihr Stillschweigen meiner Nachläßigkeit Schuld geben. Müßig war ich wahrhaftig nicht, und ein Freund des Landlebens, wie Vater Gleim, entschuldigt mich gewis. Doch auch in litterarischer Rücksicht hoff ich Ihnen bald Beweise zu geben, daß meine Muse nicht ganz entschlummert ist, und daß sie wenigstens noch immer in Stande ist, elende Kritiken zum Schweigen zu bringen. Ich arbeite nemlich an einen neuen dramatischen [4] Gedicht, Minos und Skylla, dem einige Briefe über die höchst oberflächliche elende Rezension meine Sapho folgen. Ich bin nicht Narr genug mich über Tadel erheben zu wollen, und verdien ihn gewis oft; aber den Tadel eines Ohnmächtigen bin ich auch nicht zu dulden gesonnen, besonders wenn er kaum ein Atheniensischer Schuster ist. -

Im Penzelschen Strabo[362] find ich beim Minos eines Wercks des Abt Banier besonders erwähnt; es ist nicht viel dran, aber über Minos soll es gute Sachen enthalten; kann ich es hier nicht kriegen, und sollten Sie es haben, darf ich dann wohl hoffen es zur Durchsicht zu bekommen? - der Himmel weiß, daß ich mich recht sehne [5] meinen guten Vater Gleim, und meine Halberstdtsch. Freunde wiederzusehn! -

Mir geht es wie dem Könige und Voltaire, wenn ich diesen Vergleich wagen darf, ich vermiße Halberstadt oft. Zum Glück hab ich hier am Übersetzer des Theokrit, am Gr. Finckenstein einen guten und gelehrten Nachbar, und nur eine Viertel Meile von mir; der muß mich Halberstdtsch. Litteratur ersetzen helfen. Übrigens sind Sie auch darum zu beneiden, daß sie von der Furcht vor Feinden und Mordbrennern ganz sicher sind, welche hier in unsrer Gegend uns viel zu schaffen gemacht. Wir haben alle Nacht müßen wachen laßen, und jezt, wenn die Flüße erst werden zu gefroren seyn, wird [6] die Gefahr vor feindlichen Überfällen noch größer werden, wenn nicht der Tod des tapfren Kossiuskov's[363] dem Dinge ein ander Gesicht giebt. Dieser wircklich große Mann wird allgemein bedauert, und Feind und Freund läßt seinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren. Wir erwarten hier bald 20 000 Mann vom Reihn zurück, und sind bereits schon Anstalten dazu getroffen; möchte doch mein Vater und mit ihm der Friede zurück kommen. Nach Frieden seufzt hier Alles, und es ist hohe Zeit, dass es Friede wird. Schon mangelt es an Allen; und ich habe erst gestern, was vielleicht seit 100 Jahren nicht geschehn, ein Circulare bekommen, worin uns streng anbefohlen [7] wird Getraide nach Berlin zu liefern, weil es dort so sehr an zu mangeln fange; wenn die Zufuhr sich nicht bald vermehrte so würde man Untersuchungs commisionen schicken, ob wo Getraide aufgekauft und aus Wucher zurück behalten würde. Leider ist das nicht der Fall! Wir haben kaum unsren Bedarf, viel weniger Überfluß, und eine Commision wird mit großen Augen zurück kommen. Man hat dem Könige so große Hülfsmittel vorgeheuchelt, und nun da es dazu komt, sieht er mit Erstaunen einen Irthum. der alte Minister Herzberg, schrieb mir vor einiger Zeit, dass er dem Könige gewagt die Wahrheit zu sagen; die aber sehr schlimm sey [8] aufgenommen, und Er mit harten Dingen bedroht worden. Der alte Mann kann seinem Patriotismus immer noch keine Gränzen setzen; und verdirbt durch seinen Rath die Sache nur mehr,

---

[362] 2016: Des Strabo allgemeine Erdbeschreibung, Abraham Jacob Penzel. Erster Band Europa, Lemgo 1775.

[363] 2016: vermutlich Tadeusz Kosciuszko, polnischer General, am 10. Oktober 1794 wurde er von Russen besiegt und gefangengenommen.

weil er die Möglichkeit ihn zu befolgen, entfernt. Bei allen Göttern ich schreibe zu viel, und weiß nicht einmal ob Sie auch woll sind? ob Sie diesen langen Brief lesen werden? Ihre Antwort wird dies ausweisen.

Von ganzer Seele

Ihr

Falck. d. 1t 9br, FranzvonKleist

94.

Gern schickt ich Ihnen ein Expl. von einer schön gedruckten Ode an den Herzog von Braunschg.; aber es fehlt am [unlesbar]

Ode
als Albertine glücklich mit einer
Tochter entbunden war.

Verhüll, o Muse, mir mit dunklem Schleier
Deukalion's blutgieriges Geschlecht,
Verhülle mir die stolzen Ungeheuer
der weisren Zeit, die Hohn dem Menschenrecht,
der Häuslichkeit Verachtung lächeln,
auf Leichen wie auf Rosen gehn,
in Strömen Bluts, wo Halbgestorbne röcheln,
voll Mitleid nie, oft von Bewundrung stehn;
verhüllt mir die Welt, ich mag sie nicht erblicken,
ihr wilder Frevel stört mein ruhiges Entzücken!

Danck, Göttliche, sie schwindet mir die Erde,
ich sehe nur die Wogen meiner See,
die jungen Haine nur, die auf mein [?] werde;
der Fleiß erschuf, den rothbeblümten Klee,
der meine Heerden nährt, die frischen Saaten,
die noch, wohl mir, kein friedlich Roß,
beschützende Geschwader nicht zertraten,
wie jüngst als Ewald's Blut für Friedrich floß;*[364]
wohl mir, ich sehe nur an meines Weibes Herzen,
mit ihrem Töchterchen die Mutterliebe scherzen.

Heil mir! sie lebt! Für die ich tausend Leben
ein Nichts geachtet; lebt! und reichet mir
den Kelch der Freude! Götterwonnen beben
durch meine Seele, sonst geahnet hier,

[364]* 2016: Zu dem Stern findet sich keine Anmerkung

empfunden dort! des Schöpfers Lustgefühle
beim Anblick des Geschaffenen!
Wer singt sie? wer mit kühnem Harfenspiele
begleitet den Gesang? Ihr schweigt? kann dann
die sterbliche Natur mit Götterlust sich trancken,
empfinden mehr Ein Herz, als tausend Geister dencken?

Hier steht beschämt die Zauberin des Lebens,
die Kunst an ihrem Ziel; hier deutet nur
Apollos Hand, und Guido blickt vergebens
auf seine Engel hin; hier siegt Natur!
Wenn Hecktor weint muß selbst der Männide,
ihr Freund, verstummen. Wer gleicht ihm? -
Ha! böte mir zu meinem Wonneliede
auch Phoebus Flammen , aus dem Ungestüm
der Schlachten Pallas Kraft, Beredsamkeit Athäne;
ich mahlte Vaterglück doch nur durch diese Trähne.

Brief an Joachim Heinrich Campe[365]

Wohlgeborner Herr,

Hochgeehrtester Herr Schulrath!

Es gewährt mir recht herzliche Freude, dass Ew. Wohlgeboren meine Zuthulichkeit so freundschaftlich aufgenommen, und ich sage Ihnen den allerverbindlichsten Dank für Ihre so zweckmässigen Bemühungen. Besonders haben Sie mich durch die gütige Art verpflichtet, mit der Sie eine Vergesslichkeit von mir, in Rücksicht des Hofrath Ebert, verbessert; einen Mann, den ich so sehr schätze, und dessen Gedichte so frohe Biederkeit athmen. Möchte ich doch in den Fall kommen, Ihnen auch meine Gegendienste anbieten zu können! —

Ihr edler Fürst hat mit vieler Bescheidenheit und vieler Gnade mein gutgemeintes Gedicht aufgenommen, von dem ich mit Ihnen hoffe, dass Keiner Schmeichelei darin finden wird. Ich bin, Gott sei Dank, in einer Lage, dass ich der Fürsten entbehren kann, unabhängig von ihren Launen und nur den Gesetzen unterworfen; warum sollte ich ihnen schmeicheln? ihren Lastern einen Schleier umhängen? — ich weiss wohl, und Sie wissen es mit mir, dass in der poetischen Sprache manche Dinge etwas pompöser klingen, als in der historisch-prosaischen; ich weiss wohl, dass die freien Franken weder vor dem Herzog von Braunschweig, noch vor dem römischen Kaiser, noch vor allen Königen der Welt im eigentlichen Sinne beben; aber ich weiss auch, dass sie den Herzog als einen grossen Feldherrn fürchteten, und sich herzlich freuten, dass seine grossen Talente an einer schlechten Politik der alliirten Mächte scheiterten. Und war er nicht in jeder Feldschlacht ihr Meister? und würde er nicht ihr Schrecken geworden seyn, hätt' er nur mit

[365] 2016: Brief ohne Ort und Datum. Wegen des Bezugs auf die „Ode, Sr. Hochfürstl. Durchl. Carl Wilhelm Ferdinand, regierendem Herzog von Braunschweig - Wolfenbüttel, bei der Rückkehr aus dem französischen Kriege 1794, gewidmet", in Vermischte Schriften, siehe oben S. 469 dürfte der Brief Ende 1794 nach dem Brief an Gleim vom 1. November 1794 entstanden sein, in dem noch kein gedrucktes Exemplar vorlag. Joachim Heinrich Campe, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung, Jacob Anton Leyser, Band 2, Braunschweig 1877, S. 130. Brief im Besitz der Herzog-August-Bibliothek, Wolfenbüttel; Signatur: BRIEFSAMMLUNG VIEWEG 929

preussischen Herren zu thun gehabt? Seinen Verdiensten wird die Nachwelt Gerechtigkeit widerfahren lassen, und schon jetzt, glaub' ich, sehen es die alliirten Mächte und die Welt ein, dass Frankreich unüberwindlich ist, wenn man auch die Stadt London zehnmal illuminirte.

Verzeihen Sie meiner landmännischen Geschwätzigkeit; — aber — es giebt auch der sonderbaren Dinge gar zu viel jetzt in der Welt! —

Hat Ihnen nicht Ihr Ohr geklungen? Ihr ältester Herr Schwager, mein lieber guter Freund, ist neulich bei mir gewesen, leider! nur auf einen Tag, und da haben wir Ihrer recht herzlich gedacht. Dieser herrliche Mann, bei dem Geist und Herz gleich gut und bieder sind, ist ganz seines Schwagers würdig, und ich verdanke ihm schon viele vergnügte Augenblicke. Kann ein Mensch dem Anderen mehr zu danken haben?

Gönnen Sie mir diese Verpflichtung auch gegen Sie, und überzeugen Sie sich von der innigsten Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Ew. Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener

Franz von Kleist.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. Legationsrath v. Kleist — Halberstadt 7ter Nov. 1794[366]

Beatus ille, qui procul negotiis.[367] p. ? kan zehnmal dem Geschäftsmann schreiben, liebster! bester! sollte zehnmahl in dem halben Jahre, das ohne Nachrichten von ihm hingefloßen ist, ihm geschrieben haben - Nein! aber! im Hüttchen ist kein Krieg! Viel Glücks und friedliche Zeiten; dem lieben Vater des schönen Kindes. Friedliche Zeiten? Ja! ja! nur itzt noch nicht, jetzt ists der schlimmste Zeitpunct, die Königsmörder, nicht die Königsmörder, die Menschheitsmörder sind itzt noch zu stolz, sie verlangen den Rhein zur Gränze, verlangen die Reichtum bringenden Inseln zurück, verlangen alles Gold und Silber und Bley und Eisen der Holländer p. um Gottes und Deutschlands Ehre willen, jetzt den Frieden nicht! Patriotisch ärgerte sich schon der alte Hüttner über die blödsinnigen Äußerungen der, den Friedenvollen Fürsten unsers lieben theuren Vaterlandes! Ach! man möchte sich zu Tode jetzt ärgern, daß alle Fürsten, und alle Weisen des Landes leider auch so muthloß itzt sind! Zwey haben unsre Preußen Gesang würdige Thaten gethan, im letzten Gefecht bey Lautern blieben dreytausend Franzosen, und dreyßig Preußen, auf einen Preußen hundert Franzosen; der Hessen umd Hannoveraner waren auch Soldaten, aber die Holländer, die Engelländer, und ach! ach! ach! die Oestreicher, sonst so brav, waren keine, liefen wie die Läufer bey Roßback, mußten, wie's jetzt sich aufklärt auf Befehl des Kriegesraths laufen p.

Nichts mehr davon. - Davon lieber! Daß Sie gegen die Schmeißfliegen nicht zu Felde ziehn, daß sie nicht einmahl mit der Fliegenklappe sie todt schlagen, sondern sie leben laßen müßen, sie sind so sterblich!

Das Hüttchen, lieber bester, bleib ich, weils mit der reitenden Post nicht reisen kann, ihnen schuldig.

Den Banier hab ich - aber ist ein Buch, das in allen Bibliotheken sich findet, deutsch von Schlegel, und französisch[;] Sie könnens näher haben; zu Frankfurth oder zu Berlin!

Tausend mahl, lieber! grüßen Sie mir meinen lieben theuren Grafen von Finckenstein! O wie glücklich sie sind! Solch' einen Nachbar zu haben! Sie sind ein Schooßkind des Glücks! und ich, ich bin, in meinem Hüttchen,

---

[366] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676598811

[367] 2016: erster Vers aus dem 2. Gedicht der Epoden des Horaz

Ihr
treuster Freund
der alte Gleim

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

[auf dem Umschlag] Falckenhagen 24. August 1795[368]
d. 24 t Aug. 95.

Es muß nothwendig ein Irthum des Gehm. H Amelang bei dem Beneckeschen Wechsel Statt haben, denn ich hoffe, daß kein Mensch in der Welt von mir glauben wird, daß ich empfangne Valuta leugnen werde, am wenigstes in Fällen wie der ist, worüber ich in diesem Augenblick, da ich von Prenzlov zurück komme, Ihren Brief empfange. Ich habe dem Gehm. H. Amelang geschrieben daß ich H. Benecke den Wechsel bezahlen wolle, (und zwar, da nunmehr wie ich heut erfahre der Mann zurück ist, auf den ich, wie Beneckens [unlesbar], gewartet habe, denck ich es in wenigen Tagen zu thun), daß ich es aber vor 3 Wochen nicht könne, und nur in Terminen; daß mich die Klage des Ben. sehr kräncke, da mich der hier in Franckf. Geduld versprach bis zur Rückkehr des Krüger (der d. 10 t huj. erst gekommen), und daß auf keinen Fall [?] eine Wechselklage Statt finde, weil ich die Valuta nicht baar, sondern in Büchern u. Waaren empfangen, und selbst von den Büchern noch nicht alle mir angerechneten complett erhalten, und daß er [2] sich wegen der Zahlungstermine vergleichen möge. Hat H. Amelang mehr oder weniger gesagt und gethan, so ist er dafür verantwortlich und nicht ich; dies aber, was ich ihn zu behaupten aufgetragen, ist Wahrheit und kann so wenig von Ihnen wie von H. Beneckens geläugnet werden, mit denen ich nur durch Sie und auf jar keine unmittelbare Art in Verbindung stehe. Da ich diesen Leuten 4/m [unlesbar] ehrlich bezahlt, da ich Ihnen über diese letzte Post schon Alles zu Ihre Bezahlung eingerichtet hatte, und nur durch die unerwartete Briefe des H. Krüger in die Unannehmlichkeit nicht zahlen zu können versetzt wart; da ich H. Ben. darüber selbst gesprochen, ohne daß er mich von seinem Vorsatz zu klagen Etwas mercken ließ; so werden Sie selbst diese Behandlungsart nicht loben können, die zu vermeiden, hätt' es mir H. Benecke gesagt, mir [3] damals ein 100 [unlesbar] kostete, welche ich gern ersparen wollte, nun auf die Rückkehr des H. Krüger zu warten. Übrigens danck ich Ihnen für Ihre Freundschaft recht sehr, mich von diesem Mißverstande unterrichtet zu haben, denn der ist es auf alle Fälle; entweder von Ihrer oder H. Amelangs Seite. -

Das versprochne Gedicht ist noch nicht fertig, denn mich hat eine Reise zerstreut,von der ich so eben zurück komme; doch denck ich nächstens mein Versprechen zu halten, wie auch H. Beneckens ist es möglich noch früher zu zahlen, als ihre unnütze Klage entschieden seyn wird. Ganz

der Ihrige
FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

[368] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 11

Falck[Riß im Brief] 12 t Obr[369]

Versprochnermaßen erfolgt hierbei das Manspt. des Gedichts, Glück der Ehe;

fangen Sie nun den Druck an, sobald wie es seyn kann, und haben Sie die Güte mir die letzte Correktur zu schicken. Es findet sich oft, daß man in gedruckten Sachen leichter kleine Nachläßigkeiten entdeckt, als im Muspt. Die Anmerkgn. werden am Ende, mit etwas kleineren Lettern, wohl am besten sich ausnehmen. Haben Sie schon ein Kupfer gewählt? -

Lange Briefe hat man in Ihre jetzigen Lage selten Lust zu lesen, und weitläuftiger Glückwünsche bedürfen Sie nicht, der Sie jezt der Freude und dem Glück im Schoos sitzen. Mögen Sie bis ans Ende Ihrer Tage diesen lieblichen Platz einnehmen! Keinem wird es mehr Vergnügen machen als

Ihrem

FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

Herrn Buchhändler Friedrich Vieweg dem Aelteren zu Berlin

Ringenwalde bei Neudamm in d. Neumarck,

d. 16 t 9br 1796.[370]

Sie haben die Güte gehabt, werthgeschätzter Freund, die Bestellung eines trimeau[371] und die Zahlung des [Anfang unlesbar]machermstr. Bartels zu übernehmen; wären Sie nun wohl auch so gefällig, mir zu schreiben, ob die Bestellung fertig ist und ich die moeubles abholen kann? - die von Bartels mir bestimmte Zeit ist vergangen und er wird hoffentlich seinen Contrackt erfüllen. - Auch ersuch ich Sie mir bald möglichst,

1. Arthur Younik ökonomische Reisen, deutsche Übersetzung,[372]
2. Plato's Dialogen, von Stollberg übersetzt,[373]
3. den 4^{n} Theil von Meisters Lehrjahre,

zu verschreiben und anhero zu senden; ist letzters mit den 4^{n} Theil geschloßen? - Göthe und Schiller haben ja die ganze deutsche litterarische Welt zum Kampf in den Xenien aufgefodert; es kann gewis Keiner die Art und Weise billigen, wie sie Nikolai behandeln, deßen Verdienste um die deutsche Litteratur so anerkannt gros sind.

---

[369] 2016: Die Jahreszahl fehlt. Die Angabe von Falckenhagen schränkt den möglichen Zeitraum ein. Frühestes Jahr ist damit 1793. Das erwähnte Buch „Das Glück der Ehe" ist mit einer Vignette, Franz Alexander von Kleist mit Frau und Kind, 1796 bei Vieweg erschienen. Dies spricht dafür, den Brief in das Jahr 1795 einzuordnen. Der Brief vom 24. August 1795 hatte ein noch zu übersendendes Gedicht angesprochen. Die Anspielung auf Freude und Glück dürfte sich darauf beziehen, dass Vieweg am 17. Oktober 1795 heiratete, also - wenn die Datierung richtig ist - wenige Tage später.
Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 10

[370] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 12

[371] 2016: Trumeau=Pfeilerspiegel

[372] 2016: vermutlich Arthur Youngs Reisen durch Frankreich und einen Theil von Italien, in den Jahren 1787 bis 1790

[373] 2016: Auserlesene Gespräche des Plato, übersetzt von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Königsberg ab 1796

[2] Wie befindet sich Ihre Fr. Gemahlin und Ihr Kleiner?[374] wenn Er erst so alt seyn wird wie meine Adelaide, dann werden Sie es erst fühlen lernen, daß Vatergefühle Vorempfindungen elisischer Freuden sind.

Empfehlen Sie mich dem Andencken Ihrer Fr. Gemahlin, als Ihren

ganz ergebensten

FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

[auf dem Umschlag] Ringenwalde d. 2 t Dec. 96[375]

ich habe vor ungefehr 14 Tagen Ihnen geschrieben, werthester Freund, und gebeten mir Nachricht zu geben, wie weit H. Bartels mit meinem Moeuble ist? ob ich sie kann holen laßen? noch hab ich aber kein Wörtchen von Ihnen erfahren, und muß schon auf halsbrechenden Stühlen Ihren guten Willen erwarten, der mich erlösen muß. Mit hiesigen [Loch] Stühlen aus den Zeiten Carls [unlesbar], und 16 derg. aus den moeuble Magazin zu Franckfurth muß ich mein ganzes Haus besetzen, nicht ohne Sorgen, will Jemand Gebrauch von dieser decoration machen. Schreiben Sie mir also ja aus Barmherzigkeit, wie weit es ist; jezt hab ich Zeit Fuhren abzumüßigen und könnte so diese moeubles leicht und gut herbekommen. - Ich werde [2] gegen d. 18 t xbr. nach Berlin kommen, die Zahlungen des Gr. Münster[376] zu empfangen, als dann hoffe ich Sie und die Fr. Gemahlin wohl und heiter zu sehn und den kleinen [unlesbar].

Diese Reise ist ein Grund mehr, mir [Loch] Antwort zu erbitten, damit ich [Loch] meiner Abwesenheit die gehörigen [Loch] treffen kann. Mit vieler Hochachtung

Ihr

Ringenwalde bei Neudam

d. 2 t xbr. 96.

Janz ergebenste [unlesbar]

FranzvKleist

Franz Alexander von Kleist an Vieweg[377]

ich habe Ihre Berechnung erhalten, werthester Freund, und werde Ihnen meine Bemerckungen, so wie ich meine Papire nachgesehen, von Ringenwalde aus mittheilen; das Honorar für Zamori hat aber damit nichts zu thun, und ist dies Ihnen geschenckt, sobald Sie das Geschenck annehmen, welches Sie damals ablehnten.

Suchen Sie doch gefälliest den bestellten Spiegel mir gegen künftigen Dinstag bereit zu halten, wo ich Wagen herschicke die lezten moeubles abzuholen. Ich bitte mir durch Überbringer dieses, zum Behuf der neuen Ausgabe, ein Ex. von den hohen Aussichten und dem Glück der Liebe zu schicken. Empfehlen Sie

---

[374] 2016: Ein offensichtlich früh verstorbener Sohn. Der Unternehmensnachfolger Eduard Vieweg ist 1797 geboren.

[375] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 13

[376] 2016: Reichsgraf Georg zu Münster Meinhoevel, Käufer von Falckenhagen

[377] Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 14

mich der Fr. Gemahlin bestens; ich gehe früh ab und hoffe Sie beiderseits in 14 Tagen gesund wiede[r]zusehn.

FranzvKleist d. 29 t xbr.[378] [1796]

Prinz Louis ist todt.[379]

Franz Alexander von Kleist an Gleim

Beneidenswerth, o Greis, und von den hohen Göttern[380]
geliebt ist, wer, gleich Dir, den Lebensbaum
der Weisheit, achtzigmal mit Frühlingsblättern
und Blüten prangen, wer den Jünglingstraum
des höhern Geists, der Hofnung erste, holde
geliebte Braut, der Wirklichkeit geschmückt,
im Lorbeerhain der Siegenden erblickt -
gefeyert, wer gleich dir, im Abendgolde
des Lebens gern den Zauberspiegel sieht,
wo die Vergangenheit mit Zukunfts Früchten bläst.
Das Leben gleicht dem Meer das beide Welten scheidet,
bevölckert man der Schiffe reichen Last
führt Tausende von Tausenden beneidet,
zum gleichen Ziel die segelschwere Maß -
Doch wer erreicht's? den wirft an Felsenklüften
[2] der wilde Nord, den stürzt des Donners Gluth
in ewge Nacht, den schleudert Scylla's Wuth
zum Tartarus - kaum Ein Beglückter schifte
von Hunderten der sorgenlosen Ruh,
an goldne Beute reich, dem Vaterlande zu.

Du bist der Glückliche, du schiftest zu den Stürmen
des Schicksals mit Odyßeus Muth; Dich rief
Die Weisheit früh von hohen Feuer Thürmen
zum sichren Strand; an Deiner Seite schlief
der Thorheit Kind, die Sorge, kaum so lange
wie Sparta's Bürgern das Gesetz; dir flohn
die Horen ungeküßt zum duncklen Trohn
des Vaters nicht, mit zärtlichem Gesange
hielst du die Flüchtgen auf, und sie verliehn
dir jede ein Geschenck noch danckbar im Entfliehn [nur teilweise lesbar].
[3] Die kühne, glänzende, das Kind der Morgenröthe,

---

[378] 2016: Das Jahr 1796 ergibt sich aus dem Inhalt des Nachsatzes.

[379] 2016: Friedrich Ludwig Karl von Preußen, genannt Prinz Louis oder Louis von Preußen (* 5. November 1773 in Potsdam; † 28. Dezember 1796 in Berlin)

[380] http://digishelf.de/ppnresolver?id=676557880

gab Dir die Leier, die von Friedrich's Ruhm
des Herrlichen erklang; die süße Flöte
Anakreon's entwand dem Heiligthum
Apoll's für dich, das Schwesternchen der Freuden,
das beim sokratschen Mahl die Becher füllt,
und Liebende zum duftenden Gefild
der Dämmrung führt, wo schöne Träume weiden;
Die Harfe bot zu Halladat's Gesang,
dir die besternte Braut der Nacht bei Schfärenklang.

Wohl dem, der frey genannt [?] den eilenden Göttinnen
mit Liebe naht, den Augenblick genießt,
noch da er ist, und was er heut gewinnen,
nicht Morgen suchen will; nur vorwärts fließt
[4] der Bach der Zeit; wer jede kleine Wette
geräuschlos [?] zählt, der weint dem Wunderling,
der Alles giebt und Alles nimt, nicht nach,
der steuert froh zu der besonnten Quelle,
wo still und tief, nie alternd nie verjüngt,
die Schlange Ewigkeit den Zauberkreis umschlingt.

Dahin geht unser Bahn, dahin entfliehn die Horen,
zum Wechseltanz um den gereiften Kreis,
und jeder Tropfen Zeit, den hier die Thoren
verschütten, wird - erfreue dich o Greis -
von ihnen dort dem Weisen zugemeßen,
der so wie du ihr Freund, ihr Günstling war,
der keinen Tag auf ihren Weihaltar
mit Blumenduft zu opferen vergeßen;
nur Er schift, leicht und schön, in sorgenloser Ruh,
an golden Beute reich, dem Vaterlande zu.

[5] daß Sie, würdigster Greis, noch recht lange auf dieser freundlichen Schiffary zubringen mögen, ist der heiße Wunsch, den ich, beim Antritt Ihres achtzigsten Jahres, für Sie zu erfüllen den Himmel bitte. Es ist lange, daß ich einen günstigen Augenblick erwartete, meinem guten, lieben Vater Gleim zu sagen, daß ich noch eben so viel Theil an Seiner Zufriedenheit, Sein Wohlseyn, seine Freuden nehme, wie sonst, daß ich hoffe, auch von Ihm noch geliebt zu seyn; aber theils Geschäfte, theils Kranckheit [unlesbar] musten immer die Musen, in deren Sprache man eigentlich jezt den Hohenpriester Apollo's nur anreden sollte. Jetzt [?] hab ich mit Freuden Ihr Wohlseyn bestätigen gehört, und erst vor wenigen [6] Wochen war ich gar Willens Halberstadt und Vater Gleim zu überfallen, aber Vaterbesorgnis hilt mich zurück, und ich muß schon die Freude, Sie und meine dortigen Freunde wiederzusehen, aufgeben.

Ich lebe jetzt in der Neumarck; überaus glücklich und zufrieden, besitze ein höchst vortrefliches Weib, eine liebenswürdige Tochter, und erwarte täglich den Sohn; wäre meine Gesundheit reeller, so bliebe mir Nichts zu wünschen. Gewis ist Ihnen diese Nachricht angenehm, denn ich bin stolz genug mir einzubilden, noch immer in Ihrem Herzen den alten Platz einzunehmen.

Was sagen Sie zu der Unfruchtbarkeit unsrer schönen Litteratur? Die Halladats [7] Sänger und Nathan's Dichter kehren nie wieder, und unser schöne Litteratur geht sichtbar rückwärts. Sie haben dies als Folge der

politischen Revolutionen voraus gesehen; die uneigenützige Liebe zu den Musen muß jetzt überall dem raffinirten Eigennutz weichen, und ein gewißer allgemein gültiger Egoismus dicktirt jetzt in der moralischen, wie in der politischen und aesthetischen Welt Gesetze. Ich schmeichle mir aber mit der gewis[sen] Hofnung, daß mit dem Frieden [den] Musen und den freundlicheren Hausgöttern der Völcker ein neuer Morgen aufgehen, und dann Vater Gleim noch einen hohen, mächtigen Lobgesang anstimmen wird.

[8] Ich laße jetzt das Leben des Gr. Herzberg oder vielmehr eine Charackteristik deßelben drucken; so wie sie fertig ist, werd ich sie Ihnen zuschicken, da ich weiß, dass auch Sie einer seiner alten Verehrer sind. Haben Sie die Güte, mich allen Halberstädtschen Freunden zu empfelen, und eh Sie es sich versehen, bin ich in Halberstadt, den Vater der Musen um seinen Segen zu bitten.

[unlesbar] FranzvKleist

Ringenwalde bei Neudam in der

Neumarck. d. 24 t Mrz. 97.

Gleim an Franz Alexander von Kleist

An H. v. Kleist Halberstadt den 1tn Aprili 1797.

Ihre Muse, Kleist! ich schreibe keinen Nahmen lieber, macht mich zwey Jahre älter, als ich bin, wie geht das zu? Sie, die Tochter der Mnemosinä, die liebe liebenswürdige Schmeichlerin die junge Freundin meiner alten Muse, die dreymal meinen Geburths Tag feyerte, wie konnte sie meinen ersten Tag vergeßn Wie? Auf dem Lande vergaß sie, nicht die Freunde, nur die ersten Tage der Freunde machten die Freuden, des Landlebens Sie vergeßen!

Das schadet nicht! Nehmen aber laß ich die zwey Jahre mir nicht!

Wir leben in Zeiten, wie soll ich sie nennen? alle metallene hab' ich durch gelebt, wir leben in Zeiten, in denen man wie der Prophet Schlaft ihr?[381]

ungestraft die Götter fragen darf!

Zwar lebt' ich im Hüttchen, wie Einer [2] deßen Götter nicht Schliefen, der Pfarrer von Grünau[382] besuchte mich, im Hüttchen aber hört ich von Greuel Thaten sprechen, hörte von Teufeln sie singen, wo bist du, sang ich, Sonne! geblieben? So finster war's um mich! Morgen hab' ich die Musen und Grazien bey mir im Hüttchen, geladen sind sie, sie werden, hoff ich kommen, ich muß mich vorbereiten, also weg aus der Seele, die Schwärze! Göttin der Freundschaft! erscheine!

Gestern erschien Sie, vergnügte den Freund, brachte, bester! das Schreiben, das sie den 24 tn vorigen Monaths Ihnen dictirte!

Wie vor Funfzig Jahren die ersten Friedensnachrichten, so posaunt ich die guten Nachrichten von unsern Kleist, seinen Freunden! Gottlob? Wir hörten so böse! Sie hätten Schulden, wären geschieden!

[3] Gottlob! daß alles erlogen, daß sie so höchst- glücklich, Vater und noch Liebhaber sind!

Gebe der Allvater, es ist doch einer, Ihnen den Sohn, auf den Sie hoffen, Einen, wie Katul gemahlt hat,

---

[381] 2016: Möglicherweise Anspielung auf Altes Testament 1. Könige 27: „... spottete ihrer Elia, und sprach: Ruft laut! denn er ist ein Gott; ...oder schläft vielleicht, dass er aufwache."

[382] 2016: Figur aus Johann Heinrich Voß, Luise. Beginn mit „Vor Gleims Hüttchen".

Semi hiante labello, dem Vater und der Mutter aus den Augen nicht geschnitten, sanft heraus genommen, geb Ihnen, bis in mein Alter, häußliche, alle die andern, aus genommen, die Freuden der Muse, sind halbe Freuden gebe Sie Ihnen bis in mein Alter, und drüber, der Jahre so viel, als ich mit seiner Hülfe zu leben noch Willens bin!

Sie wollen Herzbergs Leben schreiben? Schreib! schreib seinen Leben, du der du sein Freund nicht warst!

Die Göttin Wahrheit wird dir doch die Feder führen.

[4] Schreiben Sie ein mal auch meines, zum Größten, das Kleinste!

Die Freunde befinden sich wohl, Schmidt ist auf der Höhe seines Genius, seines Horatz, und seines balde [?] hohe Lieder beweisens, er wird mit diesen Meisterwerken großen Ruhm erwerben.

Nach Ruhm thät ich den kleinsten Schritt

aus meinen Hüttchen auch, thät ihn die Kuhr mit!

Morgen sprechen wir in ihm von unsren Kleist! und jubiliren! Ich verehre seinen Haußengel, und bin

Sein

Gleim

Franz Alexander von Kleist an Vieweg

[auf dem Umschlag] Ringenwalde - Juni 1797[383]

Mit nicht geringem Befremden ersah ich aus einem Schreiben des Kfm. Ludwig Wagener in Berlin, dem ich aufgetragen für mich 900 rthlr. zu zahlen und ihm eine Anweisung auf Sie gegeben, um diese bei Zahlung des Wechsels d. 24 t Juni als baar Geld anzunehmen; daß Sie diese Anweisung nicht honorirt haben. Welche Veranlaßung Sie dazu gehabt, ob ich eine kaufmännische [unlesbar] nicht beobachtet oder was sonst, weiß ich nicht; ich habe mich aber dadurch genöthicht gesehen, um nicht [unlesbar] zu werden, dem Kfm. Wagener Ihren Wechsel zu [unlesbar] [2] und ihm die Eincaßirung deßelben zu übertragen. Er wird Ihnen zugleich die mir übersandte Rechnung von 190 rthlr. 16 gr.[?] gegen Quittung und gegen einen Revers bezahlen, daß Sie mir die [unlesbar] fehlenden uncomplett [?] gelieferten [?] Bücher, namentlich den Rousseau, in 4 Wochen nachliefern werden. die mir durch Ihre Güte bestellten Spiegel werd ich bezahlen, so wie sie fertig sind; worüber ich mir gefällige Nachricht erbitte, so wie ich neugierig bin zu hören, was Sie bewogen [3] hat meine Anweisung, die doch auch erst d. 24 t Juni zahlbar war, nicht anzunehmen, und dadurch mich, meinen Credit, und unser freundschaftliche Verhältniße auf eine so unfreundliche Art zu beleidigen.

FranzvKleist

So eben find ich ein Schreiben vom 21 t April 97 nebst 26 rthlr. 16 gr.[?] für Toback und 6 rthl. und 12 gr. [?] dem Mahler [Name unlesbar] Auslage; auch diese bitte ich d. 24 t Juni abzuziehen, für welche Auslage ich ergebenst danke.

---

[383] 2016: Nach Anke Tanzer, Mein theurer zweiter Kleist, S. 303, soll nach dem Inhalt „terminus post quem 23. Juni 1797“ sein. Man kann den Inhalt des Briefs auch so verstehen, dass der Zahlungstermin 24. Juni zum Zeitpunkt des Schreibens noch in der Zukunft liegt.
Vieweg-Archive der Universitätsbibliothek Braunschweig, Signatur V1K:80, Nr. 14

872

Albertine von Waldow an Grillparzer

Berlin, 18. Juli 1818.[384]

Wenn diejenigen die schon hier auf Erden vom Schicksal begünstigt, die Stirn mit dem Kranz der Unsterblichkeit zierten, auch dort in jenen Höhen zu welchen Melitta sehnsuchtsvoll die Arme hebt, einen eigenen Kreis Wesen ihrer Art bilden, wird mein Name Ihnen nicht entgegenthönen, zur Vergessenheit bestimmt, kann ich nur in schwachen Worten danken für den hohen seltenen Genus den mir Sapho gewährte; meine leise Stimme verhalt in dem rauschenden Lob, das unwillkührlich und unbewust Herz und Mund entströmt, wenn hingerissen von den Schönheiten Ihrer Schriften man sich selbst und die Welt vergist. Seitdem ich Sapho sah umschwebt mich dies Bild, das Sie so zauberisch schmückten; in den Tiefen Ihres Geistes möchte ich schauen um es mir zu erklähren wie es möglich war, das Sie auch Alles so aufnahmen wie es sein muste um dies Entzücken zu erregen. Hätte ich die Auszeichnung Ihnen näher zu stehen, würde ich vergangne Bilder in meiner Seele zurückrufen — es Ihnen mit wehmütiger Erinnerung erklähren: Warum gerade Sapho mich so tief erschüttert, so ganz ergreift. Ich war am Dichter Franz von Kleist verheyratet. Er schrieb vor 20 Jahren Sapho, und sie hat lange Zeit uns beschäftigt und wohlthuend von den Gräueln der revolution uns abgeleitet, wir haben am himlischen Feuer uns erwärmt, wenn unsere Herzen erslarten über das Unglück der Franken. So wie Sie, erhielt er Sapho als Bild als opfer reiner Liebe. Hallen Sie es nicht für ganz verlohren, ein freundliches Wrort Ihrer innigen Verehrerin zu sagen so schicken Sie mir Sapho sobald sie in Wien gedruckt und schreiben mir auf dem vorder Blatte mit eigner Hand Warum Sie an diesen zarten Herzen den Dolch legten?... So lange ich lebe wird diese Sapho dan mit jener von Kleist einen Raum einnehmen. Ohne das Sie es ahnden, haben Ihre Phantasien hochgefeierter Mann einen Zauber um mich gebildet der mir die rauhen Ecken des gewöhnlichen Lebens verbirgt. So bereitet sich der unsterbliche Dichter schon hier auf Erden, den Himmel, dem er auf kurze Zeit entrückt wurde um die Sterblichen zu beglücken. Ihr Hiersein zu erhalten würde ich eine Zheit meines eigenen Lebens opfern.

---

[384] Anzeiger für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur, 19. Band, Berlin 1893, Besprechung von August Sauer des Buches “Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft, Dr. Julius Schwering, 308, 323. Als Quelle angegeben: Wiener Stadtbibliothek.

Veröffentlichungen zum Werk

Zeitgenössische Rezensionen

Rezensionen:[385] Hohe Aussichten der Liebe. An Minnona 1789

Allgemeine Literatur-Zeitung 1790[386]

Seit dem schon im Heumonat vor Jahrs geschehenen sehr saubern Abdrucke dieses schönen Gedichts hat sich der Vf. desselben, der seines ruhmvollen Namens immer würdiger wird, schon durch mehrere und zum Theil grössere Proben eines vorzüglichen dichterischen Genies bekannt gemacht. Gegenwärtiges lyrisches Stück ist ein mit Wärme und unverkennbarem Antheil eigner Empfindung ausgeführte petrarchische Phantasie, die zu den besten dieser Art gehört. Vielleicht könnte man den darinn herrschenden Reichthum der Bilder etwas zu üppig und verschwendrisch, und ihren Wechsel zu schnell und häufig finden; aber der Dichter wendet sich gleich Anfangs an die Phantasie; und von dieser ward sein Gefühl durchgehends angeregt und begeistert. Die Sprache hat viel Edles und Sanftes , und der Versbau hinreissenden Wohlklang. Wäre dies minder der Fall, so würde man hie und da einige kleine Härten und Ermattungen des Ausdrucks kaum wahrnehmen, wovon wir doch einige auszeichnen wollen. S. 8. wünscht der Dichter die Zukunft zu durchschauen, und unter andern zu wissen:

Ob ich einst in süsser Stille,
Als der Tugend Hochgewinn,
Mich mit hoher Schwärmerey
Ewig meiner Liebe weih'.

Die Verbindung der zweyten Zeile mit dem übrigen hat hier keine recht bequeme Wortfügung, und auf den ersten Anblick scheint sie sich eher auf das vorhergehende ich, als auf das beziehen zu müssen, was in den beiden letzten Zeilen folgt. Gleich darauf:

Schweb', o Lied, vom Glanz durchdrungen
Göttlicher Erhabenheit,
Von der Liebe selbst gedungen,
Und mit Geist und Herz gelungen.
Schimmernd hin den Strom der Zeit!

In der dritten Zeile hat doch wohl offenbar der Reim den nicht recht passenden Begriff herbeygeführt. So ist auch S. 11, Nr. 2, der Ausdruck:

Engelblicke nur zum Zeugen,

nicht ganz sprachrichtig, ob wir gleich wohl fühlen, dass zu Zeugen härter seyn würde. — S. 18 wünschen wir in der ersten Stanze die Zeilen geändert:

Denn im ganzen deutschen Land
Ist Minnona nur allein
Werth — die Liebe selbst zu seyn.

und S. 20 sind die Verse:

---

[385] Die Zusammenstellung der Rezensionen beruht auf der Übersicht bei Anke Tanzer, S. 310. Von ihr übernommen ist auch die Angabe der Namen der Rezensenten. Aufgenommen wurden Rezensionen, wenn die Zeitschrift im Internet über Google Books oder die Internetseite der Universitätsbibliothek Bielefeld zur Retrospektiven Digitalisierung wissenschaftlicher Rezensionsorgane und Literaturzeitschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem deutschen Sprachraum erreichbar war.

[386] Band 2, Sp. 151

Dass ich nicht im Sturme wanke,

Weltverbindungen genannt;

gegen die übrigen zu abstechend. Auch S. 21, Str. 1, ist das Entrücken, und der engelfrohe Sinn der Götter minder schön, - Verum, ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften

Dieser junge Dichter, der einen den deutschen Musen so werthen Namen führt, verräth glückliche Anlagen, eine lebhafte Phantasie und ein warmes Gefühl; seine Verse sind sehr sanft und wohlklingend. Doch sind mit diesen Vorzügen auch wesentliche Mängel verbunden, die die gerechte Kritik, zum Besten des Verf., nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Der Ton ist fast durchgehends zu gespannt, der Plan ist nicht sichtbar, die Uebergänge sind nicht genug verschmolzen, und der Ausdruck wird oft durch den allzureichen Schmuck, so schielend, daß man den Sinn des Dichters nur mit Mühe und zuweilen gar nicht errathen kann.

Holde Zauberinn der Freude,
Fantasie, dein Göttertraum
Schimmert mir im Feuerkleide
Mit der Hoffnung Glanzgeschmeide
An des Aethers goldnem Saum!

Welch eine sonderbare Idee! Die frohen Träume der Phantasie schimmern am Saume des Aethers! Wie kann man dem Aether einen Saum zuschreiben?

Auf! schon glüht Empfindungsflamme
In der Seele tiefstem Schoos,
Hoch entkeimt aus Götterstamme
Reißt sie von dem Erdendamme
Der Verbindungen sich los,
Fliehet vor des Lasters Schlamme u. s. w.

Ist dieß Sprache der Empfindung? Flamme reimt sich freilich gut auf Damme, sonst aber findet nicht das mindeste Verhältniß zwischen beyden statt. Die Antithese von dem tiefsten Schoos und hoch entkeimt (!) ist zu spielend, und wie seltsam und dunkel ist der Ausdruck Erdendamm der Verbindungen.

In Minnona's Zauberblick
Strahlt mir Gott und Welt zurück.

Eine Hyperbel, die man selbst dem Wahnsinn der Liebe nicht verzeiht. Auch müßte es wohl heißen: Aus M. Blicke —

Leicht aus Rosenglut gesponnen
Ist der Liebe Morgenkleid,
Aus des Schöpfers Hand entronnen,
Und von Grazien ersonnen
Zu des Lebens Seeligkeit!

Das Widersinnige dieser Vorstellung ist zu einleuchtend, als daß es einer Entwicklung bedürfte. Gleicher Tadel trift folgende Zeilen:

An des Busens Schwanenbogen
Hab' ich Wonne eingesogen,
Wonne, wir kein Gott sie trank,
Wie sie nie vom Himmel rann,
Und kein Cherub sie ersann.

Eine Strophe weiter hin tritt Zevs auf, dann erscheinen wiederum Engel u. s. w.

Wenn der Thau die Halme näßt,
Häos aus der Dammrung Schleyer u. s. w.

Eine Aeos oder Eos kennen wir wohl, aber keine Häos. Man sollte nie Gelehrsamkeit affektiren, die man nicht besitzt. — Ein großer Theil der dunkeln und gezwungenen Ausdrücke entstand gewiß aus der von dem Verf. gewählten Versart, die sehr auf den Wohlklang berechnet ist, aber auch, zumal in unsrer reimarmen Sprache, ungemeine Schwierigkeiten hat, die sich vielleicht nur mit Aufopferung wesentlicherer Vorzüge überwinden lassen.

Allgemeine deutsche Bibliothek[387]

Kennte man den Verfasser dieses Gedichts auch nicht schon aus mehrern glücklichen Proben, so würde schon dies lyrische Stück, voll Gefühls und Wohlklangs, allein hinreichend seyn, Aufmerksamkeit auf sein Talent zu erregen, und ihn des berühmten Dichternamens, den er führt, würdig zu erklären. Ungeachtet der für die Odenpoesie vielleicht etwas ungewöhnlichen und unverhältnißmäßigen Länge, erhält sich doch der Ton durchgängig lebhaft und empfindungsvoll; und die Sprache hat überaus viel Sanftes und Wohlklingendes. Wir geben nur die erste Strophe zur Probe:

Holde Zauberin' der Freude,
Phantasie! dein Göttèrtraum
Schimmert dort im Feuerkleide
Mit der Hoffnung Glanzgeschmide
An des Aethers goldnem Saum!
Schwinde, süsse Augenweide,
Schwinde nicht, wie Wogenschaum;
Denn, von Himmelsglut durchwallt,
Seh ich deine Lichtgestalt.

Ein so sein fühlender Dichter braucht nicht erst auf einige Kleinigkeiten aufmerksam gemacht zu werden, deren Ausfeilung diesem Gedichte noch mehr Korrektheit und Vollendung geben kann.

Fr.

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1792[388]

Höchstwahrscheinlich hat dies Gedicht sein Daseyn der Bürgerschen hohen Liede zu danken. Inhalt, Ton, Farbengebung, selbst der Strophenbau haben eine auffallende Aehnlichkeit. An Phantasie und Fertigkeit in den Künsten der Versification fehlt es diesem Dichter nicht; verstände er nur eben so gut einen Plan anzulegen, die Bilder nicht nur blendend zu koloriren, sondern auch richtig zu zeichnen, und den Ausdruck der Empfindung anzumessen. Freylich sind dies Dinge, die selbst manchem berühmten Dichter zeitlebens ein Geheimnis bleiben. - Das Bewußtsein, von einem liebenswürdigen Mädchen geliebt zu seyn, die Hoffnung, an ihrer Hand die Blumen- und Dornenpfade des Lebens zurück [92] zu legen, ist gewiß etwas schönes, seelenerhebendes, und kann unter Umständen ein fühlendes Herz, mit einer feurigen Phantasie verbunden, in wahre Begeisterung versetzen. Allein diese Begeisterung muß, wie alles in der Welt, seine Grade und Schranken haben, die die Vernunft meist bestimmt genug angiebt. Darüber hinaus erregt der Enthusiasmus nicht mehr Mitgefühl, höchstens Mitleid.

Könnt' ich laut wie Donner sprechen,

---

[387] 2016: Band 98 (1791) S.410.

[388] 2016: 112. Bd., 1. St., S. 91 - 93, zur 2. Auflage. Der Rezensent Hf. ist Schatz, Gotha.

Wenn der Herr im Blitze schwebt,
Und der Sünder vor Verbrechen,
Die nicht Weltgesetze rächen,
Reuevoll im Staube bebt;
Könnt' ich Hellas Lorbeer brechen,
Der Homeros Staub belebt,
Und ihn, Trotz des Todes Macht,
Zur Unsterblichkeit gebracht:

Ha! so rief ich, daß es schallte,
Mächtig, wie Posaunenton,
Daß es ewig wiederhallte,
Durch die Fluth der Zeiten wallte,
Zu des einzgen Gottes Thron;
Riefe laut: „die Schöpfung zahlte
Mir des Lebens schönsten Lohn!
Denn Minnona, Sie ist mein —
Hört es, Welten! Sie ist mein!! —

Solche Verse füllen das Ohr, aber das Herz lassen sie kalt. Wahre Liebe ist still, in sich verschlossen; nur ein eigenliebischer Poet trägt seine Triumphe, nicht Empfindungen, zur Schau. Sie zeigt sich in großen Handlungen, nicht in großen Worten, am allerwenigsten in einem Wirrwarr von Bildern, die sich zwar zusammen reimen, aber nicht passen:

S. 29 Prachtvoll — wie zum ersten Mahle,
Da aus der Entwicklung Schoos
In des Chaos todtem Thale
Aus des Schöpfers Wunderschale
Lebensodem sich ergoß,
Und in Gottes Sonnensaale
Geisterstoff zusammenfloß —
[93] So wird einst der Morgen seyn,
Da wir uns als Engel freun.

Daß der Dichter mehr aus der Phantasie und dem Gedächtniß, als aus dem Herzen gesungen, beweißt die so häufige Inconsistenz der Ideen. Jedes glänzende Bild, das sich seiner Einbildungskraft darstellt, wird ausgemahlt, ohne darauf zu sehen, ob es sich mit dem vorigen und folgenden verträgt, oder nicht. Auf der einen Seite singt der Dichter:

Wonne hab' ich eingesogen,
Wonne, wie kein Gott sie trank,
Wie sie nie vom Himmel rann,
Und kein Cherub sie ersann.

Nach diesen Versen spielt das Gleichniß, das gleich auf der nächsten Seite folgt, eine sehr traurige Figur.

Wie im hohen Sternensaale,
Den des Jubels Ruf durchdringt,
Zeus beym hohen Göttermahle
Aus der goldnen Freudenschaale
Wonniges Entzücken trinkt;

So genieß ich in dem Thale,
Wo mir Veilchenbalsam winkt
Ruhend an Minnona's Brust
Süß bezaubert Himmelslust.

Wir versprechen uns viel von diesem jungen Dichter, wenn er den schlüpfrigen Pfad der Nachahmung verläßt, und nach dem Muster des unsterblichen Kleist den Stoff zu seinen Gesängen aus der Natur selbst nimmt, in keines andern Dichters Manier arbeitet, und den Rath freymüthiger und einsichtsvoller kritischer Freunde befolgt.

Hf.

Rezension: Graf Peter der Däne, ein historisches Gemählde, 1791

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1791[389]

Der Herr Verf. welcher dem Publikum durch manche rühmliche poetische Versuche sich vortheilhaft bekannt gemacht hat, übergiebt ihm hier ein größeres dramatisches Gedicht. Er bekennt, daß dies Gedicht für die Bühne nicht bestimmt sey, auch würde er die selbst erkannten Fehler verbessert haben, wenn sie nicht oft eine ganz neue Umarbeitung des Gedichts, des rohen Schooskindes seiner ersten denkenden Jahre, gefordert hätten. Beyde Anmerkungen sind richtig, und überheben der Kritik die Bemerkungen, welche sich außerdem in diesen Rücksichten machen ließen. Recens. freut sich also zu gestehen, daß er dies Gedicht angenehm unterhaltend und in dem Hrn. Verf. nicht gemeine Dichtertalente in Rücksicht auf Gedanken, Sprache und Harmonie gefunden habe. Nicht sowohl Statt eines Tadels, als vielmehr Statt einer Aufforderung fügt er einige Bemerkungen hinzu, welche darinne bestehen, daß die Handlung an einigen Stellen einen etwas schleppenden Gang hat, der Dialog hin und wieder gedehnt, nicht genug in einander eingreift, Gedanken und Sprache, welche gegen das Ende mit der Handlung zugleich steigen, vom Anfange bisweilen zu niedrig und blos prosaisch, einige wenige Bilder nicht genug gehalten sind, und einige wenige Sprachunrichtigkeiten, z. B. an ihre schlechte Farben, in ihr Netz gefangen, sich eingeschlichen haben. Wird der Hr. Verf. wie wir gewiß hoffen dürfen, fortfahrn seine Talente immer mehr auszubilden, so wird er künftig im Tempel des Ruhms an der Seite seines großen dichterischen Anherrn mit Recht glänzen.

Rs.

Rezension: Fantasien auf einer Reise nach Prag. 1792

Oberdeutsche allgemeine Litteraturzeitung 1793[390]

Diese Reise und die Fantasien auf derselben fallen in die Epoche der Königskrönung K. Leopolds II. in Prag, fangen mit dem 16. August an, und gehen bis zum 11. Septemb. 1791. Daher passet vieles, z. B. die Aeußerungen über die damahlige Lage Frankreichs und seiner Bewohner, über die Emigranten etc., nicht recht mehr für uns im Jahre 1793, wo die Sachen und Begebenheiten eine ganz andere Wendung und Gestalt erhalten haben, wie bekannt ist. — Einiger Maßen scheint Yorik des Verfassers Vorbild gewesen zu seyn, als er diese Fantasien niederschrieb; wenigstens ist es die Methode jenes Schriftstellers, in Bruchstücken seine Tableaus aufzustellen, und zu philosophiren; aber der Verfasser der Fantasien ist mehr Declamator als Bonmotist oder Philosoph. .Besonders ist er unerschöpflich in Phrasen, um den Deutschen auf mancherley Art Sottisen zu sagen, wenn er sie gegen die Freyheits - Erringer der französischen Welt stellet. Er muß schlechterdings in den Schriften der Marats, Demoulins etc. sehr bewandert seyn; denn auf jeder Seite erscheinen rhetorische Blümchen aus den Blumenlesen dieser Herren. Der Ton dieser Schrift ist also leicht zu abstrahiren. Z. B. ein Pröbchen. Er spricht von dem Marquis Bouille, welcher damahls mit dem Kaiser und seiner Familie in Prag in der Oper war (S. 88—89.): „Er wird von einem französischen angesehenen Bürger ein vornehmer Bettler im Auslande; und sieht sich nun von Niemanden gefürchtet von wenigen geschätzt, von den meisten verachtet. Wie muß ihn die Reue peinigen, wie der Gedanke ihn erschüttern, daß er vielleicht an dem Blutvergießen vieler Tausende Schuld seyn kann, einen Irrthum zu vertheidigen! Wie ganz arm an großen, schönen Gefühlen muß seine Seele seyn, da ihr der Stolz der Selbstständigkeit mangelt; da sie schlaff genug war, dem Eigennutze zu fröhnen, seinen Winken zu folgen, und auf die seligen Früchte der Freyheit Verzicht zu thun! Wie verwaist muß er sich fühlen, da ihn seine Nation verflucht, sein Vaterland als ein Ungeheuer ausspeyet, und kein Herz sich ihm nahet, harmonisch gestimmt, aufwallend für die großen Tugenden des Menschengeschlechtes, für Freyheit und Liebe; Einsam steht er da, wie eine

[389] 2016: 101. Bd., 2.St., S. 395

[390] 24sten April 1793, Spalte 801 ff.

giftige Pflanze, die kein freundliches Thier besucht; vor der der Wanderer, ohne sie anzublicken, vorüber geht, und um die sich nur Skorpionen sammeln.“ Wie sehr seit jener Zeit des Verfassers Denkungsart sich abgekühlt haben müsse, läßt sich — wenigstens hoffen. In des Verf. Urtheil (S. 78.) über Kotzebue’s Schauspiel: Der weibliche Jakobinerclub, können wir nicht einstimmen. Er nennet es elend, und wir glauben, es sey bey weitem das arrondirteste und plaisanteste Stück, welches aus der Feder dieses Dichters geflossen ist. Aber nach des Verf. Grundsätzen kann es freylich nichts taugen, weil darin dem Demokratismus der Sans - Culotten nicht Weihrauch gestreuet wird. S. 80. findet man viel Treffendes über den Schauspieler Opiz gesagt. S. 81 u. ff. radotirt der Verf. über Schauspiele und deren Nutzen. Es ist kaum die Hälfte von dem, was er sagt, wahr, und zu beweisen. Man rnuß Theater - Moralität kennen, um darüber urtheilen zu können. Der Verf. lebt mit seinen Grundsätzen, zum Troste aller bürgerlichen Verhältnisse, gewiß nirgends glücklicher, als in Utopien S. 102 ff. werden Anekdoten und Persönlichkeiten von den Schriftstellern Meißner und Alxinger erzählt. Aber ist es wohl artig z. B. zu sagen (S. 103.): „Meißners Auge glüht ganz von dem Feuer, mit dem Alcibiades Glycerion umarmet, und er— irre ich nicht — löschte einst einst eben so gern auf schönen Lippen dieß Feuer?“ Wie weit wird es noch kommen, wenn unsre Schriftsteller ihre Collegen zu schildern, in einem solchen Tone zu schreiben fortfahren!

Hm.

Neue Allgemeine deutsche Bibliothek 1793[391]

Herr von Kleist hat diese Reise vom 16ten Aug. bis 15ten Sept. von Potsdam aus gemacht, und was ihm unter Weges auffiel, und sonst in den Kopf, oder in die Quere kam, in 28 Capitel vertheilt, wovon das erste: Erinnerung, und das letzte: Redoute, überschrieben ist. Ein gutes Drittheil des Ganzen beschäftiget sich mit der zu Prag gefeyerten Krönung Leopolds, und ist, wie natürlich, noch am anziehendsten; denn an vielen der übrigen Herzensergießungen, kann unmöglich Jemand Theil nehmen, als etwa diejenige Dame, der zu Liebe unser Verfasser nach dem Carlsbade gieng, und die er vorher schon noch in Leipzig anzutreffen gehoft hatte. Daß ein so phantasiereicher Schriftsteller mehr als einen Gegenstand in ganz neuem nur ihm sichtbaren Lichte wahrnehmen würde, war zu erwarten, und gleich unter der zweyten Rubrik, Friedrich der Einzige betitelt, macht er dem Schatten des großen Königs folgendes sonderbare Compliment: „Wie würde F. staunen, wie sich freuen, die französische Nation, die er zum Schooßkinde sich wählte, diese Nation zu sehn, wie sie mit himmelanstrebendem Haupte so andern Nationen ein Vorbild wird, als er selbst ein Vorbild der Könige gewesen!" - Weiter hin: „Friedrich war der größte Despot, und doch war sein Volk das freyeste! " -Auf dergleichen Antithesen, und Wortspiele, wie: „reiche Armuth ist mehr werth als verarmter Reichthum" stößt man auf beynahe jedem Blatte. — S. 16. ist ihm: „der Sachse der einzige Deutsche, der sich etwas über die gewöhnliche Geistesträgheit der Deutschen erhebt, dem nicht Gewohnheit ganz Naturgesetz ward, der kühnerer Gefühle der Freyheit und der Begeistrung fähig ist“ — und was der einseitigen, unmotivirten, aufs Gerathewohl hingeschleuderten Aussprüche mehr sind! — Im 16ten Capitel wird der gräftich Czerninische Park zu Schönhoff in Böhmen, wiewohl eben nicht kunstmäßig beschrieben, und dem Wörlitzer Garten, so wie den Pflanzungen zu Harbke vorgezogen; vielleicht nicht mit Unrecht, weil der dasigen Anlage eIn ungleich günstigeres Local zu Hülfe gekommen seyn mag. — Da der Verfasser aus seiner Abneigung gegen den Priesterstand kein Geheimniß macht, (Rec., was wohl zu merken, ist ein bloßer Laie) so kann man sich vorstellen, wie den armen Pfaffen und Mönchen in Böhmen hier mitgespielt wird. Aus hundert Invectiven nur eine: „ein guter Schauspieler wirkt mehr auf das Herz, als der beste Priester!“ — wenn der Verf. noch gesagt hätte! als ein schlechter Priester, so ließe bey dieser Aeußerung sich etwas denken; allein mit einem so schlichten Gedanken wäre für die ließe Phantasie freylich nicht viel zu thun gewesen!

Zu Prag lernt Herr von K. die Herren Meißner und Alxinger kennen, und charakterisirt beyde: ein Umstand, dessen Rec. nur deshalb erwähnt, weil unser Reisender aus der Ehrerbietung des letztern für die

[391] 6. Bd., 1.St., S. 229 - 231. Rezensent D. = Schilling, Bremen.

Geisteswerke der Griechen und Römer Gelegenheit nimmt, wider die Nachahmung der Alten ein langes und breites zu deklamiren, sogar jede Nachahmung gradezu für schlecht zu erklären. Ach! er hätte seiner Phantasie diese Mühe immer ersparen können! Nur zu sehr zeigen seine Schriften und Schriftchen, wie wenig er den festen, ruhigen, an seinen Gegenstand gehefteten Geist der alten Classiker gekannt hat, und noch kennt! Auch ist hier die Rede gar nicht von Gegenständen, worüber Griechenland und Rom nichts wissen, und also davon auch nicht schreiben konnten; sondern von solchen, wo sie die Natur am ersten gefaßt, ihr die schönsten Seiten abgewonnen, und Muster des Ausdrucks und guten Geschmacks allen Jahrhunderten hinterlassen haben. — S. 129 ein dem Prager gemeinen Volke Ehre bringender, und also des Aufbehaltens würdiger Zug. Als nämlich Geld ausgeworfen wurde, und der Pöbel am ungestümsten darüber herfiel, zeigte der Kaiser sich auf dem Balkon, Sogleich ließ Alt und Jung das Geld, wo es lag, um an dem Anblicke ihres Königs sich zu ergötzen. Ein in Wahrheit so unzweydeutiges Zeichen, was das Volk von seinem neuen Beherrscher sich versprach, daß Leopolds edelmüthiges Herz davon gerührt werden mußte, und auch wirklich aufs wärmste davon gerührt ward. — Die Beschreibung der übrigen vorgefallnen Feste und Lustbarkeiten lese bey unserm Verf. wer Lust hat. Dergleichen Feyerlichkeiten gleichen sich überall, und auch hier boten nur wenig hervorstechende Züge sich dem Betrachter dar. — Laut S. 88, glaubt der Verf. daß der unglückliche General Bouillé, den er auch in Prag fand, die Despotie habe wiederherstellen wollen, sein itziges Schicksal daher sehr verdient trage, und sogar von den meisten Ausländern verachtet werde. Rec. giebt Herrn v. K. den wohlgemeinten Rath, Mounier's letzte Recherches (Geneve, 1792) erst sorgfältig zu lesen, eh er ein so übereiltes Urtheil sich wieder erlaubt. — Auch eine von Blanchard angestellte Luftfahrt sah unser Reisender zu Prag, die inzwischen nicht so glänzend als anderwärts ausgefallen zu seyn scheint. Wer des Verf. Ged. über die Aeronautik zu lesen wünscht, wird solche S. 126 u. f. antreffen. Wir wünschen, daß Naturverständige besser damit zufrieden seyn mögen, als Kenner der Kirchengeschichte es vermuthlich mit der S. 114 geäußerten Meinung sind, nach welcher: „Christus seine Moral aus mehreren griechischen Weltweisen in ein System gebracht, und nach seinem Namen die Schüler seines Systems Christen genannt haben soll!!"

An Versen fehlt es in diesem, an Gegenständen aller Art so reichhaltigen Werkchen, ebenfalls nicht. Sie sind in dem Geschmacke aller übrigen von unserm Verfasser. Seine mobile Einbildungskraft fängt überaus leicht Feuer, das aber eben so geschwind wieder verlöscht, und in Wortprunk [in der Vorlage schwer lesbar] sich auflöset. — Was Herr v. K. von seinem Produkt wohl denken wird, wenn er nach einem Dutzend Jahre, und mit abgekühlterem Blute, wieder einen Blick auf solches werfen sollte? Ohne Zweifel wird sein Wunsch seyn, solches nie dem Drucke überlassen zu haben. Uebrigens nicht schlecht organisirte Köpfe von ähnlichen Uebereilungen abzuschrecken, ist eine der wesentlichsten Pflichten unpartheyischer Kritik. Ob die unsrige diesen Zweck werde erreichen helfen, müssen wir in Geduld erwarten.

D.

Rezension: Sappho, ein dramatisches Gedicht,1793

Neue Allgemeine deutsche Bibliothek[392]

In einem besondern Anhange über dramatische Dichtkunst, worin Herr v. K. im Vorbeygehen auch zu beweisen sucht, daß der wirklich große Mann im Grunde nichts anders, als der eigentlich schöne Geist sey, in diesem mit mehreren Paradoxen dieser Art ausgestattetem Anhange, wird hauptsächlich der Vorzug metrischer Schauspiele, die Tauglichkeit deutscher Sprache (wenn doch auch unsers Ohres!) die von dem Schauspieler aber zu verdoppelnde Mühe u. s. w. mit der unsern Verfasser eignen Wärme, dem Liebhaber des Theaters begreiflich gemacht. Ohne Zweifel ist das Verdienst glücklich überwundner Schwierigkeit bey der ganzen Sache das größte; denn daß ein Schaufspiel in wohlklingender Prosa gleichfalls seine günstigen Seiten habe, ist eben so wenig zu läugnen. Wenn Griechenland und Rom hierin anders zu Werke giengen:

[392] 2016: Bd. 5 St. 2. St. 533-535

so hat es damit eine gänzlich verschiedne Bewandniß. Herr von K. gesteht dieses selbst, und da er die Sache für bekannt annimmt, so will auch Rec. um Platz und Zeit zu schonen, diesen sehr wesentlichen Unterschied unerörtert lassen.

Die ersten drey Bogen enthalten das Leben der Sappho, und einige historische Notizen den Alcäus, Terpander, Arion, Pittakus u. s. w. betreffend: meist aus Barthelemy's Anacharsis gezogen, dessen reichhaltige Compilation für unsre Dilettanten freylich ein sehr bequemes Repertorium geworden; doch aber, wenn es darauf ankommen wird, den wahren Geist Griechenlandes zu fassen, sie nicht selten im Stiche lassen, und den ernsthafteren Untersucher nach wie vor nöthigen dürfte, aus den Quellen selbst zu schöpfen. Daß unter der Feder eines so lebhaft fühlenden Dichters, wie Herr v. K., aus dern Leben der S. ein kleiner Roman geworden, kann man sich vorstellen. Zum Drama sucht er ihn auf folgende Art zu heben.

Sappho, obgleich schon einmal von ihrem Phaon verlassen, weiß ihn wieder zu gewinnen, und liebt solchen mit [534] aller der Leidenschaft, die man aus den Bruchstücken ihrer Gedichte kennet. Nur zu fleißig hat unser Dramatist diese Data benutzt, ja nicht selten sie dermaßen überspannt, daß die arme S. statt Mitleiden, uns Frost und Widerwillen abnöthiget. Umsonst stellt Damophile, ihre hinterlistige Vertraute, sich an, diese Neigung für einen Undankbaren mäßigen zu wollen; umsonst tritt Alcäus auf, ein leider! nicht mehr junger rosenwangiger Dichter, der in Sappho sich bis zum Sterben verliebt hat. Da diese von ihrer Leidenschaft sich auf keine Weise will heilen lassen, geräth Damophile auf den garstigen Einfall, ihr den leichtsinnigen Phaon geradezu abspenstig zu machen, und dieses mit so gutem Erfolge, daß Phaon seine S. zum zweyten Male sitzen läßt, und mit ihrer verrätherischen Freundin wirklich nach Sicilien über alle Berge geht. Dieses geschieht jedoch nicht ohne vorläufige Expostulationen zwischen dem trotzigen Phaon, der Erzcoquette Damophile, und der bis zum Aberwitz halsstarrigen Sappho, und ohne Spielraum für den noch immer liebenden Alcäus, seine Gemeinsprüche an den Mann zu bringen, und den glücklichern Nebenbuhler bey jeder Gelegenheit zu demüthigen. S. hat indeß, man weiß nicht wie, ihre untreue Freundin durch eine beßere ersetzt. Diese heißt Zidno, und ist ein so empfindsames, artiges Geschöpf, daß es nur von ihr abhieng, den Schmetterling Phaon auch einer Damophile wieder abzujagen. Zwar thut sie dieses nicht; vielmehr erschöpft sie ihre Beredtsamkeit, die unglückliche S. zu trösten; allein mit so schlechter Wirkung, daß diese endlich ihrem Leiden ein Ende macht, und den so berühmt gewordenen Todessprung ins Meer thut. — Die Geschichte will ihn von dem Leukadischen Felsen gethan wissen; Hr. v K. der Einheit des Orts treu, läßt ihn von einem Vorgebirge der Insel Lesbos geschehen. Ueber diese kleine historische Untreue entschuldigt er sich im ganzen Ernste. Mit mehrerem Grunde über den von seinen Landsleuten ganz anders gestempelten Alcäus. Allein wer hieß ihn auch gerade diesen Dichter zur Episode aufnehmen? Jeder andre noch so unbekannte Name würde diese Rolle eben so gut ausgefüllet haben; denn schwerlich kümmert dasjenige Publikum, welches dieses Drama mit Vergnügen lesen wird, sich auch nur im mindesten darum, wo der Leukadische Felsen lag, oder wer Alcäus, der Ehrenmann, eigentlich gewesen?

Daß bey einem solchen Mangel an Leben und Handlung das Drama zur bloßen Redeübung werden, und Declamation [535] seine Hauptingredienz seyn mußte, ergiebt aus obiger Inhaltsanzeige sich von selbst. An diesem Hülfsmittel hat der Verfasser es auch so wenig fehlen lassen, daß die Hälfte der darin einhertönenden Tiraden eben so gut für Ostfriesland, als für eine Insel des Archipelagus passet. Seiner Vorliebe für metrische Schauspiele gemäß, hat der Dichter es in zehn und eilfsylbigen Zeilen gefertiget, die meist so fliessend, wohlklingend und abwechselnd zugerundet sind, daß seine Geduld, so wie sein Ohr, auf den Beifall des Lesers mit Recht Anspruch machen dürfen. Ein neuer Beweis jedoch, daß alles dieses nur Vorzüge vom zweyten und dritten Range sind; denn wie wenig ist diese gute Versification dem innern Interesse des Stückes zu Statten gekommen! Uebrigens will Rec. gar nicht in Abrede seyn, daß es der einzelnen Stellen in Menge giebt, die durch Witz, Gefühl und Sinn sich recht sehr empfehlen; allein die alte Klage: das Ganze wird dadurch um wenig besser! denn die meisten dieser besseren Stellen selbst hätten durch geringern Wortaufwand noch bündiger, herzgreifender, mit einem Worte, noch correcter werden können. Nur zu oft könnte Damophile die Frage wiederholen:

und diese lange Rede,
Was soll sie uns beweisen? —

was anders, als daß sie nicht unter diejenigen gehöre: quae[393] multa litura coërcuit!

Sonst qualifiziert dieses Product sich recht eigentlich für die Putztische unsrer Elegants und Eleganten: so sehr manche unter letzteren auch vielleicht Bedenken tragen werden, mit einer Sappho, wie sie hier dargestellet ist, laut zu sympathisiren. Durch holländisches Papier, höchstsaubern und richtigen Druck, ein halbes Dutzend Kupferstiche und Bruststücke, haben Verleger und Presse alles gethan, was zu Empfehlung des Aeusseren in ihrer Gewalt stand. Diese letztere Verzierungen fallen angenehm genug ins Auge: gesetzt auch, daß griechische Grazie und Eigenthümlichkeit dem Künstler eben so wenig vorgeschwebt hätten, als dem Dichter. Daß Herr Chodowiecky nur eine für S. so demüthigende Lage aus dem Drama zu heben wußte, war freylich ein schlimmer Umstand!

Ea.

Rezensionen: Zamori oder die Philosophie der Liebe in zehn Gesängen

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, 1793[394]

Wenn die Kunst eines Volkes ihrem Verfalle entgegeneilt, pflegt sich dieses traurige Ereigniß dadurch zum voraus anzukündigen, daß man eine gewisse mechanische Fertigkeit mit dem Genie der Kunst, und einen flüchtigen Reiz mit der ewigen und unvergänglichen Schönheit zu verwechseln anfängt. Wenn sich bey dem ersten Keimen derselben ihre Werke durch diejenige Härte der Form kenntlich machen, in welcher sich der noch nicht ganz geendigte Kampf der Ideenfülle mit den Werkzeugen der Darstellung offenbart; so erkennt man diejenigen Werke der Kunst, die sie während ihres Verblühens hervorbringt, an einer übergroßen, meist einseitigen Sorgfalt in Bearbeitung der Form, und einer gewissen Ueppigkeit, wodurch sich ihre Schöpfer von der Verbindlichkeit, einen reichhaltigen Stoff zu liefern, haben loskaufen wollen. Wenn dort der Mangel an Farben die Energie der Darstellung hindert, so blendet hier die Verschwendung derselben, ohne doch die Dürftigkeit des Stoffes,[210] den sie bekleiden, gänzlich verbergen zu können. Dort läßt der Mangel an Tönen das Ohr allzuleer, hier wird es durch die Ueberfülle der Harmonie betäubt. Aber jedermann sieht ein, daß die Mängel der Kunst in ihrer ersten Epoche eine günstige Aussicht für die Folge versprechen; während die Fehler der letztern nichts als einen traurigen Untergang erwarten lassen. Es war leicht, zu den vier einfachen Farben, deren sich Apelles bediente, noch eine fünfte und sechste zu finden; die leeren Stellen der alten Leyer wurden bald mit mehrern Saiten ausgefüllt; die Hand der Zeit selbst schliff die Ecken und Rauhigkeiten an den Bildsäulen eines Dädalus ab; aber nie kehrt ein durch Ueppigkeit verwöhnter Geschmack zu der Einfalt der bessern Zeiten zurück.

Die Geschichte der Künste unter allen Völkern, bey denen sie geblüht haben, bestätigt diese Bemerkungen. Ehe die Stimme der Musen unter den Römern verstummte, traten noch einige schätzenswürdige Dichter auf, in deren Manier sich aber der Saame der bevorstehenden Verderbniß auf eine unverkennbare Art an den Tag legte. Ohne Zweifel übertrift das Colorit Juvenals an Lebhaftigkeit das Colorit des Horaz; seine Verse sind um ein gutes Theil wohlklingender und sein Ausdruck mit größerer Sorgfalt ausgefeilt: aber bey allen diesen Eigenschaften überschreitet er die Linie der Wahrheit und Schönheit, von welcher sein Vorgänger sich niemals entfernt. Dasselbe wird man bey der Vergleichung anderer Dichter aus diesem [211] und dem goldenen Zeitalter der lateinischen Poesie mit leichter Mühe wahrnehmen können.

Einem aufmerksamen Beobachter der deutschen Litteratur kann unmöglich die Bemerkung entgangen seyn, daß der gegenwärtige Zustand unserer Poesie dem Zustande eines Schwindsüchtigen gleicht, dessen blühende Gesichtsfarbe nichts anders als die Unheilbarkeit seiner Krankheit verkündigt. Die Anzahl der jungen Freunde und Liebhaber der Musen, welche den Fuß des Parnasses belagert halten, ist vielleicht zu

---

[393] 2016: Horaz-Zitat. Die letzten beiden Buchstaben des ersten Worts sind in der Vorlage schwer lesbar.

[394] 50. Band, Leipzig 1793, S. 209 ff.

keiner Zeit so beträchtlich gewesen aber was findet man in den Werken der meisten unter ihnen? Reichthum der Gedanken, Innigkeit der Empfindung, Lebhaftigkeit des Witzes, Richtigkeit des Ausdrucks? Nichts, oder doch sehr wenig von allen dem; aber wohl einen Reichthum an Reimen, einen weichlichen Rhythmus, glänzende Farben, mit einem Worte, was Petron sagt: Mellitos verborum globulos et omnia dicta verbaque papavere ac sesamo sparsa.

Wie nahe die Gefahr des Verfalls einer Kunst sey, wenn ein verderbter Geschmack das Reizende, an die Stelle der Schönheit setzt, bedarf keiner weitern Ausführung; daß dieses aber der Fall der Dichtkunst in unsern Zeiten sey, ist ein Factum, dessen Existanz schwerlich dürfte geleugnet werden können. Es giebt eine doppelte Art von Schwierigkeiten, welche der Dichter zu besiegen findet; die einen liegen in dem mechanischen Theile der Kunst, welcher das Erlernbare derselben ist; die andern sind mit der sinnlichen Darstellung der [212] Ideen überhaupt verbunden. Nur derjenige verdient den Namen eines großen Künstlers, welcher beyde glücklich zu besiegen versteht: den untersten Rang aber nimmt derjenige ein, welcher sich nur der mechanischen Fertigkeit zu rühmen; sollten auch die besiegten Schwierigkeiten noch so zahlreich seyn. Warum haben sich wohl so viele unsrer neusten und jüngsten Dichter so freywillig neue und beschwerliche Fesseln im Reim und Rhythmus aufgelegt? Warum hat die veraltete und von dem deutschen Parnaß fast verwiesene Gattung des Sonnets so viele Verehrer gefunden? warum werden die künstlichsten Sylbenmaaße*[395] am häufigsten nachgeahmt und der einfache Rhythmus unsrer vierzeiligen Jamben immer seltner und seltner gehört? Sollte denn in der That das Gefühl der Kraft in diesen Schülern der Musen so stark seyn, daß ihnen die alten Fesseln zu leicht schienen? oder haben sie diesen Weg eingeschlagen, weil sie fühlten, daß es doch noch immer leichter sey, ein guter Reimer als ein Dichter zu seyn? weil sie sich bey dem Bewußtseyn, keine Mühe gespart zu haben, über den Mangel an Gedanken und Empfindung leichter täuschen oder trösten können? weil sie endlich durch sichtbare Kunst den Beyfall des großen Publikums am sichersten zu gewinnen und die Kritik am leichtesten zu entwafnen glauben?

[213] Man würde unsre Meynung vollkommen misverstehn, wenn man uns die Absicht beylegte, dieses Bestreben, die schöne Kunst auch so reizend als möglich zu machen, überhaupt tadeln zu wollen. Nur sey der Reiz nicht mit dem Verluste der Schönheit erkauft; nur mögen diese Dichter, indem sie ihre Fesseln noch mehr erschweren, auch die volle Freyheit erhalten zu haben scheinen, nach Willkühr auszuschreiten! Der schönste Wohllaut der Reime, wenn er an der Verstümmelung eines einzigen Gedankens schuld wird, ist ein Misklang für den Verstand; und die Kunst eines Sonnetendichters, wenn er einen gedehnten oder verkrüppelten Stoff ausführt, wären seine Verse auch noch so süß, ist doch fast noch weniger werth, als die Kunst eines geschickten Luftspringers.

Diejenigen, welche zu einer gewissen Zeit, aus unstatthaften Gründen, aber auf eine ihnen höchst ehrenvolle Veranlassung, den Gebrauch des Reims in unserer Sprache bekämpften, fühlten sehr lebhaft, daß er, bey aller Anmuth und Melodie, doch der Darstellung der Ideen nicht selten im Wege stehe. Bey der Fülle der Ideen, die sie darzustellen strebten, fühlten sie das Bedürfniß leichterer Fesseln, und schlugen dann oft den Werth des Stoffes gegen den Werth der Form ohne Verhältniß zu hoch an. Weil sie ferner bemerkt hatten, daß der Rhythmus des reimlosen Verses in manchen Fällen nicht nur dem Ohre vollkommen Genüge thue, sondern die Darstellung belebe und verschönere, dehnten sie dieses weiter, als sie sollten, [214] auf alle Gattungen der Dichtkunst aus. Wenn indeß ihre Gründe und Versuche nicht alles das beweisen, was ihre Urheber zu beweisen suchten, so haben sie doch hinreichend dargethan, daß die deutsche Sprache des Reims weit eher entrathen könne, als irgend eine des südlichen Europas; und daß sie in dieser Rücksicht, wie in mehrern, zwischen den alten und neuen Sprachen in der Mitte stehe.

Unter diesen Umständen aber muß es in der That sonderbar scheinen, daß man seit kurzer Zeit den Reimen wiederum so große, ja noch größere Rechte als ehemals eingeräumt hat; daß man einen so hohen Werth nicht nur auf einen gewissen Reichthum, sondern auch auf eine gewisse künstliche Verschlingung desselben legt; daß man ihn endlich in alle Gattungen mit aller seiner Ueppigkeit einzuführen sucht.

---

[395]* zum B. das Sylbenmaas von Bürgers hohem Liede der Liebe, welches zum Ekel nachgeleyert worden ist.

Das neuste Gedicht des Herrn von Kleist, welches uns zu diesen Betrachtungen Gelegenheit giebt, ist in sogenannten ottave rime geschrieben, eine Versart, welche jedermann aus den Heldengedichten der Italiener kennt. Der erste Deutsche, welcher sie uns auf eine ehrenvolle Art, obschon nicht in ihrer ganzen Reinheit, bekannt gemacht hat, ist Wieland gewesen. Aber Wieland war wohl weit entfernt, diese Versart zu einem allgemeinen Gebrauch in dem Heldengedichte empfehlen zu wollen. Er wollte vielmehr versuchen zu zeigen, was in einer für rauh und unbildsam geltenden Sprache möglich wäre, und zeigte — was seinen Kräften möglich war. Billig sollte [215] Wielands Idris, dieses Prunkwerk der Sprache und Phantasie, jeden Ungeweihten von einem ähnlichen Wagstück zurückschrecken.

Ob nun der Verfasser des Zamori einen so hohen Grad von Salbung empfangen habe, um es wagen zu können, kek neben jenem Heroen unsrer Litteratur aufzutreten, werden wir in der Folge sehn: jetzt sey es uns erlaubt, noch einen Augenblick bey dem Allgemeinen stehen zu bleiben. Was könnte wohl die Deutschen bewegen, die Form der ottave rime in das Heldengedicht einzuführen? Das Beyspiel der Italiener? Billig sollten wir doch in der Kritik so weit gekommen seyn, daß keine Autorität, wäre es auch gleich die Autorität einer ganzen Nation, ein Gesetz für uns würde; und die großen, in unsrer Sprache, ohne Aufopferung wesentlicher Schönheiten, fast unbesieglichen Schwierigkeiten des dreyfachen Reims und der achtzeiligen Strophe verdienen doch wohl eine sorgfältige Abwägung der Nachtheile und des Nutzens.

Ohne Zweifel ist die achtzeilige Stanze der Italiener ein sehr wohlklingender Vers. Aber diejenigen unter unsern Dichtern, welche sich ihrer bedienten, haben es aufgeben müssen, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt und Vollkommenheit in unsre Sprache überzupflanzen. Sie haben sich mit der Aufzählung dreyer Reime begnügen müssen: aber die schöne Verschlingung derselben beyzubehalten, haben sie nicht vermocht. Ja nicht einmal das Ende der Strophe haben sie immer mit gleichlautenden Reimen schließen können.

[216] Mit dieser Zerstörung der ursprünglichen Anordnung der Reime, welche die Vorstellung eines Ganzen so außerordentlich befördert, verschwindet auch das Wesen der Stanze und ihr hoher Wohllaut lößt sich in den fast unbedeutenden Reiz eines dreyfachen Reimes auf. Daß aber die wahre Harmonie eines Systems von Versen nicht auf der Menge der Reime, sondern ihrer Stellung beruht, ist eine längst entschiedene Sache, und erhellt auch zum Theil schon daraus, daß, einige, den allgemeinen Satz nicht entkräftende, Fälle ausgenommen, nicht drey oder vier Reime auf einander folgen dürfen, ohne dem Ohr wehe zu thun. — Und das Vergnügen dieses dritten Reims, in der vorgeblichen Stanze, sollte die Mühe aufwiegen, welche mit der Aufsuchung desselben verbunden ist?

Wer die italienische Sprache auch nur aus Opernarien kennt, wird ohngefähr beurtheilen können, daß, was den Reim betrift, Ariost in den acht und vierzig Gesängen seines Roland mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen haben konnte, als ein deutscher Dichter, der nicht blos reimen oder der so gut reimen will als Ariost, in einigen hundert Stanzen antreffen wird. Hieraus allein schon könnte der Gewinn dieser Nachahmung einigermassen beurtheilt werden. Es bedarf aber ferner auch gar keiner tiefen Einsichten in das Wesen beyder Sprachen, um zu begreifen, daß die größere Einförmigkeit der Endungen eine größere Anzahl von Reimen erfordert, wenn der Rhythmus des ganzen Systems dem Ohre fühlbar genug werden soll.

[217] Da wir einmal dieses Weges gekommen sind, so wollen wir in dem vor uns liegenden Gedichte, gegen unsere Gewohnheit, zuerst den mechanischen Theil in Erwägung ziehn, und dann erst zu der Beurtheilung der Erfindung und Ausführung übergehn. Wir glauben in dem gegenwärtigen Fall die Billigkeit um desto weniger zu verletzen, da der Verfasser des Zamori auf diesen Theil seiner Arbeit einen vorzüglichen Werth zu legen scheint.

Wir haben vorhin schon zu verstehn gegeben, daß sich der Herr von Kleist der Freyheit bedient habe, von den strengen Gesetzen abzuweichen, welche sich die italienischen Dichter bey Verfertigung der Stanze vorgeschrieben haben. Er behauptet zwar in seiner Vorrede, daß diese schon an sich höchst harmonische Versart durch eine freyere Behandlung nur noch wohlklingender und gefälliger werde; über dieß wird ihm niemand glauben, der ein gesundes Ohr hat, und die buhlerischen Reize gebrochner Töne von einer ernsten, edeln und reinen Harmonie zu unterscheiden weiß. Man wird also dem Hrn. v. Kl. entweder jenes

absprechen müssen, oder man wird ihn beschuldigen, aus der Noth eine Tugend gemacht zu haben.

Wir für unsre Person sind vollkommen geneigt, die Behauptung des Hrn. v. Kl. für sein aufrichtiges Urtheil anzunehmen. Er hat in der That alle mögliche Sorge getragen, die erträumte Freyheit bis an ihre äußersten Grenzen auszudehnen, so daß er die Stanze bisweilen ganz umkehrt und das oberste zu unterst bringt. Was nun dem Versbau [218] auf diese Weise an Schönheit entzogen ward, hat er ihm an Süßigkeit wieder zu erstatten gesucht. Hierzu hat er sich besonders Eines Mittels bedient, welches an sich nicht zu tadeln ist, aber durch den unmäßigen Gebrauch, den er davon macht, äusserst widerlich wird; wir meynen diejenige Anordnung der Verse, wo zwey Reime zwischen zweyen andern gleichsam eingeschlossen sind. Unter allen Stellungen von vier Reimen ist dieses die weichste und melodischste, und eben darum diejenige, deren das Ohr in einem langen Gedichte, bey einer steten Wiederkehr, am allerersten überdrüssig wird. Unter den ersten eilf Stanzen des Zamori ist keine einzige, in welcher die Reime nicht auf die besagte Art geordnet wären.*[396]

Mit dieser Sorgfalt, dem Ohre durch die Anordnung der Reims zu schmeicheln, contrastirt die [219] Nachlässigkeit, welche sich der Verfasser zuweilen in dem Gange des Verses zu schulden kommen läßt. So finden wir im ersten Gesange folgende Verse mit fehlerhaftem Abschnitt.

9. St. Du Thräne sagst: ich find' | es nicht! der Traum verfloß.

18. Leb' wohl! - er schweigt und wie | ein Schach zu seinem Zelte.

20. Hier schlägt sein Herz | nun endlich frey, ihm däucht.

41. Zamori steckt den Kopf | heraus, sieht, daß es tagt,

42. Sich klagend wieder auf und geschwind in den Wald.

44. Zamori im Gesträuch' | war's Täuschung die

51. ein sanftes Mädchen nicht; | ihr Busen beut.

63. Ach endlich rief er, endlich, wird die Nacht.

64. Ihr Balsam weht, dann dacht' | ich; welch' ein Paradies.

65. Nimm meinen Dank oft wenn | die Nacht vom Himmel winkte.

Zu dieser Nachlässigkeit darf auch die Freyheit gerechnet werden, welche sich der Hr. von Kl. bisweilen erlaubt, den jambischen Versen einen dactylischen beyzugesellen. Der Vers

stürzt er von Liebe beseelt an ihre wallende Brust

in der 52sten Str. mag sich durch die beabsichtigte Belebung des Ausdrucks, obgleich nur zur Noth, vertheidigen; aber bey folgendem in der 72. Str.

[220] hinüber die kosenden Weste wehn

findet auch nicht einmal diese Entschuldigung statt.

Doch dieser sind wahre Kleinigkeiten in Vergleichung mit einem andern Fehler, dessen wir billig hier Erwähnung thun, weil er mit der mechanischen Bearbeitung unzertrennlich zusammenhängt. Die Tyranney des Reimes und Sylbenmaases über die Gedanken und den Ausdruck zeigt sich in diesem Gedichte auf eine so auffallende Art, daß wir oft ungewiß waren, ob wir mehr das blinde Vertrauen des Verfassers auf seine Kräfte, oder seine gute Meynung von der Nachsicht und Langmuth des Publikums bewundern sollten.

---

[396]* Solche Dichter und Redner, welche mit ihren Zaubertönen kein Maas halten konnten, hatte Quintilian im Sinne, wenn er sagt: duram potius atque asperam compositionem malim esse, quam effeminatam et enervem, qualis apud multos, et quotidie magis lascivimus, syntonorum modis saltitantea. Ac ne tam bona quidem ulla erit, ut debeat esse continua et in eosdem semper pedes ire.
Nam et versificandi genus est, unam legem omnibus sermonibus dare, et id cum manifesta affectatione, cujus rei maxima cavenda suspicio est, tum etiam similitudine taedium et satietatem creat: quoque est dulcius, magis perit etc.

Während er auf der einen Seite das Bestreben zeigt, Farben auf Farben zu häufen und seine Mahlerey mit einem täuschenden Firniß zu überziehn, verräth er auf der andern eine gänzliche Sorglosigkeit in Absicht auf die Richtigkeit seiner Zeichnung. Seine Verse wimmeln von Flickwörtern und unnützen schleppenden Zeilen. Halbe Stanzen sind durch die Allmacht des Reimes geschaffen, und oft sieht man ganz deutlich, wie der Gang der Gedanken durch die Leitung dieses mächtigen Despoten bestimmt und auf ein ganz anderes Ziel gerichtet wird, als der Dichter anfängllch zu erreichen suchte. Oft treffen sich eine Reihe von Sätzen nur darum zusammen, weil einige Worte in ihnen zusammenklingen; oft aber wird auch der Reim erzwungen, und der Ausdruck willkührlich nach dem Bedürfnisse desselben umgebildet. Mit einem Worte, jemehr wir uns [221] mit diesem Gedichte bekannt machen, desto mehr werden wir überzeugt, daß der Reim eines der wirksamsten Elemente bey seiner Schöpfung gewesen ist.

Von allen diesen wollen wir unsern Lesern einige Beyspiele vorlegen; und wir glauben unsern Beweis nicht bündiger führen zu können, als wenn wir den Raum, von welchem wir dieselben sammeln, so viel als möglich einschränken. Wir wollen daher bey dem ersten Gesange stehn bleiben; einmal, weil zu vermuthen steht, daß der Verfasser auf ihn den meisten Fleiß gewendet habe; und zweytens, weil es uns überflüßig schien, aus zehn Büchern darzuthun, was aus Einem mit der vollkommensten Strenge bewiesen werden konnte.

Zuerst also einige Beyspiele von unrichtigen Ausdrücken, welche ihr Daseyn dem Reime danken.

Str. 5. schon längst mit sich und seiner Welt in Fehde,
schon längst beym Volk im lästernden Gerede —

in lästerndem Gerede stehn ist eben so undeutsch, als in übler Rede stehn, welches doch gleichgeltend seyn müßte. Jedermann sieht, daß es Ruf heißen soll; und auch dann wäre der Ausdruck noch nicht ganz richtig.

Str. 10. sie nimmt von unserm Blick den wunderbaren Schleyer,
durch den der Mensch sich selbst ein Halbgott sieht.

statt scheint. Der folgende Vers:

und den Verbrecher doch im bessern Bruder sieht

[222] ist ganz unverständlich, und man kann nur rathen, was der Sinn seyn könnte. Wenn es heißen soll, man fliehe oft den als einen Verbrecher, der doch besser sey als wir selbst, so ist weder der Gedanke noch der Ausdruck richtig. Einen andern Sinn aber vermögen wir nicht in diese Worte hinein zu erklären.

Str. 16. Zamori sieht bald eine Quelle blinken,
die spiegelhell hier zwischen Blumen rann.
Er eilet hin —

Hier verursacht der Reim einen fehlerhaften Uebergang aus einer Zeit in die andre. Dieser Fehler wird noch mehrmalen wiederholt.

Str. 17. wir sind nun bald zwey Stunden
herumgeirrt und haben nichts gefunden —
— für schwärmerische Kunden
ist dieß ein Land.

Kunden für Kenntnisse und dieß für Nachforschungen! und welch' ein lächerlicher Plural!

Str. 18. — Er schweigt: und wie ein Schach zu seinem Zelte
geht er der Wüste zu, mit eines Kato's Kälte.

Der Schach und der Kato werden sehr erstaunt seyn, sich hier in einer Person zusammenzufinden. Aber was vereinigt der Reim nicht? Da einmal Katos Kälte in den Vers gebracht werden sollte, so mußten auch die Zelte herbeygeschafft werden; und woran denkt man bey einem Zelte wohl eher als an einen Schach? Auch in der folgenden Stanze dankt es Zamori einzig und allein dem Reime, daß ihn der Botsmann, der ihn

wenigstens für toll halten [223] muß, mit dem sanften Allgemeinsatz, daß alle Menschen Thoren sind, laufen läßt:

Umsonst; Zamori hat sich in den Wald verlohren;

Der Botsmann geht und denkt: die Menschen sind doch Thoren!

Was hätt' es ihm aber auch geholfen, die Sache beym rechten Nahmen zu nennen, da sich Zamori nun doch schon in den Wald verlohren hatte.

Str. 20. Hier schlägt sein Herz nun endlich frey; ihm däucht

als sey sein Geist von neuer Kraft beseelet.

Ein beseelter Geist! fürwahr dieß ist neu! Aber belebt reimte nicht.

Str. 32. heißt die Mittheilung

ein Zauberöhl, dies Leben zu versüßen.

Was man sich bey einem Leben denken soll, das durch das Oel der Mittheilung versüßt wird, ist uns zu schwer zu fassen. Doch darum ist es auch ein Zauberöhl!

Str. 43. kaum hört er, wie vom Wirbelwind gerafft

das Laub sich wälzt.

Str. 44. War jene Stimme nur, o süße Harmonie,

ein Zauberschall, den Hofnung ihm verlieh.

Ein Schall wird weder verliehn noch empfangen, sondern hervorgebracht und gehört.

Str. 55. — im rasenden Gewüthe. u. s. w.

[224] Als ein Beyspiel einer höchst dürftigen, durch Flickverse ausgefüllten Stanze bietet sich uns sogleich die eilfte dar:

Den Jüngling täuscht dies schmeichlerlische Bild,

er zittert sich bey Menschen noch zu sehen,

und will, sobald nur gute Winde wehen,

das weite Meer sein wildes Toben stillt,

zu Schiff und in die Südsee gehen;

einsiedlerisch, auf waldigem Gefild,

sich ungestört an der Natur ergötzen,

und so die Freyheit mehr als Gold und Ehre schätzen.

Der vierte Vers ist nach dem dritten überflüßig; der fünfte ist wenigstens zur Hälfte ausgeflickt, und in der ganzen Strophe ist kein Funken poetischen Geistes sichtbar. Der letzte Vers aber ist noch überdieses widersinnig, weil er etwas als zukünftig auchdrückt, was schon längst geschehen seyn mußte, ehe Zamori seinen Entschluß fassen konnte. Die beyden folgenden Stanzen verdunkeln die vorhergehende nicht:

Str. 12. Der schöne Plan wird eiligst ausgeführt,

kaum daß die Seegel sich vom Hauch des Ostwinds ründen,

so sieht er schon, wie Zeno ungerührt,

sein Vaterland in Nebelgrau verschwinden,

und glaubt, das Glück, das er mit Spanien verliert,

veredelter auf wüster Flur zu finden.

Noch einmal sieht er sich nach jenen Ufern um,

kehrt dann sich weg und bleibt die ganze Reise stumm.

[225]

Str. 13. Das Schiffsvolk sieht mit lächelndem Erstaunen
den Sonderling, der keine Sylbe spricht,
und ganz vertieft in schwärmerischen Launen,
den Platon in der Hand, bald einem Bösewicht,
bald einem Halbgott gleicht, so ändern sich die Falten
auf seiner Stirn, so wechselt sein Gesicht:
jetzt scheint sein Ernst das Recht der Menschheit zu verwalten,
jetzt einer Furie das Schlangenhaupt zu halten.

Der vierte und fünfte Vers in der ersten dieser beyden Stanzen sind dürftige Kinder des Reims. Nach dem langen Panegyr, welchen Zamori in dem Vorhergehenden der Einsamkeit gehalten hat, ist es sehr überflüssig zu sagen, daß er in einer einsamen Gegend das Glück des Lebens suchen wolle. Es ist aber noch überdieß auf eine widersinnige Art gesagt. Von einem Glück, das er mit Spanien hätte verlieren können, ist vorher gar nicht die Rede gewesen, und konnte es auch nicht seyn, da Zamori sein Vaterland blos darum verläßt, weil er sich in demselben höchst unglücklich fühlt. Wie kann er denn nun das, was bishero gar nicht für ihn existirt hatte, in einem andern Lande veredelt finden? — Von der dreizehnten Stanze getrauen wir uns keck zu behaupten, daß sie aus den Reimen der beyden ersten Zeilen herausgesponnen ist. Denn hätte das Erstaunen nicht die Launen herbeigeführt, (die in einem Manne, welcher der ungehinderten Ausführung eines großen Planes entgegen geht, gar nicht statt finden, und [226] doch nun hier, es koste was es wolle, erklärt und begreiflich gemacht werden sollten) so würde man durchaus nicht wissen, wie die Lectüre des Plato in dem Herzen und auf dem Gesichte des Helden so gewaltsame Veränderungen hervorbringen können. Aber die Macht des Reims offenbart sich ganz unverkennbar in dem sinnlosen Gegensatze des Bösewichts und des Halbgotts; und in der darauf folgenden Beschreibung, welche auf den einen so wenig als auf den andern paßt.

Den widerlichen Anblick eines Dichters, welcher dem despotischen Zuge des Reims nachgiebig folgt, und, so wie ihm dieser gebietet, nicht wie seine Phantasie und sein Zweck es verlangt, Gedanken sucht und ordnet, gewährt uns der Herr von Kl. in diesem Gedichte fast auf jedem Blatt. Nur selten kann er sagen, was er will; so schwer lasten seine Fesseln auf ihm. - Wir wollen der misrathenen Beschreibung der beseelten Natur, das Gemälde eines leblosen Gegenstandes beygesellen.

Str. 25. So wie ein Bach, der sich durch Blumen windet,
wie Silberstoff auf grüner Ebne liegt,
der schäumend sich um keine Felsen ründet,
und weder Stein noch Fall in seinem Laufe findet,
sich friedlich nur an flache Ufer schmiegt,
wie dieser endlich ganz auf dürrem Sand versiegt,
vergebt auch jedes Glück, wenn nicht des Kummers Schatten,
in sanfter Mischung sich zum Glanz der Freude gatten.

[227] Ohne des fehlerhaften Ausdrucks, der Gleichnisse in dem Gleichniß, des Widerspruchs, in welchem der grammatische Sinn des dritten Verses mit den übrigen und dem Zwecke der Vergleichung steht, weiter Erwähnung zu thun, wollen wir unsre Leser nur auf die Folge der Reime aufmerksam machen. Wenn man diesen nachgeht, sieht man sogleich, wie sie den Dichter genöthigt haben, das Gleichniß auf der einen Seite so weit auszuspinnen, und auf der andern so unverhältnißmäßig abzukürzen.

In den nächsten Strophen folgt eine philosophische Diatribe über die Nachtheile der Einsamkeit, eben so reich an Worten als arm an wahren und gründlichen Gedanken. Umsonst wird man in den Ideen folgender

Stanze einen innern Zusammenhang suchen:

Str. 28. Was wären wir in düstrer Einsamkeit?
Wo bliebe dann das Reich belebter Träume?
wer weckte dann im jugendlichen Keime
die Thatenkraft, die, nie erschöpft im Streit,
dem Zufall trotzt, der ihren Wünschen dräut?
O Schattengang duftreicher Lindenbäume,
wer wandelte dann unter deiner Nacht,
wo jetzt die Anmuth wohnt und holde Liebe wacht?

Von was für einem Reiche mag wohl hier im zweyten Verse die Rede seyn? und durch welchen Sturmwind wird der Dichter auf einmal in eine Lindenallee geführt? Wie viel müssige und falsche Wörter sind nicht in dieser einzigen Strophe zusammengehäuft? Denn ob gleich in diesem Gedichte eine [228] Menge Fehler im Ausdrucke, eine Menge überflüßiger Zeilen und die seltenste Verwirrung der Begriffe und Gedanken, aus dem Zwange des Reimes und der Versart entsprungen sind, so müssen wir doch leider bemerken, daß auch da, wo jene Ursachen minder wirksam waren, oder doch minder sichtbar sind, der Ausdruck nicht weniger fehlerhaft ist. Der größte und auffallendste Fehler desselben, derjenige, welcher die Lectüre dieses Gedichts zu einer peinlichen Arbeit macht, ist ein falscher Glanz, ohne allen innern Werth; ein Aufwand von Worten ohne ästhetische Kraft; ein Bestreben nach Neuheit, welches oft zu Phöbus und Nonsens führt. Nirgends zeigt der Geschmack des Verfassers Festigkeit; nirgends verfolgt er ein bestimmtes Ziel mit Anstand und Sicherheit. Jedem Blümchen läuft er zu, das auch noch so ferne von der Straße glänzt. So wenig Einfalt, wahre Natur und ungeschminkte Schönheit, und dagegen, so viel gesuchten Reiz, Flitterstaat und Affectation erinnern wir uns seit langer Zeit in keinem Gedichte gefunden zu haben.

Oft, wir müssen es gestehn, hat uns die Poeterey des Hrn. von Kleist mehr ein Spiel mit Worten und poetischen Phrasen, als ein Spiel der Phantasie geschienen. Er besitzt ganz ohnstreitig einen sehr großen Vorrath der ersten, und setzt sie dann oft so willkührlich zusammen, daß man gar nicht weiß, wie man einen Sinn unter den schönen Worten finden soll. Nicht selten stoßen dann die so zusammengewürfelten Bilder so hart gegen einander, [229] als habe ihr Schöpfer absichtlich die Harmonie seiner Schöpfung vernichten wollen.

Ein solcher Streit der Bilder ist in dem Verse:

Str. 9. auf Blumen rieselt dort der wilde Strom der Zeit.

und in der nächsten Stanze:

Die Seele wallt in ihrem Schatten freyer,
Der Blume gleich, die nur am Abend blüht.

wo wir also eine wallende Seele und eine wallende Blume haben. Aber dieß auch abgerechnet, ist in den beyden Zeilen überhaupt kein Sinn.

Str. 20. Hier schlägt sein Herz unendlich frey, ihm däucht,
als sey sein Geist von neuer Kraft beseelet,
als lebe hier der Mensch in einer Sphärenluft,
als athme jeder Hauch der Winde Balsamduft.

Des einen dieser Verse haben wir schon oben erwähnt. Der folgende übertrift ihn fast noch an Nonsens: denn wenn Zamori in einer Sphärenluft zu leben wähnt, so wähnt er, was bey ihm und allen athmenden Wesen wirklich geschieht.

Auch in ausgeführten Gleichnissen zeigt sich bisweilen dieser Widerspruch im Bild und Gegenbild. Zamori war der Einsamkeit überdrüßig geworden, in welcher er eine Zeitlang zugebracht hatte: er sehnt sich nach menschlicher, vornehmlich nach weiblicher Gesellschaft. Sein Wunsch wird erfüllt. Nach einem heftigen Sturme hört er eine weibliche Stimme in dem benachbarten Walde, und eilt, voll von Neugier und

Verlangen, dem Orte zu.

[230] Str. 43. So flieht ein Reh, wenn sich die Jäger üben,
und hinter ihm der Hunde Raubgier klaft;
es flieht durch Dorn und Busch, bis es erschöpft an Kraft
verborgen lauscht, wo nun sein Feind geblieben,
Kaum hört es, wie vom Wirbelwind geraft
das Laub sich wälzt, so eilt's von Furcht getrieben
noch schneller fort, sieht wieder, horcht und flieht,
bis es im tiefen Wald nichts als Gesträuche sieht.

Wir enthalten uns aller Bemerkungen über die Richtigkeit dieser Vergleichung, um nicht ein unbilliges Mistrauen in die Beurtheilungskraft unsrer Leser zu zeigen.

Beyspiele, von Bombast und unbedeutenden Flitterstaat finden sich in diesem ersten Gesange so viel, daß wir über die Wahl unter der Menge in einer wahren Verlegenheit sind. Wir nehmen also gleich einige der nächsten Stanzen; Zamori erblickt Midoren:

Str. 45. So stand im May der neugeschafnen Welt
das erste Weib, gemacht von Gottes Händen,
die reizende Natur gleich göttlich zu vollenden;
für sie nur fühlt der Weise wie der Held:
sie lächelt, und aus Feinden werden Brüder,
entflohne Ruh besteigt die Erde wieder;
sie weinet und Apoll verläßt sein Sternenzelt,
Und kämpft für sie als Gott mit einer neuen Hider.

In den ersten Zeiten der Welt waren alle Menschen der Liebe geweiht; wenn da ein Jüngling ein Mädchen sah— da blieb

[231] Str. 57. Der Jüngling noch gefesselt vor ihr stehn -
und sieht nur sie, möcht auch die Welt vergehn,
ihn überall Geächz' der Sterbenden umröcheln,
von Donnersturm erzittern Thal und Wald;
er höret nichts, sieht nur die liebliche Gestalt.

Str. 59. Verrätherey des göttlichsten Gefühls,
Dämonen Kunst lehrt Liebe da verschweigen,
wo man sie fühlt; der Mensch muß Mensch sich zeigen;
der Heucheley des zauberischen Spiels,
bedarf es nicht! wie sich dem Sturme Cedern beugen,
wie Fruchtbarkeit die sieben Ströme Nils
verbreiten, so muß auch, treu den Naturgesetzen,
Der Mensch nie sein Gefühl, sein Heiligthum, verletzen.

Str. 60. Der erste Mensch, er sah sein Weibchen kaum,
so stürzt' er ihr beflügelt in die Arme,
und ward ein Gott, und sah im bunten Schwarme
der Thiere, und im fruchtbehangnen Baum
und in der Rose, in der Feuerblüte
der Lilie, und in dem goldnen Saum

des Morgenrothes, auf dem ganzen Machtgebiete.
der Schöpfung, sah er nur der Liebe hohe Güte.

Der Mangel eines richtigen Geschmacks zeigt sich in dem Misbrauche der poetischen Zierrathen niemals allein.

Dieselbe Ursache, welche den Dichter über die Sphäre der Schönheit hinausführt, zieht ihn auch unter dieselbe herab; und nur ein gebildeter Geschmack ist der untrügliche Wegweiser auf dieser gefahrenvollen Bahn. Auch in dem [232] vor uns liegenden Gedichte ist oft der glänzendste Bombast mit einer fast unbegreiflichen Plattheit gepaart. In einer und derselben Strophe zeigt er uns Auroren, auf einen Rosenstab (?) gestützt, wie sie mit ihren Strahlen das Grün der Fluren und den Kelch des Veilchens mahlt, und ein Hagelwetter, in welchem die kleinsten Körner so groß als Taubeneyer sind, wobey Zamori nichts gewisser glaubt, als daß der jüngste Tag hereinbreche. Nachdem indeß das Wetter vorbey ist, und der vorhin beschriebene glänzende Morgen anbricht, steckt Zamori den Kopf heraus, sieht, daß es wieder heiter geworden, und hört eine Stimme aus dem Walde ertönen, die ihm sagt, daß dort ein weiblich Wesen stecke. Er sucht eine Zeitlang, und erblickt endlich — nicht etwa eine Täuschung, die ihn im Traume der Sehnsucht entzückte; nein —

Str. 44. nein, nein, er sieht, wer wünscht nicht hier zu sehn?
im Jugendreiz ein Weib, halbnackend vor sich stehn.

Wie schalkhaft und wie platt! — Gleich darauf kömmt ein Lob, der süßen Schwachheit

Str. 54. die nur der verachtet,
der Tugenden nach kalten Worten wägt,
im Auge Heiligkeit, im Busen Bosheit trägt,
dem Stolze des Systems erlaubte Freuden schlachtet!!*[397]

[233] Doch es ist Zeit, diesen Theil unsrer Kritik zu schließen, in welchem wir mit gutem Vorbedachte umständlicher gewesen sind, als es manchem unsren Leser nöthig geschienen haben dürfte. Es war uns nicht nur darum zu thun, den Beweis unsers Urtheils gegen den Verfasser so vollständig als möglich zu führen, und uns gegen allen Verdacht der Unbilligkeit und Partheylichkeit sicher zu stellen; sondern uns auch ein für allemal gegen den eben so falschen als verführerischen Geschmack zu erklären, welcher unter unsern jungen Dichtern, und durch sie in unsrer Lesewelt, von Tag zu Tage mehr über Hand nimmt. Auch Herr von Kleist scheint durch falsche Muster verführt zu seyn; und seine natürlichen [234] guten Anlagen, die wir ihm nicht abstreiten wollen, scheinen eine Richtung genommen zu haben, nach welcher er sicherlich nie zu der wahren Vollkommenheit gelangen wird.

Dasjenige, was das Wesentliche eines erzählenden Gedichtes ausmacht, der Zusammenhang und die Wahrscheinlichkeit der Handlung, die Richtigkeit in der Zeichnung der Charaktere, und das aus beyden entspringende Interesse, ist in diesem Werke der Ausführung augenscheinlich untergeordnet. Wir haben daher dasjenige, was den Verfasser vorzüglich beschäftigt zu haben scheint, zuerst in Betrachtung gezogen, und das, worauf er weniger Mühe gewendet hat, für die zweyte Hälfte unsrer Kritik erspart.

Wenn wir behaupten, daß die Handlung dieses Gedichts kein Interesse habe, so wird dieses Urtheil dem

---

[397]* Wir erinnern unsre Leser noch einmal, daß wir die angeführten Beyspiele insgesammt aus dem ersten ersten Gesange genommen haben. Hätten wir auch in den übrigen Gesängen streifen wollen, so würden wir ihnen noch manches unverächtliche Blümchen der Kleistischen Muse haben darbieten können. Sie würden dann von Rosenkränzen gehört haben, in die sich Morpheus Mohrenkram verwandelt; von Liebesgöttern, die sich im Blüthendufte ersäufen; von der Daphnis, welche Apolls Nachstellungen flieht. Sie würden gelernt haben, daß es weit leichter ist, das Urgebirge der Welt an eine andre Stelle zu setzen, als gegen die Liebe zu streiten; daß ein Weib niemals schöner ist, als wenn es von Wonne trunken, unbelauscht, der Liebe Freuden nascht; und was würden sie nicht noch mehr gehört und gelernt haben, wenn wir Lust und Zeit gehabt hätten, ihnen ein solches Florilegium zu sammeln.

Verfasser selbst vielleicht nicht unerwartet seyn. Die wenigen Begebenheiten desselben sollten ihm augenscheinlich nur zu einem Faden dienen, um gewisse Betrachtungen und Raisonnements an dieselben anzuschnüren; und er hielt es vielleicht für unnütz, auf die Festigkeit und Haltbarkeit dieses Fadens einige Mühe zu wenden. Aber eine Erzählung bleibt Erzählung, sie mag nun Zweck oder Mittel seyn. Sie muß also auch für sich schon ein gewisses Interesse haben; sie muß wenigstens wahrscheinlich seyn. Der große Werth der Verbindung des didactischen Gedichts mit der epischen Form besteht eben in dem Scheine der Absichtlosigkeit, welchen das Raisonnement durch die Verbindung [235] mit Situationen bekömmt. Dieser Schein verschwindet, sobald die Situationen nicht genau unter einander zusammenhängen, sondern nur in einer sichtbaren Beziehung auf die anzureihenden Betrachtungen erfunden sind. Der Dichter, welcher auf diese Art verfährt, erinnert mich jederzeit an einen Mann, welcher eine lustige Geschichte wußte, deren Pointe ein Flintenschuß war. In jeder Gesellschaft, mitten im Gespräche fuhr er auf, und fragte: ob man keinen Schuß gehört habe? Wenn dieses verneint wurde, pflegte er zu sagen: Da wir doch einmal von schießen sprechen, so will ich ihnen eine lustige Geschichte erzählen.

Die Wahrscheinlichkeit der Begebenheiten, welche diesem Gedichte zum Grunde liegen, mögen unsre Leser selbst aus folgendem Auszug beurtheilen. Zamori, ein junger Spanier, findet die Welt nicht nach seinem Geschmack. Er glaubt, daß die Menschen zu sklavisch und egoistisch sind, um ihm gefallen zu dürfen; und daß nur eine völlige Einsamkeit im Stande ist, ihn völlig vergnügt und zufrieden zu machen. Er beschließt eine Einöde aufzusuchen, geht zu Schiffe und bleibt auf der ersten der besten Insel, an welcher das Schiff Wasser einnimmt. Hier ist kein vernünftiges Wesen um ihn, und er glaubt einige Monate hindurch vollkommen glücklich zu seyn. Nach Verlauf dieser Zeit ändert er plötzlich seine Gesinnungen. Die Welt ist ihm nun auf einmal so weit; er versinkt in eine tiefe Schwermuth, und wer weiß, wozu es gekommen wäre, wenn ihm der Himmel nicht ein reizendes Mädchen zur Gesellschaft geschickt hätte.

[236] Diese neue Gesellschafterinn ist aus Zamoris Vaterland. Ihr Vater hatte mit ihr auf einer Reise nach Amerika Schiffbruch gelitten, und war an ein von Negern bewohntes Land verschlagen worden. Die Einwohner desselben nehmen sie unter sich auf, und nach mehrern glücklich durchlebten Jahren stirbt der Alte und läßt seine Tochter, Midora, einsam zurück. Diese findet einen Freund in Achmeed, einen Mohren von treflichem Charakter, den sie geliebt haben würde, hätte sie nicht im Traum einen reizenden. Jüngling gesehn, welcher ihr Herz gewinnt und ihrer Phantasie Tag und Nacht keine Ruhe läßt. Dieser Schwachheit ohngeachtet, bleibt Achmeed Midorens Freund. Als sie eines Tages zum Vergnügen auf dem Meere fahren, entfernt, sich der Kahn von dem Ufer, ein Sturm ergreift ihn, wirft ihn um und führt Midoren an die von Zamori bewohnte Insel.

Es ist leicht zu rathen, daß Zamori der Jüngling ist, welchen Midora im Traum gesehn hatte, und es ist hiebey nichts zu bewundern, als daß Zamori nicht auch einen Traum gehabt hat, der ihn zum voraus mit seiner künftigen Geliebten bekannt machte. Doch auch ohne diese Vorbereitung ist er in dem ersten Augenblick ihr feurigster Anbeter. Sie vereinigen sich zu Freud' und Leid, und ihr Glück dauert einige Gesänge hindurch, aus denen sich nichts erzählen läßt. Zuweilen aber scheint es doch, als fange Zamori an lange Weile zu fühlen, denn er wünscht sich einen Freund. Eines Tages wird die tiefe Stille der Einsamkeit, in welcher [237] das Ehepaar lebt, durch eine menschliche Stimme gestört, welche Midora ruft. Sie glauben, daß man sie trennen will, und laufen, ohne sich umzusehn, durch das Dickigt des Waldes einer Höle zu, in welcher sie die ganze Nacht in einer peinlichen Lage zubringen. Denn der rufende Mann hat auch den Weg zur Höle gefunden, und steht Ihnen die Nacht durch gegen über, ohne daß eines das andre sehen kann. Aber — post nubila Phoebus — ein vergnügter Morgen folgt auf die fürchterliche Nacht, und Midora erkennt in dem Fremden ihren alten Freund und Liebhaber Achmeed, der hierher gekommen ist, sie aufzusuchen.

Zamoris Wunsch wird also erfüllt und er findet in Achmeed einen Freund, der ihm um desto theurer seyn muß, da er so recht um seinetwillen vom Himmel gefallen ist. Indessen scheint dieses Glück sehr bald gestört zu werden. Nachdem nemlich Zamori seinem neuen Freunde die Wonne seiner Liebe umständlich beschrieben hat, fällt es ihm ein, mistrauisch gegen Midoren zu seyn, und sie wegen einer heimlichen Neigung zu ihrem ehemaligen Liebhaber Achmeed in Verdacht zu haben. Midora weiß ihn indeß von seiner ungegründeten Eifersucht zurückzubringen, und die drey Einsiedler leben wieder so glücklich wie zuvor.

Jetzt bringt Midora ihrem Zamori einen Sohn zur Welt. Dieser Umstand bewirkt die Katastrophe der Handlung. Zamori findet, daß, wenn er in dieser Einöde bleibt, er seinen Sohn nicht, wie er sollte, erziehen kann. Er sehnt sich also in sein [238] Vaterland zurück, und nichts als der Mangel eines Schiffes steht der Erfüllung seines Wunsches im Wege. Die Freundschaft findet auch hier einen Rath. Achmeeds Canot hat sich erhalten, er fährt nach seiner Insel und bringt in kurzer Zeit ein spanisches Schiff mit zurück. Die ganze Familie schifft sich nun nach Spanien ein. — —

Man würde dem Verfasser des Zamori großes Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er habe bey Erfindung dieser Fabel sein Genie in große Kosten gesetzt. Auch hier, wie bey der Verbindung der Gedanken, überlaßt er sich den Launen des Zufalls, oder richtet die Begebenheiten nach seinem jedesmaligen Bedürfnisse ein. Wo aber das Bedürfniß spricht, da kömmt es auf einige Gewaltthätigkeiten mehr ganz und gar nicht an.

Wie leicht es sich der Herr von Kleist in allem gemacht hat, was die Wahrscheinlichkeit der Handlung betrift, erhellt schon zum Theil aus diesem kurzen Abriß derselben; aber eine vollständige Ueberzeugung hievon kann nur aus der eigenen Lectüre des Gedichtes geschöpft werden. Nicht einmal den Grund der ganzen Handlung hat er auch nur einigermassen zu sichern gesucht. Zamoris Entschluß, die Menschen ganz zu meiden, und in einer völligen Einsamkeit, von allen Mitteln, sich gegen die gewöhnlichsten Gefahren zu vertheidigen, entblößt zu leben, ist ganz und gar nicht motivirt. Wenn ihm die verderbten Einwohner der Städte mißfallen, warum sucht er nicht die unverdorbnern Bewohner des Landes auf; oder warum eilt er nicht einer [239] Gegend zu, in welcher die europäischen Sitten das eigenthümliche Gepräge der Menschen noch nicht haben verderben können? So wie Herr von Kl. die Sache darstellt, erscheint Z. alt ein unsinniger Schwärmer, der von den Einwohnern Madrids (1. B. 7.) einen Schluß auf die ganze Menschheit macht, und darum in den Zustand einer gänzlichen Wildheit zurückkehrt; aber auch zugleich als ein inconsequenter Schwärmer, der in demselben Augenblick, wo er diesen Entschluß faßt, nichts eifriger wünscht, als

ein gleiches Herz zu finden,
um auf des andern Glück sein eigenes zu gründen.

Ohne Zweifel hätte die Entwickelung des Gemüthszustandes, in welchem sich Z. befindet, als er sein Vaterland zu meiden beschließt, und die allmählige Veränderung desselben als er seiner Einsamkeit überdrüßig wird, unter dem Pinsel eines geschickten Malers ein sehr interessantes Gemälde werden können. Hier aber ist es auf eine höchst dürftige Art ausgeführt. Man sollte sagen, der Vf. habe diesesmal seine Ohnmacht gefühlt und es deshalb nur bey den ersten Strichen bewenden lassen. Nachdem er die Glückseligkeit seines Helden in den ersten Monaten seiner Abgeschiedenheit von der Welt in ganz allgemeinen Ausdrücken angezeigt hat, geht er mit der trivialen Bemerkung, daß man auch des größten Glückt überdrüßig werde, zu der Beschreibung des Mismuths über, der sich Zamoris bemeistert und nun gleich in seiner ganzen Größe [240] sichtbar wird. Die hierdurch entstehende Lücke zu verbergen, schaltet der Verfasser einen Gemeinplatz über die Geselligkeit ein.

Daß aber überhaupt die Seelenmalerey, obgleich das einzige, was einem Werke dieser Art wahres Interesse geben kann, über die gegenwärtigen Kräfte des Verfassers gehe, hat er in diesem Gedichte durch eine Menge Beyspiele unwiderleglich dargethan. Er besitzt keine Farben als für die Extremen der Leidenschaften, und auch hier haben sie selten Reinheit und Wahrheit genug. Für die feinern Uebergänge aus einem Zustand in den andern hat er gar keinen Sinn. Alles ist auf den Effekt berechnet, welcher aus schnellen Contrasten entspringt; Nachdem er uns zum Beyspiel seinen Helden am Schluß des siebenten Gesangs in der ganzen Fülle der Glückseligkeit gezeigt hat, welche der Besitz einer liebenswürdigen Gattinn und eines edeln Freundes gewährte; läßt er uns denselben im Anfange des achten Gesangs in der ganzen Verzweiflung der Eifersucht sehn:

Hier liegt er, bleich, entstellt, von innrer Qual
gepeinigt, ohne Trost, und zuckt von Schlangenbissen
der Eifersucht verwundet, schon den Stahl
des Todes, bebt und fühlt das trennenmüssen

in seiner Seele glühn, und kennt nicht das Gefild,
Auf dem er ruht, und nicht im Bach sein Bild.

So geschwind nun aber die Verwandlung in diesen fürchterlichen Zustand vor sich gegangen ist, [241] so geschwind erfolgt auch die Rückkehr zur Zufriedenheit. Midora ist ihm in den Wald nachgeschlichen , und der Dichter läßt sie hier einen Monolog halten, den Zamori hören muß, und der auf diesen Umstand sehr gut eingerichtet ist. Wir setzen den Schluß desselben hier her, als ein Beyspiel wahren und edeln Ausdrucks der Empfindungen:

— — welch' Verbrechen
beging ich denn? O sage mir es Luft,
du kömmst von ihm, du wehtest bey den Bächen,
wo er gewandelt hat, entdecke mir's, o! Duft
des Mirtenhains! Daß ihn die Götter rächen,
wenn ich ihn hinterging, daß eine Kluft
der Hölle mir sich öfne, mich verschlinge,
wenn ich durch meinen Tod ihm Ruhe wiederbringe!

Zamori hört diese herzbrechenden Exclamationen, und sieht gleich darauf sie selbst. Diesem Anblick kann er nicht widerstehn. Alles ist vergeben und vergessen, weil sie sich zeigt;

— — ach! dieser Blick
und dieser noch, Midora, und das Feuer
der Zärtlichkeit, das durch den Thränenschleyer
des Auges glüht, o Weib, du Meisterstück
der Schöpfung, nur ein Lächeln deiner Lippe!
Du rührtest selbst den Tod, er bräche seine Hippe.

Dieß heißt bey unserm Dichter Sprache der Leidenschaft; mit solchen Hyperbeln glaubt er die Ungereimtheiten der Handlung bedecken zu können. Aber mit derselben schülerhaften Raschheit verfährt er nicht nur hier, sondern fast überall, wo die Entstehung [242] einer Empfindung gezeigt, oder eine Handlung hervorgebracht werden soll. Zamori und Midora sind in dem ersten Augenblicke, wo sie sich sehn, Mann und Frau. Das Ungestüm des erstern und die Willfährigkeit Midorens ist eine widerliche Erscheinung, die durch alle vorhergegangene Träume um nichts gemildert wird.

Die bishero gerügten Fehler wären schon mehr als genug, um einem jeden Leser von gesunder Beurtheilungskraft die Lectüre dieses Gedichts zu verbittern; aber ihre Wirkung wird noch immer erträglich scheinen, wenn sie mit dem Eindrucke verglichen wird, den die unendlichen, eintönigen, frostigen und unverständlichen Declamationen, welche den hauptsächlichsten Inhalt desselben ausmachen sollen, hervorbringen muß. Gewiß ist noch in keinem Gedichte der Liebe so viel süßlicher Weyhrauch gestreut, und in keinem so unzähligemal wiederholt worden, daß sie das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen sey, ja daß sie mit der Glückseligkeit nur ein einziges Wesen ausmache. Aber auch in keinem Gedichte, wir glauben dieses mit der größten Zuverlässigkeit sagen zu können, ist über diesen Gegenstand so viel deraisonnirt und der Nahme der Philosophie auf eine so unverzeihliche Art gemißbraucht worden. Das ganze dritte Buch, welches die Religion der Liebe enthalten soll, ist ein eben so unverdautes als unverdauliches Gewäsche, wo man nirgends einen Faden, nirgends einen bestimmten oder wahrhaft gesunden Gedanken findet. Und wollte der Himmel, es wäre das der einzige Teil [243] dieses Gedichts, von dem man dasselbe sagen muß!

Aber so oft der Verf. philosophiren will, und dieß begegnet ihm sehr oft, verwirrt er sich in ein Labyrinth von trivialen, verworrenen und schiefen Begriffen.

Was der Verf. die Philosophie der Liebe nennt, ist nichts weiter, als ein Mischmasch von Wahrheit und Nonsens, wie man von einer Denkerinn erwarten kann, deren Gesetz ein Kuß, deren Wille die Phantasie ist; einer Denkerinn, deren Launen der Dichter auf diese Art schildert:

Oft ist ihr die Natur zu reizend, zu lebendig,
der Baum zu grün, die Blüthe viel zu weiß;
die Frühlingspracht der Blumen zu beständig,
die Nacht zu kühl, der Tag zu heiß,
dies Thier zu sanft und jenes zu unbändig;
nichts ist ihr gut, und thörigt Vater Zeus:
sie lacht bey Werthers Tod und weint bey Wielands Launen,
und sieht aus Eigensinn im Amor einen Faunen.

Es ist fürwahr kein Wunder, wenn diese launenhafte Göttinn, die Muse unsers Dichters, niemals weiß, was sie schwatzt und doch immer schwatzen will; wenn sie den Faden der Begebenheiten immer und immer unterbricht, und auch die alltäglichsten Begebenheiten mit ihrem schiefen Raisonnement begleitet. Wenn z. B. Zamori und Midora einen hohen Berg zusammen besteigen, wahrscheinlich um die Aussicht von demselben zu geniessen, mischt sich sogleich die Liebe ein, um das Warum dieses bey müssigen Leuten so natürlichen [244] Unternehmens in vier langweiligen Strophen aufzuklären. Ein andermal wünscht sich Zamori eine Hütte, und auf der Stelle ergreift Midora, das Organ der Liebe, diese Gelegenheit, ihn zu belehren, daß man nichts wünschen muß, was man nicht hat, und an diese Moral einen Panegyr der Liebe anzuhängen, der hierher kommt, man weiß nicht wie, noch woher? Fast immer ist ein Wort genug, eine sogenannte philosophische Declamation herbeyzuführen. Der Dichter hat einmal Zamori Midorens Gatten genannt. Damit sich niemand an den Ausdruck stoßen möge, bemerkt er, daß sie zwar nicht copulirt, aber durch das schöne Band ihrer Seelen verbunden gewesen wären. Dieses giebt Gelegenheit zu fünf Stanzen über die Fesseln, welche die Liebe verträgt oder von sich wirft.

Zu der Philosophie, wo nicht der Liebe, doch unsers Dichters gehören auch zahlreiche Ausfälle auf die Menschen in den Städten. Invectiven dieser Art sind überall angebracht, und selten weiß man recht, wie sie hierher kommen. Ein glänzendes Beyspiel dieser Gattung befindet sich Ges. V. 21. 22, welches wir neugierigen Lesern selbst nachzusehn überlassen wollen.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek[398]

Unter der ungeheuern Anzahl von Gedichten, die in der letzten und glänzendsten Periode der deutschen Poesie, das ist, seit ohngefähr funfzig Jahren erschienen sind, befinden sich gleichwohl im Verhältniß nur äusserst wenige Versuche in größern dichterischen Werken. Gegen Ein ausführliches Gedicht der beschreibenden, didactischen, epischen und historischen Gattung kommen vielleicht hundert Sammlungen von kleinen Erzaylungen, Fabeln, Liedern, Oden, Sinngedichten u. s. w. Der Grund dieser Erscheinung liegt am Tage, und ist auch in dieser Bibliothek bey mehr als Einer Gelegenheit näher erörtert worden. Erst von der Zeit an, wo Oberon erschien, und dem Publikum neue, lebhaftere, aber nur zu bald wieder verschwundene Theilnahme an Erzeugnissen der Dichtkunst einflößte, wurden durch den Nachahmungsgeist mehrere Versuche dieser Art hervorgebracht. Aber auch jetzt noch sind sie, im Verhältniß zu dem ganzen Ertrag des deutschen Parnasses, so selten, daß junge Dichter, die sich durch den Kaltsinn der Nation nicht abschrecken lassen, die unzähligen Schwierigkeiten, die mit der Verfertigung jedes größern poetischen Kunstwerks verbunden sind, zu bekämpfen, alle mögliche Aufmunterung der Kritik verdienen, sobald sie nur einiges wahre Talent verrathen, und nur mit einiger Wahrscheinlichkeit Erwartungen für die Zukunft erregen. Gehört Hr. v. Kleist unter diese Klasse junger Dichter? Ist dieser Zamori, wo nicht ein musterhaftes, vollendetes Kunstwerk, doch ein Versuch, der Lob und Beyfall verdient, und als Vorläufer künftiger Meisterstücke betrachtet werden kann? Ehe wir diese Fragen beantworten, legen wir den Lesern den Plan desselben und einige Proben der Ausführung selbst vor.

Erster Gesang. Zamori, ein spanischer Jüngling, fliehr das Getümmel und die Menschen von Madrit, die ihn

[398] 2016: Bd. 5 St. 2 S. 599-609; Rezensent H. = Engelbrecht, Bremen.

anekeln, und beschließt, auf einer Insel in der Südsee nur sich selbst und der Natur zu leben. Er geht zu Schiffe, wirft noch einen Blick auf sein Vaterland,

kehrt dann sich weg, und bleibt die ganze Reise stumm.

Auf einer wüsten Insel, wo das Schiff Wasser einnimmt, bleibt er zurück. Die Vorstellungen eines vernünftigen Bootsmannes vermögen nichts über ihn. Geh, sagt er, und laß mir dieses Beil.

[600] Mehr brauch ich nicht, mein Leben zu erhalten;
Dann kann ich Holz im Frost zum Feuer spalten,
Und Wurzeln sind ja hier für Mühe feil.
Im Mangel kann sich nur der Seele Kraft entfalten,
Im Ueberfluß gedeiht nicht Menschen Heil!
Leb wohl! -

Er baut sich eine Hütte, und lebt ganz glücklich. Natürlich! und noch natürlicher, daß er nach einigen Wochen dieses phantastischen Glücks müde zu werden anfängt. Zum Glück findet sich bald ein Zeitvertreib. Aus fernem Walde hört er eine menschliche Stimme, eilt hinzu, und findet — ein Weib; ein Muster von Schönheit! Sie sehen sich, und lieben sich, und begatten sich. Alles das ist das Werk weniger Augenblicke. —

2. Ges. Die Liebenden denken nun auf Befriedigung eines andern Triebes:

Sie essen, küssen sich und schweigen;
So werden einst in Edens stillem Hain,
Im Reiz der Dämmerung die Feste Amors seyn.

Midora, so heißt die Schöne, erzählt ihre Geschichte sehr breit, und streut gar erbauliche Betrachtungen ein: z. B.

Der Weise sucht im Mißlaut Harmonie,
Wir können nicht zu allem Großen taugen,
Was eine Ceder ist, kann nicht ein Ahorn seyn.
Der Eine liebt das Salz, der Andere den Wein.

Ihr Vater, ein Spanier, war nebst ihr auf einer Reise nach der neuen Welt an eine benachbarte, von Negern bewohnte Insel verschlagen worden. Hier ließ er sich nieder, gab seiner Tochter eine philosophische Erziehung (von der wir eben ein Früchtchen gesehen haben), und starb. Ein philosophischer Neger, Achmeed, ein Muster von Tugend und Edelmuth, wirbt um ihr Herz, aber sie kann ihm nur Freundschaft schenken, denn sie hat (just so wie Rezia im Oberon) den Geliebten ihrer Seele bereits im Traume kennen lernen. Bey einer Lustfahrt auf dem Wasser überfällt sie ein Sturm, und wirft das Fahrzeug an die Insel, auf welcher Zamori wohnt. -

3. Ges. Glück des liebenden Paars. Erwachen nach einer der Liebe geweihten Nacht. Dieser Gesang soll (laut dem Inhalt) die Religion der Liebe vortragen, es ist in den wenigen Strophen desselben aber fast nichts, was sich darauf bezöge, nur so [601] viel sieht man, daß der Dichter die reine natürliche für die Religion der Liebe erklärt. Ein Glück für Hrn. v. K., daß man von Poeten keine Gründe und Beweise fordert. —

4. Ges. Die Liebenden ersteigen eine hohe Felsenspitze, genießen der reizenden Aussicht, und unterhalten sich vom Glück der Liebe. Heftiger Sturm, den Z. und M. mit ruhiger Seele abwarten. —

5. Ges. Werkzeuge, die sie auf den Trümmern eines gescheiterten Schiffs finden, nutzen sie zum Bau einer Hütte. Das Meer wirft einen sterbenden Engländer an das Ufer. M. pflegt ihn sorgfältig, aber die Hülfe ist umsonst.

„Ein Britte bin ich; und ich hab es selbst gewählt,
Das falsche Meer, den Tod in ihm zu finden.

Ich Thörichter, mich hat von allen Sünden,
Die ich begieng, noch keine so gequält,
Als daß ich mich nicht selbst mit einem Dolch enseelt!
Nun wär ich schon nicht mehr — nun könnt ich schon ergründen,
Was Newton nicht gefaßt, der Staub nicht fassen darf.
Statt dessen mich das Meer zerschellt ans Ufer warf.

Der verrückte Philosoph stirbt, und veranlaßt die Einsiedler zu einer Unterhaltung über den Selbstmord.

6. Ges. Zamori gräbt dem Britten ein Grab, und Midora bestreut es mit Blumen. (Hr. v. K. glaubt hierdurch die Menschenfreundlichkeit als Begleiterin der Liebe zu schildern.) Die Liebenden baden sich, und

7. Ges. Eine Stimme, die laut Midora! ruft, erschreckt sie. Sie fliehen in den Wald, und bringen die Nacht in banger Erwartung in einer Höhle zu. Es wird Tag, und sie entdecken in ihrer Nähe den Urheber ihres Schreckens. Achmeed ists:

Midora! ruft der Held, und stürzt zu ihren Füßen;
„Achmeed, du hier?“ sagt sie, und sieht gerührt,
Zu ihm geneigt, des Freundes Thränen fließen.
A. Du siehst, ich bins, und Eikton, dir gebührt
Der Freude Dank! Von deiner Hand geführt,
Kann ich Midora jetzt in meine Arme schließen!
Schon springt er auf, da bebt sie sanft zurück;
M. Achmeed, erkenne hier mein segnendes Geschick!

[602] Der Heide stutzt, und rasch entfährt die Frage:
„Bist du ein Christ?“ — „Die Wahrheit ist mein Gott,
Zamori so, was sie für Farben trage?
Mir gleich; ich ehre sie im wilden Hottentot(ten)
So innig, wie im Christ(en); ich dulde jede Sage,
Ich dulde jeden Wahn, und hasse jeden Spott.
Der Heide tritt zurück, nimmt ihn mit langen Blicken,
Und scheint Bewunderung verstummend auszudrücken.
„Kein Christ?“ so spricht er endlich: „sey mein Freund!
Du trägst das Kleid, das jene Männer trugen,
Die ohne Kampf den Vater mir erschlugen,
An dessen Grab zwey Waisen lang geweint!
Da schwor ich zwar, als ich die väterlichen Horden
Verlassen mußte, dich und jeden Christ(en) zu morden;
Du wärst ein Christ, und bist ein Mensch geworden,
Komm an mein Herz, und sey mein Freund!
Ich gebe dir, was ich im Leben habe,
Die letzte Hoffnung dich, Midora, dich
Nach der ich Meer und Fels und Wald und Thal durchstrich,
An deren Bild ich noch im düstern Grabe
Im Wolkenreich, wo Eikton wohnt, mich labe!
Nur sey mein Freund! laß mich die Blumen streuen,
Wenn du dort wandeln willst, mich deines Glücks zu freuen.“
Zamori stürzt ihm um den Hals, und weint

Vor süßer Lust, ein solches Herz zu finden.
O edler Mann, o großer edler Freund! u. s. w.

Indes ist die Lage dieser drey Personen, bey allem Glück der Freundschaft und Liebe, nicht vollkommen. Achmeed betet Midora an, er sieht sie glücklich durch Liebe, und die Wünsche seines Herzens unbefriedigt. Sein Schmerz steigt bisweilen zur Verzweiflung, die den schwarzen Philosophen zum Atheisten macht. Doch gelingt es ihm endlich, seiner ungestümen Leidenschaft Meister zu werden.

8. Ges. Dies aber hindert nicht, daß Zamori nicht im Ernst eifersüchtig werden sollte. So wenig er Grund dazu hat, so sehr überläßt er sich dieser [603] elenden Leidenschaft, und beträgt sich für einen anmaßlichen Philosophen so armselig als möglich.

Wie glücklich war ich nicht, eh sich Achmeed
In diesem Thal der Unschuld eingeschlichen?
Ach, nun ist mir mit ihm auch jedes Glück entwichen!
Die Flur ist mir verhaßt, auf der er geht.
Vergiftet ist die Luft, die mich umweht;
Das Veilchen duftet nicht, die Rosen sind verblichen;
Midora nur bleibt schön! Midora nur?
Und liebt mich nicht? Ha! Fluch dir, schreckliche Natur!“

Doch kaum tritt sie ihm wieder mit ihren Reizen unter die Augen: so verschwindet aller Verdacht, er sinkt ihr zu Füßen, und bittet demüthig um Verzeihung. Die Versöhnung wird durch einen Beyschlaf versiegelt, wofür sie beyde nicht unterlassen, dem Geist der Welt mit Innigkeit zu danken.

Achmeed wird durch Zufall Zeuge ihres Genusses, und geräth, wie man denken kann, in heftige Gemüthsbewegung:

Es übermannt des Schmerzes Allgewalt
Die ächt heroische, die tugendhafte Seele,
Er weinet laut — —

beschließt zu fliehen, und wird nur mit Mühe von seinen Freunden zurückgehalten. —

9. Ges. Nach diesem Auftritt kehrt Glück und Ruhe in ihre Hütte zurück. Midora gebiert einen Sohn, und hat einen prophetischen Traum über ihn. Doch die Beschreibung dieser Niederkunft dürfen wir den Lesern nicht vorenthalten.

Es glüht ihr Angesicht, es schlägt ihr Herz,
Und durch die Glieder bebt ein unbekannter Schmerz.
Sie richtet sich empor — ein lechzendes Ermatten
Wirst sie zurück; von ihrer Stirne träuft
Ein kalter Schweiß, ein schneller Schauer läuft
Von Glied zu Glied, und trübe dunkle Schatten
Umdüstern ihren Blick; sie ruft nach ihrem Gatten
Mit schwacher Stimme, will empor, doch da ergreift
Ein schrecklich Weh den mütterlichen Schoss,
Sie krümmt sich, sinkt zurück, und liegt besinnungslos.

[604] Ein schwaches Wimmern nur verkündet noch ihr Leben,
Geschlossen ist ihr Auge, ängstlich wallt
Ihr Busen, bleich ist ihre Lippe, kalt
Die schweißbedeckte Stirn, ein schwaches Beben
Ihr Athem; schon scheint sie dem Tode hingegeben,

Als sie mit tiefem Ach! die lieblichste Gestalt
Den Amor im Entstehn, in ihrem Schoos erblicket,
Und an die Mutterbrust mit stiller Wonne drücket.

10. Ges. Freude der Eltern über den Knaben; aber zugleich auch Sorgen wegen der Zukunft. Zamori wünscht sich seines Sohnes wegen in sein Vaterland zurück:

Entzaubert steh ich hier! mein Carlos riß
Vom Auge mir den wunderbaren Schleyer;
Ich glaubte Licht zu sehn in grauser Finsterniß,
Und ward aus Menschlichkeit ein Menschenscheuer.
Jetzt stürzt es ein das glänzende Gemäuer
Der Phantasie! O Vaterland, vergiß
Den kalten Stolz, mit dem ich dich verlassen,
Und sieh in deinem Schoos mein Weib und mich erblassen.

Achmeed verschafft von einer nahen Insel ein spanisches Schiff, und begleitet die glückliche Familie nach Spanien. Hier verläßt sie der Dichter plötzlich, und wir geben ihnen den Wunsch mit auf den Weg, daß sie dort mit ihren freygeisterischen Grundsätzen der heil. Inquisition nicht in die Klauen gerathen mögen!

Dies ist der Gang eines Gedichts, in welchem der Verf. die Philosophie der Liebe dichterisch vorgetragen zu haben glaubt. Die Composition desselben hat fast alle nur mögliche Fehler und Gebrechen, die ein episch - didactisches Gedicht haben kann. Hier ist durchaus kein Ganzes, keine Einheit, kein innerer Zusammenhang der Theile, kein Anfang, kein Ende, keine Verwickelung, keine Auflösung, folglich auch kein Interesse. Nichts ist nur im mindesten motivirt; ohne Maschinen, ohne Götter und Zauberer geht gleichwohl alles noch weit unnatürlicher zu, als in dem zauberreichsten Mährchen. Der Zufall und das Bedürfniß des Dichters sind hier die allmächtigen Gitter, auf deren Wink alles geschieht. Eben so dürftig ist [605] die Zeichnung der Charaktere, wenn anders überhaupt hier davon die Rede seyn kann. Die Personen des Gedichts sind seelenlose, flache Geschöpfe, ohne Individualität, ohne Natur und Wahrheit. Zamori ist ein widerlicher, kraftloser Mensch, ohne Consequenz, kein liebenswürdiger Schwärmer, sondern ein kindischer Phantast, kalt und unthätig. In einem Paroxysmus von Menschenhaß, zu welchem der junge Mensch (man erfährt und begreift nicht, wie?) kömmt, geht er, nicht etwa auf das Land in die Einsamkeit, sondern auf eine wüste Insel. — Narren dieser Art giebt es zum Glück in dieser Welt nur in der fiebernden Phantasie mittelmäßiger Poeten. Midora ist, wo möglich, noch unleidlicher, mit ihrem schalen, unzusammenhängenden, unverständlichen philosophischen Jargon. Achmeed ist ein schwarzer Plato, Epiktet und Pylades in Einer Person, ein moralisches Tugendungeheuer, fast so widersinnig in seiner Art, als ein Centaur oder ein Sphinx.

Philosophie der Liebe! Dieser Titel würde allerdings zu Vergleichungen zwischen Zamori und Musarion, der Philosophie der Grazien, berechtigen: denn offenbar will jener dieser sich dadurch an die Seite drängen; allein, Rec. will es weder Hrn. Wieland noch Hrn. v. Kleist zu Leide thun, ihre Werke nur einen Augenblick neben einander zu stellen, oder nur Einen vergleichenden Blick auf sie zu werfen. Aus dem Zamori lernt man von Philosophie nichts, aber davon wird man überzeugt, daß Hr. v. K. weder von der Philosophie des Lebens, noch von der Philosophie überhaupt nur Einen klaren, deutlichen Begriff haben könne. Was er für Philosophie verkauft, sind Tiraden von Gehalt und Wahrheit wie folgende:

S. 51. Man muß, um gut zu seyn,
Um jede Pflicht der Menschheit zu erfüllen,
Nur eine Kunst, die schöne Kunst verstehn,
In jeder Menschenbrust das Gute nur zu sehn,

S. 53. Durch seinen Fleiß, durch seinen Unterricht
Lernt ich der Dinge Werth am rechten Maßstab;
Er ehrte kein System, der Wahrheit galt sein Schwur:

Ihm war Religion die Liebe zur Natur.

[606] S. 79. Die Wahrheit, im Gewand der Schönheit nur, entzückt -
(welch eine verschrobene Wortfolge!)
Erfahrung sey mein Richter,
Daß der am besten lehrt, der unsre Herzen rührt,
Und uns im Schein der Wahl zu festen Zwecken führt (??)

S. 113. Oft ist es gut, Zamori, zu besitzen,
Was man nicht hat; doch selten ist es gut,
Auch dies zu wünschen - -

Zu besitzen, was man nicht hat! Hr. v. K. wollte wahrscheinlich sagen: es wäre gut, wenn man das besäße — das wäre ein Sinn, aber freylich ein höchst trivialer Gedanke.

S. 153. Sey es ein Thor, sey es ein Bösewicht,
Kein Edler war's, der einer Thräne lachte,
Wenn auch im Staub ein Wurm sie fließen machte;*[399]
Groß ist das Herz, dem nie die Kraft gebricht,
Der Geist, der gleich in Glück und Elend dachte,
Doch diesem selbst ist Thränen ehren Pflicht;
Und edler ist der Mann, der mit dem Freund empfindet,
Bald die Cypresse küßt, bald Rosenkränze windet.
O Liebe! dein erhabenstes Entzücken
Ist: Glauben an vergötterte Natur:
Der Gottheit Bild im Menschen zu erblicken.
Ein Wesen, das der Tugend Treue schwur;
Im Wilden auf Kamtschatkas kalter Flur,
In ihm an unsre Brust ein Bruderherz zu drücken;
Nur dies ist ein Genuß, den keine Thräne trübt,
Den kein Tyrann empfand, den nur die Liebe giebt. - - -

So seltsam und abentheuerlich die Ideen unsers Verf. häufig sind, so scheint doch die Sprache und der poetische Ausdruck desselben in diesen Eigenschaften über jene noch den Preis davon zu tragen. Aus unzähligen Beyspielen nur einige wenige:

[607] S. 14. Von der Natur, die schöne Seelen rührt;
Des Schöpfers Geist in sanfter Größe spiegelt - -

S. 19. Mittheilung ist dem Armen, wie dem Reichen,
Ein Zauberöl, dies Leben zu versüßen - -

Ebend. Wer kein Vertrauen kennt, ist keiner Freude werth,
Und ist der Flamme gleich, die selbst ihr Mark verzehrt - - ! !

S. 23. Er rafft sich auf, stürzt über Thal und Hügel
Dem fernen Walde zu, als hätt' er Adlerflügel.

S. 26. Wer ihn (Midorens Fuß) erblickt, sieht nicht,
was sich im Auge malt;
Die holde Schaam, das liebliche Verführen,

---

[399]*Da haben wir's: die Göthe, die Wezel, die Musäus und ähnliche Spötter des Empfindsamkeitsfiebers, waren Thoren oder Bösewichter!

Das lächelnd bebt, und zitternd Liebe zahlt - (welcher Nonsens!)

S. 29. Es hält dies Paar im seligen Entsetzen
Ein gleich Gefühl beseelter Harmonie,
Ein gleiches schwelgendes Ergötzen - -

S. 30. Dem Stolze des Systems erlaubte Freuden schlachten —

S. 36. Cupidos schärfster Pfeil, in Blüthenduft getaucht —

S. 44. Die Donner rasselten, die Wogen rauschten Tod -

S. 48. Wir hielten Rath mit weinendem Gesicht —

S. 55. O meine Stunden flohn bey ihm flüchtig hin,
Wie Nelkenhauch —

S. 67. Lebendig wird die Flur, der Schlummer ist entstehn,
Zum Rosenkranz wird Morpheus Mohnenkron —

S. 69. Wo Liebesgötter sich in Blüthenduft ersaufen -

S. 101. Des Goldes Glanz, der Wollust Lüsternheiten
Sind Tand, sie müssen stets mit ihrem Tode streiten —

S. 208. — — — meine Wonnen
Und meine Freuden, ach! wo sind sie hin?
In eines Augenblicks Unendlichkeit zerrannen —

[608] S. 221 im Schoos geliebter Reize,
den Pfeil, der ihm das Herz durchstach —

S. 119. O Götterweib, im Himmel und auf Erden —

Wir wollen hoffen, Hr. v. K. hat nicht absichtlich das Vater Unser parodiren wollen! - So schwülstig die Sprache in den lyrischen Stücken unsers Verf. größtentheils und zum Theil auch hier ist, so sehr sinkt er im erzählenden Vortrag zum Prosaischen, ja selbst zum Platten herab. S. 23 steckt Z, den Kopf zur Hütte heraus —

S. 25. So stand im May der neugeschaffnen Welt,
das erste Weib, gemacht von Gottes Händen —

S. 33. In unsrer Zeit, wo man den stolzen Baum beschneidet, (jetzt?)
Die lächelnde Natur aus Eigensinn verheert, (wodurch?)
Den kranken Mops beklagt, an Menschenqual
sich weidet - -

S. 76. Nie ist ein Weib so schön, als wenn von Wonne trunken,
sie unberauscht der Liebe Freuden nascht —

Wonnetrunken naschen, nichts beweist mehr einen rohen, ungebildeten Geschmack, als ein solches Zusammenmischen edler und gemeiner Ausdrücke.

S. 166 Was ist die Pracht des Throns, des Ruhmes Lorbeerkranz,
Was der Triumph, um den sich Brüder raufen?

S. 266 fordert Hr. v. K. die Mütter auf, die Ammen abzuschaffen. - - Selbst von Sprachfehlern sind seine Verse nicht frey. Er verwechselt nach der gemeinen Mundart im Niedersächsischen, Brandenburgischen u. s. w. häufig den Dativ und Accusativ. S. 21. Mich selbst genug — Wer kann sie widerstehn, die Allgewaltige? — Er sucht ins Freye (im Freyen) Ruh - der helle Flies ist provinzial. Beyde freun der Liebe sich, und jeder möchte u. s. w. Da hier unter Beyde eine Person männlichen und eine weiblichen Geschlechts begriffen ist, so muß es jedes heißen. S. 46. Man kann keine Hand vor Augen (vorm Auge)

mehr entdecken — die Liebe verdringen (verdrängen). S. 93. Gegenwärts soll wohl heißen einander gegen über? — Einen Faunen (Faun), sich verfliegen u. s. w.

[609] Die Stanze, so wie sie Wieland im Idris und unser Verf. hier hat, ist freylich an sich eine sehr mühsame Versart, allein die Schwierigkeiten haben wenig zu bedeuten, wenn man sich die Sache so leicht zu machen versucht, wie Hr. v. K., wenn man sich so viel Flickerey, so viel überflüßige matte Halbverse und ganze Zeilen, so viel uneigentliche Ausdrücke erlaubt. Z. B.

S. 30. Da thronte noch in anmuthsvoller Güte
Mit offnem Busen und entfaltnem Haar
Die Liebe überall; hoch flammten ihre Kerzen
In jeder Menschenbrust, Stolz trennte keine Herzen.

S. 32. Sie heuchelt nicht, ihr Herz liegt ungeschminkt
Und offen da, und ihr Gefühl verschleyert
Kein eitler Zwang, der nur verborgnen Wollust feyert —

S. 138. Der größte Mann, der die (Menschenfreundlichkeit) nicht hat, verliehrt,
Er lebe unter uns, er lebe bey Mulatten.
Sein eignes Licht, und stellt sich selbst in Schatten.

Nach diesem strengen, aber gewiß nicht ungerechten Tadel führten wir nun gern auch einige hervorstechende, schöne Stellen an, aber von dieser Art ist im Zamori nichts zu finden. Das Beste sind ganz gewöhnliche Reime, an denen wenig zu tadeln, aber auch nichts zu rühmen ist; und so beantworten sich nun wohl die im Eingang aufgeworfenen Fragen von selbst.

H.

Literarischer Almanach für 1830[400]

Wenn der Typus einer auf einfachnatürlichen Grundsätzen beruhenden Aesthetik von uns so eben bei der Charakterisirung der Riedelschen Theorie als dem wahren Begriffe der Schönheit entsprechend bezeichnet wurde; so dürfte es wohl nicht unpassend sein, aus der Glanzperiode der neuern deutschen Literatur (von 1770 —1800) ein Werk in Erinnerung zu bringen, das nach Form und Gehalt auf jene Grundsätze gebaut ist, und dessen gleichwohl jetzt kein Mensch mehr Erwähnung thut, weil der Verfasser desselben nicht so viel Glück gehabt hat, als zwei seiner Nahmensvettern. In der That ist über Ewald von Kleist und Heinrich von Kleist unser Franz von Kleist*[401] ganz und gar vergessen worden. [298] Und doch gebührte ihm ein Ehrenplatz unter den besten Dichtern des 18ten Jahrhunderts selbst dann, wenn auch nur die Dichtung, von welcher jetzt die Rede sein soll, aus seiner Feder geflossen wäre.

Die handelnden Personen in dieser Dichtung sind Zamori und Midora und ihr Freund Achmeed, und der Hauptgedanke, der sich durch das Ganze hindurch zieht, ist: Durch die erhabene Kraft reiner Liebe wird des Menschen Inneres am sichersten veredelt.

Der Verfasser selbst spricht sich in der Vorrede Seite X. und ff. über den eigenthümlichen Charakter seines Gemäldes noch bestimmter folgendermaassen aus:

„In einem Herzen, wo die höhere Liebe geistiger Wesen allmählig herrschen soll, darf keine andere grosse Leidenschaft, und kann keine wohnen; der Ehrgeiz, der Zorn, die Rache, der Hass, — alle müssen der Allmacht der Liebe weichen; nur die Eifersucht ist eine Schwester der Liebe, und nur diese einzige kann neben ihr herrschen, und ist sogar unzertrennlich von ihr. So dacht' ich mir den Charakter der Liebe, und so

---

[400] 2016: Band 4 S. 297, Nr. 2 der Erinnerungen an ausgezeichnete, jetzt aber beinahe vergessene, Producte der ältern deutschen Literatur.

[401]* Geboren am 24sten December 1769 zu Potsdam, gestorben als Königl. Preuss. Legationsrath den 6ten August 1797 auf seinem Gute Ringewalde in der Neumark.

habe ich ihn in Zamori und Midora gezeichnet. Trotz dieser Alleinherrschaft [299] aber verlangt die Liebe einen Ruheplatz, auf dem sie Fiber ihre Glückseligkeit denken, ihre Wonne verkünden kann; und dieser Ruheplatz ist das Herz eines Freundes. Herrisch, und doch ohne Stolz und Herrschsucht, doch voll Theilnahme und hingebender Güte muss der Freund der Liebe sein. Grossmuth muss ihn spornen, das Glück seines Freundes das Ziel seiner Aufopferungen werden; er muss nichts fürchten, nichts verachten, aber hassen können. So ist Achmeed; und da die Liebe kein Vorurtheil des Verstandes, keinen Unterschied der Menschen und der Sitten, nur den Werth, den schönen Werth der Herzen kennt, wählt' ich einen Mohren, um dieses himmlische Vorrecht der Liebe auffallender zu machen."

Gewiss ist der hier berührte Gesichtspunkt schon an und für sich im Stande, Interesse zu erregen; jedoch mögen einige Proben über die Art der Ausführung Zeugniss ablegen, damit die Leser selbst im Stande sind, die Wahrheit des von uns dieser lieblichen Dichtung gespendeten Lobes als solche zu erkennen.

Seite 5 wird die Natur der hier gefeierten Liebe charakterisirt:

[300] Ja Liebe, nur dein zauberischer Kuss
Beseelt den Geist, und bildet Ideale;
Du füllst uns stets des Lebens Freudenschaale,
Vergötterst uns in Deinem Hochgenuss;
Du bist der Kunst, der Schönheit Genius,
In Guidos Tempel wie im stillen Blumenthale,
Ist Deine Hand es nur, die dort den Stein belebt,
Hier um der Rose Kelch den Purpurschleier webt.

Solcher lyrischen Schilderungen sind sehr viele in das Epos eingewebt, und die ungezwungenen Wendungen, die der Verfasser hier immer zu nehmen versteht, geben durch die hieraus fliessende Mannichfaltigkeit dem Ganzen einen höhern Reiz; denn diese Ruhepunkte für die Phantasie sind höchst genussreich für den reflektirenden Verstand.

In der That gehören viele dieser lyrischen Digressionen zu den Glanzpunkten der ganzen Dichtung; so zart gedacht und glücklich ausgeführt sind sie.

So Seite 70:

Mühseligkeit, so heisst die Zauberruthe,
Die uns allein den Schatz des Lebens zeigt;
Sie greife man mit ächtem Heldenmuthe,
Und jeder Wunsch des Herzens wird erreicht.
Wer sie nicht scheut, vor ihrer Schärfe zittert,
Dem wird die Kunst, stets froh zu bleiben, leicht;
[301] Dem wird von Ueberdruss die Freude nie verbittert,
Und jeder wilde Sturm hat für ihn ausgewittert.

Ebenso Seite 119:

Die Liebe, Freund, hasst jeglichen Vergleich;
Sie muss sich selbst ein schönes Räthsel bleiben:
Für höher Glück zu stolz, für fremden Schmerz zu weich,
Kann sie nur mit sich selbst ihr himmlisch Spielwerk treiben.
Sie fraget nicht: Woher bin ich so reich? —
Wagt nicht, das, was sie fühlte, zu beschreiben;
Ihr Mund ist stumm; in süsser Trunkenheit,
Ist, was sie göttlich macht, verschwiegne Seligkeit.

Und Seite 121:

Wie thöricht ist der Mensch, der nach der Freude läuft,
Und da sie sucht, wo goldne Becher blinken,
Und Chierwein von vollen Tafeln träuft;
Der Ueberfluss kann nur die Thoren reizend dünken,
Mag er auch noch so schön die bleichen Wangen schminken,
Den Weisen lockt er nicht; die wahre Freude reift
Nur in uns selbst; sie ist ein Erbgut edler Seelen;
Wer sie begierig sucht, der wird sie stets verfehlen.

[302]Wie herrlich ist die Stelle Seite 146:

O lass uns nie die Lilie zerknicken,
Die lieblich uns im Thal der Hoffnung winkt;
Der Glückliche, der ihren Balsam trinkt,
Wird ungeschreckt das dunkle Grab erblicken,
ln das für ihn ein Lichtstrahl niedersinkt;
Ein höhres Ideal wird seinen Geist entzücken,
Und wo sich Anderen der Tod als Schreckbild mahlt,
Sieht er ein Götterkind, von Sonnenglanz, umstrahlt.

Und Seite 152:

Ihr himmlisch Lied sang sterblichen Genuss:
Dies ist ein Baum, den jeder Sturm entblättert,
Den nur die Kunst der Phantasie vergöttert,
Nicht Wirklichkeit. Der Liebe wärmster Kuss
Erkaltet einst, und ihre Blüthen sterben;
Und mit der Jugend flieht ihr schöner Genius,
Kann sie sich nicht ein höhres Glück erwerben,
Das nur der Geist geniesst, nur edle Seelen erben.

Eben so Seite 167:

Die Schwermuth führt auf ihrem Dornenpfad
Uns unbemerkt zu lichten Freudenthälern;
Die Weltlust lächelt oft bei stillen Todtenmählern
Und leitet den, der ihr so traurig naht,
Für den Genuss und Hoffnung schon verschwunden,
Vom Trauerthal in ein Tarquinisch Bad;
Der Mensch und sein Verdienst lebt flüchtige Secunden,
Folgt nur, und glaubt es nicht, dem Lächeln schneller Stunden.

[303] Es leuchtet ein, dass so zart empfundene Bilder nur dem zu Gebote stehen konnten, der die Würde höherer Liebe aus eigner Erfahrung kannte, und dessen warmes Gefühl im Hochgenusse derselben mitten unter dem Drängen und Treiben des wirklichen Lebens sich wahrhaft glücklich fühlte. Der Dichter selbst sagt hierüber Seite 174:

Beneide mich, o Jüngling, denn ich bin
Der Glückliche, den Hymens Rosenkrone
Das Haupt umwallt und der mit heiterm Sinn,
In meinem Arm die Herzbeglückerin,
Frei wie ein Gott, von keinem Sclavenlohne
Gefesselt, stolz den König auf dem Throne

Verlachen kann; beneide mich und sei,
Wenn Du's vermagst, wie ich, so glücklich und so frei.
Ihr Dichter, die der Liebe Glück gesungen,
Indess ihr selbst dies Göttergut entbehrt;
Die ihr im Traum von Grazien umschlungen,
Im Wachen nur betrogne Sehnsucht nährt;
Und im Gedicht mit Lanze, Dolch und Schwerdt
Um den Besitz Cytherens schon gerungen,
Indess die Wirklichkeit Megären euch gebar;
Folgt meinem Beispiel nach: macht, was ihr singet, wahr.

Doch genug. Wer sollte unverdorbenen Geschmack haben, und nicht freudig eingestehn, dass er selten etwas Lieblicheres gelesen habe, als diese so unaussprechlich sanft dahin gleitenden Ottave rime? - [304] Und doch wurden die mitgetheilten Stellen durchaus nicht ängstlich ausgesucht, sondern entlehnt, wie sie sich darboten; so vortrefflich ist das Ganze gearbeitet, und so sorgfältig hat der Verfasser, noch der guten alten Zeit angehörig, für Reinheit des Ausdrucks Sorge getragen, ohne seine Dichtung des Zaubers der Einfachheit zu berauben.

E. F. V.

Rezension: Das Glück der Ehe, 1796.

Allgemeine Literatur Zeitung 1799[402]

Nicht leicht hat sich bey so wenig wahrem Gehalt und poetischer Unabhängigkeit mehr Vollendung in den äussern Formen, dem Versbau, dem Ausdrucke und selbst bis auf einen gewissen Grad dem Gewebe der Bilder gefunden, als der seit der Erscheinung dieses Gedichtes gestorbene Vf. besass, dessen in andern Rücksichten bedauerter frühzeitiger Tod schwerlich seiner dichterischen Laufbahn etwas abgebrochen hat. Denn in dieser hatte er das rechte Ziel eben so vollständig verfehlt, als sein individuelles erreicht: und die Haltungslosigkeit, die man der ersten jugendlichen Erscheinung nachsah, war zur fixirten Manier geworden. Auch das Glück der Ehe wird in dem Einen Tone durchgeleyert, den v. Kl. Bürgers hohem Liede abgehorcht hatte; die Nachahmung ist so wenig beschönigt, dass man nicht nur im Gange der Strophen überhaupt, sondern in einzelnen Stellen ganz deutlich den Wiederhall vernimmt. Die starken Auflagen, die, wie Rec. weiss, von diesen Meisterstücken der wohllautenden Leerheit immer abgegangen sind, widerlegen zwar die Gleichgültigkeit gegen Poesie nicht, welche man dem grossen Haufen in der deutschen Lesewelt vorwirft: aber sie beweisen doch, dass es genügsame Köpfe unter uns giebt, die wohlschmeckerische Ohren an sich tragen.

[402] Bd. 2 Sp. 95 f.

Die drei Kleiste.
Biographisch-literarische Betrachtungen,
von L. M. Fouqué.[403]

„Franz und Ewald, beide Kleiste,
Beide von dem großen Geiste
Nur zu seinem Ruhm erschaffen,
Beide tragend gleiche Waffen,
Beid', um Aller Gunst zu werden,
Wie's die Noth erfordert, klug,
Soll'n für's Vaterland nicht sterben; –
Einer, denk' ich, ist genug!"

Diese liebevollen Verse hatte der alte Vater Gleim seinem jungen poetischen Freunde, Franz von Kleist, gesungen, als selbiger noch im Infanterie-Regimente des Herzogs Karl Ferdinand von Braunschweig zu Halberstadt in Garnison stand, und wohl bisweilen die feurige Seele des Dichters sich sehnen mochte, seinem Stammgenossen, dem edlen Ewald von Kleist auch im Heldentode zu folgen. Der Verfasser dieses Aufsatzes machte den anmuthigen Freundesgruß in seinem Frauentaschenbuche (Jahrgang 1819) bekannt, und ließ einen kleinen poetischen Nachklang folgen, der – wenn sein Hoffen eingetroffen wäre – eine Sammlung der poetischen Werke des früh abgerufenen, von seinen edelsten und kompetentesten Zeitgenossen als Dichter anerkannten Franz von Kleist veranlassen sollte. Für dasmal trog die Hoffnung. Obgleich die kriegerischen Waffen unsres Vaterlandes seitdem in ihrer Ruhe geblieben sind, haben sich doch – wie das oft schon nach langen Kriegsjahren zu geschehen pflegte – geistige Kämpfe erhoben, die wohl dem Gedeihen poetischer Wälder noch um vieles nachtheiliger seyn mochten, als die Kämpfe Schwert gegen Schwert. Bei diesen entwickelt sich fast unwiderstehlich ein begeisterndes Element, welches – wie der elektrisch fruchtbare Regenschauer des Gewitters – die Blumen weckt und erfrischt und ihre Düfte verbreitet. Bei geistigen Kämpfen solcher Art hingegen, als wir sie neuerdings erlebt haben und zum Theil noch erleben, entwickelt sich eine schwüle, dunstige, staubdurchwirbelte Luft, und daß dergleichen der Blumenzucht nicht sonderlich zusagt, weiß jeder Blumengärtner durch Theorie und Erfahrung zu beweisen.

Dennoch, – so lange ein Blumengärtner lebt, kann er vom Blumenziehn nicht ablassen, und mißlang es damit auf Eine Weise, so versucht er's getrost und gottvertrauend auf eine andre.

Vielleicht hatte gegenwärtiger Gärtnersmann darin Unrecht, daß er nur für Eine Blume das Interesse der Lustwandelnden in Anspruch nahm, während er sie mit zwei andern, sich wechselseitig erläuternden und ergänzenden hätte zusammenstellen sollen.

Wirklich ist es ein eignes, meines Wissens noch nicht dagewesenes Phänomenon im Garten der Poesie, daß Drei Männer Eines Stammes und Namens einander nicht nur fast unmittelbar als ausgezeichnete und anerkannte Dichter folgen, sondern daß auch Jeder in raschwechselnder Zeit als ein edler Repäsentant der sittlichen und ästhetischen Bildung seiner Periode angeschaut werden kann. Es sey vergönnt, diese Betrachtungen zu unternehmen, so weit die Zartheit persönlicher Verhältnisse deren Ausführung gestatten will. Ein kurzer Lebensumriß der drei Dichter möge dazu mithelfen.

---

[403] Zeitung für die elegante Welt, Nr. 249-253 (1821, Sp. 1285 ff.), 20., 21., 22., 24., 28. 12. 1821.

Ewald von Kleist.

Zum Schwerte geboren, wie damals noch fast jeder Edelmann es von sich meinte, betrat er die kriegerische Laufbahn unter dem großen Friedrich. Die dem siebenjährigen Kriege vorhergehende Waffenruhe Preußens gönnte dem edeln Dichtergeist eine friedliche Entwicklung, und ließ ihn die Bekanntschaft und Liebe fast aller großen Dichter seiner Zeit gewinnen. Gründlich fortarbeitend auf der betretnen Bahn, aber nie dabei seine ernste Berufspflicht im mindesten aus den Augen setzend, auch eben so wenig wohl anders, als in einige Liedeshauchen, daran denkend, den preußischen Degen je von der Seite zu nehmen, begnügt mit den ländlichen Friedensbildern, die ihm seine sanfte Muse vorzauberte, entlockte er dennoch ihrer Leier auch muthige Kriegesanklänge, sogar ein ganzes Heldengedicht, ob von geringem Umfange, doch wahrlich in Gesinnung und Kriegeransicht nicht klein zu nennen, und oft auch tönten ihm begeisternde Ahnungsklänge seines kühnen Todes durch die Saiten.

„Auch ich," so sang er einst:
„Auch ich, ich werde einst – vergönn' es mir, o Himmel! –
Einher vor wenig Helden ziehn!
Ich seh den stolzen Feind den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!"

Der tapfre Krieger, in schon späteren Mannesjahren zum Major hinaufgerückt, hielt seinen Liedern Wort, und auch die in diesen Liedern vorhergeahnten Schickungen blieben nicht aus. Ja, vor einigen Kriegern zog er bei Zorndorf einher, vor immer wenigern, denn der russische Kanonen- und Kartätschendonner lichtete ihm die Rotten seiner Tapfern. Dennoch hatte er schon zwei Batterieen erstürmt; – die uralte Verwandtschaft zwischen freudigem Dichter und freudigem Kriegsmann herrlich bewährend, rückte er auf die dritte los; – seine müden Musketiere begannen zu wanken, – er faßte den Fahnenträger am Arm, und ritt feierlich ihnen vor; – sie folgten, die ehrlichen Preußen; – da zerschlägt ein Kartätschenschuß ihm die treue Rechte; – er nimmt den Degen in die Linke und reitet fürder; – da schmettert eine neue Ladung ihn schwer verletzt aus dem Sattel; – „Kinder!" ruft der Fallende: „verlaßt Euern König nicht!" – Zwei Musketiere und ein Feldscheer trugen ihn zurück. Da erschlug eine Kugel einen seiner Helfer. Eine Bewegung des Mitleids durchzuckte den Helden. Bald ließ er sich niederlegen, und trieb seine Geleiter in die Schlacht zurück. Sie ging verloren. Wechselnd von Feinden geplündert und großmüthig unterstützt, lag er bis an den dritten Tag geduldig auf seiner Schmerzens- und Ehrenflur. Nun schafte man ihn nach Frankfurt an der Oder. Er starb in Freundespflege, gelassen und stark in Gott. Weil seine Klinge auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben war, legte ein edler Russe seinen eignen Degen als Ehrenzeichen auf den Sarg. – Die Dichter Deutschlands sangen und weinten ihm nach. Sein Name ward wie der stehende Typus eines edelfrommen, begeisterten Helden. Kein neidender oder mäkelnder Mißlaut drang in den Chor, so wie denn auch der edle Kriegsmann in seinem Leben nur Freudenkränze aus der Hand seiner Muse empfing, da ihn der Areopag von Dichtern, wie Rammler, Gleim und Ähnliche als Ihresgleichen anerkannt hatte, und zwar eine strenge Feile, eine genaue und parteilose Kritik von jenen Dichtern und andern Gelehrten selbiger Zeit geübt ward, nie aber gegen den anerkannt Würdigen ein rohes Höhnen und Verlästern denkbar blieb. – Das Glück der Ehe fehlte seinem Leben; daß ihm weder der Sinn dafür mangelte, noch auch das Gefühl reiner, zartverehrender Minne, spricht aus seinen Liedern, von dem begeisterndsten Schwunge der Wehmuth an, im schönen, vielgesungenen Liede:

„Sie fliehet fort! – Es ist um mich geschehen!"

bis zu der heiter-ernsten Galanterie, die ihm das Wort entlockte:

„Was küssest du mein Lied, Elise? Gib mir's wieder,
Und küsse mich! In mir steckt eine Sammlung Lieder!"

Franz von Kleist.

Als lande man von einer stürmigen Meeresfahrt an idyllisch grünender Küste, so wehmüthig heiter wird es, dem Geist, welcher sich von jenes edeln Ewald rühmlichem Tode unmittelbar zu dieses edlen Franz mild friedlichem, aber leider früh verblühetem Leben herüber wendet. Wie schon oben gesagt ward, ergriff zwar auch er in zarter Jugend Kriegsdienste, aber ein wie edel ritterliches Feuer auch öfters aus seinen Liedern emporsprüht, – ihn sollte die Führung des Schwertes nur eben in den stillfreundlichen Musentempel geleiten, welchen damals der heiterkräftige Gleim, der sinnig milde Klamer-Schmidt und andre verwandte Geister auf eine höchst anmuthige Weise in dem friedlichen Halberstadt erbaut hatten, und als würdige Priester bewohnten. Es muß Alles nach Gottes Lenkung ergehn; auch das scheinbar noch so verschieden Angelegte. Vermuthlich dachten die Seinigen, den Jüngling in der gründlichen Übungsschule eines der damals best exercirten Regimenter der preußischen Armee zu einer recht langen und glänzenden Militärbahn zu bereiten; – sie hatten aber den Kanonikus Gleim und seine Freunde nicht mit in die Rechnung gezogen, und eben Halberstadt mußte der Pflegegarten des noch träumerisch knospenden Dichtergeistes werden, ihm einen Reichthum anmuthig tiefer Lieder entlocken, und ihn endlich ganz in den Dienst der Musen und an den Altar stiller Häuslichkeit herüberziehn.

Es war damals – in den Achtzigern des vergangenen Jahrhunderts – eine Zeit des tiefen Friedens für Norddeutschland, und wenn auch der südliche Theil unsres Vaterlandes bisweilen nach dem blutig drohenden Halbmond mit gezücktem Schwerte hinüber sah, – man wußte doch: es war von dort eigentlich nichts Wesentliches zu befürchten, und so fing man an, sich nach und nach in den sanften Traum zu wiegen, der ewige Friede sey eigentlich für Europa schon abgeschlossen; theils durch dessen sehr beliebtes und sehr hoch angeschlagenes Gleichgewicht, theils auch durch die ausnehmend überschätzten Fortschritte der geistigen Kultur oder sogenannten Aufklärung. Daß der baierische Krieg im Jahre 1778 zwischen Friedrich und Joseph beinahe blutlos geführt wurde, und sein erst so bedrohlich scheinendes Leben nur auf ein einziges Jahr brachte, – daß späterhin ein Marschiren der Truppen, – wohl manchmal schon durch eine bloße Marschordre – genügte, um die auftretende Zwietracht in ihren ersten Athemzügen zu ersticken, oder doch zu betäuben, – es schien das Alle den Menschen jener Zeit – auch den Bessern und Weisern – eine Reihe von eben so vielen Triumphen über die Barbarei, und man fing wohl gar hin und wieder an, sich zu verwundern, wie man dies friedeverbürgende Columbusei nicht schon vor vielen Jahrhunderten zum Stehen gebracht habe.

Was konnte unter diesen Umständen einem Geist, wie dem unsres edlen Franz von Kleist, das Verhältniß des Kriegers noch gelten? Selbst sein kampfbegeisterter Gleim wollte ja nicht gern den zweiten geliebten Kleist an den Soldatenstand verlieren, und doch wohl lieber noch hätte er ihn zu dem Tode des Schlachtfeldes hingegeben, als zu dem beengenden Leben eines endlosen Garnison- und Revuedienstes.

Ein glückliches Ehebündniß eröffnete auf anmuthigem Landsitze dem dichterischen Franz die ersehnte Freiheit von allen sogenannt drückenden Banden der Gesellschaft. Liebend und geliebt verließ er den Kriegsdienst und trat in die seligen Haine; seine Freunde jubelten ihm beifallrufend und glückwünschend nach.

Eine frühere Neigung, durch unübersteigliche Hindernisse gehemmt, hatte der glühende Jüngling in einem Hymnus – hohe Aussichten der Liebe, an Minona überschrieben – schön besungen, und war mit eben diesem Gedicht zuerst öffentlich hervorgetreten, vom allgemeinen Beifall begrüßt. Jetzt sang er mit erstarkter und gereinigter Dichtergabe das Glück der Ehe, und weihte auch sein kleines erotisches Epos, Zamori, der geliebten Gattin. Man fühlt es aus diesen holden Ergüssen, wie Liebe und ländliche Freiheit ihn mit all den reichblühenden Kränzen schmückten, die sie ihm verheißen hatten. Die Geburt einer Tochter vollendete sein häusliches Glück, welches wohl schwerlich durch eine Sehnsucht nach den abgelegten Waffen getrübt werden konnte, als nun der Revolutionskrieg Europa aus seinen langen Friedensträumen erweckte. Gleich zu Anfang des Kampfes waren die Ansichten über dessen Rechtmäßigkeit schon sehr getheilt und zweifelhaft. Wenn auch unser sanfter Franz so wenig, als sein Gleim, nur einen Augenblick die

Grundsätze der jakobinischen Blutmenschen entschuldigen konnte, so mochte ihn doch vielleicht die Scheintugend der Girondisten oder ähnliche Nachbildungen antiker Trefflichkeit, das phantasieglühende Auge blenden; zudem sahen selbst viele, sonst ganz ungeblendete Männer – daß ich nicht sage: fast Alle – die Revolution als eine ausschließliche Sache Frankreichs an, und hielten die Einmischung fremder Regenten für eine Art Verletzung des Hausrechts, nicht bedenkend, daß ein ehrenwerther Nachbar gewiß kein Hausrecht beleidigt, wenn er dem von seinen Kindern mißhandelten Vater zu Hülfe eilt, sollte der Vater auch wirklich nicht haben zum Hülfsgeschrei gelangen können. Aber jene Einwendungen erbauten sich damals auf vorlängst als unumstößlich angenommene Grundsätze des Contract social und ähnlicher Schriften, und waren allgemein und wohlgestellt genug, um den glücklichen Ehemann und sinnenden Dichter vor jeder innern Beunruhigung seiner friedlichen Muse zu schirmen. Einigermaßen verkümmert ward ihm dies stille Glück hin und wieder durch feindselige Kritiken. Denn seit Ewald von Kleist gesungen hatte, war dem Areopagus der Dichter vieles von seinen ehemaligen Rechten durch das anwachsende Heer der Recensenten entzogen worden. Hatten anfänglich Berühmte den Kränzen anderer Berühmten den Krieg erklärt, – nur scheinbar anonym, und gewissermaßen durch eine ganze ehrwürdige Korporation verbürgt und vertreten, so versuchten nun die wirklich Anonymen den gleichen Kampf, und nicht ohne allen Erfolg. Franz von Kleist scheint anfangs diese Angriffe mit dem Erstaunen betrachtet zu haben, womit ein edles Roß vor dem Anfall bellender Feinde stutzt; – dann gedachte er wohl, sie im raschen Anstürmen zu verscheuchen, aber, soviel ich weiß, kam es dennoch zu keiner öffentlichen Erwiederung seinerseits. Vermuthlich hielten ihn die erfahrneren Freunde zurück, die da wohl wußten, das edle Roß könne die kleinen bellenden Feinde nur in unnützer Erhitzung hin und her jagen, ohne Einen davon gehörig zu fassen; daß aber es selbst von ihnen überwältigt oder auch nur ernsthaft beschädigt werden könne, liege bekanntlich außer den Gränzen der Möglichkeit. – So dichtete denn Franz von Kleist ruhig weiter, Plane auf Plane entwerfend für sein noch jugendliches Leben hinaus, und sich in den mannigfachsten Formen versuchend. Viele dieser Dichtungen, theils Bruchstücke größerer Werke, theils kleinere in sich abgerundete Ganze, sind in der deutschen Monatsschrift aufzufinden. Wir sprechen mehr davon am Schlusse dieser Bemerkungen. Hier gnüge nur das Wort: an Wohllaut der Sprache und an Anmuth der Gestaltung seiner Bilder ist er vielleicht von Niemanden übertroffen worden. An tiefer ahnungsreicher Fülle des Gemüthes hält er mit vielen der Herrlichen Schritt. Zu welcher Blüthenpracht eine solche Blume sich noch entfaltet hätte, können wir leider nur ahnen! – Das sanfte Idyll seines Lebens endete früh. Dieselben Haine, die seine glücklichen Tage umkränzten, umschatteten bald sein stilles Grab.

Heinrich von Kleist.

Wieder von der friedlichen Insel zurück reißt uns unser Gang in des Lebens Drang und Sturm. Zwar weniger unmittelbar, als in des edlen Ewald Laufbahn, finden wir den äußern Krieg um unsres Heinrichs Pfade wüthen, aber desto mehr den Kampf des Zeitalters überhaupt. Gleich seinen beiden Namensgenossen, – ihnen übrigens eben so wenig durch nahe Familienbande verknüpft, als diese es einander unter sich waren, – hatte er als Jüngling den Kriegsdienst ergriffen, und Gott bescheerte ihm das Glück, welches dem edlen Franz versagt blieb, sich gleich in den ersten frischen Jugendjahren dem Feind gegenüber als Soldat zu versuchen. Die preußische Fußgarde, worin Heinrich von Kleist im Jahre 1794 diente, hatte vorzüglich bei Trippstadt einen recht ernsten und unversehenen Angriff des kühnen Feindes zu bestehen, den sie mit echt preußischer Entschlossenheit zurückwies. Zu großen Hauptschlachten blühte der Kampf dieses Jahres nicht auf; doch immer fanden die Kriegsleute Gelegenheit, vor sich und Andern ihre freudige Todesverachtung darzuthun, und geehrt und geliebt von seinen Waffenbrüdern zog nach geschlossenem Frieden der Jüngling Heinrich in seine Garnison Potsdam ein. Anfänglich tändelte er heiter, wie es seinen Jahren und seiner Lebhaftigkeit angemessen war, mit den blumenbestreuten Wellen des Lebens; aber auch da schon ließ sich das Gold und wundersame Gestein in seiner verborgenen Tiefe ahnen, und ward von edleren Geistern freudig anerkannt. Der Jüngling kam – das Wie ist mir unbewußt – in Verhältnisse zu Wieland, der ihn ermunterte, seine poetische Bahn fürder zu schreiten, wodurch natürlicher Weise Heinrich in eine

polemische, beinahe feindselige Stellung gegen Alles gerieth, was der damals sogenannten neuen Schule angehörte, oder von ihr zu Tage gefördert ward. Was irgend Heinrich erfaßte, erfaßte er mit gewaltiger Liebe und Kraft, aber eben deshalb auch mit einer gewissen Ausschließlichkeit, die ihn oftmals verhinderte, das Gute und Schöne auf den Bahnen Anderer zu bemerken, oder doch gehörig zu würdigen. Aber wo hat man je einen Jüngling gefunden, der ohne diese liebende Einseitigkeit zu irgend einem Berufe tüchtig geworden wäre? – Folgerecht in diesem Sinne verließ er daher auch, als er die feste Bestimmung zum Dichter in sich erfaßt hatte, den Kriegsdienst, um gar nichts mehr anders, als Dichter zu seyn. Er bereiste die Schweiz, Frankreich und einen Theil von Oberitalien, immer das Ziel des poetischen Lorbeers vor allem Andern im Auge. Doch rückgekehrt in das Vaterland, einen bedeutenden Theil seines nicht großen Vermögens jenen Bestrebungen geopfert habend, bewegten ihn sehr edle Rücksichten, eine Anstellung im preußischen Civildienst zu suchen. Er bereitete sich mit aller Kraft seines Geistes und aller Gewissenhaftigkeit seines Charakters auf die neue Laufbahn vor, und jener oben gepriesenen und gerügten Einseitigkeit treu, meinte er, nun sey es mit dem Dichten für ihn aus, und verbrannte seine poetischen Papiere. Nicht einmal ein Trauerspiel verschonte er, von welchem ihm Wieland geschrieben hatte, das müsse er vollenden, und ob Berge auf ihm lägen! – Ja wohl mochten jetzt Berge auf ihm liegen, dem glühenden Dichter, welcher in die Werkeltage des bürgerlichen Lebens hineingetreten war, sich keinen poetischen Sonntag mehr vergönnend! – Das unglückliche Kriegsjahr 1806 schmetterte ihn aus seinen selbstgeschmiedeten Fesseln hinaus aber nur indem es Alles mit zertrümmerte, was ihm von Jugend auf als lieb und ehrwürdig im äußern Leben erschienen war. – In stiller Abgeschiedenheit brachte ihm die Muse Trost, und ganz ausschließlich dachte er nun wieder, nur ihr zu leben. Da erfaßte ihn eine neue Strömung der verwilderten Zeit. Mit noch zwei andern ehemaligen preußischen Offizieren ward er ohne allen Grund dem französischen Gouvernement zwischen der Elbe und Oder verdächtig, und man schleppte die drei Unglücksgenossen als Staatsgefangne nach einem alten Schlosse an der Schweizergränze Frankreichs. Daß der edle, aber in seiner Tiefe immer etwas melancholische Geist diese Abgeschiedenheit nicht zum trüben Hinbrüten mißbrauchte, sondern sich und die Welt in sich selbst rüstig verarbeitete, zeigt sein nachheriges Wiederauftreten; doch mochte auch mit aus diesem Lebensumstande die ehrne, an Eigensinn gränzende Strenge in Behauptung seiner Eigenthümlichkeit hervorgehen, die ihn späterhin dem größern Publikum oft unverständlich, ja auch bisweilen dem tiefer eindringenden Leser anstößig machte, und ihn zuletzt in den Abgrund eines frühen, selbstverschuldeten Todes hineinriß. – Einstweilen machte sein sinn- und liebevoller Freund, Adam Müller, den edlen Gefangenen bekannt*[404] im Vaterlande durch Herausgabe seines Schauspiels Amphitryon nach Moliere, einer der merkwürdigsten und anziehendsten Kampfübungen des germanischen Genius mit dem neufranzösischen. Wie dem Komiker des Louis XIV. der Sosio die Hauptperson des Ganzen ist, und er sich vorzüglich bemüht hat, ihn aus der Antike herüber recht lebendig zu nationalisiren, – allerdings mit ausgezeichnetem Erfolg, – so hat ihm der deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts mit heiterer Anerkennung den Sieg hierin ohne Weiteres überlassen, und begnügt sich, in diesem Bezuge nur als Übersetzer aufzutreten. Wo es aber den Hauptgegenstand der Dichtung gilt, welchen Moliere als eine frivole Galanterie leichthin und dennoch in moderner Förmlichkeit vor uns vorüberführt, daß man dabei an die mythologischen Tapetenfiguren seiner Zeit denken muß, – Himmel, welch' eine reiche Tiefe von Ahnungen ist da dem deutschen Dichter aufgegangen, und in welch edlen Zauberzungen spricht er sich aus! –

Die Dichtung ward durch eine eben so glänzende als gründliche Recension angekündigt in einem allgemein anerkannten Blatt, – aber die Deutschen, in ihr damaliges Unglück, und überhaupt in die Politik wohl etwas mehr noch als billig, versunken, nahmen von der poetischen Erscheinung des dritten Kleist wenig Notiz. Dennoch, als nun der Friede die Bande des Dichters gelöst hatte, und er in Verbindung mit seinem Freunde Adam Müller die Zeitschrift Phöbus herausgab, zeigten sich viele Gemüther von seinem etwas schroffen, aber unaussprechlich genialen Auftreten ergriffen. In dem schönen Dresden, von vielen edlen und begabten Freunden umgeben, goß er den reichen Strom seiner Urne kühn und mannigfach dahin. Ach wohl seiner

---

[404]* Schon früher hatte Heinrich sein eben so ungestümes als zärtliches Trauerspiel: Die Familie Schroffenstein drucken lassen, aber anonym; auch war es leider wenig bekannt geworden.

Urne! Denn eine tiefe Todessehnsucht, eine lebenverzehrende Glut drang bedrohlich aus allen seinen Dichtungen hervor. Der sonst so kraftvolle Mann war seiner Muse gegenüber eine zarte Semele, sie ihm ein lodernder Zeus, und nicht der hohe kindliche Glaube des Christen vermochte den von den Philosophemen seiner Zeit umstrickten Dichter zu stärken und zu mildern. Dazu nagte eine tiefe Schwermuth über sein von Fremden unterdrücktes Vaterland an seinem edlen Herzen. Er strömte diese und die kurze Rettungshoffnung, durch den österreichischen Krieg von 1809 in ihm entzündet, in einigen herrlichen Liedern aus, die natürlicherweise damals nur in Manuscript umhergehn konnten. Als nun jenes herrliche Licht zwar ruhmvoll, aber doch für den Augenblick noch erfolglos wieder untersank, nagte der Geier nur immer schmerzlicher an dem Innern unsres dichterischen Prometheus. Zwar erhub er sich in Berlin, wo er späterhin seinen Wohnsitz nahm, zu noch manch herrlichem Fluge, – zwar schloß er neue Freundschaften und Verbrüderungen mit Dichtern und andern Schriftstellern, – auch mit solchen, von denen ihn früherhin sein einseitiges Lieben entfernt hatte, aber die Todessehnsucht besiegte alle Freuden des Lebens. Wie er im selbstgewählten Untergang für diese Welt verschwand, weiß Jeder. Einen Schleier über dieses schmerzliche Verschwinden, welchen nur der sichre Hoffnungsstern durchleuchtet: er starb nicht als ein Frechverzweifelnder! Er starb als ein irregeleitetes, aber liebendes und sehnendes Kind!

Mit Heinrich ist für jetzt die Reihe der dichterischen Kleiste unserm Vaterland erloschen.

Aber sollen auch ihre Werke uns erlöschen?

Es ist nahe daran, ihr Landesgenossen!

Ewalds Werke gibt es wohl nur noch in Bibliotheken. Ach, und wie viel des Zarten und Starken schweigt dorten in Glasschränken und Repositorien, das, neubelebt, so manches edle Herz, so manchen zarten Sinn erquicken würde! –

Franzens Werke sind nie gesammelt worden. Und wer unter Euch kennt denn noch sein liebeglühendes Epos Zamori? Wer sein wehmütig ernstes Trauerspiel Sappho, mit allem Zauber der zartesten Diction ausgestattet? – Wer seine mannigfachen romantischen Erzählungen, von denen auch mir jetzt die eine aus den Augen, aber wahrlich nie aus der Seele gekommen ist und kommen wird, wo ein edler Italier in Liebe zu der wahnsinnigen Diona glüht, und im Heilungs- und Todesaugenblick Erwiederung findet! Wo ist sein begonnenes Heldengedicht Maltha, dessen Gleim sich so freute? Wo seine sinn- und phantasiereichen Episteln? Wo sein Gesang auf die mit ihm lebenden Dichter Deutschlands? – Ich könnte noch lange so fragen, – und wie werden erst die spätern Nachkommen fragen, – und uns schelten, wenn wir die geist- und gemüthvollen Blätter, gleich denen der Sybille, im Winde verfliegen lassen! –

Leichter für jetzt noch wäre Heinrichs Nachlaß zu sammeln. Doch müßte dabei mit strengerer Auswahl verfahren werden, als bei den Gedichten Ewalds und Franzens. Denn die Schwingen dieser Beiden sind rein, wie Schwanengefieder, wenn Heinrichs Fittige leider manchen entstellenden Fleck der vordringenden, wohl oft als Kraft gepriesenen Sinnlichkeit seines Zeitalters tragen. Und diese Repräsentantenschaft soll mit Gottes Hülfe dem edlen, nun geläuterten – oder vielmehr enttäuschten Geiste nicht mit auf die Nachwelt hinübergegeben werden.

Eine interessante Zugabe dieser Kleistischen Werke würden die Abbildungen der drei Dichter geben: des männlich ernsten Ewald, des idealschönen Franz, des kräftigen, aber nur im treuherzigen Lächeln seiner Augen anmuthigen Heinrich. Von ihm existirt nicht, wie von den zwei andern, so viel ich weiß, ein Bild. Vielleicht könnte es noch durch einen bildenden Künstler, der ihn im Leben gekannt hätte, heraufgezaubert werden. Aber auch das mahnt zur Eile.

Lasse Gott diesen Ruf nicht ungehört verhallen!

In den Oktobertagen vom 16ten zum 20sten, 1821.

L. M. Fouqué.

Geschichte der deutschen Dichtung, Wolfgang Menzel, Band 3, Leipzig 1875, Auszug S. 118

Die Schwärmerei für Liebe und Ehe, welche die Deutschen verweichlichte, ganz ins Privatleben sich vertiefen und von den großen Interessen des Vaterlandes absehen ließ, culminirte in dem Berliner Legationsrath Franz von Kleist (+ 1797). Es ist kein Zufall, daß in demselben Jahr, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint. Zamori ist in schönen weichen achtzeiligen Stanzen geschrieben.

Zamori, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Mannes, liebt Mindora, das Ideal eines zur Liebe geschaffenen Weibes, und vereinigen sich beide „in der Religion der Liebe“, die zugleich Naturcultus ist. Da Liebe aber nicht allein das Herz des Mannes ausfüllen kann, so muß Zamori auch noch in Achmed das Ideal eines zur Freundschaft geschaffenen Mannes finden, nach dessen „Kuß“ er sich nicht minder sehnt, wie nach dem Mindora's. So nun von Liebe und Freundschaft umschlungen, findet Zamori schon hier auf Erden die höchste Seligkeit.

Die damals die ganze Modewelt beherrschende Schwärmerei für Liebe ist in keinem deutschen Gedichte einfacher und in reinerer Harmonie ausgedrückt, wie hier. Der Dichter schwimmt in Wonne und kommt nicht einen Augenblick aus der Sicherheit und Klarheit ihres Genusses heraus. — Derselbe Dichter hat noch mehrere Dichtungen in gleichem Geist und Ton geschrieben; Hohe Ansichten der Liebe an Minona, das Glück der Liebe, das Glück der Ehe, Sappho etc. —

Allgemeine deutsche Biographie, Bd.: 16, Leipzig, 1882, S. 121

Kleist: Franz Alexander v. K. wurde am 24. December 1769 zu Potsdam geboren. Sein Vater war der preußische Generallieutenant Franz Kasimir v. K., seine Mutter, gleichfalls aus Kleist'schem Geschlechte, hatte ihre nähere Abstammung in dem Hause Zützen. Nach neueren Forschungen sollen die drei Dichter Ewald Christian, Franz Alexander und Heinrich v. K. zu Anfang des 15. Jahrhunderts einen gemeinsamen Stammvater gehabt haben und Franz Alexander soll dem später entstandenen Hause Muttrin angehören, während Christian Ewald von dem Hause Damen und Heinrich von dem Hause Schmenzin abstammten (vgl. auch u. S. 150). K. wurde bis zu seinem neunten Jahre von seiner Großmutter, der Wittwe eines Obersten v. Kleist auf Zützen, erzogen und kam dann zu seinen Eltern nach Potsdam und später nach Magdeburg, Im J. 1785 trat er als Fähnrich bei dem preußischen Infanterieregimente des Herzogs von Braunschweig ein und machte den Feldzug von 1789 mit. Es ist sehr bemerkenswerth, daß gleichzeitig zwei Sprossen dieser vorzugsweise dem Militärstande gewidmeten Familien, Dank ihrer eigenthümlichen Artung, demselben entfremdet wurden; so daß K., ähnlich wie Heinrich v. K., unmittelbar nach diesem Feldzuge die Armee verließ und sich der Litteratur widmete. Nachdem er bis 1791 in Göttingen studirt hatte, wurde er unter dem Minister v. Herzberg Legationsrath, vermählte sich mit Albertine v. Jung und trat schon im darauffolgenden Jahre aus dem Staatsdienst. Auch diese Aehnlichkeit mit dem Verfahren Heinrichs v. K. verdient bemerkt zu werden. Wenn die zarte Körperbeschaffenheit Kleist's auch dazu beigetragen haben mag, ihm das Landleben wünschenswerth zu machen, so geht aus dem Gehalte seiner Werke doch deutlich hervor, daß ganz wie bei Heinrich v. K. Unabhängigkeitstrieb und Hang zum Reingeistigen mitwirkten, ihn dem Soldatenstande entsagen zu lassen. Nachdem er das Gut Frankenhagen bei Frankfurt a/O. gekauft und wieder verkauft hatte, ließ er sich auf Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark nieder, wurde daselbst Landrath und starb, sein frühes Ende ahnend, noch nicht 28 Jahre alt am 8. August 1797.

Die ungewöhnliche Fruchtbarkeit dieses jetzt ziemlich vergessenen Dichters verdient besondere Beachtung. Er wurde bei seinen Lebzeiten und unmittelbar nach seinem Tode viel gelesen und beurtheilt. Die Allgemeine Litteraturzeitung vom J. 1790 sagt unter Anderem von ihm: „er verräth glückliche Anlagen, eine lebhafte Phantasie und ein warmes Gefühl; seine Verse sind sehr sanft und wohlklingend. Doch sind mit diesen Vorzügen auch wesentliche Mängel verbunden. Der Ton ist fast durchgehend sehr gespannt, der Plan

ist nicht sichtbar, die Uebergänge sind nicht genug verschmolzen und der Ausdruck wird oft durch den allzu reichen Schmuck so schielend, daß man den Sinn des Dichters nur mit Mühe und zuweilen gar nicht errathen kann.“ Kleists „Glück der Ehe“ ist sogar „ein Meisterstück wohllautender Leerheit“ genannt worden; doch ist sein Talent offenbar nicht zur Reife gelangt und so hat unter Anderem auch Wolfgang Menzel Unrecht, wenn er in seiner „Geschichte der deutschen Dichtkunst“ sagt: es sei „kein Zufall, daß in demselben Jahre, in welchem Ludwig XVI. auf dem Schaffot blutete und der Convent seine Schrecken ausgehen ließ, dieser stille Berliner seinen Zamori dichtete, in welchem alles, was deutsches Gemüth damals an Süßlichkeit und Schwächlichkeit leistete, concentrirt erscheint.“ Daß K. keineswegs ausschließlich dieser Richtung angehört hat, geht unter Anderem aus dem im Maiheft der deutschen Monatsschrift von 1791 veröffentlichten schönen Gedichte „Auf Mirabeau’s Tod“ hervor, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der Freiheit und der höchsten geistigen Güter auftritt und eine überraschende Aehnlichkeit mit den späteren Accenten Heinrichs v. K. offenbart. So lautet eine dieser Strophen:

„Sowie im Frühling erst ein Gärtner die Natur
Noch in der Blüthe sieht und blumenleer die Beete,
So sahest Du den Staat in seiner Kindheit nur,
Die Freiheit noch in ihrer Morgenröthe.
Doch nicht umsonst hast Du nach langem Traum
Dein edles Volk zu Männerkraft entboten;
Jetzt sind sie stark und lachen der Despoten,
Die schwelgerisch, gestreckt auf weichem Pflaum,
Dann meinen gut die Völker zu regieren,
Wenn Weiber sie zum Thron, zum Himmel Pfaffen führen.“

Kleist’s Schritten sind chronologisch geordnet folgende: „Hohe Aussichten der Liebe“, an Minona, Berlin 1789 und in zweiter Auflage 1790; „Graf Peter der Däne, ein historisches Gemälde“, Berlin 1791; „Ueber die eigenthümliche Vollkommenheit des preußischen Heeres“, Berlin 1791; „Fantasieen auf einer Reise nach Prag“, Dresden und Leipzig 1792; „Zamori, oder die Philosophie der Liebe“, Berlin 1793; „Das Glück der Liebe“, in demselben Jahre, ebendaselbst; „Sappho“, ein dramatisches Gedicht, gleichfalls noch in demselben Jahre in Berlin erschienen und mit einer Biographie der Dichterin, sowie einer Abhandlung über dramatische Dichtkunst versehen; „Ode, Seiner Fürstlichen Durchlaucht Wilhelm Ferdinand regierendem Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel gewidmet“, Berlin 1794; „Das Glück der Ehe“, ein Seitenstück zum Glück der Liebe, Berlin 1796. Im darauffolgenden Jahre erschienen in Berlin die vermischten Schriften, welche aus 15 theils poetischen, theils prosaischen Stücken bestehen und deren Titel in Jördens’ Lexikon angeführt sind. Ebendaselbst findet man auch die verhältnißmäßig zahlreichen Beiträge Kleist’s in den verschiedenen Zeitschriften der damaligen Epoche. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört das im Augustheft des deutschen Mercur von 1789 erschienene „Lob des einzigen Gottes“, ein Gegenstück zu den „Göttern Griechenlands“ von Schiller. In Reutlingen erschienen im J. 1800 die gesammelten kleinen Schriften im Nachdruck.

Vgl. J. G. Meusel’s Lexicon, 7. Bd. K. H. Jördens’ Lexicon, 6. Bd. S. Baur’s kleines historisch-litterarisches Wörterbuch. K. F. A. Guden’s Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und die in der „Gegenwart“ vom 13. Mai 1882 benutzten handschriftlichen Mittheilungen des Pastors H. Kypke an K. Siegen. F. B.

Franz von Kleist.

Eine litterarische Ausgrabung

von

Dr. Julius Schwering.[405]

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1892.
Zweigniederlassungen in Münster i. W., Osnabrück und Mainz.

[405] 2016: Julius Schwering, geboren am 14. Februar 1863 in Ibbenbüren, gestorben am 16. August 1941 in Lüdinghausen. Quelle: literaturportal-westfalen.de

Vorwort.

Auf den verschollenen Dichter Franz von Kleist wurde ich aufmerksam beim Studium der Quellen, welche der östreichische Dramatiker Franz Grillparzer für sein Trauerspiel: „Sappho“ benutzt hat. Vier und zwanzig Jahre vor Grillparzer hat nämlich schon Franz von Kleist eine „Sappho“ geschrieben, und die Vergleichung seines Dramas mit der Tragödie des Östreichers ergab so überraschende Übereinstimmungen, daß ich in meinem Buche „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft, Paderborn, Ferdinand Schöningh 1891“ den Nachweis führen konnte, daß der große Wiener Tragiker die Sappho von Kleist gekannt und als Vorlage gebraucht hat. Das Interesse, welches meine Entdeckung in litterarischen Kreisen erregte, suchte alsbald ein Berliner Schriftsteller, Paul Ackermann, für sich auszubeuten. Unter dem Titel: „Franz von Kleist. Eine litterarische Ausgrabung“ veröffentlichte er eine kurze Biographie des Dichters und wies dann u. a. auf Kleist als Vorarbeiter Grillparzers hin. Da der Verfasser an dieser Stelle mein Werk nur in einer Fußnote erwähnt, so glaubt jeder unbefangene Leser, die Ergebnisse Ackermannschen Forscherfleißes in dieser Untersuchung vor sich zu haben. Thatsächlich sind jedoch die angeführten Belegstellen mitsamt dem erklärenden Texte und einem Druckfehler fast wörtlich meinem Buche entnommen.*[406] Der übrige Teil der Broschüre setzt sich zumeist aus Entlehnungen aus der „Allgemeinen deutschen Biographie“ aus Franz [4] Maurers Einleitung zu Kleists „Vermischten Schriften“ und aus „dem Grundriß der deutschen Dichtung“ von Karl Gödeke zusammen.*[407] Neu ist in der Ackermannschen Schrift nur die Berichtigung eines Irrtums Gustav Könneckes, welcher in seinem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur“ ein Porträt Kleists und seiner Familie, das sich als Titelkupfer in dessen Dichtung „das Glück der Ehe“ findet, für ein Familienbild Schillers ausgiebt. Die biographischen Mitteilungen Ackermanns sind vielfach verworren und unrichtig, seine ästhetisch-kritischen Bemerkungen zu den Werken Kleists zeugen von einer großen Überschätzung des Dichters. Franz von Kleist hat nicht ein einziges poetisches Erzeugnis hinterlassen, das uns sittlich wie ästhetisch befriedigt, sein jugendliches Schaffen hat aber anregend und fördernd auf andere Dichter unserer Nation eingewirkt. Für einen Litterarhistoriker wird daher eine Darstellung seines Lebens und Wirkens immerhin von Interesse sein.

---

[406]* Vergl. in meinem Buche S. 19 ff. und S. 36 f. mit Ackermann S. 15 ff.

[407]* So heißt es z. B. in der Allgemeinen deutschen Biographie: „Daß Kleist keineswegs ausschließlich dieser Richtung angehört hat, geht u. a. aus dem im Maihefte der deutschen Monatsschrift 1791 veröffentlichten schönen Gedichte „Auf Mirabeaus Tod“ hervor, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der Freiheit und der höchsten geistigen Güter auftritt und eine überraschende Ähnlichkeit mit den späteren Accenten Heinrichs von Kleist offenbart.“
Ebenso liest man bei Ackermann: „Seinen Freimut dokumentiert er beispielsweise in einem schönen Gedicht „Auf Mirabeaus Tod“, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der höchsten geistigen Güter auftritt und eine überraschende Ähnlichkeit mit den späteren Accenten Heinrichs von Kleist offenbart.“
Vergl. ferner Gödeke Bd. I S. 1116 „Aus Wielands reflektierender Didaktik hervorgegangen, begann er sich selbständiger herauszubilden und der reinen Klassizität zu nähern.“
Und Ackermann S. 14: „Er verließ auch die Wielandsche reflektierende Didaktik, bildete in seinen späteren Werken sich selbständig heraus und näherte sich der reinen Klassizität.“
Aus der Einleitung zu den „Vermischten Schriften“ ist Seite 12 der Ackermannschen Broschüre abgeschrieben.

[5] Auf dem Denkmal des Majors Ewald von Kleist unter den Linden in Frankfurt an der Oder liest man die Worte: „Ci gît le guerrier, poète et philosophe Ewald Chrétien de Kleist.“ In dieser dreifachen Eigenschaft vor der Nachwelt zu glänzen, war von allen Gliedern der weitverzweigten pommerschen Adelsfamilie Kleist allein dem Sänger des „Frühlings“ beschieden. Fast alle seine Geschlechtsgenossen waren Krieger, unter ihnen vier Feldmarschälle und achtzehn Generale. Sechzig Offiziere aus dieser preußischen gens Fabia fochten unter den Fahnen Friedrichs des Großen. Nach dem Lorbeer des Dichters und Philosophen rangen außer Ewald Christian nur noch zwei nachgeborene Söhne dieses Geschlechtes, Heinrich von Kleist, der brandenburgische Tasso, dessen tiefste, von edler Vaterlandsliebe durchglühte Schöpfungen von der Mitwelt verständnislos zurückgewiesen wurden, und Franz Alexander von Kleist, dessen löbliches Streben heute im deutschen Volke vergessen ist.

Dem Andenken des letzteren sind die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

Franz Alexander von Kleist wurde am 24. Dezember 1769 — zwei Tage früher, als Ernst Moritz Arndt — in Potsdam geboren. Sein Vater war der spätere Generallieutenant Franz Kasimir von Kleist aus dem Hause Muttrin bei Belgard in Pommern, seine Mutter, gleichfalls eine geborene Kleist, entstammte dem Hause Zützen in der Niederlausitz.*[408] [6] Letztere verlor der Dichter in früher Jugend, in seinen Schriften wird sie nicht erwähnt. Der Vater, dem Kleist zeitlebens in inniger Liebe anhing und dem er außer mehreren Gedichten die Abhandlung „Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres“ widmete, hatte den siebenjährigen Krieg als Major mitgefochten. Nach dem Friedensschlusse lebte er längere Zeit in Potsdam, wurde dann nach Magdeburg und später als Generalmajor nach Prenzlau versetzt. Im Jahre 1792 nahm er an dem Feldzuge gegen das revolutionäre Frankreich teil, und in dem verhängnisvollen Jahre 1806 übergaben er und Wartensleben an der Spitze von 19 Generalen die Festung Magdeburg, das Bollwerk des Reiches, mit einer Besatzung von 24 000 Mann, 7 000 Pferden, 600 Geschützen und Schießbedarf und Lebensmitteln in Überfluß. Sein Sohn erlebte diesen Unglückstag nicht mehr. Der Schmerz über den Sieg des korsischen Eroberers und die Knechtschaft Preußens und Deutschlands, welcher Heinrich von Kleist alle Lebensfreude vergällte, ist ihm durch seinen frühen Tod erspart geblieben.

Über die Jugendschicksale unseres Dichters läßt sich nur wenig ermitteln. Als er fünf Vierteljahr alt war, nahm ihn seine Großmutter, die verwitwete Frau Oberst von Kleist auf Zützen, zu sich und leitete seine Erziehung mit Sorgsamkeit und Liebe bis zu seinem neunten Lebensjahre. Dann kehrte er nach Potsdam ins elterliche Haus zurück, folgte aber schon bald darauf seinem Vater nach Magdeburg. Trotz seiner früh hervortretenden Neigung zu den Wissenschaften [7] wurde der Knabe für die soldatische Laufbahn bestimmt. Er erhielt in Magdeburg seine erste militärische Ausbildung. Im Jahre 1785 trat er in den Heeresdienst. Er wurde Fähnrich in dem preußischen Infanterieregiment des Herzogs von Braunschweig in Halberstadt. Hier erwachte in ihm die poetische Schaffenslust. Er lernte Ludwig Gleim kennen, den preußischen Tyrtäos, der, um mit Erich Schmidt zu sprechen, „den anakreontischen Kranz mit der Grenadiermütze vertauscht und die deutsche Muse aus der Gelehrtenstube in das lärmende Kriegslager und das Gewoge der Feldschlacht geführt hatte.“*[409] Gleim war bekanntlich ein vertrauter Freund des bei Kunersdorf gefallenen Ewald von Kleist gewesen und ihn stellte er dem jungen Fähnrich als Vorbild und Muster hin, ebenso wie er sechs Jahr später Heinrich von Kleist aufforderte, seinem berühmten Geschlechtsgenossen nachzustreben. Auch mit den Freunden Gleims, mit Tiedge, Klamer-Schmidt und Dr.

---

[408]* Die Stammtafeln der Familie Kleist reichen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück. Der erste Lehnbrief ist datiert vom 13. April 1477.
„Vor dem Herzog Bogislav X. sagten die Mitglieder der Familie aus, daß sie ihr Geschlecht auf einen Oldenvater d. h. einen gemeinsamen Stammvater, Klest von Denzin, zurückführten, welcher drei Söhne gehabt habe, von denen die Hauptlinien des Geschlechts: die Villnow-Raddatzer, die Tychov-Dobberover und die Muttrin-Damensche herkämen. Franz Alexander von Kleist gehörte dem Hause Muttrin, Christian Ewald dem Hause Damen an, während Heinrich von dem Hause Schmenzin abstammte.“ S. darüber die „Allgemeine deutsche Biographie“. 2016: Die drei Dichter gehören alle der Linie Muttrin-Damen, Ast Damen an. Heinrich und Franz Alexander von Kleist haben einen gemeinsamen Ururgroßvater.

[409]* Vergl. Erich Schmidt Charakteristiken. Berlin 1886. S. 152.

Kramer trat Kleist in näheren Verkehr und kam mit Johann Peter Uz in vertrautere Berührung. Kramer, ein warmer Verehrer Tassos und Ariosts, erschloß ihm die italienische Litteratur und übersetzte mit ihm den Don Quijote des Spaniers Cervantes.*[410]

Von diesen Freunden ermuntert und gefördert, schrieb er seine ersten Gedichte „An die Liebe“ und „An Eudymion“.*[411] Vor dem gereiften Urteile bedeuten sie nicht viel, nur der rhythmische Hauch trägt sie leicht und gefällig dahin. Die beiden ersten Strophen des Liedes „An die Liebe“ lauten:

„Liebe, die im Rosenkleide
An der Jugend Himmel schwebt,
Die mit süßer Götterfreude
Das erwachte Herz durchbebt;
[8] Liebe, die ätherisch Feuer
In der Unschuld Busen taucht,
Durch enthüllte Silberschleier
Lust aus schönen Lippen saugt;

Neige, schwebst du auf dem Sterne,
Der am Abendhimmel glüht,
Oder in der lichten Ferne,
Die nur Gottes Auge sieht,
Neige deine Segensblicke
Sanft auf mich zum Trost herab,
Eh ich, ganz verwaist vom Glücke,
Finde mein umdorntes Grab.“

Als Schiller im März 1788 sein vielbefehdetes Gedicht „Die Götter Griechenlands“ in Wielands „Teutschem Merkur“ veröffentlichte, antwortete Kleist nach dem Vorgange des Frühlingsdichters Ewald Christian, der 1745 das „Lob der Gottheit“ gesungen hatte, mit dem Gegenstücke „Das Lob des einzigen Gottes“.*[412] Es heißt darin u. a.:

„Singe ihn, den Herrn der Welten,
Singe ihn, den Gott der Zeit,
Hoch sieht er von Sternenzelten,
Alles Edle zu vergelten,
Auch auf mich, der, ihm geweiht,
Tief anbetend hingesunken
Jetzt der Ehrfurcht Opfer bringt,
Und, von seinem Anblick trunken,
Kühn des Geistes Fackel schwingt!

Schweigt im Thal, im Wald, auf Hügeln,
Schweige was die Schöpfung sieht!
Denn auf der Begeistrung Flügeln,
Gott und die Natur zu spiegeln,
Sing’ ich heut mein höchstes Lied!

---

[410]* Vergl. Franz von Kleists Vermischte Schriften. Berlin 1797. S. 228 ff.

[411]* S. Vermischte Schriften. S. 145 f.

[412]* Vergl. den „Teutschen Merkur“ Jhrg. 1789. S. 113-129.

Singe Gott, im Lebens - Glanze
Dieser schön geschaffnen Welt,
Singe ihn im Sphären - Tanze,
Wo er Sonnenbahnen stellt!“

[9] Auf die Klage Schillers, um die „entgötterte Natur“:

„Wohin tret’ ich? Diese traur’ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster wie er selbst ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann“

erwidert Kleist mit den Strophen:

„Seht des Frühlings erste Blüte,
Seht der Saaten frisches Grün,
Überall herrscht Gottes Güte
In dem ganzen Weltgebiete,
Wo nur Gras und Kräuter blühn:
Wo sich euer Auge wendet,
Findet ihr von seiner Hand
Neue Freuden ausgespendet,
Freuden, die ihr nicht gekannt.

Und dies Wesen sei verborgen,
Hülle sich in Dunkel ein,
Quäle uns mit finstren Sorgen, — :
Das an jedem jungen Morgen,
Unsre Wonne zu erneun,
Sich in lebensvollen Strahlen,
Auf betaute Fluren neigt,
Und mit Reichtum uns zu zahlen,
Ährenfelder golden bleicht?“

Wieland macht zu dem Gedichte folgende Anmerkung: „Der edle Jüngling, dem es gefallen hat, den „Teutschen Merkur“ mit diesem Gegenstücke zu dem von vielen auf eine seltsame Art mißverstandenen Schillerschen Gedichte zu beschenken, trägt einen von der ganzen Nation verehrten und geliebten Namen, einen Namen, der große Aufmunterungen geben muß, aber auch schwere Pflichten auferlegt. Ich weiß, in Ansehung des poetischen Teils dieses kleinen Stückes, dem Herrn Verfasser kein vortrefflicheres Muster zu empfehlen als den unsterblichen Dichter des Frühlings, dessen Namen er führt.“

Interessante Schlaglichter wirft das etwas später in Halberstadt entstandene Denkmal deutscher Dichter in drei [10] Gesängen*[413] auf Kleists litterarische Bildung und seinen Interessenkreis. „Der Zweck dieses Gedichtes ist,“ sagt der Verfasser, „Vaterlandsliebe zu verbreiten und durch Darstellung berühmter Männer den noch immer schlummernden Nationalstolz der Deutschen zu wecken.“*[414] Kleist beginnt seine Reimchronik mit Karl dem Großen und springt dann gleich auf Luther und auf Ulrich v. Hutten über. In die Litteratur des Mittelalters hat er noch keinen Einblick gethan; Dichter wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach scheinen ihm noch nicht mal dem Namen nach bekannt gewesen zu sein. Von dem „Vater der deutschen Poeterei,“ Martin Opitz, sagt er:

---

[413]* Vergl. Vermischte Schriften. S. 155 ff.

[414]* Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1791. S. 233 f.

- - „Daß vor ihm verschwinden,
Ihm, der kühn nach höh'rer Schönheit strebt,
Die Gesänge der vergangnen Zeiten,
Er erkennt die wahre Harmonie,
Wo Gedanken unsre Töne leiten,
Und die Kraft des Geistes nur den Saiten
Echten Wohlklang, edlen Reiz verlieh!"*[415]

Und nun alarmiert der junge Fähnrich den ganzen neueren deutschen Parnaß. In dem Bestreben, „keinen guten Dichter seiner Nation zu vergessen und sich jedes Tadels zu enthalten," läßt er Lessing, Goethe und Schiller in Reihe und Glied mit untergeordneten Geistern wie Eschenburg, Gotter, Göckingk, Meißner und Langbein aufmarschieren. Den reichsten Lorbeer drückt er auf die Stirne Wielands. Am Schlusse des dritten Gesanges preist er seine Halberstädter Freunde, vor allem Gleim, und widmet die letzten Strophen dem Sänger „des Frühlings":

„Meine Seele liebte schon den Held,
Als der Kindheit Fackel mir noch brannte,
Ach! zu früh rief ihn die schön're Welt!"*[416]

[11] Im Hinblick auf den damals drohenden Krieg mit Östreich gelobt er, sich auf dem Schlachtfelde des bei Kunersdorf gefallenen Helden würdig zu zeigen. Die Gelegenheit, kriegerische Lorbeeren zu pflücken, schien sich bald zu bieten. Das Regiment, in dem Kleist diente, erhielt den Befehl, nach Schlesien zu marschieren, wo König Friedrich Wilhelm II., gewillt, die Pläne des Kaisers Joseph II. mit dem Schwerte zu durchkreuzen, ein Heer von 150 000 Mann zusammenzog. Es kam indessen nicht zum Kampfe. Durch den Reichenbacher Vertrag wurde der Streit der beiden Mächte gütlich beglichen.

In Reichenbach kam Kleist in nähere Berührung mit dem damaligen Leiter der preußischen Politik, dem Minister Hertzberg. Wie die Freundschaft mit Gleim bedeutend auf die innere Entwicklung Kleists einwirkte, so war seine Bekanntschaft mit Hertzberg von größtem Einflüsse auf die Gestaltung seines äußeren Lebens. Er rühmte den preußischen Minister als einen „gelehrten, patriotischen, thätigen und kraftvollen Mann, dem nur das einzige fehlte, welches einem Staatsmanne so unumgänglich notwendig ist, das Talent, in den Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen und mit wunderbarer Schnelle den Gedanken, noch ehe er die Lippe berührt hat, in der Wiege seiner Geburt zu überraschen und in der beredten Lüge die tiefe, schweigende Wahrheit zu erkennen."*[417]

Als Kleist ihm persönlich näher trat, stand der preußische Minister auf der Höhe seiner scheinbaren Erfolge. „Er sah Östreich und Rußland durch einen blutigen Krieg geschwächt, von Feinden umringt und ihre Grenzen unverteidigt, Frankreich in Revolution, allein mit sich selbst beschäftigt. England und Schweden mit Preußen im Bündnis, und die Macht Preußens selbst mit allem ausgerüstet, was Ehrfurcht erwecken und Völker unterjochen kann."*[418] Das [12] alles sah er, „er war berauscht in dem Jubel seines patriotischen Herzens" und der junge, in seinem Banne stehende Dichter stimmte freudig in diesen Jubel ein. In einer Ode rief er dem preussischen Staatsmanne, „dem Friedens- und Menschenfreunde" zu:

„Schön ist der Ruhm — schön sind des Sieges Palmen,
Der Lorbeer, der des Helden Haupt umschlingt,
Doch schöner sind des Jubels hohe Psalmen,
Die freudevoll, bekränzt mit goldnen Halmen,
Ein glücklich Volk dem Menschenfreunde singt;

---

[415]* Vermischte Schriften. S. 162.

[416]* Ebenda S. 235.

[417]* Vergl. Vermischte Schriften. S. 61.

[418]* Ebenda S. 56.

Nach ihm wird noch mit heißgeweinten Thränen
Die fernste Nachwelt sich voll heil'ger Ehrfurcht sehnen.“*[419]

Während des Feldzuges 1789 war Kleists im Stile der Anakreontiker gehaltenes lyrisches Gedicht „Hohe Aussichten der Liebe an Minona“ erschienen, und die freundliche Aufnahme, die es in Bekanntenkreisen und bei der Kritik fand, machten in dem Dichter den Wunsch rege, dem Soldatendienste zu entsagen und sich ganz der Poesie zu widmen. Die Aussicht auf baldige Anstellung in der preußischen Diplomatie, welche ihm das väterliche Wohlwollen seines Gönners Hertzberg eröffnete, sowie die Erfahrung, daß sein schwächlicher Körper den Beschwerden des Königsdienstes nicht gewachsen sei, brachten seinen Entschluß, die Armee zu verlassen, zur Reife. Der bildungseifrige Jüngling bezog im Frühjahr 1790 die Hochschule in Göttingen, um Staats- und Rechtswissenschaften zu studieren.

Schon während seines Aufenthaltes in Reichenbach hatte Kleist eine größere erzählende Dichtung „Die Eroberung von Malta“ und ein historisches Drama „Graf Peter der Däne“ begonnen. Der epische Versuch ist zweifellos auf Anregungen zurückzuführen, die der junge Poet aus der Lektüre von Tassos Epos „Das befreite Jerusalem“ empfangen hatte. Seine Schöpferkraft war jedoch dem von ihm gewählten [13] umfangreichen Stoffe noch nicht gewachsen, und nur der erste 104 Strophen umfassende Gesang wurde vollendet und im Februarheft der deutschen Monatsschrift v. J. 1791 veröffentlicht. Der Dichter schildert darin, wie der Großmeister des Malteserordens La Valette, benachrichtigt von dem Herannahen der Türken, den Ritter Medran mit einem Fahrzeuge an Philipp II. von Spanien entsendet, um dessen Hülfe gegen die Ungläubigen anzurufen, wie Medran unterwegs eine ihm begegnende türkische Galeere nach hartem Kampfe erobert und eine von den Mosleminen geraubte Jungfrau befreit, deren himmlische Schönheit sein Herz entflammt. Das Abenteuer ist ziemlich flott erzählt, und die achtzeilige Stanze der italienischen Epiker nicht ohne Geschick nachgebildet.

In Halberstadt begonnen und in Göttingen zum Abschlusse gebracht wurde das dramatische Gemälde „Graf Peter der Däne“. „Das rohe Schoßkind meiner ersten denkenden Jahre“ nennt es Kleist und entschuldigt seine schülerhafte Technik mit der Bemerkung, „daß das Gedicht nicht für die Bühne bestimmt sei“. Der Gang der dramatischen Handlung ist kurz folgender. Christine, die Gemahlin des Herzogs Vladislav von Kleinpolen und Schlesien, hat dem schmeichlerischen Werben des ränkevollen deutschen Ritters Dobeis, ihres Kammerherrn, Gehör gegeben und ihrem Gatten die Treue gebrochen. Der Verführer will ihre Leidenschaft als Hebel benutzen, um den Herzog zu stürzen und die Herrschaft an sich zu reißen. Aber zwischen ihm und seinem verbrecherischen Begehren steht der getreue Vasall des Herzogs, Graf Peter der Däne, den Dobeis haßt, weil dessen Tochter Maria seine Liebesanträge abweist und ihm den Fürsten Jaxa von Serbien vorgezogen hat. Um den Grafen Peter aus dem Wege zu schaffen, läßt Dobeis ihn am Hochzeitstage Marias durch Räuber überfallen und in die Wälder an einen geheimen Ort schleppen. Von einem Einsiedler — der sich [14] später als der verschollene Bruder des Grafen entpuppt — wird aber das Komplott entdeckt. Unter dem Schwerte des Fürsten Jaxa fällt der Verbrecher Dobeis, doch auch Graf Peter stirbt an dem Gifte, welches ihm sein ruchloser Feind gereicht hat. Das Ganze ist dichterisch wertlos. Man vermißt die klare Grundidee, die dramatische Disposition. Alles wird überschwemmt und verwaschen von einer aus allen Schleusen rinnenden, aller künstlerischen Rücksicht spottenden, vergnügt in sich selbst dahinplätschernden Rhetorik.

Die in dieser Göttinger Zeit entstandenen lyrischen Gedichte sind — eine Ode an die Freundschaft ausgenommen*[420] — politischer Natur. Kleist hatte ein wachsames Ohr für die Stimmen seiner Zeit. Wie die Besten in Deutschland, ergriff auch ihn die Geisterschlacht zwischen den Freiheitsideeen der erwachenden Menschheit und der Tyrannei des hinabsteigenden Jahrhunderts, und wie Klopstock und Schiller, glaubte auch er an den Beginn eines neuen Völkerfrühlings. Die Weltereignisse warfen ihre Schatten auf seine Dichtungen. In dem Drama „Peter der Däne“ läßt er den Titelhelden sagen:

---

[419]* S. Neue Litteratur- und Völkerkunde von J. W. v. Archenholtz Jhrg. 1790 Bd. II S. 318.

[420]* Vergl. die deutsche Monatsschrift Jhrg. 1790. S. 332 ff.

„Die Menschheit zog der Sklavenketten Schwere
Mit Unterwerfung schon Jahrtausende;
Denn immer schwebte noch ein Schattenbild
Der Freiheit ihr zur Seite, dämmernd zwar,
Doch göttlich schön, um Herzen zu entzücken.
In jener Urzeit ehrten noch die Fürsten
Des Volks Gesetze und verlachten nicht,
Bethört vom Zauberwahn der Hoheit und
Des Stolzes, — Menschenglück und Menschenfreuden!
Doch jetzt! — Jetzt übermannt der große Wunsch
Die Fürsten, göttlich uns zu scheinen, — und
Die Menschheit zeigt sich ihrem Stolze nur
Als ein Geschöpf, von ihrer Hand geformt,
Bereit zur Bildung, die sie geben wollen:
Und so bestrickt durch feile Schmeicheleien,
[15] Verkennen sie die Schwachheit ihrer Seelen,
Verachten der Verdienste hohen Wert,
Und glauben sich aus unsrer Atmosphäre,
Zum Göttlichsein, auf den Olymp versetzt.“*[421]

Und in der 1791 gedichteten Ode auf Mirabeaus Tod feiert er den Sieg des französischen Volkes über die Schergen der Despotie:

„Sowie im Frühling erst ein Gärtner die Natur
Noch in der Blüte sieht und blumenleer die Beete,
So sahest du den Staat in seiner Kindheit nur,
Die Freiheit noch in ihrer Morgenröte.
Doch nicht umsonst hast du nach langem Traum
Dein edles Volk zu Männerkraft entboten:
Jetzt sind sie stark und lachen der Despoten,
Die schwelgerisch, gestreckt auf weichem Flaum,
Dann meinen, gut die Völker zu regieren,
Wenn Weiber sie zum Thron, zum Himmel Pfaffen führen.“*[422]

Als aber dann aus dem Rufe nach Wiederherstellung der Menschenrechte ein Wutschrei der Rache, aus dem Evangelium der freien Menschenwürde ein Bacchanal plötzlich entfesselter Sklaven wurde, als es schien, daß die Schädelstätten aller Jahrhunderte ihre Gebeine wieder ausgeworfen hätten, alle Opfer, die jemals der Despotie gefallen waren, sich zusammenscharten, um ein Auferstehungsfest zu feiern und ein jüngstes Gericht zu halten, als Gott selbst abgesetzt wurde, und der Urgrund alles Lebens wankte, da wurde Kleist, wie die meisten deutschen Schwärmer, irre an seinen Freiheitshoffnungen, und seine Begeisterung kühlte sich merklich ab. Zurückblickend auf diese Zeit, schrieb er im Jahre 1796 folgendes:*[423] „Wenige Jahre gebären wunderbarere Begebenheiten als vergangene Jahrhunderte, und die Menschheit sieht mit Erstaunen an Tugenden wie an Lastern ihr kühnstes Ideal übertroffen. Die ewigen Gegner in der menschlichen [16] Natur, die Antipoden der Schöpfung, Despotie und Freiheit, Aufklärung und Aberglaube, wüten zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, und die aufgehende wie die untergehende Sonne sieht Ströme Menschenbluts

[421]* S. 49.

[422]* S. Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1791. S. 3—6.

[423]* Vermischte Schriften. S. 51 f.

fließen, und fruchtbringende, glückselige Fluren in rauchende, schauerliche Öden verwandelt. An der Seine erwürget die Freiheit Bürger, am schwarzen Meere schlachtet die Despotie Sklaven; in Amsterdam krönet der Sieg einen Helden, in Oczakow ein Ungeheuer; in Philadelphia macht die Tugend aus Fremdlingen Bürger der Freiheit, in London die Bestechung aus Bürgern der Freiheit Fremdlinge; Grundsätze werden zu Leidenschaften, und Leidenschaften werden zu Grundsätzen; die politische Welt rüstet sich zum Kampf mit der moralischen, und das Menschengeschlecht ordnet sich in zwei furchtbare Parteien. Beneidenswert, wenn auch darum nicht glücklicher, sind wir, die diese merkwürdige Epoche erlebten; beneidenswerter und dreimal glücklicher die, die das Resultat dieser mächtigen Zurüstungen erleben, und dessen Früchte genießen!“ — Doch wie immer auch die Würfel der Geschicke rollten, eins stand bei ihm unerschütterlich fest: der Glaube an die innere Kraft und Festigkeit des preußischen Staatswesens und an Preußens Beruf, die höchsten welthistorischen Aufgaben im Dienste Deutschlands und der Menschheit zu erfüllen. Diesen Glauben hatte er gleichsam als Kleistsches Familienerbe überkommen. Noch in der im Niedergange begriffenen fridericianischen Armee sieht er das Musterbild eines Heeres und er legt seine militärischen Erfahrungen in der Schrift nieder: „Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres.“ Er lobt darin den Patriotismus, die Subordination und den Ehrgeiz der Soldaten, er rühmt die spartanische Zucht des Offizierkorps. Die innere Einrichtung des Heeres, die preußische Taktik scheinen ihm unübertrefflich. Jena und Auerstädt haben diese Schrift gründlich widerlegt, und es ist eine seltsame Ironie des [17] Zufalls, daß der, dem die Abhandlung gewidmet war, daß des Verfassers eigener Vater einen Teil des gepriesenen Heeres und Preußens stärkste Festung unrühmlich den Franzosen in die Hände fallen ließ.

Ende 1790 verließ Kleist Göttingen und fand in Berlin im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Anstellung.*[424] Schon im April des folgenden Jahres erhielt er den Titel eines Legationsrates.*[425] Beglückend und erfrischend ging ihm in dieser Zeit die Liebe auf. Er lernte eine junge Adelige, Albertine von Jung, kennen, die ihn vom ersten Augenblicke an mächtig anzog, reizte und fesselte. Sie war keine „amazonenhafte Heroine, keine schamanenhafte Schwärmerin, keine Titanide mit starkem Flügelschlag und erbärmlich schwachen Nerven“, sondern ein wahrhaft liebendes, treu sorgendes, pflichtergebenes Wesen.*[426] Er besang die Geliebte in Sonetten und Oden:

„Nur wo du bist, seh ich das Veilchen blühen,
Nur wo du bist, seh ich die Rose glühen,
Nur wo du bist, verschönt sich mir die Flur.
Ach! ohne dich ist mir die Schöpfung traurig,
Der kühle Schattenhain, des Westes Lispeln schaurig,
Du bist für mich die Seele der Natur.“*[427]

In einem anderen Sonett beneidet er eine Rose um ihr Los, an der Brust der Geliebten welken zu dürfen:

[18] „Du durftest sie im Balsamhauch umschweben,
Dich trennte nie von ihr des Nebenbuhlers List,
Sie wurde nie von dir, du nie von ihr vermißt,
Du starbst geliebt — die Liebe zu beleben.

---

[424]* Nach Ackermann (Seite 11) bezog Kleist im Frühjahre 1790 die Universität Göttingen, blieb dort drei oder vier Semester und verließ die Musenstadt — gegen Ende 1790. Wie ist das möglich?!

[425]* Ackermanns Angabe (S. 12), daß Kleist 1792 zum Legationsrat ernannt wurde, ist unrichtig. Schon im Maiheft der deutschen Monatsschrift vom Jahre 1791 wird er nämlich unter den Mitarbeitern als Legationsrat von Kleist ausgeführt.

[426]* S. Kleists Antwort auf die Epistel Gleims in der deutschen Monatsschrift Jhrg. 1792 Bd. II S. 4.

[427]* S. Vermischte Schriften S. 151.

Ach! Rose, die gewelkt noch meine Seele rührt,
Könnt' ich mit dir doch auch dein Schicksal erben,
Geliebt von ihr, an ihrer Brust zu sterben!"*[428]

Bereits im Dezember 1791 vermählte er sich mit Albertine.*[429] Seine Ehe war eine tief glückliche, in jenem Zeitalter der aufgelösten Sitte und der freien Begehrlichkeit der Geister eine Seltenheit und ein Muster.

Bald nach seiner Verheiratung trat Kleist aus dem Staatsdienste. Vielleicht bestimmte ihn mit zu diesem Schritte die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit, vielleicht auch die Erwägung, daß er, nachdem sein Gönner Hertzberg am 5. Juli 1791 seine Entlassung erhalten hatte, unter den Männern der neuen Ordnung weniger Aussicht auf Beförderung habe. Mehr aber noch als diese Bedenken, war es die allen Dichtern aus dem Geschlechte Kleist gemeinsame Sehnsucht nach den idyllischen Freuden des Landlebens, nach einem einfachen, thätigen, gesund - natürlichen Dasein im Schoße der Natur, welche ihn bewog, sein Amt niederzulegen und den gesellschaftlichen Freuden der preußischen Hauptstadt zu entsagen. Der junge Dichter erwarb sich das Gut Frankenhagen bei Frankfurt an der Oder. Als er Berlin verließ, sagte Hertzberg zu ihm: „Sie thun sehr recht, das Landleben ist für einen Edelmann die freiste und wohlanständigste Lebensart."*[430] — „Den Edelmann in einen verständigen Mann verwandelt," meint Kleist, „so ist diese Sentenz gewiß vortrefflich und wahr." In dieser Sehnsucht nach [19] einem Leben, „das am reinsten der Liebe gehört und der Natur am nächsten kommt," offenbart sich Kleist als Schüler Rousseaus, der stärker als alle anderen französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts auf das deutsche Geistesleben eingewirkt hat. Wie Franz Alexander, so huldigte bekanntlich auch wenige Jahre später Heinrich von Kleist den Ideeen des Bürgers von Genf, und auch ihn ergriff das Verlangen nach stillem Liebesfrieden in einer ländlichen Hütte. Und beide, Heinrich wie Franz von Kleist, haben sich leider zeitlebens nicht aus dem Banne Rousseaus befreien können. — Der Ruf nach Umkehr zur Natur, den der Verfasser der „Heloise" erhoben hatte, tönt uns aus dem Werke entgegen, welches Kleist im ersten Jahre seines Eheglückes schrieb, „Zamori, oder die Philosophie der Liebe".*[431] „Das Gedicht hat die Absicht," sagt der Verfasser, „den Gang der Liebesleidenschaft in der menschlichen Seele, den Einfluß, den sie auf unsere ganze Denk- und Empfindungsart hat, sowohl in moralischer als in physischer Hinsicht, lebendig darzustellen. Da aber ein ganz didaktisches Gedicht ermüdet und gewöhnlich seinen Zweck, zu belehren, verfehlt, so habe ich mit meinem Gedichte das Schicksal zweier Menschen verflochten und es dadurch dem Epischen näher gebracht. Ich habe trotz der großen Einheit, da in zehn Gesängen nur drei Personen handeln, soviel Interesse wie möglich in das Gedicht zu legen gesucht."*[432] Die dem „Zamori" zu Grunde liegende Erzählung mutet uns an wie eine Robinsonade. Müde der politischen Streitigkeiten und der Glaubenskämpfe in seiner Heimat und ein Feind der raffinierten Genußsucht moderner Überkultur, läßt sich ein junger Spanier, Zamori, auf einer einsamen Insel mitten im Ozean aussetzen. Hier findet er in Midora, einer spanischen Jungfrau, welche sich [20] als Kind auf dem Wrack eines vom Sturm zerschellten Auswandererschiffes an den Strand dieses Eilandes gerettet hat, eine Geliebte und in Achmeed, einem eingeborenen Schwarzen, einen treuen Freund. So lebt er mehrere Jahre in paradiesischer Seligkeit, bis ihn endlich die Erkenntnis, daß er den Sohn, den Midora ihm geschenkt hat, nicht ohne die Vorteile der Civilisation aufwachsen lassen dürfe, zur Rückkehr nach der Heimat bestimmt. — Es finden sich Motive aus „Paul und Virginie" in dieser Dichtung, aber der Puls der Natur, den man in der von dem Glanze des südlichen Himmels übergossenen, lieblichen Erzählung Bernardin de Saint-Pierres so deutlich zu vernehmen glaubt, klopft nicht in ihr. In die einfache Handlung flicht der Dichter langatmige Betrachtungen über „die Religion der Liebe", über „das Verhältnis der Liebe zur Freundschaft", über „Eifersucht, Selbstmord, Unsterblichkeit" und dergl. Nur zuweilen

---

[428]* S. Vermischte Schriften S. 149.

[429]* Nicht i. J. 1792, wie Ackermann (S. 12) zu glauben scheint. Vergl. die Epistel Gleims an Kleist in der deutschen Monatsschrift Jhrg. 1792 Bd. I S. 1 ff.

[430]* S. Vermischte Schriften S. 43.

[431]* Der dritte Gesang erschien zuerst im Oktoberheft der deutschen Monatsschrift v. J. 1792.

[432]* Deutsche Monatsschrift. Jhrg. 1792. S. 149.

gewinnt sein Vortrag Schwung und Wärme, meistens aber redet eine nüchterne Reflexion zu uns und zwingt uns nicht selten zum Lachen. So wirkt z. B. die poetische Strafpredigt gegen das Institut der Ammen im neunten Gesange hochkomisch. In metrischer Hinsicht ist der „Zamori“ als einer der ersten deutschen Versuche in dem Versmaße der ottave rime nicht ohne Interesse. Während Kleist die Verse in seiner „Befreiung Maltas“ „genau nach den Mustern des Ariost und Tasso“ ausarbeitete,*[433] behandelt er jetzt — wie vor ihm Wieland in „Idris und Zenide“ — die achtzeiligen Stanzen freier. In der Strophe des „Zamori“ schwankt die Zahl der Versfüße beliebig zwischen vier, fünf und sechs, und die Reime sind ziemlich willkürlich verschlungen. Manchmal gelingt es dem Dichter, der Stanze Wohllaut zu verleihen, oft aber erkennt man die Süßigkeit der ottave rime nicht mehr und meint, sie dienten eher [21] dazu, widerspenstige Gedanken an die Kette zu legen, als den Tanz der Seligen zu beflügeln, wie unter dem Scepter des Ariost.*[434] — An den „Zamori“ reiht sich das dramatische Gedicht „Sappho“. Wahrscheinlich hat ein 1792 in der „Neuen Thalia“ erschienenes dramatisches Bruchstück „der leukadische Fels“ von Karoline von Lengenfeld, in welchem dargestellt wird, wie eine zur Ehe mit einem ungeliebten Mann gezwungene griechische Jungfrau nach Sapphos Vorgang den Tod in den Wellen sucht, Franz von Kleist auf die Sage von der Liebe und dem Ende der unglücklichen lesbischen Dichterin hingewiesen.*[435] Außerdem benutzte er das bekannte Buch „Voyage du jeune Anacharsis“ von Jean Jacques Barthélemy und die Liederfragmente Sapphos.*[436] Daß sein Werk auf die Entstehung der gleichnamigen Tragödie Grillparzers von Einfluß gewesen ist, daß es dem Wiener Dramatiker in dilettantischer Form einen Teil des Materials [22] geliefert, aus welchem er sein bewunderungswürdiges Trauerspiel geschaffen hat, habe ich in meinem Buche „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft“, ausführlich dargelegt. Wie das Kleistsche Stück hat nämlich auch Grillparzers Tragödie fünf Charakterfiguren. Auch in ihr findet sich die Stellung des Liebhabers zwischen der reiferen, hochbegabten Frau und einer jugendlichen Schönen, welche hier Sapphos Sklavin ist und Melitta heißt. Diese aber hat keinen Zug von der intriganten Damophile bei Kleist, vielmehr hat Grillparzer die süße Grazie eines unschuldigen Naturkindes um sie gebreitet. Der Dichter und Krieger Alcäus, welcher das Schauspiel von Kleist mit seinem unerschöpflichen Redefluß verwässert, fehlt bei Grillparzer; dieser hat dafür die Figur des beredten, sangeskundigen Hausvogtes Rhamnes, und für Zidno die muntere, ihrer Herrin treuergebene Dienerin Eucharis. — Die Handlung stimmt ferner in ihren Hauptmomenten bei beiden Dichtern überein. In beiden Dramen bricht Phaon Sappho die Treue, und die jüngere Schöne gewinnt seine Liebe; in beiden Dramen stellt die Dichterin, als sie sich von Phaon getäuscht sieht, ihre Rivalin zur Rede, stößt der Jüngling die Betrogene in brutaler Weise von sich und entflieht mit der neuen Geliebten; in beiden Dramen eilt Sappho an das Meeresufer und ruft auf die Entflohenen die Rache der Götter herab. — Diese Momente aber wußte Grillparzer ganz anders als sein Vorgänger zu verbinden und zu echt poetischen Wirkungen zu steigern.

---

[433] *Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1790. Bd. I S. 168.

[434]* Fast wie eine Nachahmung des „Zamori“ erscheint John Wilsons bekannte Dichtung „Die Palmeninsel“ (The isle of palms), in welcher die Geschichte zweier Liebenden erzählt wird, die im indischen Meere Schiffbruch leiden, sich auf eine einsame Insel retten, sieben Jahre dort leben, ein Kind zeugen und endlich durch ein zufällig landendes Schiff in die Heimat zurückgebracht werden.

[435]* Sappho wird mehrfach in dieser Dichtung erwähnt, z. B. S. 265:

Die Wellen, sagt man, spülen aus der Brust
Die Flammen hold hinweg, und oft verlöscht
Das Leben mit der Liebe — ja so fand
Einst Sappho Rettung, ging zur Unterwelt
Aus Thetis’ Schoß — wie gerne folgt’ ich ihr!
O, daß ich wüßte, ob die Sage trügt,
Die an mein Herz schon in der Kindheit drang? —
Ob so des Gottes Wink ich richtig deute?
Die Ahnung meines Busens sagt mir, ja!
Laß mich, o Himmlische, nicht irre gehn!

[436]* Diese kannte er in der Übersetzung von Klamer-Schmidt. Vergl. die deutsche Monatsschrift Jhrg. 1791 Bd. I S. 63 f.

Im Dialog begegnen wir manchen Anklängen und Übereinstimmungen.

Z. B. sagt bei Kleist Phaon zur Geliebten:

„Willst Du dies Land,
Geschmückt von blühenden Gefilden und
Umkühlt von Myrten- und Orangenwäldern,
Zum Tempel unsrer Liebe machen?
Auf, so komm!“ (II. 9. S. 112.)

[23] Bei Grillparzer:

„O folge! unterm breiten Lindendach,
Das still der Eltern stilles Haus beschattet,
Wölbt, Teure, sich der Tempel unsres Glücks.“ (IV. 5. S. 75.)

Ferner Kleist:

„Der Wind ist günstig, und
Der Schiffsherr ist mein Freund . . .
Die Liebesgötter werden uns vor Sturm bewahren.“ (S. 112.)

Grillparzer:

„Fort! Die Sterne blicken freundlich,
Die See rauscht auf, die lauen Lüfte wehn
Und Amphitrite ist der Liebe hold.“ (S. 76.)

Sappho vernimmt mit Zorn und Schmerz die Botschaft von der Flucht des Liebespaares.

Bei Kleist (VI. 5. S. 139):

„Alcäus:
Hast Du auch Mut genug,
Das Schrecklichste zu hören?
Sappho:
Mut genug!
Was weiß ich nicht!
Alcäus:
Er ist mit ihr entflohn.
Sappho:
Wer? Phaon?
Alcäus:
Phaon mit Damophile
Ist nach Sizilien entflohn.
Sappho:
Betrüger!“

Grillparzer (IV. 8. 78):

„Sappho:
Du, Rhamnes, hier?
Und wo ist sie?

[24] Rhamnes:

Melitta?

Sappho:

Jadoch!

Rhamnes:

Fort!

Sappho:

Sie fort und Du noch hier?

Rhamnes:

Entflohen mit —

Sappho:

Halt ein!

Rhamnes:

Entflohn mit Phaon!

Sappho:

Nein! — . . . — — — Du lügst!“

Auf diese überraschende Nachricht hin stürzt Sappho an das Ufer und erblickt das Fahrzeug Phaons. Sie spricht bei Kleist (III. 7. 149 f.):

„Wo bist Du, Phaon, Phaon, kommst du nicht! —
Ach Götter! Dort ein Schiff! und schon so fern,
So fern! Wie es die Fluten treiben! Wie
Der Wind die Segel schwellt! O höre mich,
Du mächt’ger Erderschüttrer, höre mich!
Kehr’ um den goldnen Dreizack, daß das Meer
Zum Spiegel jetzt sich ebne, und der Zephyr
Zurück die Flüchtigen mir bringe! Ach!
Die Wogen stillen sich noch nicht, schnell flieht
Das Schiff am dunklen Saum des Horizonts!
O, Götter, Götter! Habt ihr kein Erbarmen?
Du, Donnerer, nicht Blitze, mich zu töten?
O, schleudre in des Meeres Tiefen mich,
Daß ich mein Elend nicht erblicke.“

Bei Grillparzer (IV. 8. S. 79):

„Und wo blieb euer Donner, ewige Götter?
Habt ihr denn Qualen nur für Sapphos Herz?
Ist taub das Ohr, und lahm der Arm der Rache?
[25] Hernieder euren rächerischen Strahl,
Hernieder auf den Scheitel der Verräter,
Zermalmt sie Götter, wie ihr mich zermalmt! —
Umsonst, kein Blitz durchzuckt die stille Luft.
Die Winde säuseln buhlerisch im Laube,
Und auf den breiten Armen trägt die See
Den Kahn der Liebe schaukelnd vom Gestade!

Da ist nicht Hilfe! Sappho, hilf Dir selbst!“

Wie in seiner „Sappho“ dem Dramatiker Grillparzer, so hat Kleist in der poetischen Behandlung der Sage von Nikolaus dem Taucher Schiller vorgearbeitet.*[437] Er schöpfte seinen Stoff aus Ottos 1792 in Berlin erschienenem „Abriß einer Naturgeschichte des Meeres“ (S. 22 bis 24), in welchem die Geschichte des Nikolaus Pescecola ausführlich erzählt wird. — Kaiser Friedrich II., so schildert Kleist, läßt den berühmten Taucher, der von Neapel nach Sizilien geschwommen ist, zu sich rufen und fordert ihn auf, eine Probe seiner Kunstfertigkeit abzulegen. Nikolaus erklärt sich bereit, einen in den Schlund der Scylla geworfenen Becher wieder herauf zu holen, und unternimmt vor dem ganzen kaiserlichen Hofe dieses Wagnis. Schon glaubt man, daß die Tiefe ihn verschlungen habe, als

„Plötzlich sich aus der beschäumten Flut
Ein rasselndes Geräusch erhebet,
Und wie zur Oberwelt von Plutos Thron gesandt,
Den goldnen Becher in der Hand,
Held Nikolaus hoch auf den Wogen schwebet.“

Der Kaiser belohnt ihn nun mit dem Becher und fragt ihn nach den Wundern der Tiefe. Nikolaus entgegnet:

„Herr Kaiser, Wunder sah ich nicht,
Auch war die Zeit zum Sehen
So genau gezählt, und in dem tiefen Grund das Licht
So sparsam ausgeteilt, daß Wunder zu erspähen,
[26] Unmöglich war; kaum daß ich diesen Becher fand,
Den mir sein Glanz verriet, der halb im Sand,
Dem Sande schien der Boden hier zu gleichen,
So fest wie eingemauert stand.
Nur mühsam konnt’ ich ihn mit meiner Hand,
Die kalt und ohne Leben war, erreichen.
Ich zog ihn zu mit her, und dachte nun
An weiter nichts, als gut heraus zu kommen.
Ja, Herr, ich habe viel im Leben schon geschwommen,
Doch diesen Sprung zum zweitenmal zu thun,
Kann Euer Kaisertum im Grunde liegen,
Ich gönn’ es wahrlich mit Vergnügen
Dem, der gleich mir sich in den Strudel stürzt.“*[438]

Darauf Friedrich:

„Versuch’ es noch einmal, mir von den Wunderdingen,
Die Scyllas Grund vergräbt, Bescheid zu bringen;
Du sollst auch dann zum Lohn aus seinem Gold

---

[437]* Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1792. S. 53 -72.

[438]* Vergl. Schiller:
Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron’,
Er soll sie tragen und König sein,“
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

Den zweiten Becher und noch hundert Gulden finden!“*[439]

Anfangs weigert sich der Taucher, dem Kaiser zu gehorchen, endlich aber willigt er ein und wiederholt am anderen Morgen sein kühnes Unterfangen.

„Der Kaiser winkt, und von der Flut verschlungen
Ist das verführerische Gold,
Und Nikolaus für den gedungenen Sold
[27] Mît minder Stolz als Furcht dem Becher nachgesprungen.
Ein schaudernd: „Ach!“ tönt von dem Volk am Strand,
Es zählt mit Ängstlichkeit die schrecklichen Minuten,
In denen Nikolaus noch unter Wasser bleibt,
Und hofft mit jeder, nun wird er erscheinen.
Doch stets umsonst, die wilde Scylla stäubt
Sich stolz, mit Friedrichs Macht die ihre zu vereinen.
. . . . . Der unzufriedne Sinn
Des Volkes läßt sich immer lauter hören,
So wie die Woge rauscht, blickt alles hin,
Um trauriger, getäuscht sich wegzukehren.
Und eine Stunde ist entfloh’n
Und Nikolaus noch immer nicht erschienen. . . .“

Da schwimmt der Kaiser „wohlgemut in seinem prächtigen Nachen Messinas Strande wieder zu,“

„Indes Held Nikolas in guter Ruh’
Bei seinem goldnen Becher modert
Und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.“

Diese langatmige, stümperhafte Reimerei hat Schiller, auf Kleists „Lob des einzigen Gottes“ aufmerksam geworden, wahrscheinlich gelesen. Aber wie hat er den fleckenvollen Stoff zu läutern und künstlerisch zu adeln verstanden! Statt eines verwegenen Abenteurers, der aus seiner Kunstfertigkeit ein Gewerbe macht, sehen wir in seiner Ballade den jungen, sanften Edelknappen, der vor den Augen seines Königs die stolzen Ritter durch den Beweis seines Mutes beschämt. Und mit welch’ einer plastischen Gewalt weiß Schiller die Schrecknisse der Tiefe zu malen! Welch’ dramatische Steigerung gewinnt die Ballade durch die Bitte der Königstochter, das grausige Spiel mit dem Leben des heldenmütigen Knappen nicht zu wiederholen, und welch’ tragische Wendung nimmt das Gedicht, als die Königsmaid nun selbst gar der Preis wird, für den sich der Jüngling auf Leben und Tod hinunterstürzt! Wie erschütternd wirkt endlich das Verschweigen seines Todes, das mild verschleiernde: „Den Jüngling bringt keines wieder“! Wahrlich, wie Grillparzer in der „Sappho“, hat [28] Schiller es hier verstanden, aus mattem Gestein funkelnde Diamanten zu schleifen.

Die übrigen in dieser Epoche entstandenen poetischen Erzeugnisse Kleists bieten geringes Interesse.*[440]

Im Spätsommer 1792 war Kleist nach Frankenhagen übergesiedelt. Hier, wo der Anblick des nahen

---

[439]* Vergl. Schiller:
Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm’ ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst du’s noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst aus des Meeres tiefunterstem Grunde.“

[440]* In der deutschen Monatsschrift v. J. 1792 veröffentlichte er noch „Der Bär und der Zaunkönig, eine Fabel“. (S. Bd. I S. 57 - 60.) Antwort auf eine Epistel Gleims. (Bd. I S. 4 f.) Apollonia an den Dr. Kramer. (Bd. II S. 73 - 88.) Das Leben des Cervantes. (Bd. II 89 - 107.)
In Archenholtz’ „Neuer Litteratur und Völkerkunde“ Jhrg. 1792 St. 4 erschien eine Kritik „Über Gleim“.

Schlachtfeldes von Kunersdorf das Bild Ewalds von Kleist lebhafter vor seine Seele zurückrief, wollte der junge Schwärmer ganz der Liebe, der Poesie und dem Studium der Philosophen leben und „nach innerer Vervollkommnung streben“. In seiner Gemahlin stand ihm eine mitstrebende und mitfühlende Freundin zur Seite. In ihrer Begleitung besuchte er öfters das nahegelegene Frankfurt, das damals noch eine Garnisons-, Universitäts- und Handelsstadt von zehntausend Einwohnern mit stillen, halb ländlichen Lebensformen war. Er verkehrte dort in dem elterlichen Hause Heinrichs von Kleist und fand wissenschaftliche und litterarische Unterhaltung und Förderung in den Kreisen der Frankfurter Professoren. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu diesen Gelehrten und Litteraten hörten auch später nicht auf, als er wegen ökonomischer Mißhelligkeiten bewogen wurde, sein Landgut zu verkaufen und sich in Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark niederzulassen. Mehrmals im Jahre fuhr er nach der gewerbfleißigen Oderstadt hinüber und las dort in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, zu deren Mitglied er ernannt worden war, seine schriftstellerischen Erzeugnisse vor, u. a. den bereits erwähnten „Versuch einer Charakterschilderung [29] des Staatsministers Ewald von Hertzberg“ und die 1794 gedichtete Ode auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig. In Ringenwalde zum Landrat ernannt, beschäftigte er sich — wie sein Verleger Friedrich Maurer bezeugt — außer mit dem Studium der Landwirtschaft, „mit der Philosophie, der deutschen Sprache und der Geschichte“,*[441] und wie früher das Glück der Liebe, besang er jetzt das Glück seiner Ehe mit Albertine. Was er der Braut einst zugerufen:

„Naht auch einst im Strom der Zeiten
Mir der letzte Augenblick,
Fühl’ ich meine Kraft entgleiten,
Muß ich mit dem Tode streiten,
Fordert mich der Staub zurück:
Will ich segnen mein Geschick,
Will ich froh zum Grabe schreiten,
Albertine, drückst dann du
Mir die müden Augen zu!“*[442]

wiederholt er jetzt der beglückten Gattin:

„Aber ruft mit bleichem Munde
Meine Baucis einst der Tod,
O, so laß in einer Stunde
Mich mit ihr im treuen Bunde
Seh’n des Jenseits Morgenrot.“

Beide Dichtungen sind vermutlich durch Bürgers: „Hohes Lied von der Einzigen“ veranlaßt. Anklänge sind nicht selten, z. B.

„Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! — . . .
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der bangen Last
Endlich nun entladen hast,
[30] Habe Dank für deine Weihe

[441]* S. Vermischte Schriften S. V.

[442]* Das Glück der Liebe, Berlin 1793, S. 21.

Sei willkommen, Himmelsgast!“*[443]

Ähnlich heißt es bei Kleist:

„Hymen, heilger Fackelschwinger,
Goldgelockter Göttersohn,
Seelenlenker, Freudenbringer,
Schenk’ uns deinen Segenslohn!
Nymphen, naht im Jubeltanze,
Sprengt den dunklen Opferwein;
Komm’ mit dem Vermählungskranze,
Komm’, entzückte Psyche, pflanze
Hymen einen Myrtenhain.“*[444]

Das „Glück der Ehe“ war das letzte Geschenk seiner Muse. Denn schon ging sein junges Leben zur Neige. Mitten in seiner Schaffenslust überraschte ihn der Tod am 8. August 1797 zum tiefsten Schmerze seiner heißgeliebten Gemahlin. Trauernd standen zahlreiche Freunde und Verehrer an seinem Grabe. Sie hatten noch Großes und Tüchtiges von ihm erwartet.*[445] Ob Kleist bei längerem Leben ihre Hoffnungen erfüllt hätte? Nach den uns hinterlassenen Jugendpoesieen zu urteilen, hatte er — um ein Wort Hebbels zu gebrauchen — den Weg zum Nixenbrunnen noch nicht gefunden, zu dem Nixenbrunnen nämlich, an dem man Geschichten erlauscht, wie die vom Erlkönig und vom Fischer, vom Glück von Edenhall und von der Loreley. Die einfachen Naturtöne des Liedes waren ihm versagt, und eine [31] sangbare Ballade sucht man unter seinen Poesieen vergeblich. Kleists dichterischer Vortrag zeigt in der Regel eine stark rhetorische Färbung oder er verflacht sich zu matten, kahlen, breiten Reflexionen. Am glücklichsten ist der Dichter in der politischen Ode oder Hymne (vergl. das Gedicht auf Mirabeaus Tod und die Ode an die Deutschen bei den französischen Unruhen), in denen seine Lyrik zündend, reinigend und erhebend aufflammt. Seine episch-didaktischen Versuche mit ihrem mythologischen Ballast sind dagegen für uns ungenießbar und mit Recht von der Nation vergessen. . . .

Franz von Kleist trat auf, als es Frühling war im deutschen Dichterwalde; in dem tausendstimmigen Chor herrlicherer und gewaltigerer Melodieen sind seine jugendlichen Weisen verhallt.

---

[443]* Gottfr. Aug. Bürgers Gedichte, herausgegeben v. Karl Reinhard, Wien. Bd. I S. 81 f.

[444]* Das Glück der Ehe, Berlin 1796, S. 5.

[445]* „Franz von Kleist“, sagt Friedrich de la Motte Fouqué, „bedurfte keiner Folie, um als Dichter zu leuchten. Die zarteste Blüte des Herzens und der Phantasie einigte sich in ihm mit einer Wohllauts-Gewalt über die Sprache, worin er sich wohl den edelsten Meistern der Kunst gegenüberstellen durfte. Meine jugendliche Seele war ganz Freude und Echoruf, so oft eine neue Dichtung von Kleist in die Welt hinaustönte.“ (Vergl. Fouqués Lebensgeschichte, Halle 1840. S. 97 f.)

Franz Alexander von Kleist[446]

Als selbständiger Lyriker, der sich am besten den Almanach-Dichtern anreiht, verdient Franz von Kleist hier einen Platz. Franz Alexander von Kleist, geboren 24. December 1769 in Potsdam, früh Officier, verließ bald den Soldatenstand, lebte seit 1790, wenn auch nicht dauernd, in Berlin und starb 1797.[447] Er begann damit, Schiller, dem er äußerlich so ähnelte, daß noch in neuester Zeit sein Bild für das des großen Dichters gehalten wurde, zu widerlegen, indem er dessen „Göttern Griechenlands" das „Lob des einzigen Gottes" entgegensetzte, schrieb patriotische Schriften und versuchte sich in Epen, Dramen und auf dem weiten Gebiete der Lyrik. Man thut ihm zu viel Ehre an, wenn man ihn wegen einiger nicht unkräftiger Verse auf Mirabeau mit seinem Namensvetter Heinrich von Kleist zusammenstellt [87] und ihn über Grillparzer erhebt, weil dieser in seiner dramatischen Bearbeitung desselben Stoffes „Sappho" manche Berührung mit dem Vorgänger zeigte, bei der dahingestellt bleiben mag, ob sie wirklich als Plagiat oder nur als Benutzung derselben gemeinsamen Quelle angesehen werden muß. Jedenfalls war Grillparzer nicht so geschmacklos, dem Werke eine gelehrte Vorrede von beinahe 50 Seiten und eine fast ebenso lange Nachrede über dramatische Dichtkunst beizugeben. Kleist war ein liebenswürdiger Dichter. Seine Schriften erfreuen noch heute als Meisterwerke der Typographie und durch herrliche Stiche nach Iury und Catel's Zeichnungen von Bolt und Bollinger gestochen. Die Originalausgabe der Sappho ziert ein Stich Chodowiecki's. Leben und Dichten war bei Kleist nur eins. Die Geliebte, die er in jungen Jahren heimführte und deren Bild er manchen seiner Dichtungen voranstellte, blieb die Göttin, der er zeitlebens huldigte. Die „hohen Aussichten der Liebe" und deren Fortsetzung „Glück der Liebe" und „Glück der Ehe" sind trotz des fremden Namens "Minona" und trotz vieler Anspielungen auf das Alterthum ihr gewidmet. Es sind wohlgeglättete Verse, mit viel Pathos, schrecklichen Uebertreibungen und manchen entsetzlichen Reimen, voll Tugendsalbaderei und etwas philisterhafter Lobpreisung des Hymen, der als Schöpfer der Menschlichkeit und Staatengründer mit unnöthiger Polemik gegen Rousseau gepriesen wird. Freundschaft und Liebe waren auch die Götter, die er in seinem langen, vielleicht in den Xenien verspotteten Epos „Zamori" besang, einem Epos, das wegen seiner mühevoll gearbeiteten, des Wohlklangs nicht entbehrenden Stanzen — 529 sind freilich eine arge Zumuthung — Achtung verdient, die Nachahmung Wieland's aber zu deutlich an der Stirne trägt, ohne dessen leichte Anmuth und heitere Ironie zu erreichen. Es ist von lyrischen Partien mehr als billig durchzogen, verbrämt die sehr dürftige Handlung mit allzu langen Reflexionen und gelegentlichen Anspielungen auf zeitgenössische Vorfälle und Thorheiten. Verherrlichung der Tugend und Verkündung der Aufklärungsideen [88] tritt auch hier hervor, und daß gelegentlich Friedrich der Große vorkommt, darf bei einem Kleist nicht wundernehmen. Seine Beziehungen zu Zeitgenossen, sowohl Dichtern als Politikern und Kriegern, schildert er am besten in seinen Oden und Liedern, die in den „Vermischten Schriften" gesammelt sind: neben lahmer Verspottung von Goethe's Elegien eine Lobpreisung Gleim's, neben einer Chronik des Jahres 1790, die gereimten Zeitungsberichten ähnlich ist, prosaische und poetische Verherrlichungen Herzberg's. Sein „Denkmal deutscher Dichter in drei Gesängen", vielleicht durch Bodmer veranlaßt, athmet streng loyale Gesinnung und ist von einer rührenden Kritiklosigkeit. Gegenüber dem Lob der Mittelmäßigkeit aller Zeiten und Orte wirkt ordentlich erhebend die Verherrlichung Lessing's, so schlecht auch die folgenden Verse sind:

O, wann könnte Deutschland dich vergessen,

Der du mehr als Hellas' Dichter bist,

---

[446] (2018) Auszug aus: Berlin 1688-1840, Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt, Ludwig Geiger, 2. Band 1786-1840, Berlin 1895, S. 86.

[447] Zwei neuere Monographien von Ackermann und Schwering, Berlin 1892. B. Schulze. Nord und Süd, 1893, vgl. Goedeke 5, 458. Hohe Aussichten der Liebe, 1791; Glück der Liebe, 1793; Glück der Ehe, 1796; alle 3 bei Vieweg, Berlin; zusammen: Liebe und Ehe in drei Gesängen, Berlin 1797, bei demselben; Zamori oder Philosophie der Liebe, 1793; Sappho 1793 bei Voß; Vermischte Schriften l797. Sämmtliche schöne Originaldrucke in der G. L. St. (Göritz-Lübeck-Stiftung Berlin)

Ehrfurchtsvoll wird dich der Forscher messen,

Der einst stolz Thuiskon's Größe mißt.

Die Gerechtigkeit, mit welcher der ehemalige Gegner Goethe's und Schiller's diese beiden Großen zu würdigen versucht, macht einen guten Eindruck, obgleich die Lobverse auf Goethe nicht viel enthusiastischer sind als die auf Eschenburg und Meißner, mit denen sie umrahmt sind. Die Huldigung seines Herzens jedoch gewährte er Wieland, Gleim und seinem Namensvetter, dem Heldendichter Ewald von Kleist; gleich ihm den Doppellorbeer des Kriegers und Poeten zu erringen war der Traum seines kurzen Lebens.

Auszug aus Erinnerungsblätter, Band 6, S. 116 ff. von Alexander von Ungern-Sternberg[448]
über seine Schwiegermutter Albertine von Waldow, verw. v. Kleist, geb. v. Jungk.

Ihre frühern Schicksale waren, wenn auch nicht auffallend, doch ungewöhnlich, sie bezeichnen so ganz den Gang, den diese eigenthümliche Natur zu gehen bestimmt war. Ihr Vater war preußischer Legationsrath in Portugal und verlebte gerade das merkwürdige Erdbeben, das halb Lissabon in Trümmer legte. Seine Rettung war mit besondern Umständen verknüpft, die eine genauere Freundschaft mit einer portugiesischen Familie zur Folge hatten, von der er zum Angedenken einen großen Rauchtopas, von der Größe eines Taubeneies, zum Geschenk erhielt. Dieser Stein ist noch in der Familie und wird besonders geschätzt. Der mehr als wohlhabende Mann, der für reich gelten konnte, hatte nur eine Tochter, die er fast männlich in Entbehrungen und mit der Natur in engster Vertrautheit erzog. Der „Emil" des Rousseau mochte hier wol unbewußt zum Vorbild gelten. Die Erziehungsmethode fiel gut aus. Das kleine Mädchen emancipirte sich von ihrer Gouvernante, strich öfters allein in den Umgebungen des Guts umher, und brachte gelegentlich auch wol eine Nacht im Freien zu, auf einem Heubündel gebettet. Der Vater, in seinen Geschäften, kümmerte sich wenig um [117] die Kleine, die rasch und kräftig emporwuchs und den andern Mädchen ihrer Bekanntschaft als Vorbild diente. Als sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, legte sie selbst Hand an ihre praktische Ausbildung; das heißt, sie that sich in die Lehre zu einer Hausfrau und Wirthin und hier stand sie selbst da bei, wenn geschlachtet wurde, lernte den Schlächtern, Bäckern, Köchen ihre Kunstgriffe ab, und war nichts als eine eifrige Wirthin. Der Vater, der sie gewähren ließ, hatte nur immer nöthig zu erinnern, daß die Geistesbildung nicht dabei zurückbleibe. Als die Jahre dahin waren, wo sie der Landwirthschaft und den praktischen Vorkenntnissen, die eine künftige Hausfrau und Wirthin wissen mußte, ihren Tribut abgetragen, trat sie als hübsches, schlankes, kluges und artiges Mädchen in die Gesellschaftssäle. Ihre freie Offenheit, die Kühnheit, mit der sie sich ausdrückte, das Gefühl von Selbstbewußtsein, zogen viele Bewunderer und Freunde heran. Dabei lockte auch die volle Börse des schönen Kindes. Ein Herr vom Adel bewarb sich um sie, sie war ihm gut, aber doch nicht so sehr, daß sie nicht forschte was er treibe, womit er sich beschäftige, und als sie hörte, daß er künftig nur von ihrem Gelde behaglich leben wollte, hatte sie den Muth, ihm aufzusagen. Diese [118] kecke That wurde bekannt, der Herr wurde verspottet und das Mädchen gerühmt. Ueberall hatte man von dem seltenen Naturkinde gehört; jedermann wollte das achtzehnjährige Wundermädchen sehen, sie bekam Freundschaftsanträge, Liebesbewerbungen, denen sie in ihrer Weise genügte. Es kam zu keiner Verbindung. Der Vater wurde diplomatisch benutzt, er verließ Berlin um Reisen zu machen, unterdessen blieb die Tochter bei ihrer Gouvernante, als Genossin einer hochachtbaren Familie, mit deren Töchtern sie in Gesellschaften erschien. Das damalige Berlin war nicht so excentrisch, so verwöhnt, so von Luxus eingenommen, wie es heutzutage ist, es konnte also nicht auffallen, mitten unter den geschmückten jungen Schönheiten dieses Mädchen der Natur zu finden, die ihr schönes Haar frei in Locken aus die Schultern fallen ließ, die nichts von Putzstücken an sich trug als eine schöne Schnalle, mit der das große, blaue Gürtelband, das ihre Taille umschloß, festgehalten wurde. So besuchte sie Theater, Soire'en, Bälle, Concerte mit ihren Freundinnen, zuweilen auch allein mit der Gouvernante. Es konnte nicht fehlen, es mußte bald ein neuer ernstlicher Antrag kommen, und diesmal war das kluge Mädchen nicht klug, sie griff zu, wo sie früher, als der Gegenstand nicht so reizend [119] war, erst lange geprüft und zuletzt verworfen hatte. Der junge Mann, der sehr schön war und dabei ein dichterisches Talent besaß, hieß Herr von Kleist, ein Vetter von jenem berühmten Dichter Heinrich von Kleist. Herr von Kleist, der selbst ohne Vermögen war, sah sich vom Glück begünstigt, mit einem Schlage eine schöne junge Frau und ein bedeutendes Vermögen zu bekommen. Seine Freunde wünschten ihm Glück, riethen ihm aber an, die Residenz zu verlassen und seinen Schatz in Sicherheit zu bringen, da er wahrscheinlich viele Neider haben würde. Er kaufte mit dem Gelde seiner Frau ein hübsches Besitzthum und richtete sich darauf mit großer Behaglichkeit ein. Jahre des Glücks und der schönsten Eintracht vergingen dem verbundenen Paare. Außer einigen Anfällen von Eifersucht, die besonders bei einem Besuche der berühmten Frau von Staël rege wurden, die es daraus anlegte, den jungen Ehemann an sich zu fesseln, legte ihm seine Frau kein störendes Motiv in den Weg, er ihr aber so manches. Die Bewirthschaftung des Guts erwies sich als planlos und leichtfertig. Große Summen wurden verschleudert, und die junge Frau sah ihr Besitzthum schwinden. Sie legte dem liebenswerthen Verschwender leichte Hindernisse in den Weg, sie besorgte verständige Verwalter, [120] welche wieder gut

[448] Leipzig, 1860

machen sollten, was der Herr verdorben; alles vergebens. Die Verwalter wurden abgeschafft und ein einziges Wort des geliebten Mannes, eine Versicherung, ein Schwur und die beglückte Bethörte wandelte auf ihrer Bahn weiter. Endlich wurde das Gut mit mäßigem Schaden verkauft und man war im Begriff ein neues zu erhandeln, als Herr von Kleist erkrankte und starb. Die Ehe hatte nur wenige Jahre gedauert, sie war schön und heiter gewesen, aber sie hatte auch die Hälfte des Reichthums der Frau dahingenommen. Mit einer Tochter, ein Sohn war schon früher gestorben, zog sich die junge Witwe nach Berlin zurück. Ein neuer Heirathsantrag zerschlug sich. Frau von Kleist erklärte, sie werde nicht wieder heirathen. Einer streng sittlichen Frau, wofür sie in ihrem Freundeskreise bekannt war, stand dieser Widerwille gegen die Heirath besonders seltsam an. Sie war eine junge Witwe von noch nicht voll dreiundzwanzig Jahren. Ihre ursprüngliche Schönheit hatte sich entfaltet, und war sie bereits früher von den Kennern der Reize einer wohlgebildcten Frau beachtet worden, so eilte man jetzt Bilder von ihr zu besitzen, denn sie galt für eine Schönheit des Tags. Herr von Kleist hatte [121] ein Büchelchen herausgegeben, worin er sich und sie in der idyllischen Mode der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte darstellen lassen, wie sie mit ihrem Kinde in einer Laube saßen. Das Gedicht, das diesem Bilde zugegeben war, pries die ländlichen Reize des Lebens in der freien Natur und das Glück gefühlvoller Herzenseinigkeit. Das Büchelchen machte die Runde im Bekanntenkreise, und manche gefeierte Schönheit pries mit einem erstickten Seufzer das Glück, neben einem so hübschen jungen Manne zu sitzen, fern von dem neckischen Treiben und den buhlerischen Launen der Glücksgöttin. Herr von W—, ein mecklenburgischer Edelmann, von altem Adel, ein rechtlicher, achtungswerther und dabei reicher Mann, trat unter den Kreis der Verehrer der Witwe. Sie wählte ihn. An seiner Seite war ihr Leben nun ein völlig verschiedenes von ihrem frühern. Hier befand sie sich neben einem praktischen, lebenserfahrenen Manne, der weit entfernt durch dichterische Träumereien den Rest ihrer Habe zu gefährden, diese schützte und durch zweckmäßige Verwerthung wieder zu einem beachtenswerthen Umfange anschwellte. Mit ihm in Mecklenburg aus dem Lande lebend, überstand sie die bösen Kriegsjahre, die Napoleon über Europa brachte, und mit bewunderungswürdigem [122] Muthe sah man sie handeln und das Richtige ergreifen, während der Gemahl von dem Gute abwesend, seinen sonstigen Geschäften oblag. Die französischen Offiziere erkannten ihre praktischen Maßregeln an, und manches Unheil wurde von dem Besitzthum abgewendet. Als die Kinder, vier an der Zahl, emporwuchsen, trennte sie sich von ihrem Manne, der auf dem Gute zurückblieb, und wählte Berlin zu ihrem Aufenthaltsorte. Hier sah sie sich nach tüchtigen Kräften im Erziehungsfache um und warb diese für sich an. Die jungen Mädchen empfingen eine Gouvernante, die Knaben mußten vorbereitende Studien treiben, die den einen für das Militärfach, den andern zum Landwirth tüchtig machten. In dieser Zeit war es, wo ihr Haus ein Versammlungsort der höhern Geselligkeit wurde, wo Schriftsteller und schreibende Damen von Ruf sich hier sahen. Varnhagen mit seiner berühmten Rahel, Frau von Hohenhausen, Helmina von Chezy kamen an bestimmten Abenden hier zusammen und fanden hier einen Kreis von Männern, unter denen sich der Koriander Schilling, Herr von Maltitz, damals als russischer Attaché an der Legation von Berlin angestellt, und mehrere höhere Militärpersonen befanden, denn die Kleist'sche Tochter der Frau von W— hatte sich unterdessen [123] mit einem Dragoneroffizier verheirathet, und dieser führte seine Kameraden heran. Diese Abende waren nach der damaligen Art, Gesellschaften zu geben und zu besuchen, sehr munter. Die Offiziere trieben ihren Scherz mit den schriftstellernden Damen und diese ließen wieder ihre Verehrer nicht ungeneckt. Geheime Liebschaften wurden ausgekundschaftet und zur Beschämung und Entrüstung der betreffenden Personen ans Licht gezogen. Das Ganze endigte sich gewöhnlich mit ausgelassenem Lachen und unter lauten Scherzen. Unter diesen lustigen Gästen zeigte sich der ewig ernste Maltitz als eine auffällige Erscheinung und erregte die Theilnahme der Frau des Hauses, die öfters in ihn drang, ihr die Quelle seiner geheimen Leiden zu offenbaren. Ich weiß nicht, ob es zu einer Erklärung kam, so viel ist jedoch gewiß, daß diese ernste Maske gewählt wurde, um sich von manchem, was ihm nicht behagte, fern zu hatten. Die rohe Manier der Offiziere war dem feinen Dichter und Denker nicht behaglich und nicht förderlich. Nach zwei oder drei Gesellschaftsstunden vereinte dann ein treffliches Souper die Gesellschaft nochmals, um sie alsdann zu baldigem Wiedersehen zu entlassen. Bei der heranwachsenden Jugend des Hauses, [124] wo die Töchter die Hofgesellschaften zu besuchen anfingen, die Söhne ihrer Bestimmung nachgingen; der eine die Kaserne bezog, der andere auf die Universität ging, veränderte sich der Zuschnitt des Hauses und seiner Geselligkeit. Jetzt mußte die vorsorgende Mutter darauf bedacht sein, ihren Töchtern in den Kreisen, wohin sie sie jetzt führte, die beste Aufnahme zu bereiten, zugleich für Tänzer zu sorgen, denn sie wollte nicht zu den Müttern gehören, die ihre Töchter nur in die Tanzsäle führen, um sie nach Ablauf von fünf mit beharrlichem Sitzen hingebrachten Stunden mit Staub bedeckt nach Hause zu bringen. Daran war jedoch nicht zu denken. Die Töchter waren zarte, mit Jugendreiz reichlich ausgestattete

Gestalten, und die Mutter war dem Könige bereits bekannt als eine muntere Dame, mit der sich ein Wort sprechen ließ. Dies war genug, um allen dreien eine gute Aufnahme zu bereiten. Der einsiedlerisch lebende König fragte bei Anfertigung der Ballisten immer zuerst: „Ist Frau von W— nicht ausgelassen?" Er sah die Töchter und die Mutter auf seinen kleinen Dejeuners, und da war es, wo er, der so selten mit Frauen sprach, oft stundenlang sich mit Frau von W— unterhielt, sich von ihr wohlgefällig allerlei sagen ließ, das niemand anders ihm zu bieten gewagt. Die [125] gerade Offenheit, der gute Humor, die Rücksicht auf andere, denn nie bat oder wünschte Frau von W— etwas für sich, mochten dem alten Herrn angenehm auffallen, weil sie so selten ihm vorgekommen waren. Sie liebte auch den König wahrhaft, und sprach mit Rührung von ihm, ebenso von ihrem alten Jugendfreunde, dem Großherzog von Mecklenburg- Strelitz, mit dem sie bis an ihr Lebensende in Correspondenz blieb. Den Hof von Strelitz betrachtete sie übrigens als zu ihrer Familie gehörig. Jede freudige Begebenheit, die sich dort ereignete, jeder Trauerfall war ihr persönlich angethan; sowie sie denn auch zur Zeit der Unruhen des Jahres 1848 bedeutende Dienste der großherzoglichen Familie leistete.

Frau von W— dankte ihre Ausbildung wenig den Büchern, obgleich sie viel las, doch meistens nur leichte Lectüre, sondern einzig ihrem Naturell. Wie die meiste Zahl der Frauen damaliger Zeit, war sie weit entfernt, eine gelehrte Bildung, ja nicht einmal eine Schulbildung zu besitzen. Was sie an Schulbildung besessen, hatte sie schon längst wieder vergessen, und ihre Verstöße im Deutschsprechen waren zahlreich; aber man hätte um alle Schätze der Bildung dieses köstliche, derbe und bezeichnende Deutsch, das sie sprach, nicht hingeben mögen. Es war ihre [126] Sprache; sie hatte sie sich gebildet, ihrem Geiste, ihren Urtheilen angepaßt, und es lag in ihrer Ausdrucksweise so viel Mannichfaltigkeit, und eine so gesunde Keckheit, daß man sogleich wußte, woran man war. Sie schmeichelte zwar, weil sie glaubte, dieses im Verkehr mit den Menschen nöthig zu haben, aber ihre Schmeichelworte, wenn sie im Gefolge dieser offenen und einfachen Sprache kamen, galten nicht für solche, sondern für baare Wahrheit und erfreuten den Empfänger um desto mehr. Auch ihre berühmten Briefe waren oft vom Anfange bis an den Schluß nichts als schmeichelnde Phrasen, aber sie klangen wie derbe Wahrheiten, die der Schreiber nothgedrungen auftischt, um sich eine Pflicht vom Halse zu wälzen. Es war nur zu bedauern, daß sie, namentlich in spätern Jahren, dieses geschickte Medicament jedem austheilte, und daß es dadurch an seinem Werth und seiner Wirkung verlor; auch waren die Briefe oft so schlecht geschrieben, was die Handschrift betraf, daß man sie, wer sie nicht bereits schon öfter erhalten hatte, halb ungelesen beiseite legen mußte. [127]

Dies war die Frau, die meine Schwiegermutter wurde. Ich habe sie herzlich geliebt und verehrt, trotz mancher Mishelligkeit, die hier und da zwischen uns sich einschlich. Sie ist nun seit Jahren dahin, allein meine Frau und ich vermissen sie, als wenn sie gestern von uns gegangen. Sie erreichte ein Alter von nahe an 80 Jahren, und nie ward diese große Zahl von Jahren durch Krankheit getrübt. Eine kernhafte Gesundheit gehörte zu ihren Lebenselementen, die man von Kindheit aus nicht durch Verweichlichung und böse Angewohnheiten in ihrer Kraft geschwächt hatte. Sie hatte von dem Luxus und der jedesmaligen Mode nur so viel angenommen, als sie sür sich passend sand, und das war immer nur ein kleines Theil. So auch in ihrer Umgebung. Nirgends fand man bei ihr kostbare Möbel, keine Nippes und das vielerlei bunte Durcheinander, das Wohnungen auszeichnet, in denen Leute, die sich zu [128] den wohlhabenden Ständen rechnen, haushalten, und dennoch fehlte kein Möbel, keine noch so geringe Kleinigkeit, die zu dem wirklichen Lebensbedarf dient. Dieselbe Ordnung und Einfachheit befolgte sie in ihrer Tageweise. Schon bei frühem Morgen, im Sommer schon um 4 Uhr, war sie wach, und nach dem sie ihren einfachen Morgenanzug und ihr Frühstück beendet hatte, nahm sie ihren gewohnten Platz am Fenster ein und empfing die Morgenbesucbe, die da kamen um mit ihr zu plaudern, oder ihr ihr Herz auszuschütten. Diese Art von Vertraulichkeit begünstigte sie, theils durch natürliches Wohlwollen verleitet, theils durch Neugierde veranlaßt, denn in ihrer Einsamkeit hörte sie gern von den Dingen in der Welt sprechen, gab Rath und ließ sich des breiten Familienangelegenheiten vortragen, deren Schluß immer irgendeine Bitte machte um Verwendung oder um thätige Hülfe. Beides gewährte sie. Ein großer Theil ihres eigenen Vermögens floß aus diese Weise in fremde Taschen, und ein großer Theil ihrer Correspondenz wurde geführt, um fremde Angelegenheiten zu ordnen und zu besorgen. So manche einflußreiche Stelle hat sie vergeben, ohne daß sie davon Redens gemacht. Nach ihrem einfachen Mittagsmahle machte sie gegen den Abend eine Promenade, [129] die nicht weiter sich erstreckte als bis zum Ende der Straße, oder zu einem Gang in den Garten. Später hörten auch diese Gänge auf, und ihre ganze Abwechselung bestand darin, daß sie von ihren Zimmern hinüber zu uns kam und besonders die Theestunde nicht fehlte, wo ich sie sehnlichst erwartete, denn immer von neuem hatten wir uns etwas zu sagen. Der Abend vereinte uns wieder, und da war es, wo sie ihr seltenes Talent des Vorlesens entwickelte, und oft zwei, ja drei Stunden hintereinander mit unerschöpften Kräften

beim Buche blieb. Wenn meine Frau nicht zu Hause war, und wir allein blieben, so benutzte sie die Zeit, mir allerlei humoristische Geschichtchen aus ihrem reichen Leben zu erzählen, und da waren einige darunter, die in der Weise des Boccaccio die ärgerlichen Händel zwischen Mann und Frau, zwischen Frau und Liebhaber erzählten, in jener freien Manier vorgetragen, wie sie ihre Jugendzeit charakterisirte, wo das frivole, philosophische Berlin eine Meisterschaft unter den Städten erreichte. Keine mir bekannte Familie, deren gealterte Mitglieder jetzt ehrbar dahinlebten, kam ungeneckt davon. Ueberall hatte der Kobold, in der Gestalt einer alten schalkhaften Frau, auf die graziöseste Weise dreinzuschlagen. Trotz der Vortrefflichkeit und der [130] Güte ihres Herzens war sie eine Pessimistin, sie traute keiner sogenannten guten Handlung, sie forschte so lange unter den Motiven, die dieses oder jenes hatten entstehen lassen, bis sie das tugendhafte Werk untergraben und zerstört hatte. Positive Religion hatte sie nicht; dies gehörte nicht zu der Erziehungsmethode, nach der sie aufgewachsen, aber sie hatte die einfachen Hauptideen der Religion, sie beugte sich vor Gottes Allmacht, und kein Tag verging, wo sie sich nicht im Gebete an ihn wandte, in der einfachen Art eines Abendsegens. Sie verdammte keine andere Ansicht, sie war nur eben zufrieden mit dem Theil von Religion, der ihr beschieden war. Ich habe sie nie über Pietisten und Schwärmer schelten hören, nie sich über Ungläubige seltsam geberden sehen, sie ging ihren Weg mitten unter sie hin, die andern mochten sehen wie sie den ihrigen gingen. Da die größere Anzahl ihrer Kinder vor ihr starb, hatte sie Kummer zur Genüge erfahren, ich habe nie gehört, daß irgendein solcher Anlaß sie bewogen hätte, Trosteswege zu suchen, die zu gehen ihr nicht gewohnt waren. Sie blieb bei ihrer Abendpostille und bei ihrem einfachen herzlichen Gebete. In den letzten Monaten vor ihrem Tode fragte sie mich einst: „Was halten Sie vom Wiedersehen, [131] bester Sternberg? Glauben Sie daran, daß wir uns künftig wiedersehen werden?" Ich gestand ihr offen meine Zweifel, und wie sehr ich wünschte, darüber belehrt zu werden; nur sei das, was man mir bisjetzt über diesen Gegenstand gesagt, nicht geeignet gewesen, meine Ueberzeugung zu ändern. Sie neigte still ihr Haupt bei dieser Antwort und erwiderte: „Ich glaube daran, weil eine Existenz ohne die Meinigen mir nicht denkbar ist, und völlig alles in Nichts aufzulösen, das streitet mir gegen die Güte Gottes, die doch am Ende unzweifelhaft ist." Vielleicht habe ich bereits zu viel von dieser seltenen Frau gesprochen. Der Leser möge mir verzeihen. Sie gehört zu sehr zu meinem Leben; sie bildet in demselben einen so wesentlichen Theil, daß es unmöglich war, über sie flüchtig hinwegzuschlüpfen. Sie wurde ja meine Mutter, wie kann man jemals zu viel über eine Mutter sprechen. Und diese hier gewann ich in meinen reifen Iahren, wo man viel fähiger ist, die Würde und den Werth einer solchen Frau zu fühlen, als in jenen ersten Jugendtagen, wo ich meine eigentliche Mutter verlor. Eine Schattenseite an ihr war ihre Eigensucht und ihre Rechthaberei in der Liebe. Sie wollte, daß die, [152] die zu ihr gehörten, ihr unbedingt, sogar mit Ausschließung ihres eigenen Willens angehörten. Sie vergalt diese Liebe alsdann auf das wärmste, aber sie konnte ungerecht werden, wenn sie sah, daß ihre Kinder ihre eigenen Wege gehen wollten. So war es ihr nicht recht, daß ihre Tochter sich maßlos einem Schmerze hingab um den Tod ihrer Schwester; sie wollte, daß sie anerkennen sollte, daß sie noch vorhanden sei. Die Tochter, durch die innigste Liebe mit der Mutter verbunden, fand dennoch diesen Zwang unleidlich und beklagte ihn insgeheim mit vielen Thränen. Als sie sich mit mir verband, sagte die Mutter: „Ich bin Ihnen dankbar, denn ich sehe, daß Luise jetzt etwas ihre Schwester vergißt. Sie übernahm sich in Trauer, und es war kaum mit ihr zu leben." Sie bedachte nicht, daß sie selbst den Grund zu diesem Schmerz gelegt, indem sie ihre beiden Töchter so erzogen hatte, daß sie völlig auf sich angewiesen waren, keinen weiblichen Umgang hatten, keine Mädchenfreundschaften, keine von den tausend Mitteln, die geeignet sind, in jungen Herzen den Trieb zu wecken, sich mit der Welt und deren Erscheinungen anhaltend zu beschäftigen. Auch dies war eine Eigenwilligkeit ihrer Liebe.

Auszug aus: Mein Lebensmorgen - Nachgelassene Schrift von Wilhelm Harnisch.
Zur Geschichte der Jahre 1787-1822[449] - Über Albertine von Waldow.

Von der Reise nach Dannenwalde weiß ich nur den Auslauf. Außerdem sind alle Erinnerungen von derselben verschwunden. Wir kamen aus dem Walde heraus, ein See, der Wantesee, lag vor uns, oder vielmehr zwei Seen, über deren Verbindung unser Weg ging und woran ein Haus gelegen war. Hinter dem See rechts lag ein schönes Schloß. „Das ist Dannenwalde," sagte der Kutscher, „bald sind wir am Zollhause, da ist die preußische Grenze, jenseits fängt das Mecklenburgische an." Das Herz schlug mir gewaltig, das Athmen ward schwer, meine nächste Zukunst lag vor mir; sie war in dem großen Schlosse mit eingeschlossen, aber welche? Das war mir verhüllt.

Der Weg hinter den Seen führte etwas bergan um den Schloßgarten rechts herum; links sah ich im Walde einsiedlerische Gänge, dahinter stand ein Gasthaus und rechts fuhren wir in den Schloßhof ein. Ein Paar Bediente oder richtiger ein Jäger mit dem Hirschsänger an der Seite und ein Bedienter hoben mich vom Wagen, der ich gern allein herunter gestiegen wäre, führten mich in das Eßzimmer, wo der Herr Major von Waldow und seine Frau mich begrüßten, und mir auch meine Zöglinge, ein halb erwachsenes Fräulein und einen etwa siebenjährigen Knaben, vorstellten. Meine Stube nebst Schlafkammer ward mir vom Jäger angewiesen und so war ich installiert.

Den folgenden Tag lernte ich, da es gerade Sonntag war, die Kirche und den Prediger kennen, welcher in einem andern Dorfe wohnte. Der Prediger aß zu Mittag mit und ich freute mich außerordentlich , als er nach dem Kaffee mit auf meine Stube kam, um eine Pfeife zu rauchen, weil ich viele Dinge aus dem Herzen hatte, wornach ich ihn, als einen orts- und sachkundigen Mann, zu dem ich als Berufsverwandter unumwunden sprechen konnte, fragen wollte. Namentlich wußte ich nicht, wie ich Bediente, Jäger, Koch, Wirthschaftsinspector, Hausmädchen und Kammerjungfer zu behandeln hatte, da ich doch so eine Zwischenperson war, halb Diener, halb Herr. Der treue Pastor Sponholz, der auch erfreut war, in Dannenwalde, wo er herkömmlich alle 14 Tage des Sonntags zu Tische war, ein Rauchzimmer zu besitzen, unterrichtete mich auf's Beste, eröffnete mir auch, obwol mit Rückhalt, doch Manches über Principal, Principalin und Zöglinge, woraus ich wol abnehmen konnte, daß meine Stellung keine leichte sein würde.

Den Montag wollte ich den Unterricht anfangen und meine Principalin hatte mir vorsorglich die erste Arbeit, die Anfertigung eines Lehr- und Stundenplans, abgenommen. Ich fand für beide Zöglinge, in schöne Rahmen gemacht, die Stundenpläne vor. Auch ward mir ein Knabe, der Sohn des Gastwirths, vorgestellt, der da sollte, da er in der Mitte zwischen der Tochter und dem Sohne stand, mit beiden unterrichtet werden, um so die Arbeit zu fördern. Dies Letztere war mir sehr lieb und gewiß auch recht zweckmäßig; aber die beiden Stundenpläne konnte ich nicht ohne Bangigkeit ansehen. Es stand für mich zu viel darauf, namentlich wußte ich gar nicht, wie ich sollte mit der Astronomie, Mythologie, Technologie und Mineralogie, Botanik und französischen Poesie durchkommen. Ich unterließ nicht, meiner Frau Principalin (denn ich hatte stets mit ihr, und nicht mit dem Herrn Principal, zu thun, was so weit ging, daß, wenn ich ausreiten wollte, ich mir von ihr die Erlaubniß erbat, ein Reitpferd satteln lassen zu dürfen), meine Furcht zu offenbaren, daß ich in manchen Gegenständen nicht würde das leisten können, was sie wol erwarte. Sie beruhigte mich aber freundlich, und erklärte, „daß sie nichts weniger wünsche, als daß ihre Tochter eine Gelehrte würde, nur solle sie von allen Wissenschaften das Nothwendige wissen, um in geselligen Kreisen sich von Allem unterhalten zu können; übrigens stände mir zu jeder Zeit der Schlüssel zur Bibliothek zu Diensten, worin ich gewiß Hilfsmittel zu sämmtlichen Lehrgegenständen finden würde; auch solle nichts gespart werden, um etwa sonst noch nöthige Hilfsmittel anzuschaffen." Zugleich erhielt ich die Aufforderung, „mich nicht mit dem Unterricht zu beeilen, sondern mich erst in der laufenden Woche darauf einzurichten und solchen nach acht Tagen etwa anzufangen, ich solle Nachmittag mit ihnen ausfahren, sie wollten mich mit einem andern Hauslehrer bekannt machen, ich müsse erst etwas heimisch in der Gegend werden, ich versäume bei den Besuchen nichts für mich und ihre Kinder." Diese Freundlichkeit hatte etwas sehr Beruhigendes für mich von der einen Seite, doch blieben mir immer noch die französische Poesie, die Astronomie, Mineralogie und Botanik in meinem beunruhigten Gemüthe. Auch acht Tage davor gleichsam

[449] Berlin 1865

in der Quarantaine vor Anker zu liegen, das wollte gar nicht in meinen Sinn; denn so weit war ich gekommen, daß es überall am Besten sei, bald zur Sache zu gehen. Indeß ich hielt es doch für Pflicht, auf dem neuen Boden vorsichtige Tritte zu thun, und so fuhr ich denn, mit geringen Ausnahmen, die ganze erste Woche mit aus, oder wir hatten Besuch, ich ward überall als der neue Hauslehrer von Kopf bis zu Fuß gemustert, lernte einen sehr erfahrnen, wohlgenährten Hauslehrer kennen, der bei seiner Principalität in großem Ansehen stand, einen andern, der bald daraus Rector in einer benachbarten Stadt wurde und sich sehr der Gnade meiner Principalin erfreute, mehrere Familien der Umgegend , und wurde etwas beherzter. Das Ausfahren oder das Besuchhaben fiel auch späterhin jede Woche mehrere Mal vor. Oefter kamen wir nach Mitternacht zu Hause, wir lebten gewissermaßen in Saus und Braus, der Hauslehrer und die Kinder immer mit; aber eigentliche Aufsicht hatte ich über dieselben nicht zu führen, ja auch der Knabe schlief nicht einmal bei mir. Ich war mehr Lehrer als Erzieher und hatte also viel Zeit für mich.

Meine Principalin war auch so gnädig, mir zwei Lectionen anfänglich zu erlassen, ich fing dann in Gottes Namen den Unterricht an, und gab ihn, so gut ich konnte. Es ward ein Tillichscher Rechenkasten gemacht, und ich pestalozzisierte, so gut ich es verstand, und gab mir alle Mühe, den Kindern im Unterricht etwas beizubringen. Dieser Eifer und mein Ordnungssinn erwarb mir den Beifall meiner Prinzipalin und ich wagte es, nach etwa 4 bis 6 Wochen, die unpassenden Stundenpläne ohne Weiteres herauszuschneiden und passendere (wenigstens wie ich glaubte) ohne Weiteres hineinzukleben und danach zu unterrichten. Ich glaube, ich hätte dazu auch die Erlaubniß der Frau Principalin einholen sollen und es wäre wol schicklich gewesen, vorher mit ihr darüber zu sprechen. Aber in meiner studentischen Keckheit machte ich es anders. Diese studentische Plumpheit und diese Mangelhaftigkeit an höherer, feinerer geselliger Bildung schadet den jungen Studenten gar sehr. Die Schale ist nicht unwesentlich für die Bildung des Kerns. In Klein-Leppin selbst, wo doch meiner Frau Principalin selbst fast alle gesellige Bildung abging, hatte ich Verstöße gemacht. Ein wenig mochte ich in Frankfurt gehobelt sein, aber mein Verfahren mit dem Lectionsplan und einiges Andere, was ich mir erlaubte, zeugen davon, daß meine Principalin in Dannenwalde auch nicht immer mit mir zufrieden sein konnte. Daß sie aber ihren Unwillen über mein plumpes Verfahren nicht zu erkennen gab, kam wol daher, weil sie merkte, ihre Kinder lernten etwas bei mir. Vielleicht war ihr auch die Unzweckmäßigkeit ihrer Stundenpläne klar geworden. Die Sache erregte aber doch in der Umgegend etwas Aufsehn. Ich unterrichtete jetzt um so eifriger, da ich nun eine größere Verantwortlichkeit für den Unterricht hatte, und die Kinder schienen auch nicht ungern in die Schule zu kommen. Nur in Einem Gegenstande erkannte meine Principalin meine Schwäche mit Recht und half mir. Bald bei dem Antritt meiner Stelle hatte ich nämlich zu meinem Schrecken bemerkt, daß das Fräulein, welches ich auch im Klavierspiel zu unterrichten hatte, wenigstens eben so gut oder besser als ich spiele. Um nun doch möglichst zu nützen, übte ich mir mit großer Anstrengung die vierhändigen Stücke, welche ich mit ihr spielen wollte, vorher ein. Davon befreite mich die Principalin, indem sie einen Thüringer, der sonst Bedienter gewesen war und ein Vorwerk des Gutes in Pacht hatte, zum Klavierlehrer für die Tochter annahm, so daß mir nur der Unterricht im Klavier bei dem Sohn und dem Hilfsschüler blieb, womit ich die ersten Anfänge des Klavierspiels trieb. Meine Principalin nahm so einen Mühlenstein von mir ab; denn es ist doch eine recht große Qual, selbst unfertig Andre zur Fertigkeit bringen zu sollen. Der Unwissende kann eher unterrichten, als der Unfertige Fertigkeiten beibringen. Die eigene Unwissenheit läßt sich leichter verdrängen, als die Unfertigkeit. Dazu fehlten mir die musikalischen Anlagen; darum mein Singen, Klavierspiel, Geigenspiel stets Stümperei geblieben ist.

b. Die Principalin nach Rousseau erzogen.

Meine Principalin, Albertine von Waldow, gehörte unstreitig zu den begabten Frauen ihres Standes. Sie war nach Rousseau erzogen und hatte für mich deshalb einen besondern Werth. Ich konnte in ihr, so weit es möglich ist in Einer Erscheinung das Gesetz zu sehen, die Früchte der Rousseauschen Erziehung erkennen. Frau von Waldow war über das Maß natürlich. Sie stillte ihre Kinder in den größten Gesellschaften, und das so offen, daß gewiß stets die Nachbarn dabei in Verlegenheit geriethen. Sie stillte bis in's dritte, vierte Jahr hinein und trug sichtlich die Spuren solcher Anstrengungen an sich, indem die Nährapparate sich übermäßig verlängert hatten. Sie gewährte den kleineren Kindern Alles, hatte einen Kaufmann in Berlin beauftragt, mit jeder Post, wöchentlich zwei Mal, Spielsachen an die beiden jüngsten Kinder (gegen 4 und über 2 Jahr alt) zu schicken, so daß sie das Vergnügen des Auspackens hatten. Eine große Stube beherbergte alle diese Spielsachen. Und dabei saß der vierjährige Knabe oft eine Stunde lang auf einer Treppe und rief: „Mutter, ich ennüire mich.” Die Unterhaltungen mit der Frau von Waldow hatten für mich viel Anziehendes, sie

waren sehr natürlich, oft zu natürlich. In dieser Natürlichkeit erlaubte sie sich Scherze, welche über die Grenzen der Schicklichkeit weit hinausgingen, und erzählte geheime häusliche Scenen, die nie pflegen Gegenstände des Gesprächs zu sein. Es war ihr so natürlich, und ich glaube, daß diejenigen sie ganz falsch beurtheilten, welche daraus böse Folgerungen machten. Ihre Natürlichkeit war mit einer gewissen Männlichkeit verbunden. Sie führte sehr gewandt die Feder, sie ordnete Alles im Hause an, bekümmerte sich um Alles, ging selbst in die Kuhställe, wenn es ihr einfiel, und war dabei doch immer die geistreiche Frau, welche man nicht ungern am Strelitzschen Hofe sah, und mit der doch die Nachbarn den Umgang nicht abbrachen , obgleich sie den Besuch von ihr hin und wieder zu häufig fanden.

Bei dieser Natürlichkeit besaß die Frau einen praktischen Blick; sie erkannte die einzelnen Bedürfnisse eines Jeden und ich kann es nur mit Dank aussprechen, daß sie auch bemüht war, meinen kleinen Bedürfnissen durch Geschenke abzuhelfen. Sie wirthschaftete gut, ja es ging zu Zeiten in's Knappe bei Kleinigkeiten, dagegen erfreute sie auch gern. Sie hatte ein gutes Gemüth. In Gemüthlichkeit suchte sie auch mich zu erziehen. So gewöhnte sie mir das Hinsetzen aus die Sopha im Eßsaal dadurch ab, daß sie einige Schnüre davor zog.

Obgleich die Frau von Waldow sehr herablassend war und selbst sich ganz gleichstellend mit Jedermann unterhalten konnte, so legte sie doch einen bedeutenden Werth aus das Herkommen. Es zeigte sich dies unter Anderm in der ganz schlechten Einrichtung meiner sonst guten Stube und in der Anforderung an mich, bei dem häufigen Ausfahren stets den Platz neben dem Kutscher aus dem Bock zu nehmen, was jedoch, auf eine angemessene Vorstellung von meiner Seite, zu meiner Zufriedenheit geordnet ward. Die schlechte Aufnahme eines meiner Freunde, der mich besuchte, indem ihm ein Gesindebett zur Uebernachtung gegeben ward, veranlaßte mich aber, daß ich zu Weinachten 1809 meine Stelle kündigte. Doch verdanke ich der Frau von Waldow Manches und der 5/4 jährige Aufenthalt in ihrem Hause hat meinen Lebensblick bedeutend erweitert. Durch den Herrn Major von Waldow und einen Freund des Hauses, den Rittmeister von Langen, der 1810 bei dem neuerrichteten Uhlanenregiment in Berlin angestellt wurde, lernte ich etwas näher das preußische Heerwesen kennen. Die nähere Bekanntschaft mit zwei Freundinnen der Frau von Waldow, Fräulein von Bilgum und Fräulein von Bodeck, die gleich dem Herrn von Langen längere Zeit dort lebten, wovon die erstere späterhin Erzieherin der Kinder der Schwester der Königin Luise war, die sie vom Fürsten Solms hatte, bevor sie Königin von Hannover ward, machte mich etwas unbefangener im geselligen Umgang mit mir gleichstehenden gebildeten Frauen. Die vielen Besuche in der Umgegend eröffneten mir Blicke in viele Lebensverhältnisse, namentlich lernte ich auch mehrere Leute kennen, die noch am Hofe des Prinzen Heinrich in Rheinsberg gelebt hatten, und that Blicke in das lüderliche Leben in manchen höheren Kreisen. Der Aufenthalt in einem Lande außerhalb Preußen brachte mich zu Vergleichungen. Doch lebte ich dabei wie in Preußen, nicht blos, weil das Gut an der Grenze lag, sondern weil meine Principalität von allen Seiten mit Preußen und namentlich mit Berlin in Berührung stand. Der Major von Waldow besaß auch ein andres Gut im Preußischen und hatte dem Könige von Preußen gedient. Die Frau Majorin war früher an den Dichter Franz von Kleist verheirathet gewesen, den Sohn des Gouverneurs von Magdeburg, der diese Elbfeste den Franzosen ohne Schwertstreich 1806 überliefert hatte. Meine Schülerin stammte aus dieser Ehe und eine im Geiste gestörte Tochter von dem ehemaligen Gouverneur von Kleist lebte in unserm Hause. Ich hörte deshalb ebensoviel von Preußischen als von Mecklenburgischen Zuständen.

Meine Studien.

Die schöne Bibliothek im Hause stammte von dem Dichter von Kleist und veranlaßte mich, zwei Studien besonders aufzunehmen, Reisen und nordische Mythologie. Noch sehr lebhaft erinnere ich mich an Bruce's Reisen in Abyssinien, und wie diese meinen Blick für Betrachtung mancher Gegenstände in der heiligen Schrift schärften.